

zügliche Aufmerksamkeit schenkte. Daher wählte er auch zum Gegenstand seiner schöpferischen Kunst meist Heldengefalten aus der mythischen und historischen Zeit, besonders den Hercules in seinen Kämpfen und Athletenfiguren. Den höchsten Ruhm aber erlangten seine Darstellungen Alexander's des Großen, bei denen man das Weiße in der Haltung des Nackens, das Verschmelzen der Milde in den Augen mit dem Mannhaften und Löwenartigen, das in den Mienen dieses Helden lag, und das strahlenförmig wallende Haupthaar bewunderte. Außerdem verfertigte er eine ganze Gruppe von Feldherren und Kriegern aus Alexander's Umgebung, welche eine täuschende Ähnlichkeit mit den Originalen verriethen.

Lysistratus, ein griech. Bildhauer um 330 v. Chr., aus Sicyon im Peloponnes, ein Bruder des Lysippus (s. d.), scheint sich bloß die getreue Nachahmung der äußerlich vorhandenen Gestalt zum Ziele seiner Kunst gesetzt zu haben, war aber der Erste, der Gesichter in Gyps abformte.

Lytleton (George, Lord), engl. Dichter und Geschichtschreiber, ein Sohn des Baronet Thom. L., geb. 1709 zu Haylay in der Graffschaft Worcester, trat, nachdem er den Continent bereist, unter dem Ministerium Walpole ins Unterhaus und zeigte sich hier sofort als den heftigsten Gegner der Verwaltung. Besonders weil er auf die Entfernung Walpole's antrug, wählte ihn der mit dem Hofe zerfallene Prinz Friedrich von Wales 1737 zu seinem Secretair. Durch des Prinzen Einfluß wurde L. 1744 Lord der Schatzkammer und Geh. Rath. Da er indeß hiermit zugleich seine politischen Grundsätze änderte, so mußte er schon im Dec. desselben Jahres mit Lord Carteret, der zu den Tories gehörte, wieder aus der Regierung treten. Im J. 1751 kam er als Erbe des Titels und der Güter seines Vaters in das Oberhaus. Er lebte fortan in Zurückgezogenheit, ganz literarischen Arbeiten gewidmet, und starb am 23. Aug. 1773. Sein Hauptwerk „History of the life of Henry II.“ (5 Bde., Lond. 1755—71; deutsch von Weigel, Nürnberg. 1791) ist zwar weitschweifig, aber auf gründliche Forschung gestützt. Großes Aufsehen machte er durch die „Dialogues of the dead“ (Lond. 1767), dichterische Betrachtungen, die er in seinen Ruhestunden niederschrieb. Seine „Poetical works“, die zugleich mit denen von Hammond (Glasg. 1787) erschienen, zeichnen sich übrigens weniger durch Schwung der Phantasie, als durch correcte Versification aus. Sein literarischer Nachlaß kam unter dem Titel „Miscellanies“ (Lond. 1775; 3 Bde., 1776) heraus.

Lytton (Edward), s. Bulwer (Baronet).

M.

M', das abgekürzte Mac, wie es auch ausgesprochen wird, ist eine Vorsesilbe schot. Eigennamen und bedeutet so viel als Sohn. Es rührt, gleich dem hebr. Ben (s. d.) und dem irländ. D' (s. d.), aus den Zeiten her, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren.

Mäander, jetzt Meinder, ein Fluß Kleinasiens, welcher bei Kelänä in Phrygien entspringt, hierauf Karien und Lydien, wo er die Grenze bildet, durchströmt, und bei Miletus ins Ikarische Meer fällt, war im Alterthume seiner vielen Krümmungen wegen berühmt, daher man auch in der Stickerei die künstlichen Bindungen, besonders die ineinander verschlungenen Purpureinfassungen an den Gewändern, wol auch auf Urnen und Gefäßen, damit bezeichnete.

Maanen (Cornelis Felix van), niederländ. Staatsmann, geb. im Haag 1769, studirte die Rechte in Leyden, wo er auch als Doctor promovirte und wurde, nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt practicirt hatte, 1795 Generalprocurator. Er gehörte damals, wenn auch nicht aus Überzeugung, sondern weil es die Zeit verlangte, zur ultraliberalen Partei und war ein entschiedener Anhänger der Volkssouverainität. König Ludwig von Holland ernannte ihn 1806 zum Justizminister, entließ ihn aber 1809. Nach der Ver-

einigung Hollands mit dem franz. Reiche wurde er 1810 Staatsrath und später Oberpräsident des Appellationsgerichts im Haag. Obschon er an der Wiederherstellung seines Vaterlandes im J. 1814 nicht den entferntesten Antheil genommen hatte, ernannte ihn doch der König Wilhelm zum Mitglied der mit der Revision des Grundgesetzes beauftragten Commission und zum Präsidenten der Versammlung der Notabeln. In dieser sprach er sich sehr nachdrücklich für die Verantwortlichkeit der Minister aus und wurde hierauf im Sept. 1815 Justizminister, wozu ihn seine Talente wie seine Thätigkeit befähigten. Allein sofort änderte sich seine politische Gesinnung und mit Eifer trat er nunmehr den liberal Gesinnten entgegen. Abgesehen hiervon machte er sich den Belgiern noch insbesondere verhasst durch die Strenge, mit der er die Verordnung über den Gebrauch der holländ. Sprache in Belgien durchführte, durch den Proceß gegen Dupétiour und Potter (s. d.) und durch den Antheil, den man ihm beimasi, an der Erklärung des Königs, in Ansehung der Verantwortlichkeit der Minister, sodas man ihm einen großen Theil der Schuld zuschreiben muß, welche die belg. Revolution hervorrief. Nachdem das erbitterte Volk seine Wohnung in Brüssel verwüstet und die Revolution begonnen hatte, wurde er in Folge seines dringenden Ansuchens am 3. Sept. 1830 entlassen, nach der Unabhängigkeitserklärung Belgiens aber sofort wieder als Justizminister angestellt. So blieb er, dem man große Erfahrung, Klugheit, Charakterfestigkeit und Beredsamkeit nicht absprechen kann, fast ununterbrochen eine Hauptstütze der Regierung König Wilhelm's. Allein nach der Abankung desselben sah auch W. schnell sein Gestirn erbleichen, sodas er sich veranlaßt fand, 1842 seine Entlassung zu nehmen. Er starb 1843.

Maas (lat. Mosa, franz. Meuse), ein bedeutender Fluß, welcher in Frankreich im Departement Obermarne, bei dem Dorfe Meuse, zwei Meilen von Langres auf den Schelbergen (monts de faucille) in den Vogesen entspringt, ist insbesondere durch sein Verschwinden unter der Erde bei Bazailles vor Neuschâteau, wonach er erst eine Meile davon bei Noncourt wieder zum Vorschein kommt, merkwürdig. Er wird bereits in dem nach ihm benannten Departement schiffbar, nimmt in Frankreich den Chiers auf, fließt dann nach Belgien, wo die Sambre und Durthe sich mit ihm vereinigen, hierauf nach Holland, wo er die Roer aufnimmt, und ergießt sich von der linken Seite in den Arm des Rhein, welcher die Waal heißt. Gleich darauf trennt er sich wieder von der Waal, um sich bei dem Schloß Löwenstein aufs neue mit ihr zu vereinigen, heißt dann Merwe und theilt sich bei Dorrecht wieder in zwei Arme, welche beide, der linke in mehreren Mündungen, der rechte, nachdem er vorher durch den Kanal Merwe den zweiten Rheinarm Leck zum Theil aufgenommen hat, sich in die Nordsee ergießen. Auf seinem im Ganzen langsamen Laufe von 80 M. berührt er die Städte Verdun, Sedan, Metz, Charleville, Charlemont, Dinant, Namur, Lüttich und Maastricht. Seine Breite, die bei Verdun 200 F. beträgt, wächst bei Lüttich auf 600, bei Gorkum auf 1000 F.

Maastricht, auch *M a e s t r i c h t* (Trajectum ad Mosam), die Hauptstadt der holländ. Provinz Limburg mit 23000 E., liegt am Einflusse der Saar in die Maas, durch welche sie in zwei Theile gesondert wird, von denen der kleinere auf dem rechten Ufer liegende Theil *Wyl* heißt. Beide hängen durch eine schöne 500 F. lange steinerne Brücke zusammen. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut, hat ansehnliche öffentliche Plätze, unter ihnen den großen Marktplatz mit dem sehr schönen Rathhause, wo eine öffentliche Bibliothek aufgestellt ist, und den mit Bäumen umgebenen Paradeplatz, sehr zahlreiche Kirchen, und ein Lyceum. M. ist die wichtigste Festung der Niederlande und der Schlüssel zu diesem Königreiche von der Maas her. Zu ihr gehört die südlich der Stadt gelegene Citadelle auf dem Petersberge, zwischen welcher und der Stadt das flache Land durch Schleusen unter Wasser gesetzt werden kann. Die Erwerbszweige der Einwohner sind Branntweinbrennerei, Tuch-, Flanell-, Gewehr-, Seife- und besonders Lederfabrikation, nächstdem Krapp-, Taback- und Cichorienbau. Ausgezeichnet sind auch die hier bereiteten, unter dem Namen Heiligmaker bekannten Pfefferkuchen. Eine besondere Merkwürdigkeit ist der in dem Petersberge befindliche große Steinbruch mit einem Labyrinth unterirdischer Gänge, welche durch viereckige Pfeiler unterstügt werden und in welchen hin und wieder nach oben ausgehauene Licht- und Luftlöcher, auch kleine Wasserbehältnisse angebracht sind. Nach der Maas zu ist der Ein-

gang, wo die Wagen leicht hineinfahren und hernach die Steine am Ufer des Flusses ausladen können. Bei dem weiten Umfange des Steinbruchs, der auf zwölf Meilen angegeben wird und wegen der vielen sich durchkreuzenden Wege, deren sich man 20000 zählt, ist es gefährlich, ohne erfahrenen Wegweiser sich in diese Irrgänge zu wagen, die übrigens den Einwohnern in Kriegszeiten zu einem sichern Zufluchtsorte für sich und das Ihrige dienen. Auch findet man darin Lager von Muscheln und merkwürdige Versteinerungen, unter denen besonders ein Krokodil und die Skelete von mehren unbekanntem Seethieren interessant sind. M. stand früher unter der gemeinschaftlichen Regierung der Herzoge von Brabant und des Bischofs von Lüttich. Im westfälischen Frieden wurde es den Generalstaaten zuerkannt.

Maaf (Joh. Gebh. Ehrenreich), ein besonders als Physiolog verdienster deutscher Philosoph, geb. zu Krottendorf im Halberstädtischen am 26. Febr. 1766, besuchte die Domschule zu Halberstadt und seit 1784 die Universität zu Halle, wo er nach seines Vaters Wunsche Theologie, mit besonderer Vorliebe aber Philosophie studirte und sich 1787 habilitirte. Er wurde daselbst 1791 außerordentlicher, 1798 ordentlicher Professor der Philosophie, und starb am 23. Dec. 1823. Auf seine Philosophie hatte besonders Eberhard großen Einfluß; doch eignete er sich später Manches von Kant an. Unter seinen Schriften erwähnen wir die „Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie“ (Lpz. 1791); „Versuch über die Einbildungskraft“ (Halle 1792; neue Aufl., 1797); „Über Rechte und Verbindlichkeiten“ (Halle 1794); „Grundriß der reinen Rhetorik“ (Halle 1798; 4. Aufl. von Gruber, 1827); „Versuch über die Leidenschaften“ (2 Bde., Halle und Lpz. 1805—7); „Grundriß des Naturrechts“ (Lpz. 1808); „Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten“ (Halle und Lpz. 1811); seine Fortsetzung und neue Auflage von Eberhard's „Synonymik“ (6 Bde., Halle und Lpz. 1820) und seine „Familiengemälde“ (4 Bde., Halle und Lpz. 1813—14). M. war auch ein sehr tüchtiger theoretischer Musiker und hat namentlich mehre Lieder componirt.

Maafsen (Karl Georg), ehemaliger preuß. Geh. Staats- und Finanzminister, geb. am 23. Aug. 1769 zu Kleve, besuchte das Gymnasium zu Wesel und studirte seit 1788 in Duisburg die Rechte. Nachdem er 1791 bei der Regierung zu Kleve in den Staatsdienst getreten, wurde er im folgenden Jahre Referendar, 1795 Geh. Regierungsrath und 1799 zugleich Criminalrath. In Folge der Auflösung der kleve-märkischen Regierung kam er 1803 zur neuen Regierung nach Münster, 1804 als Kriegs- und Domainenrath nach Hamm, und nachdem Preußen seine westfäl. Besitzungen verloren hatte, 1808 als Rath in das großherzoglich bergische Ministerium zu Düsseldorf. Schon im nächsten Jahre aber berief man ihn in Preußen zum Director der zweiten Abtheilung der Regierung zu Potsdam. In Preußen wurde er 1816 Director der Generalverwaltung für Gewerbe und Handel, 1817 wirklicher Geh. Oberfinanzrath und Mitglied des Staatsraths, 1818 Generalsteuerrath und nach Moz's Tode, der ihn selbst zu seinem Nachfolger vorgeschlagen hatte, 1830 Geh. Staats- und Finanzminister. Als solcher erwarb er sich um Deutschland ein hohes Verdienst durch Zustandebingung des deutschen Zollvereins. Er starb zu Berlin am 2. Nov. 1834.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus, geb. am 23. Nov. 1632 zu St. Pierre in der Champagne, trat 1654 in den Orden. Indem er im Interesse desselben die Echtheit mehrerer von den Jesuiten der Erdichtung und Verfälschung bezüchtigten Urkunden zu beweisen strebte, wurde er der Gründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre, deren Grundsätze er später in seinem classischen Werke „De re diplomatica“ (Par. 1681, nebst Supplement 1704, Fol.; herausgegeben von Ruinard 1709 und von Adimari, Neap. 1789, Fol.) mit musterhafter Klarheit und Gründlichkeit darstellte. Colbert bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; M. aber schlug sie aus und erbat sich nur des Ministers Schutz für seinen Orden. Im J. 1683 schickte ihn Colbert nach Deutschland, um in Archiven und Bibliotheken Alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs dienen konnte. Die Resultate dieser Reise, die zum Theil im vierten Bande seiner „Vetera anallecta“ (4 Bde., Par. 1675—85) niedergelegt sind, bewogen den König, M. 1685 auch nach Italien zu schicken. Wie dort, so entdeckte er auch hier viele wichtige Documente, die er zum Theil in seinem „Musaeum ital. seu collectio vett. scriptt.

ex biblioth. ital. eruta" (2 Bde., Par. 1687—89, 4.; neue Ausg., 1724) veröffentlichte. Für die königliche Bibliothek in Paris hatte er gegen 3000 seltene Bücher und Handschriften gesammelt. Er starb in Paris am 27. Dec. 1707. Zu der großen Ausgabe der Kirchenväter, welche die Congregation des heil. Maurus veranstaltete, lieferte er die Werke des heil. Bernhard (2 Bde., Par. 1667, Fol.). Sein „Traité des études monastiques“ (2 Bde., Par. 1692), eine kurze Methodologie des theologischen Studiums, war eine Gelegenheitschrift und gegen Dominique Rance, Abt von Lattrappe, gerichtet, welcher in einer seiner Schriften behauptet hatte, daß den Mönchen die Studien mehr schaden als nützen. Der Kirchengeschichte nützte er durch Vermehrung des gewissenhaft gesammelten urkundlichen Stoffes. Auch gab er „Acta Sanctorum ordinis S.-Benedicti“ (9 Bde., Par. 1668—1702, Fol.) und „Annales ordinis S.-Benedicti“ (6 Bde., Par. 1703—39, Fol.) heraus, die erste kritische Geschichte seines Ordens, die von Ruinard fortgesetzt und von Massent und Martene beendet wurde. In den „Oeuvres posthumes de M. et de Ruinard“ (2 Bde., Par. 1724) ist ein Theil seiner nachgelassenen Schriften nebst einigen selten gewordenen Abhandlungen zusammengestellt.

Mably (Gabr. Bonnot de), ein gründlicher Kenner der Geschichte und des Verfassungswesens alter und neuer Staaten, geb. zu Grenoble am 14. Mai 1709, der ältere Bruder des Philosophen Condillac (s. d.), trat, nachdem er unter den Jesuiten zu Lyon studirt hatte, in den geistlichen Stand, in welchem er bei seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen mit dem Cardinal und spätern Minister Tencin es zu glänzenden Ehrenstellen hätte bringen können, wenn nicht seine Neigung für ruhige Beschäftigung mit den Wissenschaften, noch mehr aber seine scharf ausgesprochene Verachtung moderner Zustände ihn von öffentlichen Geschäften fern gehalten hätten. Zwar arbeitete er seit 1742 mehrere Denkschriften für die Minister, unterhandelte 1743 mit dem preuß. Gesandten zu Paris und entwarf den Tractat, den Voltaire dem König Friedrich II. überbrachte; auch verfaßte er die Schriften, welche den Verhandlungen des Congresses zu Breba zur Grundlage dienen sollten, kehrte indeß bald wieder ganz zu seinen Studien zurück und mischte sich erst in spätern Jahren nochmals in die Politik, als die poln. Conföderirten an ihn und J. J. Rousseau den Grafen Wielhorski absendeten. Er verweilte 1771 ein Jahr in Polen, wo er sich die ungeheilte Liebe erwarb, und seine Ansichten über die poln. Verhältnisse enthält die Schrift „Du gouvernement et des lois de la Pologne“ (Par. 1781). Weniger günstig nahmen die Amerikaner seine „Observations sur les Etats-Unis de l'Amérique“ (Par. 1784) auf. Er starb zu Paris am 23. Apr. 1785. Seine literarische Laufbahn hatte er mit der „Parallèle des Romains et des Français par rapport au gouvernement“ (2 Bde., Par. 1740) begonnen. Obgleich diese Schrift allgemeinen Beifall fand, so genügte sie doch dem Verfasser bald so wenig, daß er sie ganz verwarf und zu zwei neuen Werken „Observations sur les Romains“ (Genf 1751) und „Observations sur l'histoire de France“ (2 Bde., Genf 1765) verarbeitete, die von Guizot neu herausgegeben und mit einem „Essai sur l'histoire de France“ bereichert wurden (4 Bde., Par. 1823—24; neue Aufl., 1840). Ihnen schließen sich an seine gründlichen „Observations sur les Grecs“ (Genf 1749), die er in die „Observations sur l'histoire de la Grèce“ umarbeitete. Vorher war sein „Droit public de l'Europe fondé sur les traités“ (Genf 1748; beste Ausg., 3 Bde., 1764) erschienen. Den höchsten Ruhm erreichte er durch die Herausgabe der vortrefflichen „Entretiens de Phocion“ (Amst. 1763), die in liberalem Geiste geschrieben sind und namentlich die Nothwendigkeit nachweisen, die Politik mit den Forderungen der Moral in Einklang zu bringen. Ihnen stellt sich würdig zur Seite seine Schrift „De la législation, ou principes des lois“ (Amst. 1776). In Bezug auf staatliche Verhältnisse hatte sich M. die lykurgische Verfassung zum Muster genommen. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften besorgte Arnour (15 Bde., Par. 1795), eine neue erschien 1818 (6 Bde., Par.).

Mabuse (Joh. von), ein berühmter Maler, der Zeitgenosse des Lukas von Leyden, geb. 1499, nach Andern schon um 1470, im Hennegau zu Maubeuge oder Mabuse, wovon er seinen Namen entlehnte, hieß eigentlich Gessart, nach Andern Gossaert. Nach längerer Ausübung seiner Kunst in den Niederlanden ging er nach Italien, ohne daß man jedoch, weder den Zeitpunkt, noch die Schule, welcher er sich angeschlossen, genauer zu bezeichnen wüßte;

doch läßt sich auf ein besonderes Studium der Werke Leonardo's und Michel Angelo's schließen. Nach der Heimat zurückgekehrt, fand er Ruhm und Beschäftigung genug; allein stets riß ihn sein wilder, ausschweifender Sinn zu vielen Verirrungen hin, sodaß die Geduld, Treue und Zierlichkeit, womit er seine Arbeiten ausführte, doppelt bewundernswerth sind. Von Utrecht, wo er eine Zeit lang sich aufgehalten hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein sehr großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze, malte, das aber, als der Blitz später die Kirche anzündete, verbrannte. Seine Zügellosigkeit zog ihn endlich in Middelburg Gefangenschaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen lieferte, die aber größtentheils verloren gegangen sind. Von Middelburg ging er nach London, wo er das Bild, Heinrich's VII. Vermählung mit Elisabeth von York, malte, das nebst andern von ihm noch jetzt in Strawberry-Hill zu sehen ist. Eine Zeit lang lebte er bei seinem Gönner, dem Marquis van der Beren. Hier lernte ihn Karl V. kennen und beschenkte ihn mit einem neuen Gewande von weißem Damast mit herrlichen Blumenverzierungen und Laubgewinde; allein M. verkaufte den Damast heimlich, und verschwelgte den Ertrag, wußte jedoch den Kaiser, als er vor diesem erschien, durch ein von Papier gefertigtes täuschend übermaltes Kleid zu täuschen, bis dieser einen Zipfel des Gewandes ergriff, um es genauer zu untersuchen. M. starb 1562, nach Andern schon 1532. Gemälde von ihm finden sich in mehren Galerien; so namentlich eine Kreuzigung, eine heil. Jungfrau und ein Erzengel Michael in goldener Rüstung in Boisseree's Sammlung; eine Madonna in der kaiserlichen Galerie zu Wien und eine Maria mit dem Jesuskinde in der Moriskapelle zu Nürnberg. M. ist durchgängig in seinen frühern, vor der Reise nach Italien gemalten Bildern am ansprechendsten. In Italien ging es ihm wie den meisten niederländ. Malern; sie büßten die Naivetät, den derben Natursinn und die leuchtende Farbe der van Eyck'schen Schule ein und eigneten sich dagegen die Freiheit der Form, die sie bei der Antike lernten, äußerlich an. So gehen auch bei M. zumal die profanen und mythologischen Gegenstände selten über das Gebiet der Allegorie und der Actfigur hinaus, und doch wird er neben Bernardin von Dreley immer als der bedeutendste dieser in Italien gebildeten niederländ. Künstler gelten dürfen.

Mac, s. M.

Macadamisirten nennt man eine besondere Art des Chausseebaues. Der Erfinder dieses Baupsystems, ein Amerikaner, John Loudon M'Adam, geb. 1755, gest. am 26. Nov. 1836, veröffentlichte die Grundsätze desselben in zwei Schriften, „A practical essay on the scientific repair and preservation of public roads“ (Lond. 1819) und „Remarks on the present state of road making“ (Lond. 1820; deutsch von Vogel, Darmst. 1825). Das System hat von vielen Seiten Anfechtung gefunden, nichtsdestoweniger ist dasselbe seiner vielen Vortheile wegen auch jetzt noch das anerkannt beste. Zufolge desselben erhalten die Straßen nur eine geringe Wölbung; dieselbe beträgt nicht mehr als $1\frac{1}{4}$ Z. auf 10 F. Breite der Straße. Der Untergrund ist minder hart als bei den gepflasterten Straßen und besteht aus einer 6—10 Z. hohen Schicht von Steinen, die in Stücke von $1\frac{1}{2}$ —3 Z. im Quadrat zer schlagen sind, und bietet der Beschüttung eine regelmäßige Oberfläche dar. Die Beschüttung selbst besteht aus Steinen derselben Art, die aber bis auf etwa einen Zoll im Quadrat zerkleinert sind, und durch das Fuhrwerk selbst festgedrückt werden. Man wählt statt des Kiefels, Granits oder Porphyrs womöglich Kalkstein, da er, obgleich weicher als jene, besser bindet und eine zusammenhängendere, undurchdringliche Schicht gibt. Allerdings sind die macadamisirten Chausseen anfänglich schlecht zu befahren und greifen das Zugvieh bedeutend an. Wenn sie aber erst eben sind und man sie vor eingeschnittenen Gleisen bewahrt, so sind sie bei weitem besser als gepflasterte. Die Reparatur solcher Chausseen ist leicht, doch muß man dafür sorgen, daß die reparirten Stellen mit den alten in guten Verband kommen, was man dadurch bewirkt, daß man schwere gußeiserne Walzen darüber hinhieht, mit welchen man überhaupt öfters die aufgefahrene Geleise einebenen muß.

Macão, eine kleine, ungefähr fünf □M. große und von 40000 Menschen bewohnte Insel an der Mündung des Tager- oder Perlfusses unterhalb Kanton in China, die unter chines. Oberhoheit gegen Erlegung eines jährlichen Grundzinses von den Portugiesen besessen wird, gehörte früher nebst den Inseln Solor und Timor zum Generalgouvernement von Goa, bildet aber nebst diesem seit 1844 ein eigenes portug. Gouvernement, das indes

noch von einem chines. Mandarin überwacht wird, der die dem chines. Kaiser vorbehaltenen politischen und polizeilichen Rechte wahrnimmt. M. ist einer der merkwürdigsten Punkte Asiens, indem es während der Herrschaft der Portugiesen in diesen Meeren, die hier schon seit 1563 eine Niederlassung haben, der Mittelpunkt des orient. Handels war, und weil man ihn als die Wiege des unermesslichen Handels betrachten muß, der gegenwärtig sich in Kanton concentrirt hat und seinen Einfluß über die ganze Erde verbreitet. Die auf der Insel liegende Stadt gleiches Namens mit ungefähr 30000 E., nächst den Chinesen meist Engländer und Portugiesen, ist der Sitz des portug. Gouverneurs und eines katholischen Bischofs, der großen Einfluß auf die Verwaltung hat, hat vier Forts, einen sichern Hafen, fünf christliche Kirchen und mehre Pagoden, und wird von einer portug., meist aus Negern oder Mulatten bestehenden Besatzung vertheidigt. Vor dem letzten Kriege zwischen den Engländern und Chinesen war sie von großer commercieller Bedeutung, weil sie den Vermittlungspunkt zwischen dem europ. Handel und Kanton bildete, indem der Verkehr hier leichter und ungehinderter war als in letzterer Stadt, wo eine Menge Beschränkungen denselben belästigten. Hierher mußten sich auch die europ. Handelsleute zurückziehen, wenn der Handel in Kanton geschlossen war, den die chines. Regierung nur für die Dauer eines halben Jahres gestattete. Allein seit dem letzten Frieden zwischen China und England vom 26. Aug. 1842, insbesondere seit der Gründung der engl. Niederlassung auf Hong-kong, und der größern Freiheit, welche die Chinesen dem Verkehr haben bewilligen müssen, hat M. viel von seiner alten Wichtigkeit verloren, obschon der daselbst getriebene Zwischenverkehr, besonders in Betreff des Opiumsmuggels, noch immer von großer Bedeutung ist. Die Engländer besitzen in M. eine Factorie, mit einer Bibliothek und einem Museum naturhistorischer und ethnologischer, besonders auf China bezüglicher Gegenstände. Außerdem ist M. der Sitz der engl. protestantischen Mission für China nebst einer chinesischen Buchdruckerei und dadurch der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs zwischen diesem Reich und dem Abendlande. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man die Grotte des Camoens, in der dieser seine „Lusiaden“ gedichtet haben soll.

Macartney (George, Graf), bekannt durch seine Gesandtschaftsreise nach China, geb. am 14. Mai 1737 zu Liffanoure in Irland, erhielt seine erste Bildung auf der Universität zu Dublin und studirte dann zu London die Rechte, wo er mit Burke und andern ausgezeichneten Persönlichkeiten seiner Zeit Freundschaft schloß. Nach einer Reise auf dem Festlande trat er durch Lord Holland's und Sandwich's Einfluß für Midhurst ins Parlament. Im J. 1765 sendete ihn die Regierung nach Rußland, wo er einen Handelsvertrag abschloß. In der Folge wurde er Secretair des Lordlieutenants von Irland und irländ. Baron; 1775 aber Gouverneur von Granada und Tabago. Bei der Eroberung von Granada fiel er 1779 in franz. Gefangenschaft. Die Regierung ernannte ihn 1781 zum Gouverneur von Madras, wo er sich im Kriege gegen Frankreich große Verdienste erwarb. Im J. 1785 zurückgerufen, trug ihm die Regierung kurz vor seiner Abreise das Generalgouvernement von Bengalen an. Doch stellte er dabei solche Bedingungen, daß die Directoren der Compagnie darauf nicht eingehen mochten. Nach einer längern Muße zu London erhielt er als brit. Gesandter eine Sendung nach China. Um nämlich die großen Baarzahlungen, die jährlich für Thee nach China gingen, einzuschränken, wollte die Regierung versuchen, den brit. Fabrikaten den Eingang in China zu verschaffen. M. trat die Reise am 26. Sept. 1792 an und erreichte unter großen Anstrengungen Pe-king. Man erkannte jedoch am dortigen Hofe weder den Werth der Geschenke, die er mit sich führte, noch gestattete man ihm, längere Zeit zu verweilen und Unterhandlungen anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr im J. 1794 wurde er zum Grafen erhoben und im folgenden Jahre als Unterhändler zu Ludwig XVIII., der damals in Verona residirte, gesendet. Er erhielt hierauf die brit. Pairswürde und ging als Generalgouverneur nach dem Cap der guten Hoffnung. Seiner geschwächten Gesundheit wegen kehrte er indes schon 1798 zurück und starb zu London am 30. März 1806. Die Beschreibung jener Reise, durch welche Europa zum ersten Mal umfassende und gründliche Aufklärungen über China erhielt, gab M.'s Secretair, Staunton, heraus. Auch veröffentlichte Barrow „Public life and writings of the late Earl of M.“ (2 Bde., Lond. 1807), in welchen Berichte von jener Reise enthalten sind.

Macassar, ein Reich auf der Südspitze der Insel Celebes im ostind. Archipel, war bis ins 17. Jahrh. die erste Seemacht aller malaiischen Staaten. Die Portugiesen lernten es zuerst 1512 kennen. Im J. 1668 kam es fast ganz in die Gewalt der Holländer. Das noch jetzt sogenannte Reich Macassar unter eigenen Beherrschern ist nur ein kleiner Theil des großen macassarischen Reichs. Das niederländ. Gouvernement M. umfaßt etwa 370 □M. mit 50—60000 E.

Macaulay (Thom. Babington), ein ausgezeichnete engl. Lyriker und Kritiker, geb. im J. 1800, kam 1830 für Galne und 1832 für Leeds in das Parlament, wo er gegenwärtig Edinburg vertritt. Unter Melbourne's Verwaltung wurde er Mitglied des obersten Gerichtshofs in Indien, von wo er 1838 zurückkehrte. Schon früher durch einzelne Lieder und Balladen bekannt, gab er 1842 einen Band Gedichte und 1843, auf Niebuhr's Ansichten über die röm. Geschichte fußend, die „Lays of ancient Rome“ heraus, die sich durch schnellen Fortschritt der Handlung, edle und kräftige Sprache und treffliche Schilderungen empfehlen. Als Kritiker hat er sich durch viele ebenso geistreiche als gründliche Aufsätze im „Edinburgh review“ über die mannichfaltigsten Erzeugnisse der Literatur bekannt gemacht. Gesammelt wurden dieselben in den „Critical and historical essays contributed to the Edinburgh review“ (3 Bde., Lond. 1843).

Macbeth, war um die Mitte des 11. Jahrh. König von Schottland. Nach der Sage bekämpfte er als Feldherr unter seinem Vetter Duncan VII. die Dänen, ließ den Anführern, während der angefangenen Friedensunterhandlungen, bei einem Gastmahl einen Schlaftrunk einmischen, überfiel die Übrigen in ihrem Lager und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an. Übermüthig durch sein Glück, strebte er nun nach der Krone. Drei übermenschliche Weiber sollen ihm bei der Rückkehr von dem Siege über die Dänen begegnet sein und ihn als Thron von Glamis und als Thron von Candor und als König von Schottland begrüßt haben. Als die beiden ersten Vorhersagungen erfüllt waren, hoffte er auch auf die dritte und ermordete den König. Des Königs Söhne mußten flüchten, und M. wußte theils durch Geschenke an den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Mehrere Jahre lang schien er durch gute Gesetze und Einrichtungen unter den bessern Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er auf einmal Tyrann wurde. Das erste Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigegeben hatte und den er jetzt bei einem Gastmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Ursachen mehre Große des Reichs hinrichten, um durch deren eingezogenes Vermögen die Mittel zu gewinnen, sich eine Leibwache zu halten. Dadurch noch nicht sicher genug, ließ er auf dem Berge Dunstan ein Schloß erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte, und bei dessen Bau die Thronisten ihn durch Fröhner unterstützen mußten. Empört über diese Tyrannei, ging Macduff, der Thron von Fife, nach England und forderte Malcolm, des ermordeten Königs Duncan's VII. Sohn, zur Rache auf. Unterstützt vom König Eduard von England, kamen sie zurück und griffen M. an. Nachdem die Schotten meist von ihm abgefallen, wurde er auf seinem Schlosse getödtet. Diesen von der Sage überlieferten, mit der kritischen Geschichtsforschung aber nicht übereinstimmenden Stoff hat Shakespeare in seinem Trauerspiel „Macbeth“ benutzt.

Maccaroni oder **Maccheroni** sind eine Art ital. Nudeln, welche aus dem feinsten türk. Weizenmehle, Käse und andern Mischtheilen durch eigne Mühlen oder Maschinen bereitet werden. Ihre Form ist röhren- oder stengelförmig; doch gibt es auch platte, viereckige und gewundene. Sie sind eine Lieblings Speise aller Volksclassen Italiens und werden vielfach ausgeführt. Die besten kommen aus Amalfi bei Neapel, ihnen zunächst stehen die zu Genua und Aix in Frankreich fabricirten. In Deutschland fertigt man deren zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden und anderwärts. — **Maccaroni** heißt in Italien auch der Hanswurst (s. d.).

Maccaronische oder **Maccheronische Poesie** nannte man ursprünglich eine Gattung scherzhafter lat. Gedichte, in welche Wörter aus einer andern Sprache mit lat. Biegungen eingestreut sind, dann eine auf Vermischung der Sprachen gefügte Art der komischen Poesie. Irriger Weise hat man Teofilo Folengo, genannt Merlino Coccajo, einen gelehrten und witzigen Benedictiner, geb. 1484 zu Mantua, gest. 1544 in einem

Kloster bei Bassano, einen Freund und Zeitgenossen Sannazar's, für den Urheber der maccaronischen Poesie gehalten; wol aber gab er ihr zuerst poetische Bedeutung. Sein Hauptgedicht in dieser Gattung nannte er „Maccaronea“ (Tusculanum 1521 und öft.; neueste Ausg., 2 Bde., Amst., eigentlich Mantua, 1768—71), weil er, gleichwie zu den Maccaroni verschiedene Mischtheile genommen werden, darin Lateinisch und Italienisch vermischte. Den Helden seines an satirischen Schilderungen reichen Gedichts führt er durch mancherlei Begebenheiten zuletzt in die Hölle, wo er unter Anderm die Strafen der Dichter sieht, denen von besonders dazu bestellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Übertreibung, die sie gesagt haben, ein Zahn ausgerissen wird, der aber alle Tage wieder wächst. Außer den „Maccaronea“ hat man von ihm zu derselben Gattung gehörig ein kleineres komisches Gedicht „Moschen“ oder „Der Krieg der Mücken und Ameisen“ (deutsch von Hans Christoph Fuchs, 1580; neue Ausg. von Genthe, Gisleb. 1833), sowie Eklogen und Episteln. Für das älteste deutsche maccaronische Gedicht hält man die „Floia, Cortum versicale de Floia swartibus, illis Deiriculis, quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis schnaflis steckere et bittere solent. Autore Griphollo Knickknackio ex Flolandia“ 1593, 4. und öft.; deutsch, Kolb. 1830; lat. und deutsch, 2. Aufl., Sulzb. 1832). Auch gibt es ein deutsches maccaronisches Gedicht „De lusstitate studentica“. Französische maccaronische Verse finden sich in dem zu Molière's „Malade imaginaire“ gehörenden dritten Zwischenspiele. Zum Glück für die Literatur hat diese possenhafte Dichtungsart, zu der wahrscheinlich das schlechte Mönchslatein des Mittelalters Veranlassung gab, nicht viele Nachahmer gefunden. Vgl. Genthe, „Geschichte der maccaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale“ (Halle 1829).

Mac-Carthy Reagh (Graf), einer der größten Bibliomanen der neuern Zeit, geb. 1744 zu Springhouse in Schottland, wählte später Toulouse zu seinem bleibenden Wohnorte, wo er auch nach fast vierzigjährigem Aufenthalt 1811 starb. Seine Bibliothek, die er von frühesten Jugend an gesammelt hatte, und zu deren Bereicherung er kostbare Sammlungen, wie z. B. die von Girardot de Préfond, ankaufte, erregte wegen ihrer Seltenheiten, ihrer Kostbarkeit und Pracht allgemeine Bewunderung. Den vorzüglichsten Gegenstand seines Sammlerfleißes bildeten Exemplare auf Pergament (602 Werke in 826 Bdn.), unter ihnen z. B. die Complutensische Polyglotte. Übrigens zeichnete sich seine Bibliothek aus durch eine Sammlung der seltensten alten Drucke, wie er denn unter Anderm die beiden Psalterien von 1457 und 1459 besaß; ferner durch eine Sammlung der ältesten Erzeugnisse der franz. Literatur und durch eine bedeutende Anzahl von Exemplaren auf großem Papier, durch kostbare Einbände und überhaupt durch die ausgesuchtesten und schönsten Exemplare, welche der Besitzer oftmals erst dadurch gewonnen hatte, daß er von einem Werke mehrere Exemplare kaufte und die besterhaltenen Bogen und Blätter davon zu einem Ganzen auswählte. Sie wurde in Paris 1817 versteigert und gab, mit Ausschluß der von der Familie zurückerstandenen Werke, einen Ertrag von 404746 Fr.; ihr Andenken aber erhält der von den Gebrüdern J. Jacq. und Mar. Jacq. Debure gefertigte Katalog (2 Bde., Par. 1815).

Macchiavelli (Niccolo di Bernardo dei) wurde 1469 aus einem edeln Geschlechte zu Florenz geboren und hatte den Staatsmann und Philologen Marcellus Virgilius zum Lehrer. Seiner Talente wegen wurde er im ersten Mannesalter Cancelliere der Republik und erhielt nicht lange nachher den wichtigen Posten eines Secretario der Republik. Als solcher, nicht als eigentlicher Gesandter, wurde er, nachdem die Florentiner die Mediceer vertrieben und so ihre Freiheit erkämpft hatten, zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen gebraucht. Die Republik erkannte seine großen Verdienste, belohnte sie aber so lärglich, daß er mehrmals sich genöthigt sah, die Signoria zu bitten, ihm nur das Nothwendigste zu gewähren. Als der Papst die Mediceer in Florenz wieder eingesezt hatte, wurde M. durch Lorenzo dei Medici aller seiner Würden entsezt. Nachher kam er in den Verdacht der Theilnahme an der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici und wurde deshalb eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, sowie die darauf folgende Verbannung, mit Standhaftigkeit ertrug. Erst nachdem Giovanni dei Medici als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, durfte M. in seine Vaterstadt zurückkehren und wurde nun von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenom-

men und vom Cardinal Julius dei Medici, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, bei der angeblich beabsichtigten Reform der dasigen Angelegenheiten zur Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen als Rathgeber gebraucht. Der Verdacht, in welchen er bei einer neuen Verschwörung gegen die Mediceer kam, nöthigte ihn, abermals ins Privatleben zurückzukehren, und erst nachdem Julius dei Medici als Clemens VII. Papst geworden, erhielt er wieder öffentliche, jedoch nur unbedeutende Aufträge. Allein dieses ihm von den Mediceern bewiesene Zutrauen und der Umstand, daß er von ihnen für die Abfassung seines Werkes über die florent. Geschichte ein Jahrgeld von 100 Ducati erhielt, hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht. Verkannt und geschmäht starb er zu Florenz am 22. Juni 1527. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten kommen zunächst seine Gesandtschaftsberichte in Betracht, die von vielem Scharfblick und logischem Sinn zeugen, der Schreibart nach aber nur skizzenhaft gehalten und wenig ausgearbeitet sind. Kunstvoll geschrieben sind erst die Werke seiner Muße von öffentlichen Geschäften: die Komödien, wie es der Zeitgeschmack foderte, der Antike nachgeahmt und ohne sonderliche Eigenthümlichkeit, die „Compagnia di piacere“, Statuten und Maximen einer muntern Gesellschaft; sodann die „Istorie fiorentine 1215 — 1492“ (Flor. 1532, 4.; deutsch von Neumann, 2 Bde., Berl. 1809), sein Hauptwerk, eines der vorzüglichsten Muster edler ital. Prosa; endlich die Arbeiten, durch welche er am berühmtesten geworden, seine politischen Schriften, die „Discorsi“, die „Arte della guerra“ und der „Principe“. Die beiden erstern sind innerhalb eines Kreises junger Edeln, der sich um den Cardinal Medici in den Gärten Cosimo Rucellai's sammelte, verfaßt. In den „Discorsi sopra la prima Decade di Tito Livio“, zwischen 1518 und 1522 geschrieben (Ven. 1532), beschränkt sich M. nicht auf den Inhalt der im Titel genannten Geschichtsbücher, sondern zieht allerlei geschichtliches Material herbei, um an Beispielen zu zeigen, durch welcherlei Maßregeln und Staatsmaximen ein Staat stark und mächtig werden mußte; die europ. Staaten seien verderbt, sonderlich die ital., nur durch unbeschränkte Gewalt eines tüchtigen Fürsten sei noch Rettung möglich. Dieser Meinung waren damals viele ausgezeichnete Männer, z. B. auch Barchi in seinen florent. Geschichten. In der „Arte della guerra“ (Agoſta 1521) hat M. das Kriegswesen der Römer den modernen Staaten zur Nachahmung anempfohlen. Der „Principe“ (Ven. 1515, 4. und sehr oft; deutsch unter Andern von Rehberg, Hannov. 1810; 2. Aufl., 1824) ist an Lorenzo dei Medici gerichtet, den Neffen Leo's X., auf welchen die Patrioten, welche eine Wieergeburt Italiens durch einen starken Fürsten wünschten, damals ihre Hoffnung setzten. An den Beispielen eines Cesare Borgia, eines Ludwig's XII., die er etwas idealisirt, sucht M. zu zeigen, wie unbeschränkte Fürstenmacht gegründet und erhalten werden könne. Dieser Zweck müsse verfolgt werden, gleichviel mit welchen Mitteln; denn die Schlechtigkeit der Menschen rechtfertige jedes Mittel, wenn nur Italien, welches darauf harte, von seinen Bunden geheilt und aus der Hand der Barbaren gerettet zu werden, endlich wieder stark und groß werde. Dies ist der wahre Sinn des „Principe“, des so oft miskannten Buches, das Friedrich II. eines der gefährlichsten, die je geschrieben worden, nannte und in seinem „Antimacchiavell“ bekämpfte. Neuere, z. B. Herder, nahmen M. in Schutz, am besten Ranke in dem Anhang seiner Schrift „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ (Berl. und Lpz. 1824). M., sagt Ranke, suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben. Sammlungen von M.'s Werken erschienen zuerst 1550 und öft.; dann zu Florenz 1813 (8 Bde.), 1826 (10 Bde.) und in einem Bande 1833; deutsch wurden sie übersetzt von Ziegler (8 Bde., Stuttg. 1832—41).

M' Culloch (John), Naturforscher und Arzt, geb. am 6. Oct. 1773 auf der Insel Guernsey, aus einer angesehenen schot. Familie, studirte in Edinburg, wo er sich, erst 18 Jahre alt, die medicinische Doctorwürde erwarb, und übernahm hierauf die Stelle eines Assistenzchirurgen bei einem Artillerieregimente. Im J. 1803 wurde er als Chemiker des Artilleriecollegiums angestellt, und practicirte nun zugleich als Arzt in der Nähe von London; 1811 aber gab er Stelle und Praxis auf, um an den damals von der Regierung angeordneten geographischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen Schottlands Theil zu nehmen. Im J. 1820 wurde er Leibarzt des damaligen Prinzen Leopold von Sachsen-

Koburg und in den letzten Jahren seines Lebens bekleidete er die Professur für Chemie und Geologie an der Militärschule der Ostindischen Compagnie zu Addiscombe. Er starb in Folge einer durch Weinbruch nothwendig gewordenen Amputation am 21. Aug. 1835. Von seinen naturwissenschaftlichen Werken sind zu erwähnen „Description of the western islands of Scotland“ (3 Bde., Lond. und Edinb. 1819); „A geological classification of rocks with descriptive synopses“ (Lond. 1821); „The Highlands and western isles of Scotland“ (Lond. 1824) und „A system of geology with a theory of the earth“ (Lond. 1831). Die medicinische Literatur bereicherte er durch die beiden Werke „Malaria, an essay on the production et propagation of this poison“ (Lond. 1827) und „An essay on the remittent et intermittent diseases“ (2 Bde., Lond. 1828). — John Ramsey M'C., gegenwärtig Professor an der Universität in London, geb. 1789 auf der Insel Whithorn in Wigtonshire, gebildet in Edinburg, einer der hauptsächlichsten Vertheidiger eines freien Getreidezolls, seit 1843 auswärtiges Mitglied der franz. Akademie, hat sich durch sein „Dictionary of commerce and commercial navigation“ (2 Bde., Lond. 1832; deutsch, 2. Aufl., Augsb. 1842 und von Schmidt, Stuttg. 1836—37) in Deutschland einen bekanntern Namen gemacht, als durch seine wichtigern Werke, unter denen wir nur an den „Discourse on the rise, progress etc. of political economy“ (2. Aufl., Edinb. 1825), „The principles of political economy“ (2. Aufl., Lond. 1830; deutsch von Weber, Stuttg. 1831), die Ausgabe von A. Schmidt's „Theory of moral sentiments“ (2 Bde., Lond. 1828) und „Nature and causes of the wealth of nations“ (2 Bde., Lond. 1828) erinnern.

Macdonald (Etienne Jacq. Jos. Aler.), Herzog von Tarent, Marschall und Pair von Frankreich, wurde am 17. Nov. 1765 zu Sedan im Departement Cher geboren. Sein Vater stammte aus einem hochschot. Clangeschlechte, hatte mit 20 Andern seines Stammes 1745 in der Schlacht bei Culloden für den Prätendenten Karl Eduard gefochten und war als Jakobit nach Frankreich ausgewandert. Als Lieutenant in dem irischen Regiment Dillon wohnte M. 1784 dem Feldzuge in Holland unter dem Marschall Mallebois bei. Er wendete sich der Revolution zu, focht als Oberst in der Schlacht bei Jemappes, trat dann als Brigadegeneral in die Nordarmee und zeichnete sich in den Feldzügen von 1793 und 1794 in Holland vielfach aus. In Anerkennung der Kühnheit und Thätigkeit, welche er unter Pichegru (s. d.) im Jan. 1795 beim Übergange über den gefrorenen Waal (den Rhein an der Mündung) bewies, wurde er Divisionsgeneral. In dieser Eigenschaft befehligte er 1796 erst am Rhein und dann in Italien, wo er unter Bonaparte seinen militärischen Ruf begründete. Im J. 1798 erhielt er das Gouvernement in den röm. Staaten, mußte sich aber, als der General Mack mit 50000 Neapolitanen vordrang, mit seinen Truppen auf das Heer des Obergenerals Championnet zurückziehen, an dessen siegreichen Operationen er nun Theil nahm. Doch sehr bald zerfiel er mit Championnet und nahm seine Entlassung. Allein nach der Absetzung desselben erhielt er im Frühjahr 1799 den Oberbefehl in Neapel. Die Unfälle Scherer's (s. d.) zwangen jedoch auch ihn, das Land aufzugeben. An der Spitze von 35000 M. trat er den Rückzug an; er warf die Östreicher am 12. Juni 1799 bei Modena, wurde aber am 17. Juni von dem weit überlegenen östr.-russ. Heere unter Suwarow und Melas über den Tidone gedrängt und am 18. und 19. an der Trebbia unweit Piacenza gänzlich geschlagen. Nur unter dem Schutze Moreau's, mit dem er sich endlich im Genuessischen vereinigte, gelang es ihm, die Trümmer seiner Armee zu retten. Verwundet verließ er hierauf das Heer, wurde Commandant von Versailles und unterstützte als solcher Bonaparte sehr kräftig in der Revolution vom 18. Brumaire. Dieser vertraute ihm dafür bei Eröffnung des Feldzuges von 1800 den Befehl über die Reservearmee, mit der M. über den Splügen in das Veltlin eindrang. Doch der Waffenstillstand von Treviso setzte dieser kühnen Operation, durch welche der Feind zwischen zwei Feuer genommen werden sollte, ein Ziel. Nach dem Frieden von Luneville ging M. als franz. Gesandter nach Dänemark; nach der Rückkehr fiel er bei Bonaparte in Ungnade, weil er im Proceß Moreau's muthig dessen Vertheidigung übernahm. Erst 1809 wurde er wieder nach Italien entsendet, wo er mit dem rechten Flügel des Prinzen Eugen über die Piave drang und Laibach nahm. Seine ausgezeichneten Dienste, welche er am 6. Juli 1809 in der Schlacht bei Wagram leistete, brachten ihm den Marschallstab und die Würde

eines Herzogs von Tarent. An Augereau's Stelle übernahm er im Mai 1810 den Befehl über das siebente Armee-corps in Spanien, mit welchem er die Verproviantirung von Barcelona ausführte und nach der Vereinigung mit Suchet die Spanier bei Cervera schlug. Im russ. Feldzuge von 1812 führte er das zehnte Armee-corps. Nachdem sich die Preußen unter York (s. d.) von ihm getrennt hatten, mußte auch er den Rückzug antreten und kam am 3. Jan. 1813 zu Königsberg an. Im Mai nahm er Merseburg; dann wohnte er den Schlachten bei Lützen und Bautzen bei; an der Ratzbach wurde er von Blücher geschlagen. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er das elfte Armee-corps. Er hatte den Rückzug des Heers zu decken und konnte sich endlich nur dadurch retten, daß er die Pleiße durchschwamm. In dem Feldzuge zwischen der Marne und Seine, auf franz. Boden, machte auch M. noch verzweifelte Anstrengungen. Als er jedoch sah, daß aller Widerstand vergeblich war, rieth er dem Kaiser zur Abdankung und hatte zu dem Zwecke mehre Conferenzen mit dem Kaiser Alexander. Die Bourbon's erhoben ihn dafür zum Pair und gaben ihm den Befehl über die 21. Militärdivision. Bei der Rückkehr Napoleon's stand M. an der Spitze der vom Herzog von Angoulême befehligten Armee im Garddepartement, welche dem Kaiser den Weg nach Paris abschneiden sollte. Nachdem seine sämmtlichen Truppen zu Napoleon übergegangen, begleitete er Ludwig XVIII. auf seiner Flucht. Nach Frankreich zurückgekehrt, verweigerte er aber während der Hundert Tage jede Dienstleistung. Nach der zweiten Restauration übertug ihm der König die Auflösung des franz. Heers an der Loire. Im J. 1816 wurde er Kanzler der Ehrenlegion, 1819 Generalmajor der Garden. Fortwährend mit Ehren aller Art überhäuft, vertheidigte er dessenungeachtet in der Pairskammer die Grundsätze constitutioneller Freiheit. Nach der Julirevolution zog er sich vom Alter gebeugt von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte auf seinem Schlosse Courcelles bei Guise, wo er am 24. Sept. 1840 starb. Er hinterließ einen Sohn, Alex. M., Herzog von Tarent, geb. am 11. Nov. 1824.

Macduff (Viscount), s. Fife (James Duff, Graf von).

Macedonien, in frühesten Zeit auch *Emathia* genannt, eine Landschaft nördlich von Griechenland, welche im Alterthum eine welthistorische Bedeutsamkeit erhielt, erstreckte sich ursprünglich vom Olympus bis zur Mündung des Flusses Lydias, dehnte aber mit der Ausbreitung der königlichen Herrschaft, namentlich unter Philipp und Alexander, seine Grenzen im Westen bis zum See Lychnis, im Norden bis zu den skardischen Gebirgen, im Osten bis zum Flusse Nestus, im Süden bis zu dem macedon. Gebirge oder dem Olympus und dem Aegeischen Meere aus und umfaßt gegenwärtig als türkische Provinz, auch unter dem Namen *Filiba Wilajeti* bekannt, mit der wichtigen Handelsstadt *Salonichi* (s. d.), auf einem Raume von ungefähr 720 □ M. eine Zahl von 700000 E. Das Land selbst war bei den Alten berühmt durch seine Gold- und Silbergruben, durch Reichthum an Öl, Wein und andern Früchten, die besonders auf den Küstenstrichen trefflich gedeihen, und besaß eine Menge blühender und geschichtlich denkwürdiger Städte, unter diesen die Haupt- und Residenzstadt Pella, Pydna, Thessalonike, Potidäa, Dylinthos (s. d.), Philippippi (s. d.) und Amphipolis, in deren Nähe die Spartaner im J. 422 v. Chr. über die Macedonier einen Sieg erfochten. Die Geschichte dieses politisch so wichtigen Reichs zerfällt in drei Perioden, von denen die erste von der Gründung bis auf Philipp, 360 v. Chr., die zweite bis zur Schlacht bei Ipsus, 301 v. Chr., die dritte endlich bis zur Unterjochung durch die Römer, 168 v. Chr., geht. Die Macedonier waren ein illyrisches Hirtenvolk, wurden aber von den Griechen nie als Stammverwandte anerkannt, während die Sage bald den Herakliden Karanus um 813 v. Chr. aus Argos eine Colonie hierher führen, bald den Herakliden Perdikkas aus Argos mit seinen Brüdern das Land erobern und so den Grund zur spätern Größe und Macht legen läßt. Ein größerer Zusammenhang in den Begebenheiten beginnt erst seit der Unterwerfung unter die Perser durch *Mardonius* (s. d.) im J. 490 v. Chr., indem der damalige König Alexander sich gezwungen sah, an dem Heereszuge des Xerxes gegen Griechenland Theil zu nehmen, bis mit dem Rückzuge des pers. Oberbefehlshabers nach der Schlacht bei *Platää* (s. d.) 479 auch Macedonien wieder frei wurde. Der hierauf folgende König, der unbeständige Perdikkas II., welcher von 454—413 regierte, wurde in den peloponnes. Krieg verwickelt, in welchem er es mehr mit Sparta hielt.

Die dadurch herbeigeführte schwankende Stellung des Staats wurde erst durch seinen Sohn und Nachfolger, Archelaus, gehoben, der den Ackerbau, Künste und Wissenschaften förderte, Städte befestigte, das Heerwesen besser ordnete und so dem Ganzen neue Kraft und Haltung zu geben wußte. Nach dem Tode desselben im J. 399 v. Chr. folgte eine dunkle Zeit von Verwirrungen und blutigen Thronstreitigkeiten, die damit endigten, daß Philipp II. (s. d.) die Vormundschaft über seinen Neffen Amyntas benutzte, sich selbst 359 auf den Thron zu schwingen. Philipp verstand es, die Kräfte seines Landes und den Muth der kriegerischen Bewohner desselben außerordentlich zu steigern, daher er sogar am Tage von Charonea (s. d.), 338 v. Chr., das unter sich uneinige Griechenland unter seine Herrschaft brachte. Noch weit mehr aber erweiterte die bereits begonnenen Eroberungen sein Sohn Alexander der Große (s. d.), welcher bald nach seiner Thronbesteigung, 336 v. Chr., nicht nur in Europa viele Länder sich unterwarf, sondern auch einen großen Theil von Asien besiegte und M. auf kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt erhob. Nach seinem Tode, 323 v. Chr., erfolgte eine ununterbrochene Reihe von Kriegen, die 22 Jahre dauerten und durch welche allmählig ein neuer Zustand der Dinge hervorging, indem die große macedon. Monarchie in mehre kleine Reiche zerstückelt wurde, welche die vornehmsten Heerführer Alexander's verwalteten, unter denen Antipater M. erhielt. Nach dem Tode desselben, 320 v. Chr., wurde M. unter allen sich bildenden Reichen das unglücklichste, da von jetzt an ein Beherrscher den andern gewaltsam verdrängte und die Truppen den Gehorsam verweigerten. In ziemlich raschem Wechsel folgten Demetrius Poliorketes (s. d.) 294 v. Chr., dann Lysimachus (s. d.), der den gewonnenen Thron gegen Pyrrhus aus Epirus glücklich vertheidigte und M. 286 v. Chr. auf wenige Jahre mit Thrazien und Kleinasien vereinigte, und während der wiederholten Einfälle der Gallier errang Antigonus Gonatas, ein Sohn des vorher erwähnten Demetrius, die Herrschaft und vererbte sie in einem ziemlich ruhigen und glücklichen Zustande auf seine Familie. In dieser Zeit aber regte sich in Griechenland die letzte Kraft zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit, der alte achäische Bund wurde erneut, der ätolische kam hinzu, und die Politik der Könige von M. mußte nun dem einen dieser Bündnisse durch Verbindung mit dem andern entgegenwirken oder gegen beide sich vertheidigen, wie dies bei Demetrius II. von 243—233 v. Chr., und dessen Bruder Antigonus, mit dem Beinamen Dofon, von 233—221, der Fall war. Unterdessen hatten die Römer ihre Blicke auf Griechenland gerichtet. Als daher Philipp III. (s. d.) den Thron bestieg und sich in die innern Angelegenheiten der Griechen mischte und sogar Athen belagerte, riefen letztere die Römer gegen ihn zu Hülfe, worauf er bei Kynoskephala (s. d.) im J. 197 v. Chr. entscheidend geschlagen wurde. Schon von jetzt an stand M. gleichsam unter dem Schutze der Römer, und Perseus (s. d.), der Nachfolger Philipp's III. im J. 179, vermochte sich bei aller Thätigkeit und Schlaueit nicht zu halten und mußte elf Jahre später nach der unglücklichen Schlacht bei Pydna, 168 v. Chr., den Triumph des röm. Feldherrn Aemilius Paullus schmücken. Als nun die Römer von jetzt an das Land besetzt hielten, stand später, durch die Bedrückungen derselben gereizt, der macedon. Adel und die gesammte Nation unter dem Emporkömmling Andriskus nochmals auf. Allein durch N. Cæcilius Macedonicus gänzlich geschlagen, wurde der Adel genöthigt, auszuwandern und das Land 148 v. Chr. zur röm. Provinz gemacht, mit der man noch Thessalien und einen Theil von Illyrien verband. Vgl. K. D. Müller, „Über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des macedon. Volks“ (Berl. 1825, mit einer Karte); Goussinèry, „Voyage dans le M.“ (2 Bde., Par. 1831, 4., mit Kpfen.); Mannert, „Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's des Großen“ (Lpz. 1787), und Flathe, „Geschichte M.'s und der Reiche, welche von macedon. Königen beherrscht wurden“ (2 Bde., Lpz. 1832—34).

Macedon (Cajus Cilnius), ein röm. Ritter aus einer alten und mächtigen Herrscherfamilie Struarius entsprossen, der Günstling des Augustus (s. d.) und Gönner des Horatius (s. d.) und Virgilius (s. d.), gelangte, obgleich er nie ein öffentliches Amt bekleidete, da die ihm im J. 31 v. Chr. nach der Schlacht bei Actium übertragene Praefectura über Italien mehr eine Privatcommission war, dennoch in Rom sehr bald zu außerordentlichem Ansehen und wußte dasselbe bis an seinen Tod, im J. 9 v. Chr., zu behaupten, indem

er seine vom Glück begünstigte persönliche Lage trefflich zu benutzen verstand. Namentlich suchte er Männer von Talent und feiner Bildung, unter diesen besonders die damaligen ausgezeichnetsten Dichter, auf jede Weise zu unterstützen und zu heben, und zwar theils aus eigenen Mitteln, theils dadurch, daß er sie dem Augustus, dessen Vertrauen und Zuneigung er im hohen Grade besaß, angelegentlichst empfahl. Letzteres that er wol nur aus einem politischen Grunde, um auch von dieser Seite den Glanz und Ruhm seines mächtigen Gebieters zu verherrlichen. Überhaupt sind seine Verdienste um Beschützung und Förderung der Künste und Wissenschaften, abgesehen davon, daß schon das ihn leitende Motiv kein lauterer und uneigennütziges war, in früherer und späterer Zeit vielfach übertrieben worden, wie man ihn denn mit derselben Freigebigkeit des Lobes auch als Muster aller Ministertugenden hat aufstellen wollen. Denn wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß er, ohne selbst mit hohen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgestattet zu sein, Zuverlässigkeit und Gefälligkeit gegen Andere zeigte, Feinheit im Umgange und große Lebensklugheit besaß und mit einem angenehmen Außern Gewandtheit und Klarheit des Geistes verband, so wurden diese Vorzüge wieder durch Gefallsucht und übertriebene Neigung zu Puß und Luxus verdunkelt. In letzterer Beziehung mußte er von Augustus oft spöttische Bemerkungen sich gefallen lassen, doch erlaubte er sich dagegen auch wieder manches freie und selbst ernste Wort, wie er denn einst dem Augustus, als dieser noch während des Triumvirats vor Gericht mehre Todesurtheile aussprach, seine Schreibtisch mit den darauf geschriebenen Worten: „Surge tandem, carnifex!“ (Steh' endlich auf, du Henker!) hinreichen ließ, worauf Augustus der erhaltenen Weisung ohne Groll folgte. Nach Beendigung der Bürgerkriege überließ er sich seit seinem 40. Lebensjahre in seinem prachtvollen, mit schönen Gärten umgebenen Palaste auf dem esquilinischen Hügel einer völlig üppigen und schwelgerischen Lebensweise und führte unter Anderm auch die pantomimischen Tänze in Rom ein, wobei sein Verhältniß zu dem durch Kunst und Schönheit berühmten Bathyllos (s. d.) besonders zu erwähnen ist. Die durch diesen wollüstigen Müßiggang erzeugte Schläftheit des Geistes finden wir auch in seinen Schriften ausgeprägt, von denen sich einige Bruchstücke erhalten haben. Vgl. Weibom, „Maecenas“ (Leyd. 1653, 4.); Schomberg, „The life of M.“ (2. Ausg., Lond. 1766); Viola, „Storia di M.“ (Rom 1816) und Lion, „Maecenatiana“ (Gött. 1824); vorzüglich aber Weber, „Über den Charakter des M.“ in Zahn's „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik“ (Supplementbd. 9, Lpz. 1843) und Frandsen, „M., eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken“ (Altona 1843).

Macer (Amilius), ein röm. Dichter aus Verona, der im J. 17. v. Chr. in Asien starb, wird gewöhnlich als Verfasser eines Gedichts über die Vögel „Ornithogonia“ und über die Schlangen „Theriaca“ genannt, in welchem letztern er wahrscheinlich den Nifander (s. d.) zum Vorbild hatte. Doch ist von seinen Gedichten keine Spur mehr vorhanden, denn das ihm beigelegte Gedicht „De viribus herbarum“, herausgegeben von Choulant (Lpz. 1832), ist ein Nachwerk des Mittelalters. — Zu unterscheiden ist ein anderer **Amilius M.**, ein Freund des Ovidius, der unter dem Titel „Bellum trojanum“ oder „Antehomerica“ und „Posthomerica“ eine Nachahmung des homerischen und cyklischen Epos verfertigte.

Maceration nennt man die Behandlung einer festen Substanz mit einer Flüssigkeit in der Weise, daß man die Flüssigkeit kalt über die Substanz gießt und damit, gewöhnlich unter öfterem Umrühren, mehr oder minder lange in Berührung läßt. Sie hat entweder zum Zweck, die materirte Substanz zu erweichen und aufzulockern, oder ihr irgend einen Bestandtheil zu entziehen, oder endlich, man will auf diese Weise gerade den nugharen Bestandtheil ausziehen und dann ist die von der Substanz getrennte gesättigte Flüssigkeit als das Product anzusehen; so z. B. bei Bereitung der Tincturen durch Maceration, bei Ausziehung der Runkelrübenschnitte mit kaltem Wasser nach der sogenannten **Macerationsmethode** der franz. Rübenzuckerfabriken.

Machaon, der Sohn des Asklepios und der Epione, oder der Koronis, Bruder des Podaleirios und Gemahl der Antikleia, nahm mit seinem Bruder Theil am trojanischen Kriege und zeichnete sich vorzüglich als Wundarzt beim griech. Heere aus. Er wurde von Eurypplos, als er den Tod des Nireus rächen wollte, getödtet. Göttliche Verehrung genoss

er zu Serenia in Messenien, wo sein Grabmal und Heiligthum waren. Hier suchten Kranke Heilung, und Glaukos, der Sohn des Apptos, brachte ihm daselbst zuerst Heroenopfer.

Mächtig. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der bergmännischen Sprache zweierlei; einmal die Breite der verschiedenen Gänge und Stollen, dann aber und hauptsächlich die Dicke irgend einer Erd- oder Steinschicht (Flöz) im Gebirge. Im Allgemeinen nennt man aber nur diejenigen Flöze mächtig, deren Dicke zwölf Zoll und darüber beträgt. Der Gang oder das Flöz wird mächtig, sagt man dann, wenn ersterer von Lachter zu Lachter breiter und letzteres nach und nach immer an Dicke zunimmt.

Machtspruch nennt man es, wenn die oberste Gewalt im Staate ihren Willen in einer Angelegenheit geltend macht, wo dies nicht, oder nicht in dieser Art, in der gesetzlichen Ordnung begründet ist. Am öftersten hat man einzelne Ausserungen der Cabinetsjustiz (s. Cabinetsinstanz), die aber noch ein Mehreres umfaßt, mit jenem Namen belegt, während die Machtsprüche in Verfassungsangelegenheiten meist den Charakter von Staatsstreichen (s. Coup) annehmen. Machtsprüche kommen in Monarchien wie in Republiken, demokratischen und aristokratischen vor, sollen aber im gesunden Staatsorganismus weder nöthig noch möglich sein. Was man als Machtsprüche des engl. Parlaments bezeichnet (attainder, bills of penalties), das sind eigentlich nur Ausflüsse seiner gesetzgebenden Gewalt, angewendet auf Ausnahmefälle und schon deshalb nicht Machtsprüche, weil dem Parlament, d. h. der aus König und beiden Häusern bestehenden Gewalt, die Omnipotenz verfassungsmäßig zusteht. Sie können aber den moralischen Charakter von Machtsprüchen im schlechtesten Sinne tragen, wenn sie eben nur Ausserungen der schlechten Willkür und mit Recht und Sitte im Widerspruch sind. Denn nur zum Rechten und Guten hat die Verfassung solche Gewalt verliehen.

Macias, ein galicischer Troubadour, der durch seine Liebe und deren tragisches Ende zum Sprüchwort geworden ist, stand in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. als Page im Dienste des Marques Enrique de Villena und lebte mit demselben im Königreiche Jaen an der Grenze des maurischen Reichs in Spanien. Hier gewann er heimlich die Liebe eines Edelfräuleins aus dem Hofhalte des Marques, die jedoch durch diesen gezwungen wurde, sich mit einem Edelmann aus Porcuna zu vermählen. Da sich auch dann noch M. trotz aller Ermahnungen und Drohungen des Marques nicht bewegen ließ, seiner Liebe zu entsagen und sein Verhältniß mit der nun Vermählten abzubrechen, so wurde er als widerspenstiger Diener von seinem Herrn in das Schloß von Arjonilla gefangen gesetzt. Auch hier fuhr er fort, die Geliebte in Minneliedern zu besingen und diese ihr zu senden. Unglücklicherweise fiel eins dieser Lieder dem Gemahl in die Hände. Nachbegierig eilt dieser nach Arjonilla, sieht den verhassten Nebenbuhler an dem Fenster des Gefängnisses stehen, schleudert seine Lanze nach ihm und durchbohrt ihn. M. starb; doch durch sein Geschick und seine Lieder lebt er im Munde des Volks und der Dichter fort, und noch jetzt sagt man von einem Liebekranken: „Er ist verliebt wie Macias“. Trotzdem sind nur sehr wenige seiner Liebeslieder, theils in galicischer, theils in castilianischer Mundart gedichtet, auf uns gekommen (im Cancionero de Baena); vollständig ist nur ein einziges bis jetzt im Druck erschienen (deutsch bei Bellermann, „Die alten Liederbücher der Portugiesen“, Berl. 1840).

Maciejowice, eine Besizung des Grafen Zamoycki in dem Gouvernement Lublin, 10 M. von Warschau unweit der Weichsel, ist durch die Schlacht vom 10. Oct. 1794 denkwürdig, in welcher mit Kosciuszko's Gefangennehmung Polens Freiheit unterging. Kosciuszko's (s. d.) Plan war, dem russ. General Fersen, obgleich dieser 16000 M. befehligte, vor dessen bevorstehender Vereinigung mit Suwarow eine Schlacht zu liefern; er selbst hatte nur 6000 M. General Poninski sollte während der Schlacht eintreffen und die Russen von dem linken Flügel her in die Flanke nehmen. Ein Überläufer aber verrieth den Plan, und Fersen griff, mit Denisow's Corps vereinigt, noch vor Tagesanbruch die Polen in ihrer Verschanzung an. Auf beiden Seiten wurde bis gegen Sonnenuntergang mit gleicher Tapferkeit und außerordentlichem Muthe gefochten, doch Poninski mit der ersehnten Hülfe traf nicht ein. Kosciuszko, von allen Seiten umringt, suchte sich Bahn zu brechen, fiel aber nebst Niemcewicz (s. d.) und den Generalen Sierakowski, Rniaziewicz (s. d.), Kaminski und Kopec in russ. Gefangenschaft.

Maciejowski (Bacław Alexander), poln. Geschichtsforscher, geb. 1792, erhielt seine erste Ausbildung bei den Piaristen in Piotrkowo, und begab sich dann nach Krakau, wo er unter den Augen Bandtke's das Studium der Quellen poln. Geschichte und poln. Rechts liebte. Von 1814—16 studirte er die Rechte und Philologie in Breslau, dann in Berlin und in Göttingen, wo er als Doctor der Rechte promovirte. Nachdem er kurze Zeit Professor der alten Literatur an dem Lyceum zu Warschau gewesen war, erhielt er 1819 die Professur des röm. Rechts an der warschauer Universität. Er schloß sich besonders an die deutsche historische Rechtsschule an und lehrte mit großem Beifall. Bei Aufhebung der Universität im J. 1831 verlor auch er sein Amt, doch fand er bald wieder als Tribunalrichter am Civilgericht zu Warschau einen angemessenen Wirkungskreis. Früher war er Mitglied der Commission gewesen, welche zur Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches für das Königreich Polen zusammentrat, und dadurch zum genauern Studium des frühern slaw. und insbesondere poln. Rechtszustandes veranlaßt worden. Ein Ergebnis dieser Studien war seine „Slaw. Rechtsgeschichte“ („Historia prawodawstw stowianskich“, 4 Bde., Warsch. 1832—35, deutsch von Busz und Nawrocki, 2 Bde., Stuttg. 1836). Unter seinen andern Werken sind die bedeutendsten die „Pamiętniki o dziejach, pismienictwie i prawodawstwie stowian“ (2 Bde., Warsch. 1838), Beiträge zur Geschichte der Slaven, ihres Schriftwesens und ihres Rechts; ferner eine poln. Literaturgeschichte des 15. und 16. Jahrh. und „Polska“ (4 Bde., Petersb. 1842), Sittenschilderungen der Polen bis ins 17. Jahrh. enthaltend.

Mack von Leiberich (Karl, Freiherr), östr. Feldzeugmeister, geb. am 25. Aug. 1752 zu Neuslingen in Franken, aus niederm Stande, zog als Fourier in kaiserlichen Diensten durch seine Talente sehr bald die Aufmerksamkeit des Grafen Laschy auf sich und avancirte zum Lieutenant. Im Türkenkriege wurde er dem General Loudon bekannt. Von diesem Joseph II. empfohlen, erhielt er nach der Einnahme von Belgrad das Theresienordenskreuz, wurde Oberst, und später, als der Kaiser kurz vor seinem Tode ein Heer an der schles. Grenze zusammenziehen ließ, zum Chef des Generalstabes ernannt. Für den Prinzen von Koburg in den Niederlanden entwarf er 1793 die Pläne zur Ueberrumpelung der franz. Cantonirungen an der Roer, zum Entsatze von Maastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Der von ihm entworfene Plan zu dem Feldzuge von 1794 erwarb ihm von der einen Seite ebensoviel Lob, als von der andern Tadel. Inzwischen zum Feldmarschalllieutenant ernannt und bei der Rheinarmee angestellt, begab er sich nach dem Frieden von Campo Formio im Oct. 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand den Oberbefehl des neapolitan. Heers gegen die Franzosen zu übernehmen. Hier siegte er anfangs in mehren Gefechten; er besetzte am 27. Nov. das Tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom, und gemeinschaftlich mit den Engländern Civita-Vecchia, bald aber nöthigte der demoralisirte Zustand der Truppen ihn zum Rückzuge. Zugleich brach in Neapel eine Meuterei der Lazzaroni aus, die ihm und seinem deutschen Generalstabe Gefahr drohte, sodas er sich veranlaßt fand, zu dem feindlichen General Championnet zu fliehen. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. Im J. 1804 erhielt er den Oberbefehl über sämmtliche Truppen in Tirol, Dalmatien und Italien; 1805 stand er an der Spitze des östr. Heers in Deutschland; er wurde an der Iller am 14. und 15. Oct. geschlagen, warf sich mit der Absicht, sich hartnäckig zu vertheidigen, in die Stadt Ulm, ergab sich aber mit der 20000 M. starken Besatzung schon am 17. Oct. den Franzosen Kriegsgefangen. Auf sein Ehrenwort entlassen, kehrte er nach Osterreich zurück, wurde aber hier vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Der Kaiser milderte jedoch dieses Urtheil auf Cassation und 20jährige Festungshaft, von der ihm ein Theil erlassen wurde. Seitdem lebte er zu St. Pölten, bis er 1819 auf Verwendung des Erzherzogs Karl begnadigt und nun normalmäßig als Feldmarschalllieutenant pensionirt wurde. Er starb zu St. Pölten am 22. Oct. 1828. M. war mehr Theoretiker als praktischer Strateg und ein guter Corpögeneral, zum General en Chef aber fehlte ihm die nöthige Ruhe und Besonnenheit.

Mackelbey (Ferd.), einer der berühmtesten unter den neuern deutschen Rechtslehrern, geb. am 5. Nov. 1784 zu Braunschweig, wo sein Vater herzoglicher Stallmeister

war, erhielt seine Vorbildung theils in dem Gymnasium zu Braunschweig, theils im Pädagogium zu Helmstedt und in der Erziehungsanstalt seines Oheims Hundeliker zu Lafferde, theils im Carolinum zu Braunschweig und studirte von 1802 an auf der Universität zu Helmstedt, wo er 1806 die juristische Doctorwürde erlangte und dann in die praktische Laufbahn eintrat. Dabei habilitirte er sich zu Oftern 1807 als Privatdocent, jedoch durchaus nicht in der Absicht, sich ganz dem Lehrfache zu widmen. Für dieses entschied er sich erst, als er im Nov. 1807 plötzlich das Gehör verlor, und zwar nothgedrungen, da um jene Zeit das öffentliche und mündliche Verfahren in Westfalen eingeführt wurde. Im J. 1808 zum außerordentlichen Professor der Rechtswissenschaft ernannt, kam er nach der Aufhebung der Universität 1811 nach Marburg, wo er ordentlicher Professor und Beisitzer des Spruchcollegiums wurde. Bald nach der Errichtung der Universität zu Bonn erhielt er 1818 den Ruf dahin zur ersten Professur der Rechte, wurde 1821 Ordinarius des Spruchcollegiums und 1824 Geh. Justizrath, legte jedoch 1828, durch unangenehme collegialische Verhältnisse bewogen, das Ordinariat des Spruchcollegiums nieder und lebte hierauf nur seinem Lehramte bis zu seinem Tode, am 20. Oct. 1834. Als Lehrer wie als Schriftsteller richtete er seine Thätigkeit hauptsächlich auf die wissenschaftliche Ausbildung der Theorie des heutigen röm. Rechts, und seine Bemühungen fanden allgemeine Anerkennung. Seine Hauptschriften sind die „Theorie der Erbfolgeordnung nach Napoleon's Gesetzbuche“ (Marb. 1811) und das „Lehrbuch der Institutionen des heutigen röm. Rechts“ (Gieß. 1814), welches in der zweiten Ausgabe den Titel „Lehrbuch des heutigen röm. Rechts“ (Gieß. 1818; 10. Aufl., 2 Bde., 1833; 12. Aufl. von Rosshirt, 1842) erhielt, in mehre Sprachen übersezt wurde und auf mehren deutschen Hochschulen als Leitfaden der Vorlesungen dient.

MacKenzie (Henry), engl. Romanschreiber, der glücklichste Nachahmer Sterne's, den er an Geschmack und Feinheit übertraf, an Kraft und Humor aber nicht erreichte, wurde in Edinburg 1745 geboren, und widmete sich nach einer sorgfältigen in seinem Vaterlande und in London erhaltenen Vorbildung dem Sachwalterberufe in Edinburg. Großen Beifall fand gleich sein erster Roman „The man of feeling“ (1771), in dem Tone weicher Empfindsamkeit gehalten, dem als Gegenstück „The man of the world“ und später „Julia de Roubigné“ sich angeschlossen. Sie sind alle drei durch Anmuth des Stils ausgezeichnet, ohne auf höhere Verdienste in Erfindung und Ausführung Anspruch machen zu können. Auch zu der von ihm seit 1778 herausgegebenen Zeitschrift „The mirror“, an deren Stelle er später „The lounger“ treten ließ, lieferte er zahlreiche Beiträge, die sich außer den Vorzügen des Stils durch eine Fülle von Witz und Humor auszeichnen, die man in seinen Romanen vermist. Er war es, der in der letztgenannten Zeitschrift die Aufmerksamkeit des Publicums zuerst auf Rob. Burns (s. d.) leitete; auch schrieb er den an die Hochländ. Gesellschaft (Highland society) erstatteten und 1805 besonders gedruckten Bericht über die Gedichte Ossian's, deren Echtheit er verfocht. Zugleich empfahl er sich der Verwaltung Pitt's durch mehre zu dessen Gunsten geschriebene Flugschriften, und erhielt 1804 den Posten eines Generalcontroleurs der Abgaben in Schottland. Er starb am 14. Jan. 1831. Seine gesammelten Werke erschienen 1818 (8 Bde., Lond.). Sein Leben beschrieb Walter Scott in den „Lives of the novelists“.

MacIntosh (Sir Jam.), einer der angesehensten Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands, geb. am 24. Oct. 1765 zu Aldouriehouse in der schot. Grafschaft Inverness, studirte ursprünglich Medicin und wurde 1787 in Edinburg Doctor. Hierauf machte er eine Reise durch Frankreich, Holland und Deutschland. Nach seiner Rückkehr schrieb er die „Vindiciae gallicae or defense of the french revolution“ (Lond. 1791), eine feurige Vertheidigung der franz. Revolution, für die ihm die Gesetzgebende Versammlung den Titel eines franz. Bürgers bewilligte. Ein zufälliges Zusammentreffen mit Burke brachte ihn zu entgegengesetzten Ansichten. Er trat nun zur Rechtswissenschaft über, ließ sich 1792 in Lincoln's-Inn aufnehmen, und wurde 1795 Sachwalter. Noch wenig beschäftigt hielt er inzwischen Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht in Lincoln's-Inn, bekam aber die Erlaubniß, dieses Local zu benutzen, erst nachdem er seinen „Discourse on the law of nature and nations“ (Lond. 1799) hatte erscheinen lassen, welcher von beiden Parteien mit großem

Beifall aufgenommen wurde. Seine Rede für die Pressfreiheit zur Vertheidigung Veltier's, welcher wegen Verleumdung des ersten Consuls in Frankreich vor Gericht gezogen war, erregte allgemeine Bewunderung. Er wurde Professor der Politik und Gesetzgebung in Heartford, bald darauf (1803) auch Ritter und Recorder (Director des Obercriminalgerichts) in Bombay, wo er sich die größten Verdienste und den Ruhm eines menschenfreundlichen Richters erwarb. Seine Gesundheit nöthigte ihn 1811, nach Europa zurückzukehren. Im J. 1813 ins Parlament gewählt, war er einer der thätigsten Teilnehmer an der Reform der Criminalgesetze und seit dem Tode des Sir Sam. Romilly der eigentliche Leiter dieser Reform. Auch in allen andern Angelegenheiten der Zeit stand er stets in der vordersten Reihe der Streiter für Recht, Licht und Menschenwohl. Großen Ruhm erwarb er sich bei den Verhandlungen über die Fremdenbill, über religiöse Duldung, über den Sklavenhandel und über das Recht der Colonien auf eigne Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Er war der Erste, der für die Unabhängigkeit Griechenlands sprach, und 1831 einer der kräftigsten und gründlichsten Kämpfer für die Reformbill. Er bekleidete 1822 und 1823 das Rectorat an der Universität zu Glasgow; 1827 machte ihn Canning zum Geh. Rath und 1830 wurde er Mitglied der Commission für die ostind. Angelegenheiten. Er starb am 30. Mai 1832. Unter seinen frühern schriftstellerischen Arbeiten ist seine „Dissertation on the progress of ethical philosophy“ in der „Encyclopaedia britannica“ auszuzeichnen, welche auch besonders gedruckt wurde (Lond. 1830, 4.). Seine kurz vor seinem Tode vollendete „History of England“ (3 Bde.) in Lardner's „Cyclopaedia“ befriedigte nicht die früher von seinen historischen Forschungen erregten Erwartungen. Unvollendet hinterließ er eine „History of the revolution in England in 1688“, die nach seinem Tode erschien (Lond. 1834, 4.).

Maçon, die Hauptstadt des franz. Departements Saone und Loire, an der Saone, über welche hier eine ansehnliche steinerne Brücke mit schönen Bildhauerarbeiten führt, hat 12000 E., schöne Quais, einen Flußhafen, mehre Kirchen und ansehnliche Paläste, ein Seminar, eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, sowie eine andere für Wissenschaften. Man fertigt daselbst Leinwand, Leder, Hüte und vortreffliche Confituren, und der Weinhandel ist nicht unbedeutend. M. ist das alte Matisco und wurde frühzeitig der Sitz eines Bischofs. Früher unter eigenen Grafen kam es unter Ludwig IX. an die Krone Frankreich; von 1435—76 gehörte es zu Burgund.

Macpherson (Jam.), einer der bedeutendsten literarischen Betrüger, der Übersetzer und Herausgeber des sogenannten Ossian, geb. 1738 zu Kingussie bei Ruthven in der schot. Grafschaft Inverness, studirte auf den Universitäten zu Aberdeen und Edinburgh Theologie, und wurde dann Lehrer in Ruthven und 1759 Hauslehrer in der Familie Graham von Balgowan. Schon 1758 hatte er ein elendes erzählendes Gedicht „The Highlander“ herausgegeben, auf welches er nun die „Fragments of ancient poetry, translated from the Gaelic or Erse language“ folgen ließ. Das Aufsehen und der Beifall, den diese Dichtungen hervorriefen, veranlaßte ihn, mit andern angeblich Ossianischen Gedichten („Fingal“, 1762; „Temora“, 1763) hervorzutreten. (S. Ossian.) Eine Secretairstelle bei dem Gouverneur in Floriba gab er bald wieder auf und schrieb nun in London Flugschriften zur Vertheidigung der Regierung, die ihm den Posten eines Geschäftsträgers des Nabob von Arcot eintrugen. Im J. 1780 kam er in das Unterhaus, wo er jedoch nur eine stumme Rolle spielte. Seine geschichtlichen Werke und die Übersetzung des Homer (1773) sind höchstens mit Ausnahme der „History of Great Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover“ (2 Bde., Edinb. 1775, 4.) ohne Werth. Er starb 1796 auf seinem Landgute Belleville bei Inverness. Von seinem Nachlasse bestimmte er 1000 Pf. St., um die von ihm handschriftlich hinterlassene Urschrift des Ossian herauszugeben, und 300 Pf. St. zur Errichtung eines Denkmals für ihn in Belleville.

Macrobius (Aurelius Ambrosius Theodosius), ein röm. Grammatiker in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., unter der Regierung Theodosius des Jüngern, war von Geburt wahrscheinlich ein Grieche und veranstaltete nach Art des Gellius (s. d.) aus den Schriften der griech. Philosophen, namentlich der Platoniker, gelehrte Sammlungen. Von seinen beiden noch vorhandenen Werken „Commentariorum in somnium Scipionis libri duo“

und „Saturnalia conviviorum libri septem“ enthält besonders das letztere, welches in Gesprächsform eingekleidet ist, eine reiche Anzahl historischer, mythologischer und antiquarischer Bemerkungen. Eine dritte Schrift „De dissorentiis et societatis graeci latinique verbi“ besitzen wir nur noch in einem Auszuge, dessen Verfasser, Johannes Scotus, im 9. Jahrh. lebte. Sämmtliche Schriften sind nach der ersten Ausgabe (Ven. 1472, Fol.) am besten von Jak. Gronov (Leyd. 1670 und Lond. 1694) und Zeune (Lpz. 1774) bearbeitet worden, während die Zweibrücker Ausgabe (2 Bde., 1788) einen correcten Text-Abdruck darbietet.

Madagaskar, eine 10500 □M. große Insel, im Südosten von Afrika, wo sie sich von 12—25 $\frac{1}{2}$ ° südlicher Br. in einer Länge von 200 und in einer durchschnittlichen Breite von 50 M. parallel mit der afrikan. Küste erstreckt, von der sie nur durch den 75 M. breiten Kanal von Mosambique getrennt ist. Die Küsten der Insel sind flach und niedrig; hinter ihnen erhebt sich das innere Bergland, welches aus einer Menge Bergketten und Hochebenen besteht, von welchen letztern mehre einen bedeutenden Umfang haben, während die Gipfel der Bergketten bis zu 6000 F. aufsteigen. Lachende Thäler, beschwerliche Engpässe, finstere Schluchten erloschener Vulkane, ungeheure Wälder, Savannen, Flüsse und Landseen sind die Hauptzüge in der Physiognomie des innern Landes, während die Küsten, besonders die westliche, von geräumigen Baien eingeschnitten sind, die zum Theil ausgezeichnete Ankerplätze bilden. Die ganze vegetative Natur der Insel ist außerordentlich prächtig und üppig, die Waldungen, welche die Flächen bedecken und bis zu den höchsten Gebirgen hinaufreichen, bestehen aus ungeheuren Niesenbäumen, und sind durch die Masse von Schlingpflanzen und Palmen fast undurchdringlich. Außer einigen eigenthümlichen Balsam- und Gummigewächsen baut man Reis, Südfrüchte, Gewürze, und jetzt auch die meisten tropischen Colonialwaaren und Seide. Auf dem obersten Rücken der Gebirge findet man treffliche Alpenweiden, während die mittlern Theile der Gebirge den Charakter der süd-afrikan. Flora tragen. Tropische Hitze in dem niedrigen, sumpfigen und deshalb höchst ungesunden Küstengürtel wechselt mit einem mildern, mit der ansteigenden Höhe immer kühler werdenden, trockenen und deshalb gefunden Klima im höhern und trocknern Innern. Das Thierreich ist höchst eigenthümlicher Art und unterscheidet sich merkwürdig von dem des benachbarten afrikan. Continents, während es dem des asiat. Archipelagus und selbst dem von Australien verwandter ist. So fehlen alle die großen afrikan. Vierfüßer, wie Löwe, Elephant, Hyäne u. s. w., auch alle Affen, welche letztere durch die Familie der Makis oder Halbaffen ersetzt werden. Das Innere der Berge bietet einen Reichthum an Metallen aller Art, der aber nur wenig benutzt wird; auch findet man Edelsteine und Salz. Die Bewohner, Madagassen oder Malgassen genannt, deren Zahl auf 4—5 Mill. geschätzt wird, bieten die Charaktere von vier Völkertypen, die, obwohl sie sich mehr oder minder zu einem einzigen Typus vermengt zu haben scheinen, doch den Beweis liefern, daß die Insel von verschiedenen Seiten aus bevölkert worden ist. Auf der Südseite zeigt sich der kafferische Typus, auf der Westseite der des Negers, auf der Nordseite der arabische und auf der Ostseite und im Innern der malaiische, der der herrschende auf der Insel geworden ist, nicht bloß in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten, sondern auch in der Sprache, indem das Madagassische zum malaiisch-polynesischen Sprachstamme gehört. Die Madagassen sind theils Fischer und Jäger, theils Hirten, theils Ackerbauer, und dabei ziemlich geschickt in Arbeiten aus Holz, weniger in denen aus Metall, gebrannter Erde und der Weberei. Im Allgemeinen sind sie höchst träge. Nur die Bewohner der Nordwestseite, die meist arab. Ursprungs sind, treiben einigen Handel mit dem gegenüberliegenden Festlande, und noch mehr Seeräuber. Was die religiösen Ansichten der Madagassen betrifft, so kennen wir hauptsächlich nur die des herrschenden Volks, der Howas. Die Religion derselben ist ein Götzendienst, der vorzüglich auf den Ideen von einem höchsten guten Wesen und einem bösen Geist beruht. Den guten Geist beten sie in der Regel nicht an; dem bösen bringen sie seit undenklichen Zeiten Menschenopfer dar, besonders an Kindern, die von ihren Müttern ihm zu Ehren den wilden Thieren vorgeworfen werden. Die Madagassen zerfallen in mehre von eigenen Häuptlingen despotisch beherrschte Stämme, unter denen der der Howas der bedeutendste und civilisirteste ist. Er hat die meisten übrigen Stämme unterworfen und zu

einem Reiche vereinigt. Das Land der Howas, das ganze Innere der Insel begreifend, bildet den Kern dieses Reichs. Dasselbe ist stark bevölkert, und seine Bewohner sind die gewerbsthätigsten unter allen Madagassen. Mitten auf der Hochebene desselben erhebt sich die Hauptstadt des Reichs Tananariva oder Emirne, aus der Vereinigung einer Anzahl kleiner Flecken bestehend, deren Hütten alle höchst anmuthig unter hohen Bäumen zerstreut umherliegen. Merkwürdig sind in dieser Stadt, die gegen 80000 E. haben soll, mehre Gebäude, welche der König Radama in europ. Architektur von einem franz. Architekten erbauen ließ. Vor der Vertreibung der engl. Missionare befand sich daselbst eine von ihnen gegründete Lehranstalt, zu der auch eine madagassische Druckerei und mehre Schulen für Kinder beider Geschlechter gehörten. Zum Reiche der Howas gehören das Land der Selkwanen, an der Nordwestküste der Insel, mit der Hauptstadt Bombetok, die lebhaften Handel mit der gegenüberliegenden afrikan. Küste treibt, und Muzangaye, der bedeutendsten Handelsstadt der Insel auf der Westküste, die einen vielbesuchten Hafen und gegen 30000 E. hat; ferner der nördliche Theil des Landes der Antawares, an der Nordostküste der Insel, mit der Hafenstadt Bohemare-Bai; dann das Land der Betimfaras, mit dem Handelshafen Foulpointe, in der Mitte der Ostküste der Insel; das Land der Betanimenen, südlich vom vorigen auf der Ostküste, das bevölkertste und fruchtbarste Land auf M.; endlich noch weiter südlich das Land der Antacimen, mit zwei Handelsplätzen. Unabhängig ist das auf der Südostküste der Insel liegende Land Anossy mit dem Hafen Sta.-Lucia, das von mehren den Franzosen befreundeten Häuptlingen beherrscht wird. Die ganze Südwestküste ist in Hinsicht der politischen Eintheilungen ganz unbekannt; ihre Bewohner gelten für ungastlich und sind Feinde des Verkehrs mit den Europäern.

M. wird schon von Marco Polo unter dem Namen Magastar oder Madaiascar angeführt; doch wurde es erst 1506 von den Portugiesen entdeckt. Engländer und Holländer machten seitdem vergebliche Versuche, sich daselbst niederzulassen; noch mehr die Franzosen, die daselbst 1665 eine Colonie anlegten, sich aber damals so wenig behaupten konnten, wie in ihren spätern Colonisationsversuchen (s. Benjowsky). Doch haben die Letztern von daher noch die meisten Handelsverbindungen mit der Insel behalten, in deren Nähe sie in neuerer Zeit wieder auf den kleinen Inseln Sta.-Maria auf der Ost- und Nosfabe auf der Nordwestseite Niederlassungen begründet haben, wie sie denn überhaupt in neuester Zeit im Wettstreit mit den Engländern wieder Alles versuchen, ihre alten Ansprüche auf die Insel geltend zu machen und sich auf derselben festzusetzen. Den Bestrebungen beider Nationen ist aber in dem so mächtigen Reiche der kriegerischen Howas bis jetzt ein unübersteigliches Hinderniß entgegengetreten. Dieses Reich wurde von dem Könige derselben, Radama, begründet, der sein Unternehmen damit begann, daß er seine Unterthanen der Civilisation zugänglich machte, Schulen gründete, schöne Gebäude aufführte und tüchtige Leute seines Volks auf der Insel Mauritius, in London und Paris in den europ. Gewerben, Künsten und Wissenschaften unterrichten ließ. Binnen wenigen Jahren gelang es ihm, ein so starkes, zum Theil europäisch eingeübtes und wohl Disciplinirtes Heer herzustellen, daß er die angeführten Länder unterwerfen und ihre Häuptlinge zu Vasallen machen konnte. Dabei ließ er den Anträgen der Engländer auf Abschaffung des Sklavenhandels, die ihm dafür jährlich 8000 Pf. St. zahlten, und der Menschenopfer und auf Einführung des Christenthums ein williges Ohr. Missionare gründeten die Anstalten in Tananariva, sodaß das Christenthum bereits mächtige Wurzel zu fassen anfing. Da machte sein Tod allen Fortschritten der Civilisation auf M. ein Ende. Er wurde von seinem Weibe, der berühmten Radama's umgebracht, auf den Thron schwang, auf dem sie noch mit blutigem Despotismus herrscht. Sie hat alle Keime der Civilisation mit der Wurzel ausgerottet, besonders dadurch, daß sie 1835 streng das Christenthum verbot und die Missionare vertrieb, daß sie überhaupt, so viel sie konnte, allen Verkehr mit den Europäern verhinderte, diese auf alle Art verfolgte und ein blutiges, wildes Regiment einführte. In Folge davon hat sie sich immer mehr mit den Engländern und Franzosen, die um die Bette zu ihren Eroberungszwecken einen vermehrten Verkehr anstreben, verfeindet, sodaß es im Laufe des J. 1845 zu einem blutigen

Zusammentreffen zwischen ihren Truppen und denen der beiden Nationen kam, die zu dem Schutze der ihrigen gelandet waren, aber eine entschiedene Schlappe erlitten.

Madame, d. i. meine Dame, wird in der franz. Umgangssprache jede erwachsene Frau angedeutet, welche nicht gerade der allerniedrigsten Volksklasse angehört. Unstreitig ist das Wort, welches dem jetzt nicht mehr gebräuchlichen *Dam*, d. i. Herr, entspricht, von dem lat. *Domina* abzuleiten. Ehedem nannte man in Frankreich nur die Frauen der Könige und Großen Damen; ja es stand dieser Titel in so hohem Ansehen, daß man selbst die Mutter Gottes *Notre-Dame*, d. i. unsere Dame, nannte. Zur Zeit der ritterlichen Galanterie erhielt allmählig das Wort eine weitere Anwendung. In der franz. Revolution wurde die für aristokratisch geltende Anrede mit *Madame* durch die Anrede mit *Citoyenne*, d. i. Bürgerin, verdrängt. Zur Auszeichnung führten bis zur Julirevolution die Töchter der franz. Könige (*Filles de France*) gleich von ihrer Geburt an den Titel *Madame* und hießen *Mesdames de France*. Auch erhielt diesen Titel die Frau des ältesten Bruders des Königs von Frankreich. In Deutschland, wo man bis in die neueste Zeit herab jede Frau des höhern und mittlern Bürgerstandes, besonders wenn der Mann ohne Titel und Würden war, mit *Madame* anredete, läßt dieser Gebrauch gegenwärtig doch auch nach.

Mademoiselle, d. i. meine Demoiselle, ist in Frankreich der Titel für jedes anständige, unverheirathete Frauenzimmer. In früherer Zeit nannte man in Frankreich den jungen Adelligen *Damoiselle* oder *Damoiseau*, die adelige Tochter aber *Demoiselle*. Das erstere Wort entspricht dem veralteten *Dam*, das letztere dem Titel *Dame*. Vorzugsweise führten sonst die Nichten der franz. Könige von ihrer Geburt an den Ehrentitel *Demoiselle*; seit 1734 aber legte man denselben nur der ersten Prinzessin von Geblüt bei. In Deutschland ist der Titel *Demoiselle*, den man den Töchtern bürgerlicher Herkunft gab, allmählig durch das einheimische *Fräulein* verdrängt worden.

Madera oder **Madeira**, eine den Portugiesen gehörige afrikan. Insel von 17 □ M. mit 120000 E., westlich von Afrika und nördlich von den Canarischen Inseln, wurde 1419 von den Portugiesen *Zargo* und *Lareira* entdeckt. Den Namen veranlaßten die Waldungen, die zur Zeit der Ankunft der Portugiesen die Insel bedeckten, jetzt aber verschwunden sind; denn *Madeira* bedeutet im Portugiesischen Holz. Sie ist ein ausgebrannter Vulkan, dessen Spitze, der *Pico Ruivo*, bis 5300 F. über das Meer sich erhebt, und von einer Menge Bäche bewässert. Das Klima gleicht einem immerwährenden Frühlinge und die Luft ist äußerst gesund. Im Sommer ersetzt der Thau den Regen; im Winter verursacht der Regen häufige Überschwemmungen. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich, und das Haupterzeugniß der Wein. Die von der Insel Kreta hier angepflanzten Reben liefern jährlich 30000 Piren oder etwa 90000 Ohm Wein, wovon mehr als die Hälfte ausgeführt wird. Die besten Sorten sind der *Malvasier* und der *Dry-Madera*, d. h. trockene Madera, so genannt, weil er den allerreiffen, schon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter entträufelt. Außerdem gibt es viele Kastanien-, Aprikosen- und Pfirsichbäume, sowie Südfrüchte aller Art. In den Gärten zieht man neben den gewöhnlichen Küchengewächsen auch Ananas und andere tropische Gewächse. Getreide wird nicht hinreichend erbaut und muß deshalb eingeführt werden. Die einzig wildlebenden vierfüßigen Thiere sind das Kaninchen und das Schwein; Rindvieh, Schafe und Pferde hat man aus Europa eingeführt. Die Einwohner sind meist portug. Abkömmlinge, auch Mulatten und Neger. Portugal hält auf M. einen Generalgouverneur und bezieht von der Insel beträchtliche Einkünfte. Der Handel ist meist in den Händen der Engländer. Die Hauptstadt *Funchal*, der Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs, erhebt sich amphitheatralisch auf der Südküste der Insel, im Hintergrunde einer Bai, entspricht aber im Innern keineswegs dem schönsten Anblicke von außen. Sie hat drei Klöster, eine von vier Forts vertheidigte sichere Rhede, 20000 E. und ist als Anhaltepunkt der von Europa nach Ostindien segelnden Schiffe von maritimer Wichtigkeit. — Nördlich von M. liegt die dazu gehörige kleine Insel *Porto-Santo*, mit 1200 E., die sehr reich an Federwildpret ist.

Madia (*Madia sativa*), eine Ölplanze, hat Chile zum Vaterlande, wo sie sowol wild wächst, als im Großen zur Gewinnung eines trefflichen Öls angebaut wird, und heißt deshalb auch chilische Ölplanze. Sie ist schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in

Deutschland bekannt, wurde aber hier als Felsbölge wächs erst seit 1839 cultivirt. Die Ergebnisse der Anbauversuche sind jedoch in den meisten Fällen nicht so günstig, als man erwartet hatte. Gleichwol verdient die Madia alle Beachtung, da sie nichts von Frost und Ungezieser zu leiden hat, keine großen Ansprüche auf Bodengüte macht und ein vortreffliches Öl liefert. Sie ist besonders da zum Anbau im Großen zu empfehlen, wo Raps und Rüben keine sichern Ernten erwarten lassen. Das Öl der Madia ist fetter als das Mohnöl, fast ganz geruchlos und von mildem, angenehmem Geschmack, auch zum Einschmieren der Maschinen sehr tauglich, indem es bei einer Kälte von 19° R. noch nicht gefriert, und in Tuchfabriken und Wollmaschinen mit großem Vortheil zu gebrauchen. Die Strohchen gewähren ein gutes Viehfutter; Stroh und Spreu haben giftige Eigenschaften; doch gibt ersteres einen guten Brennstoff.

Madison (Jam.), Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika 1809—17, wurde um 1758 in Virginien geboren und widmete sich nach sorgfältiger Vorbildung dem Sachwalterberufe. Kaum 22 Jahre alt, wurde er schon in einem öffentlichen Amte angestellt und erwarb sich bald das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn zum Mitgliede des Congresses wählten, wo er zu den gewandtesten Rednern gehörte. Nach der Gründung der neuen Verfassung der Vereinigten Staaten, zu welcher er viel beigetragen hatte, verband er sich mit einigen Patrioten, um durch Flugschriften, die dann unter dem Titel „The federalist“ gesammelt wurden, das Volk zur Annahme des Grundgesetzes zu bewegen. Unter Jefferson's Verwaltung wurde er Staatssecretair. Zum Präsidenten erwählt, erklärte er seinen Entschluß, die Unabhängigkeit des Vaterlandes fest zu begründen und die Partei der Föderalisten, die man einer Hinneigung zu England beschuldigte, aus allen Kräften zu bekämpfen. Im Geiste dieses Grundgesetzes verbot er allen Verkehr mit England und Frankreich, so lange diese Staaten die seit 1807 den Handel der Neutralen störenden Verfügungen aufrecht erhalten würden. Als die franz. Regierung die beschränkenden Verordnungen zurücknahm, eröffnete M. die Verbindung mit Frankreich wieder, während die Verhältnisse mit England sich verwickelten, da die brit. Regierung weniger nachgiebig sich zeigte, und durch Anmaßungen zur See, besonders durch das Pressen der Matrosen auf amerikan. Schiffen, M.'s ohnehin ungünstige Stimmung gegen England noch mehr reizte. Dies führte 1812 zu dem Kriege gegen die Briten, welcher den aufblühenden Wohlstand der Vereinigten Staaten außerordentlich störte. Die Fehler, welche mehre amerikan. Generale begingen, wurden dem Präsidenten zugeschrieben, und das Mißvergnügen über ihn äußerte sich besonders bei der Gegenpartei, den Föderalisten, welche die Absicht merken ließen, einen andern Präsidenten zu wählen. M. benahm sich in diesem kritischen Zeitpunkte mit männlichem Muth, besonders bei der schmachlichen Verbrennung der Bundesstadt Washington durch die Engländer. Nach dem Abzuge der Feinde versammelte er den Congress, eröffnete die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede und nahm so kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Übergewicht, besonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada und durch die Tapferkeit der amerikan. Seemacht, erhielten. Die Folge war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wiederherstellte. Hierauf bemühte sich M. mit dem günstigsten Erfolge den Wohlstand der Vereinigten Staaten zu heben. Am 1. März 1817 unterzeichnete er die Navigationsacte, drei Tage nachher legte er seine Stelle nieder. Sein Nachfolger war James Monroe (s. d.). Er starb als Friedensrichter in Virginien am 28. Juni 1836.

Mädler (Joh. Heinr.), Professor der Astronomie und Director der kaiserlichen Sternwarte zu Dorpat, wurde zu Berlin am 29. Mai 1794 geboren, wo er sich dem Lehrstande widmete und 1817—28 an der Leitung des städtischen Schullehrerseminars Theil nahm, später aber an dem 1830 errichteten königlichen Schullehrerseminar angestellt war. Seit 1829 stellte er in Verbindung mit Wihl. Beer (s. d.) auf der von dem Letztern in Berlin erbauten Sternwarte die fleißigsten Beobachtungen an, als deren Frucht zuerst Zeichnungen des Mars während seiner Opposition auf 1830 erschienen. Ungleich wichtiger und werthvoller war die von ihnen bearbeitete große Mondkarte (4 Blatt, Berl. 1834—36, 4.), welche alle früheren Arbeiten dieser Art bei weitem übertraf, und die ihr zur Erläuterung dienende „Allgemeine vergleichende Selenographie“ (2 Bde., Berl. 1837, 4.). Eine General-

karte des Mondes, von 12 Zoll Durchmesser, erschien gleichfalls 1837, sowie im J. 1839 eine kurzgefaßte Beschreibung des Mondes, beide von M. allein bearbeitet. Außerdem beschäftigte sich M. hauptsächlich mit der Berechnung der Bahnen mehrerer Doppelsterne, sowie der beiden nächsten Saturntrabanten. Im Sommer 1833 besorgte er auf der Insel Rügen die Zeitbestimmungen für die russ. Chronometer-Expedition. Im J. 1836 wurde er an der unter Encke's Direction stehenden königlichen Sternwarte in Berlin angestellt und 1840 folgte er dem Rufe in seine gegenwärtige Stellung nach Dorpat. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen die „Populaire Astronomie“ (Berl. 1841); der „Leitfaden zur mathematischen und allgemeinen physischen Geographie“ (Stuttg. 1844), und „Astronomische Briefe“ (Lief. 1, Riga 1845).

Madonna (ital.), d. h. meine Herrin, wird vorzugsweise nur die Jungfrau Maria genannt, und zwar auch außerhalb Italiens, insofern dieselbe Gegenstand der bildenden Kunst ist. Die urchristliche Kunst kennt keine Darstellung der Mutter Christi; erst seitdem dieselbe im 5. Jahrh. als Mutter Gottes anerkannt worden war, treten vereinzelt Marienbilder auf. Das Antlitz der Mutter ist meist völlig oval und von mildem Ausdruck; ein Schleier bedeckt ihr Haar. Auch das Kind ist fast immer völlig bekleidet. Die großen Meister der späteren nord. und ital. Kunst haben die Madonna zu einem Hauptgegenstand ihrer Darstellungen gemacht und sich in den verschiedensten Auffassungsweisen, man kann wol sagen, vollständig erschöpft. Am tiefstinnigsten und herrlichsten faßte sie Rafael auf, in dessen Madonnenbildern bald mehr die liebende Mutter, bald das Ideal weiblicher Schönheit vorherrscht, bis er in der Madonna des heil. Sixtus die höchste Darstellung der Königin der Heiligen erreichte. — Eine Madonna ohne das Kind gehört erst der neuern Kunst an und hat ihre edelste Darstellungsweise in Murillo's „Empfängniß“ gefunden.

Madras, eine Präsidentschaft des indo-brit. Reichs von 6700 QM. mit 15 Mill. E., begreift den östlichen Theil der Halbinsel diesseit des Ganges, vom Cap Komorin bis Valapore, und zerfällt in die acht Landschaften Karnatik (s. d.), Coimbatour, Salem, Seringapatnam, Malabar, Canara, Balaghaut und die nördliche Cirkars. Die Hauptstadt gleiches Namens in der Landschaft Karnatik auf der Küste von Koromandel, in einer sandigen Gegend, am Flusse Palier und am Meere, bietet im Allgemeinen den bizarren orient. Charakter dar, indem man hier nebeneinander Pagoden, christliche Kirchen, Moscheen mit Minarets, Häuser mit platten Dächern und zwischen allen diesen Bäume und Gärten erblickt. Sie zerfällt in zwei Theile, die weiße und die schwarze Stadt. Die erstere, schön und regelmäßig gebaut, mit einer Mauer umgeben, wird blos von Europäern bewohnt und ist der Sitz der reichen Kaufleute, ungeheurer Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramläden. Mitten in ihr liegt das sehr feste St.-Georges-Fort. Unter den vielen großen Gebäuden zeichnet sich der prächtige Palast des Gouverneurs aus, in welchem sich der größte Saal der Erde befindet. Durch eine Esplanade von der weißen Stadt getrennt, liegt, einen Raum von drei Stunden einnehmend, die schwarze Stadt, wo die schönsten Paläste mit den elendesten Hütten und breite Straßen mit engen Gassen wechseln. Sie ist der Aufenthaltsort der Hindus, Armenier, überhaupt aller Asiaten, sowie der portug. Kaufleute, von denen jede Classe ihr eignes Viertel inne hat. Die Gesamtzahl der Bewohner beläuft sich auf 500000. Es hat gegen 1000 Pagoden, Moscheen, Kapellen, Kirchen, Tempel und Bethäuser, darunter in einem Palmehaine die schönste christliche Kirche in ganz Asien. Auch gibt es daselbst eine protestantische Missionsanstalt, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, eine Buchdruckerei, ein Collegium für die ind. Sprachen, mehrere andere Lehranstalten, eine asiat. Gesellschaft, ein Waisenhaus und ein Irrenhaus. Die Baumwollensfabrikation, die früher hier so blühend war, ist durch die Überlegenheit der engl. jetzt ganz gesunken. Man fertigt viele Glasarbeiten zum Puz für die Hindufrauen; auch gibt es ansehnliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzsiedereien. Sehr bedeutend ist der Handel, obgleich die Stadt nur eine mittelmäßige Rhebe hat. Den Mangel eines guten Trinkwassers ersetzt eine in neuern Zeiten angelegte Wasserleitung. M. steht an der Stelle des alten Städtchens Tschinapatnam, welches dem Könige von Bisnagor gehörte, der es 1645 den Briten überließ.

Madrazo y Agudo (Don José de), einer der ausgezeichnetsten unter den lebenden Malern Spaniens, geb. am 22. Apr. 1781 zu Santander, bildete sich für die Kunst auf

der Akademie zu Madrid, dann in Paris, wo er David's Schüler wurde, und endlich in Rom, wohin ihn seine Regierung sendete. Eines seiner schönsten Bilder, die er in Paris malte, ist Jesus in dem Hause des Anas (jetzt im königlichen Museum zu Madrid). In Rom malte er zunächst den Tod der Lucretia und den durch Verrätherhand fallenden Viriathus. Nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen wurde er nebst andern Landsleuten, weil sie sich weigerten, Joseph Napoleon den Unterthanseid zu leisten, festgenommen. Nachdem er seine volle Freiheit wieder erhalten hatte, malte er für das Quirinal den Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroklos. Karl IV. ernannte ihn zur Zeit seines Aufenthaltes in Rom zum wirklichen Mitgliede der Akademie San-Luca und zum königlichen Kammermaler, in welcher letztern Würde ihn später Ferdinand VII. bestätigte. Theils noch in Rom, theils nach seiner Rückkehr nach Spanien malte er den Triumph der göttlichen Liebe über die weltliche (jetzt im Museum zu Madrid), verschiedene Darstellungen der heiligen Familie, die Mutter Gottes mit dem Kinde, umgeben von anbetenden Engeln, und vor Allem das Bild von dem heiligen Herzen Jesu mit der wunderschönen Glorie der Engel für das Kloster der Salesianerinnen in Madrid. Auch als Portraitmaler hat sich M. einen bedeutenden Namen gemacht. Er wurde 1818 Director an der Akademie von San-Fernando, und seine zahlreichen Schüler beweisen hinlänglich seinen wohlthätigen Einfluß auf die Künstlerjugend seines Vaterlandes. Die lithographischen Anstalten in Paris kennen zu lernen, ging er dahin und schon wenige Monate nach seiner Rückkehr ließ er in dem von ihm errichteten königlichen lithographischen Institute zu Madrid die „Coleccion litográfica de cuadros del rey de España“ (1826) erscheinen. Für die Kunstausstellung von 1836 lieferte er die Schlacht von Cerignola und die Einnahme von Breda, und für die von 1838 den Sturm von Montefrio durch Gonzalo de Cordova und einen mit Blumen umketteten Cupido. — Sein Sohn, Don Federico de M., hat sich als Maler und Kunstschriftsteller einen Namen erworben. Er machte seine Kunststudien unter des Vaters Leitung in Italien und in Paris. Mit seinem Freunde, dem Dichter Don Eugenio de Dchoa, gründete er das Kunstblatt „El artista“.

Madrid, die Haupt- und Residenzstadt Spaniens, in dem Königreiche Neucastilien, am linken Ufer des Manzanares, über welchen zwei große steinerne Brücken führen, in einer wasser- und baumlosen Hochebene auf einer zahllosen Menge Hügel, 2276 F. über der Meeresfläche, fast im Mittelpunkte des Reichs gelegen, bildet ein unregelmäßiges Viereck, welches von einer hohen Mauer aus Backsteinen umschlossen wird und aus welchem 15 Thore, unter denen das von Alcala das schönste ist, und ein Triumphbogen führen. Obgleich, bei einem Umfange von $3\frac{1}{2}$ Stunden und einer Länge von $1\frac{1}{4}$ Stunde, die größte und bevölkerteste Stadt Spaniens, wird sie doch dem Range nach nicht als Ciudad (Stadt), sondern als Villa betrachtet, im Kanzleistile aber die sehr eble, rechtliche, berühmte und wegen ihres Aufstandes gegen die Franzosen auch die heroische Stadt genannt. Sie zerfällt nach der neuesten Eintheilung in zwei nördliche und zwei südliche Stadttheile, von denen jeder fünf Bezirke enthält, die zusammen 188300 E. zählen. Der ältere, südwestliche Theil der Stadt hat niedrige Häuser und enge, krumme Gassen; der neuere, bei weitem größere, ist in gutem Geschmacke gebaut, hat schöne, hohe Häuser und breite, gerade, gutgepflasterte Straßen, unter denen die von Alcala, San-Bernardo und Fuencarral sich besonders auszeichnen. Von öffentlichen Plätzen sind merkwürdig der Plaza mayor oder Marktplatz, der mit sehr hohen Häusern, welche im untern Stock Arcaden haben, eingefast, aber vielfach durch Buden verbaut ist, und der Platz Puerto del Sol, der den Mittelpunkt der Stadt bildet und Sammelplatz der Geschäftsleute ist; von öffentlichen Spaziergängen der Prado, der eine Viertelmeile lang zwischen dem Palast Buen Retiro und der Stadt gartenähnlich durch mehre Straßen, mit Springbrunnen und Statuen geschmückt, sich hinzieht und zum Reiten, Gehen und Fahren dient; der Garten von Buen Retiro, der dicht an den Prado anstößt, und der Spaziergang Las delicias, welcher eine Viertelstunde lang am Kanale fortläuft. Unter den 77 Kirchen, die weder durch Größe, noch durch besondere Schönheit auffallen, aber reich sind an Meisterwerken berühmter span., ital. und niederländ. Maler, verdienen Erwähnung die von Philipp IV. gegründete prächtige St.-Isidorskapelle, die Kirche der Salesianerinnen, die zur heil. Isabella und die Kirche von Antiochia.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das seit dem Brande von 1734 neu aufgeführte Residenzschloß auf einer Anhöhe der Westseite der Stadt, ein regelmäßiges Viereck, mit flattem Dache, im Innern aufs kostbarste, namentlich auch mit herrlichen Malereien von Mengs, Eizian, Murillo u. A. bis zur Überladung ausgeschmückt; ferner der alte königliche Palast, Buen Retiro (s. d.); der Palacio de las Concejos oder der Regierungspalast, wo sich die ersten Behörden des Landes versammeln; die Aduana oder das Zollhaus; die Panaderia, wo die Akademie der Geschichte ihre Sitzungen hält; das Posthaus, das Zeughaus, die Münze und das Hofgefängniß. Zu den wissenschaftlichen Anstalten gehören die in einem Kloster nahe am Palaste Buen Retiro befindliche königliche Bibliothek mit 200000 Bdn. und einer Medaillensammlung von 150000 Stück, und die zu San-Isidoro mit 50000 Bdn.; das königliche Museum, welches die reichste und vorzüglichste Gemäldesammlung der Erde enthält; das Lyceum, eine Art Künstlerverein im Palaste Villa hermosa; das königliche Naturalien cabinet, welches sehr reichhaltig, besonders an inländischen Mineralien ist; die Sternwarte auf dem neuen Palaste; ein botanischer Garten und die Kunstsammlungen der Herzoge von Alba, von Infantado und Medina Celi, namentlich die Gemäldegalerie des Antonio de Perez. An Unterrichtsanstalten besitzt es eine Universität, die 1770 erneuert wurde, das Real Estudio di San-Isidoro mit eigener Bibliothek, ein Real Estudio für praktische Heilkunde, Chirurgie, Botanik, Pharmacie und Mineralogie, ein Adelscollegium, eine Ingenieurschule, ein polytechnisches Institut, eine Thierarzneischule und 13 königliche Akademien, z. B. der schönen Künste von San-Fernando, der Rechtsgelehrsamkeit, der span. Sprache, der Geschichte u. s. w. Außerdem hat es 19 Hospitäler, darunter das Männerhospital zu San-Fernando für 1400 Kranke, vier Findelhäuser, vier Theater, ein Stiergefechtamphitheater bei dem Thore Alcalá und eine große Wasserleitung, die, weil es an gutem Quellwasser mangelt, Quellen aus dem Guadaramagebirge nach der Stadt leitet und in 32 Brunnen vertheilt. Die Industrie und der Handel sind unbedeutend. Zwar gibt es eine Art Messe, einige Banken und Assurancegesellschaften und mehrere Fabriken in wollenen, baumwollenen Waaren, in Seidenzeug und Cigarren, aber meist leben die Einwohner von dem Verdienste, den ihnen der Hof und der Adel geben. Ihr größtes Vergnügen finden sie an Stiergefechten, kirchlichen Processionen und einer Art Abendgesellschaften, die Tertullias heißen. In der Umgegend von M., die einförmig und öde ist, liegen mehre königliche Lust- und Jagdschlösser, namentlich Casa del Campo mit schönem Park, el Pardo mit Eichenwald und Thiergarten, Villaviciosa, wo Ferdinand VI. im Zustande der Raserei 1759 starb, la Florida und Zarzuela. M. ist seit Philipp's II. Zeiten die Residenz der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd hier und auf den Sitios Aranjuez, Escorial und San Ildefonso aufhielten, und wurde durch eine Menge Verräthe und Friedensschlüsse, von denen wir nur den zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich 1526, zwischen Spanien und Venedig 1617 und zwischen Portugal und Spanien 1800 erwähnen, merkwürdig. Im span. Erbfolgekriege huldigte es der franz. Partei, und in dem Freiheitskriege gegen Frankreich gab es durch den Volksaufstand am 2. Mai 1808 gegen Murat, wobei 1500 Bürger das Leben verloren, das Zeichen zur allgemeinen Empörung. Im J. 1834 wurde es durch die Cholera heimgesucht. Die politische Erschütterung Spaniens durch den Kampf der Karlisten und Christinos, sowie die Berufung der allgemeinen Cortes im J. 1834 nach der Hauptstadt regten zwar auch hier den Parteigeist auf, doch hielt sie sich fortdauernd auf der Seite der Königin. Eine am 18. Jan. 1835 von dem größten Theile des zweiten leichten Infanterieregiments unter Anführung des Lieutenants José Cardero unternommene Militairrevolution, wobei der Generalcapitain von Neucastilien, General Canterac, ermordet wurde, scheiterte ebenso, wie der vom General Leon 1842 gemachte Versuch, die unmündige Königin Isabella zu entführen; dagegen nahm es 1843 mit großem Eifer für Espartero Partei und ergab sich erst, als dessen Sache völlig verloren war.

Madrigal heißt eine Form des lyrischen Gedichts von kleinem Umfange, geeignet, einen anmuthigen, sinnreichen Gedanken, dessen Inhalt gewöhnlich die Liebe ist, auszudrücken. Das eigentliche Madrigal besteht aus drei meist durch Reime verbundenen Absätzen; doch wurde die Form nicht immer festgehalten und oft jedes zarte kleine Liebes-

gedicht so genannt. Unter den Italienern haben wir Madrigale von Petrarca und Tasso; unter den Franzosen von Montreuil, Lainez und Moncrif; unter den Deutschen, wo Kasp. Ziegler, geb. zu Leipzig 1621, sich zuerst in dieser Dichtform versuchte, von Hagedorn, Götz, Gotter, Voss, Manso, Goethe, A. W. Schlegel in seinen „Blumensträußen“ u. A. Auch wurde der Name Madrigal um die Mitte des 16. Jahrh. auf Gesangsstücke, sowie auf Instrumentalstücke, z. B. für die Orgel, übertragen. Als der ausgezeichnetste Componist weltlicher Madrigale gilt Luca Marenzio, gest. 1599. Palestrina componirte geistliche Madrigale.

Madvig (Johan Nicolai), Professor der lat. Sprache und Literatur an der Universität zu Kopenhagen, geb. 1804 auf der Insel Bornholm, bezog, nachdem er auf der gelehrten Schule zu Frederiksborg den Grund einer wissenschaftlichen Bildung gelegt hatte, 1817 die Universität zu Kopenhagen, wo er sich mit entschiedener Vorliebe philologischen Studien widmete. Er wurde daselbst 1826 Docent, 1828 nach dem Tode des Professors der Eloquenz, B. Thorslacius, Lector und 1829 Professor der lat. Sprache und Literatur. Als Kritiker hat er vorzugsweise Cicero's philosophische Schriften und Reden behandelt. Außerdem gehören hierher seine kritischen und exegetischen Arbeiten über Lucretz und Juvenal, sowie der von ihm gelieferte Nachweis, daß der von Mai und Osann herausgegebene Grammatiker Apulejus eine literarische Mystification sei. Allgemeine Anerkennung fand seine größere kritische Ausgabe des Cicero „De finibus bonorum et malorum“ (1839). Unter seinen historisch-antiquarischen Abhandlungen gedenken wir der Untersuchungen über die röm. Colonialverhältnisse in Verbindung mit andern Seiten des röm. Staatsrechts (1832). Seine akademischen Arbeiten erschienen als „Opuscula academica“ (2 Bde., 1834—42). Unter seinen in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten und einzeln gedruckten Forschungen nehmen mehre, z. B. „Blick auf die Staatsverfassungen des Alterthums“ (1840), „Von dem Wesen, der Entwicklung und dem Leben der Sprache“ (1842), „Über den gelehrten Schulunterricht“ und „Über die Grundbegriffe der alten Metrik“, einen hohen Rang ein und begründen zum Theil neue Standpunkte. Ebenso hat er durch seine „Lat. Sprachlehre für Schulen“ (deutsch, Braunschw. 1844) eine neue Bahn eröffnet.

Maestoso, d. i. Majestätisch, dient zur Bezeichnung einer Vortragsart in der Musik und setzt, ohne nähere Bezeichnung, ein gemäßigtes Zeitmaß voraus.

Maffei (Francesco Scipione, Marchese), einer der besten ital. Lust- und Trauerspiel-dichter, geb. zu Verona am 1. Juni 1675, studirte im Jesuitencollegium zu Parma und ging 1698 nach Rom, wo er sich der Dichtkunst widmete und in die Akademie der Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienste, machte unter seinem Bruder Alessandro im span. Erbfolgekrieg einige Feldzüge in Italien und Deutschland mit, und wohnte 1704 der Schlacht von Donauwörth als Freiwilliger bei. Bald aber rief die Liebe zu den Wissenschaften ihn wieder nach Italien zurück. Hier schrieb er bei Gelegenheit eines Streites, in den sein Bruder Alessandro verwickelt war, „Della scienza chiamata cavalleresca“ (Rom 1710, 4.), Untersuchungen über die Bräuche der Alten bei Zwistigkeiten zwischen Privatpersonen. Mit Apostolo Zeno und Valisnieri vereinigte er sich zur Herausgabe einer kritischen Zeitschrift, welche zugleich den Zweck hatte, die Bekanntheit der Italiener mit der ausländischen Literatur zu befördern. Gleichzeitig wendete er seine Aufmerksamkeit dem Theater zu; glänzenden Beifall fand seine Tragödie „Merope“ (Modena 1713), obgleich sie nur ein Versuch war, die Vorzüge der griech. und franz. Tragödie zu verbinden. Auch sein Lustspiel „La cerimonia“ wurde mit Erfolg auf die Bühne gebracht. In der Absicht, das Studium der griech. Sprache unter seinen Landsleuten wieder zu beleben, berief er geschickte Lehrer, die er auf seine Kosten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handschriften in der Domkirche seiner Vaterstadt führte ihn auf das Studium der Diplomatik, dem wir sein gelehrtes Werk „Verona illustrata“ (Ver. 1731—32, Fol.; neue Ausg., 8 Bde., Ver. 1792—93, 4.) zu danken haben. Nach Beendigung desselben bereiste er 1732 Frankreich und sodann England, Holland und Deutschland, wo er in Wien von Kaiser Karl VI. auf das Ehrenvollste aufgenommen wurde. Er starb am 11. Febr. 1755 in seiner Vaterstadt, die ihm aus Dankbarkeit ein Denkmal errichtete. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (21 Bde., 1790). — Sein Bruder, **Alessandro**, Marchese M., geb. zu Verona 1662, gest. zu München 1730, machte unter dem Kur-

fürsten Maximilian Emanuel von Baiern Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich mit, diente mit Ruhm im span. Erbfolgekriege und wurde 1717 in Anerkenntniß seiner Verdienste bei der Belagerung von Belgrad zum Feldmarschall ernannt.

Maffei (Giovanni Pietro), einer der gelehrtesten Schriftsteller unter den Jesuiten, geb. zu Bergamo 1535, erhielt seine Bildung in Rom, wo er sich mit Annibale Caro und andern gelehrten Männern verband. Im J. 1563 wurde er Professor der Beredsamkeit in Genua und sehr bald auch Secretair der Republik. Doch schon nach zwei Jahren lehrte er nach Rom zurück und trat in den Jesuitenorden. Die hier von ihm 1570 herausgegebene lat. Übersetzung von Jos. Acosta's „*Historia de las Indias*“ gefiel dem Cardinal Heinrich von Portugal so wohl, daß er ihn nach Lissabon berief und ihm die Abfassung einer allgemeinen Geschichte von Indien übertrug, die unter dem Titel „*Historiarum indicarum libri XVI*“ (Flor. 1588; beste Ausg., Köln 1593, Fol.) erschien. Er kehrte 1581 nach Rom zurück und starb 1603 zu Livoli. Eine Sammlung seiner lat. abgefaßten Schriften erschien zu Bergamo (2 Bde., 1747, 4.).

Maffei (Jof. Ritter von), Wirklicher Rath und Professor der ital. Literatur an der Universität zu München, geb. am 27. Mai 1775 zu Cles nella Naunia im tridentinischen Gebiet, erhielt seine akademische Vorbildung auf den Lyceen zu Verona und Trient und studirte 1795—98 in Salzburg, wo er auch die Priesterweihe erhielt. Nachdem er ganz Italien, Deutschland, die Schweiz und das südliche Frankreich bereist hatte, kehrte er im J. 1800 nach Salzburg zurück und wurde hier 1805 Professor der ital. Literatur an der Universität. Als Salzburg 1811 an Baiern überging und die Universität aufgehoben wurde, blieb er daselbst als Professor am Lyceum. Im J. 1816, wo Salzburg wieder an Osterreich zurückfiel, wurde er nach München berufen und anfangs als ordentlicher Professor am Lyceum und andern königlichen Instituten, 1826 aber an der von Landshut dahin verlegten Universität angestellt. Vielsache Verdienste erwarb er sich um die ital. Literatur. Er war der Erste, der die deutschen dramatischen Werke Zffland's und Kogebue's und die Jugendschriften Christoph Schmidt's in guten ital. Übersetzungen in Italien einführte, und ungelehrte Producte berühmter ital. Gelehrten in Deutschland verbreitete. Sein Hauptwerk aber ist die „*Storia della letteratura ital. dall' origine della lingua sino a' nostri giorni*“ (3 Bde., Mail. 1825; neue Aufl., 4 Bde., 1834).

Mafra, ein Flecken in der portug. Provinz Estremadura, ungefähr fünf M. nordwestlich von Lissabon, unfern dem Meere, in hochgelegener Gegend, ist wegen des prächtigen Klostergebäudes berühmt, das König Johann V. in Folge eines Gelübdes 1717—31 mit einem Aufwande von mehr als 20 Mill. Fl. auführen ließ. Der Baumeister desselben war ein Deutscher, Namens Friedr. Ludwig. In seiner viereckigen Form dem Escorial ähnlich, aber bei weitem umfangreicher, ist es doch mehr ein Denkmal der Prachtliebe und des Aufwandes als der Größe. Es soll 866 Zimmer und mehr als 2500 Thüren und Fenster enthalten. Das Kloster ist ein Augustinerkloster und im Besiz einer Bibliothek von 50000 Bänden. Eine Klosterschule wurde daselbst 1772 durch Joseph I. gegründet. Die Umgebungen bilden ausgedehnte Gärten mit herrlichen Anpflanzungen. Bekannt wurde das Kloster besonders durch Murphy's Prachtwerk (Lond. 1791, Fol.) mit Luis de Sousa's Texte.

Magazin nennt man im Allgemeinen einen Aufbewahrungsort, der sorgfältiger gebaut, mehr Sicherheit und bessere Erhaltung der Gegenstände gewährt als Schuppen und andere Gebäude. Vorzüglich wichtig sind die Pulvermagazine, welche Luftmagazine heißen, wenn sie über der Erde liegen, wo sie dann weit entfernt von bewohnten Gebäuden, und insofern mehre an einem Orte erforderlich sind, hinlänglich entfernt voneinander angelegt werden. Sie sind meist von Fachwerk erbaut und mit einem Wall umgeben, der bis zur untern Kante des Daches reicht, haben keine Glasfenster, sondern nur Drahtgitter und hölzerne Laden an der äußern Wandseite. Die Thüre, gegen Osten gerichtet, führt in eine kleine Vorhalle; die innere Thüre hat ein kupfernes Schloß und bewegt sich auf kupfernen Angeln. Die Luftmagazine werden nur zur Aufbewahrung des Pulvers im Frieden gebraucht und daher zuweilen Friedensmagazine genannt. Das zur Vertheidigung einer Festung erforderliche Pulver wird im Kriege in bombenfesten Magazinen niedergelegt, die theils unter dem Wall befindlich sind, seltner in besondern Gebäuden bestehen, und für

die man besonders solche Orte wählt, die nicht leicht vom feindlichen Feuer getroffen werden können. In keinem Pulvermagazin sollen sich mehr als höchstens 500 Centner befinden. Die Pulvertonnen liegen im untern Raume auf dazu eingerichteten Unterlagen zwischen festen Ständern; Kartuschen (ohne Kugeln), Zündungen und andere leichte Gegenstände werden auf dem Boden aufbewahrt. Alle Maßregeln zur möglichsten Verhütung der Gefahr müssen getroffen und deshalb auch die Gebäude mit Bligableitern versehen werden. Die Magazine für Feldlaboratorien werden entweder in einzeln liegenden Gebäuden von guter Beschaffenheit eingerichtet, oder man erbaut Schuppen dazu. Die Engländer legen die Pulvertonnen auf einen einfachen Unterbau von starkem Holz und bedecken das Ganze mit getheertem Segeltuch. Nächst den Pulvermagazinen sind noch die Fourage- und Proviantmagazine zu erwähnen, deren Einrichtung nur auf sicherem Verschluss und trockner, übersichtlicher Unterbringung der Gegenstände beruht. Noch bis 1806 umfasste die Anlage und Sicherung der Magazine einen wesentlichen Theil des Operationsplans; oft entschied die Wegnahme und Vernichtung derselben den Ausgang des Feldzugs. Bei der seitdem eingetretenen weit schnellern Bewegung der Truppen, welche nicht ohne das Requisitionssystem besteht, ist die Anlegung der Magazine sehr vermindert und nur auf einzelne Verhältnisse beschränkt worden, wo größere Truppenmassen längere Zeit in einer Gegend verweilen. Die Magazine für die Waffen u. s. w. nennt man Zeughäuser (s. d.). Getreide- und Mehlmagazine werden bei zu befürchtender Theuerung oder bei andern Unglücksfällen angelegt.

Magdalena oder Maria von Magdala, einer Stadt am galiläischen See in Palästina, eine Begleiterin Jesu, wird nach einem alten Irrthume für die Luc. 7, 36—50 erwähnte Sünderin gehalten, die Jesum salbte und Vergebung ihrer Sünden von ihm erhielt. Den mythischen Stoff, welcher aus dieser Verwechslung entstand, ergriffen Andacht und religiöse Kunst, um daraus das heil. *Magdalenenbild* zu schaffen. Auch entstand um 1215 in Deutschland ein Orden der Klosterfrauen von der Buße der heil. M., der sich in Frankreich, Spanien, Italien und selbst bis nach Indien verbreitete, anfangs nur Buhldinen, später aber auch ehrbare Jungfrauen aufnahm und bis in die neuern Zeiten sich erhalten hat. Die in protestantischen Ländern noch übrigen katholischen Magdalenenstifte haben sich zur Krankenpflege bequemen müssen, so z. B. das zu Lauban in der Oberlausiz. — *Magdalenenengesellschaften* heißen in England und den Vereinigten Staaten wohlthätige Anstalten, welche die Besserung gefallener Mädchen zu bewirken suchen. Die erste derartige Gesellschaft wurde in London 1758 durch die Bemühungen des Dr. Dobb begründet und hat viel Gutes gestiftet.

Magdeburg, die Hauptstadt der preuß. Provinz Sachsen, der Sitz eines Oberpräsidenten, einer Regierung, eines Oberlandesgerichts, eines Consistoriums und eines evangelischen Generalsuperintendenten, des Generalcommandos des vierten Armeecorps und zugleich eine der wichtigsten Festungen des preuß. Staats, am linken Ufer der hier in drei Arme getheilten Elbe, besteht aus vier besondern Theilen und zwei Vorstädten, und zählt, das Militair und die Vorstädte ungerchnet, gegen 50000 E. Jene Theile sind 1) die Altstadt, oder die Hauptfestung längs der Elbe mit elf Bastionen und zehn kleinen Ravelinen zwischen ihnen, die noch eine Anzahl Contregarden und Lunetten vor sich haben. Sie werden allenthalben von einem doppelten und an einigen Punkten dreifachen bedeckten Wege umgeben und durch Minen verstärkt. Im Süden der Altstadt liegt 2) der Stern, eine vierseitige casemattirte Tenaille, unter Friedrich dem Großen vom General Wallrave erbaut, mit einem guten Minensystem und drei verschiedenen Umwallungen, von denen die äußere auf drei Seiten in der Mitte nochmals auspringende Winkel hat. In dieser Schanze saßen einst der Freiherr von Trend in einem für ihn besonders bestimmten Häuschen, im trocknen Graben, und ihr Erbauer Wallrave, wegen Treulosigkeit, in einem von ihm selbst angelegten Kerker gefangen. Zwischen dem Stern und der Altstadt wurde zur Verbindung beider miteinander auf der Stelle der abgetragenen Sudenburg, einer ehemaligen Vorstadt, seit 1811 das Fort Napoleon, jetzt Scharnhorst genannt, eine fünfseitige große Lunette, erbaut, in der Kehl mit einer Caponnière, welche Schießscharten hat, versehen. Von der Altstadt aus führt eine Brücke über den westlichsten, breitesten der drei Elbarme, die neue Elbe

genannt, nach der Insel, auf welcher 3) die Citadelle liegt, ein bastionirtes Fünfeck mit hohem, gemauertem und casemattirtem Walle ohne bedeutende Außenwerke, erbaut von König Friedrich I. 1680 und dadurch merkwürdig, daß hier Bahrdt, Lafayette und Becker gefangen saßen. Jenseit der beiden andern Elbarme, über die eine feste Brücke führt, auf dem rechten Ufer der Elbe, liegt 4) die Friedrichsstadt oder die Thurmshanze, ein Städtchen von etwa 1600 E., durch eine Umwallung mit drei ganzen und zwei halben abgerundeten Thürmen befestigt, vor welchen drei ganze, zwei halbe Bastionen und ein Bedeckter Weg liegen. Die beiden Vorstädte, die nördlich gelegene Neustadt mit etwa 6800 E., und die südwestlich gelegene Sudenburg mit 2000 E., die, weil sie den Festungswerken zu nahe lagen, 1806 von den Preußen und 1813 durch die Franzosen nebst dem ehemaligen Kloster-Bergen (s. d.) zerstört wurden, sind seit 1818 theilweise wieder aufgebaut. M. hat zwar meist enge krumme Straßen, wovon nur der die ganze Stadt der Länge nach durchschneidende Breite Weg eine Ausnahme macht, ist aber im Ganzen gut gebaut. Öffentliche Plätze sind der Domplatz und der Marktplatz, auf welchem die schon im J. 973 errichtete Bildsäule Otto's des Großen steht. Zu den öffentlichen Spaziergängen und Gärten gehören der schöne Fürstentwall, welcher 600 Schritt längs der Elbe sich hinzieht, der Werder am linken Ufer der alten Elbe mit vielen schönen Gärten und der Friedrich-Wilhelms-Garten, der auf der Stelle des abgebrochenen Kloster-Bergen angelegt ist. Unter den zehn evangelischen Kirchen zeichnet sich besonders die aus dem Anfange des 13. Jahrh. herstammende prächtige goth. Domkirche aus, um deren Restauration Friedrich Wilhelm III. sich großes Verdienst erwarb, mit zwei schönen 332 F. hohen steinernen Thürmen, einem 110 F. hohen von zwölf Pfeilern getragenen Gewölbe, dem Hochaltar aus Marmor, 45 kleineren Altären, dem schönen, 1495 von Peter Vischer zu Nürnberg gegossenen Denkmale des Erzherzogs Ernst und dem Grabe Kaiser Otto des Großen. Merkwürdig sind auch die Liebfrauenkirche, die älteste in M., sowie die katholische Kirche und die franz.-reformirte Kirche, denen sich die jüdische Synagoge anschließt. Unter den andern öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen das 1691 erbaute Rathhaus, die Dompropstei oder das Fürstenhaus, das Landschaftshaus, die Wasserkunst mit einer Getreidemühle und die Artilleriekaserne. Die Stadt hat ein Pädagogium im Kloster Unserer lieben Frauen, ein Domgymnasium mit nicht unwichtiger Bibliothek, ein Schullehrerfeminar, eine höhere Gewerbs- und Handelsschule, eine Kunst- und Baugewerkschule, eine Hebammen- und medicinisch-chirurgische Lehranstalt, ein Arbeitshaus, eine Irrenanstalt, ein Armenkrankenhaus, fünf Hospitäler, ein Bürgerrettungsinstitut, eine Sparkasse, mehre Kleinkinderbewahranstalten und zwei Waisenhäuser. Sie gehört zu den wichtigsten Handelsstädten nicht nur Preußens, sondern Deutschlands überhaupt. Der bedeutende Transito- und Expeditionshandel, besonders mit Colonialwaaren und Wein, wird durch zwei Wollmärkte und eine Messe, und in neuester Zeit namentlich durch die vereinigte Magdeburg-Hamburger Dampfschiffahrt, sowie durch die beiden Eisenbahnen, die Magdeburg-Leipziger und die Magdeburg-Braunschweiger, wesentlich befördert. Auch gibt es zahlreiche Fabriken in Wolle, Baumwolle, Seide, Handschuhen, Band, Leder und Taback, sowie Zuckerraffinerien, Essigsiedereien und Bierbrauereien. Schon von Karl dem Großen wurde die Stadt mit der Stapelgerechtigkeit versehen. Kaiser Otto I., der sie zu seinem Lieblingsaufenthaltsort erkor, legte hier 937 ein Benedictinerkloster zu Ehren des heil. Mauritius an, und verwandelte dasselbe 967 in ein Erzbisthum, dem vom Papst Johann XIII. das Primat von Deutschland ertheilt und die Bischöfe von Meissen, Merseburg, Raumburg, Zeitz, Brandenburg und Havelberg untergeordnet wurden. Die Erzbischöfe führten in den stürmischen Zeiten des Mittelalters wiederholte Kriege nicht nur gegen die häufig einfallenden Slawen, sondern auch gegen Kaiser Heinrich IV., gegen die Markgrafen von Brandenburg, sowie gegen die Bürger von M. selbst, die sich mehrmals wider ihre geistlichen Herren empörten. In spätern Zeiten wurden die Erzbischöfe gewöhnlich aus dem brandenburg. oder sächs. Fürstenhause gewählt. Der schon frühzeitig errichtete Schöppenstuhl stand im Mittelalter in großem Ansehen, und das magdeburger Recht, das eine Mischung von altsächs. Gewohnheits- und magdeburg. Localrechten war, fand weite Verbreitung und Gültigkeit. Zur Zeit der Reformation fiel die Stadt sehr bald der neuen Lehre zu, zeigte für dieselbe großen Eifer und wurde, als

sie die Annahme des Interims verweigerte, in die Acht erklärt und in Folge dessen vom 16. Sept. 1550 bis 9. Nov. 1551 vom Kurfürsten Moriz von Sachsen belagert, nach der endlichen Übergabe jedoch schonend behandelt, aber freilich des Stapelrechts, des Schoppenstuhls und anderer Gerechtfame verlustig. Schon 1554, unter dem Administrator Christian Wilhelm, aus dem brandenburg. Hause, erhielt sie indeß das Stapelrecht zurück, das ihr Kaiser Maximilian auf ewige Zeiten bestätigte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde M., nachdem es 1629 von den Kaiserlichen 28 Wochen lang vergebens eingeschlossen gewesen, 1631, weil es seinen geächteten Administrator wieder aufgenommen hatte, von neuem durch Tilly belagert. In Hoffnung baldigen Entsatzes leisteten zwar die Bürger mit Hülfe einer schwachen schwed. Besatzung eine Zeit lang tapfern Widerstand; allein endlich sahen sie sich doch genöthigt, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. Im Vertrauen auf den bevorstehenden Vertrag und von dem langen beschwerlichen Kriegsdienst ermüdet, verließen sie zum Theil ihre Posten, und so geschah es, daß am 10. Mai (alten Stils) 1631 die Stadt erstürmt wurde. Eine dreitägige Plünderung mit Mord, Brand und allen Ausschweifungen der wüthenden Krieger war die Folge. Über 30000 E. jedes Alters und Geschlechts fielen unter dem Schwerte der Sieger, und, um Mishandlungen zu entgehen, stürzten Hunderte von Jungfrauen, einander an den Händen fassend, sich von der Brücke in den Elbstrom. Ein heftiger Sturm verbreitete die Feuer der angezündeten Häuser über die ganze Stadt und nur der Dom und etwa 130 Häuser blieben von der Vernichtung verschont. Von den Kaiserlichen im folgenden Jahre wieder verlassen, wurde M. nun von den Schweden besetzt, 1636 aber von den Kaiserlichen und Sachsen wieder belagert und mit Capitulation übergeben, worauf 1638 der durch den prager Frieden bestimmte neue Administrator, Herzog August von Sachsen, das Erzstift in Besitz nahm. Durch den westfälischen Frieden 1648 wurde das Erzstift als weltliches Herzogthum, zur Entschädigung für Pommern, an das Haus Brandenburg überwiesen, bei dem es, die kurze Dauer des Königreichs Westfalen von 1807—13 abgerechnet, ununterbrochen blieb. In dem Kriege Preußens mit Frankreich im J. 1806 gehörte auch M. unter die Zahl der preuß. Festungen, die dem Feinde ohne Widerstand übergeben wurden. Mit einer starken Besatzung versehen, hielt sich die Festung 1813 und 1814 gegen das sie einschließende Tauenzien'sche Corps, bis sie in Folge des pariser Friedens 1814 an Preußen zurückgegeben wurde. Vgl. Rathmann, „Geschichte der Stadt M.“ (4 Bde., Magdeb. 1800—17); Wolter, „Geschichte der Stadt M. von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart“ (Magdeb. 1845); F. W. Hoffmann, „Chronik der Stadt M.“ (2. Aufl., Magdeb. 1843—45) und Lehmann, „Topographie der Stadt M.“ (2. Aufl., Magdeb. 1830).

Magdeburger Centurien, s. Centurien (Magdeburger).

Magdesprung ist der Name einer schroffen Felsenklippe im Herzogthum Anhalt-Bernburg, die den Mittelpunkt des reizenden Seltethales bildet. Am Fuße derselben liegt das gleichnamige Hüttenwerk, wo zu Ehren des Herzogs Friedrich Albert, gest. 1796, ein schöner gusseiserner Obelisk, 58 F. hoch, errichtet ist.

Magellan (Fernando de), eigentlich *Magelhaens*, ein berühmter Seefahrer, von Geburt ein Portugiese aus einer guten Familie, diente mit Ruhm fünf Jahre unter Albuquerque in Ostindien und that sich 1510 bei der Eroberung von Malakka hervor. Da er aber seine Dienste für schlecht belohnt von seinem Hofe hielt, nach andern Angaben wegen Veruntreuung, begab er sich nach Spanien, wohin ihn sein Landsmann, Ruy Falero, der in der Geographie und Astronomie gute Kenntnisse hatte, begleitete. Der kühne Plan Weider, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, wurde vom Kaiser Karl V. wohl aufgenommen. Am 20. Sept. 1519 segelte M. mit fünf Schiffen und 236 M. von San-Lucar ab und erreichte am 12. Jan. 1520 die Mündung des Laplata. Schon an der Küste Patagoniens hatte er eine Meuterei seiner Mannschaft, welche dem abtrünnigen Portugiesen nicht gehorchen wollte, zu unterdrücken. Gegen Ende Oct. 1520 gelangte er an das Vorgebirge, das er *de las Virgines* nannte, am Eingange der Meerenge, die nachher den Namen der Magellanischen Straße erhielt. Als er hierauf eines seiner Schiffe nach Europa zurücksendete, bedurfte es seines ganzen Ansehens, die übrige Mannschaft zu bewegen, sich in diese unbekannte Straße zu wagen. Nachdem ihm solches gelungen

entdeckte er am 27. Nov. die Südsee, der er wegen des anhaltend milden und ruhigen Wetters den Namen des Stillen Oceans gab. Am 6. März 1521 wurde er der Labronen ansichtig, dann kam er zu dem Archipelagus von St. Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf Zebu, einer dieser Inseln, bewirkte er die Bekehrung des Königs zum Christenthum. Er blieb in einem Gefechte gegen den Beherrscher der Insel Matan am 26. Apr. 1521. Ohne dieses unglückliche Ereigniß würde er den Ruhm des ersten Weltumseglers sich erworben haben, den nun Sebastian Cano sich zueignete, der M.'s Schiff glücklich über Ostindien zurückbrachte und am 7. Sept. 1522 in San-Lucar einlief. Ein Auszug aus M.'s Reisetagebuche findet sich in Ranusio's Sammlung; vollständig wurde seine Reisebeschreibung zuerst von Amoretti herausgegeben (Mail. 1811). — Ein Urenkel M.'s, der Naturforscher Joh. Hyacinth M., früher Augustinermönch zu Lissabon, gest. zu Islington bei London am 7. Febr. 1790, ist der Erfinder der Bereitung mineralischer Wasser.

Magelone oder **Magelonne** soll nach der Sage die Tochter eines Königs von Neapel gewesen sein. Von dem Rufe ihrer Schönheit angelockt begab sich Peter, der Sohn des Grafen von Provence, an den Hof ihres Vaters und zeichnete sich hier bei den Turnieren so aus, daß, wiewol er seinen Stand und Namen nicht angeben wollte, er doch die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes auf sich zog und die Liebe der Prinzessin erwarb. Durch die Amme derselben wurde das Verständniß unterhalten und durch sie schickte er ihr drei kostbare Ringe als Liebespfänder. Endlich gab er sich ihr zu erkennen und bewog sie, mit ihm zu entfliehen, da ihr Vater sie mit einem andern Ritter vermählen wollte. Sie bargen sich vor dessen Nachstellungen in einem dichten Walde; M. entschlief vor Müdigkeit in dem Schooße des Ritters, der, um ihr Erleichterung zu verschaffen, ihre Gewande lüftete und dabei auf ihrer Herzgrube die drei Ringe, die er ihr geschenkt, in einen rothen Zindel genäht fand. In ihre Reize verloren legte er die Ringe bei Seite; da raubte sie ihm ein Rabe. Der Ritter, dem die Ringe nun doppelt theuer geworden, setzte, sobald er den Raub gewahrt wurde, dem Raben nach; doch dieser flog damit dem Ufer zu, setzte sich auf einen Fels und ließ die Ringe ins Meer fallen. Peter warf sich in einen gebrechlichen Kahn, um der Ringe wieder habhaft zu werden, wurde aber von einem Sturme fortgerissen, auf das hohe Meer getrieben, dort von Seeräubern gefangen und als Sklave an den Sultan von Babylon verkauft. M., als sie erwachte, sah sich von ihrem Geliebten verlassen; vergebens war ihr Rufen, vergebens ihr Suchen, ihre Verzweiflung; endlich raffte sie sich auf, fand nach vielem Umherirren den Ausgang des Waldes und begegnete auf der Landstraße, die nach Rom führte, einer Pilgerin. Mit dieser tauschte sie die Kleidung, und also unkenntlich begab sie sich nach Rom. Hier blieb sie als arme Pilgerin 15 Tage in dem Spital und flehte täglich im St. Petersdome zu Gott, um wieder mit dem Geliebten vereint zu werden. Dann beschloß sie nach der Provence zu wandern, schiffte sich in Genua ein und landete glücklich in Niguesmortes. Dort hörte sie von der großen Güte der Ältern Peter's gegen arme Leute; aber auch zugleich von ihrer großen Trauer um den verlorenen Sohn. In ihrer Nähe wenigstens wollte M. bleiben, und als sie erfuhr, daß in dem nahen Hafen, der der Heiden Port (Port des Sarrazins) hieß, eine kleine Insel sei, wohin aus allen Landen die Kaufleute mit ihren Waaren kamen und auch viele arme und franke Leute sich befanden, beschloß sie, dort von den Schätzen, die sie aus Neapel mitgenommen, ein Kirchlein zu St. Peter's Ehren zu bauen und ein Spital für arme Pilger zu gründen. In diesem Spital wartete sie selbst mit solcher Treue der Armen und führte so strengen Lebenswandel, daß sie unter dem Namen der heiligen Pilgerin allgemein verehrt und auch von Peter's Ältern bald geliebt wurde. Auch Peter hatte sich das Wohlwollen des Sultans in so hohem Grade erworben, daß er ihm versprach, eine Bitte zu gewähren. Peter bat um Urlaub, seine Ältern zu besuchen. Ungern bewilligte der Sultan diese Bitte; doch gab er nicht nur nach, sondern rüstete ihn sogar reichlich aus. Peter aber verspätete sich unterwegs auf einer Insel, Namens Sagona, wo sein Schiffspatron Wasser einnahm; dort fanden ihn Fischer und brachten ihn in die Stadt Cragona, wo sie den Erkranken dem Spitalmeister übergaben. Neun Monate wurde er verpflegt; doch konnte er nicht ganz gesund werden; da landete ein Schiff aus der Provence, und als dessen Patron in Peter einen Landsmann erkannte,

nahm er ihn mit sich und brachte ihn in das Spital der heiligen Pilgerin im Heidenport, um sich ganz herstellen zu lassen. Dort pflegte ihn M. erst ohne ihn zu erkennen, und als sich die Liebenden erkannt hatten, sendete sie die Freudenbotschaft an Peter's Altern, die herbeieilten und den Bund segneten. Die Insel, auf der M. die Kirche und das Spital erbaut, erhielt von ihr den Namen Maguelonne; sie und ihr Gemahl wurden in der Kirche begraben, welche noch steht, aber auch fast den einzigen Rest der ganzen Insel ausmacht. Diese Sage hat zuerst ein Stiftsherr jener Kirche, Bernard de Trevis, um 1178 in einem provenzal. Gedichte aufgezeichnet, wovon man in neuester Zeit ein Exemplar in Spanien aufgefunden haben soll. Dieses wurde in einem franz. Prosaroman überarbeitet, der zuerst 1457 im Druck erschien und fast in alle europ. Sprachen übersetzt und zum eigentlichen Volksbuche wurde. Das deutsche Volksbuch, durch Magister Veit Warbeck bearbeitet, erschien zuerst zu Augsburg 1535 (in Marbach's und am besten in Simrock's „Deutschen Volksbüchern“ wieder abgedruckt); in neuerer Zeit wurde es von Tieck in „Leberecht's Volksmärchen“ und von Morgenroth (Epj. 1829) bearbeitet.

Magen (*stomachus s. ventriculus*) nennt man das zur Aufnahme und ersten Verdauung bestimmte Organ, welches im menschlichen Körper in seiner Gestalt, Lage, Zusammensetzung u. s. w. sich auf folgende Art verhält. Er gleicht einem gekrümmten Kegel, dessen Basis, **Magengrund** (*fundus ventriculi*) genannt, in der linken Seite des Körpers liegt und mit der **Speiseröhre** (*s. d.*) zusammenhängt, während der mittlere Theil, der sogenannte **Körper des Magens** (*corpus ventriculi*), nach und nach sich verengend in schräger Richtung nach der rechten Seite zu herabsteigt und in die **Spitze** (*portio pylorica ventriculi*) übergeht, welche ziemlich wagerecht verlaufend und sogar etwas aufsteigend endlich sich in den **Zwölffingerdarm** (*s. d.*) fortsetzt. Betrachtet man den Magen von vorn, so sieht man ihn nach oben durch eine kürzere, links etwas convexe, übrigens aber concave, nach unten durch eine durchaus convexe Linie begrenzt, welche man als **Ränder des Magens** bezeichnet und den **obern** und den **untern** oder den **kleinern** und **größern Rand** oder **Bogen** (*curvatura minor et major*) nennt. Hat man diese Ränder festgesetzt, so zerfällt auch die äußere Oberfläche des Magens in eine vordere und eine hintere Fläche; beide gehen jedoch, wenn der Magen gefüllt ist und eine cylinderförmige Gestalt angenommen hat, ohne eine bestimmte Grenze zu haben, ineinander über, wobei sich gleichzeitig der Magen $\frac{1}{4}$ um seine Längsachse dreht, sodas der untere Bogen nach vorn, der obere nach hinten sieht. Mit der Speiseröhre und dem Zwölffingerdarm steht der Magen durch seine äußere sowol wie durch seine innere Oberfläche in Verbindung und kann demnach als eine hohle sackartige Erweiterung des Nahrungskanals betrachtet werden; außerdem aber sind in seiner Nähe noch die wichtigsten Organe gelegen. Der Magengrund liegt dicht unter dem **Zwerchfelle** (*s. d.*); an der linken Seite des untern Randes ist die **Milz** (*s. d.*) angeheftet; an demselben verbindet das **große Netz** (*s. d.*) den Magen mit dem **Quergrimm-darme** (*s. Darm*), während das **kleine Netz** vom obern Rande ausgehend den untern Theil der **Leber** (*s. d.*) damit in Verbindung setzt. Hinter ihm liegt die **Bauchspeicheldrüse** (*s. Bauch*), und seine vordere Fläche wird auf der rechten Seite durch das unterste linke Stück der Leber bedeckt. Die Magenwände bestehen aus vier Hautschichten, von denen die äußerste oder oberste ein Theil des **Bauchfelles** ist, den ganzen in dasselbe eingestülpten Magen überzieht und nebenbei noch die beiden Netze nebst verschiedenen andern Hautfalten bildet, welche den Magen mit der Milz und dem Zwerchfelle verbinden und in der Anatomie als **Bänder** betrachtet werden. Unter dieser befindet sich eine **Muskelhaut** aus Längen-, Quer- und Kreisfasern bestehend, sodas der Magen in jeder Richtung zusammengezogen werden kann; auf diese folgt die von einigen Anatomen angenommene **Gefäßhaut**, welche nur ein von einem dichten Gefäßnetze durchzogenes Zellgewebe ist. Die innere Oberfläche endlich, eine **Schleimhaut**, enthält eine große Menge Falten oder **Rinzeln**, welche, wenn der Magen ausgedehnt wird, sich ausglätten, und sondert einen zähen, klaren, weißlichen Schleim und während der Verdauung den **Magensaft** (*succus gastricus*) ab. Von den beiden bei Unthätigkeit des Magens geschlossenen Öffnungen desselben nennt man die **Mündung der Speiseröhre** den **Magenmund** (*cardia s. ostium oesophageum*), den **Ausgang in den Zwölffingerdarm** aber den **Pfortner** (*pylorus s. ostium duoduale*). Erstere befindet

sich am Grunde des Magens, letztere an der Spitze, wo zugleich durch eine Falte der Schleimhaut eine ventilartige Klappe (*valvula pylori*) gebildet wird, um das Zurücktreten des Speisebreies zu verhindern. Die Größe des Magens ist sehr verschieden; in der Regel beträgt sein Längendurchmesser vom Magenmunde bis zum Pförtner 10—12, sein Querdurchmesser am Grunde $4\frac{1}{2}$, in der Mitte $3\frac{1}{2}$ —4 und am Pförtner $1\frac{1}{2}$ —2 Zoll. Blut erhält der Magen mehr als die meisten übrigen Organe aus verschiedenen Arterien zugeführt, und die Nerven, welche seine der Willkür nicht unterworfenen Verrichtungen vermitteln, kommen vom neunten Hirnnervenpaar (*s. Nerven system*) und dem Gangliensystem (*s. d.*). Die Aufgabe des Magens besteht darin, die durch die Speiseröhre ihm zukommenden, noch wenig veränderten Speisen in den Speisebrei (*chymus*) zu verwandeln und somit geschickt zu machen, von den Lymphgefäßen aufgesogen zu werden und im Darmkanale die weiteren Veränderungen zu erleiden. Zu diesem Zwecke wird während der Verdauung mehr Schleim als außer derselben, und der Magensaft, eine saure Flüssigkeit, absondert, in welchem die Speisen aufgelöst werden. Ist diese Auflösung geschehen, so beginnt die wurmförmige Bewegung des Magens (*motus peristalticus*), indem die Kreisfasern der Muskelhaut denselben zusammenziehen, theils in seinem ganzen Umfange, theils nur an einer Stelle, aber so, daß sich diese Zusammenziehung allmählig von einem Ende zum andern fortsetzt, und auf diese Weise der Speisebrei in den Zwölffingerdarm gedrängt wird. Außerdem sind dabei noch die vielen im Magen befindlichen Saugadern in voller Thätigkeit, um die Theile der Nahrungsmittel, welche sich schon zum Aufsaugen eignen, aufzunehmen und so den Nahrungsaft (*chylus*) zu bereiten.

Ist der Magen seiner Function wegen sonach als eines der Hauptorgane des Körpers anzusehen, so ist es auch natürlich, daß eine Störung derselben für den ganzen Körper üble Folgen haben muß, indem die Ernährung stets darunter leidet, was sich gewöhnlich auch bald durch bedeutende Abmagerung kund gibt. Sehr deutlich sind solche Störungen bei den Magenkrankheiten, von denen besonders folgende zu erwähnen sind. Die Magenentzündung (*gastritis*), meist durch unmittelbare Einwirkung schädlicher in den Magen gebrachter Stoffe herbeigeführt und durch Schmerz im Magen und Erbrechen bezeichnet, ist eine gefährliche Krankheit und geht, wenn sie nicht durch sich selbst schon tödtlich oder vollkommen geheilt wird, in Magenverhärtung, welcher oft Magenkrebs folgt, Magenvereiterung oder Magenbrand über, oder hinterläßt wenigstens eine bedeutende Schwäche der Verdauung. Eine andere, besonders beim weiblichen Geschlechte oft vorkommende Krankheit ist der Magenkrampf (*cardialgia*), welcher von sehr verschiedenen Ursachen herrührt, auch in seinem Verlaufe verschiedene Formen darstellt und gewöhnlich ein langwieriges und schwer zu hebendes Leiden ist. Durch eine in eigenthümlicher Art fehlerhafte Absonderung des Magensaftes entsteht die Magensäure, welche entweder mehr vorübergehend, hauptsächlich durch den Genuß unpassender Nahrungsmittel, besonders saurer, erzeugt wird, oder länger andauernd mit einem tiefem Leiden der Verdauung, namentlich bei Kindern mit der Strophelkrankheit (*s. Stropheln*), in Zusammenhang steht. Unter Magenbruch (*gastrocele s. hernia ventriculi*) versteht man das bruchartige Hervortreten der Eingeweide in der Magengegend, wobei aber gewöhnlich nur ein Theil des Quergrimmdarms im Bruche enthalten ist. Die sogenannten Magenmittel (*stomachica*) sind meist reizende, bittere Arzeneien, welche mehr eine momentane Schwäche, den sogenannten verdorbenen Magen, zu heben im Stande sind, als daß sie als Mittel bei Magenkrankheiten Anwendung finden dürften. Historisches Interesse allein bietet die jetzt nicht mehr gebrauchte Magenbürste (*excutia ventriculi*), eine aus weichen Haaren verfertigte und an einen mit Seide übersponnenen Draht befestigte Bürste, mit welcher man in den Magen einging, um ihn vom Schleime zu reinigen.

Unendliche Verschiedenheit in Hinsicht auf Vorhandensein und Bau des Magens herrscht bei den Thieren, indem bei den niedrigeren Thierclassen bald mehr bald gar kein Organ gefunden wird, welches sich dem Magen vergleichen ließe. Selbst bei vielen Fischen und Amphibien ist der Nahrungskanal von dem des Menschen gänzlich abweichend gebaut. Von den Vögeln besitzen die meisten zwei, nur einige drei Magen, während von den Säugethieren die niedrigeren Gattungen einen zusammengefügten, die höhern einen einfacheren

haben. Unter letztern sind vorzüglich die Wiederkauer zu erwähnen, bei denen man vier magenähnliche Organe findet, welche der Pansen (rumen), der Netzmagen (reticulum s. omlula), der Pfalter (omasus) und der Labmagen (abomasus) genannt werden, übrigens in verschiedenen Gegenden noch andere Namen führen.

Magenbie (Franz.), einer der berühmtesten Physiologen der Gegenwart, geb. am 25. Oct. 1783 zu Bordeaux, wo sein Vater Arzt war, studirte in Paris und widmete sich vorzugsweise der Anatomie und Physiologie. Anfangs Professor bei der Facultät, wurde er dann Arzt am Hôtel-Dieu und 1831 Professor am Collège de France. Unbestreitbar sind seine Verdienste um die Experimentalphysiologie, namentlich hat er eine Menge Versuche mit lebenden Thieren angestellt. Von seinen zahlreichen Schriften führen wir nur an „Précis élémentaire de physiologie“ (2 Bde., Par. 1816; 4. Aufl., 1836; deutsch von Heusinger, 2 Bde., Eisen. 1834—36; und von Esfäfer, 3. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1834—36); „Formulaire pour l'emploi et la préparation des plusieurs nouveaux médicaments“ (Par. 1821; 9. Aufl., 1836; deutsch von Kunze, 6. Aufl., Lpz. 1831); „Leçons sur les phénomènes de la vie“ (4 Bde., Par. 1836—38; deutsch von Baswis, 2 Bde., Elberf. und Köln 1837) und „Leçons sur les fonctions et les maladies du système nerveux“ (2 Bde., Par. 1839; deutsch von Krupp, Lpz. 1841).

Magerkeit (macies) nennt man denjenigen Zustand, in welchem der Fettgehalt, also der Umfang des Körpers geringer ist, als er entweder in demselben Individuum gewöhnlich zu sein pflegt, oder an andern Menschen von derselben Größe, demselben Alter u. s. w. bemerkt wird. Dieser Zustand kann Folge einer Krankheit sein, wie z. B. besonders Fieber, Entzündungen, bedeutende Säfteverluste u. s. w. sehr bald eine Verminderung des Fettes herbeiführen; er kann aber auch seinen Grund in klimatischen, socialen, gemüthlichen und andern Verhältnissen haben, welche der Fetterzeugung hinderlich werden, wie man an der männlichen Bevölkerung des Orients, bei gewissen Ständen und Temperamenten beobachtet. Im Allgemeinen tragen Anstrengungen des Körpers, fortwährende lebhafte Geistes-thätigkeit viel zur Entstehung der Magerkeit bei, während ein ruhiges Gemüth und eine solche Lebensart das Gegentheil befördern; jedoch sind die Fälle nicht selten, wo unter diesen Umständen dennoch Magerkeit vorhanden ist, also eine natürliche Anlage dazu angenommen werden muß.

Magie bezeichnet die Kunst, durch geheimnißvolle, übernatürliche Mittel wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und bedeutet im Allgemeinen so viel wie Zauberei. Der Name ist von den pers. Priestern, den Magiern (s. d.), zu den Griechen und von da zu uns gekommen. Eine der ältesten ihrer Formen beruht auf Astrologie und auf der Meinung, daß die Gestirne, von Dämonen beherrscht, Einfluß auf den Gang menschlicher Schicksale haben und daß es möglich sei, mittels dieser Dämonen auf die unter ihrem Einfluß stehenden Dinge und Begebenheiten zu wirken. Damit verband sich vielfach die Annahme, daß man sich durch gewisse Formeln, Ceremonien, eine bestimmte Art der Lebensweise u. s. w. auch noch anderer geheimnißvoll wirkender Kräfte bemächtigen und dieselben zu zauberhaften Wirkungen benutzen könne. Die Herrschaft über die Witterung, das Hervorrufen der Todten und die Beschwörung abgeschiedener Seelen (s. Geistererscheinungen), das Wahrsagen aus den Linien der Hand, das Bezaubern durch den Blick (die Jettatura der Italiener), das Versprechen des Blutes und der Blutflüsse, die Kunst, sich unsichtbar zu machen oder in andere Gestalten zu verwandeln, die Wirksamkeit der Amulette (s. d.), die Kunst, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, die Macht der Liebestränke (s. d.) und des Liebeszaubers, das Versprechen des Feuers, die Gewalt über andere Menschen, deren wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, die Kenntniß der sogenannten signatura rerum, und Ähnliches bis herab zu den vielen, im gewöhnlichen Leben noch jetzt gebräuchlichen sympathetischen Mitteln fallen in den Umkreis Dessen, was die Magie, die oft auch die geheime Wissenschaft genannt wurde, vollbringen zu können glaubte. Fast bei allen Völkern, nicht bloß bei den rohen und uncultivirten, sondern auch bei sehr gebildeten, finden sich Spuren des Glaubens an sie; namentlich im Mittelalter bildete sie sich in einer Art Systematik aus. Man unterschied höhere und niedere, weiße und schwarze

Magie (oder schwarze Kunst; daher der Ausdruck Schwarzkünstler), je nachdem man den beabsichtigten Zauber durch himmlische oder irdische Kräfte zu erreichen, gute oder böse Geister dazu verwenden zu müssen glaubte. Von großem Einfluß darauf war der Glaube an den Teufel (s. d.) und die ihm untergebenen Geister; daher der Teufelsbann und Höllenzwang, sowie der Wahn, daß gewisse Personen Bündnisse mit den bösen Geistern schließen oder wenigstens einen unerlaubten Umgang mit ihnen pflegen. Die wichtigste und traurigste Folge dieses Wahnglaubens waren die Verfolgungen der sogenannten Hexen (s. d.). Vieles Andere, was man in das Gebiet der geheimen Wissenschaft und Magie zog, erschien nur deshalb als unbegreiflich und wunderbar, weil man die Natur und ihre Gesetze noch zu wenig kannte, und der Volksglaube stempelte Manchen, z. B. Albert den Großen (s. d.) und Roger Baco (s. d.), zum Zauberer und Wunderthäter, der über den Zusammenhang der Naturerscheinungen etwas mehr ahnete oder wußte als sein Zeitalter; oft mag auch die wunderfüchtige Menge von schlauen Betrügnern gemisbraucht worden sein. Als magisch erscheint jetzt noch Vieles, was als Thatsache nicht verworfen werden, und doch auch noch nicht in den Zusammenhang der Naturkenntniß eingeordnet werden kann, z. B. das Meiste, was mit den Erscheinungen des Magnetismus (s. d.) zusammenhängt, und die magischen Künste des Alterthums scheinen zum Theil auf der Beobachtung und Benutzung solcher Erscheinungen beruht zu haben. Seitdem die Naturwissenschaft den Begriff des streng Uebernatürlichen wenigstens aus der Auffassung der Natur selbst vertrieben hat, spricht man von natürlicher Magie, als der Kunst und Geschicklichkeit, durch physikalische, mechanische und chemische Mittel Wirkungen hervorzubringen, die den Ununterrichteten in Erstaunen setzen. Vgl. Kleuker, „Magikon“ (2 Bde., Frankf. und Lepz. 1784); Tiedemann, „De artium magicarum origine“ (Marb. 1787); Horst, „Zauberbibliothek“ (6 Bde., Mainz 1820—26); Derselbe, „Von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte“ (Mainz 1820), und über die sehr zahlreiche Literatur Gräffe, „Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens einschlagenden Werke“ (Lpz. 1843).

Magier (magi) hießen bei den Medern und Persern die Mitglieder der Priesterkaste, die wie die Leviten der Israeliten einem bestimmten Stamme angehörten. Sie waren im Besitze der wissenschaftlichen Kenntnisse und übten die heiligen Gebräuche der Religion, arteten aber sehr bald aus. Ihre Lehren nannte man Magismus und ihre Weisheit die Magie. Ihr Reformator wurde im 7. Jahrh. v. Chr. Zoroaster (s. d.), der sie in Herbeds oder Lehrlinge, Mobeds oder Lehrer und Desturmobeds oder vollendete Lehrtheilte. Auch bei den Chaldäern erwähnt schon Jeremias einen Magierorden, dessen Glieder aus den Sternen, aus dem Fluge der Vögel und aus den Dpfertieren weissagten und die Weisen Babels oder im Auslande schlechthin Chaldäer genannt wurden. Daniel (s. d.) war Vorfteher derselben. Auch bei Jesu Geburt werden Magier erwähnt. (S. Drei Könige.) Im Neupersischen bezeichnet man sie mit dem Worte Mog. Aus Mogbed, d. i. Priesteroberhaupt, wurde Mobed, welchen Titel noch gegenwärtig die Oberpriester der Parsen zu Surate führen. Später ging ihr Name auf alle herumziehende Zauberer, Wunderthäter und Goldmacher über.

Magister, vollständig Magister artium liberalium, eine akademische Würde der philosophischen Facultät, die sich aus den ältesten Zeiten der Errichtung der Universitäten herfschreibt, wo man das später ausgebildete Facultätswesen noch nicht kannte und am wenigsten an die drei höhern Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin dachte. Den ganzen Kreis der akademischen Thätigkeit auf die sieben freien Künste beschränkend, nannte man die Lehrer derselben Artisten, die ganze Lehrerversammlung artistische Facultät und Diejenigen, welche nach Beendigung ihres Studiencurses wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollten und bereits den Grad eines Baccalareus (s. d.) erlangt hatten, Magistros artium, d. h. Lehrer oder Meister der freien Künste. Das Jahr der Entstehung dieser Würde läßt sich nicht bestimmen; schon im 12. und 13. Jahrh. stand sie in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die angesehensten Männer sich um dieselbe bewarben. Später sank sie in ihrem Ansehen durch Einführung der Facultätsverhältnisse, durch die große Vermehrung der Universitäten und durch manche dabei eingeriffene

Mißbräuche. Nichtsdestoweniger behauptete sie auf den meisten Universitäten als die ältere akademische Würde den ersten Vorrang unter den akademischen Würden und wird als eine Grundbedingung gefordert von Dem, der akademische Vorlesungen halten (Magister legens) und akademische Ämter und Würden bekleiden und erlangen will. Auf einigen Universitäten ist mit dem Magistertitel zugleich der Titel als Doctor der Philosophie verbunden, wie z. B. in Leipzig, während andere, wie z. B. Jena, den Doctortitel allein verleihen und den Magistertitel nur Denen geben, die wirklich Vorlesungen halten. Die bei weitem größere Zahl von Magistern haben die Universitäten zu Leipzig und Wittenberg creirt, weshalb man früher auch Sachsen das Land der Magister nannte, und die in Leipzig bei der Promotion jedesmal erscheinenden sogenannten Panegyrici mit den Lebensbeschreibungen der Promovirten sind in ihrer langen Reihe eine vortreffliche Quelle für die Literaturgeschichte. Als zu Ende des 18. Jahrh. in der allgemeinen Meinung der Doctortitel höher gestellt wurde, als der Magistertitel, der namentlich durch die Promotionen in Wittenberg und Erfurt sich zu häufig machte, fing ein Theil der zugleich zu Doctoren der Philosophie creirten Magister an, sich des erstern Titels zu bedienen, worüber viel Streit entstand, der sich auch wieder erneuerte, als dies, mit Ausnahme der Prediger und der Candidaten in Sachsen, allgemein Sitte wurde.

Magister equitum hieß bei den Römern derjenige außerordentliche Magistrat, der als Befehlshaber der Reiterei und überhaupt als Gehülfe zunächst unter dem Dictator (s. d.) stand, der ihn gewöhnlich selbst, unmittelbar nach seiner eignen Ernennung, erwählte, in einzelnen Fällen auch vom Senate beigegeben erhielt. (*S. Magistratus*.) Er hatte vermuthlich gleiche Insignien mit den Prätoeren, namentlich wie diese sechs Lictoren.

Magister matheseos heißt in der Geometrie, unstreitig seiner besondern Wichtigkeit wegen, der Lehrling des Pythagoras (s. d.), daß in einem rechtwinkligen Dreieck das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich sei.

Magisterium, ein sonst mehr als jetzt in der Pharmacie gebräuchlicher Ausdruck, bedeutet so viel als Niederschlag (s. d.). Jetzt nennt man fast nur noch das basisch-salpetersaure Wismuthoxyd *Magisterium Bismuthi* (s. *Wismuth*). Über das Große und das Kleine *Magisterium* s. *Alchemie*.

Magistratus bezeichnete bei den Römern ebensowol das obrigkeitliche Amt, als die Person, welche dasselbe bekleidete. Die Macht, welche jedem Magistrat dem Wesen seines Amtes gemäß zukam, hieß *potestas*; ein *imperium* als höchste befehlende und ausführende Gewalt war nur mit den höchsten Magistraten verbunden. (*S. Imperium*.) Wie schon in der ältesten Zeit, 754 — 509 v. Chr., die Wahl des höchsten Magistrats, des Königs oder *Rex* (s. d.) durch das Volk vollzogen und ihm danach ebenfalls von diesem das *Imperium* gewährt wurde, so galt es auch während der Republik, 509 — 31 v. Chr., als Grundsatz, von welchem nur beim Dictator (s. d.) und seinem *Magister equitum* (s. d.), sowie bei den *Interreges* (s. *Interrex*) Ausnahmen stattfanden, daß dem in *Comitiis* (s. d.) versammelten Volke, als von dem alle Staatsgewalt ausgehe, die Wahl aller wirklichen Magistrate zukomme und daß diese ihre Gewalt von dem Volke, dem daher auch das höchst selten ausgeübte Recht, auf Antrag des Senats die Absetzung zu verfügen, zu stand, empfangen, wenn auch die Übertragung des *Imperium* als ein besondrer Act allmählig bloße Formalität wurde. An die Stelle des auf Lebenszeit gewählten *Rex*, für den im Fall einer Abwesenheit ein *praefectus urbi* (s. *Präfecten*), im Fall des Todes bis zu neuer Wahl *Interreges* eintraten, und neben dem sich auch *Quästoren* (s. d.), *Parricidii* für einzelne Gerichtsfälle, sowie *Tribunen*, *Curionen*, *Decurionen* als Vorsteher der alten *Tribus* (s. d.) und ihrer Unterabtheilungen finden, traten nach Vertreibung des *Tarquinius Superbus* zwei für ein Jahr gewählte *Consuln* (s. d.). Sie standen an der Spitze der ganzen Staatsverwaltung und ihre Reihe wurde nur in der ältern Zeit, da die Republik noch in dem Streit der Stände schwankte, das eine Mal, 451 — 449, durch die für Gesetzgebung erwählten *Decemviri* (s. d.), sodann durch die Kriegstribunen (s. *Tribunen*) mit consularischer Gewalt, die in den J. 444 — 376 häufig statt der Consuln gewählt wurden, unterbrochen. Mit der Entwicklung des Staats mehrte sich die Anzahl der Magistrate; schon

im J. 509 wurden *Quästoren* (s. d.) des Staatsschatzes erwählt, 493 plebejische *Tribunen* (s. d.) und *Abdilen* (s. d.), 443 *Censoren* (s. d.) als eigener Magistrat, 367 der erste *Prätor* (s. d.) und die ersten curulischen *Abdilen*. Noch gehörten zu den ordentlichen Magistraten die *triumviri capitales* und *monetales* (s. *Triumvirn*), die *Decemviri litibus judicandis*, die *Quatuorviri* zur Sorge für die städtischen, die *Duumviri* für die außerstädtischen Straßen und die vier *Präfecti*, die in campanische Städte für die Rechtspflege geschickt wurden, sämmtlich unter dem Namen *Vigintiferviri*, später, als die beiden letztgenannten Arten wegfielen, *Vigintiviri* begriffen. Außerordentliche Magistrate, wie sie besondere Verhältnisse des Staats, oder die Sorge für vorübergehende Bedürfnisse nöthig machten, waren die aus der Königszeit herübergenommenen *Interreges*, der *Dictator* und *Magister equitum*, zuerst 501 gewählt, die *triumviri reipublicae constituendae* nach Cäsar's Tode, der *praefectus urbi feriarum latinarum causa*, die *Duumviri* (s. d.) *navales* und Andere. Die Römer unterschieden zwischen *magistratus populi* und *plebis*, von dem alten Gegensatz zwischen *Populus* und *Plebs* (s. d.) her, und zu den letztern, den *Tribunen* und plebejischen *Abdilen*, blieb plebejischer Stand Erfoderniß, auch nachdem die erstern längst aufgehört hatten, *patrizisches Eigenthum* zu sein; ferner zwischen *magistratus majores* und *minores* nach dem Gewicht, welches die *Auspicien* hatten, zu deren Anstellung sie berechtigt waren und wonach jene selbst in *auspicia maxima* und *minora* zerfielen, sodas zu den erstern, abgesehen von den höhern außerordentlichen Magistraten, nur die *Consuln*, *Censoren* und *Prätoren* gehörten; endlich waren durch das Ehrenrecht des elfenbeinernen curulischen Stuhls die *magistratus curules* ausgezeichnet, zu denen die plebejischen Magistrate, die *Quästoren* u. s. w. nicht gehörten. Die Dauer der Amtsführung war bei allen ordentlichen Magistraten auf ein Jahr, nur bei den *Censoren* erst auf fünf, dann auf anderthalb beschränkt. Die Rechenschaft, die nach Niederlegung des Amtes, nächst dem vor dem Volke zu leistenden Schwure, die Geseze erfüllt zu haben, dem Senat, als der beaufsichtigenden Behörde, abzulegen war, und die Möglichkeit der Anklage eines abgegangenen Magistrats vor dem Volke, gewährten Sicherung gegen willkürlichen Mißbrauch der Amtsgewalt. Ebendahin wirkte die Einrichtung, das die Verwaltung eines und desselben Magistratus immer zu gleicher Zeit mehreren Personen zugetheilt war und diese Collegen ein gegenseitiges hemmendes Einspruchsrecht (*jus intercedendi*) hatten, das auch, obwol jeder Magistrat unabhängig von den andern in seinem Amte verfuhr, dem höhern Magistrat gegen den niedern, den *Tribunen* der *Plebs* aber gegen alle Magistrate zustand. Dem einzelnen Bürger aber gab die *Appellation* an jene *Tribunen* und die durch diese leichter zu vermittelnde *Provocacion* an das Volk einen Schutz gegen die Magistrate, der durch Geseze, wie die *Valerischen*, die *Porcischen*, durch welche den Magistraten die Anwendung von *Leibes-* und *Lebensstrafen* verboten war, und das *Sempronische*, geschützt wurde, und nur gegen das *imperium militare* nicht galt. Eine Reihenfolge der Ehrenstellen oder *Honores*, wonach man erst nach dem niedern das höhere Amt bekleiden konnte, war von alter Zeit herkömmlich, aber erst durch *Sulla* gesetzlich; auch die Forderung eines gewissen Alters für die Bekleidung der einzelnen Ehrenstellen wurde erst spät durch die *Lex Villia* vom J. 180, die daher *Annalis* genannt wird, gesetzlich. Sie verlangte für die *Quästur* die Erreichung des 31., für die *Abilität* des 37., für die *Prätur* des 40., für das *Consulat* des 43. Lebensjahrs; in beiden Hinsichten fanden aber Ausnahmen wie vom Herkommen, so vom Geseze häufig statt. Das plebejische *Tribunat* lag zwischen der *Quästur* und *Prätur*; die *Censur* pflegte gewöhnlich gewesenen *Consuln* übertragen zu werden. Besoldungen der Magistrate gab es nicht, aber der Staat sorgte für die Ausstattung des Magistrats mit dem Nöthigen und mit dem gebührenden Glanz, und für die Besoldung der Diener (*apparitores*), zu welchen die *scribae* als das Expeditionspersonal, die *Lictoren* (s. d.), die *viatores* oder *Boten*, die *praecones* oder *Ausrufer* u. s. w. gehörten, und die Verwaltung der *Provinzen* (s. d.) bot in der spätern Zeit den abgegangenen höhern Magistraten, denen sie übertragen wurde, die Mittel reichlicher Entschädigung. In der Kaiserzeit war die höchste Staatsgewalt factisch bei dem Kaiser, *Princeps* (s. d.), der jedoch selbst zunächst als oberster, lebenslänglicher Magistrat zu betrachten ist, indem theils in seiner Gewalt die Gewalten republikanischer Magistrate, das *Imperium* der *Consuln*

und Proconsuln (s. Imperator) und die Macht der Censoren und Tribunen, vereinigt und ihm anfangs durch einzelne Gesetze, dann durch ein Senatusconsult in Form eines Volksbeschlusses (die sogenannte *lex de imperio* oder *lex regia*) übertragen wurden, theils der Senat zu seiner Wahl berechtigt sein sollte, der darin freilich sowol durch die dem Kaiser überlassene Designation seines Nachfolgers, als auch sehr bald durch den Nachdruck, mit dem das Heer sein Verlangen zu unterstützen vermochte, beschränkt war. Die übrigen Magistrate der Kaiserzeit scheid man, da jetzt neben dem Princeps doch auch noch immer das eigentlich durch den Senat vertretene römische Volk (*populus romanus*) als theilnehmend an der Regierungsgewalt angesehen wurde, zwischen Magistratus des römischen Volkes (*populi romani*) und Magistratus des Kaisers (*principis*). Für die erstern blieben die altrepublikanischen Namen, doch hörten die Censoren bald auf und zu den niedern kamen neue hinzu; ihre Wahl wurde, sodas dem Volke nur ein Schein der Mitwirkung blieb (s. Comitien), dem Senat zugetheilt, der jedoch die vom Kaiser vorgeschlagenen Candidaten nicht unberücksichtigt lassen durfte und offenbarer Eingriffe des Kaisers sich nicht erwehren konnte; die Magistrate des Kaisers, der *praefectus urbi*, die *praefecti praetorio*, *vigilum*, *annonae*, *aerarii* (s. Praefecten) wurden von dem Kaiser unmittelbar ernannt. Seit Diocletian und Konstantin war der Kaiser auch der Form nach nicht mehr Magistrat, sondern unbeschränkter Herr, von dem eine große Zahl von Beamten abhing; die alten republikanischen Magistrate erhielten sich dem Namen nach zum Theil noch lange, ohne eine eigentliche Bedeutung für den Staat. — In neuern Zeiten bezeichnet Magistrat in Deutschland die Gesamtheit städtischer Verwaltungsbehörden. In England werden hauptsächlich die Friedensrichter und folgeweise die obern Polizeibeamten der Städte mit diesem Ausdrucke bezeichnet; in Frankreich hingegen versteht man unter der magistrature das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwälte.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren seiner Zeit, geb. zu Florenz am 28. Oct. 1633, kam nach dem Tode seines Vaters zu einem Goldschmied in die Lehre, was aber seiner angeborenen Neigung für die Literatur keinen Eintrag zu thun vermochte. Nach dem Tode seiner Mutter widmete er sich seit 1673 ganz dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur, wobei ihn vorzüglich Michael Ermini unterstützte, dessen Amtsnachfolger als Bibliothekar an der vom Großherzog Cosmus III. in Florenz errichteten Bibliothek er wurde. Bei ununterbrochenem Fleiße und einem außerordentlichen Gedächtnisse, von dem man wahre Wunder erzählt, hatte er sich eine Masse von Kenntnissen erworben. Der Vater Finardi brachte nicht ohne Wahrheit der Beziehung aus seinem Namen das Anagramm heraus: *Is unus bibliotheca magna*. Seine Bereitwilligkeit, Einheimischen und Auswärtigen mit den Schätzen sowol seiner eignen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek zu dienen, kannte keine Grenzen. Unter den Büchern gleichsam vergraben starb er am 4. Juli 1714. Seine ebenso zahlreiche als schätzbare Bibliothek und sein ganzes Vermögen, welches er zur Vermehrung der Bibliothek bestimmte, vermachte er dem Großherzoge. Diese sogenannte Magliabecchi'sche Bibliothek wurde später durch andere Sammlungen vermehrt und zum öffentlichen Gebrauche bestimmt und ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt. Ein Katalog derselben erschien zu Florenz 1793. M. hat nichts unter seinem Namen drucken lassen, aber zu vielen Büchern, z. B. den „*Actis sanctorum*“, dem Werke des Cardinal Bona „*De liturgiis*“, die wichtigsten Beiträge geliefert, auch mehrere seltene Werke wieder drucken lassen. Von den zahlreichen an ihn geschriebenen Briefen gab Targioni eine Sammlung (Flor. 1745 fg.) heraus. A. F. Marini beschrieb sein Leben.

Magnäanisches Institut heißt die durch ein Legat des Professors Arnas Magnäus, eines gelehrten Isländers (geb. 1663), in Kopenhagen begründete Stiftung zur Herausgabe isländ. Manuscripte. Die höchst schätzbare Handschriftensammlung, welche Magnäus auf Island, wo er eine Reihe von Jahren als königlicher Commissar sich aufhielt, zusammenbrachte, wurde zwar durch den großen Brand Kopenhagens 1728 um zwei Drittheile vermindert, doch ist der übrige Drittheil noch immer die größte Sammlung dieser Art. Die Stiftung erhielt 1766 die königliche Confirmation und wird seit 1772 durch eine eigne Commission verwaltet. Durch die Bemühungen derselben sind seitdem, außer der großen Ausgabe der ältern Edda, viele Sagen, Kirchen- und weltliche Gesetzbücher mit

lat. Übersetzung, Anmerkungen, Glossarien, Facsimilien u. s. w. herausgegeben, auch Andere in der Herausgabe ähnlicher Werke unterstützt worden. Gegenwärtig sind ein Auszug der isländ. Annalen des Mittelalters und ein Gesetzbuch für Island aus dem 13. Jahrh. (Jninsida) im Druck; eine Ausgabe von Snorro Sturluson's „Edda“ (der jüngern) mit der Fortsetzung derselben, „Skalda“, wird zum Druck vorbereitet.

Magna charta (the great charter) heißt in England der 1215 dem Könige Johann ohne Land (s. d.) von Adel und Geistlichkeit abgenöthigte, für die Begründung und Entwicklung des engl. Staatsrechts höchst wichtige Landesgrundvertrag. Schon Heinrich I., der 1100 die Thronrechte seines Bruders usurpirte, suchte seine Krone durch die Ertheilung eines Freiheitsbriefes, durch die Charta libertatum, zu befestigen. Diese Urkunde bestätigte die angelsächs., angeblich von Eduard dem Bekenner gesammelten Rechtsstatute (common law) mit den von Wilhelm dem Eroberer gemachten Veränderungen, versprach die Achtung vor den Freiheiten und Gütern der Kirche, ordnete die Feudalverhältnisse, mäsigte die Lehn Dienste, besonders der Untervasallen, und gewährte der Stadt London große Privilegien. Auch die Könige Stephen und Heinrich II., deren Thronrecht zweifelhaft war, verbrieften freiwillig 1135 und 1154 die Zugeständnisse ihres Vorgängers. Dagegen veranlaßte die schmachvolle Regierung Johann's ohne Land den Adel und die Geistlichkeit, demselben die Bestätigung der Nationalfreiheiten mit gewaffneter Hand abzdringen. Nach dreitägiger Unterhandlung auf der großen Wiese Runingmede bei Windsor mußte er am 19. Juni 1215 den neuen Freiheitsbrief, die Magna charta, unterschreiben. Die Urkunde bekräftigte in 60 Artikeln die Gesetze Eduard's, die Veränderungen Wilhelm's I., die Charta libertatum und bewilligte überdies zeitgemäße Erweiterungen und Reformen. Die Geistlichkeit war darin am besten bedacht, und erhielt unter Anderm gänzliche Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit. Die Lehnverhältnisse wurden bedeutend gemildert. Die Barone sollten nur ein mäßiges, festgesetztes Lehngeld an den König bezahlen, konnten nun ihre Erbtöchter und überhaupt ihre Kinder nach Gutdünken vermählen und hatten der Krone nur in drei bestimmten Fällen sogenannte Nothsteuern zu entrichten. Auch verpflichtete sich der König, die Lehnhülfsen und außerordentlichen Steuern nur dann zu erheben, wenn ihm dieselben von Adel und Geistlichkeit auf den Reichsversammlungen wäre bewilligt worden. Die Städte erhielten unentgeltliche Bestätigung ihrer Privilegien, Befreiung von ungesetzlichen Lasten und Handelsfreiheit. Außer diesen besondern Freiheiten gewährte die Magna charta auch allgemeine Vortheile. Kein Freier sollte mehr ohne Urtheil und Landrecht bestraft und verfolgt werden; auch wurde die ausgebehnte Gerichtsbarkeit der königlichen Bannforste manchen Beschränkungen unterworfen. Der König verzichtete auf die Gelder, die seinem obersten Gerichtshofe in der Form von Sporteln für günstige Urtheile gezahlt wurden. Die Ausländer erhielten das Recht, freien Handel in England zu treiben. Durch das ganze Land sollte fortan einerlei Maß und Gewicht gelten. Endlich verpflichtete sich der König, die fremden Niethstruppen abzuschaffen. Sämmtliche Zugeständnisse gingen im Grunde nicht über die Rechte und Bedürfnisse des Feudalstaats, und doch lag in diesen verbrieften Rechten der Keim zu den großen constitutionellen Freiheiten des Landes. König Johann schon trachtete den Vertrag kraft der Losprechung des Papstes zu brechen und starb darüber im Kampfe mit der Nation. Sein Sohn Heinrich III. sah sich in der Finanznoth gezwungen, die Freiheiten der Magna charta durch eine neue, 37 Artikel enthaltende Urkunde vom 11. Febr. 1225 zu bestätigen. An demselben Tage ertheilte er auch einen zweiten Freiheitsbrief, die Charta de foresta, durch welche die königlichen Forstrechte beschränkt wurden. Seit Wilhelm I. waren nämlich zum Nachtheile der Landescultur ganze Districte zu königlichen Bannforsten umgewandelt, und die härtesten Strafen auf Jagd- und Forstverdel gesetzt worden. Der Freiheitsbrief gab nun jedem Lehnbesitzer ohne Unterschied das Recht, auf seinem Gebiete zu jagen, schränkte die Gewalt der königlichen Forstbeamten ein und verwandelte die Strafe der Blendung und Entmannung, welche bisher auf Wilddieberei stand, in Geld- und Gefängnißstrafe. Heinrich III. brach die Freiheitsbriefe öfters und mußte dieselben zur Erlangung von Subsidien sieben Mal bestätigen. Der Umstand, daß die Einkünfte des Feudalstaats zur Bestreitung der Bedürfnisse der Krone nicht mehr hinreichten, und daneben die Bestimmung der Magna charta, daß die

Erhebung von Subſidien an die Einwilligung eines geldarmen Adels und einer habſüchtigen Geiſtlichkeit geknüpft war, führten ſehr bald zu noch bedeutenderen Erweiterungen der Nationalfreiheiten. Eduard I. ertheilte nämlich den Graffſchaften und Städten, in deren Händen die Reichthümer des Landes lagen, das förmliche Recht, Abgeordnete auf die Reichsverſammlungen oder Parlamente zu ſchicken. Dieſe ſogenannten Gemeinen, deren Bedeutung und Macht mit dem Reichthum ihrer Committenten ſtieg, erzwangen ſchon 1297 zur Magna charta den Zuſatz, daß zur Erhebung von Steuern ganz beſonders auch ihre Einwilligung gehöre. Zugleich mußte Eduard I. die beiden Freiheitsbriefe beſtätigen und die Beſtätigung im Apr. 1300 wiederholen. Die Ausbildung der Deputation des dritten Standes zum förmlichen Unterhauſe während der langen Regierung Eduard's III. verlieh den verbrieften Nationalrechten nun vollends Beſtand und Wirksamkeit. Eduard III. mußte, um Geld zu erhalten, dem Parlamente die Magna charta ungefähr zwanzig Mal beſtätigen. Wenn auch im Laufe der Zeit alle übrigen Freiheiten der Magna charta ihren Werth verloren, ſo blieb ſie doch als das älteſte, unzweideutigſte Zeugniß des Steuerbewilligungsrechtes die Grundlage der öffentlichen Freiheiten und der Verfaſſung. Selbſt die deſpotiſchen Fürſten des Hauſes Tudor wagten nicht, dieſes Recht und die Autorität, auf die es ſich ſtügte, in Zweifel zu ziehen. Aus dieſem Grunde war der Unwille der Nation ſo tief, als ſpäter die Stuarts in ihrem Dünkel von der Schrankenloſigkeit königlicher Gewalt das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments umgingen und ſo den Grundvertrag brachen. Zwar gab Karl I. in Folge der ihm vom Parlament überreichten Beſchwerdeſchrift, Petition of right, in welcher die Erneuerung der Magna charta mit zeitgemäßen Erweiterungen verlangt wurde, nach und beſtätigte am 7. Juni 1628 die Nationalfreiheiten, fuhr aber beſſenungeachtet in der willkürlichen Beſteuerung fort und ſtürzte endlich Thron und Volk in den Abgrund der Revolution. Biewol die Magna charta noch gegenwärtig nicht aufgehoben iſt, ſo kann man dieſelbe doch kaum mehr als die Urkunde des Vertrags zwiſchen Volk und König anſehen. Nach der Revolution von 1688 nämlich überreichte das Parlament dem Könige Wilhelm III. die ſogenannte Erklärung der Rechte (Declaration of rights), welche derſelbe mit ſeiner Erhebung auf den Thron anerkannte. Dieſe Acte enthielt die weſentlichen Beſtimmungen, auf welche ſich jezt die constitutionellen Rechte der brit. Nation ſtüzen. Die Magna charta iſt urſprünglich lat. abgefaßt; ſie wurde 1507 zum erſten Mal und ſeitdem ſehr oft gedruckt. Die Copien, welche ältere Geſchichtswerke mittheilen, ſind ſehr fehlerhaft und interpolirt. Die beſte Ausgabe liefert Blackſtone in „The great charter and charter of the foreſt“ (Drf. 1753) und in ſeinen „Tracts chiefly relating to antiquities and laws of England“ (2 Bde., Drf. 1762).

Magnäten (lat. magno- nati) heißen in Ungarn die vornehmſten adeligen Geſchlechter, die Reichsbarone, die zuſolge ihrer Geburt an der Vertretung des Landes Theil haben und ſich zu dieſem Behufe in Perſon in einer beſondern Kammer (Magnatentafel) verſammeln. Dazu gehören der Palatin, der Reichs- und Hofrichter (judex curiae), der Ban von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, der Schatzmeiſter und die höchſten Hofbeamten; ferner alle Grafen und Freiherren. (S. Ungarn.) In Polen begreift man unter dem Namen der Magnaten die geiſtlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und den hohen Adel.

Magnes hieß der Sohn des Nolos und der Enarete, der von einer Najade Vater des Polydektes und Diktys wurde; ferner der Sohn des Argos und der Perimele, nach dem ein Theil Theſſaliens *Magneſia* (ſ. d.) genannt wurde.

Magneſia iſt in reinem Zuſtande ein feines, weißes, geſchmack- und geruchloſes Pulver, welches in Waſſer unauflöslich iſt, in Säuren jedoch ſich auflöst und Salze darſtellt, welche einen auffallend bitteren Geſchmack haben. Aus letzterm Grunde nennt man die *Magneſia* auch **Bittererde**, ſowie ſie auch **Talkerde** heißt, weil ſie ſich häufig im **Talk** (ſ. d.) findet. Sie beſteht aus dem im J. 1808 von Davy (ſ. d.) entdeckten, metalliſchen *Magneſium* und Sauerſtoff, wird in der Natur nie rein, ſondern nur mit Waſſer verbunden oder in verſchiedenen Salzverbindungen gefunden und aus dieſen auf verſchiedene Art dargeſtellt. Man wendet ſie bei manchen techniſchen Arbeiten und in der Medicin an. Hier braucht man die kohlenſäure (*magnesia carbonica s. alba*) und die aus ihr gewonnene reine *Magneſia* (*magnesia uſta*) als ſäuretilgendes, die ſchwefelſäure (ſ. **Bitter**).

(sals) als abführendes und die schwefelwasserstoffsaure (magnesia sulphurata) als ein den Schwefelkern (s. d.) überhaupt analog wirkendes Mittel.

Magnesia, eine lydische Stadt am Sipylos in Kleinasien, ist berühmt durch den Sieg der Römer unter Scipio über Antiochus III. (s. d.) von Syrien im J. 190 v. Chr. Sie ist das jetzige Manissa in Natolien, das gegen 40000 E. zählt, worunter 15000 Griechen, und wegen seines schönen Tulpenflors und Safranbaus im Rufe steht. — Ein anderes Magnesia in Karien, am nördlichen Ufer des Mäander, das jetzige Guzulhisar in Natolien, mit 30000 E. und vielen Fabriken, zeigt noch merkwürdige Ruinen eines im Alterthume berühmten Dianentempels. — Auch im alten Theffalien gab es eine Landschaft Magnesia mit der Hauptstadt gleiches Namens.

Magnet nennt man jeden Körper, welcher die Eigenschaft hat, Eisen dauernd, d. h. ohne daß ein freiwilliger Übergang in Abstoßung stattfindet, anzuziehen und, in Form eines Stabes frei drehbar aufgehängt oder aufgestellt, von selbst eine solche Stellung anzunehmen, daß das eine Ende nach Norden, das andere nach Süden weist. Es gibt zwei natürlich vorkommende Verbindungen des Eisens, den Magneteisenstein (natürliches Eisenorydorydul) und die demselben entsprechende Schwefelverbindung, den Magnetkies, welche schon von Natur magnetisch sind, d. h. Eisenfeilspäne anziehen. Außerdem sind Schmiedeisen (nicht Gußeisen) und Stahl, ferner Eisenorydul und die demselben entsprechende Schwefelverbindung, endlich Nickel, Kobalt und Chrom (sämmtlich Metalle, die in Meteorsteinen vorkommen) des Magnetismus fähig; indessen praktisch nur Eisen und Stahl von Wichtigkeit. Um die Art zu verstehen, wie nichtmagnetisches Eisen magnetisch werden kann, ist die Kenntniß der Polaritätsercheinungen am Magneten nöthig. Nennt man das Ende eines stabförmigen Magneten, welches derselbe bei freier Aufhängung nach Norden kehrt, den Nordpol, das andere den Südpol, so findet man zwar, daß beide Pole indifferentes Eisen gleich stark anziehen oder von ihm gleich stark abgelenkt werden; nähert man aber statt dessen einen andern Magnetstab, so ergibt sich, daß die beiden Nordpole und die beiden Südpole sich abstoßen, die ungleichnamigen Pole aber sich anziehen, eine Erscheinung, welche mit der elektrischen Anziehung bis auf den Umstand übereinkommt, daß hier die Anziehung eine dauernde, durch keine Ausgleichung bei der Berührung sich endigende ist. (S. Electricität.) Man kann also in einem Magneten einen Süd- und einen Nordmagnetismus annehmen, welche sich aber in einem Zustande dauernder Vertheilung finden, während im gewöhnlichen Eisen und Stahl beide Magnetismen gegenseitig gebunden sind. Daher können Eisen und Stahl durch Vertheilung magnetisch werden 1) bloß dadurch, daß man sie in Berührung oder große Nähe eines Magneten bringt. Der Anker eines Magneten wird selbst auf die Dauer seines Anhaftens zum Magneten mit entgegengesetzter Richtung der Pole; ein am Magneten hängender Eisenstab zieht mit seinem untern Ende wieder leichtere Eisentheile an. Hierher gehört auch, daß ein Eisenstab, welcher längere Zeit in gleicher Lage gegen die Erde bleibt, von selbst magnetisch wird und zwar auf unserer Hemisphäre so, daß das der Erde nächste Ende zum Nordpol wird. Es ergibt sich nämlich aus der Eigenschaft der Magnetnadel, daß die Erde selbst als ein großer Magnet betrachtet werden kann, dessen Südpol in der Nähe des geographischen Nordpols liegt. 2) Indem man stabförmige Eisen- oder Stahlkörper vom Mittelpunkte nach den Enden zu, ohne je rückwärts zu streichen, mit den Polen eines kräftigen Magneten streicht, werden sie selbst zum Magneten. Diese Methode ist die üblichste und beste, um dauernde und kräftige Stahlmagneten zu erzeugen. Man unterscheidet dabei den einfachen und doppelten Strich und es kommt auf manche praktische Vortheile bei der Ausföhrung an. 3) Wenn man um einen Stab weichen Eisens eine Kupferdrahtspirale mit isolirten Windungen legt und durch diese einen elektrischen Strom gehen läßt, so wird der Stab auf die Dauer des Stromes selbst zum Magneten, dessen Nordpol rechts von der Richtung des Stromes liegt und dessen Stärke von der Stärke des Stromes abhängt. Durch letztere Erscheinung ist die Vereinigung des Magnetismus mit der Electricität gegeben, obgleich weitere Forschungen die Art dieses Zusammenhanges erst noch zur Evidenz bringen sollen. (S. Elektromagnetismus.) Im Zusammenhange damit steht wol auch das Magnetischwerden von Nadeln, welche man längere Zeit der Bestrahlung durch violettes Licht aussetzt. Während die zuerst

und die zuletzt angeführte Art der Erregung nur Magneten geben, die ihren Magnetismus bald nach Aufhören der wirkenden Ursache wieder verlieren, erzeugt das Streichen dauernde Magneten. Dabei findet der Unterschied statt, daß Schmiedeeisen den Magnetismus schnell annimmt und schnell verliert, Stahl aber sich entgegengesetzt verhält, weshalb Schmiedeeisen hauptsächlich zu Elektromagneten, Stahl zu Streichmagneten paßt. Auch Letztere halten indeß den Magnet nicht unbedingt fest; durch starke Erschütterungen und Temperaturwechsel, durch Ausglühen geht der Magnet verloren und auch ohne diese Einwirkungen schwächt er sich, wenn man nicht die Anziehungskraft des Magneten durch einen vorgelegten Anker (ein Stück Schmiedeeisen) stets in Thätigkeit hält; man kann sogar durch allmähliche Vermehrung der angehängten Gewichte die Tragkraft vermehren. Kommt es vorzüglich darauf an, die anziehende Kraft des Magneten zu zeigen oder zu benutzen, ohne Unterscheidung der Pole, so bedient man sich hufeisenförmig gebogener Magneten, bei denen der Indifferenzpunkt in der Mitte der Biegung liegt, beide Pole aber so in einer Ebene, daß man durch einen quer vorgelegten Anker die Anziehungskraft beider benützt. Solcher hufeisenförmiger Lamellen kann man eine ganze Anzahl übereinander legen (magnetische Batterie); man läßt dann die Pole der mittelsten Lamelle etwas vorstehen und hat an ihnen eine Wirkung, welche der Summe der Kräfte aller einzelnen Lamellen gleich ist. Oben und unten fügt man dann wol, als sogenannte Armirung, um den Magnet besser zusammenzuhalten, gewöhnliche schmiedeeiserne Lamellen an. Auch die Magneten, deren man sich zu Erregung elektrischer Ströme bedient (s. *Magneto electricität*), pflegen Hufeisenmagneten zu sein. So groß die Tragkraft mancher natürlicher Magneten und künstlich erzeugter Streichmagneten sein mag, so wird sie doch von der Anziehungskraft beiweitem übertroffen, welche man durch starke Ströme in Elektromagneten zu entwickeln vermag; daher sich auch alle Versuche der neuern Zeit, magnetische Anziehung als Bewegkraft zu benutzen, nur auf Elektromagnete beziehen. Will man an dem Magneten die verschiedenen Eigenschaften der Pole benutzen, so ist die Stabform die beste, wobei beide Pole am weitesten auseinander liegen. Wird ein solcher Stab an einem Faden freischwebend aufgehängt, oder auf eine Spitze drehbar aufgelegt, so dient er theils zu leichtester Erkennung der magnetischen Polaritäten, wo sie vorkommen mögen, theils auch, und so wird er in der Mineralogie verwendet, zu Erkennung eines Gehaltes der Mineralien an metallischem Eisen oder magnetischen Eisenverbindungen. Eine besondere Form solcher frei drehbarer Magnetstäbe ist die *Magnetnadel* (s. d.). Die Beobachtungen dieses legetern Instruments haben auf eine höchst interessante Classe von Erscheinungen geführt, die man als tellurischen oder Erdmagnetismus zusammenfaßt. Daraus nämlich, daß die Magnetnadel an verschiedenen Orten der Erde sowohl in der Horizontalebene von der genau nördlichen Richtung, als in der Verticalebene von der völlig horizontalen Stellung mehr oder minder abweicht, hat man zunächst geschlossen, daß die Erde selbst als ein Magnet, oder eine Combination zweier sich unter sehr spitzen Winkeln kreuzender Magneten angesehen werden könne. Tägliche Schwankungen der Magnetnadel und andere Beobachtungen führen darauf, daß die Intensität des Erdmagnetismus an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten ungleich sein müsse, und endlich lassen die Affectionen, welche die Magnetnadel durch Nordlichter und andere Erscheinungen erfährt, auf einen Zusammenhang dieser Dinge mit dem Erdmagnetismus oder der Electricität schließen. Die Beobachtungen, durch welche alle diese Beziehungen zu erörtern sind, erfordern besonders eingerichtete Instrumente und Apparate, und Räume (magnetische Observatorien), in denen störender Einfluß naher Eisentheile und rascher Temperaturwechsel vermieden sind. Zugleich aber ist nöthig, daß solche Beobachtungen gleichzeitig an sehr verschiedenen Punkten der Erde angestellt werden. In beiden Beziehungen hat sich der durch die Regierungen fast überall kräftig unterstützte *Magnetische Verein* (s. d.) bereits der Wissenschaft sehr förderlich gezeigt. Technische Anwendungen hat der Magnetismus bis jetzt wenig gefunden, wenn wir von der für die Schifffahrt und die über- und unterirdische Messkunst überaus wichtigen Magnetnadel absehen. In Metallwerkstätten bedient man sich hier und da der Magneten, um Eisensplitter aus den Augen u. s. w. zu ziehen, und in großen Schleifereien der magnetisirten Eisenmasken, um zu verhüten, daß der Eisen-

staub ins Auge oder in die Luftwege gerathe. Ob der Elektromagnetismus, außer seiner telegraphischen Anwendung (s. Telegraph) auch als Bewegkraft technische Benutzung finden werde, ist noch zu erwarten.

Magnetische Vereine. Bei der Wahrnehmung, daß der Erdbörper selbst magnetische Erscheinungen darbiete (s. Magnet), welche theils in horizontalen und vertikalen Abweichungen der Magnetnadel, theils in Veränderungen in der Stärke dieser Abweichungen bestehen, war es in wissenschaftlicher Beziehung höchst wichtig, über die Gleichzeitigkeit und relative Größe dieser Abweichungen in der Richtung und Neigung der Magnetnadel sowohl als in der Intensität des Erdmagnetismus an verschiedenen und möglichst vielen Punkten der Erde Beobachtungen zu haben, weil nur daraus eine sichere Theorie des Erdmagnetismus sich ableiten ließ. Dieses erkannte zuerst Alex. von Humboldt (s. d.), der 1828 in Berlin das erste magnetische Observatorium einrichtete und Beobachter in Freiberg, Paris, Petersburg, Kasan, Nikolajew, Archangel, Liska und zwei Punkten Südamerikas und Asiens veranlaßte, jährlich an sieben bestimmten Tagen 24 Stunden lang stündlich mit Gambry'schen Declinatorien (s. Magnetnadel) die Abweichung zu beobachten. Über diese Beobachtungen gab Dove in Poggenдорff's „Annalen“ von Zeit zu Zeit zusammenstellende Berichte. Allein der anfängliche Eifer hatte allmählig sehr nachgelassen, als Gauß (s. d.) und W. Weber (s. d.) in Göttingen ganz neue Methoden und Instrumente zur Messung der Intensität des Erdmagnetismus erfanden, dadurch ein neues Element für die Beobachtungen aufstellten und von 1833 an in dem neuerrichteten magnetischen Observatorium zu Göttingen fortlaufend beobachteten. Die Resultate ihrer ersten Beobachtungen waren so überraschend, daß sich 1834—36 ein neuer Magnetischer Verein mit Göttingen als Centralpunkt bildete, dem bereits 1836 Altona, Augsburg, Berlin, Bonn, Braunschweig, Bresla, Breslau, Dublin, Freiberg, Göttingen, Greenwich, Halle, Hannover, Heidelberg, Kasan, Kassel, Kopenhagen, Krakau, Leipzig, Mailand, Marburg, München, Neapel, Petersburg, der Seeberg bei Gotha und Upsala als Beobachtungsorte angehörten. Alle diese Orte beobachteten mit Gauß'schen Instrumenten an sechs Tagen im Jahre (am letzten Sonnabend der ungeraden Monate) 24 Stunden lang, gleichzeitig nach mittlere göttinger Zeit, alle fünf Minuten die Variationen der Magnetnadel und maßen außerdem die absolute Intensität. Die Beobachtungen wurden in einer seit 1837 regelmäßig erscheinenden Jahresschrift „Resultate aus den Beobachtungen des Magnetischen Vereins“ von Gauß und Weber veröffentlicht. Im J. 1839 gab Gauß darin eine „Allgemeine Theorie des Erdmagnetismus“, welche den Nutzen dieser Beobachtungen so schlagend erwies, daß die engl. Regierung und die Ostindische Compagnie feste magnetische Observatorien in St.-Helena, Montreal, auf dem Cap, in Bandiemenland, Madras, Bombay und am Himalaja anlegen ließ; auch in Paris und Algier geschah neuerdings ein Gleiches und selbst die russ. Regierung errichtete Stationen in Petersburg, Barnaul, Katharinenburg und Nertschinsk. In Deutschland kam es erst später zu Prag, München und Leipzig zu festen Observatorien auf öffentliche Kosten. Gegenwärtig beobachtet man an allen genannten Orten nur viermal des Jahres 24 Stunden lang alle fünf Minuten die Variationen der Nadel und zugleich mit den neuesten Instrumenten von Weber auch die Variationen der Intensität. Dagegen sollen auf den festen Stationen drei Jahre lang alle zwei Stunden die Beobachtungen angestellt werden. So ist der Magnetische Verein ein in seiner Art einziges Beispiel von allgemeinem Zusammenwirken zu Lösung eines wissenschaftlichen Problems.

Magnetismus nennt man die Kraft, welche dem Magneteisenstein (s. Magnet) und dem magnetisch gemachten Stahl inwohnt. Schon im Alterthume, wo der Magneteisenstein auch als innerliches Heilmittel gegeben wurde, und bei den arab. Ärzten finden wir die magnetische Kraft bei der Behandlung von Krankheiten angewendet, worauf dieselbe, nachdem sie lange Zeit in Vergessenheit gerathen, durch Paracelsus (s. d.) und dessen Nachfolger van Helmont (s. d.), J. Agricola u. A. wieder zu ziemlicher Berühmtheit gelangte, dann wieder außer Gebrauch kam und erst im 18. Jahrh. von Hell, Lenoble und Mesmer (s. d.) wieder in Anwendung gebracht wurde, denen sich auch Keil, Laennec, Becker und einige andere Ärzte angeschlossen. Da die magnetische Kraft in ihren verschiedenen Modificationen und Potenzen offenbar eine hohe Stelle unter den Naturkräften einnimmt,

auch Beispiele von Heilungen durch dieselbe wirklich sich nachweisen lassen, so ist ihr therapeutischer Werth nicht zu bezweifeln, ihre Anwendung selbst jedoch selten, da die Art ihrer Wirkung noch durchaus nicht genug erörtert ist. Man wendet den Magnetismus so an, daß man Magneteisenstein oder magnetisirten Stahl entweder unmittelbar am Körper tragen läßt oder in der Nähe desselben anbringt und in manchen Fällen durch Eisen auf der entgegengesetzten Seite des Körpers eine magnetische Strömung vermittelt. Auch durch Berühren und Bestreichen mit einem Magnet hat man Heilungen versucht. Hauptsächlich scheint der Magnetismus bei Nervenleiden nützen zu können, die sich als Nervenschmerzen, Krämpfe, Fehler der Sinnesorgane, Lähmungen u. s. w. ausdrücken. Man nennt diesen Magnetismus den mineralischen und stellt ihm den animalischen Magnetismus, auch Mesmerismus, Tellurismus, magnetischer Rapport, thierischer oder Lebensmagnetismus genannt, gegenüber, womit man eine Anzahl gewisser in einer Reihenfolge sich zeigender Erscheinungen bezeichnet, welche durch eine eigenthümliche Einwirkung eines Menschen auf einen andern willkürlich herbeigeführt werden können. Zieht man alle wunderbaren oder räthselhaften Heilungen von Krankheiten durch eigenthümliche Berührungen, Erhigen der Phantasie, künstliches Einschlafen oder Aufregen der Nerven thätigkeit, wie so viele aus der Vergangenheit erzählt werden, in das Gebiet des animalischen Magnetismus, so hat man ihn schon seit den ältesten Zeiten gekannt und nur nach Maßgabe der Geistesrichtungen in den einzelnen Zeitperioden seinen Namen, nicht aber sein Wesen verändert. Das Händeauflegen, der Tempelschlaf, die Weihrauchopfer, Sympathie, Amulette und Alles, womit Schwärmerei, Mysticismus, Aberglaube und Magie zu allen Zeiten nicht nur zu heilen vorgaben, sondern auch wirklich oft heilten, kann dann als zum thierischen Magnetismus gehörig betrachtet werden. Die eigentliche Geschichte desselben beginnt jedoch erst mit Mesmer, welcher durch seine Heilveruche mit dem mineralischen Magnetismus auf den animalischen geleitet wurde und sowol seiner Heilmethode als der dabei wirksamen Kraft den Namen gab, den sie noch jetzt führen, nebenbei aber auch noch eine dieselben erklärende Theorie aufstellte. Ging Mesmer schon selbst in dem Vertrauen zu der von ihm gepflegten magnetischen Kraft zu weit, so thaten dies noch mehr seine Anhänger, unter welche sich viele Betrüger mischten, sodas es den Gegnern des Magnetismus nicht schwer wurde, ihrer Behauptung, das Ganze beruhe auf nichts als auf Täuschung, bei dem größten Theile des gebildeten Publicums Glauben zu verschaffen. Indes wurden doch die Erscheinungen, welche bei Magnetsirten stattfinden sollten, nachdem die erste Aufregung verschwunden war, von unparteiischen, wissenschaftlich hochgebildeten Männern, unter denen wir nur Reil, Hufeland, Stieglitz, Heineken, Schelling, Döllinger, Brandis und Nees van Esenbeck erwähnen, wiederholten Prüfungen unterworfen, welche, obgleich die Gegenwart von Zweiflern die Kraft des Magnetismus hemmen soll, dennoch das Resultat lieferten, daß gewisse von den Magnetsirens angegebene Erscheinungen an den Magnetsirten nicht nur sich wirklich zeigten, und durch das dabei angewendete Verfahren hervorgebracht wurden, sondern daß auch Heilungen von Krankheiten durch den Magnetismus nicht zu bezweifeln seien. Der Zustand, welcher durch Anwendung des Magnetismus hervorgebracht wird, hat sehr verschiedene, oft allerdings nicht genau voneinander zu trennende Grade; entweder erleidet nur der physische Theil des Magnetsirten eine Veränderung oder der geistige nimmt daran Theil, wobei wieder entweder nur die Sinnlichkeit als aufgehoben betrachtet werden kann oder sich eine Exaltation des innern Sinnes zeigt. Man erzielt diese Wirkungen durch die sogenannte magnetische Manipulation. Diese besteht in ihrer einfachsten Art in einer sanften Bestreichung der bekleideten oder unbekleideten Oberfläche des zu Magnetsirenden mit der Hohlhandfläche, wobei man einzelne Körperstellen, namentlich den Kopf, die Augen, Ohren, Schultern, das Rückgrat und die Magengegend, noch besonders berührt und betastet oder die Hände länger darauf liegen läßt, und in einer gegenseitigen Berührung der Fingerspitzen. Man streicht dabei über den ganzen Körper von oben nach unten, zuweilen auch in abwechselnden Richtungen, sowie überhaupt noch verschiedene besondere Modificationen in Hinsicht auf die Dauer der Manipulation, die Stellung des zu Magnetsirenden, die Entfernung des Magnetsirens von diesem u. s. w. stattfinden. Zur Verstärkung der Wirkung bedienten sich Mesmer und einige seiner Anhänger noch des sogenannten Baquet

oder der magnetischen Wanne in Verbindung mit andern etwas charlatanartigen Apparaten. Dieses Verfahren wird mehre Wochen lang zu gewissen Tageszeiten fortgesetzt. Die Erscheinungen nun, welche dadurch hervorgerufen werden, sind sehr mannichfaltig, bei verschiedenen Individuen oft sich vollständig entgegengesetzt und deshalb nicht sicher im voraus bestimmbar, bis endlich ein schlafähnlicher Zustand eintritt, oder falls dieser nicht zu Stande kommen kann, nicht selten Convulsionen sich zeigen oder Neigung zum Erbrechen erfolgt. Ueberhaupt kommen diese letztern Zufälle sehr oft noch während des Schlafes oder bald nach dem Anfange der Behandlung, verschwinden aber wieder, nachdem man der Bestreichung die der vorigen entgegengesetzte Richtung gegeben hat. Dieser sogenannte magnetische Halbschlaf ist dem natürlichen nicht unähnlich, geht jedoch bei fortgesetzter Behandlung oft in den magnetischen Schlaf über, welcher von jenem gänzlich verschieden, oft durch krampfhaftige Zufälle eingeleitet, plötzlich mit dem Schwinden aller Sinne eintritt, weder durch lautes Anrufen noch durch körperliche Schmerzen, sondern nur durch ein bestimmtes Verfahren des Magnetiseurs aufgehoben werden kann, bald längere, bald kürzere Zeit andauert und Zeichen eines tiefen Ergriffenseins der ganzen Lebenskraft darbietet. Hat dieser Schlaf eine Zeit lang gedauert und schreitet die magnetische Wirkung weiter, so tritt das Schlafwachen oder der magnetische Somnambulismus ein. Das Gesicht belebt sich wieder, man bemerkt Zeichen von Aufmerksamkeit auf Dinge, die um den Magnetisirten vorgehen, die Sinne beginnen ihre Thätigkeit von neuem, jedoch in einer veränderten Art, sodas sie geschärft erscheinen. Die Befangenheit und Überraschung, welche sich zuerst auf dem Gesicht bemerklich macht, geht nun nach und nach in eine gewisse Klarheit über, welche sich bis zu einem Ausdruck der Entzückung steigert. Endlich findet sich auch die Sprache wieder, es erfolgen, gewöhnlich in langen Zwischenräumen, Antworten auf die Fragen des Magnetiseurs, erst nur einfache, dann zusammengesetztere. Eigenthümlich ist dabei, das die Rede meist eine poetische Färbung zeigt, die sie im wachen Zustande nicht hat, das der Somnambule seinen Körper als eine von ihm, dem Sprechenden selbst, verschiedene Persönlichkeit betrachtet, das er Dinge zu bemerken glaubt, welche von körperlichen Sinnen nicht wahrgenommen werden können, und das er nicht selten Verordnungen für die Behandlung seiner Krankheit und der Anderer gibt. In Bezug auf diesen letzten Punkt ist zu bemerken, das die Befolgung dieser Verordnungen für die Krankheit des Magnetisirten selbst fast immer nützlich ist, während die, welche Anderer Krankheit betreffen, oft ungereimt sind. Hieraan reihen sich Vorherverkündigungen der Zukunft, welche in Bezug auf die Krankheit, die später eintretenden magnetischen Zustände und auf die genaue Beschreibung derselben in der Mehrzahl der Fälle eintreffen, in Hinsicht auf andere Dinge sich aber oft falsch erweisen. Außerordentliche Erscheinungen bietet das Gedächtnis der Somnambulen dar. Während sie, wenn sie wachen, sich des magnetischen bis zu der beschriebenen Höhe gesteigerten Zustandes nicht erinnern, so behalten sie dagegen im Somnambulismus die Erinnerung an alles Ubrige und an Das, was im magnetischen Schlafzustande mit ihnen vorgegangen war, ja sie sammeln ihr Gedächtnis in einem solchen Grade, das sie aus früherer Zeit an Dinge sich erinnern, die sie im gewöhnlichen Leben längst vergessen hatten, Gedichte recitiren, die sie vor vielen Jahren auswendig lernten u. s. w. Eine fernere Eigenthümlichkeit ist die, das die meisten Somnambulen nur die Fragen hören, die der Magnetiseur an sie richtet; jedoch gibt es hiervon nicht seltene Ausnahmen, da auch zuweilen der Somnambulismus zu den bestimmten Stunden ohne unmittelbare Einwirkung des Magnetiseurs, sogar in Abwesenheit desselben von selbst eintritt.

Dieses sind die Erscheinungen, welche von unparteiischen Beobachtern gefunden worden sind und somit außer allen Zweifel gesetzt zu sein scheinen; über diese hinaus gibt es noch sehr viele, welche zu den mehr problematischen gehören. Man rechnet dahin die magnetische Anschauung und das magnetische Hellsehen, wobei der Somnambule Dinge wahrnimmt, die in weiter Ferne von ihm vorgehen, den innern Bau seines Körpers nicht nur, sondern auch anderer Personen erkennt und beschreibt und mit dem ganzen Körper, besonders mit der Magengegend, sieht, in Gedanken und Ausdruck sich weit über die Sphäre seiner gewöhnlichen Bildung erhebt, in fremden, ihm sonst ungeläufigen Sprachen redet u. s. w. Die Beziehung, in welcher der Magnetiseur mit dem Magnetisirten steht, der sogenannte

magnetische Rapport, soll sich nun auch bis zur wahren Sympathie steigern, der Somnambule soll die Gedanken des Magnetiseurs errathen, selbst wenn dieser entfernt ist, die Wünsche, die jener unausgesprochen hegt, erkennen und durch die magnetische Kraft gezwungen werden, sie, soviel es ihm möglich ist, zu erfüllen. Der höchste Grad endlich ist die magnetische Divination; der Magnetisirte spricht mit vollkommen entfesselter Phantasie, in Versen, durchfliegt im Geiste das ganze Weltall und gibt Aufschlüsse über die höchsten Probleme der Physik, Astronomie, Philosophie, Metaphysik und Religion, deren Wahrheit allerdings keiner Controle unterworfen werden kann. Diese höchsten Grade des magnetischen Seins hat man unter den Namen Clairvoyance, magnetische Ekstase u. s. w. zusammengefaßt. Anlangend den Magnetiseur, so wird von ihm verlangt, daß er an körperlicher und geistiger Kraft der zu magnetisirenden Person überlegen sei und den festen ernstlichen Willen habe, durch sein Verfahren zu nützen, und übrigens alle die Eigenschaften besitze, welche von einem Arzte verlangt werden, zu dem die Kranken Vertrauen haben sollen. Ebenso wenig, als sich ein Jeder zum Magnetiseur eignet, obgleich Jedem magnetische Kraft einzuwohnen scheint, sind alle Menschen fähig, die Wirkungen des Magnetismus zu empfinden, und nach unbefangenen Beobachtern stellt sich ungefähr folgendes Verhältniß heraus, daß von gesunden Menschen nur $\frac{1}{10}$ und ebensoviel von Kranken vom Magnetismus überhaupt afficirt werden, von diesen leztern nur $\frac{1}{20}$ bis zum Somnambulismus und von diesen nur $\frac{1}{6}$ bis zur Clairvoyance gelangt. Das weibliche Geschlecht besitzt eine weit größere Empfänglichkeit für den animalischen Magnetismus als das männliche. Von den Theorien, welche das Wesen des Magnetismus erklären sollten, ist vor allen die von Mesmer anzuführen, welche von dessen Anhängern meist der Grundidee nach angenommen und nur verschiedentlich modificirt wurde. Mesmer nahm eine der Elektrizität ähnliche, höchst feine Flüssigkeit an, welche aus dem Magnetiseur in den zu Magnetisirenden überströme und da die beschriebenen Erscheinungen hervorbringe. Da jedoch die Existenz dieser Flüssigkeit nur durch diese einzige Beobachtung, welche man am thierischen Magnetismus macht, also beidem nicht durch so viele sichere Zeichen wie die der Elektrizität begründet wird, so hat sich auch nach und nach eine andere Ansicht geltend gemacht, welche auf den Grund hin, daß die Erscheinungen des thierischen Magnetismus zuweilen auch bei Nervenkrankheiten beobachtet werden, denselben als eine künstlich erzeugte Nervenkrankheit betrachtet. Was die Heilkräfte des Magnetismus betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß schon oft Heilungen von Krämpfen, Fehlern des Gesichts und Gehörs, Lähmungen und andern auf Störung des Nervenlebens beruhenden Krankheiten durch ihn erzielt wurden, zugleich aber wohl zu bedenken, daß nur bei langen, tiefen Leiden und nachdem alle andern rationalen Mittel sich als unzureichend bewiesen haben, zu seiner Anwendung geschritten werden darf, indem schon die Erscheinungen, die er bietet, zeigen, daß er zu den eingreifendsten Mitteln gehöre, und die Erfahrung es lehrt, daß nach seiner Anwendung langjährige Convulsionen, Schwächung des ganzen Nervensystems und Geisteskrankheiten folgten, sowie daß früher vorhandene unheilbare Übel durch einen schnellern Verlauf den Tod herbeiführten, als sie sonst zu thun pflegen. Unter den Verfechtern des Magnetismus nach Mesmer zeichneten sich besonders aus die beiden Puységur, Bergasse, d'Eslon, Barbarin, Willers (s. d.), Peterin, Wienholt, Döbers, Böckmann, Oberh. Smelin (s. d.), Lavater (s. d.), Wolfart, Ennemoser (s. d.), L. G. Treviranus (s. d.), Jördens, Lichtenstedt, Rasse (s. d.), Kiefer (s. d.), Kerner (s. d.) und Eschenmayer (s. d.). Vgl. Becker, „Der mineralische Magnetismus und seine Anwendung in der Heilkunde“ (Mühlhausen. 1829); Kluge, „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel“ (Berl. 1811); Stieglitz und Hufeland, „Über den thierischen Magnetismus“ (Berl. 1816) und „Selma Wiener, die jüd. Seherin“ (Berl. 1838).

Magnetnadel nennt man ein aus gut gehärtetem Stahl geschmiedetes, durch Streichen magnetisch gemachtes und in seinem Schwerpunkte frei an einem Faden aufgehängenes oder mittels eines Achathütchens auf eine Stahlspitze gestelltes Stäbchen, dessen man sich praktisch zu Beobachtung der Himmelsgegend, wissenschaftlich theils zu Beobachtungen über den Erdmagnetismus, theils als Meßinstrument (Multiplikator und Galvanometer) für elektrische Ströme bedient. (S. Elektromagnetismus und

Galvanismus.) Für den praktischen Gebrauch des Schiffers ist die Magnetnadel in einem runden Gehäuse über einem eingetheilten Kreise, der außer der Theilung in 360 Grade auch die sogenannte Windrose (s. d.) darbietet, angebracht. Man nennt dann das Instrument einen Compass (s. d.), und es dient bei solchem Wetter, welches astronomische Beobachtungen hindert, dem Schiffer zur Orientirung. In eisernen Schiffen kann man die Magnetnadel nur erst in neuerer Zeit in Folge angebrachter Verbesserungen anwenden. Ähnlich eingerichtet, meist mit einer Nivelle oder Wasserwaage zum Horizontalstellen verbunden, sind die Boussolen (s. d.) der Feldmesser und Marktscheider; letztere führen statt der Windrose die Eintheilung in Stunden (zweimal zwölf) nach bergmännischer Weise. Bei beiden Anwendungsarten ist es nöthig, zu wissen, wie stark an jedem Orte die Magnetnadel von der nördlichen Richtung abweicht. Zur Messung dieser Abweichungen hat man besondere Instrumente; die zu Messung der horizontalen, östlichen oder westlichen, Abweichung oder Declination bestimmten nennt man Declinatorien; die verticale Abweichung oder Inclination mißt man durch Inclinatorien; zu Intensitätsmessungen endlich dienen die durch Gauß und Weber so sehr vervollkommeneten Magnetometer; und die Nadeln in diesen Instrumenten sind zuweilen Stäbe von sehr bedeutenden Dimensionen. Beobachtet man die Magnetnadel an verschiedenen Punkten der Erde in diesen drei Beziehungen, so findet man auf der Erde und um dieselbe 1) Linien, in denen die östliche oder westliche Declination gleich groß ist (isogonische Linien); eine davon, der magnetische Meridian, zeigt gar keine Abweichung; rechts von ihr ist die Abweichung westlich, links östlich; alle isogonische Linien, meist sehr krumm verlaufend, schneiden sich in zwei Punkten, den magnetischen Polen der Erde, deren nördlicher durch die Nordpolexpeditionen von Parry, Ross und Franklin aufgesucht und in der Nähe der Insel Melville unweit der Baffinsbai bestimmt ist, während die Südpolreise von Ross noch zu keiner so nahen Bestimmung des magnetischen Südpols geführt hat. 2) Linien, in denen die Inclination gleich ist (isoclinische Linien); sie laufen dem Aequator ziemlich parallel; diejenige, wo die Nadel völlig horizontal steht, heißt der magnetische Aequator, nördlich von ihm neigt sich der Nordpol, südlich der Südpol der Nadel der Erde zu; in den magnetischen Polen würde eine freie Nadel mit der Spitze gerade nach unten zeigen. 3) Linien, in denen die Intensität des Erdmagnetismus gleich ist (isodynamische Linien); für die nördliche Hemisphäre gibt es zwei Punkte in Nordamerika und Nordasien, wo die Intensität am größten ist. In den neuern Atlanten für physikalische Erdbeschreibung findet man diese Linien verzeichnet. Für sehr feine elektrische Messungen, wo der Erdmagnetismus störend wirken würde, vereinigt man zwei Nadeln mit entgegengesetzten Polen, deren eine über, die andere unter den zu messenden Strom gestellt wird, und eine solche Doppelnadel nennt man eine astatiche.

Magnetoelektricität. Nicht bloß der elektrische Strom vermag Magneten zu erzeugen, umgekehrt erzeugt auch ein Magnet elektrische Ströme in Drahtspiralen. Wenn man in eine mit Seide überspinnene Drahtspirale einen Magneten stellt und rasch herauszieht, so geht im Moment der Trennung ein Strom durch die Spirale, dessen Richtung von der Lage der Pole des Magneten abhängt. Versteht man nun eine starke magnetische Hufeisenbatterie mit einem Anker, dessen beide den Polen gegenüberstehende Arme mit solchen isolirten Spiralen versehen sind, und dreht nun den Anker an einer Spindel rasch um, so daß seine Arme in rascher Folge bei den Polen des Magneten vorbeipassiren, so ist dies, da der Anker nun von den Polen der Batterie bei jedesmaligem Passiren inducirt wird, ebenso, als ob man in rascher Folge durch die Spiralen Magnete mit entgegengesetzter Polrichtung einführt und wieder auszöge. Es gehen unzählige entgegengesetzte Ströme durch den Schließungsdraht; bringt man aber einen Commutator an (s. Elektro-magnetismus), so wird daraus ein einziger. Auf diesem Princip beruhen die magnetoelektrischen Rotationsmaschinen, die als ein stets bereites und kostenloses Mittel, sich elektrische Ströme von beliebiger Dauer und Intensität zu verschaffen, für die medicinische Anwendung der Elektricität großen Werth haben. Die wirksamste dieser Maschinen ist von Störker in Leipzig. Andere derartige Maschinen erzeugen erst durch eine galvanische Batterie einen Elektromagneten und durch diesen wieder den elektrischen Strom.

Magnificat nennt man in der kirchlichen Sprache nach dem Anfangsworte in der

Bulgata den aus dem Evang. Luc. 1, 46—55 entlehnten sogenannten Lobgesang der Maria, der unendlich oft in Musik gesetzt, bei Feierlichkeiten in katholischen, wie in protestantischen Kirchen zur Aufführung kommt.

Magnificenz (Magnificus), d. h. Herrlichkeit oder Hoheit, ist der Titel der Rectoren und Kanzler der Universitäten, sowie der Bürgermeister in den freien Städten. Wenn ein Fürst die Würde eines Rectors bekleidet, wird er Magnificentissimus genannt.

Magnusen (Finn), einer der ausgezeichnetsten nord. Archäologen, unbedingt der erste isländ. Sprachkundige der Gegenwart und der eigentliche Gründer der wissenschaftlichen Runologie, geb. am 27. Aug. 1781 zu Skalholt auf Island, aus den edelsten und ältesten Geschlechtern, indem sein Vater, der letzte Lagman Islands, der Bruder des Naturforschers Eggert Dlafsson und des Alterthumsforschers Jon Dlafsson, seine Mutter aber die Tochter des Kirchengeschichtschreibers Islands, Finnur Jonsen (Finnus Johannaeus), war, zog schon als Knabe durch seine ungewöhnliche Lernbegierde und große Liebe zu Büchern die Aufmerksamkeit auf sich. Durch seinen Oheim Finnur Jonsen vorgebildet, bezog er 1797 die Universität zu Kopenhagen, wo er im Umgange mit seines Vaters Bruder, Jon Dlafsson, hauptsächlich mit Poesie, Geschichte und Alterthumswissenschaft sich beschäftigte, die juristischen Studien aber nur des Lebenserwerbs halber trieb. Nachdem er 1803 nach Island zurückgekehrt war, fungirte er hier als Advocat, bis er 1812 wieder nach Kopenhagen ging, wo er sich nun mit verdoppeltem Eifer seinen Lieblingsstudien zuwendete und durch seine Landsleute, Thor kelin (s. d.) und Thorlacius (s. d.), vielfache Unterstützung fand, bis er 1815 zum Professor ernannt, und ihm 1819 aufgetragen wurde, an der Universität und der Akademie der schönen Künste über die altnord. Literatur und Mythologie Vorlesungen zu halten. Wie er diesem Berufe genügt, zeigten sowol seine durch interessante historische Blicke ansprechende „Aussicht über die älteste Heimat und die Wanderungen des kaukas. Menschenstammes“ (1818), wie sein „Beitrag zur nord. Archäologie“ (1820). Durch die in letzterer Schrift aufgestellte Behauptung der plastisch-symbolischen Idealität der nord. Mythen, welche dieselben zur künstlerischen Darstellung ebenso geeignet machen müsse als die griechischen, gerieth er mit Tor kel Baden (s. d.) in einen Streit, dessen bedeutendster Gewinn wol der sein mochte, daß mehre talentvolle bän. Künstler, wie Lund, Freund und Koop, den thatsächlichen Beweis jener Behauptung zu führen versuchten. Nachdem er schon zum zweiten Theile der großen, von der Arnamagnäanischen Commission besorgten Ausgabe der Edda (1818) die Probe eines Glossars und mehre Indices geliefert, gab er zum dritten Theile (1828) ein auch einzeln erschienenes, mit großer Gelehrsamkeit ausgestattetes mythologisches Lexikon und altnord. Kalendarium („Prisca veterum Borealium mythologiae lexicon et gentile calendarium“). Insbesondere aber bekundete er seine historisch-mythologischen Forschungen nach dieser Seite hin in den beiden großen, inzwischen erschienenen Werken, nämlich der Übersetzung und Erklärung der ältern Edda („Aldre Edda, oversat og forklavet“, 4 Bde., Kopenh. 1821—23) und der vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie aus unternommenen Darstellung der ganzen Lehre der Edda („Eddalären og dens Oprindelse“, 4 Bde., Kopenh. 1824—26). Unter seinen spätern Werken nehmen das große runologische Werk („Runamo og Runerne“, Kopenh. 1841, 4.), das zugleich den sechsten Band der „Historisch-philosophischen Abhandlungen der königlich bän. Gesellschaft der Wissenschaften“ bildet, sowie die in Verbindung mit R. C. Rafn (s. d.) unternommene, für die nordamerikan. und altnord. Archäologie sehr wichtige Darstellung der geschichtlichen Denkmäler und alterthümlichen Überreste auf Grönland („Grönlands historiske mindesmærker“, Bd. 1—3, Kopenh. 1838—42) den höchsten Rang ein. Außerdem hat er eine große Anzahl ausgezeichneter, in Zeitschriften zerstreuter Monographien über nord. und allgemein archäologische, runologische und historische Gegenstände (z. B. „Erklärung mehrer, das skandinav. Alterthum betreffenden Stellen im Ossian“, 1813; „Über die Picten und den Ursprung dieses Namens“, 1817; „Snorro Sturlesön's Leben“, 1823; „Sneglu-Halle's Reisen im 11. Jahrh.“, 1826; „Ursprung und Umbildung der altnord. Gilden“, 1829) geliefert, durch namhafte Beiträge die gegenwärtige isländ. Literatur gefördert, und durch patriotische Hingebung, als Deputirter Islands und der Hä-

röer seit 1835, die Interessen des Vaterlandes gewahrt, deren jüngere Söhne stets seiner kräftigen Unterstützung und väterlichen Leitung sich zu freuen hatten.

Mago, ein Karthag. Suffet um 500 v. Chr., hatte über den Landbau ein Werk in 28 Büchern geschrieben, das nach dem dritten pun. Kriege auf Verordnung des röm. Senats aus der griech. Bearbeitung, die Cassius Dionysius von Utica verfaßt hatte, ins Lateinische übertragen wurde und dessen Varro, Columella und Plinius, die es benutzten, mit großem Ruhme gedenken. — Auch ein Sohn des Hamilkar Barkas hieß Mago, der Bruder Hannibal's und Hasdrubal's. Er war mit dem Legtern im zweiten pun. Kriege seit 216 v. Chr. Karthag. Feldherr in Spanien und siegte mit ihm im J. 212 über die Scipionen. (S. Hasdrubal.) Im J. 208 wurde er von M. Silanus, dem Legaten des großen P. Cornelius Scipio, und im J. 207 bei Bācula von diesem selbst geschlagen, worauf er sich zunächst nach Gades und von da nach den Balearen flüchtete. Mit einer Flotte, die er hier gesammelt hatte, segelte er 205 nach Ligurien, um seinem Bruder Hannibal, der sich im südlichen Italien schwer der Römer erwehrte, eine Erleichterung zu schaffen. Die Ligurer fielen ihm, nachdem er sich Genuas rasch bemächtigt hatte, zu, auch die cisalpinischen Gallier waren ihm geneigt; als aber die Karthager in Afrika selbst bedrängt wurden, riefen sie ihn 203 gleich dem Hannibal zurück. Er starb auf der Rückfahrt an einer Wunde, die er bei einer durch die Römer im Gebiet der Insubrer erlittenen Niederlage erhalten hatte.

Magyären, s. Ungarn.

Mahābhārata, s. Sanskrit.

Mahagoni oder richtiger, wiewol weniger gebräuchlich, **Mahogani**, ist das Holz eines im südlichen Amerika auf Jamaica, Cuba, Domingo und den Bahama'seln wildwachsenden Baumes von großem Umfange und schnellem, sehr schönem Wuchse. Sein Stamm erreicht oft eine Dicke von fünf Fuß und mehr; das Holz ist fest, feinkörnig und dauerhaft, nimmt eine schöne Politur an und hat eine herrliche Farbe, die aber mit der Zeit stark nachdunkelt. Die Rinde wird oft zum Fälschen der Chinarinde verwendet, da sie ähnlichen medicinischen Werth hat. Man macht die Arbeiten selten aus massivem Mahagoniholze, sondern schneidet dasselbe in dünne Matten oder Fourniere, mit denen man die aus anderm Holz gefertigten Artikel überzieht. Diese Fourniere theilt man, nach ihrem Farbenspiel, in gesammtes, gemasertes, Pyramiden- oder glattes Holz. Will man dem Nachdunkeln des Mahagoniholzes vorbeugen oder dasselbe wenigstens verzögern, so muß man beim Schleifen und Poliren desselben kein Öl, sondern Talg anwenden. Die Spanier und Portugiesen verwendeten das Holz des Mahagonibaums statt des Eichenholzes zum Schiffbau, wozu es sich wegen seiner großen Härte und Dauer im Wasser und durch den Umstand, daß der Wurm nicht leicht hineinkommt, sehr gut eignet. Die Laurus indica liefert ein Holz, das sogenannte Madeira- oder das falsche Mahagoniholz, welches dem wahren Mahagoniholz sehr ähnlich ist und dasselbe an Dauerhaftigkeit der Farbennuance übertrifft.

Mähen nennt man das Abbringen der Culturpflanzen und des Grafes. Es geschieht theils mit der Sense, theils mit dem Siget, theils mit der Sichel. Der letztern bedienen sich zumeist die kleinern Grundbesitzer beim Abbringen des Wintergetreides, während dagegen das Sommergetreide nur mit der Gestellsense abgebracht wird. Der Gebrauch der Sense hat den Vorzug der Schnelligkeit, Arbeitersparniß und des größern Strohgewinns; die Sichel liefert sauberere Arbeit, führt aber Verlust an Stroh herbei. Das Wintergetreide wird mit der einfachen Sense umgehauen und von einer dem Mäher folgenden Person abgerafft, das Sommergetreide dagegen mit der Gestellsense abgehauen und in Schwaden geworfen. In neuerer Zeit hat man auch **Mähemaschinen** erfunden und mit Erfolg in Anwendung gebracht. Die ersten dergleichen Maschinen wurden in England und Amerika angefertigt; namentlich ist die Getreideschneidemaschine des Engländers Belt zu erwähnen. In Deutschland war Algazy der Erste, welcher eine Fruchtmähemaschine konstruirte. Ihm folgte darin in neuester Zeit der Maschinenbauer Weiße in Dresden; doch haben diese Maschinen zur Zeit noch keinen Eingang bei dem deutschen Landwirth gefunden.

Mahlmann (Siegfr. Aug.), ein bekannter deutscher Dichter im Iyrisch-elegischen Gebiet und in der Burleske, geb. am 13. März 1771 in Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war, besuchte, nachdem er frühzeitig die Altern verloren hatte, die Fürstenschule zu Grimma

und studirte seit 1789 in Leipzig, wo er sich zwar der Rechtswissenschaft mit Eifer befeiligte, aber schon eine entschiedene Neigung zum Idealen im Leben an den Tag legte. Nach beendigten akademischen Studien ging er als Führer eines jungen Edelmanns nach Piesland, mit welchem er nachher die Universitäten zu Leipzig und zu Göttingen besuchte und 1797 eine Reise durch den Norden Europas machte. Im folgenden Jahre nach Leipzig zurückgekehrt, beschäftigte er sich hier vorzüglich mit der deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung und wurde 1805 nach seines Schwagers Spazier Tode Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt“, welche er bis 1810 allein, dann bis 1816 in Verbindung mit Meth. Müller redigirte, und in der er hauptsächlich die Richtung angab, welche die deutschen belletristischen Zeitschriften bis nach 1830, freilich allmählig sich verschlechternd, befolgten. Von 1810—18 hatte er auch die „Leipziger Zeitung“ in Pacht und Administration, die ihm während des Kriegs sehr bedeutenden Gewinn brachte, aber auch die Veranlassung gab, daß er 1813 durch die Franzosen auf kurze Zeit auf die Citadelle nach Erfurt abgeführt wurde. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit den Naturwissenschaften und insbesondere mit der Oekonomie, welche er bei Bewirthschaftung seiner Güter praktisch anwendete, weshalb er auch zuletzt zum Director der durch seine Mithülfe erneuerten Leipziger ökonomischen Societät ernannt wurde. Außerdem erhob ihn sein Geist und seine ausgezeichnete Gabe der extemporirten Beredsamkeit, verbunden mit dem Ansehen seiner persönlichen Erscheinung, zu einem der tüchtigsten Vorsteher der maurerischen Verbindung, welches Amt er mit allgemeiner Anerkennung in der Loge Minerva zu Leipzig von 1813 an bis zu seinem Tode, am 16. Dec. 1826, verwaltete. Sind seine Gedichte, deren mehre von den besten Liedercomponisten in Musik gesetzt wurden, der ebenso innige als klare Ausdruck einer sanften Behmuth oder einer über das Grab hinausblickenden Erhebung, so bekunden dagegen sein anonym herausgegebenes „Marionettentheater“ (Lpz. 1806) und sein „Herodes vor Bethlehem“, eine satirische Parodie von Kogebue's „Huffiten“, des Verfassers Talent für die dramatische Burleske. Auch seine „Erzählungen und Märchen“ (2 Bde., Lpz. 1802; 2. Aufl., 1812) wurden mit Beifall gelesen. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Gedichte“ (Halle 1825; 4. Aufl., Lpz. 1845); seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen in acht Bänden (Lpz. 1839—40).

Mahmud II., Sultan der Osmanen 1808—39, geb. am 20. Juli 1785, war der zweite Sohn des 1789 verstorbenen Sultans Abdul Hamid, und zeigte sich schon in seiner Jugend, die er im alten Serail verlebte, hartnäckig, heftig und grausam. Als sein älterer Bruder Mustapha IV. 1807 den Thron bestieg, sollte M., damit man keinen Thronbewerber in ihm zu fürchten habe, ermordet werden. Doch ein albanes. Corps bemächtigte sich seiner noch zur rechten Zeit und rettete ihn. Sofort begann er nun die Revolte vorzubereiten, die am 28. Juli 1808 Mustapha IV. stürzte und ihn am 1. Aug. auf den Thron brachte. Um sich selbst auf dem Throne zu befestigen, ließ er den Sohn Mustapha's IV., ein Kind von drei Monaten, erwürgen und vier schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in den Bosphorus werfen, sodas er nun der Einzige und Letzte aus dem Stamme Osman's war. Ein Versuch, das Militair auf europ. Fuß zu organisiren, scheiterte in Folge der Aufsehung der Janitscharen. Ohne Rathgeber, ohne Geld und fast ohne Heer, mußte er den Krieg mit Rußland und den Kampf gegen die Serbier fortsetzen, bis er endlich nach gänzlicher Erschöpfung sich genöthigt sah, mit Rußland den Frieden zu Bukarescht am 28. Mai 1812 zu schließen. Die Schrecknisse, unter welchen er den Thron bestieg, und die Gefahren, welche denselben ununterbrochen umgaben, hatten sein Gemüth verhärtet und Blutbefehle schienen ihm Maßregeln kluger Festigkeit. Gegen die christlichen Cabinete zeigte er eine stolze und feste Haltung; doch im Innern seines Reichs kämpfte der Verrath mit der Empörung, sodas er immer abhängiger wurde von dem Willen mächtiger und glücklicher Satrapen oder Kühner, entschlossener Völker. (S. Ali Pascha von Janina, Griechenland, Mehemed Ali von Aegypten, und Serbien.) Als er endlich in der Hauptstadt und in den Fürstenthümern, wo der Aufstand der Griechen zuerst ausgebrochen war, seine Feinde vertilgt, die rebellischen Satrapen in den Provinzen durch andere ehrfurchtige Paschen besiegt hatte und zuletzt der Kopf Ali's gefallen war; als er den Krieg mit Persien

durch den Frieden von 1820 geendigt und von den Wahabiten (s. d.) nichts mehr zu befürchten hatte, wurde er nur um so trotziger und grausamer. Dennoch zitterte er, wenn die Wuth der Janitscharen die Hauptstadt mit Brand, Mord und Plünderung ängstigte. Sie zu beruhigen gab er namentlich bei ihrem Aufstande im J. 1822 Alles preis, die tüchtigsten Männer, die nächsten Verwandten und die ältesten Vertrauten. Als jedoch die Ruhe wiederhergestellt zu sein schien, beschloß er, ihren Trotz zu züchtigen, und mit der Gefahr wuchs seine innere Kraft. Nach und nach reiften durchgreifende Reformationspläne in seiner tief verschlossenen Brust, deren, wenn auch größtentheils misrathene Ausführung ihm seine welthistorische Bedeutung verleiht. Die erste Frucht derselben war die endlich durchgeführte Auflösung der Janitscharen (s. d.) im J. 1826. Nachdem von hierauf schnell sein Heerwesen geordnet, lehnte er in seiner am 9. Juni 1827 übergebenen Erklärung in Betreff der griech.-europ. Frage jede Intervention der christlichen Mächte entschieden ab. Doch sein Trotz wurde im Frieden zu Adrianopel (s. d.) am 14. Sept. 1829 gebrochen, und Griechenland (s. d.) von dem osman. Reiche getrennt. So nach außen hin in Ruhe, kehrte er wieder zu seinen alten Reformplänen zurück und suchte vor Allem das Heer und die Flotte wiederherzustellen. Allein der Widerstand gegen diese Reformen nahm einen immer heftigern Charakter an, besonders in Albanien, wo Mustapha Pascha von Skodra die Fahne des Aufstands erhob. M. ließ sich indes nicht einschüchtern; um sich selbst von den Erfolgen seiner Reformen zu überzeugen, unternahm er 1831, ganz gegen die zeitherige Sitte des Serails, eine Reise nach Adrianopel. Die Beweise von der unter dem Volke herrschenden bösen Stimmung, die er auf derselben erhielt, ließen ihn nach seiner Rückkehr zwar scheinbar in seinen Reformen innehalten, um so mehr, als sich die Unzufriedenheit nach alter barbarischer Weise durch furchtbare Feuersbrünste in Konstantinopel aussprach; allein diese Opposition machte M. im Innern nur um so hartnäckiger in seinen Reformplänen, die er bald wieder mit erneuter Energie zur Ausführung brachte. Ein Civil- und Militärorden wurde gestiftet, die Polizei Konstantinopels verbessert, Lehranstalten für den Staatsdienst, besonders für das Sanitätswesen, wurden gegründet, ein halb in türk., halb in franz. Sprache erscheinender „Moniteur“ wurde herausgegeben. Die inzwischen 1831 zu Stande gekommene Unterwerfung der rebellischen Paschen von Bagdad und Skodra und die dadurch bewirkte Rückkehr zur Ordnung im Innern schienen seinen Reformen einen geächtlichen Ausgang versprechen zu wollen, als auf einmal der Ausbruch des Kriegs mit Aegypten (s. Mehemed Ali) erfolgte, der alle Schöpfungen M.'s wieder in Frage stellte. Die unglückliche Schlacht von Konieh führte ihn an den Rand des Verderbens; nur die Hülfe Rußlands, an das er sich in seiner äußersten Bedrängniß wendete, vermochte ihn noch zu retten. (S. Osmaniſches Reich.) Kaum war diese Gefahr überstanden, als neue Aufstände in Albanien, Bosnien und Kleinasien ausbrachen und hemmend in die Pläne des Sultans eingriffen. Nur der Aufstand, der im Mai 1834 in Palästina gegen Mehemed Ali von Aegypten ausbrach, schien dem bedrängten Sultan, der alle seine Pläne scheitern sah, einen Hoffnungsstrahl zu gewähren. Er wollte die Gelegenheit, sich an seinem Todfeind Mehemed Ali zu rächen, benutzen, und sendete ein Heer von 80000 M. gegen Syrien; da legten sich die europ. Mächte ins Mittel und verhinderten den Ausbruch des Kriegs. Mitten unter allen diesen Wirren vervollständigte er jedoch immer mehr seine Reformen, kein Mislingen und kein Widerstand vermochte ihn zu ermüden, sondern schien seine hartnäckige Energie nur zu vermehren. Straßen wurden gebaut, Posten und Quarantainen eingerichtet, das Heer organisiert. Damals war es auch, wo die Pforte nach dem Vorbild der übrigen europ. Regierungen stehende Gesandtschaften an den Höfen der europ. Großmächte einführte, und zum ersten Male durften die Frauen des großherrlichen Harem sich öffentlich zeigen. Die Ruhe kehrte, obwol langsam, in den Provinzen wieder zurück; zu gleicher Zeit wurde Kurdistan unterworfen; auch hörten die Unruhen in Albanien und Bosnien auf. Zum zweiten Male, am 29. Apr. 1837, unternahm der Sultan eine Reise nach Rumelien und Bulgarien; doch mußte er in aller Eile nach Konstantinopel zurückkehren, um die Verschwörung, die während seiner Abwesenheit in der Hauptstadt sich gegen ihn angeponnen hatte, mit blutiger Hand zu unterdrücken. Bei dieser Thätigkeit, die M. entwickelte, war es vorzüglich ein Gedanke, der im Hintergrunde aller seiner Handlungen lag, und der

in der letzten Zeit seines Lebens seine ganze Brust anfüllte, nämlich der, Rache zu nehmen an Mehemed Ali. Die fortwährenden Ansprüche und Übergriffe Mehemed Ali's, welche das Verhältniß von Tag zu Tag verschlimmerten, gaben ihm sehr bald die erwünschte Gelegenheit dazu. Nachdem er im Frühjahr 1839 ein bedeutendes Heer unter dem Serasker Hafiz Pascha am Taurus vereinigt hatte, erklärte er Mehemed Ali in die Acht und ließ seine Truppen den Taurus überschreiten. Die ganze Unternehmung scheiterte in der Schlacht von Nisib am 24. Juni 1839. (S. Ibrahim Pascha.) Doch M. erfuhr hiervon nichts mehr. Seine Ausschweifungen aller Art hatten schon längst seine Gesundheit untergraben und während dieser letzten Zeit den Ausbruch einer schweren Krankheit herbeigeführt, die seinem Leben am 1. Juli 1839 ein Ende machte.

Mahomed, s. Mohammed.

Mahon (Phil. Henry, Viscount), ältester Sohn und Erbe des Grafen Stanhope, geb. am 31. Jan. 1805, wurde schon früh ins Parlament gewählt, in welchem er den Flecken Hertford vertritt, und war 1835, während des kurzen Wellington-Peel'schen Ministeriums Unterstaatssecretair. Er ist ein tüchtiger Geschichtschreiber und am vortheilhaftesten bekannt durch seine „History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle“ (2 Bde., Lond. 1836), in welcher er durch Benutzung werthvoller Familienarchive neues Licht über viele Begebenheiten verbreitete. Außerdem schrieb er ein „Life of Belisarius“ (Lond. 1830) und „History of the war of succession in Spain“ (Lond. 1832).

Mahratten, s. Maratten.

Mähren, eine Markgrafschaft und deutsche Provinz der östr. Monarchie, ist im Norden von der preuß. Grafschaft Glas und dem östr. Schlesien, im Osten von Ungarn, im Süden von Niederösterreich und im Westen von Böhmen begrenzt und zählt auf 399 QM. 1,710000 E. Das der jetzigen politischen Eintheilung nach dazu gerechnete östr. Schlesien umfaßt ein Areal von 84 QM. mit 460000 E. Die Sudeten trennen M. von Schlesien, das Mährische Gebirge von Böhmen und die Karpaten von Ungarn; Zweige dieser Gebirge durchschneiden das ganze Land, das nur im Süden ausgebreitete Ebenen aufzuweisen hat. Neben zahlreichen andern Flüssen, ist die Morawa oder March, von der das Land den Namen hat, der Hauptfluß, jedoch auch nur eine Strecke schiffbar. Die in M. entspringende Oder und Weichsel berühren das Land nur wenig. Das höhere Gebirge ist wenig fruchtbar; dagegen fehlt es im Innern des Landes nicht an schönen Ebenen und Flächen, und in der sogenannten Hana und den südlichen Gegenden ist der Boden ungemein ergiebig. Das Klima ist verhältnißmäßig mild. Nächst der Rindviehzucht, die durch fette Wiesen und Weiden begünstigt wird, ist die Federviehzucht, besonders die Gänsezucht von Bedeutung; auch wird viel Fischerei getrieben. Getreide baut man vorzüglich in der Hana, am March, um Brünn und in den südöstlichen Gegenden des zwaymer Kreises. Auch der Flachs-, Obst- und Gartenbau sind nicht unbedeutend. Ferner baut man Hanf, Anis, Senf, Fenchel, Saffor, Krapp und Süßholz und in den südlichen Gegenden vielen, wenn auch nicht ausgezeichneten Wein. Die ansehnlichen Waldungen sind mehr Laub- als Nadelhölzer. Am wichtigsten sind die Eisenbergwerke; auch hat das Land Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Die Tuch-, Wollenzeug- und Leinwandmanufacturen sind sehr bedeutend; minder die Baumwollenfabriken. Die Ausfuhr ist größer als die Einfuhr und der Transitohandel, den gute Kunststraßen und eine Eisenbahn fördern, von hoher Wichtigkeit. Die Regierungsform ist fast unumschränkt, obschon es Landstände gibt, welche aus Prälaten (dem Erzbischof von Olmütz, Äbten, Propsten, Domherren), Herren (Fürsten, Grafen und Freiherren), Rittern (adeligen Rittergutsbesitzern) und den Vertretern von acht Städten zusammengesetzt sind. Politisch ist M. in sechs Kreisämter eingetheilt: Olmütz, Brünn, Iglau, Znaym, Hradisch und Prerau, wozu noch die beiden östr.-schles. Ämter Troppau und Teschen kommen, welche wie jene unter dem Landesgubernium zu Brünn stehen. Die Landeseinkünfte schätzt man auf 6—7 Mill. Fl. Die Bewohner sind zu drei Vierteln Slaven, zu einem Viertel Deutsche; außerdem gibt es gegen 30000 Juden. Die beiden Hauptstämme der Slaven sind die Hanaaken (s. d.) und die Slowaken (s. d.). Die Mehrzahl bekennet sich zur katholischen Kirche; die Zahl der Protestanten und Refor-

mirten beläuft sich auf 70000. Die bedeutendsten Städte sind Brunn (s. d.) mit dem nahen Austerlitz (s. d.), Olmütz (s. d.) und Znaim (s. d.). M. wurde in Germaniens Urzeit von den Quaden bewohnt. Als diese im J. 407 mit den Vandalen nach Gallien und Spanien zogen, besetzten es die Rugier, die Heruler und um 548 die Longobarden. Zuletzt wurde es von einer Colonie Slawonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben waren und von der Morawa den Namen Morawer annahmen, aufs neue bevölkert. Bei dem Verfall des Reichs der Avaren konnten sich die Morawer weiter ausbreiten und ein Königreich errichten, das unter dem Namen Großmähren weit mehr Länder als das heutige M. in sich begriff. Karl der Große überwand die Morawer und nöthigte ihren König Samoslaw, sich taufen zu lassen; doch wurde erst um 856 Cyrill (s. d.) der wahre Apostel der Mähren. Ludwig der Fromme legte dem König Megomir Tribut auf, und Ludwig der Deutsche machte den König Radislaw zum Gefangenen. Arnulf vergrößerte M. auf der einen Seite bis an die Oder und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; als sich aber Swjatopulk empörte, schlug er ihn mit Hülfe der Böhmen und Ungarn. So wurde das mährische Reich geschwächt, dann unter Swjatobog, Swjatopulk's Sohne, im J. 908 ganz aufgelöst und nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. Im J. 1056, wo es ungefähr den jetzigen Umfang hatte, kam es vollends an Böhmen, erhielt 1085 den Titel einer Markgrafschaft und wurde bis auf des Kaisers Matthias Zeiten von den böhm. Königen mehrmals ihren Söhnen und Anverwandten in Lehn gegeben. Vgl. Wolny's „Taschenbuch für die Geschichte M.'s und Schlesiens" (2 Bdchen, Brünn 1826—27).

Mährische Brüder, s. Böhmisches Brüder.

Mail (Angelo), ein neuerer ital. Literator, der sich namentlich durch Bekanntmachung einer großen Anzahl von Schriften des griech. und röm. Alterthums verdient gemacht hat, die er in Palimpsesten (s. d.) zuerst entdeckte und durch chemische Mittel lesbar machte, geb. in der Provinz Bergamo am 7. März 1781, lebte anfangs als Jesuit zurückgezogen im Venetianischen, bis er 1813 eine Anstellung als Aufseher bei der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand erhielt. Hierauf wurde er 1819 Custos der vaticanischen Bibliothek zu Rom, dann Bibliothekar, 1825 überzähliger apostolischer Protonotar, später Präfect der Congregation des Index und 1838 Cardinal. Zu seinen frühern Entdeckungen gehören die Bruchstücke der Reden Cicero's „pro Scauro, Tullio, Flacco" (Mail. 1814; Frankf. 1815, und mit Anmerk. von Cramer und Heinrich, Kiel 1816, 4.) und „in Clodium et Curionem" (Mail. 1814), die er später auch vereint herausgab (Mail. 1817); ferner einige „Reden" des Cornelius Fronto, mehre „Briefe" der Kaiser Marc Aurel und L. Verus und andere kleinere Überreste (Mail. 1815; 2. verm. Ausg., Rom 1823); die Bruchstücke von acht „Reden" des N. Aurel. Symmachus (Mail. 1815); Fragmente des Plautus, besonders aus der „Vidularia" desselben (Mail. 1815); die vollständige Rede des Isäus „Über die Erbschaft des Kleonymus" (Mail. 1815) und eine Rede des Themistius (Mail. 1816); sodann einige Bücher der „Röm. Alterthümer" des Dionysius von Halikarnas (Mail. 1816, 4.); ein „Itinerarium Alexandri" und die Schrift des Julius Valerius „Res gestae Alexandri" (Mail. 1817, 4., und Frankf. 1818); Bruchstücke des Eusebius und Philo (Mail. 1816) und des Eusebius „Chronicorum canonum libri duo" (Mail. 1818, 4.), die er zugleich mit Zohrab aus einer armen. Handschrift wieder herstellte. Diese und noch andere bis dahin ungedruckte Schriften theilte er aus der Ambrosianischen Bibliothek mit; hierauf setzte er seit 1819 seine palimpsestischen Studien zu Rom in der vaticanischen Bibliothek fort, deren schönste Frucht das Werk des Cicero „De republica" ist (Rom 1822). Außerdem verdanken wir ihm mehre Sammlungen von alten, noch unbekanntem Schriften, die allerdings der Zeit und dem Inhalte nach einen verschiedenen Werth behaupten, sowie eine Menge anderer literarischer Beiträge und Notizen, in den „Auctores classici e vatic. codd. editi" (5 Bde., Rom 1828—33), in der „Scriptorum veterum nova collectio e vatic. codd. edita" (8 Bde., Rom 1825—33, 4.) und in dem „Spicilegium rom." (10 Bde., Rom 1843).

Maiblume oder wohlriechende Maililie, auch Pauke oder Zäupchen in verschiedenen Gegenden Deutschlands genannt (*Convallaria majalis*), eine Pflanze aus der

Ordnung der Kiliengewächse des natürlichen Systems, wächst im ganzen nördlichen Europa und ist eine willkommene Verkünderin des Frühjahres, sowol wegen ihres freundlichen Ansehens und ihrer wohlriechenden Blüten, wie wegen der Möglichkeit von Ueberpflanzung in Gärten allgemein beliebt, aber beiweitem nicht von der medicinischen Wichtigkeit, die man ihr ehemals zuschrieb. Die rothen Beeren und die Wurzel sind wirkungslos; die trocknen Blüten verlieren zwar ihren Wohlgeruch, sind jedoch gepulvert ein starkes Niesmittel und kommen als solche zu manchen reizenden Pulvern. Der *Maiblumenessig* genießt in den Hausapotheken sehr mit Unrecht ein großes Ansehen als Mittel bei Dohnmachten und wird in der Hauptsache durch jeden scharfen Essig vertreten. — Die *Weißwurz* ist eine andere, in Gärten gewöhnliche Art von Maililie, die bei uns gleichfalls wildwachsend, durch übergeneigten Stengel und hängende cylindrische Blütenkronen kennbar, in Gärten oft angepflanzt vorkommt, aber durchaus keine medicinische Bedeutung hat.

Maier (Major) hieß im Mittelalter der Vorsteher von Gutsunterthanen, namentlich unfreien, und ist also gleichbedeutend mit Voigt; sodann bezeichnet es auch in manchen Gegenden eine besondere Art von Bauern, die kein volles Eigenthum an ihrem Gute haben.

Maifeld, s. *Märzfeld*.

Maikäfer, s. *Käfer*.

Mailand, ehemals ein selbständiges Herzogthum in Oberitalien und eines der schönsten, fruchtbarsten und cultivirtesten Länder Europas, wurde westlich von Piemont und Monterrat, südlich von Genua, östlich von Parma, Mantua und Venedig, nördlich von den vier ital. Vogteien der Schweiz und von Graubünden begrenzt. Der erste vom Kaiser Wenzel 1395 ernannte Herzog war Gian Galeazzo Visconti (s. d.), und das Herzogthum bestand damals aus den blühendsten lombard. Städten, in welchen die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigung der Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Als der Mannstamm der Visconti 1447 erlosch, gelang es, obschon Frankreich die nächsten Ansprüche auf M. hatte, doch dem Francesco Sforza (s. d.), dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti, 1450 das Land für sich und seine Familie zu erhalten. Doch seit 1499 fing Ludwig XII. von Frankreich wieder an, seine Ansprüche auf M. geltend zu machen, die sein Nachfolger Franz I. noch eifriger verfolgte, und so war das Land nun abwechselnd im Besitze Frankreichs und der Sforza, bis Franz I. im madriker Frieden von 1526 alle ital. Besitzungen aufgeben mußte. Als hierauf mit Francesco II. Sforza, der M. 1521 vom Kaiser Karl V. als Reichslehn erhalten hatte, 1535 der Sforza'sche Mannstamm ausstarb, gab Karl V. M. seinem Sohne Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es nun bis zum span. Erbfolgekrieg blieb, in Folge dessen es 1713 an Osterreich kam, worauf es nebst Mantua die öst. Lombardei bildete. In dem wiener Frieden von 1735 und in dem wormser Vertrage von 1743 wurden Stücke davon an Sardinien überlassen. Nachdem sich 1796 die Franzosen des Landes bemächtigt hatten, wurde es 1797 zur Cisalpinischen Republik, 1802 zur Italienischen Republik und 1805 zum Königreich geschlagen. Bei der Auflösung desselben im J. 1814 erhielt Sardinien den früher besessenen Antheil an M. (146 □M. mit 600000 E.) zurück; das Übrige vereinigte Osterreich unter dem Namen eines Gouvernements (395 □M. mit 2,570000 E.) mit dem neugebildeten Lombardisch-venetianischen Königreich.

Mailand (lat. Mediolanum, ital. Milano), die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Mailand, jetzt des Lombardisch-venetianischen Königreichs, eine der reichsten, prächtigsten und volkreichsten Städte Oberitaliens, mit 145000 E., hat ungeachtet aller durch Zeit, Kriege und andere feindliche Schicksale erlittenen Unfälle doch noch einen großen Theil ihres alten Glanzes gerettet. An ihr Alterthum erinnert freilich nur ein Nest von Thermen. Desto reicher ist sie an Denkmalen neuerer Zeit, darunter der berühmte Dom, von den Einwohnern das achte Wunder der Welt genannt, nach St. Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor gebaut, gewährt derselbe von innen und außen einen unbeschreiblichen Eindruck. Die ältesten Meister, welche an demselben seit 1386 arbeiteten, führten ihn im spätern goth. Stile auf; um die Mitte des 16. Jahrh. aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderseite mehr im antiken Geschmacke aus und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ mit

großen Kosten das halb fertige Gebäude fast bis zu seiner Vollendung fortführen; doch ist der Bau, den 1819 Kaiser Franz wieder aufnahm, noch immer nicht ganz vollendet. Wenn von außen der Glanz des Marmors, die goth. Verzierungen und die Fülle von 4000 Statuen den Beschauer überraschen, so wird er im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeiler stützt, von dem ehrwürdigen Hellbunkel der heiligen Räume lebendig ergriffen. Vgl. Franchetti, „Storia e descrizione del duomo di M.“ (Mail. 1821) und Rupp und Bramati, „Descrizione storico-critica del duomo di M.“ (Mail. 1823, 4., mit Kpf.). Alter als der Dom ist die Kirche San-Ambrogio, die im 4. Jahrh. auf den Ruinen eines Minerventempels erbaut wurde, aber, einige Alterthümer abgerechnet, nichts Sehenswerthes bietet. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen und geistlichen Gebäuden erwähnen wir noch das ehemalige Dominicanerlöster Sta-Maria delle Grazie, in dessen Refectorium sich das berühmte Frescogemälde des Leonardo da Vinci befindet, welches das Abendmahl Christi darstellt. Das ehemalige Jesuitencollegium, die Brera, ein prächtiges Gebäude, enthält mehre Stiftungen für Künste und Wissenschaften, namentlich eine schöne Gemäldegalerie, welche reich an Werken lombard. und bologneser Meister ist, eine Bibliothek, die manche Seltenheit, unter Anderm den Haller'schen Büchernachlaß, enthält, und eine Sternwarte. Berühmt ist die vom Cardinal Borromeo gestiftete Ambrosianische Bibliothek (s. d.). Ein geographisch-militairisches Institut wurde 1801 gestiftet und hat sich durch die Herausgabe eines Atlas des Adriatischen Meers und vieler anderer Karten einen hohen Ruf erworben. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten behauptet das große Hospital den ersten Rang sowol durch seine Bauart und Größe, wie wegen der Pflege, die den Kranken, deren es 4000 aufnehmen kann, zu Theil wird. Nächst dem Theater San-Carlo in Neapel ist das mailänd. della Scala eins der größten in Italien und vielleicht in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich vor allen andern durch Bequemlichkeit aus. Außerdem bestehen noch die Theater Re, della Canobiana, Carcano und Girolamo. M. hat eine große Anzahl Paläste und andere ansehnliche Gebäude; die Straßen aber sind weder sehr breit noch gerade. Ein Triumphbogen des franz. Heers wurde 1829 als Friedensbogen dem Kaiser geweiht. Außer dem schönen Corso, der Porta orientale, gewähren die öffentlichen Gärten herrliche Spaziergänge; doch sind sie bei weitem nicht so besucht wie der Corso, auf welchem des Abends die vornehme Welt sich einfindet. Bedeutend ist in M. der Handel mit Getreide, Reis, Seide und Käse; nicht minder wichtig sind die Fabriken und Manufacturen. Künste und Wissenschaften finden eifrige Verehrung; in den neuesten Zeiten hat sich namentlich die mailänd. Kupferstecherschule rühmlichst ausgezeichnet. Die Umgebungen der Stadt sind sehr fruchtbar; den fehlenden Fluß ersetzen zwei Kanäle, der Naviglio grande, welcher die Drona mit dem Ticino, und der Naviglio della Martisana, der dieselbe mit der Adda verbindet, sowie die lomb.-venetian. Eisenbahn. Den Horizont der Stadt gegen Norden begrenzen die Alpen der Schweiz. Vgl. Pirotta, „Nouvelle description de M.“ (Mail. 1819) und Carta, „Guide de la ville M.“ (Mail. 1830).

Mailáth (Joh., Graf), der bedeutendste unter den neuern ungar. Dichtern, auch als Geschichtsforscher rühmlichst bekannt, wurde aus einer altadeligen ungar. Familie zu Pesth am 5. Oct. 1786 geboren und ist das 14. Kind unter 18 Geschwistern. Sein Vater, **Joh., Graf M.**, war östr. Staats- und Conferenzminister und ließ ihm eine sehr sorgfältige Erziehung geben. Er studirte in Erlau Philosophie, in Raab die Rechte und trat dann in den Staatsdienst, den er aber nach zehn Jahren seiner geschwächten Augen wegen wieder verlassen mußte. Von dem Unglücke, am schwarzen Staar zu erblinden, wurde er durch eine mehr als zweijährige Behandlung des Augenarztes Beer geheilt. Während dieser Zeit, in welcher er weder lesen noch schreiben durfte, faßte er den Entschluß, sich ausschließlich der Literatur zu widmen. Einzelne poetische Versuche von ihm waren allerdings schon früher erschienen. Neben der Poesie wählte er nun die Geschichte, namentlich Ungarns, zu seiner Hauptbeschäftigung. Hierbei unterstützte ihn hauptsächlich sein außerordentliches Gedächtniß. Später wurde er wieder im Staatsdienste angestellt und ist gegenwärtig kaiserlicher Kämmerer. Hofrath der ungar. Hofkanzlei und judex curiae zu Pesth. Von seinen poetischen Arbeiten erwähnen wir den von ihm mit Köffinger herausgegebenen „Kolozaer Codex altdeutscher Gedichte“ (Pesth 1818); seine „Altdeutschen Gedichte“ (Stuttg.

1819), eine Auswahl der schönsten in dem zuvor erwähnten Coder enthaltenen Dichtungen in neudeutscher Übertragung; seine lyrischen „Gedichte“ (Wien 1824); seine „Magyarischen Sagen und Märchen und Erzählungen“ (Brünn 1825; 2. Aufl., 2 Bdchn., Stuttgart und Tüb. 1837); seine Übersetzung „Magyarischer Gedichte“ (Stuttg. 1825) und die gelungene Übertragung von „Himfy's (d. i. Alex. von Kisfaludy's) auserlesene Liebelieder“ (mit magyarischem Originaltext, Pesth 1829; 2. Aufl., ohne Originaltext, Pesth 1831); und von seinen historischen Werken die nach den Quellen bearbeitete „Geschichte der Magyaren“ (5 Bde., Wien 1828—31); die „Geschichte des östr. Kaiserstaats“ (Bd. 1—3, Hamb. 1834—42); „Der ungar. Reichstag im J. 1830“ (Pesth 1831); „Geschichte der Stadt Wien“ (Wien 1832); „Leben der Sophie Müller“ (Wien 1832) und „Das ungar. Urbarsialsystem“ (Pesth 1838). Auch lieferte er eine „Ungar. Sprachlehre“ (Pesth 1830; 3. Aufl., 1838) und eine „Mnemonik“ (Wien 1842) und gibt gegenwärtig das Taschenbuch „Iris“ (Jahrg. 1—6, Pesth 1839—44) heraus.

Maimbourg (Louis), franz. Kirchenhistoriker, geb. zu Nancy 1610, trat mit seinem 16. Jahre in den Jesuitenorden und vollendete seine Studien in Rom. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde ihm eine Professur in Rouen übertragen, die er aber niederlegte, als er sich später vorzugsweise dem Predigeramte widmete. Durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er die gallicanischen Neuerungen verteidigte, zog er sich den Unwillen des Papstes Innocenz XI. zu, der den Jesuitenorden veranlaßte, M. aus seiner Gemeinschaft auszuschließen. Dieses geschah im J. 1682. Ludwig XIV. entschädigte ihn indessen für diese Härte durch eine Pension. M. zog sich nun in die Einsamkeit der Abtei Saint-Victor zurück, wo er am 13. Aug. 1686 starb. Als Kanzelredner erregte er durch wirkliches Rednertalent, oft aber auch nur durch seine beißenden Ausfälle Aufsehen. Von seinen historischen Schriften verdienen seine Geschichten des Bittlesismus, des Lutheranismus, Calvinismus u. s. w. (14 Bde., Par. 1686—87 oder 26 Bde. in 12.) und sein berühmter „Traité historique sur les prérogatives et les pouvoirs de l'église de Rome et de ses évêques“ (Par. 1685, 4.; neueste Aufl., Nevers 1831) erwähnt zu werden.

Maimonides, eigentlich Moses Ben Maimon Ben Joseph, arab. Abu Amran Musa ibn Abdalla, aus einem angesehenen jüd. Geschlechte, geb. in Cordova am 30. März 1135, studierte die damalige Wissenschaft der Juden und der Araber und die griech. Philosophie, namentlich Aristoteles in arab. Übersetzungen, hörte arab. Philosophen und lernte die Heilkunde. Durch die Religionsverfolgungen der Almohaden gegen die Juden in Andalusien im J. 1148 aus seinen Studien gerissen und zur Verheimlichung des Judenthums genöthigt, wendete er sich endlich mit seinem Vater noch vor 1160 nach Fez, reiste später nach Jerusalem, wo er 1165 war, und nahm bald darauf seinen bleibenden Aufenthalt in Fostat, Kairo gegenüber. Hier verheirathet, lebte er anfangs vom Handel mit Edelsteinen; wurde aber sehr bald Leibarzt des Sultans von Aegypten und Oberhaupt der jüd. Gemeinde. Seine Kenntnisse als Arzt und als Philosoph, seine Gelehrsamkeit, sein edler Charakter und glänzender Geist, und vor Allem seine Werke verbreiteten seinen Ruf über das Abend- und Morgenland, unter Araber und Juden. Er starb am 13. Dec. 1204, und seine Leiche wurde nach Palästina gebracht. M., dessen Schriften schon bei seinem Leben übersetzt worden, hat als Theolog und Gesetzklehrer einen außerordentlichen Einfluß auf die ganze Entwicklung des Judenthums gehabt. Die neuen Bahnen, die er betreten, wurden ein Kampfplatz für Wissenschaft und Orthodorie, und schon im 13. Jahrh. lasen deutsche Theologen seine ins Lateinische übertragenen Bücher. Die vornehmsten Schriften des M. in arab. Sprache sind „Der Führer der Verirrten“ („More Nebochim“), eine philosophische Begründung des jüd. Gesetzes (deutsch, der dritte Theil von Scheyer, Frankf. 1838; der erste Theil von Fürstenthal, Krotoschin 1839); ein Compendium der Logik; ein Commentar der Mischnah; eine Erläuterung der 613 Mosaischen Gesetze; Gutachten und Sendschreiben; verschiedene Abhandlungen, z. B. über die Einheit Gottes, die Auferstehung u. s. w.; mehre medicinische und diätetische Schriften, namentlich ein Auszug aus Galenus. In reinem Hebräisch schrieb er „Mischne Thora“, später gewöhnlich „Das Werk“ oder „Sad Chafaka“ genannt, eine aus 982 Capiteln bestehende Systematik des talmudischen Judenthums und ein bis jetzt unübertroffenes Meisterwerk. Auch übertrug er Avicenna's Kanon

ins Hebräische. — Sein einziger Sohn, *Abraham*, geb. 1184, gest. 1254, der gleichfalls Leibarzt und Oberhaupt war, hat sich durch ein theologisches Werk „Das den Frommen Genügende“ bekannt gemacht.

Main, der kleinste unter den sechs Hauptflüssen Deutschlands, entsteht aus dem weißen und rothen Main, von denen der erstere auf dem Fichtelgebirge am östlichen Abhange des Ochsenkopfs, 3000 F. über dem Meere, etwas über eine halbe Meile südwestlich über Kulmbach bei Steinhausen, der letztere, welcher kleiner ist, auf dem Frankenjura bei Lindenhart oberhalb Kreußen im Baireuthischen entspringt. Beide vereinigen sich bei Burg-Kunstadt zum eigentlichen Main, der westwärts fließend zwischen Tashendorf und Baunach die Is, unterhalb Bamberg die Regnitz und einige andere Flüßchen, in Unterfranken die fränk. Saale, bei Wertheim in Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig, im Herzogthum Nassau bei Höchst die Nidda aufnimmt, und nachdem er Aschaffenburg und Frankfurt berührt hat, oberhalb Mainz in einer Breite von etwa 400 Schritt sich in den Rhein ergießt. In großen schlangenartigen Windungen sich langsam hinziehend, durchläuft er eine Strecke von 60 M.; sein Flußgebiet beträgt 730 □M. Nach Vereinigung mit der Regnitz wird er schiffbar; durch den Ludwigskanal (s. d.) ist er mittels der Altmühl mit der Donau in Verbindung gesetzt.

Maine, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der nordöstlichste von allen, ist im Norden von Canada, im Osten von Neubraunschweig, im Süden vom Meere, im Westen von Neuhamshire begrenzt und zählt auf einem Areal von 1500 □M. gegen 550000 E., worunter nur wenige Indianer und Farbige. Das Land ist gut bewässert, im Innern reich bewaldet, im Allgemeinen fruchtbar und an der Küste sehr fischreich; das Klima gesund, im Sommer heiß, im Winter sehr strenge. Die volkreichste Stadt ist Portland mit 15000 E. und einem guten Hafen. M. gehörte früher zu Massachusetts und trat erst 1820 als Staat der Union bei. Zum Congress sendet es zwei Senatoren und acht Repräsentanten.

Maine hieß sonst eine Provinz in Frankreich, die von Bretagne, Normandie, Anjou und Vendomais begrenzt wurde und ungefähr die jezigen Departements Sarthe und Mayenne umfaßte. Sie wurde seit 955 von erblichen Grafen regiert, kam um die Mitte des 11. Jahrh. an die Herzoge von der Normandie, zu Anfange des 12. Jahrh. an Anjou und mit diesem an England. Nachdem sie Philipp August von Frankreich 1204 den Engländern wieder abgenommen hatte, kam sie durch Ludwig den Heiligen 1246 an seinen Bruder Karl, der sie auf seine Nachkommen vererbte, und 1440 durch Karl VII. an das Haus Anjou, nach dessen Aussterben 1481 sie an die Krone Frankreich zurückfiel. Louis Auguste, der natürliche Sohn Ludwigs XIV., führte blos den Titel eines Herzogs von Maine (s. d.).

Maine (Louis Auguste de Bourbon, Herzog von), der natürliche Sohn Ludwigs XIV. von Frankreich und der Frau von Montespán (s. d.), wurde am 30. März 1670 zu Versailles geboren. Er erhielt mit seinem Bruder, dem Grafen von Toulouse, die Marquise von Maintenon (s. d.) zur Erzieherin und erwarb sich durch schnelle Entwicklung seiner Geistesanlagen die besondere Gunst des königlichen Vaters. Schon 1673 wurde er legitimirt, und 1682 erhielt er das Fürstenthum Dombes, später den Titel eines Herzogs von M. Im J. 1692 vermählte ihn Ludwig XIV. mit Anne Louise Bénédicte von Bourbon-Condé, der Enkelin des großen Condé. Auf Anliegen der Maintenon, die ihre Zöglinge sehr liebte, ertheilte der König 1694 seinen beiden Söhnen von der Montespan den Rang unmittelbar hinter den Prinzen von Gebüt, und 1714 erklärte er dieselben sogar thronfähig, im Fall das rechtmäßige Bourbonengeschlecht aussterben würde. Überdies sollte der Herzog von M. nach den Testamentsbestimmungen des Königs die Erziehung des jungen Ludwigs XV. leiten, die Haustruppen befehligen und eine Stelle im Regentschaftsrathe einnehmen. Diese Anordnungen hatte die Maintenon im Verein mit dem ihr ganz ergebenen Herzog von M. für gut befunden, um dem Herzog Philipp von Orleans (s. d.), dem künftigen Regenten, so viel als möglich an Macht zu entziehen. Der Regent unterdrückte nach Ludwigs XIV. Tode sogleich diese Bestimmungen und hob 1717 auch jenes Edict auf, welches die Kinder der Montespan erbfähig und zu Prinzen von Gebüt erklärte. Aus Verdruß darüber ließ sich der Herzog von M. mit seiner Gemahlin in die von dem span. Minister Albe-

roni (s. d.) angezettelten Intriguen gegen den Regenten verwickeln. Namentlich trat die Herzogin mit den Jesuiten und der frühern Hofpartei in eine Verschwörung zusammen, welche der span. Gesandte, Prinz von Cellamare, leitete. Man wollte den Herzog von Orleans aufheben, sich des Königs bemächtigen und die Reichsstände zusammenschreiben, um eine neue Regentschaft zu Gunsten Philipp's V. von Spanien, des Enkels Ludwig's XIV., einzusetzen. Der Minister Dubois entdeckte jedoch im Dec. 1718 das Complot. Der Herzog von M., dem es zwar nicht an Geist, aber an jeder Eigenschaft für eine politische Rolle fehlte, wurde auf das Schloß Dourlans, seine Gemahlin aber nach Dijon, sodann nach Chalons geführt. Der Herzog selbst konnte nicht überführt werden und erhielt nach einjähriger Gefangenschaft seine Freiheit; die Herzogin jedoch gestand bald darauf den ganzen Zusammenhang der Intrigue und wurde nach Sceaux verwiesen. Hier lebten fortan Beide vom Hofe entfernt und umgeben von einer Gesellschaft geistreicher Männer und Frauen. Der Herzog starb am 14. Mai 1736; seine Gemahlin erst 1753. Sie hinterließen zwei Söhne, mit denen das Haus Maine wieder erlosch: Louis Auguste de Bourbon, Prinz von Dombes, geb. 1700, gest. 1755, und Louis Charles de Bourbon, geb. 1701, gest. 1755.

Mainotten heißen die Bewohner des Gebirgsbezirks Maina, der die gebirgige, von Pentadaktylon oder Taygetusgebirge (jetzt Eliasberg) gebildete Halbinsel zwischen den Meerbusen von Kolokythia und Koron im südlichen Morea begreift und jetzt zur Provinz Lakonien im Königreich Griechenland gehört. Sie sind öfter für Nachkommen der alten Spartaner, in deren Lande sie wohnen, gehalten worden; nach den neuesten Forschungen aber ist es wahrscheinlicher, daß sie zum größten Theil von Slawen, die sich mit den griech. Ureinwohnern zur Zeit der großen slaw. Wanderung in die türkische Halbinsel mischten, abstammen. Ihre Anzahl beträgt gegen 60000. Sie sind wild, kühn, abergläubig, freizeitliebend, blutdürstig und räuberisch, treiben Ackerbau, Viehzucht, Olbau, Spinnerei und Weberei, halten die Gastfreundschaft heilig, sind einfach, mäßig und streng in ihren Sitten und bekennen sich zur griech. Kirche. Zur Zeit der türk. Herrschaft wußten sie, von der Natur ihres hochgebirgigen Landes trefflich geschützt, ihre factische Unabhängigkeit zu bewahren, indem die Türken bloß die nominelle Oberherrschaft führten und nur einen unbedeutenden Tribut erhielten. Sie standen unter erblichen, in festen Thürmen oder Burgen hausenden Häuptlingen, welche unter dem Namen Zapitaden in den einzelnen Ortschaften herrschten; diese bildeten acht Bezirke, die unter acht erblichen Stammeshäuptlingen oder Kapitany's (s. d.) standen, und diese wurden von einem Bei regiert. Wie mit den Türken, so waren die einzelnen Häuptlinge unter sich in einem immerwährenden Kriege begriffen, zu dem die im Lande herrschende Blutrache unaufhörlich Veranlassung gab, und der nur dann eine Unterbrechung erlitt, wenn es eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen die Türken galt. Nach der Katastrophe des Hauses ihres letzten Bei, Pietro Mauro michali (s. d.), wurde ihre Selbständigkeit erschüttert. Vergebens empörten sie sich 1834 gegen die Regentschaft; sie mußten, durch die bair. Truppen besiegt, zum Theil ihre Waffen niederlegen und ihre festen Thürme wurden gebrochen. Zwar haben sie seitdem fast bei allen politischen Stürmen, welche das Königreich Griechenland bewegten, sich geregt, allein niemals gelang es ihnen, ihre alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und selbst der so verhassten Conscription mußten sie sich unterwerfen.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise von), die Geliebte und später die heimliche Gemahlin Ludwig's XIV. (s. d.), stammte aus einer protestantischen Adelsfamilie und wurde am 27. Nov. 1635 im Gefängnisse zu Niort geboren, wo ihr Vater, ein Abenteurer, eingeschlossen saß. Ihre Altern führten sie im Alter von drei Jahren mit nach Amerika. Nach dem Tode des Vaters lehrte die elfjährige Tochter mit der Mutter nach Frankreich zurück. Da Letztere ebenfalls starb, kam das Mädchen zu einer Tante, Namens de Villette, die sie mit großer Härte behandelte und in der reformirten Religion erzog. Im Alter von 16 Jahren machte sie zu Paris die Bekanntschaft des Dichters Scarron (s. d.), der ihr, angezogen von ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihrer hilflosen Lage, freistellte, ob sie von ihm die Summe zum Eintritt in ein Kloster oder seine Hand annehmen wollte. Obgleich Scarron gelähmt und misgestaltet war, so wählte sie doch das Letztere und lebte nun in der glänzenden, geistreichen Gesellschaft, die sich in dem Hause des Dichters vereinigte. Als

Scarron 1680 starb, gerieth sie bald in die drückendste Noth, bewahrte jedoch mit Klugheit ihren guten Ruf, obschon sie als sehr genaue Freundin der Ninon de Lenclôs (s. d.) galt. Sie stand im Begriff, als Erzieherin nach Portugal zu gehen, als sie durch Frau von Montespán (s. d.), die damals noch nicht die Geliebte des Königs war, eine Pension vom Hofe erhielt. Vier Jahre später wurde sie die Erzieherin der beiden Söhne, welche die Montespán Ludwig XIV. gebar. In dieser Stellung lernte sie der König kennen, auf den ihre gesuchte Strenge und ihre Zurückhaltung anfangs einen ungünstigen Eindruck machten. Doch war Ludwig mit ihren Leistungen so zufrieden, daß er ihr 100000 Livres schenkte, für welche sie das Gut Maintenon kaufte, dessen Namen sie auch annahm. Durch kluges Betragen wußte sie indessen allmählig das Herz des Königs zu erobern und ihre Wohlthäterin aus dessen Gunst zu verdrängen. Sie bildete den hochmüthigen, wollüstigen Monarchen zum Frömmeler und erlangte so große Gewalt über ihn, daß er um 1685 sogar in eine heimliche Vermählung mit ihr willigte. Obschon sie vorgab, sich nicht in die Politik mischen zu wollen, begann doch hiermit ihr mächtiger und unseliger Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Im Bunde mit der Hofgeistlichkeit unterstützte sie die Verfolgung und gewaltsame Befehring der Hugonotten (s. d.) und betrieb sie die Aufhebung des Edicts von Nantes. Ihre Creaturen wurden Minister und Generale, oder erhielten Pensionen, die den Schatz bedrückten. Die Hofleute und Beamten verwandelten sich in heuchlerische Frömmeler, um die Gunst der mächtigen Frau zu erlangen. Umgeben von Glanz und Glück, wie eine Königin geehrt, fühlte sie sich dennoch sehr unglücklich und sehnte sich aus den vergoldeten Sälen zu Versailles in die Dürftigkeit zurück. Es fiel ihr ebenso schwer, den alten, mürrischen, vom Unglück gebeugten König zu erheitern, wie den Haß zu ertragen, den das Volk nicht mit Unrecht auf sie warf. Als Ludwig 1715 starb, zog sie sich in die Abtei Saint-Cyr zurück, die auf ihren Wunsch 30 Jahre vorher in ein Fräuleinstift war verwandelt worden. Hier starb sie am 15. Apr. 1719. Sie empfing bis zu ihrem Ende die Ehren einer Königs Wittve, wiewol sie nie Anspruch erhob, noch über ihre Vermählung eine Erklärung gab. Ihre „Mémoires“ (6 Bde., Amst. 1755) sind ein Nachwerk Beaumelle's. Derselbe gab auch ihre gesammelten Briefe (9 Bde., Amst. 1756 und öft.; beste Ausg., 3 Bde., Par. 1815) heraus, die vom Geiste und von der Bildung der Verfasserin zeugen und bei aller Zurückhaltung für die Geschichte der Zeit wichtig sind. Ferner erschienen „Lettres inédites de Mad. de M. et de la princesse des Ursins“ (4 Bde., Par. 1814 und 1826). Vgl. Caraccioli's „Vie de Mad. de M.“ (Par. 1786) und der Frau von Genlis „Histoire de Mad. de M.“ (2 Bde., Par. 1806; deutsch, Lpz. 1807).

Mainz, das ehemalige Erzstift im Niederrheinischen Kreise, dessen Erzbischof der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des Reichs Erzkanzler in Deutschland war (s. Kurfürsten), umfaßte bis zur Zeit des Luneviller Friedens ein Areal von 150 QM. mit ungefähr 209000 E. Die kurmainz. Länder lagen auf dem rechten und linken Rheinufer und in den Maingegenden zerstreut; namentlich gehörten dazu Erfurt (s. d.) und das Eichsfeld (s. d.). Durch den Frieden zu Luneville von 1801 wurde die Stadt Mainz (s. d.) nebst dem auf dem linken Rheinufer gelegenen Theile des Landes an Frankreich überlassen. Der Reichsdeputationshauptschluß entschädigte 1803 den Kurfürsten, der Erfurt an Preußen abtreten mußte, durch das Fürstenthum Regensburg und die Grafschaft Weglar, worauf der Kurfürst Regensburg zu seiner Residenz machte und den Titel Reichserzkanzler annahm. Gestiftet wurde das Erzbisthum unter Bonifacius um 750; der Ursprung der Kurfürstenwürde wird in das J. 996 gesetzt. Unter den Erzbischöfen und Kurfürsten waren die ausgezeichnetsten *Herabanus Maurus* (s. d.), gest. 856; *Hatto I.* (s. d.), zur Zeit Ludwig des Kindes und *Konrad's I.*, und *Hatto II.* (s. d.), von dem der Mäusesturm herrühren soll, gest. 970; *Willigis*, gest. 1011, der vom Papst das Vorrecht erhielt, den deutschen König zu krönen und auf allen deutschen und franz. Concilien zu präsidiren; *Siegfried II.*, als Feind Kaiser Friedrich's II. berüchtigt; *Albrecht von Brandenburg* (s. d.), zur Zeit der Reformation, und *Joh. Phil. von Schönborn*, gleich einsichtig als Fürst wie als Staatsmann, geb. 1605, gest. 1673, der mit Eifer den Wohlstand seines Landes förderte, Mainz befestigte und verschönerte und Erfurt seiner Botmäßigkeit 1667 unterwarf. Der letzte Kurfürst war *Friedr. Karl von Erthal*, der 1802 starb. Ihm folgte als Reichserz-

kaiser der bisherige Coadjutor Karl Theod. von Dalberg (f. d.), der 1806 souveräner Fürst Primas des Rheinbundes, später Großherzog von Frankfurt wurde, 1813 aber auf alle seine Besitzungen als Landesherren verzichten mußte.

Mainz (Moguntia oder Moguntiacum), die alte Residenz der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich hess. Rheinprovinz und eine deutsche Bundesfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Rhein, da, wo er den Main aufgenommen hat, am Abhang eines Hügel. Eine auf 49 Pontons ruhende Brücke, unterhalb welcher sich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den Rheinstrom nach dem Städtchen Castel (f. d.), welches zu dem weitläufigen Befestigungssysteme der Stadt gehört. M. ist in neuerer Zeit zu einem der festesten Plätze gemacht worden und die stärkste unter den deutschen Bundesfestungen. Der Umfang der Festungswerke, welche schon vor der Abtretung an Frankreich bedeutend erweitert worden waren, beträgt mit Einschluß der seit 1826 angelegten Weisenauer Schanze, die kleinen Feldschanzen ungerchnet, 2½ Stunde. Sie bestehen aus elf ganzen und zwei halben Bastionen, zu denen von der Südseite noch ein Kronenwerk kommt. Inmitten derselben liegt südlich die Citadelle, ein bastionirtes Viereck, das nach dem Flusse zu noch besonders durch eine Mauer und ein casemattirtes Werk zur Bestreichung des Rhein vertheidigt wird. Um die Citadelle im weitem Kreise zieht sich ein aus sieben detachirten Forts, unter denen besonders der Hauptstein, ein vor allen übrigen vorspringendes Werk mit herrlicher Aussicht, merkwürdig ist, und aus einer dicht vor den Hauptwerken liegenden tenaillirten Enveloppe bestehender Gürtel, der von drei Seiten her unter Wasser gesetzt werden kann, und als erste Vertheidigungslinie liegen acht detachirte Forts vor dem Walle, von denen zwei miteinander und mit der Josephsschanze durch eine Courtine verbunden sind. Das mit der Stadt als Außenwerk, besonders zur Deckung der Schiffbrücke, verbundene Castel hat gleichfalls ausgedehnte und mit besonderer Kunst angelegte Festungswerke, die aus den vier Forts Castel, Mars, Montebello und dem Petersauer bestehen. Auch hat man in neuester Zeit zur Verstärkung des rechten Mainufers Forts auf der Mainspitze und auf der ehemaligen Gustavsburg angelegt. Die Stadt, eine der ältesten Städte in Deutschland, ist im Geschmacke des Mittelalters gebaut, und hat, außer einzelnen schönen Privatgebäuden, wenig ansehnliche Häuser und meist enge, winklige und schmutzige Straßen. Nur die drei Weichen und die Thiermarktsstraße sind schön zu nennen. Von den 27 öffentlichen Plätzen sind der Gutenbergplatz, mit der 1837 errichteten Standsäule Gutenberg's, und der mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schlosse die schönsten. Unter den elf Kirchen zeichnen sich aus die schöne Ignatiuskirche, deren Decke mit trefflichen Gemälden, welche Begebenheiten aus dem Leben des heil. Ignatius darstellen, geziert ist, und die Domkirche, 356 F. lang, 140 F. breit, mit einem 390 F. hohen Hauptthurme und sechs kleinen Thürmen, und im Innern mit 14 Altären und 20 Nebenkapellen, worunter eine unterirdische. Die Domkirche litt besonders durch die Belagerung im J. 1793; von ihrem ehemaligen großen Schätze und ihrer beträchtlichen Bibliothek ist nichts mehr übrig, und selbst viele von den zum Theil sehr merkwürdigen Grabmälern sind zerstört. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das deutsche Ordenshaus, worin Napoleon residirte, wenn er nach M. kam, und das neben diesem stehende schöne, große und massive Zeughaus, die der Stadt von der Rheinseite her ein imposantes Ansehen geben. Die ehemaligen kurfürstlichen Schösser, die Favorite und die Martinsburg, welche beide zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt gehörten, sind abgebrochen. Zu den Merkwürdigkeiten aus röm. Zeit gehören auch der sogenannte Eichelstein, auf einer Bastion der Citadelle, eine Steinmasse, die man für ein Denkmal des röm. Feldherrn Drusus hält, und die in 59 Pfeilern bestehende Reste einer Wasserleitung nebst 18 Pfeilern einer Brücke, unweit des Dorfes Zahlbach, die man gleichfalls von Drusus erbaut glaubt. Mit dem Dorfe Zahlbach und mit Einschluß der gegen 10000 M. starken Besatzung hat die Stadt 40000 E., ein Gymnasium, welches an die Stelle der ehemaligen Universität getreten ist, ein Priesterseminar und eine Realschule. In dem Bibliothekgebäude sind vereinigt ein Münzcabinet, ein Naturalien cabinet, eine Sammlung physikalischer und mechanischer Instrumente, eine Bibergalerie, die Stadtbibliothek, welche 90000 Bände zählt, und das Museum röm.

Denkmäler, die in der Nähe von M. gefunden worden sind. Zur Beförderung des Handels ließ Napoleon einen Freihafen anlegen, in dem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuren Kosten durch einen festen Steindamm erhöhte und zur Anlandung der Schiffe einrichtete. Seitdem besaß M. ansehnliche Schifffahrt und trieb mit Holz und Wein besonders nach den Niederlanden und dem nördlichen Deutschland lebhaften Expeditionshandel. Da der letztere dem neuen Hafen von Bibrich und Frankfurt gegenüber in neuester Zeit sichtbar in Verfall gerieth, so beschloß die hess. Regierung 1845 den Bau einer Mainz-Ludwigshafner Eisenbahn, welche durch die Concession der Speyer-Lauterburger Bahn einerseits mit Strasburg und der Schweiz, andererseits mit Metz und Paris in Verbindung treten soll, und die Errichtung einer wohlorganisirten Dampfschleppschifffahrt, indem sie zugleich den mainzer Handel von einer Menge Hemmnisse und Beschränkungen befreite, um mit der manheim-holländ. und biberich-holländ. Schleppschifffahrt concurriren zu können. An Industriegegenständen liefert Mainz Glas- und Wachsperlen, Leder, Hüte, Seife, Fischleim, Taback, Weinessig, Kutschen, physikalische und musikalische Instrumente und überhaupt Kunstschülerarbeiten.

Wo jetzt M. liegt, legte im J. 13 v. Chr. Drusus ein Castell, genannt Magontiacum, an, in dessen Nähe nachmals eine Stadt entstand, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erstreckte. Im J. 406 wurde dieselbe von den Vandalen völlig zerstört und blieb mehre Jahrhunderte in Trümmern, bis der fränk. König Dagobert um 612 sie wieder aufbaute und bis zum Rhein ausdehnte. Den eigentlichen Grund zu ihrem raschen Emporblühen legte aber Karl der Große durch neue Bauten und Bewilligung von Freiheiten und Bonifacius durch Gründung des dasigen Erzbisthums. In der Mitte des 13. Jahrh. stellte sie sich an die Spitze des rhein. Städtebundes. Durch Gutenberg wurde sie die Wiege der Buchdruckerkunst. In dem Streite zwischen dem abgesetzten Kurfürsten Diether von Isenburg und seinem Nebenbuhler Adolf von Nassau kam sie durch Eroberung des Legtern an das Erzstift, welchem der Kaiser Maximilian sie 1486 förmlich einverleibte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie 1631 von dem Könige von Schweden, der die Gustavsburg anlegte, 1635 von den Kaiserlichen und 1644 von den Franzosen erobert. In dem westfälischen Frieden zurückgegeben, wurde sie trotz der unter dem Kurfürsten Johann Philipp durch den Italiener Spalla angelegten neuen Befestigungen 1688 wiederum von den Franzosen eingenommen, von den Sachsen und Baiern jedoch ihnen 1689 wieder entziffen. Am 14. Oct. 1792 fiel sie durch Verrath und Feigheit in die Hände des franz. Generals Custine, doch wurde sie am 22. Juli 1793 wieder von den Preußen unter Kalkreuth genommen. Von den Franzosen 1794 von neuem eingeschlossen, wurde sie 1795 durch den östr. Feldmarschall Clerfait befreit, der am 29. Oct. unvermerkt der Festung sich näherte, über den Rhein ging, die franz. Verschanzungen überfiel und die Stadt nebst allem Geschütz mit Sturm eroberte. Im Frieden zu Luneville kam sie 1801 an Frankreich. Durch den wien. Congreß wurde sie 1814 dem Großherzoge von Hessen zugesprochen, jedoch unter der Bedingung, daß sie in militairischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibe und von östr., preuß. und hess. Truppen gemeinschaftlich besetzt werde. Östreich und Preußen ernennen abwechselnd von fünf zu fünf Jahren die Stelle des Gouverneurs, Vicegouverneurs und Festungscommandanten in der Art, daß, wenn Östreich die beiden erstern, Preußen den letztern ernennt, und so umgekehrt. Die Artilleriedirection hat Östreich, die Geniedirection Preußen. In Folge der Karlsbader Beschlüsse versammelte sich in M. 1819 die Centraluntersuchungscommission zur Ermittlung revolutionairer Umtriebe (s. d.), die am 20. Sept. 1828 ohne ein eigentliches Ergebniß ihrer Bemühungen geschlossen wurde. Vgl. Werner, „Der Dom von M. und seine Denkmäler, nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Geschichte ihrer Erzbischöfe bis zur Translation des bischöflichen Sitzes nach Regensburg“ (2 Bde., Mainz 1827—29); „M. und seine Umgebungen“ (Darmst. 1843); Schaab, „Geschichte der Stadt M.“ (2 Bde., Mainz 1841—44) und Desselben „Geschichte der Bundesfestung M., historisch und militairisch bearbeitet“ (Mainz 1835).

Maire heißt in Frankreich der Vorsteher jedes Gemeindebezirks. Das Wort ist dem german. Maier, und dieses anscheinend dem lat. Major entsprungen. Schon in der alten Gemeindeverfassung Frankreichs, von welcher beim Ausbruche der Revolution noch einige

Spuren vorhanden waren, gab es *Maires*. Ein von der Nationalversammlung berathenes Gesetz vom 14. Dec. 1789 regelte das Gemeinwesen aufs neue und bestellte in jeder Gemeinde einen *Maire*, der, wie die übrigen Gemeindebeamten, von den Bürgern gewählt wurde. Seine Stellung entsprach dem deutschen Bürgermeister und dem engl. Mayor. Durch die Constitution von 1793 aber wurden die Gemeinden eines Cantons in eine einzige Municipalität vereinigt, deren Vorsteher den Namen Präsident empfing. Die Constitution von 1799 stellte die Verwaltung in jeder Gemeinde wieder her, sprach aber die Ernennung des *Maire* der Regierung zu. Obschon ein Gesetz vom 21. März 1831 und mehre spätere Verordnungen einige Abänderungen trafen und die Gemeindeverfassung vervollständigten, so ist doch jene dem ministeriellen Einflusse sehr günstige Organisation des Gemeinwesens geblieben. Der von der Gemeinde gewählte *Maire* wird vom Könige, und in den Gemeinden, die unter 2000 E. zählen, vom Präfecten des Departements im Namen des Königs bestätigt. In Paris hat ausnahmsweise jeder der zwölf Stadtbezirke einen *Maire*; das Ganze leiten der Polizeipräfect und der Präfect des Seinedepartements. Das Amt des *Maire* umfaßt sehr verschiedene Zweige. Er ist zuvörderst Richter oder auch öffentlicher Ankläger in Polizeisachen. Als Regierungsbeamter theilt er die Gesetze, Verordnungen und Bescheide mit, verwaltet die Civilregister, übt die Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei und vertritt überhaupt das Gesetz und den König. Auch kann er nach Gutdünken die bewaffnete Macht zur Herstellung der Ruhe anrufen. Seine eigenen Anordnungen haben indessen nur provisorische Geltung und bedürfen der Bestätigung der Oberbehörde. Dagegen ist aber auch der *Maire* Gemeindebeamter. Er vertritt die Interessen derselben oder Einzelner dem Staate gegenüber, verwendet die vom Gemeinderath bewilligten Gelder und legt darüber Rechnung ab, verwaltet das Communalvermögen, leitet die Gemeindebauten und ist der Beschützer und Rathgeber des einzelnen Bürgers nach allen Seiten hin. Je nach der Volksanzahl der Gemeinde hat der *Maire* einen oder mehre Adjuncte (*Adjoints*), die ihn auch vertreten können. Dieselben werden ebenfalls von der Gemeinde gewählt und von dem Könige oder dem Präfecten bestätigt. Der Präfect besitzt zwar das Recht, den *Maire* von seinem Amte vorläufig zu entbinden, die Absetzung desselben kann jedoch nur der Minister im Namen des Königs verfügen.

Mais, Welschkorn, Türkischer Weizen oder Kukuruz, ist eine Getreideart, die ursprünglich aus Amerika stammt, jedoch auch in Italien, Frankreich, Ungarn, Kroatien und in dem südlichen Deutschland im Großen angebaut wird. Schon Plinius gedenkt des *Mais*. In Italien wurde er 1590 bekannt und seit 1610 ein Handelsartikel. Man hat eine Menge Spielarten. Für Deutschland sind zum Anbau am geeignetsten der kleine weiße und der kleine gelbe *Mais*, da sie selbst bei ungünstiger Witterung zur Reife kommen. Der *Mais* gewährt in allen seinen Theilen großen Nutzen. Die Körner geben eine schmackhafte Grütze und ein vortreffliches Mehl zu allerhand Backwerk, in Italien namentlich zu *Macaroni* (s. d.) und *Polenta* (s. d.); zu Brot aber ist das *Maismehl* seiner eigenthümlichen Süßigkeit halber nicht geeignet. Auch bereitet man daraus Bier und Essig. Übrigens sind die reifen Körner und unreifen milchigen Kolben geröstet, gebraten und warm gegessen sehr schmackhaft. Die Pflanzen enthalten zur Blütezeit eine große Menge süßen, zur Syrup- und Zuckerbereitung tauglichen Saftes, wozu sie auch mit dem günstigsten Erfolg benutzt werden. Allen Hausthieren gewähren die Körner ein angenehmes gedeihliches Futter, was auch von der *Maispflanze* als Grünfutter und von den getrockneten Blättern gilt. Die *Maisstengel* lassen sich zum Dachdecken und als Brennmaterial verwenden, und die Stengel werden zum Korbflechten benutzt. Die Fasern der Stengel, sowie die Blätter geben ein haltbares Gespinnst, und die innersten Blätter, welche die Kolben umgeben, sind elastisch und lassen sich zum Auspolstern von Sesseln, Sätteln und zur Anfertigung guter, dauerhafter Matragen verwenden, welche letztere in Paris und Strassburg zu einträglichen Handelsartikeln gehören. Zum Ausbringen der Körner aus den Kolben bedient man sich gegenwärtig der *Maisentkörnungsmaschinen*, unter denen die amerikanische und die Seidl'sche *Maisdreschmaschine* die vorzüglichsten sind.

Maische, s. Branntweinbrennerei.

Maison (Nicolas Jos., Marquis), Marschall von Frankreich, geb. zu Epinay bei

Saint-Denis am 19. Dec. 1770, war der Sohn eines armen Tagelöhners. Er trat 1792 in die Armee, wohnte bereits als Hauptmann der Schlacht bei Jemappes bei, mußte aber ungeachtet seiner Tapferkeit 1793 als Verdächtiger austreten. Bald kehrte er indes zur Nordarmee zurück, wurde in der Schlacht bei Fleurus tödtlich verwundet und kämpfte 1795 und 1796 in der Maas- und Sambreamee. Von Jourdan zum Bataillonschef ernannt, focht er hierauf unter Bernadotte in Franken und ging dann zur Armee nach Italien, wo er sich bis zum Frieden von Campo Formio vielfach auszeichnete. Im J. 1799 wurde er Generaladjutant des Kriegsministers Bernadotte, der ihm eine wichtige Sendung zur Rheinarmee anvertraute. Im folgenden Jahre kämpfte er in Holland, wo er wieder tödtlich verwundet wurde, und erhielt nach dem Frieden von Amiens das Commando im Departement Tanaro. Als Bernadotte 1805 Hannover besetzte, begleitete er diesen und zeichnete sich dann in der Schlacht von Austerlitz aus, wo er die russ. Garben zurückwarf. Im preuss. Feldzuge von 1806 befehligte er als Brigadegeneral; er verfolgte nach der Schlacht von Jena Blücher bis vor die Thore Lübeds und wurde Gouverneur dieser Stadt, 1807 aber Generalstabschef bei seinem Armeecorps. Unter dem Befehl des Marschalls Victor kämpfte er 1808 in Spanien; er trug am 10. Nov. zum Siege bei Espinosa de los Monteros bei, mußte jedoch, vor Madrid schwer verwundet, nach Frankreich zurückkehren. Mit Bernadotte drang er 1809 in Holland vor und befehligte in Bergen op Zoom, darauf in Rotterdam, zuletzt im Lager bei Utrecht. Im russ. Feldzuge von 1812 erhob ihn Napoleon nach dem Gefecht bei Polotsk zum Divisionsgeneral und auf dem Rückzuge nach der Berezina auf dem Schlachtfelde zum Baron. An Dubinot's Stelle erhielt er hierauf den Oberbefehl über das zweite Armeecorps, an dessen Spitze er den Rückzug der Heeresströme nach der Weichsel deckte. Im Feldzuge von 1813 stand er im fünften Armeecorps unter Lauriston, bemächtigte sich der Stadt Halle, besetzte am Tage der Schlacht von Lützen Leipzig und half den Sieg bei Bautzen erringen. In der Schlacht von Leipzig wurde er, stark verwundet, außer Gefecht gesetzt. Am 22. Dec. 1813 ernannte ihn Napoleon zum Grafen und Oberbefehlshaber der Nordarmee, welche die Linie des Rhein vertheidigen sollte. M. zeigte in diesem Feldzuge großes militairisches Talent; seine Armee, mit der er der feindlichen Übermacht die Spitze bieten wollte, war anfangs 6000, später 14000 M. stark. Auf die Linie der Schelde zurückgedrängt, concentrirte er seine Kräfte zu Brüssel und schlug den General Thielmann noch am Tage der Übergabe von Paris bei Courtray. Als er die Abdankung Napoleon's erfuhr, schloß er am 7. Apr. 1814 einen Waffenstillstand und unterwarf sich Ludwig XVIII., der ihn zum Pair und im März 1815 zum Gouverneur der Hauptstadt ernannte. Als solcher führte er unter dem Herzog von Berri den Befehl über das bei Paris versammelte Truppencorps. Als jedoch bei der Ankunft Napoleon's das ganze Offiziercorps überging, ergriff M. die Flucht und begab sich nach Gent zum Könige, der ihn nach der zweiten Restauration zum Gouverneur der ersten Militairdivision ernannte. Weil er sich als Mitglied des Kriegsgerichts, welches das Loos des Marschalls Ney entscheiden sollte, incompetent erklärte, fiel er in Ungnade und wurde zur achten Militairdivision versetzt. Dessenungeachtet erhob ihn der König 1817 zum Marquis. Im J. 1828 erhielt er den Oberbefehl über die Expedition nach Morea. Er schiffte sich am 14. Aug. mit 14000 M. zu Toulouse ein, landete auf der Halbinsel und zwang Ibrahim Pascha durch eine Convention vom 7. Sept. zur Einschiffung, worauf er Navarin, Modon, Koron und Patras ohne großen Widerstand nahm und die Halbinsel in Vertheidigungszustand zu setzen suchte. Nachdem er von seinem Hofe den Marschallstab und den Befehl zur Rückkehr erhalten, traf er im Mai 1829 in Frankreich ein. Als ein fester Vertheidiger der constitutionellen Rechte erklärte er sich in der Revolution von 1830 für die Dynastie Orleans, erhielt den Auftrag, Karl X. nach Cherbourg zu begleiten, und übernahm am 2. Nov. auf einige Wochen das Ministerium des Auswärtigen. Hierauf ging er als Gesandter nach Wien und 1833 in gleicher Eigenschaft nach Petersburg. Am 30. Apr. 1835 erhielt er das Kriegsministerium, das er bis zum 19. Sept. 1836 verwaltete. Seitdem zog er sich gänzlich von den öffentlichen Geschäften zurück und starb zu Paris plötzlich am 13. Febr. 1840.

Maistre (Jos., Comte de), einer der geistreichsten Vertreter der absoluten Staatsphilosophie in Frankreich, geb. zu Chambéry am 1. Apr. 1755, war seit 1787 piemontes.

Senator, wanderte aber aus, als Savoyen 1792 von den Franzosen in Besitz genommen wurde. Später folgte er seinem Könige nach Sardinien und wurde 1803 Gesandter in Petersburg. Wegen seines innigen Zusammenhanges mit den Jesuiten mußte er 1817 diese Stellung aufgeben und übernahm dann das Ministerium in Turin, wo er am 25. Febr. 1821 starb. Als Schriftsteller trat er mit den zuerst anonym erschienenen „*Considérations sur la France*“ (Par. 1796 u. öft.) auf, in denen er den Sturm der Revolution als ein nothwendiges Gottesgericht betrachtete. Seine strenge Lehre vom theokratischen Despotismus entwickelte er in seinem „*Essai sur le principe générateur des constitutions politiques*“ (Petersb. 1810; neue Ausg., Par. 1814), und vorzüglich in seiner berühmtesten Schrift „*Du pape*“ (2 Bde., Lyon 1820 und öft.). Noch erwähnen wir von ihm „*Les soirées de St.-Petersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la providence*“ (2 Bde., Par. 1822), „*De l'église gallicane*“ (Par. 1821) und sein nachgelassenes „*Examen critique de la philosophie de Bacon*“ (2 Bde., Par. 1831). Er ging sowol in seinen theologischen, wie in seinen politischen Ansichten von der Erbsünde aus, deren Expiation die Lebensaufgabe des Menschen sei, und hieraus folgerte er, daß die Regierungen, welche den Menschen zur Buße anzuhalten haben, streng und absolut sein müßten. — Sein jüngerer Bruder, *Ka vier de M.*, russ. Generalmajor, geb. zu Chambéry 1764, diente anfangs in dem sardin. Heere, und folgte dann nach dem Feldzuge 1799 dem Feldmarschall Suwarow nach Rußland. Nach dem Tode desselben trat er in russ. Dienste und, nachdem er dieselben aufgegeben hatte, lebte er seit 1817 abwechselnd in Frankreich und Petersburg. Er ist ein trefflicher Landschaftsmaler und ein witziger Schriftsteller, vorzüglich durch die anfangs ohne seinen Namen erschienene „*Voyage autour de ma chambre*“ (Petersb. 1794; neue Ausg., Par. 1841), worin er so viel heitere Laune und Scharfsinn zeigt, daß man ihn den „*feinern Sterne*“ genannt hat. Unter seinen Erzählungen verdienen „*Le lépreux de la cité d'Aoste*“ (Par. 1811), ein ergreifendes Gemälde; „*Le prisonnier du Caucase*“ und „*Prascovie ou la jeune Sibérienne*“ hervorgehoben zu werden. Seine „*Oeuvres*“ erschienen in 3 Bänden (2. Aufl., Par. 1825).

Maitland, s. *Lauderdale*.

Maitres des requêtes hießen in Frankreich überhaupt die Magistrate, welche über eingegangene Bittschriften und Cassationsgesuche (*requêtes*) Bericht und Bescheid erstatteten. Bei den Parlamenten gab es eine Requetenkammer, welche über die Gesuche um Aufhebung eines richterlichen Urtheils, wobei Privilegiensachen in Frage kamen, entschied. Dies waren die *Requêtes du palais*. Eine andere höhere Requetenkammer war die des königlichen Palastes, die ebenfalls in Privilegienangelegenheiten urtheilte. Ihre Sachen hießen *Requêtes de l'hôtel*. Endlich hießen *Maitres des requêtes* die Räte zweiter Classe, welche im sogenannten *conseil des parties*, einer Abtheilung des Staatsrathes, die Bittschriften und Gesuche der Parteien vortrugen. *Requête civile* nennt man das Gesuch, welches um Rücknahme eines in letzter Instanz gefällten Urtheils angebracht wird, indem man dem betreffenden Gerichte beweist, daß ein Irrthum begangen worden. In Criminalsachen ist keine solche Reclamation möglich.

Maittaire (Michel), bekannt als Bibliograph und Philolog, geb. 1668 in Frankreich von protestantischen Eltern, ging nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach England und studirte zu Oxford. Er wurde 1695 Unterlehrer an der Westminster'schule zu London und nach einigen Jahren Oberlehrer, welche Stelle er bis zu seinem Tode, am 18. Sept. 1747, bekleidete. Ein uermüdeten fleißiger Sammler und Arbeiter, besorgte er eine Reihe guter Ausgaben griech. und lat. Classiker (18 Bde., Lond. 1711—19); ferner die schätzbaren „*Annales typographici ab artis inventae origine ad a. 1557, cum appendice ad a. 1664*“ (3 Theile in 5 Bdn., Haag 1719—25; neue Ausg. des ersten Theils in 2 Bdn., Amst. 1733; 4. Theil, Register in 2 Bdn., Lond. 1741, 4.), die von Denis mit einem Supplemente (2 Bde., Wien 1789, 4.) bereichert und von Panzer in einer neuen, aber nur bis zum J. 1536 gehenden Bearbeitung (5 Bde., Nürnberg. 1793—97) herausgegeben wurden, ohne daß dadurch M.'s Werk überflüssig geworden wäre. Von den übrigen Werken M.'s nennen wir seine „*Graec. linguae dialectici*“ (Lond. 1706; neueste Ausg. von Sturz, Lpz. 1807); „*Opera et fragmenta veterum poetarum lat.*“ (2 Bde.,

Lond. 1713, Fol.), vorzüglich wegen typographischer Schönheit geschätzt; „Stephanorum historia“ (Lond. 1709); „Historia typographorum aliquot parisiens.“ (Lond. 1717) und „Marmora oxoniensia“ (Lond. 1732, Fol.).

Maja oder **Māa** war in der Mythologie der Inder der weibliche Theil des höchsten Wesens, welcher dem männlichen oder dem liebenden Gotte die Bilder der zu erschaffenden Dinge gleichsam vorhielt, um ihn dadurch zu bewegen, selbige in die Wirklichkeit zu rufen. Sie erscheint stets als die Göttin des Scheins und der Täuschung, durch welche die Welt gebildet wird, und ist die Mutter des Liebesgottes Kama. Dargestellt wird sie als webende Spinne oder mit einem Schleier, welcher die mannichfaltigen Gestalten der Dinge zeigt. — In der griech. und röm. Mythologie ist **Maja** die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Zeus in einer Grotte des arkadischen Berges Kyllene den Hermes zeugte. Ihr wurde Arkas, der Sohn des Zeus und der Kallisto, zur Erziehung übergeben. — Bei den Römern hieß auch eine Göttin, die Tochter des Faunus und die Gemahlin des Vulcanus, **Maja** (nach Andern **Majesta**), die für identisch mit der Erde oder magna mater gehalten wurde und der man an den Kalenden des Mai eine trachtige Sau opferte.

Majano (Benedetto da), ein florentin. Bildhauer des 15. Jahrh., begann seine Künstlerlaufbahn mit Arbeiten von eingelegtem Holze und bildete sich erst in der Folge für die Sculptur und für die Baukunst aus. Nächst Ghiberti und Donatello kann er als einer der hauptsächlichsten Repräsentanten jener großen Entwickelungsperiode gelten. Als seine vorzüglichsten Sculpturen werden das Grabmal Strozzi in Sta.-Maria Novella zu Florenz und eine herrliche Verkündigung in Monte Oliveto betrachtet. An dem vielbewunderten Palast Strozzi in Florenz hat er wenigstens wesentlichen Antheil gehabt, und der herrliche Vorbau der Kirche delle Grazie bei Arezzo ist bestimmt von ihm. Er starb 1498. — Sein Bruder oder Oheim, **Giuliano da M.**, arbeitete sich vom Tischler zum Bildhauer und Baumeister herauf und leitete als solcher einige Zeit den Bau des Doms in Florenz. Der prachtvolle Triumphbogen des Königs Alfons in Neapel, wo Giuliano später hinarbeiten wurde, wird von Manchen ihm zugeschrieben; der imposante Palaß von San-Marco in Rom und ein Theil der Kirche von Loretto sind erweislich sein Werk. Er lebte noch im J. 1471.

Majestät bezeichnete schon in der Republik Rom die höchste Macht und Würde, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Mit dem Umsturz der Volkeregierung ging Würde, Macht und Name der Majestät auf die röm. Imperatoren (Augusti) und von ihnen auf die Kaiser des westlichen Europa über. Den Königen wurde dieser Titel erst viel später zugestanden; in Frankreich führten ihn unter Heinrich II. die Hofleute ein, aber noch bei dem westfäl. Frieden gab es darüber Streitigkeiten. In dem Friedensvertrage von Cambray im J. 1529 wird nur Karl V. Majestät genannt. Beim Frieden zu Crespy von 1544 heißt Karl V. kaiserliche und Franz I. königliche Majestät, und in dem Frieden zu Châteaue-Cambresis von 1559 findet man zum ersten Male die Titel allerchristlichste und katholische Majestät gebraucht. In England legte sich Heinrich VIII. zuerst den Titel Majestät bei, der jetzt mit Ausnahme des Grofsultans, welcher bloß Hoheit heißt, allen europ. Königen gegeben wird. Von dem Titel der Majestät ist die Sache, d. i. die persönliche Würde, unterschieden, welche einem jeden unabhängigen und selbständigen Regenten zukommt. Daher legt man auch denjenigen Regenten, welche im europ. Kanzleiceremoniel den Titel nicht erhalten, doch die persönliche Majestät bei, wenn sie wirkliche (erbliche oder gewählte) Monarchen und nicht bloß oberste Regierungsbeamten ihres Staats sind, wie die Directoren und Consuln der franz. Republik. Diese persönliche Majestät ist von dem bloßen Titel, welcher auch wol abtretenden Regenten vorbehalten wird, insofern sehr verschieden, daß sie mit der Unverletzlichkeit des Regenten zusammenhängt, vermöge deren er nicht nur über alle Verantwortung erhaben ist, sondern auch Beleidigungen seiner Person unter den Begriff der Majestätsverbrechen (s. d.) fallen, welches beim bloßen Titel nicht stattfindet. Ob dieses Recht der Majestät den Fürsten von Gott verliehen oder von den Völkern übertragen sei, ist ein alter Streit, den schon zu Ende des 17. Jahrh. in England die Anhänger des Stuart'schen Hauses und Wilhelm III. miteinander führten, und in welchem beinahe zu gleicher Zeit Christian Thomasius und der dän. Hofprediger Masius verwickelt waren. Dieser Streit verliert viel von seiner Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß auch eine göt-

liche Verleihung die Majestätsrechte (s. d.) nicht als einen Genuß oder ein Eigenthum, sondern als einen mit schweren Pflichten verknüpften Beruf überträgt, sowie dagegen eine von dem Volke ausgehende Übertragung keineswegs als eine willkürliche, sondern als eine nothwendige, ihrem Inhalte nach durch das göttliche oder das Vernunftgesetz bestimmte und unwiderrufliche, demnach ebenfalls göttliche, betrachtet werden muß. Die Rechte der Majestät sind in jedem Falle vollständig bestimmt durch die Pflicht, das Volk nicht nach bloß individuellen Ansichten und Zwecken, sondern nach den unter demselben herrschenden Einsichten über Recht, Sittlichkeit und Religion zu regieren und von diesem factisch gegebenen Punkte aus die weitere Entwicklung des Volks zu leiten. Hierin stimmt die liberale Ansicht mit der absolut monarchischen sehr wohl zusammen; beide unterscheiden sich nur in den Mitteln, durch welche man die wirkliche Ausübung der Majestätsrechte in jenen nothwendigen Schranken, d. i. in ihrer steten Beschränkung auf den wahren Zweck des Staats überhaupt, und in der naturgemäßen Übereinstimmung mit den herrschenden Begriffen des Volks erhalten zu können glaubt.

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majestätsrechte oder **Hoheitsrechte** nennt man diejenigen Rechte des Staats, die ihm seiner Natur nach gebühren und als unzertrennlich von seinem Wesen betrachtet werden, sodas, auch wenn ihre Ausübung nicht durch unmittelbare Glieder des eigentlichen Regierungsorganismus erfolgt, doch die betreffenden Organe als im weitern Dienste des Staats stehend und unter seinem Auftrage und seiner Leitung handelnd angesehen werden müssen. So ist z. B. auch die Patrimonialgerichtsbarkeit immer ein Ausfluß der Justizgewalt des Staats und alle obrigkeitliche Autorität findet in ihr ihren letzten Grund. Die deutschen Regalien dagegen enthielten Manches, was nur zufällig in die Hände des Staats gekommen war, oder wo es doch nicht in dessen Begriffe selbst lag, daß er es besorgte, z. B. das Postwesen, den Salzhandel, Bergbau u. s. w. Bei alledem läßt sich der Kreis der Majestätsrechte nicht unbedingt schließen. Sie wurzeln auf der Pflicht des Staats und der allgemeinen Bestimmung desselben, woraus neue Aufgaben hervorgehen, oder wodurch die vorhandenen in ein anderes Licht treten können. Anderes fällt nach Zeit und Umständen wieder heraus aus diesem Kreise, wie das z. B. mit der Kirchenhoheit mehrfach begegnet ist. Noch weniger läßt sich etwas allgemein und bleibend Gültiges in Betreff einer engern Bedeutung des Wortes Majestätsrechte angeben, wo man nämlich die dem Staatssoverain oder sonstigen Träger der obersten Würde im Staate zu eigner Ausübung vorbehaltenen Rechte darunter versteht. Die Festsetzung dieser Rechte hängt natürlich wesentlich von Zeit und Umständen, Verfassung, allgemeiner Stellung des Regenten ab.

Majestätsverbrechen oder **Verbrechen der beleidigten Majestät** (crimen laesae majestatis) heißt in der neuern Strafgesetzgebung jede dolose Verletzung der Ehre des Regenten oder der demselben schuldigen Ehrerbietung. Die gegen Freiheit oder Leben des Regenten gerichteten dolosen Unternehmungen fallen unter den Begriff des Hochverraths (s. d.). Die gemeinrechtliche Praxis hat bei den Majestätsverbrechen stets eine arbitraire Strafe angenommen, die jedoch z. B. bei Realinjurien gegen den Regenten bis zur Todesstrafe steigen kann. So weit gehen auch von neuern Gesetzgebungen noch die preussische, bairische und württembergische, während anderwärts nur Freiheitsstrafen in verschiedenen Graden und Abstufungen gedroht sind.

Majolika nannte man anfangs in Italien die Gefäße aus Faience (s. d.), weil man sie von Majorca aus kennen lernte. Jetzt versteht man darunter aus gefärbtem Thon gefertigtes, mit einer weißen, undurchsichtigen Glasur überzogenes Geschirr, das, der Faience ähnlich, aber geringer, in Italien sehr häufig ist.

Majoran, eine Gewürzpflanze in zwei Arten, dem *Sommajoran* und dem *Wintermajoran*, stammt aus Palästina und dem südlichen Europa und wird seiner stark gewürzhaft riechenden und schmeckenden Blätter wegen vielfach in den Gärten angebaut. Dieselbe dient als Gewürz zu verschiedenen Speisen und in der Medicin gebraucht man sie wegen ihrer schleimlösenden und schweißtreibenden Kraft, sowie auch äußerlich zu zertheilenden Umschlägen. Man bereitet ferner daraus *Majoranbutter* als äußerliches Heil-

mittel, Majoranöl und Majoranessig. Am kräftigsten ist der Majoran, wenn er zu blühen beginnt.

Majorāno (Gaetano), s. Caffarelli.

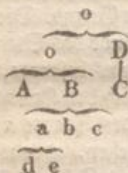
Majorat heißt im weitesten Sinne jede Erbfolgeordnung, die sich nach der frühern Geburt bestimmt, und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem Ältesten zukommt. Es gibt aber dreierlei Arten Majorate: 1) Die *Primogenitur* oder das Erstgeburtsrecht, wonach jedesmal der Älteste der ältesten Linie zur Erbfolge gelangt. Von dieser Art sind die Majorate der Lords in England und die neuern franz. Majorate; auch ist hiernach fast in allen europ. Staaten die Thronfolge geordnet. 2) Das *Majorat* im engeren Sinne, welches unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den Ältesten zur Erbfolge bringt. 3) Das *Seniorat*, welches dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, dem Ältesten in der ganzen Familie gewährt. Folgende Tafeln werden den Unterschied dieser Erbfolgeordnungen am besten zeigen.

I. Unter Descendenten.



Stirbt A, nachdem sein ältester Sohn (1) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht sein ältester Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat sein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat sein Bruder (B).

II. Unter Seitenverwandten.



Stirbt A, nachdem sein Bruder (B) und dessen ältester Sohn (a) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrechte der älteste Großnefte (d), nach dem Majorat der zweite Nefte (b), nach dem Seniorat der Vaters-Bruderssohn (C), wenn nämlich der Oheim (A) früher gestorben; lebte dieser, so würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, sondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren.

Alle drei Arten des Majorats im weitern Sinne weichen von der gewöhnlichen Erbfolge dadurch ab, daß sie eine Theilung der Güter nicht zulassen. Das Majorat im engeren Sinne unterscheidet sich von der Primogenitur auch noch dadurch, daß der Majoratsherr nicht seinem Vorgänger succedirt, und dessen Handlungen (Schulden) auch dann nicht zu vertreten hat, wenn er der Sohn desselben ist, wie bei der Lehnfolge nach dem Rechte der Erstgeburt eintreten kann. Das Majorat dient daher noch kräftiger als die Primogenitur, die Güter in den Familien zusammenzuhalten und überhaupt das Grundeigenthum in wenige Hände zusammenzubringen. Daher muß die Gesetzgebung dafür sorgen, die Majorate nicht herrschend werden zu lassen. In Frankreich wurden sie in den ersten Jahren der Revolution aufgehoben; Napoleon stellte sie zwar bei Einführung seines neuen Adels durch das Gesetz vom 1. März 1808 wieder her, doch wurden nicht viele Majorate gestiftet. Gegenwärtig haben sie in Frankreich, da die Pairswürde nicht mehr erblich ist und die Adelstitel keinen gesetzlichen Schutz mehr haben, ihre Bedeutung verloren, und die Gründung neuer Majorate ist verboten. Dagegen fanden die Majorate eine neue Stütze in Preußen durch die in Folge einer gewissen poetischen Auffassung des Mittelalters hervorgerufenen Bestimmungen des Königs Friedrich Wilhelm's IV. über die Standeserhöhungen bei seiner Huldbigung in Berlin im Oct. 1840.

Majorca, s. Mallorca.

Major domus oder *Comes domus regiae*, deutsch durch Hausmaier, franz. durch *Maire du palais* übersetzt, war im fränk. Reiche unter den Merovingern der Titel des Ersten unter den Hof- und Staatsbeamten. Der Major domus war zunächst Aufseher der königlichen Domainen und, da aus diesen der Dienstabel, die Leudes oder Antrustionen, *domestici*, ihre Beneficien oder Lehen erhielten, zugleich der Vorsteher dieser Leute des Königs und ihr Befehlshaber im Kriege. Durch den Einfluß, den die *Majores domus* auf die Vertheilung der Beneficien ausübten, durch das wachsende Ansehen des Dienstabels

selbst, und durch die Schwäche der Könige steigerte sich die Gewalt der Majores domus in solchem Grade, daß namentlich seit Chlotar II. die Könige fast ohne alle Bedeutung und sie die eigentlichen Regenten waren. Während der Theilung des Reichs (s. Franken) bestand in jedem der Theile ein Major domus und auch, als unter Chlotar II. diese Theile sich wieder vereinten, blieben für Aufrasien, Neustrien und Burgund besondere Majores domus. Nach Chlotar's Tode herrschte der aufrasische Major domus Pipin von Landen unter Dagobert I. (s. d.) und Siegbert über die ganze Monarchie; der Versuch jedoch seines Sohns Grimoald, im J. 655 seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu setzen, scheiterte. Die Pipinische Familie wurde verbannt, und unter Chlodwig II. und dessen Sohn Chlotar III. war die Herrschaft bei dem Major domus von Neustrien, bis 660 die Aufrasier Chlotar's Bruder Childebert sich zum König setzten. Die Majores domus von Aufrasien und von Neustrien kämpften nun um die Herrschaft, bis der Sieg bei Testri 687 für den Aufrasier Pipin von Herstall (s. d.) entschied, der beständiger Major domus in allen drei Reichern und dux et princeps Francorum genannt wurde. Nach seinem Tode im J. 714 wählten die Neustrier wieder einen Major domus, aber Pipin's Sohn Karl, genannt Martell (s. d.), vereinigte 719 wieder alle Gewalt in sich. Er theilte bei seinem Tode im J. 741 Aufrasien seinem Sohn Karlmann, Neustrien und Burgund dessen Bruder Pipin dem Kleinen zu, der, nachdem jener 747 ins Kloster gegangen war, allein herrschte und endlich 752 zu Soissons den merovingischen König Childebert III. absetzen und sich selbst zum König wählen ließ, womit das Amt der Majores domus aufhörte. Vgl. Pertz, „Geschichte der meroving. Hausmaier“ (Hannov. 1819), und Zinkeisen, „De Francorum majores domus“ (Zena 1820).

Majorennität, s. Minorennität.

Majos heißen die schön gewachsenen, schlanken und kräftigen Bewohner einiger Thäler in der span. Provinz Andalusien, welche, durch eigenthümliche Tracht ausgezeichnet, als Käufer und Schläger im Lande umherziehen. Wie sie, so sind auch die weiblichen Bewohner jener Gegenden, die *Majas*, sowol ihrer Schönheit und Grazie, wie ihrer verführerischen Leichtfertigkeit wegen in ganz Spanien berühmt.

Makāme (arab.) bezeichnet ursprünglich Sigung, dann aber auch gewisse bei den ältern Arabern gebräuchliche literarische Zusammenkünfte, in denen Einzelne durch geistreiche improvisirte Darstellungen, insbesondere durch Erzählungen aus dem Stegreife, die Zuhörer unterhielten. Später bildete sich für dergleichen Darstellungen ein eigener Kunststil aus, welcher seinem Haupttheile nach in einer Prosa besteht, deren einzelne Redeglieder miteinander reimen und mit der zahlreich eingestreute wirkliche Verse vermischt sind. Hamadāni war der Erste, der 400 novellenartige Erzählungen unter dem Titel „Makāmāt“ zusammenstellte; ihn übertraf Hariri (s. d.). Am meisten wurde diese Kunstform von den jüd. Dichtern des Mittelalters nachgeahmt, besonders von Alcharizi, um die Mitte des 13. Jahrh., der die Makamen des Hariri meisterhaft in das Hebräische übersezte („Machberot Itiel“), und in ähnlicher Form ein Dichterverk schuf unter dem Titel „Tachkemoni“ (vgl. „Die ersten Makamen des Charizi“ von Kämpf, Berl. 1845), sowie dessen Zeitgenosse Immanuel Nami, dessen „Machberot“ zu den bedeutendsten Dichtungen der neuhebr. Poesie gehören.

Makarius, mit dem Beinamen der Große oder der Ägypter, ein Schüler des Antonius (s. d.) und wie dieser seit 330 Einsiedler, verpflanzte zuerst die Mystik auf das Gebiet der Beredsamkeit und behandelte ascetische Stoffe mit vieler Kunst, wie aus den wahrscheinlich von ihm verfaßten 50 Homilien und mehren Abhandlungen, wie „De custodia cordis“, „De perfectione in spiritu“ u. s. w., erhellt. Er starb im J. 391. Seine Schriften hat G. Pritius (Lpz. 1698; deutsch von Jocham, 2 Bde., Sulzb. 1839) herausgegeben. — Von ihm zu unterscheiden ist Makarius der Jüngere oder der Alexandriner, ebenfalls Einsiedler und Presbyter, der 404 starb. — Ein dritter Makarius, Patriarch zu Antiochien, vertheidigte auf dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel den Monothelismus und wurde abgesetzt.

Maffabäer, s. Juden.

Makrele nennt man im gemeinen Leben eine ziemliche Zahl Arten von Seefischen, die indessen alle in die Familie der Scomberiden (Thunfischartige) gehören. Sie sind insgesamt essbar, oft sehr wohlschmeckend und zart, in der Gestalt gewöhnlichen Flußfische ähnlich, mit ungemein kleinen Schuppen bekleidet, im Leben blau und silberglänzend, bald nur fußlang, bald weit größer, meist gefellig und daher leicht zu fangen. Der gemeinen Makrele (*Scomber scombrus*) gedenken schon die röm. Schriftsteller. Man fängt die selbe um ganz Europa herum, allein sie ist kein eigentlicher Handelsartikel wie die nordamerik. Makrele, deren Fang Tausende ernährt, und die eingesalzen wird. Ubrigens sind die Makrelen wandernde Fische und daher zu Zeiten unfuglich häufig.

Makris, die Tochter des Aristäos, lebte auf Cuböa, wohin ihr Hermes den kleinen Dionysos zur Auferziehung brachte. Von da durch die Here vertrieben, flüchtete sie sich auf die Insel der Phäaken.

Makrobiotik ist der Name einer erst im 18. Jahrh. besonders durch Hufeland (s. d.) unter dieser Benennung bearbeiteten Wissenschaft, welche die Lehre über die das Leben theils verkürzenden theils verlängernden Dinge in ihrer weitesten Ausdehnung und die Regeln, wie man dieser Lehre gemäß sein Leben einzurichten habe, um ihm die von den natürlichen Gesezen verstattete Länge zu geben, enthält. Wenn seit dem frühesten Alterthume bis an die neuere Zeit heran Scharfsinn und Fleiß vieler gelehrten Männer sich erschöpften, das Mittel zu finden, den Tod des Körpers völlig aufzuheben oder ihn wenigstens bis auf eine sehr ungewöhnliche Entfernung von der Geburt hinauszuschieben, so waren dies Träumereien, aber keine wissenschaftlichen Bestrebungen; der Aufklärung der neuern Zeit ist jedoch gelungen, an die Stelle dieses unnützen Strebens nach einem Phantom eine Wissenschaft zu setzen, welche von ihrem praktischen Schüler die gewissenhafte Einrichtung eines ganzen Lebens nach ihren Regeln fodert und so, nicht wie jenes der Unsitlichkeit, sondern der Sittlichkeit Vorschub leistet. Da ihre weitere Ausbildung sich gänzlich auf das Fortschreiten der Physiologie basirt, so kann sie auch als ein Theil der Medicin angesehen werden. Noch unübertroffen und für jeden einigermaßen Gebildeten vollkommen verständlich ist Hufeland's Bearbeitung dieser Wissenschaft, welche erst als „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ (Jena 1796) und später als „Makrobiotik“ (6. Aufl., Berl. 1842) die ausgebreitetste Verbreitung erhalten hat.

Maküba, eine Art Schnupftaback, hat seinen Namen von dem Bezirke dieses Namens im nördlichen Theile der Insel Martinique, wo er gebaut und zubereitet wird.

Maläbar, auch die Pfefferküste und bei den Eingeborenen Malayala und Karella genannt, der südliche Theil der Westküste der vorderind. Halbinsel, vom Südende derselben, dem Cap Komorin, bis fast zu 12 $\frac{1}{2}$ ° nördl. Br., begreift die Küstenterrasse, welche zwischen dem Kamm der westlichen Ghats und dem Arabischen Meere sich hinzieht und ungefähr einen Flächenraum von 780 □ M. einnimmt. Das Land wird von vielen kleinen Flüssen bewässert und ist meist gebirgig; es hat eine außerordentliche Vegetation, und ein angenehmes Klima, ist sehr gut angebaut und enthält viele Anpflanzungen, besonders von Palmen. Hinsichtlich der Producte im Thier- wie im Pflanzenreiche stimmt es mit dem tropischen Indien überein; im Mineralreiche liefert es vorzüglich Salz. In den Gebirgen findet man noch große Wälder. Die Bewohner bestehen zum größten Theil aus Hindus, aus Napulern oder Moplays, aus Mohammedanern, die von eingewanderten Arabern abstammen, bis in die Mitte des 18. Jahrh. einen blühenden Staat bildeten, und noch jetzt, wo sie unter einem von den Engländern abhängigen Vasallenfürsten stehen, der in Kananore regiert, wegen ihrer Seeräuberi berüchtigt sind; ferner aus sogenannten weißen Juden, in der Stadt Kotschin, die noch vor der christlichen Zeitrechnung aus Judäa ausgewandert sein wollen; aus Nestorianern und Europäern. Der Landesadel, Nairen genannt, gehört im Allgemeinen zur vierten edeln Classe der Hindus; ein großer Theil aber, namentlich die Fürsten und militairischen Befehlshaber, werden zur zweiten Classe gezählt und heißen Nairen. Die malabar. Sprache, der tamilischen verwandt, gehört zu den wohlklingendsten der Hindusprachen. Ganz M. zerfällt in die Königreiche Kalikut, Travankore und Kotschin. Kalikut mit der blühenden Hauptstadt gleiches Namens, die einst die Residenz des Samorins oder Kaisers von Malabar war, die von Tippu Saib gänzlich zerstört,

von den Engländern aber wieder aufgebaut wurde, steht unmittelbar unter der engl.-ostind. Compagnie; die beiden andern werden von zwei der Compagnie tributairen Nadschas beherrscht. Der mächtigste von diesen ist der Nadscha von Travankore, der über ein Gebiet von 350 □ M. mit fast einer Mill. E. herrscht.

Malachias, s. Malachi.

Malachit, ein kohlen-saures Kupferoryd von dunkelgras- und smaragdgrüner Farbe und blätterigem, faserigem oder dichtem Gefüge, kommt in krystallinischen Massen, in traubigen, eiförmigen und knolligen Gestalten und theil auf Gängen und Lagern mit andern Erzen und besonders schön in Chile und Sibirien vor. Der faserige Malachit dient, fein zerrieben, als Malerfarbe; der dicke Malachit wird zu Dosen, Messerheften und Knöpfen, zu Tischplatten, Armluchtern u. s. w., auch zu manchen Bijouteriegegenständen verarbeitet und nimmt eine schöne Politur an. Das größte früher bekannte Malachitstück war ein 30 Etr. schwerer Block aus den Werchoturischen Bergwerken im Berginsitut zu Petersburg. Allein im J. 1835 hat man in einer der Kupfergruben Demidow's bei Nischne-Tajisk im Ural ein Stück gefunden, welches 17 1/2 F. lang, 8 F. breit und 3 1/2 F. hoch und gegen 500 Etr. schwer ist.

Malachowski (Stanislaw, Graf), geb. 1736, der Sohn des Großkanzlers Jan M., widmete sich dem Richteramt und erlangte als Landbote so allgemeine Achtung, daß er auf dem Reichstage von 1788 zum Reichsmarschall erwählt wurde, welches Amt er trotz der Gefahren, die seiner Person drohten, vier Jahre mit Umsicht und sicherer Hand führte. Er ist als der Gründer der Constitution vom 3. Mai 1791 anzusehen. Der russ. Partei, an deren Spitze sein Bruder Hyacinth M., der Bischof Kossakowski und Kawary Branicki (s. d.) standen, trat er aus allen Kräften entgegen. Vergebens jedoch suchte er die Conföderation von Targowicz (s. d.) zu hintertreiben; er mußte nach Wien flüchten, und wurde in die allgemeine Proscription mit aufgenommen. An dem Aufstande Kosciuszko's im J. 1794 nahm er keinen Antheil. Im J. 1799 in Warschau verhaftet, wurde er ein Jahr lang in Krakau als Staatsgefänger festgehalten, weil man ihm den Plan einer Versammlung des poln. Reichstags in Mailand während der Emigration Schuld gab. Wieder freigelassen lebte er auf seinen Gütern, bis ihn die Fortschritte der franz. Waffen in Polen 1807 wieder in den Dienst des Vaterlands riefen. Nach Errichtung des Herzogthums Warschau wurde er Präsident des Senats, starb aber schon am 29. Dec. 1809. — Sein Bruder, Hyacinth, Graf M., Kronkanzler, war ihm nicht nur auf dem Reichstage, sondern auch später als Theilnehmer an der Targowiczer Conföderation entgegen. In der Folge lebte derselbe zurückgezogen auf seinen Gütern, wo er sich ausschließlich mit der Literatur beschäftigte, und starb zu Bodzchow am 27. März 1821. — Zu einer andern Familie gehört Kasimir M., poln. General, geb. am 27. Febr. 1765 zu Wisnowo in der Wojewodschaft Nowogrodok in Lithauen. In dem Cadettencorps zu Warschau vorgebildet, sah er sich seiner Armuth wegen genöthigt, 1786 als gemeiner Kanonier Dienste zu nehmen und wurde erst 1790 Lieutenant. In der Schlacht bei Macławice zeichnete er sich so aus, daß ihn Kosciuszko vom Hauptmann zum Major erhob. Nach der letzten Theilung Polens folgte er seinen flüchtigen Landsleuten nach der Walachei, von wo aus er die Östreicher angriff. Zurückgetrieben, entkam er glücklich nach Italien und trat hier 1797 in die poln. Legion ein. Bei der Trebia verwundet und von den Östreichern gefangen genommen, wurde er über ein Jahr bis zu seiner Auswechslung zu Kleinzell bei Dfen festgehalten. Nachdem er ganz in franz. Dienste getreten und zum Befehlshaber des 114. Linienregiments ernannt war, nahm er an der Expedition nach San-Domingo Theil. Er war der Einzige poln. Stabsoffizier, der den Dolchen der Neger und den Krankheiten glücklich entging. Nach der Capitulation von Cayenne fiel er den Engländern in die Hände, die ihn lange in Jamaica gefangen hielten. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Oberst in der neuerrichteten poln. Armee. Während des Feldzuges von 1812 zeichnete er sich besonders an der Beresina durch Deckung des Rückzuges aus und führte die Trümmer der poln. Armee nach Warschau. Von Napoleon zum General ernannt, wurde er in der Schlacht bei Leipzig von den Russen gefangen, doch gegen sein Ehrenwort, daß er nicht gegen die Verbündeten kämpfen werde, entlassen. Im J. 1815 erhielt er auf den Vorschlag des Großfürsten Kon-

stantin die Gouverneurstelle in der Festung Modlin, nahm aber bald seine Entlassung, wies alle russ. Ehrenbezeugungen zurück und lebte auf seinen Gütern. Nach dem Aufstande von 1830 trat er gleich wieder in das poln. Heer, befehligte eine Division und zeichnete sich bei Bawre, Bialolenka und Ostrolenka aus. Beim Rücktritt Skrzynecki's lebte er die ihm angetragene Oberfeldherrnstelle ab; erst während der Besetzung von Warschau entschloß er sich, da kein Obergeneral vorhanden war, einstweilen den Oberbefehl zu übernehmen, den er aber gleich nach der Capitulation von Warschau niederlegte. Er trat nach Preußen über, lebte darauf in Frankreich allen Parteikämpfen fremd und starb am 5. Jan. 1845 zu Chantilly bei Paris. — Gustav M., geb. 1797, war während der poln. Revolution im J. 1831 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gehörte zu den vom russ. Kaiser Verurtheilten und starb zu Paris am 10. Apr. 1835.

Malaga, eine Stadt in der span. Provinz Granada, mit 54000 E., am Fuße eines Berges in schöner Ebene, am Mittelländischen Meere gelegen, in welches sich hier der Guadalmedina ergießt, ist mit doppelten Mauern umgeben und hat einen vortrefflichen, durch ein Fort beschützten Hafen, dessen Molo, mit einem Leuchtturm, 4000 F. weit ins Meer sich erstreckt. Die Häuser sind hoch, die Gassen schmal, eng und meist schmutzig; doch hat die Stadt einige schöne freie Plätze und nächst andern ansehnlichen Gebäuden, z. B. dem bischöflichen Palaste, eine besonders wegen ihres Innern sehenswerthe Kathedrale. Die Einwohner treiben wichtigen Handel, führen Malagawein, Rosinen, Öl, Südfrüchte aller Art, darunter frische Trauben in großen Krügen zu 25 Pf. verpackt, und in neuerer Zeit auch Blei aus und handeln dafür deutsche Leinwand, Holz, Getreide, Käse, Butter und gefalzene Fische ein. Die in der Umgegend gelegenen Weinberge liefern gegen 90000 Dm Wein, wovon über die Hälfte ins Ausland geht. Die geschätztesten Sorten sind Lagrima de Malaga, Dom Pedro Jimenes und Bino de Guindas, so genannt, weil man ihn zuvor auf den zarten Sprossen einer Art Kirschbäume, Guinda, liegen läßt. Das alte Malaca, welches angeblich die Phönizier angelegt, war schon zur Zeit der Römer ein bedeutender Handelsplatz. Im 8. Jahrh. wurde es von den Mauren erobert und erst von Ferdinand dem Katholischen 1487 ihnen entzogen. Im J. 1680 richtete ein Erdbeben bedeutenden Schaden in der Stadt an. Auch wird sie, trotz der gesunden Lage, bisweilen vom Selben Fieber heimgesucht, das z. B. 1804 über 20000 Menschen hinwegraffte. Auch in den Parteikämpfen der Karlisten und Christinos hatte sie seit 1834 viel zu leiden. Im Juni 1836 wurde hier der Militaircommandant San-Jusi und der Civilgouverneur Graf Donadio ermordet und hierauf die Constitution von 1812 proclamirt und eine Junta eingesetzt.

Malaien nennt man im weitern Sinne den ganzen Menschenstamm, der als Übergang von dem kaukas. und mongol. zum äthiop. Menschenstamme über sämtliche Inseln des ind. Meeres und Polynesiens im engern Sinne von Madagaskar bis zur Osterinsel als die Hauptbevölkerung verbreitet ist. (S. Mensch.) Die Völker dieses Menschenstammes, der von ziemlich schöner Gesichtsbildung, langem lockigen Haar und mehr oder minder gebräunt ist, haben sich von jeher durch eine gewisse Cultur ausgezeichnet, die unter andern bis zu einem ziemlich hohen Grade gestiegen ist. Außer ihrer körperlichen Gleichartigkeit beweist auch noch der Umstand ihre gemeinsame Abstammung, daß alle ihre Sprachen verwandt und im Grunde nur verschiedene Mundarten einer Sprache sind, die sich auf eine Grundsprache, die sogenannte groß-polynesiische, stützt. Im engern Sinne aber, und gewöhnlich, versteht man unter Malaien ein besonderes, zu der malaischen Race gehöriges Volk, das sich durch kleinen, jedoch im Ganzen proportionirten nervigen Körperbau und ungezähmte Leidenschaftlichkeit, die im Zustande des Trunks bis zur völligen Tollheit sich steigert, auszeichnet. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, ihr Haar lang und glänzenschwarz, die Augen sind dunkel, groß und feurig, der Bart, den sie austragen, schwach, die Nase platt und groß, die Schenkel und Waden wie bei den Negern dünn; aus ihrer Leidenschaftlichkeit entwickeln sich ihre übrigen Tugenden und Laster, ihre Tapferkeit, Energie, Treulosigkeit, Raub- und Mordlust. Die verschiedenen Stämme dieses Volks stehen auf sehr verschiedenen Culturstufen. Ihre ursprüngliche Heimat ist das Innere des Hochlandes von Sumatra (s. d.), wo sie einst das mächtige, auf Landbau gegründete, jetzt der niederländ. Herrschaft unterworfenen Reich Menangkabo bildeten. Wahrscheinlich durch ind. Cultur frühzeitig civilisirt, zeichneten sich

die Bewohner dieses Reichs vor den Küstenbewohnern aus, die sie dann unterwarfen. Um die Mitte des 12. Jahrh. ließen sie sich auf der kleinen Insel Sinkapur am äußersten Ende der Halbinsel von Malakka (s. d.) nieder, und verbreiteten sich dann bald über diese selbst, die deshalb noch die malaiische Halbinsel genannt wird. Hier stifteten sie das Reich von Malakka, das, ebenfalls auf Ackerbau gegründet, Handel und Gewerbleiß damit verband und dadurch schnell zu einer großen Macht sich erhob, die mit dem ganzen Orient im Verkehr stand und ihre Handelsflotten bis nach Arabien auf der einen und China auf der andern Seite aussendete. Durch diesen Handelsverkehr wurde im 13. Jahrh. der Islam in Malakka eingeführt, der sich schnell auf friedlichem Wege über alle malaiischen Völker im ind. Archipel verbreitete; denn das Reich von Malakka, dessen Herrscher früher den ind. Titel Nadscha führten, nun aber sich Sultane nannten, erstreckte sich nicht nur über die ganze Halbinsel von Malakka, sondern beherrschte auch den ganzen ind. Archipel, von dessen meisten Inseln es die Küsten mit seinen Colonisten besetzte. Diese Malaiencolonien scheinen zwar selbständige Gemeinden gebildet zu haben, dessenungeachtet aber immer in einer gewissen Abhängigkeit vom Mutterstaate Malakka geblieben zu sein. Dieser stand im Anfange des 16. Jahrh. in der höchsten Blüte, als die Portugiesen erschienen und 1512 mit der Zerstörung Malakkas dieser Blüte ein Ende machten und die Malaien Herrschaft im ind. Archipel mit aller Macht zu brechen suchten, was auch die auf die Portugiesen in der Herrschaft über Ostindien folgenden Holländer nach Kräften anstrebten. Das grausame Verfolgungssystem dieser beiden Nationen gegen die Malaien hatte den unglücklichsten Einfluß auf den Volksgarakter der Letztern. Aus ihren bisherigen gewohnten Beschäftigungen, dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel, mit Gewalt gerissen, machten sie seitdem die Seefahrt und mit ihr die Seeräuberei zu ihrem Hauptgeschäft, und sind gegenwärtig, mit Ausnahme der westl. Südburien, die tollkühnsten, ausdauerndsten und grausamsten Seeräuber. Diese malaiischen Seeräuber zerfallen in eine östliche und eine westliche Gruppe. Die letztere umfaßt das chines. Meer von der Sunda- und der Malakkastraße bis zu den Küsten von Siam und Cochinchina und hat ihren Hauptsitz im Ostende der Malakkastraße, während die östliche Gruppe sich von Borneo bis zu den Philippinen erstreckt und die Suluinseln zum Mittelpunkt hat. Die noch unabhängigen Malaienstaaten sind nur klein; sie sowol als die unter niederländ. und unter siamesischer Oberhoheit stehenden sind auf eine Art Feudalwesen gegründet, daher auch die Oberlehnsherrschaft der Sultane von Menangkabo, obwol diese die Souveränität eingebüßt haben, von allen Malaien fortwährend anerkannt wird. Die monarchische Gewalt ist weniger durch Gesetze bestimmt, als durch das Herkommen und eine mächtige Aristokratie beschränkt, die über eine Menge von Hörigen verfügt. Der Geiz der malaiischen Sultane und ihre Bemühungen, allen Handel zu monopolisiren, haben einen fortwährenden Streit zwischen ihnen und ihrem Lehnadel hervorgerufen, der die Ursache innerer Kriege unter dem Volke geworden ist und dadurch beigetragen hat, es treulos und grausam zu machen, sowie innere Trennung und Zwietracht unter demselben zu nähren. Die wichtigsten Malaienstaaten sind die von den Niederländern abhängigen Staaten Palembang und Menangkabo, und die noch freien Staaten Atschin, Sial und das Land der Battas oder Batak auf Sumatra (s. d.); die unabhängigen Staaten Dschohor mit dem tributairen Staate Pahang, Pirak, Salangore und Rumbo, und mehre von Siam abhängige auf der Halbinsel Malakka (s. d.), das Sultanat von Mindanao und die Conföderation der Häuptlinge des Ilanovolks auf Mindanao (s. Philippinen), die kleinen Staaten auf den Suluinseln zwischen Borneo und den Philippinen, und die Bugis und Macassaren auf Celebes (s. d. und Macassar).

Malakka, eine schmale Halbinsel von ungefähr 2800 QM. mit 500000 E., der südliche Theil der ind. Halbinsel jenseit des Ganges, hängt gegen Norden durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zusammen, wird gegen Osten vom chines. und gegen Westen vom ind. Meere bespült und ist gegen Westen durch die Straße von Malakka von der Insel Sumatra geschieden. Eine Fortsetzung der Gebirge Siam's läuft mitten hindurch bis zum Cap Romania, der südlichsten Spitze der Halbinsel, und viele Küstenflüsse durchschneiden dieselbe. Im Innern gibt es Moräste und Urwälder. An den Küsten, wo die Hitze durch Seewinde abgekühlt wird, herrscht ein ewiger Frühling; sonst ist das Klima sehr heiß

und in den waldigen, morastigen Gegenden höchst ungesund. Köstliche Früchte zu jeder Jahreszeit, welche alle andern in Indien an Wohlgeschmack übertreffen, überhaupt alle Gewächse Indiens und der Philippinen gedeihen im Überflusse. Elefanten, Tiger, Büffel und giftiges Ungeziefer halten sich in den Wäldern und Morästen auf; von zahmem Vieh gibt es viele Schweine und Federvieh, aber wenig Rindvieh. Die Gold- und Silberminen werden nicht ausgebeutet; das Zinn gehört zu dem allerfeinsten, und jährlich wurden sonst davon durch die Niederländer mehr als 40000 Etr. und zwar zum größten Theil nach China ausgeführt. Die Küstenbewohner sind Malaien (s. d.); im Innern und in den Wäldern leben Wilde, worunter auch Menschenfresser. Die ganze Halbinsel zerfällt, abgesehen von den brit. Besitzungen, in mehre theils unabhängige, theils von dem Reiche Siam abhängige Malaienstaaten. Von jenen sind anzuführen Dschohor, das Südende und die Ostseite der Halbinsel umfassend, mit Einschluß des tributären Staats Pahang, und allen Inseln zwischen der Halbinsel und Borneo; Pirak und Salangore im nördlichen Theile der Westseite der Halbinsel; Numbo oder Rimbau, ein kleiner Bergstaat im Innern der Halbinsel, von Eingewanderten aus Menangkabo besetzt, zwischen denen noch unter dem Namen Dschalong und Benua einige Malaien in völlig wildem Zustande leben, die Manche für den Überrest des Urstammes der Malaiennation halten. Den Siamesen sind unterworfen die Staaten Ligor, Bondelon, Patani, Kalantan, Tringannu, Kedah oder Queda, das erst 1822 von den Siamesen erobert wurde. Den Briten gehören die Stadt Malakka mit einem Gebiet von 4 QM., und die Inseln Singapur (s. d.) und Pulo Pinang (s. d.). Die Stadt Malakka, einst die Hauptstadt des Reichs gleiches Namens (s. Malaien), hat etwa 12000 E. und einen Hafen; auch besteht daselbst ein für die Civilisation Ostasiens wichtiges anglo-chines. Collegium. Im Besitze der Stadt waren seit 1509 die Portugiesen und seit 1641 die Niederländer; dann wurde sie von den Briten besetzt, im Frieden von 1814 an die Niederländer zurückgegeben, 1825 aber wieder an die Briten abgetreten, die dagegen Bencoolen (s. d.) auf Sumatra an die Niederländer abtraten.

Malanterien, s. Ausfahhäuser.

Malchus (Karl Aug., Freiherr von), ein bekannter staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. am 27. Sept. 1770 zu Mannheim, erhielt durch die Gunst des Herzogs Karl von Zweibrücken, bei welchem sein Vater Burgvoigt war, eine sehr vortheilhafte Erziehung, besuchte die Universitäten zu Heidelberg und zu Göttingen, und wurde 1790 Privatsecretair des kurmainz. Ministers, Grafen von Westfalen, und als dieser 1791 kaiserlicher Gesandter am kurtrierschen Hofe wurde, dessen Gesandtschaftssecretair. Im J. 1799 trat er in die Dienste des Hochstifts Hildesheim, und wurde, als dieses 1803 an Preußen fiel, Mitglied der Organisationscommission und darauf Kriegs- und Domainenrath bei der halberstadt-hildesheimischen Kammer. Bald nach der Errichtung des Königreichs Westfalen trat er 1807 in die Dienste dieses Staats, wurde Staatsrath, dann Generaldirector der Steuern, 1811 Finanzminister, 1813 Minister des Innern und zugleich zum Grafen von Marienrode ernannt, von welchem Titel er aber später keinen Gebrauch mehr machte. Die Angriffe gegen seine Verwaltung und Person, welche er nach der Auflösung des Königreichs Westfalen erfuhr, suchte er durch die Schrift „Über die Verwaltung des Königreichs Westfalen“ (Stuttg. 1814) abzuweisen. Er lebte hierauf in Heidelberg den Wissenschaften, bis er 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzsachs ernannt wurde. Mehrfache Neuerungen, die er machte und die ihm zumal als Ausländer viele Feinde erregten, gaben die Veranlassung, daß er schon nach einem Jahre seine Stelle aufgeben mußte, worauf er wieder Heidelberg zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte wählte, wo er auch am 24. Oct. 1849 starb. Als seine vorzüglichsten Schriften nennen wir „Der Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung“ (2 Bde., Heidelb. 1821); „Politik der innern Staatsverwaltung“ (3 Bde., Heidelb. 1823); „Statistik und Staatenkunde“ (Stuttg. 1826); „Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung“ (2 Bde., Stuttg. 1830); sein treffliches „Handbuch der Militairgeographie von Europa“ (Heidelb. 1832; neue Aufl., 1834—35) und seine letzte Schrift „Die Sparkassen in Europa“ (Stuttg. 1838).

Malcolm (Sir John), geb. am 2. Mai 1769 zu Burnfoot bei Langholm in Schott-

land, ging bereits 1782 als Cabet nach Indien, wo er 1792 bei der Belagerung von Seringapatnam sich auszeichnete. Nach einem kurzen Aufenthalt im Vaterlande kehrte er 1795 nach Indien zurück und wurde hier wegen seiner Kenntniß des Landes und der Sprachen derselben, sowie wegen seiner militairischen Tüchtigkeit sehr bald von der brit. Regierung zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht. Unter Andern erhielt er im J. 1800 eine Sendung nach Persien, wo es ihm gelang, mit den den Briten gefährlich gewordenen Afghanen ein Bündniß zu Stande zu bringen. Nach Kalkutta zurückgekehrt, wurde er Secretair des Generalgouverneurs Marquis von Wellesley. Auch 1802, 1808 und 1810 war er in diplomatischen Aufträgen am pers. Hofe. Persien verdankt ihm die Einführung der Kartoffeln, die man nach ihm *Malcolmspflanzen* nannte, und der Schah von Persien verlieh ihm beim Abschiede die Würde eines Khans des Reichs. Während seines Aufenthalts in Persien sammelte er den Stoff zu seiner „History of Persia“ (2 Bde., Lond. 1815, 4.; 2. Aufl., 1828, 8.; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1830), und zu den „Sketches of Persia“ (2 Bde., Lond. 1827; deutsch, Dresd. 1828). Im J. 1812 kehrte er nach England zurück und erhielt die Ritterwürde, doch schon 1818 war er wieder in Indien. In dem Kriege gegen den Marattenfürsten Holkar zeichnete er sich rühmlich aus. Nach der Beendigung des Kampfes gegen die Maratten (s. d.) und die Windarees (s. d.) im J. 1818 wurde er von dem Generalgouverneur als Civil- und Militairgouverneur der eroberten Landschaften in Mittelindien angestellt, eine Stelle, die er auf die ausgezeichnetste Weise verwaltete. Einen Bericht über seine Verwaltung gab er in dem „Memoir of central India“ (2 Bde., Lond. 1823), das sich sehr ausführlich über das Land und die Sitten seiner Bewohner verbreitet, wie er denn auch schon früher in der „Sketch of the political history of India“ (Lond. 1811), die er später seiner „Political history of India from 1784 to 1823“ (2 Bde., Lond. 1826) einverleibte, und in der „Sketch of the Sikhs“ (Lond. 1812) seine genaue Kenntniß Indiens bekundet hatte. Zum Generalmajor ernannt, kehrte er 1823 abermals nach England zurück, wo er nun blieb, bis er 1827 Gouverneur der Präsidentschaft Bombay wurde. In diesem neuen Wirkungskreise erwarb er sich namentlich auch dadurch ein großes Verdienst, daß er den Europäern gestattet, Ländereien zum Anbau oder zur Anlegung von Fabriken zu pachten. Nachdem er 1831 in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er ins Parlament gewählt. Auf Veranlassung der Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs der ostind. Compagnie gab er in seiner Schrift „The administration of british India“ (Lond. 1833) eine aus amtlichen Papieren geschöpfte Darstellung der Verwaltungsverhältnisse in Indien. Er starb zu Windsor 1833.

Malceffki (Antoni), poln. Dichter, geb. 1792 in Wolhynien, der Sohn eines begüterten poln. Generals, erhielt seine erste Ausbildung durch franz. Hauslehrer und trat 1811 in das poln. Heer, in welchem er für einen der talentvollsten Ingenieuroffiziere galt. Ein Beinbruch zwang ihn, 1816 das Heer zu verlassen; hierauf durchstreifte er Italien, Frankreich und die Schweiz und bestieg 1818 den Gipfel des Montblanc. Nachdem er in Paris die Überreste seines Vermögens verschwendet hatte, führte ihn Ueberdruß an den sinnlichen Genüssen 1821 nach Warschau zurück, und er pachtete nun ein Gut in Wolhynien, um in ländlicher Ruhe zu leben. Aber ein unerlaubtes Verhältniß zu der jungen Gattin eines seiner Freunde trieb ihn alsbald wieder nach Warschau zurück, wohin seine Geliebte ihm folgte. Hier starb er von Mangel und Gewissensbissen gequält am 2. Mai 1826. Seine das ukrainische Leben in tiefpoetischer Weise darstellende Erzählung „Marya“ (Warsch. 1825; deutsch von Vogel, Lpz. 1845) ist, ähnlich den Byron'schen Erzählungen, voll anziehender, aber auch grauenhafter Schilderungen. Seine sämtlichen Gedichte und Aufsätze gab Bielowski (Lemb. 1838) heraus.

Malea, jetzt auch Cap St. Angelo genannt, heißt ein Vorgebirge im Südosten von Latonien, die südöstlichste Spitze Moreas, welches schon im Alterthume wegen seiner gefährlichen Umschiffung gefürchtet war. Ganz verschieden davon ist der Malische Meerbusen (Sinus Maliacus), jetzt Meerbusen von Zeitun, im Südwesten Thessaliens, bei Thermopylä, welcher von der kleinen Landschaft Malis seinen Namen erhielt und längs der Küste von einem politisch nicht unwichtigen Volksstamme, den Maliern oder Malienfern, bewohnt wurde. Vgl. Kriegl, „De Maliensibus“ (Frankf. 1833).

Maleachi oder **Malachias** war der letzte unter den Propheten der Hebräer, mit welchem die Prophetie um 400 v. Chr. schließt. Seine ernstlichen und kräftigen Vorträge rügen an jüd. Priestern Undankbarkeit gegen Gott, Nachlässigkeit im Tempeldienste und die Ehen mit fremden Weibern. Auch enthalten sie Drohungen der göttlichen Strafe gegen die Unbussfertigen und eine Verkündigung der Wiederkunft des Propheten Esia vor dem Tage des Weltgerichts. Die Meinung einiger, daß der Name des M. ein symbolischer und unter ihm Esra oder ein Anderer zu verstehen sei, läßt sich nicht begründen.

Malebranche (Nicolas), der tiefdenkendste Metaphysiker der Franzosen, geb. am 6. Aug. 1638 zu Paris, wo sein Vater Vorstand der Rechnungskammer war, hatte von Jugend auf in Folge seines misgeformten Körpers mit Krankheit zu kämpfen, was ihn menschlicher machte und in die Einsamkeit trieb. In einem Alter von 22 Jahren trat er in die Congregation des Oratoriums, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete, bis die Schrift des Descartes „De homine“, welche ihm zufällig in die Hand fiel, durch die Klarheit ihrer Schreibart und die Neuheit und scheinbare Gründlichkeit der vorgetragenen Gedanken in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie erweckte. Nach mehrjährigem Studium der Cartesianischen Grundsätze ließ er endlich sein berühmtes Werk „De la recherche de la vérité“ (3 Bde., Par. 1674; beste Ausg., 4 Bde., Par. 1712, 12., und 2 Bde., 4.; deutsch, 4 Bde., Halle 1776—86) erscheinen, welches durch seine tief sinnige Originalität und die Eleganz der philosophischen Darstellung großes Aufsehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner erweckte, darunter namentlich Ant. Arnauld („Des vraies et des fausses idées“, Köln 1683) und Bossuet. Der Zweck dieses Werkes, welches auch Locke und Leibniz einer kritischen Prüfung unterworfen war, die allgemeinen Ursachen der Irthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterworfen ist, psychologisch zu untersuchen, zugleich aber zu bestimmen, was in derselben Wahrheit sei, worauf sich diese zulezt gründe und auf welchem Wege sie zu erforschen sei. Dasselbe ist ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes und enthält eine große Mannichfaltigkeit anziehender psychologischer Beobachtungen und Winke. Der Hauptsatz, zu welchem M. nach Verwerfung der verschiedenen Annahmen über den Ursprung der Erkenntniß gelangt, und in welchem sein Offenbarungsglaube den Resultaten seiner Speculation begegnet, ist, daß wir alle Dinge in Gott schauen (seine berühmte Vision en Dieu). Er betrachtete daher, hierdurch den Übergang von Cartesius zu Spinoza bildend, Gott als den einzigen Realgrund alles Seins und Denkens, der alle Dinge auf intelligible Weise in sich schließt („Dieu est le lieu des esprits, comme l'espace est le lieu des corps“) und die Grundursache aller Veränderungen der Körper und Seelen ist, wobei sich diese nur passiv verhalten. (S. *Deccasionalismus*.) Ueberhaupt neigt sich seine Lehre zu einem mystischen Idealismus hin. Außer jenem Werke sind noch zu erwähnen sein „Traité de la nature et de la grâce“ (Rotterd. 1680) und der „Traité de morale“ (Rotterd. 1684; deutsch von Meidel, Heidelberg. 1831). Er wurde 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und sah sich dadurch zur Abfassung seines „Traité de la communication du mouvement“, dem er ein „Système général de l'univers“ beifügte, veranlaßt. Seine „Conversations chrétiennes“ (Par. 1677) sind ein Versuch, seine Ideen unmittelbar auf die Theologie anzuwenden. Er starb am 13. Oct. 1715 zu Paris und hinterließ den Ruhm eines Mannes vom edelsten Charakter, aber von einer fast überspannten Frömmigkeit. Seine „Oeuvres“ erschienen in elf Bänden (Par. 1712).

Malediven, eine lange Kette unzähliger (12—15000) niedriger Koralleninseln und Korallenriffe, welche sich fast ganz in der Richtung des Meridians 91° östl. L., von beinahe 7° nördl. Br. in einer Länge von 116 M. bei einer ziemlich gleichen Breite von durchschnittlich 10 M. bis 1° südl. Br. erstreckt und in 17 Inselgruppen, welche zugleich politische Abtheilungen bilden, zerfällt. Diese Inseln bringen hauptsächlich Kokospalmen, Reis, Südfrüchte und die tropischen Knollengewächse hervor. Pferde gibt es gar nicht, Rindvieh nur wenig, dagegen viel Geflügel; die Fischerei bildet einen Hauptnahrungs- und Handelsartikel. Die Kauri (f. d.) genannten kleinen Muscheln dienen in Ostindien und einem großen Theile Afrikas als Münze. Die Einwohner, von der Küste von Malabar eingewanderte Hindus, lieh sich später vielfach mit Arabern mischten, 200000 an der Zahl,

bekennen sich zum Mohammedanismus, betreiben lebhaften Handel und Schiffahrt nach Atschin auf Sumatra und der nördlichen Ostküste Vorderindiens, und sind im Ubrigen ein harmloses Völkchen, das unter einem Sultan steht, der seine Residenz auf der Insel Male hat. Ganz von derselben natürlichen Beschaffenheit wie die M. sind auch die beiden andern benachbarten Inselgruppen, die Lakadiven- und die Tschagosinseln, die fast ganz in derselben Meridianrichtung mit den M. liegen, die erstern, von Moplays bewohnt und unter engl. Hoheit stehend, im Norden, die letztern im Süden von den Malediven.

Malerkademies, s. Kunstakademien.

Malerei oder **Malerkunst** heißt diejenige bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittels der Linien und Farben auf Flächen darstellt. Als schöne Kunst hat dieselbe den Zweck, etwas Vollendetes für die Anschauung hervorzubringen, und fest insofern einen schaffenden Genius voraus, welcher durch entsprechende Versinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Versteht man aber unter Dichten das innere Bilden nach Ideen, so muß auch jeder Maler in gewissem Sinne Dichter sein, d. h. er muß Das vorher in seiner Einbildungskraft erschaffen haben, was er durch seine Kunst äußerlich darstellen will, und das Dargestellte muß das innere Wesen, den lebendigen Charakter der Dinge, überhaupt das Idealische, ernst oder scherzend ausdrücken. Man spricht daher von poetischen und unpoetischen Gemälden, und unterscheidet die poetische oder ästhetische Composition von der eigentlich malerischen oder technischen Composition. Selbst bei Copien der Natur sollte nicht der einzelne Gegenstand als solcher dargestellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; selbst das Portrait sollte nur den Geist und den Charakter in eigenthümlich ausgeprägter Form darstellen. Indessen hat die technische Fertigkeit in Behandlung eines Stoffes, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meisten einen so blendenden Reiz, daß über diesem technischen Werthe der innere oder ästhetische, welcher sich auf das Poetische des Gegenstandes bezieht, zuweilen ganz vergessen wird, und man oft den Werth des Gemäldes nach seiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne, wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstler gebraucht, nicht nach seiner Beziehung auf die darzustellenden Ideen bestimmt. Daher gibt es auch eine technische und eine ästhetische Theorie dieser Kunst.

Als bildende Kunst stellt die Malerei das Schöne in sichtbaren Gestalten ruhend dar. Der Künstler soll also etwas Vollendetes für die äußere Anschauung des Auges hervorbringen, ist aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beschränkt, daß er das Sichtbare in einem bestimmten Raume und zwar so darstellt, wie ein Augenblick es zeigt. Dagegen ist die Malerei als bildende Kunst der Dichtkunst darin überlegen, daß sie die gleichzeitigen Gegenstände und Eigenschaften mit erschöpfender Kraft, Treue, Bestimmtheit und Anschaulichkeit aufzufassen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherm Sinne sichtbare Gegenstände darstellt. Am sinnlichlebendigsten stellt unter allen bildenden Künsten die Malerei das individuelle Leben der Gegenstände dar. Zwar bildet sie nur scheinbare Körper, indem sie durch Farben schildert, welche, vorzüglich in der Darstellung lebendiger Wesen, nur auf der Fläche die Wirkungen einer schönen Kunst hervorzubringen fähig sind; aber sie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perspective das Auge über diese Abwesenheit der Raumerfüllung so zu täuschen und ihren Scheingestalten durch Nachbildung der ätherischen Reize der Lichtwelt ein so lebendiges Dasein zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künsten die meiste Illusion (s. d.) zuschreibt und den Ausdruck Gemälde daher auch auf Werke der Dichtkunst und Musik figürlich überträgt. Die eigentliche Malerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darstellen, daß sie dieselben nach ihren perspectivischen Umrisen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt also die Zeichenkunst (s. d.) zum Grunde. Von letzterer aber unterscheidet sich die Malerei dadurch, daß sie die Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt, mithin durch das Colorit oder die Farbe n g e b u n g (s. d.) und die höhere Vollkommenheit des Hell dunkels. Die Zeichnung wird erst in der Malerei zu einem vollkommen belebten Ganzen; sie bestimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Bestimmtheit. Die Farbe gibt ihnen Leben und Seele, denn Licht und Farbe sind selbst etwas Geistiges und Ätherisches. Das Colorit hat nach der herrschenden Idee eine Hauptfarbe oder einen Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt

und die mannichfaltigen Localfarben verbindet. Zeichnung und Colorit aber müssen eins und harmonisch sein; denn, wo die Zeichnung vorherrscht, wird der Stil hart und streng, und wo das Colorit zu stark hervortritt, wird der Stil weich und unbestimmt. Beide Erfordernisse sind einem Gemälde gleich nothwendig. Die Malerei übertrifft in Hinsicht des Umfanges ihrer Gegenstände die Baukunst wie die Sculptur oder Plastik im engern Sinne, indem sie nicht nur die Gegenstände dieser Künste ebenfalls in ihre Darstellung aufnehmen kann, sondern auch Gegenstände darzustellen vermag, welche keine andere bildende Kunst darzustellen im Stande ist, namentlich Gegenstände, welche, wie z. B. die Luft, nur durch Farben oder Perspective darstellbar sind.

Man hat die Malerei auf mehrfache Weise eingetheilt. So vor Allem nach den behandelten Gegenständen, wobei sich als Rubriken das sogenannte historische Bild, das Genrebild, das Portrait, das Thierstück, die Landschaft und das Stillleben ergeben. Die *Historische Malerei* (s. d.) im weitern Sinne umfaßt nicht blos die Darstellungen aus der Weltgeschichte, sondern alles Dasjenige, was eine höhere, von den Zufälligkeiten des Individuums befreite, ideale Auffassung verlangt, also auch die Andachtsbilder, die mythologischen Darstellungen u. s. w. und würde somit richtiger ideale Malerei heißen. Die *Genre malerei* (s. d.) stellt Scenen und Zustände des gewöhnlichen Lebens dar, welchen sie durch sittliche oder humoristische Bezüge, oder auch durch den Reiz des Alterthümlichen und Ausländischen, äußerlich durch seine Behandlung ein höheres Interesse abgewinnt. Sie ist somit der historischen Malerei gegenüber nicht als bloße Zustandsmalerei aufzufassen, denn die Handlung ist ihr so gut eigen als jener; die Verschiedenheit liegt vielmehr in der Intention des Ganzen und in der Auffassung des Einzelnen. Eine besondere Mittelstellung nimmt das bedeutsam behandelte *Portrait* (s. d.) ein. Einen ganz vorzüglich hohen Rang weist die neuere Kunstlehre der *Landschaft malerei* (s. d.) zu, welche auch die Seestücke und die Städteansichten umfaßt. Sie ist der Ausdruck eines poetischen Gedankens durch die Gegenstände der Natur, modificirt und bisweilen der historischen oder der Genremalerei nahe gebracht durch die sogenannte *Staffage* (s. d.), d. h. die Figuren im Vordergrund. Ihr ist der Zauber des Lichtes und der Farben vorzugsweise und als Hauptelement nothwendig. *Blumenstücke* (s. d.) und *Fruchtstücke* (s. d.), *Stillleben* (s. d.) und *Arabesken* (s. *Grotesken*) schließen sich den genannten umfassenden Classen der Malerei an. In jenen ist Naturwahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht sehr tief; diese sind als freie Spiele der ungebundenen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend. Eine letzte Hauptgattung ist die *Thier malerei*, beschränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft gewisser Gattungen entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd, durch Zusammenstellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menschen, mit sprechender Treue und malerischer Mannichfaltigkeit darzustellen hat. Andere Eintheilungen der Malerei beziehen sich auf das Äußere dieser Kunst. In eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart, unterscheidet man die *Enkaustik* (s. d.) der Alten, die der neuern *Wachs malerei* (s. d.) nahekommt; ferner die ihr verwandte *Emailmalerei* (s. *Emaille*) nebst *Glas malerei* (s. d.) und *Porzellanmalerei* (s. *Porzellan*), *Mosaik* (s. d.) verschiedener Art, nebst der Malerei durch *Sticken*, *Weben* und *Stricken*. In Beziehung auf das Farbmateriale zerfällt die Malerei in *Olmalerei* (s. d.), *Pastellmalerei* (s. d.), Malerei mit *Wasserfarben* (s. d.), wozu die *Frescomalerei* (s. d.), die *Souachemalerei* (s. d.) im engern Sinne und die *Miniaturmalerei* (s. d.) gehören.

Die Geschichte der Malerei zerfällt nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen der Kunst in die antike und die neue oder christliche; denn von einer orientalischen Malerei vor der Zeit der griech. und röm. Kunst, und von den Malereien nichtchristlicher Völker in der neuern Zeit ist nicht viel zu sagen. Die Malerei der frühern Völker erscheint nur als eine Vorbereitung auf die Kunst der Griechen, und so fängt die Malerei erst da an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird und mit ihr sich die Bedeutung selbständiger Formen verbindet. In *Agypten* und *Mexico* scheint die Malerei nur auf das Bedürfnis noth-

dürftiger Verständlichkeit berechnet gewesen. Der ungebildete Sinn der *Hindus* fand sich durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Nichtigkeit der Zeichnung entschädigt. Auch bei den *Perfern* war die Malerei unstreitig bloß ein regelloses Farbgemisch. Bei den *Ägyptern*, welche namentlich auf die Bildung der Griechen wirkten, wurde insbesondere die Malerei durch religiöse Bedürfnisse veranlaßt und bedingt und stand zur Sculptur und Architectonik in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältnisse. Man findet ägypt. Malereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbniskammern, auf griech. Reliefs, auf Mumiendecken, Mumienfärgen und Papyrusrollen. Die erstern sind bemalte Bildhauereien in vertieften mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte *Sista fel* (s. d.), das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemälde in Tempeln und Katakomben bestehen in kolossalen bemalten Figuren, mit eingegrabenen Umrissen und mit kleineren Wandgemälden eingefast. Die älteste griech. Malerschule finden wir an den kleinasiat. Küsten auf den Inseln. Ein Zusammentreffen glücklicher Umstände macht die frühe Blüte der Kunst in diesen gesegneten Ländern begreiflich, die schon im homerischen Zeitalter durch vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und Geweben begann. Von hier aus sollen die griech. Pflanzstädte an der Küste von Italien und Sicilien die Keime ihrer Kunst empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Malerei ursprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Gewohnt, von Alters her die rohen Idole, denen der Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszuschnücken, glaubte man auch später, dieses Hülfsmittels zur Belebung des farblosen Stoffes sich bedienen zu müssen; zuletzt pflegte man nur noch die Augen zu malen, oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzusetzen. Unabhängig von der Plastik in heiligen Tempelgemälden zeigte sich die Malerei erst spät. Auch die Frieße der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Galerien und Seitenhallen wurden gemalt oder vielmehr bemalt. Die eigentliche Malerei ging von der Zeichnung, und diese von Schattenrissen aus, die man bald auszuzeichnen anfing, Sfiagramme und Monogramme genannt. (S. *Silhouette*.) Von diesen schritt man zu *Monochromen* (s. d.) fort. Zunächst fing man nämlich an, die Umrisse mit einer Farbe (geriebenem Scherbensand) auszumalen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittels Abstufung der Farbe genauer auszubringen. Älteste Überreste dieser einfarbigen Malerei, welche sich auch später erhielt, sind die sogenannten Vasengemälde mit schwarzen, silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Für die Linearzeichnung, die nach der Anekdote von dem Wettstreite des *Apelles* und *Protogenes* unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh, und für die einfarbige Malerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das *Polychrom* aber, oder die mehrfarbige Zeichnung, setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus, nämlich den Pinsel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den weniger bekannten Künstlern aus dieser Periode ist *Panänus* merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des *Phidias* (s. d.). Er war der Erste, der in den öffentlichen Spielen zu *Korinth* und *Delphi* um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Malerei angeordnet hatte. Seine Wandgemälde im *Athenäum* zu *Elis*, seine Gemälde im *Jupitertempel* zu *Olympia*, die Ausmalung der *Pötile* in *Athen* mit der Schlacht von *Marathon*, nebst den Bildnissen der griech. und pers. Anführer in mehren Gemälden haben seinen Namen erhalten, weniger die Colorierung und Ausschmückung der Statue des *Jupiter*. Früher vielleicht noch malte *Nikon*, der Nebenbuhler des *Polygnotus*, welcher ebenfalls die *Pötile* sowie das *Theseum* zu *Athen* mit Schilderungen der *Amazonen-* und *Centaurenkämpfe* ausschmückte. Aber erst durch *Polygnotus* (s. d.) aus *Thasus* erhob sich ungefähr 420 v. Chr. die Kunst zur Selbständigkeit. Sein Verdienst war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und der Charakteristik, ferner Mannichfaltigkeit der Gewänder und symmetrische Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens scheint *Apollodor* aus *Athen*, 404 v. Chr., die Kunst weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob diese Kunst *Zeuxis* (s. d.), ungefähr 378 v. Chr., der in seiner berühmten *Helena* einen Kanon derselben aufstellte. Sein Nebenbuhler, *Parrhasius* (s. d.) aus *Ephesus*, neigte sich mehr zur Anmuth oder zum

weiblichen Ausdrücke der Schönheit hin und seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Limanthes aus Samos. Apelles (s. d.) verband mit äußerster Naturwahrheit ein schmeichelndes Colorit und wird als Meister im Portrait gerühmt. Nach ihm versiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit, Trockenheit und wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Hyparographie). Unter den Römern fand die Malerei sehr geringe Theilnahme. Sie kannten früher nur die Malereien der Etrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht einzig in den Kunstmalen Roms. Später wurden Griechen die Lehrer der Römer; allein schon war weiche Uppigkeit eingerissen. Die meisten Denkmale der alten Malerkunst, welche man in den Gräbern und Bädern von Rom, Pompeji und an andern Orten Italiens gefunden hat, bestehen aus Frescomalereien und musivischen Arbeiten. Ueberhaupt ist die Anzahl der noch vorhandenen Denkmale der griech. und röm. Malerei so gering, daß der Archäolog oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nation in andern bildenden Künsten und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheint man allgemein anzuerkennen, daß die Malerei überhaupt in dem classischen Alterthume, sowol in Hinsicht ihres Gebrauchs als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet blieb, woher die Behauptung entstanden ist, daß die Malerei damals mehr plastisch gewesen sei. Die Flächen Darstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben und ganz vorzüglich auch der Umstand, daß die öffentliche Ausstellung der Malerwerke beschränkt war. Die Behauptung, daß die Alten die Perspective nicht gekannt hätten, ist ungegründet; wahr ist bloß, daß sie bei ihrer bloß andeutungsweise Behandlung der Hintergründe keine Perspective entwickeln wollten, während sie dieselbe beim höchsten Gegenstände, dem menschlichen Körper, in größter Vollkommenheit anwendeten. Gewiß dagegen ist, daß sie das Hell Dunkel nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Malerei sich meist auf Darstellung historischer Situationen und auf Thiermalerei beschränkte und daß die Landschaftmalerei nicht cultivirt wurde. Vgl. Junius, „De pictura veterum“, herausgegeben von Grävius (Rotterd. 1694); Durand, „Histoire de la peinture ancienne“ (Lond. 1725); Turnbull, „Treatise on ancient peinture etc.“ (Lond. 1740); Vinc. Reguena, „Saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' greci e de' romani pittori“ (2 Bde., neue Aufl., Parma 1787); Andr. Niem, „Über die Malerei der Alten“ (Berl. 1787, 4.); Grund, „Über die Malerei der Griechen“ (2 Bde., Dresd. 1810—11) und Wöttiger, „Ideen zur Archäologie der Malerei“ (Bd. 1, Dresd. 1811).

Größere Vollendung erreichte die Malerei in der christlichen Zeit, sodas sie die Oberherrschaft über die Plastik erlangte. Ihre älteste Anwendung auf christliche Ideen soll in den Gräften stattgefunden haben. Musivische Arbeiten wurden fortwährend in Menge geliefert; auch scheint die enkaustische Malerei noch im Gange gewesen zu sein. Seit dem 4. Jahrh. verbreitete sich der Gebrauch heiliger Gemälde, z. B. der Heiligenbilder in den Kirchen, im Morgen- und Abendlande immer allgemeiner, wodurch die Künstler zu neuem Eifer entflammt wurden. So wurde die christliche Religion die Mutter der neuen Malerei; aber oft empfahl auch die Malerei jene bei ihrer Ausbreitung. Obschon die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen viel leiden mußte, so hörte sie doch nie ganz auf, indem ihr die Religion Vorschub leistete. Vorzüglich wurden Gemälde religiöser Art im Abendlande geschätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprunge damit in Verbindung gebracht. Als Sig der vollkommensten Technik erscheint das ganze frühere Mittelalter hindurch Konstantinopel (s. Byzantinische Kunst); hier hatte sich die Tradition der Kunsfmittel am vollständigsten erhalten, und dieser alte Ruhm hat in mehr als einer Epoche eine gewisse Einwirkung auf die abendländ. Malerei zur Folge gehabt, die man sich aber gewöhnlich viel zu ausgedehnt denkt. Die älteste deutsche Malerei z. B. zeigt bloß directen antiken Einfluß und ist mit Ausnahme einer geringen Einwirkung zu Ende des 10. Jahrh. nicht wieder von der byzantin. Kunst berührt worden, was auch bei der schon damals vollständigen Erstarrung und innern Unwahrheit der letztern kein Unglück war.

Bei weitem größern Einfluß hatte sie auf Italien, wohin in Folge der Bilderfürmerei im Morgenlande (s. Bilderdienſt) ſeit dem 8. Jahrh. viele griech. Künſtler wanderten, und deſſen Kunſt nun in der That Jahrhunderte hindurch einen vorherrſchenden byzantin. Stempel trägt, die wenigen ſpätlombard. Arbeiten ausgenommen. Erſt im 13. Jahrh. begann in Italien mit Cimabue (ſ. d.) eine neue Kunſt, die man ſpäter die Italieniſche Malerei (ſ. Italieniſche Kunſt) genannt hat, da ſie in einem gleichſam abgeſchloſſenen Zeitraum, als deſſen Repräſentanten Michel Angelo, Correggio, Rafaël und Tizian angeſehen werden können, einen eigenthümlichen Charakter entwickelte. In ihren höchſten Leiſtungen durchdrang ſich der poetiſche Adel des Gedankens vollkommen mit der größten Schönheit der durch das Studium der Antike geläuterten Formen und, wie bei den Venetianern, mit der höchſten Pracht und Wärme der Farben; Vorzüge, die ſich wol nie mehr in dieſer Art beifammen finden werden, und zwiſchen nur theilweiſe erreicht oder übertroffen worden ſind. Auch die nord. Kunſt entriß ſich ſeit dem 14. Jahrh. der frühern Befangenheit und betrat mit dem Aufblühen der ſandr. Schule vorherrſchend die Bahn des Charakteriſtiſchen und Individuellen. Eine höhere Läuterung durch die Werke des Alterthums ſtand ihr jedoch erſt zu Gebote, als es aus andern, auch äußern Gründen bereits zu spät war. (S. Niederländiſche Kunſt, Deutſche Kunſt und Franzöſiſche Kunſt.) Nachdem durch die allgemeiner verbreitete Kenntniß der Antike und durch einen Austausch der Kunſtmittel der verſchiedenen Schulen mit dem Ablauf des 16. Jahrh. ein neuer gemeinſamer Boden gewonnen war, entwickelte ſich aus dieſem eine ſchöne Periode der Nachblüte, in welcher beſonders das Colorit großartige Triumphe feierte. Dahin gehören die neuere niederländ., die ſpan. und die ſpäteren ital. Schulen. Aber Gehalt und Form nutzten ſich wiederum ab bis zur widerwärtigen Manier, und erſt unter dem Einfluß der großen Bewegung der Geiſter zu Ende des 18. Jahrh. entſtanden neue, claſſiſche Schulen in Frankreich, z. B. durch David (ſ. d.), und in Italien, z. B. durch Appiani (ſ. d.); eine ähnliche Richtung lebt auch in Deutschland auf, z. B. durch Carſtens (ſ. d.). Aus der Reaction der Romantik (ſ. d.) gegen dieſe Claſſiker gingen dann die ſämmtlichen jetzt beſtehenden Schulen in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden hervor. Über die Kunſtlehre und Kunſtgeſchichte finden ſich Beiträge in Cennini's, Leonardo da Vinci's und Menges' Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Dubos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Leſſing in ſeinem „Laocoon“, Winkelmann, Füßli, Fiorillo, Falk in ſeinen „Kleinen Abhandlungen, die Poefie und Kunſt betreffend“, Fernow, Goethe in ſeinen „Propyläen“ und beſonders in ſeinem „Winkelmann und ſein Jahrh.“ Manches hierin vorgearbeitet. Vgl. auch, außer Vaſari, Mander und Houbraken, Deſcamps, „Vies des peintres flamands, allemands et hollandais etc.“ (5 Bde., Par. 1753); Ranzi, „Storia pittorica d'Italia dal riſorgimento delle belle arti“ (4. Aufl., 6 Bde., Vaffano 1815; deutſch von Wagner, mit Anmerkungen von Quandt, 3 Bde., Lpz. 1830—33); Numohr, „Ital. Forschungen“ (3 Bde., Berl. 1827—31) und die neuern kunſtgeſchichtlichen Werke von Kugler, Schnaase, Kinkel, Waagen, Michiels u. A.

Malerfarben ſind theils Naturproducte, theils Kunſterzeugniſſe. Hauptſächlich liefert ſie das Mineralreich (Mineralfarben), und wenn ſie ihr Colorit auch Thieren oder Pflanzen verdanken, ſo iſt dieſes doch immer an etwas Mineraliſches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thieriſchen oder vegetabiliſchen Farbeſtoffe (Saftfarben) für ſich keinen Körper haben, ſondern ihn erſt durch den mineraliſchen Zuſatz erhalten. Der Färber kann allerdings jene im Waſſer auflöſlichen Farbeſtoffe ohne mineraliſchen Zuſatz benutzen, weil er mit deſſelben die Zeuche durchbringen will; der Maler aber muß die Farben, damit ſie um ſo weniger ſich in den unterliegenden Grund einziehen, nur mit irgend einer Flüſſigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, anreiben und auftragen. Dieſe Flüſſigkeit iſt entweder wäſſerig (Gummiwaſſer oder Seifenſpiritus) oder fettig (austrocknende Ole des Mohn- oder Leinsamens). Für die Omalerei eignen ſich die mineraliſchen Farben beſſer als die nur an mineraliſche Körper gebundenen (die Lackfarben), indem leſtere durch Beimischung von Ol ſtets dunkler werden. Dieſe Mineralfarben beſtehen in metalliſchen Salzen (Dryden oder Sauerſtoffverbindungen), oder in Metallſalzen und Schwefelverbindungen; doch haben erſtere vor leſtern, ihrer Unveränderlichkeit wegen,

den Vorzug. Zu den Metalloryden, welche als Farben benutzt werden, gehören vom Blei die rothgelbe Mennige und das gelbe Massicot; vom Eisen die verschiedenen Ocher, Erden von Siena und Umbra, die durch das Glühen ihre Farben ins Dunklere ändern; vom Kupfer das Bergblau und vom Kobalt die Smalte. Andere salzige und salzähnliche Metallverbindungen sind vom Blei das Bleiweiß und Krenniger Weiß und das Kaffeler Gelb; vom Eisen das Berliner Blau; vom Kupfer die Grünspanblumen, das Berggrün, das Braunschweiger Grün und das Scheele'sche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben sind der Zinnober vom Quecksilber, das gelbe Urpigment vom Arsenik. Die Lackfarben haben Zinn oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage und erhalten ihre Farbe von einem thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Hierher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn und aus Krapp, und die schlechtern aus Fernambuc bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Scharle und Wau, die braunen aus mehren andern färbenden Rinden, endlich der Indigo, obgleich er seiner Entstehung nach ganz vegetabilisch ist. Bei der Porzellan- und Glasmalerei dürfen nur metallische Farben angewendet werden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dienen zinnhaltiges Gold zum Purpur und Nickel zum Grün; Blau gibt Kobalt; Schwarz wird vom Eisen und Braunstein, ebenso Braun erhalten; Uran macht gelbe und Chrom grüne Farbe. Als das Beste, um die Kraft und Harmonie der Farben mit der Reinheit der Wasserfarben zu verbinden, empfahl Lucanus die Malerei mit natürlichem Balsam. Vgl. Stieglitz, „Über die Malerfarben der Griechen und Römer“ (Lpz. 1817) und Bouvier, „Manuel des artistes et amateurs en peinture“ (Par. 1827).

Malersherbes (Chrétien Guill. de Lamignon de), Minister und Vertheidiger Ludwig's XVI. von Frankreich, stammte aus der berühmten Magistratsfamilie Lamignon und wurde am 6. Dec. 1721 zu Paris geboren. Er erhielt seine Erziehung bei den Jesuiten, legte sich mit großem Eifer und Erfolg auf das Rechtsstudium und war schon im Alter von 24 Jahren Parlamentsrath. Als sein Vater, Guill. de Lamignon, 1750 zum Kanzler stieg, folgte ihm der Sohn als Präsident bei der Steuerkammer (cour des aides). Als solcher trat er mit Freimuth, Rechtschaffenheit und Festigkeit für das Volkinteresse auf. Er befreite die Opfer der Finanzjustiz aus den Kerker, verfolgte die blutsaugerischen Generalpächter und widersetzte sich in seinen berühmten Vorstellungen (Remontrances) den drückenden Steueredicten des Hofes. Mit dem Richteramt hatte er zugleich die Direction des Buchhandels und die Aufsicht über die Presse erhalten. Namentlich in dieser Verwaltungsstelle wurde seine Wirksamkeit für die Zeitbewegung von großer Bedeutung. Er begünstigte den Druck und die Verbreitung kühner, aufklärender Schriften, und ohne ihn wäre vielleicht die „Encyclopädie“ nicht erschienen. Als der Hof die Parlamente auflöste, richtete er an Ludwig XV. (s. d.) im Febr. 1771 eine kühne Vorstellung, in welcher er die Zusammenberufung der Generalstaaten foderte, was aber seine Verbannung auf seine Güter und auch die Auflösung der Steuerkammer zur Folge hatte. Mit der Thronbesteigung Ludwig's XVI. (s. d.) und der Herstellung der Parlamente trat M. wieder an die Spitze der Steuerkammer und erhob nun seine Stimme um so lauter für die Berufung der Reichstände und eine gründliche Reform des versinkenden Staats. Die große Popularität, welche er besaß, bewog den König, ihm 1775 die Verwaltung des Innern zu übertragen, während sein Freund Turgot (s. d.) die Finanzen erhielt. Die Reformbestrebungen beider Männer scheiterten an dem Widerstande des Hofes und der Parlamente, und der Rücktritt Turgot's bewog auch M. am 12. Mai 1776 zum Bedauern des Königs zur Abdankung. Er zog sich nun ins Privatleben zurück, widmete sich naturhistorischen Studien, besonders der Botanik, entwarf mehre Denkschriften zu Gunsten der Protestanten und Juden und trat endlich zu Fuß, unter fremdem Namen, eine Reise durch Frankreich, Holland und die Schweiz an, wo er sich allenthalben über die Volkssitten, den Landbau und die öffentlichen Anstalten gründlich unterrichtete. Mehrmals mußte er sich zu erkennen geben, um sein Schweigen und Mißfallen zu rechtfertigen, wenn man seinen Namen und seine Bestrebungen mit leidenschaftlicher Anerkennung überhäufte. Er war schon längere Zeit zurückgekehrt, als ihn der bedrängte Hof 1787, kurze Zeit nach der Versammlung der Notabeln, nochmals ins Ministerium berief. Da man sich jedoch nur seiner Popularität bediente und

ihm weder Einfluß gestattete, noch seine Rathschläge befolgte, so kehrte er schon vor der Versammlung der Generalsstaaten wieder in ländliche Abgeschiedenheit zurück und lebte vergessen und glücklich im Schooße seiner Familie. Bei dem Ausbruche der Revolutionsstürme richtete er mehre Denkschriften an die Nationalversammlung, der er Mäßigung, und an den König, dem er Festigkeit und Patriotismus empfahl; allein die Stimme des Vorkämpfers der Revolution wurde kaum gehört. Als er vernahm, daß man dem Könige den Proceß machen wollte, bot er sich dem Convente in einem Schreiben vom 13. Dec. 1792 zum Vertheidiger des verlassenen Monarchen an und erhielt die gefährliche Gunst zugleich mit Tronchet und Desèze. Ohne Furcht und Rücksicht ging er mit der angestrengtesten Thätigkeit an seine Arbeit. Zugleich benahm er sich als persönlicher Freund und Tröster des Königs. Er besuchte denselben täglich im Gefängnisse, instruirte ihn und erfüllte dessen Wünsche und Aufträge. Die Nachricht von der Verurtheilung des Monarchen setzte ihn in Verzweiflung. Er erschien noch am 19. Jan. 1793 vor den Schranken des Convents und beschwor die Versammlung unter Thränen, den Vollzug des Urtheils von der Einwilligung der Nation abhängig zu machen. Unmittelbar nach der Hinrichtung beging M. die Unklugheit, die Gewalthaber zu schmähen und sich selbst als einen der Urheber der Revolution anzuklagen. Zwar durfte er auf seinen Landsitz Vaalsherbès zurückkehren, aber schon im Dec. 1793 erschienen mehre Mitglieder des Revolutionsausschusses mit bewaffneter Macht und verhafteten zuerst seinen Schwiegersohn, den Präsidenten Rosambo, mit Frau und Kindern, am folgenden Tage auch ihn mit der übrigen Familie. Man klagte dieselben einer Verschwörung gegen die Republik an und verwickelte in den Proceß gegen 30 Personen, darunter mehre alte Magistrate und Frauen und Kinder, die sich nie gesehen hatten. M. vertheidigte mit Eifer seine Verwandten, verschmähte aber, das Wort für seine eigene Rechtfertigung zu ergreifen. Am 22. Apr. 1794 starb er mit Ruhe und Heiterkeit unter der Guillotine, nachdem er zuvor die Häupter seiner Schicksalsgenossen, darunter seiner Tochter und seiner Enkel, hatte fallen sehen. Im J. 1826 wurde ihm durch Ludwig XVIII. im Justizpalaste zu Paris ein Denkmal errichtet. M. hinterließ zahlreiche Schriften über Landbau und Botanik; seine politischen Denkschriften wurden im Manuscript zerstreut und gingen meist zu Grunde. In der Folge erschienen von ihm „Maximes, suivies de réflexions sur les lettres de cachet“ (Par. 1802); „Mémoires sur la librairie et la liberté de la presse“ (Par. 1809; 2. Aufl., 1827) und „Oeuvres choisies“ (Par. 1809). Vgl. Dubois, „Notice sur la vie de M.“ (3. Aufl., Par. 1806); Gaillard, „Vie historique de M.“ (Par. 1805) und Boissy d'Anglas, „Essai sur la vie et les écrits de M.“ (2 Bde., Par. 1818).

Malkilâtre (Jacq. Charl. Louis de Clinchamp de), franz. Dichter, geb. am 8. Dec. 1733 zu Caen von unbemittelten Atern, studirte im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst. Der Beifall, den er mit seiner Ode „Le soleil fixe au milieu des planètes“ erntete, veranlaßte ihn, nach Paris zu gehen, wo seiner, nach einem kurzen Laumel von Glück, Elend und Dürftigkeit wartete. Sein Misgeschick ist durch Gilbert's Vers „La faim mit au tombeau Malkilâtre ignoré“, sprichwörtlich geworden und hat selbst den Stoff zu einem Trauerspiel abgegeben. Er starb zu Paris am 6. März 1767 unter Entbehrungen. Von seinen Dichtungen zeichnet sich das lyrisch-romantische Gedicht „Narcisse dans l'île de Vénus“ (Par. 1769; neue Ausg., mit Einleitung von Fontanes, 1790) durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache aus; von seinen Übersetzungen bemerken wir die Bearbeitung der „Georgica“ des Virgil (wieder abgedruckt unter dem Titel „Le génie de Virgile“, Par. 1810) und die Übertragung von Dvid's „Metamorphosen“. Seine „Oeuvres choisies“ gab Auger (Par. 1805) heraus.

Malherbe (Franz. de), der Schöpfer der classischen franz. Poesie, d. h. der Poesie des Classicismus, geb. zu Caen 1555, stammte aus einer altadeligen Familie und studirte in seiner Vaterstadt, in Heidelberg und in Basel die Rechte. Misvergnügt über den Confessionswechsel seines Vaters, der zur reformirten Kirche übergetreten war, ließ er sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland im Gefolge des Herzogs Heinrich von Angoulême, des natürlichen Sohnes von Heinrich II. und Gouverneurs von Provence, in diesem Lande nieder und brachte den größten Theil seines Lebens in Aix zu. Ein eifriger Katholik, diente

er eine Zeit lang mit Auszeichnung unter der Lique, lernte aber nach der Thronbesteigung Heinrich's IV. diesen Fürsten schätzen und nahm von ihm, als er 1605 in Privatangelegenheiten nach Paris gekommen war, eine Kammerherrnstelle mit 1000 Livres Gehalt an. Nach dem Tode des Königs zahlte ihm Maria von Medici seine Pension fort und erhöhte sie sogar. Er starb im Oct. 1628. Seine Biographie lieferte sein Freund Racan, der nächst Maynard zu seinen bedeutendsten Schülern gehörte. Er war ein ehrlicher Mann, aber mürrisch und voller Sarkasmen. Nächst dem katholischen Glauben lag ihm die Reinheit der franz. Sprache am meisten am Herzen; noch auf seinem Sterbebette corrigirte er einen Sprachfehler seines Beichtvaters und bat ihn, von den Freuden des Himmels zu schweigen, da sein schlechter Stil ihm die Sache verleide. Die besten Ausgaben seiner oft gedruckten „Oeuvres“ sind die von Chevreau mit Racan's Biographie (3 Bde., Par. 1723), die von Lefèvre de St.-Marc (4 Bde., Par. 1764) und von Didot (Par. 1797, 4.). Während die ältern Kunstrichter von M. an die Morgenröthe der franz. Poesie datiren, erkennt die neuere Kritik in ihm zwar einen correcten Versificator und Sprachkünstler, aber nur einen höchst mittelmäßigen Dichter.

Malibran (Maria Felicitas), eine der größten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. 1808 zu Paris, war die Tochter des span. Sängers und Gesanglehrers Manuel Garcia (s. d.). Alle Bemühungen des Vaters, der sie unterrichtete, schienen bei ihr ganz erfolglos, als auf einmal mit dem 13. Jahre die überraschendste Umwandlung ihres körperlichen und geistigen Wesens stattfand, und das erwachte Talent sich mit reißender Schnelligkeit entwickelte. Schon im 14. Jahre feierte sie in London, wohin der Vater sich gewendet hatte, ihre ersten Triumphe in der ital. Oper, und bald war ihr Ruf ein europäischer. Indes wurde ihre Laufbahn durch eine Episode unterbrochen, die auf ihr Leben den entscheidendsten Einfluß äußerte. Ihr Vater war mit ihr an der Spitze einer ital. Operngesellschaft nach Newyork gezogen; doch das Unternehmen scheiterte. Mit Rücksicht auf des Vaters Lage nahm die Tochter die Hand eines Franzosen, Malibran, an, der für einen der reichsten dortigen Kaufleute galt, aber bald nachdem sie die Bühne verlassen, bankerot wurde. Sie überließ hierauf ihm die durch den Heirathscontract ihr ausgelegte Summe und betrat von neuem die Bühne. Nachdem aber häuslicher Zwiste halben sie sich von ihrem Gatten getrennt hatte, kehrte sie nach Europa zurück und mit ihrem ersten Auftreten trat der bis dahin unverkümmerte Glanz der Pasta vor dem neuaufgehenden Gestirn zurück. In Frankreich, England, Deutschland und Italien erregte sie gleichen Enthusiasmus. Von den ungeheuern Summen, die sie erwarb, machte sie indess den alleredelsten Gebrauch. Sie übte eine wahrhaft verschwenderische Wohlthätigkeit, von der auch ihr Gatte nicht ausgeschlossen war, sodaß endlich ihre Freunde selbst Einhalt thaten und ihre Einnahmen in Empfang nahmen. Alle, die in den Kreis ihres Umgangs kamen, rühmten mit Begeisterung ihre weiblichen und häuslichen Tugenden, ihre Bescheidenheit und aufgeweckte Unterhaltungsgabe. Seit 1833 reiste sie mit Veriot (s. d.), mit dem sie 1836, nachdem ihre erste Ehe gerichtlich geschieden worden war, eine zweite schloß. Doch schon im Sept. 1836 ereilte sie der Tod in Manchester, wohin sie gereist war, um bei einem Musikfeste mitzuwirken. In der strengen Schule ihres Vaters hatte sie so viel allgemeine musikalische Bildung erlangt, um auch als Componistin auftreten zu können. Eine ziemliche Anzahl ihrer Lieder, von denen manche sehr beliebt wurden, sind auch gedruckt. Ein Denkmal wurde ihr 1838 in Brüssel errichtet.

Mallet (Claude Franç. de), franz. General und bekannt durch seine Verschwörung gegen Napoleon, war am 28. Juni 1754 zu Dôle in der Franche Comté geboren und trat im Alter von 16 Jahren in die Leibgarde. Nach Auflösung dieses Corps kehrte er in seine Heimat zurück und stellte sich daselbst 1790 als eifriger Anhänger der Revolution an die Spitze der Nationalgarde. Später ging er als Capitain zur Rheinarmee, wurde 1793 Generaladjutant, 1799 aber Brigadegeneral. Als solcher kämpfte er in der Alpenarmee und wurde 1805 nach Italien versetzt, wo er das Gouvernement zu Pavia erhielt. Weil er aber seinen Republikanismus nicht verleugnete und die Unternehmungen Bonaparte's heftig tadelte, so setzte man ihn ab. Er kehrte nun nach Paris zurück, ließ sich hier in mehrere republikanische Complots ein und wurde 1808 von der Polizei eingezogen, obgleich man

ihn keines Vergehens überführen konnte. Im Juni 1812 brachte man ihn in ein Detentionshaus, und hier entwarf er mit mehreren Royalisten den Plan, Napoleon während des Feldzuges in Rußland zu stürzen. Er entfloh in der Nacht vom 23. zum 24. Oct. mit dem Abbé Lafon, einem kühnen Manne, aus der Haft, erschien in den Kasernen und verkündigte den Soldaten, daß der Tyrann in Rußland umgekommen sei. Hierauf setzte er die in dem Gefängnisse Laforce eingeschlossenen Generale, Guidal und Lahorie, in Freiheit, ließ ein vorher gewonnenes Bataillon der Garde von Paris unter die Waffen treten und suchte den Platzcommandanten Hulin (s. d.) auf, während sich Lafon an der Spitze einiger Pelotons nach der Präfectur wendete. M. theilte Hulin den Tod des Kaisers und die Errichtung einer provisorischen Regierung mit, und als derselbe Mißtrauen bezeugte, zog er ein Pistol und zerschmetterte ihm das Gesicht. Der Adjutant Laborde, der die nächtliche Scene belauscht hatte, eilte auf den Schuß herbei und vermochte den Verschwörer zu überwältigen. Schon am nächsten Tage wurde M. mit Guidal und Lahorie vor eine Militärcommission gestellt, wobei er seltene Festigkeit und Geistesgegenwart zeigte. Als man ihn um die Mitschuldigen befragte, erwiderte er: „Ich würde ganz Frankreich, ja ganz Europa zu Mitschuldigen gehabt haben, wäre ich glücklich gewesen“. Mit Kaltblütigkeit hörte er sein Todesurtheil, und ebenso entschlossen benahm er sich, als er am 29. Oct. 1812 mit seinen beiden Gefährten in der Ebene von Grenelle erschossen wurde. Vgl. „Histoire des sociétés secrètes de l'armée“ (Par. 1815), in der M. jedoch eine sehr abenteuerliche Rolle spielt; Lemare, „M., ou Coup-d'oeil sur l'origine, les éléments, le but et les moyens des conjurations etc.“ (Par. 1814) und Lafon, „Histoire de la conjuration de M.“ (Par. 1814).

Mallet du Pan (Jacq.), ein ausgezeichnete Publicist des 18. Jahrh., geb. 1749 zu Genf, erwarb sich tüchtige Kenntnisse und kam durch Voltaire, der ihn für die Philosophenpartei vergebens zu gewinnen suchte, als Professor der franz. Literatur 1772 nach Kassel. Hier gab er einen „Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres“ heraus, legte aber als unabhängiger Charakter schon nach einigen Monaten sein Amt nieder und begab sich zu dem Publicisten Linguet (s. d.) nach London, den er in der Redaction der „Annales politiques“ unterstützte. M. sah indeß bald in seinem Genossen einen käuflichen Sophisten und trennte sich von ihm. Als Linguet in die Bastille gesetzt wurde, gründete M. 1779 zu Genf die periodische Schrift „Mémoires historiques, politiques et littéraires“, welche die politischen Annalen ersetzen sollte. Da der ernste Ton seines Werks wenig Anklang fand, gab er dasselbe 1782 auf, zumal da Linguet auf freien Fuß gelangte. Zufolge der genfer Ereignisse schrieb er hierauf „De la dernière révolution de Genève, en 1782“ und zog sich dadurch viele Widersacher zu. Er ging deshalb nach Paris und stiftete hier 1783 mit dem Buchhändler Pankouke das „Journal historique et politique“, das einen großen Aufschwung nahm. Im J. 1788 vereinigte jedoch Pankouke die Zeitschrift mit dem „Mercure de France“ in der Weise, daß M. die Redaction vom politischen Theil des „Mercure“ behielt. Er fuhr fort, im Sinne einer gemäßigten, constitutionellen Freiheit zu schreiben, und der Erfolg war so groß, daß der „Mercure“ bald in 20000 Exemplaren gedruckt wurde. Beim Ausbruche der franz. Revolution vertheidigte M. die Sache des Königs. Wiewol er die heftigsten Aufforderungen von Seiten der Bewegungsmänner zum Einlenken erhielt, griff er die Schritte der Nationalversammlung, die Unordnungen vom Juli und Oct. 1789, überhaupt die Revolution mit großer Kühnheit an. Die Flucht des Königs am 21. Juni 1791 zog ihm eine Untersuchung zu; doch durfte er seine Zeitschrift wieder fortsetzen. Nach Ausbruch des Kriegs ertheilte ihm Ludwig XVI. den Auftrag, die deutschen Fürsten um eine gemäßigte Intervention in den franz. Angelegenheiten zu ersuchen. M. reiste am 21. Mai 1792 nach Frankfurt am Main, sah aber sehr bald seine Bemühungen im Fortgange der Ereignisse scheitern. Die Katastrophe vom 10. Aug. 1792, wobei zu Paris seine Wohnung zerstört und in Folge deren seine Zeitschrift unterdrückt wurde, nöthigte ihn, sich nach Genf zu wenden. Als thätiger Gegner der franz. Partei verfolgt, ging er im Frühjahr 1793 nach Brüssel, wo er die heftige Schrift „Considérations sur la révolution de France“ herausgab. Mit dem Einbruch der Franzosen zog er sich nach Basel zurück, welches damals der Mittelpunkt aller gegen die franz. Revolution gerichteten Intriguen war. Seines Unterhalts beraubt wurde er der Berichterstattung an die

Höfe zu Wien, Berlin und London und arbeitete in die'er Stellung mit großer Anstrengung an der Fortsetzung des Kampfes gegen die franz. Republik. Die Angriffe auf das Benehmen Bonaparte's in Italien zogen ihm 1796 die Verbannung aus Basel zu. Er ging nach Zürich und von da nach Freiburg im Dreisgau, wo er den Winter von 1798 in den traurigsten Verhältnissen zubrachte. Im J. 1799 begab er sich nach London und gründete daselbst das politische Journal „*Mercure britannique*“. Obschon ihn die Regierung nicht unterstützte, nahm doch sein von den Zeitumständen begünstigtes Blatt bald den glänzendsten Aufschwung. Doch starb er schon am 10. Mai 1800. Seine mit fünf Kindern hinterlassene Witwe erhielt eine Unterstützung von der brit. Regierung. M. war seinen politischen Doctrinen nach ein Anhänger der brit. Verfassung, die er auch Frankreich zudachte. Sein Stil ist zwar nicht correct, aber kräftig und wirksam; seine Gedanken ernst, tief und errungen. Noch gedenken wir seiner Schrift „*Du principe des factions en général, et de celles qui divisent la France*“ (1791); der „*Correspondance politique, pour servir à l'histoire du républicanisme franç.*“ (Hamb. 1796) und des „*Essai sur la destruction de la ligne et de la liberté helvétique*“ (Lond. 1798).

Mallorca oder *Majorca*, die größte der zu Spanien gehörenden Balearischen Inseln im Mittelländischen Meere, welche nebst den Pityusischen Inseln das Königreich Mallorca bilden, hat einen Flächeninhalt von 63 □M. Sie ist meist gebirgig; namentlich zieht sich an der Nordwestseite eine Bergkette hin, deren höchste Spitze der 4506 F. hohe Silla de Torellas ist, und die in mehre Vorgebirge, wie Formentor, Cala Figuer und Dragonera, ausläuft. Dessenungeachtet hat sie ein mildes Klima und ist fruchtbar. Als Haupterzeugnisse liefert sie Seide, Wein, Öl, Südfrüchte, Safran, Salz, Vieh und Wild. Getreide wird nicht ausreichend erbaut, weil manden Boden nicht zweckmäßig zu benutzen versteht. Die ganze Insel hat an den Küsten feste Wachtthürme aus der Zeit der türk. Seeräuber. Die Bewohner, an Zahl etwa 145000, zeichnen sich durch Arbeitsamkeit und Tapferkeit aus. Sehr viel haben sie vom Gelben Fieber zu leiden, das sie allein seit Anfange dieses Jahrhunderts dreimal heimsuchte und großes Sterben verursachte. Der span. Regierung dient die Insel als Verbannungsort für politisch Verdächtige. Die befestigte Hauptstadt Palma, mit 34000 E., ist der Sitz des Generalcapitains des Königreichs Mallorca, eines Bischofs, einer Universität und einer Akademie der zeichnenden Künste. Sie hat einen großen Dom, eine prächtige Börse und einen durch zwei Forts vertheidigten und durch einen 4380 F. langen Steindamm geschützten Hafen mit Leuchtturm, und treibt neben Fabrikation in Tuch, Taffet und fein eingelegten Tischlerarbeiten ansehnlichen Handel. Außerdem ist noch die Hafenstadt Alcudia, mit etwa 800 E., zu erwähnen, welche sehr ungesund liegt, Korallenfischerei treibt und sonst der Aufbewahrungsort für Staatsgefangene war.

Malmaison, ein Lustschloß, $2\frac{1}{2}$ Stunde westlich von Paris, im Mittelalter ein Mairthof, Mala domus genannt, weil er in der Gegend lag, wo die Normannen im 9. Jahrh. gelandet, gehörte früher dem Minister Michelieu und war dann eine Besizung der Kaiserin Josephine, die es zu einer der reizendsten Anlagen in der Nähe der Hauptstadt umschuf, und aus deren Erbe es an ihren Sohn, den Herzog Eugen von Leuchtenberg, überging. Obschon M. nach der zweiten Einnahme der Hauptstadt im J. 1815 vielfach verwüstet wurde, so waren doch noch Gegenstände genug vorhanden, welche an die glanzvollen Tage der Kaiserregierung erinnerten; allein sie nahmen immer mehr und mehr ab, bis endlich 1829 auch die Mobilien versteigert wurden, welche Engländer und Freunde des Kaisers zu hohen Preisen erstanden. Im J. 1842 wurde M. für die Königin Maria Christine von Spanien angekauft.

Malmédy, eine Stadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen, hat 4000 E., die bedeutende Fabriken in Tuch, Papier und Pressspähnen, hauptsächlich aber in Leder unterhalten, Gerberei und Leimsiederei treiben und die Producte dieser Industrie in den Handel bringen. Auch ist daselbst eine kräftige mineralische Quelle, die aber wegen der Nähe von Spaa nicht in großem Rufe steht. Früher war M. eine reichsunmittelbare Benedictinerabtei, die, um die Mitte des 7. Jahrh. gestiftet, mit Stablo unter einem Fürstbiste stand, dessen Besizungen in dem Fürstenthume Stablo, wozu M. gehörte, und in der Graffschaft Ligne bestanden, die im Frieden zu Luneville 1801 an Frankreich kamen.

Malmö, die Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Län, früher eine Festung, liegt am Sund und hat gegen 8000 E., ein altes, festes Schloß (Malmöhus), eine Schifffahrtsschule und ein Hospital für Blödsinnige. Man fertigt daselbst viel Handschuhe, Tuch, Seife und Tapeten; auch ist der Kornhandel sehr bedeutend. Durch den Frieden zu M. im J. 1523 zwischen Gustav Wasa und Christian II., der Schweden von Dänemark trennte, wurde die Kalmarische Union gelöst. Im folgenden Jahre hatte Gustav Wasa mit dem neuen Könige Friedrich I. von Dänemark in M. eine Zusammenkunft, um von ihm seine Anerkennung als König zu erlangen und sich mit ihm gegen den vertriebenen König Christian II. von Dänemark zu verbinden.

Malouinen, s. Falklandsinseln.

Malpighi (Marcello), ital. Anatom, Physiolog und Physiker, geb. am 10. März 1628 zu Crevalcore im Gebiete von Bologna, studirte auf der Universität zu Bologna, wo er auch Professor der Arzneikunde wurde. Im J. 1657 ging er in gleicher Eigenschaft nach Pisa, kehrte aber nach drei Jahren nach Bologna zurück, da die dortige Luft ihm nicht zusagte. Hierauf wurde er 1662 Professor der Medicin in Messina, gerieth aber sehr bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn abermals zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Endlich berief Papst Innocenz XII. ihn 1691 nach Rom und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherrn. Hier starb er am 29. Nov. 1694. Er war der Erste, der sich zur Untersuchung des Blutumsaufs des Mikroskops bediente. Seine Beobachtungen hierüber theilte er in zwei Briefen an Borelli unter dem Titel „De pulmonibus“ mit. Seine Abhandlungen über Gehirn, Zunge, Neshaut, Lastergan, Bau der Eingeweide, Nerven, Milz, Uterus u. s. w., sowie über den Seidenwurm, die Bildung des Zungen im Ei, über die Drüsen und besonders über die Anatomie der Pflanzen enthalten scharfsinnige und lehrreiche Beobachtungen. Seine „Opera“ erschienen zu London 1686 (2 Bde., Fol.; vermehrt, 2 Bde., Leyd. 1687, 4.) und seine „Opera posthuma“ 1697 und zuletzt sehr vermehrt unter dem Titel „Opera medica et anatomica varia“ (Ven. 1743, Fol.).

Malplaquet, ein Dorf im Bezirk von Vesnes im franz. Departement du Nord, wurde durch die Schlacht zwischen den verbündeten Osterreichern und Engländern und den Franzosen am 12. Sept. 1709 bekannt. Nach der Eroberung von Tournay durch die Verbündeten hatte der franz. Marschall Villars sich in der mit vielem Buschwerk bewachsenen Gegend zwischen Mulnois und M. aufgestellt und durch Verschanzung der Gehölze, an welche er seine Flügel lehnte, gedeckt. Hier wurde er von Eugen und Marlborough angegriffen, und den Engländern gelang es, sein Centrum zu durchbrechen und so seine Flügel zu trennen. Er selbst wurde schwer verwundet, sodaß Boufflers (s. d.) das Commando übernehmen mußte, der sich mit der Armee über Bayay nach Valenciennes zurückzog, ohne daß er verfolgt wurde. Die Franzosen hatten 15000, die Verbündeten 18000 M. verloren.

Malsburg (Ernst Friedr. Georg Otto, Freiherr von der), der Übersetzer des Calderon, geb. am 23. Juni 1786 zu Hanau, wurde wegen des unsteten Garnisonlebens seines Vaters, welcher in kurhess. Diensten stand, von seinem Oheim, der kurhess. Minister war, in Kassel erzogen und besuchte später das dasige Gymnasium und seit 1802 die Universität zu Marburg, wo er sich für die diplomatische Laufbahn vorbereitete. Nach beendeten akademischen Studien begleitete er seinen Oheim nach Paris, wo er ein ganzes Jahr verweilte. Nach der Rückkehr wurde er 1806 Assessor in der Regierung, unter der westfäl. Regierung Auditor im Staatsrath, 1808 Legationssecretair in München und 1810 in Wien, von wo er erst 1813 nach Kassel zurückkehrte. Zwar mußte er nach der Rückkehr des Kurfürsten in den Posten zurücktreten, den er vor dem Eintritte der Fremdherrschaft innegehabt hatte, allein schon im nächsten Jahre wurde er Justizrath und 1817 Regierungsrath. Noch in demselben Jahre wurde er als Geschäftsträger seiner Regierung nach Dresden gesendet, und hier war es, wo er im Umgange mit Tieck, Löben und Kalkreuth die letzten, aber auch schönsten und glücklichsten Jahre seines Lebens größtentheils zubrachte. Er starb am 20. Sept. 1824 auf dem ihm aus der Erbschaft seines Oheims zugefallenen Schlosse Eschenberg. Seine eigenen „Gedichte“ (Kass. 1817 und Lpz. 1821) sind meist in dem von Schlegel angeregten südlichen Tone verfaßt; werthvoller sind die religiösen Gedichte, doch auch in ihnen Novalis als Vorbild leicht erkennbar. Bedeutenden Ruf erwarb er sich durch

seine Verbeutung der Schauspiele Calderon's (6 Bde., Lpz. 1819—25) und durch die drei frei behandelten Dramen Lope de Vega's unter dem Titel „Stein, Scepter, Blume“ (Dresd. 1824). In den letzten Jahren lieferte er auch zahlreiche kritische Beiträge in Zeitschriften. Nach seinem Tode gab die Stiftsdame von Calenberg seinen „Poetischen Nachlaß und Umriss aus seinem innern Leben“ (Kass. 1825) heraus.

Malstrom oder **Moskøestrom**, der berühmteste aller Strudel, an der norweg. Küste, gleicht einem umgekehrten hohlen Kegel und hat einen so unbeschreiblich heftigen Wassersturz, daß auf der einen Seite die Schiffe bis auf eine Entfernung von fast sechs Meilen ihn meiden müssen.

Malta, eine Insel im Mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrik. Küste, hat mit den ganz nahe dabei liegenden Inseln Gozzo, Comino und Cominotto, die dazu gerechnet werden, einen Flächeninhalt von 8 □M. mit 130000 E. Der Boden, bestehend aus verwittertem Kalkfelsen mit Höhlen und Grotten, ist mühsam durch Erde, die man aus Sicilien herbeigeht, fruchtbar gemacht worden, ziemlich hügelig und voll Steinklippen, dessenungeachtet aber jeder Zoll Landes benugt. Das Klima ist heiß, doch durch Seewinde abgekühlt und gesund. An Ziegen, Schafen, Geflügel, Fischen und köstlichem Honig fehlt es nicht. Man erbaute Hülsenfrüchte, Gemüse, Sodapflanzen, besonders viel Baumwolle, Zuckerrohr, schönes Obst und Südfrüchte, die an Güte die italienischen übertreffen, auch etwas Wein, der dem spanischen gleich kommt; Getreide jedoch für den Bedarf nicht ausreichend. Die Flora ist sehr üppig, besonders waren die Rosen schon im Alterthume berühmt. Waldungen fehlen; nur der südwestliche Theil der Insel enthält etwas Holzung. Man bricht Marmor, Marmor und gute Bausteine; Salz wird aus Seewasser bereitet. Der Gewerbefleiß beschränkt sich auf die Verfertigung weniger baumwollener Zeuge. Dagegen sind Handel und Schifffahrt sehr bedeutend. Die Einwohner, ein Gemisch sämtlicher Völker, die nach und nach die Insel beherrscht haben, insbesondere der Araber, sprechen in den Städten Italienisch, auf dem Lande aber ein mit den Worten vieler andern Sprachen gemischtes verdorbenes Arabisch. Sie sind geschickte Handelsleute, Fischer und Seeleute und bekennen sich zur katholischen Kirche. Die Insel ist der Mittelpunkt des engl. Dampfschiffahrtssystems im Mittelmeere, sowie sie auch von großer strategischer Wichtigkeit ist, indem die Engländer durch sie nebst Gibraltar und den Jonischen Inseln das Mittelmeer beherrschen, weshalb sie dieselbe sehr befestigt und große Werke und Arsenale hier angelegt haben. Die Hauptstadt der Insel ist *Lavallette* (s. d.). Die alte Hauptstadt, *Malta*, auch *Civita vecchia* genannt, mit 5000 E. und antiken Ruinen, liegt im Innern der Insel. M. und Gozzo waren um 1400 v. Chr. tyrisch-phöniz. Colonien, von deren Bauwerken sich noch jetzt auf Gozzo Spuren finden. Schon während ihrer heroischen Zeit war die Insel den Griechen bekannt, die sie damals *Dygygia* benannten und die Nymphe Kalypso dahin versetzten, deren angebliche Grotte noch jetzt gezeigt wird. Im J. 736 v. Chr. ließen sich griech. Colonisten auf M. nieder, das nun den Namen *Melite* erhielt. Sie blieben mit einer aristokratisch-demokratischen Verfassung unabhängig, bis die Karthager um 400 v. Chr. die Inseln eroberten, an deren Stelle 216 v. Chr. die Römer traten. Im J. 56 n. Chr. scheiterte hier der Apostel Paulus, der nach der Sage bereits damals eine christliche Gemeinde gegründet haben soll, und noch zeigt man die Höhle, in der er sich damals aufgehalten. Im J. 454 n. Chr. eroberten die Vandalen die Insel, 464 die Gothen, 533 die Byzantiner unter Belisar, 818 die Araber, die dieselbe *Malka* nannten und mit einer geringen Unterbrechung bis 1090 besaßen, in welchem Jahre sie die sicil. Normannen einnahmen und als ein Marquisat mit Sicilien verbanden, dessen Schicksale sie bis 1530 theilte, wo sie von Karl V. den *Johanniterrittern* (s. d.) als ein Lehn des Königreichs Sicilien zugetheilt wurde. Bonaparte nahm sie auf seinem Zuge nach Aegypten 1798 unter dem Großmeister von *Hompesch* (s. d.) durch Verrath ohne Widerstand ein; doch mußte sich die franz. Besatzung 1800 an die Engländer ergeben. Im Frieden von Amiens wurde zwar die Rückgabe der Insel an den Orden, unter neutraler Garantie, versprochen, von England aber 1803 verweigert. Im Frieden von Paris 1814 verblieb sie den Engländern, die in der innern Verfassung wenig geändert haben. Sie steht unter einem engl. Gouverneur und hat eine engl. Besatzung; die Dbrig-

keiten und Rechtsbehörden aber wählen die Bewohner aus ihrer Mitte. Die Staats Einkünfte betragen gegen 100000 Pf. St., werden aber bedeutend durch die Ausgaben überwogen. Als Souverain von M. stiftete 1810 der König von England den St.-Georgs- und St.-Michaelsorden. Vgl. Boisgelin, „Ancient and modern M.“ (2 Bde., Lond. 1805, 4.); Bres, „M. antica illustrata“ (Rom 1816, 4.) und Ayalos, „Tableau hist., polit., physiq. et moral de M. et de ses habitans“ (Par. 1830).

Maltebrun (Konr.), eigentlich Malthe Bruun, Geograph, geb. 1775 in einer angesehenen jütländ. Familie, studierte in Kopenhagen und warf sich, als die franz. Revolution ausgebrochen, mit jugendlichem Eifer auf die Politik. Er schrieb eine heftige Satire gegen die Aristokraten unter dem Titel „Katechismus der Aristokraten“ (1795), wurde gerichtlich verfolgt und flüchtete nach Schweden. Zwei Jahre nachher kehrte er zurück, mußte aber, da er die damaligen Machthaber von neuem reizte, zum zweiten Male flüchten und wurde 1800 in contumaciam zu ewiger Verbannung verurtheilt. Er ging nun nach Paris, wo er vom Unterrichten lebte; auch fing er an für Journale zu schreiben. Seit 1806 war er einer der Hauptmitarbeiter an dem „Journal des débats“; 1808 unternahm er die „Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire“ (24 Bde.), die er 1814 schloß, und 1818 mit Gyrès die „Nouvelles annales des voyages etc.“, die noch gegenwärtig bestehen. Nach Napoleon's Sturze, zu dessen Gunsten er bis ans Ende seiner Regierung schrieb, gab er eine Zeit lang ein eigenes Blatt, „Le spectateur“, heraus, das mit dem dritten Bande einging, und 1815 wurde er Mitarbeiter an der ultraroyalistischen „Quotidienne“; auch versuchte er in einer besondern Schrift, die auf dem wiener Congreß erfundene Legitimitätstheorie zu vertheidigen. Später trat er wieder beim „Journal des débats“ ein, dessen Mitarbeiter er bis an seinen Tod blieb, der am 14. Dec. 1826 erfolgte. Sein Hauptwerk ist der „Précis de la géographie universelle“ (8 Bde., Par. 1824—28, mit einem Atlas), dessen zwei letzte Bände Huot lieferte, der dann auch die zweite Auflage besorgte. Auch an dem trefflichen „Dictionnaire géogr. univ.“ (8 Bde., Par. 1821 fg.) hatte M. bedeutenden Antheil, sowie bei der Stiftung der pariser Geographischen Gesellschaft, deren Secretair er eine Zeit lang war. Kleine Aufsätze von ihm im „Journal des débats“ gab Nachet unter dem Titel „Mélanges scientifiques et littéraires“ (3 Bde., Par. 1828) heraus.

Malter, s. Maße und Gewichte.

Malteferritter, s. Johanniterritter.

Malthus (Thom. Rob.), ein berühmter brit. Volks- und Staatswirthschaftslehrer, geb. am 14. Febr. 1766 zu Rockery in der Grafschaft Surrey, studierte in Cambridge, wo er nachher eine untergeordnete Lehrerstelle bekleidete und eine geistliche Pfründe erhielt. Im J. 1804 kam er als Professor der Geschichte und politischen Oekonomie an das Collegium der Ostind. Compagnie zu Haileyburg, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete. Noch ehe er dahin abging, hatte er seinen berühmten Versuch über die Principien der Bevölkerung „Essay on the principles of population“ (Lond. 1798; deutsch von Hegewisch, 2 Bde., Altona 1807) veröffentlicht, und das Aufsehen und der Widerspruch, den seine Kühnen und paradoxen Behauptungen machten, veranlaßten ihn, seine Ansichten zu einem System auszubilden. Er bereiste im J. 1800 den Continent, stellte die gründlichsten Untersuchungen über die Bevölkerungsverhältnisse an und ließ sein Buch in neuer Gestalt wiederholt (5. Aufl., 3 Bde., Lond. 1817) erscheinen. Wie schon vor ihm der Schotte Wallace, der Engländer Townshend und der Italiener Ricci, behauptete auch M., daß die Vermehrung der Subsistenzmittel nicht gleichen Schritt mit der Vermehrung der Bevölkerung halte. Nach ihm wächst die letztere in arithmetischer Progression von 20 zu 20 Jahren, wie 1, 2, 4, 8, 16, während die Hülfsmittel der Unterhaltung nur in dem Verhältnis wie 1, 2, 3, 4, 5 steigen. Er schließt daraus, daß der Staat, im Interesse des Ganzen, das Wachstum der Bevölkerung gewaltsam beschränken und auf das Maß der Existenzmittel zurückführen müsse. Die Schwärmerereien der deutschen und franz. Philosophen von der Perfectibilität des Menschengeschlechts hatten M. zur Durchführung dieser rein auf abstracten Zahlenverhältnissen beruhenden Theorie geführt. Wie sehr auch schon die Thatfachen seine allgemeinen Grundätze widerlegten, erwarb er sich doch mannichfaltige Verdienste durch

seine statistischen Untersuchungen, die 1834 bei der Reform der Armen-gesetze in England benutzt wurden. Als sein gründlichster Gegner gilt M. Th. Sadler, welcher „The law of population“ (2 Bde., Lond. 1830) herausgab. Außerdem schrieb M. „Principles of political economy“ (3 Bde., Lond. 1819—20) und „Definitions in political economy“ (Lond. 1827). Er starb zu Bath am 29. Dec. 1834.

Maltitz (Apollonius, Freiherr von), bekannt als Dichter, geb. 1795, ist der Sohn Pet. Friedr. von M.'s, der russ. Gesandter an den Höfen von Lissabon, Stuttgart und Karlsruhe war und 1826 starb. Seine Vorfahren hatten sich zu Anfange des 18. Jahrh. aus Deutschland nach Rußland übersiedelt. Er widmete sich der diplomatischen Laufbahn, wurde 1830 Attaché bei der russ. Gesandtschaft in Rio Janeiro, 1836 Legationsrath und Gesandtschaftssecretair in München und ist gegenwärtig russ. Chargé d'Affaires am Hofe zu Weimar. Als Mensch wie als Dichter zeichnen ihn tiefes Gefühl, Lichtigkeit und Brauchheit der Gesinnung und Adel des Gemüths aus. Namentlich hat er ein entschiedenes Talent für Sinngedichte und Gedichte humoristisch-satirischen Inhalts. Nächste seinen „Gedichten“ (2 Bde., Münch. 1838) ließ er „Dramatische Einfälle“ (2 Bde., Münch. 1838—43) und „Drei Fähnlein Sinngedichte“ (Berl. 1844) erscheinen. Zu Anfange des J. 1839 wurde er Mitredacteur der „Theeblätter“, die sich später in „Deutsche Blätter“ umwandelten. — Sein Bruder, Franz Friedr. Freiherr von M., außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des russ. Hofes im Haag, geb. um 1796, war 1826 und 1827 Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten und bekleidete dann bis 1832 als Wirklicher Staatsrath und Legationsrath den Posten eines Geschäftsträgers am preuß. Hofe, worauf er nach dem Haag versetzt wurde. Er machte sich in der deutschen Literatur einen Namen besonders durch seine Fortsetzung des Schiller'schen „Demetrius“ (Karlsr. 1817). Außerdem ließ er erscheinen „Gedichte“ (Karlsr. 1816); „Athalie, ein Trauerspiel nach Racine“; „Aïre, ein Trauerspiel nach Voltaire“; „Die Geister auf Yburg, eine Ritterfage“, und „Phantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree, von einem Unbekannten“ (Berl. 1834), worin außer eigenen Dichtungen, die jedoch mehr Sinn für die poetische Form als eigene Schöpferkraft bekunden, auch gelungene Übersetzungen aus dem Russischen, Englischen und Italienischen enthalten sind.

Maltitz (Gothtilf Aug., Freiherr von), der Dichter der „Pfefferkörner“, geb. zu Königsberg in Preußen am 9. Juli 1794, wurde ungeachtet eines gebrechlichen Körpers von seinen Altern dem Forstfache bestimmt, das er auf der Forstakademie zu Charand studirte. Als 1812 der König von Preußen zum Freiheitskampfe aufrief, ließ sich auch M. nicht abhalten, in die Reihen der Freiwilligen einzutreten. Wegen seines körperlichen Gebrechens von Einigen verspottet, sah er sich zu einem Duell genöthigt. Nach beendigtem Kriege widmete er sich wieder dem Forstfache, bis eine Satire auf zwei seiner Vorgesetzten, die er anonym hatte drucken lassen, ihn jeglicher Aussicht auf Beförderung beraubte. Hierauf unternahm er angeblich eine Reise nach Italien, und wählte dann Berlin zu seinem Aufenthalt. Bald machte er sich durch seine schriftstellerischen Erzeugnisse bekannt; gleichzeitig kam er mehr und mehr in den Geruch des Liberalismus. In seinem dramatischen Versuche „Der alte Student“ sprach er seine Theilnahme für das getheilte und unterdrückte Polen deutlicher aus, als mit der Tendenz der Censur zu vereinbaren war. Als er nichtsdestoweniger die Schauspieler der königsstädtischen Bühne überredete, die gestrichenen Stellen bei der ersten Darstellung, welcher der König selbst beiwohnte, mitzusprechen, mußte er auf Cabinetsbefehl Berlin sofort verlassen und begab sich nun 1828 nach Hamburg. Die Julirevolution in Frankreich fand an ihm einen überschwänglichen Enthusiasten. Er ging gegen Ende des J. 1830 nach Paris, kehrte jedoch wenig befriedigt 1831 wieder nach Deutschland zurück und wendete sich nach Dresden, wo er in der Zurückgezogenheit lebte und am 7. Juni 1837 starb. Bei gesundem Wize und nicht unglücklichem Sarkasmus, einer nicht unbedeutenden Dichtergabe, einem aufbrausenden Herzen und vieler Offenheit und Biederkeit besaß M. doch nicht genug gründliche Durchbildung, um in unfern complicirten Zeiten als Dichter Großes zu vollbringen und als Schriftsteller für die Dauer festen Fuß zu fassen. Dabei war er zu seinem größten Unglück etwas eitel. Er wurde mehr von der Zeit und ihren verschiedenen Anregungen beherrscht, als er sie zu bewältigen vermochte; so wendete

er sich in seinen letzten Jahren immer mehr der Politik zu, wo er stets richtig fühlte, aber häufig haltlosen Phantasien und zuletzt einer immer steigenden Bitterkeit gegen alles Bestehende verfiel. Das Gemüthlich-Scherzhafte gelang ihm am besten, davon zeigen seine frühern Schriften, wie „Ränzel und Wanderstab“ (2 Bde., Berl. 1821—23), und seine „Humoristischen Naupen oder Späßchen für Forstmänner und Jäger“ (4. Aufl., Berl. 1839). Auch versuchte er sich im Fache der religiösen Erbauungsliteratur und gab „Sonnenblicke, Gefänge religiösen Inhalts“ (6. Aufl., Zitt. 1834) heraus. Einiges Aufsehen machte in der Literatur sein „Gelaßus, der graue Wanderer im 19. Jahrh.; ein Spiegelbild unserer Zeit“ (Lpz. 1826). Später versetzte er seine Productionen mit politischen Gewürzen, wie die „Jahresfrüchte der ernsten und heitern Muse“ (2 Bde., Lpz. 1834—35; 2. Aufl., Lpz. 1843); dagegen sind seine „Balladen und Romanzen“ (Par. 1832) frei von aller Politik. Eine Quintessenz seiner politischen Satire gab er in seinen „Pfefferkörnern“ (4 Hefte, Hamb. 1831—34). Von seinen dramatischen Arbeiten, „Schwur und Rache, ein Trauerspiel“ (Berl. 1826), „Hans Kohlhas“ (Berl. 1828), „Oliver Cromwell oder die Republikaner“ (Hamb. 1831) und „Die Leibrente“, eine Posse, mitgetheilt in Franck's „Taschenbuch dramatischer Originalien“, wurden die letztere und „Hans Kohlhas“ mit Beifall gegeben; doch verdankte „Die Leibrente“ den großen Beifall, den sie bei der Aufführung in Berlin fand, weniger sich selbst als der trefflichen Leistung des Schauspielers Eward Devrient, der in dieser Posse eine seiner Hauptrollen hat.

Malvasier wird der ursprünglich bei Napoli di Malvasia in Morea und nächstdem auf Cypren, Kandia und andern Inseln des Archipels wachsende rothe und weiße Wein genannt, welcher sehr süß, fein und geistig ist und durch einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack sich auszeichnet. Den im Handel gewöhnlich vorkommenden Malvasier liefern Teneriffa, Madeira, die Azoren, die Liparischen Inseln, Sardinien, Sicilien und die Provence.

Malz nennt man behufs des Bierbrauens, Branntweinbrennens und Essigsiedens zubereitetes Getreide. Hierzu werden hauptsächlich Gerste und Weizen, seltner Hafer genommen. Das Getreide wird in Bottichen eingeweicht, dann in einer Tenne auf einen Haufen geschüttet, den man, sobald sich die Keime hinlänglich entwickelt haben, umschauelt, worauf die gekeimte Frucht entweder auf luftigen Böden oder auf geheizten Darren ausgetrocknet wird; Ersteres stellt das Luftmalz, Letzteres das Darmalz dar. Außer diesen beiden Arten bereitet man in neuester Zeit auch noch Filzmalz auf die Art, daß man das aus dem Bottich genommene Getreide in einen Haufen spitzt und in ein Beet von 3—5 F. Höhe bringt. Sobald das Malz im Boden fest ineinander gewachsen ist, wird es in regelmäßige Stücke getheilt und das noch nicht gekeimte nach Innen zum Keimen gebracht. Nachdem Alles gekeimt, wird das nun fertige Malz mit den Händen gerieben und auf den Weikboden gebracht. Durch den anfangenden Vegetationsproceß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißstoff der Körner mit ihrem Mehle in eine zuckerähnliche Substanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des geschroteten Malzes (die Würze) in geistige Gährung übergehen und Bier (s. d.) liefern kann. Die Abgänge beim Malzen, der Malzstaub und die Malzkeime, dienen zur Viehfütterung und zur Düngung. Ein gutes Malz muß gleichförmig und weder zu viel noch zu wenig gekeimt, wohlgetrocknet oder geröstet, auch rein, nicht zu alt und verlegen sein und einen starken, angenehmen, süßen Geruch und Geschmack haben. Viele Seestädte, namentlich Danzig, Stralsund, Königsberg, Elbing, Rostock, Bismar u. s. w., treiben mit Malz starken Handel, und in Stralsund bilden die Malzarbeiter ein eignes Gewerbe.

Mamertiner nannten sich nach Mamers, wie in oscischer und sabinischer Sprache der röm. Mars hieß, campanische Samniten, die im Solde des Agathokles (s. d.) gestanden und nach dessen Tode 289 v. Chr. entlassen, sich der Stadt Messana auf treulose Weise bemächtigt hatten. Hier tödteten oder vertrieben sie die männlichen Einwohner und bildeten einen Räuberstaat, der sich durch Züge zu See und zu Lande fürchtbar machte. Endlich besetzte sie Hiero II. (s. d.) von Syrakus bei Mylä, wo ihm 8000 M. entgegenstanden, 265 v. Chr. und bedrängte sie in Messana. Eine Partei nahm Karthager zum Schutz in die Stadt, eine andere wendete sich 264 an die Römer um Hülfe; diese sandeten ihnen den Consul Appius Claudius mit einem Heere, und die Karthager wurden wieder

aus der Stadt vertrieben. Da sie nun aber mit Hiero vereinigt diese belagerten, so gab dies die Veranlassung zum ersten Kriege zwischen Rom und Karthago.

Mamluken (arab.), d. i. Sklaven, nannte man in Aegypten die aus den Gegenden des Kaukasus stammenden Sklaven der Beys, welche die bewaffnete Macht derselben bildeten. Als nämlich im 13. Jahrh. Dschingis-Khan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte der Sultan Nodschmaddin von Aegypten deren 12000, zum Theil Mingrelier und Tscherkessen, meist aber Türken aus dem Kaptschak, ließ sie in allen kriegerischen Künsten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, das sich bald zügellos und rebellisch zeigte, die Regierungsangelegenheiten an sich riß und nach Ermordung des Sultans Duran Schah 1254 aus ihrer Mitte Ibegh zum Sultan von Aegypten ernannte, mit dem die Dynastie der Bahariden begann, denen 1382 die zweite Mamlukendynastie, die Bordschiten, folgte. Weiber Herrschaft dauerte 203 Jahre, während welcher Zeit die Mamluken verschiedene Eroberungen machten und die Franken 1291 aus dem Orient vertrieben. Selim I. stürzte ihr Reich, nachdem er die Hauptstadt Kahira 1517 mit Sturm genommen hatte, und setzte einen türk. Pascha über Aegypten, war aber doch durch die Umstände genöthigt, die 24 Beys, welche die verschiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten, fortbestehen zu lassen. Diese Verhältnisse bestanden ohne besondere Veränderung fort, bis seit der Mitte des 18. Jahrh. die Mamluken durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein solches Übergewicht über die Regierung der Osmanen in Aegypten erhielten, daß der von der Pforte ernannte Pascha ganz nach ihrem Willen handeln mußte, und die Mamlukenbeys die wirklichen Beherrscher des Landes waren. Dieses Übergewicht verschaffte ihnen vorzüglich Ali Bey, welcher mit unumschränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Die Zahl der Mamluken, die durch ganz Aegypten zerstreut waren, betrug ungefähr 10—12000 M. Sie ergänzten sich meist durch Sklaven aus Kaukasien, und nur aus ihnen wurden die Staatsämter besetzt und insbesondere die Beys gewählt. Ihre letzte glänzende Rolle spielten die Mamluken, namentlich Murad Bey, zur Zeit des franz. Einfalls in Aegypten und die nächste Zeit nach dem Abzuge der Franzosen. Durch List gelang es 1811 dem nachherigen Vizekönige von Aegypten, Mohammed Ali (s. d.), die Beys zu vernichten.

Mammuth ist der Name mehrerer Säugthiere, welche in der letzten, der unsern zunächst vorausgegangenen Erdperiode lebten, während der großen Umwälzung vernichtet wurden und hinsichtlich ihrer staunenswerthen Körpergröße im Verhältnisse zu einem Thier- und Pflanzenwelt standen, deren auf uns gekommene versteinerte Reste überall auf einen ungeheuren Maßstab der damaligen Schöpfung schließen lassen. (S. Urwelt.) Man findet die Trümmer der Mammuthen häufig, zumal aber die Backenzähne einiger Arten; selten aber kommen größere Skeletttheile vor. Die Mammuthen sind theils nur grasfressende, theils aber auch, wie man aus der Beschaffenheit der Zähne gefolgert hat, fleischfressende Thiere gewesen. Die erstern haben sich vom ind. Elefanten wenig unterschieden, waren aber weit größer, und sind zumal an den Küsten Nordasiens in solcher Menge unter dem ewigen Eise umgekommen, daß der Handel mit ihren herumliegenden, oft 200 Pf. schweren Stoßzähnen für die Tungusen sehr einträglich ist. Pallas fand schon 1772 Reste unversehrter Mammuthen unter dem Eise Nord Sibiriens, Adams 1806 ein ganzes Thier, dessen, wenngleich haarlose Haut in Petersburg aufbewahrt wird. Für die Geschichte der Erdrevolution ist das Vorkommen so gewaltiger Kräuterfresser in einem jetzt vereisten, pflanzenlosen Lande von großem Interesse, und hat zu vielen Vermuthungen Veranlassung gegeben. Fleischfressende Mammuthen gehören zur Gattung *Mastodon*, und kommen am häufigsten in Amerika vor, wo schon ziemlich vollständige Skelette ausgegraben wurden, von welchen das beste sich in Peale's Museum zu Philadelphia befindet. Es ist an den Schultern 11 F., an der Hüfte 9 F. hoch, und 17 F. lang. In neuester Zeit hat man im Westen der Vereinigten Staaten noch andere Riesenthiere ausgegraben, die wol auch Mammuthen genannt worden sind; so das sogenannte *Misouri-Thier*, dessen Skelett der Sachse Koch 1840 auffand, bis auf wenige kleine Knochen zusammenbrachte und später an das Britische Museum verkauft hat. Es mißt 30 F. in der Länge, ist an den Schultern 15 F. hoch, hat ungeheure horizontale Stoßzähne und steht dem Nüßperde näher als dem Elefanten.

Man (Mona), die zur engl. Provinz Westmoreland gehörige Insel im irischen Meere, hat einen Flächenraum von 19 □ M. und gegen 48000 E., welche durch ihren Fleiß das von Natur ziemlich öde Land in ein fruchtbringendes umgeschaffen haben und Vieh-, besonders Schafzucht und Flachsbau treiben. Die Insel hat viele mineralreiche Berge, darunter den 2000 F. hohen Snaffle- oder Snowfield, von welchem aus man das 11 St. entfernte Irland, das 8 St. entlegene Schottland, sowie die 13 St. ferne Küste Englands erblicken kann. Die Bewohner, **Manken** genannt, stammen in unvermischter Abkunft von den alten Briten und sprechen die irische (gälische) Sprache. M. hatte in den ältesten Zeiten eigne Könige, wurde aber im 13. Jahrh. von den Schotten erobert, die im folgenden Jahrhundert durch die Engländer wieder vertrieben wurden. Seitdem waren damit verschiedene Familien belehnt, zuletzt unter Heinrich IV. die Familie Stanley, bis 1765 die engl. Regierung die Insel an sich kaufte, die jedoch ihre alte Verfassung behielt, die 24 Keys oder Regierungsrepräsentanten besorgen, an deren Spitze ein königlicher Gouverneur steht. Der Sitz der Regierung ist Castleton; die Haupthandelsstadt, namentlich in Betreff des Heringfangs, Douglas mit 7000 E.

Mänaden, d. i. die Rasenden, hießen die verzüchteten Begleiterinnen des Bacchus (s. d.).

Mancha oder La Mancha, eine kleine zu Neucastilien gehörige span. Provinz von 355 □ M. mit 250000 E., ist gebirgig, gut bewässert und von heißem Klima. Man baut guten Weizen, schönes Obst, vortreflichen rothen Wein, Safran, Hanf u. s. w. Sehr bedeutend ist die Viehzucht, namentlich in Beziehung auf Esel und Maulesel; Bergbau wird hauptsächlich auf Quecksilber getrieben. Die Bewohner sind ein arbeitsames, kräftiges und heiteres Volk. Die Hauptstadt ist Ciudad-Real (s. d.), wonach die Provinz jetzt hauptsächlich benannt wird.

Manche oder La Manche, ein franz. Departement von 110 □ M. mit 597000, meist katholischen E., ein Theil der ehemaligen Normandie, an dem Kanal, ist an der Küste voller Dünen und Klippen, im Innern ziemlich eben und theils morastig, theils sandig. Die Bewohner treiben Ackerbau, namentlich auf Ölpflanzen und Färbertöthe, Viehzucht, insbesondere Pferde- und Rindviehzucht, Obstbau auf Apfel und Birnen, woraus sie Cider verfertigen, und Bergbau auf Eisen, Zorf u. s. w.; ihre Hauptnahrungsquelle aber ist der Handel. Die Hauptstadt ist St.-Lô.

Manchester, der erste Fabrikplatz Englands, 37 M. von London, in der Grafschaft Lancaster, liegt in einer hügeligen Gegend, am Bridgewaterkanale und am schiffbaren Irwell, an dessen Ufer Salford, eine Vorstadt von M., gelegen ist, die durch eine schöne gusseiserne Brücke von einem einzigen, 120 F. weit spannenden Bogen mit der Stadt in Verbindung steht. Unregelmäßig gebaut, hat die Altstadt, der Sitz der Fabriken, ein unfreundliches, ruhiges Ansehen, und nur die äußern, neuangebauten Straßen sind schön. Einer der schönsten Theile derselben ist der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte schöne Häuserreihe mit einer Terrasse und der Aussicht auf den Fluß; ferner die neue Londoner Straße und der Neumarkt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die neue schöne Collegiatkirche, in goth. Stil gebaut, die geräumige und geschmackvolle Börse, das ungeheure Gefängniß New-Bailey und das Rathhaus mit einem der prächtigsten und größten Säle in Europa; unter den Wohlthätigkeitsanstalten das große Krankenhaus, wo jährlich über 12000 Menschen ärztlich behandelt werden; das Cheetham-Armenhaus mit einer Bibliothek von 20000 Bänden und einer Erziehungsanstalt für 80 arme Kinder, und die große, nach dem Lancaster'schen Systeme eingerichtete Freischule. M., das vor 80 Jahren nur 20000 E. hatte, zählt jetzt, mit Einschluß der in seinem Umkreis zu Vorstädten gemachten Flecken und Dörfer, deren 350000. Es ist der Mittelpunkt der engl. Baumwollfabrikation, welche weit und breit die ganze Gegend und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt. Mehr als 350 Fabriken fertigen Nanquins, Piqué, Barchent, Gingham, faconnirte Zeuche, Zige, Mouffelin, Twiste und den nach der Stadt benannten **Manchester** (s. d.); außerdem aber hat M. in neuester Zeit auch bedeutende Seiden- und Spizfabrikation, Rattundruckereien und Färbereien, selbst Eisengießereien und Fabriken zum Bau oder zur Ausbesserung von Dampf- und andern bei der Baumwollenverarbeitung erforderlichen Maschinen erhalten. Die Zahl der durch Dampf getriebenen Spinn-

maschinen, die mehr als 4 Mill. Spulen in Bewegung setzen, geht weit über 100 und ihre Unterhaltung wird durch den Reichtum der Gegend an Steinkohlen und die wohlfeile Herbeischaffung derselben mittels der Kanalverbindungen sehr erleichtert. Ueberdies gibt es über 200 Kattunwebereien, überhaupt mehr als 20000 gewerbliche Etablissements. Der Engroßhandel, den mehr als 200 Häuser betreiben, wird nicht nur durch mehre Eisenbahnen, besonders die nach Liverpool, sondern auch durch vier Kanäle, namentlich den Bridgewater-, Rochdale- und Huddersfelderkanal, außerordentlich befördert. Trotz dieser reichen Industrie, welche ungeheure Geldsummen nach M. zieht, findet sich hier, ähnlich wie in Liverpool, sehr viel Armuth, großes Elend neben dem unermesslichen Reichtum.

Manchester nennt man starke, sammetartige Zeuche, welche eigentlich ganz aus gewirntem Baumwollengarne gewebt werden; doch nimmt man zu geringern Sorten auch Leinengarn. Man hat glatten Manchester, auch mit geföpertem Grunde, weißen, bedruckten, gefärbten, und zwar in allen Farben, auch sogenannten Sommer- und Wintermanchester. Die meisten und besten Manchester liefern die engl. Manufacturen, vorzüglich in und bei der Stadt **Manchester** (s. d.), nächstdem viele Orte in Frankreich und Deutschland.

Mandarin ist ein portug. Wort, mit dem die Europäer jeden öffentlichen Beamten in China zu bezeichnen pflegen.

Mandat hat in der Rechtssprache sehr verschiedene Bedeutungen. Unter **Mandatscontract** oder Bevollmächtigungsvertrag versteht man zunächst den Vertrag, wodurch Jemand (der **Mandatär**) die Besorgung eines Geschäftes für einen Andern (den **Mandanten**) übernimmt, sei es unentgeltlich, sei es gegen ein Honorar, aber nur nicht gegen Lohn, weil sonst das Geschäft in Dienstmiethen übergeht. Das Recht des Mandatärs heißt **Mandat** oder **Vollmacht** (s. d.); oft wird aber auch die darüber aufgesetzte Urkunde so genannt, namentlich in Civilprocessen die dem Sachwalter ertheilte. **Mandat** heißt ferner die richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers einseitiges Anbringen der Gegenpartei Etwas anbefohlen oder verboten wird, daher diejenige Art der **Summarischen Prozesse** (s. d.), die mit einem solchen Mandate anfängt, **Mandatsproceß** genannt wird. Endlich wurden und werden zum Theil noch jetzt in manchen Staaten allgemeine landesherrliche Verordnungen **Mandate** genannt.

Mandate nannte man eine Gattung Papiergeld zur Zeit der Directorialregierung in Frankreich. Nachdem die **Assignaten** (s. d.), denen der Nationalconvent einen gezwungenen Cours gegeben hatte, auf Nichts herabgesunken waren, schuf die Regierung 1796 dieses neue Papiergeld, welches gegen die Assignaten umgewechselt werden sollte, und suchte ihm dadurch Credit zu geben, daß der Inhaber damit jedes beliebige Nationalgut, mit Ausnahme größerer Waldungen, öffentlicher Gebäude u. s. w., von den Departementsverwaltungen erwerben konnte, wenn er die Hälfte der Taxe im Laufe der Decade, die andere Hälfte im Laufe von drei Monaten bezahlte. Es wurden für 2400 Mill. solcher Mandate geschaffen; sie gelangten aber zu gar keinem erträglichen Credit und mußten sehr bald durch die **Rescriptions métalliques** ersetzt werden. Erst Napoleon brachte indess Ordnung und Festigkeit in die Finanzen.

Mandeln nennt man die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaums, die theils süß, theils bitter sind. Die süßen, wegen ihres fetten und milden Oles sehr nährend und von angenehmem Geschmack, dienen sowol zur Speise, wie medicinisch; die bitteren enthalten neben dem wohlschmeckenden fetten Ole noch ein flüchtiges Öl, welches ihnen einen unangenehmen Geschmack und betäubende Eigenschaften gibt, die sich bei kleinern Thieren, z. B. Hunden, Ragen, Vögeln u. s. w., oft sehr stark und lebensgefährlich äußern. Der Mandelbaum (*Amygdalus communis*) stammt aus dem südwestlichen Asien und Nordafrika, ist jedoch jetzt auch in dem mittägigen Europa einheimisch, und wird selbst in Deutschland wegen seiner zeitigen und schönen rothen Blüten angepflanzt, bringt jedoch hier nicht immer reife Früchte. Die besten Mandeln von langer Form kommen aus Malaga; ebenso gesucht sind die aus Valencia und die ital. Ambrosinmandeln. Die sicil. und provenzalische sind eine Mittelforte und mehr rund als lang; die bitteren kommen aus der Türkei. **Knaakmandeln** nennt man die süßen Mandeln mit der Schale.

Mandingoß, s. Neger.

Mandoline, ital. mandola oder mandora, heißt ein kleines, mit vier, zuweilen auch mit sechs und mehr Stahl- und Messingfäden bezogenes, lautenartiges Instrument, welches sowohl mit einem Federkiel als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Als Virtuoso auf diesem dürftigen, vorzüglich in Italien beliebten Instrumente machte sich der Italiener Bimercati auch in Deutschland bekannt.

Mandrill ist der Name einer Affenart, die zur Abtheilung der Paviane gehört, mit langem Hundskopf, häßlich aussehend, entsetzt durch einen kleinen gelben Bart am Kinn, einen spitzigen Haarwuchs auf dem Kopf, blaue, tiefgefurchte Backen, wozu bei den Alten noch eine scharlachrothe Nase kommt; auch hat das Gesicht diese letztere Farbe; die Schenkel aber sind violett. Der Mandrill erreicht fast Menschengröße und ist wegen seiner Wildheit und Kraft, sowie wegen seines fürchterlichen Gebisses, ein gefährliches Thier und deshalb in seinem Vaterlande Guinea von den Bewohnern sehr gefürchtet.

Mandschu oder **Mandschuren** gehören zu dem tungus. Völkorstamme, und bewohnen den nordöstlichen Theil des chines. Reichs, die sogenannte Mandschurei, das Flußgebiet des mittlern und untern Amur, im Norden von Sibirien und dem Schotskischen Meerbusen, im Osten vom Japan. Meer, im Süden von Korea und dem eigentlichen China, und im Westen von der Mongolei und Sibirien begrenzt. In den ältesten Zeiten waren sie unter dem Namen Kin oder Kiu-tschu bekannt und wurden 926 den Kitonen zinsbar, gegen die sie sich aber unter Dkotsa 1114 wieder erhoben und 1118 das Reich der Kin in China stifteten. Bald darauf fielen die Mongolen, die bisher Vasallen der Kin gewesen waren, von ihnen ab und nöthigten sie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. Im J. 1208 verweigerte Dschingis-Khan ihnen den Tribut, machte sich im glücklichen Kampfe gegen sie wenige Jahre nachher nicht nur ganz frei von ihnen, sondern sie selbst sich tributpflichtig. Endlich wurde das Reich der Kin 1230 vollends vernichtet und dadurch ihre Auswanderung veranlaßt. Sie fanden in Katong, einem Erblande der chines. Dynastie, zwischen den Schairaimongolen und Korea, Aufnahme und erst 1556 erschienen sie nun unter dem Namen Mandschu wieder in China, das sie im folgenden Jahr, wieder eroberten und wo sie ihre Dynastie zur herrschenden machten. (S. China.) Die Mandschu gehören, wie alle Tungusen, zur mongol. Race, zeichnen sich aber vor den übrigen Völkern derselben durch schönern Körperbau aus, sind dabei rauh und schmutzig, doch ehrlich und tapfer. In ihrer Heimath, der Mandschurei, treiben sie nur in den südlichen Gegenden derselben Ackerbau und Gewerbe, in dem beiweitem größern nördlichen Theile leben sie als nomadisirende Hirten, Jäger- und Fischerhorden. Man schätzt ihre Anzahl daselbst auf ungefähr 4 Mill. Die mit der Herrscherdynastie nach China übergesiedelten Mandschu sind fast ganz der chines. Civilisation erlegen. Sie haben seit zwei Jahrhunderten, wo ihre Sprache die Hofsprache in China wurde, auch eine Literatur, welche meist in Übersetzungen aus dem Chinesischen besteht. Der Grundbestandtheil der Mandschusprache ist das Tungusische, doch hat sie mongol., türk. und chines. Worte aufgenommen. Ein Wörterbuch der Mandschusprache lieferte Amiot (herausgegeben von Langlès, Par. 1789); die beste Grammatik von der Gabeleng (Altenb. 1832). Vgl. Math, „Die Völker der Mandschurei“ (2 Bde., Gött. 1830—31).

Manen (lat. manes) hießen bei den Römern und altital. Völkerschaften überhaupt die abgeschiedenen Seelen oder Geister der Verstorbenen, besonders der guten und wohlwollenden, deren Überbleibsel man im Hause beizusetzen pflegte, damit sie eine vollkommene Ruhestätte hätten und dem Hause selbst zum Schutze dienten. Auch verehrten die Römer als Mutter derselben die Mania (s. d.).

Manes, s. Mani.

Manessische Handschrift wird gewöhnlich eine zu Anfang des 13. Jahrh. wie es scheint in der Schweiz geschriebene, früher in Heidelberg, seit dem 17. Jahrh. in Paris befindliche Sammlung lyrischer Gedichte von mehr als 130 Minnesängern (s. d.) genannt, weil man seit Bodmer annahm, daß der Bürgermeister von Zürich, Rüdiger von Manesse, und dessen Sohn sie habe schreiben lassen. Lachmann hat in der Vorrede zu seiner Ausgabe Walter's von der Vogelweide darauf aufmerksam gemacht, daß diese Annahme in der Stelle in Hadlaub's Gedichten, auf welche sie sich beruft, keine Begründung findet, da dort nur gesagt ist, daß die Manessen Lieberbücher sammelten, und daher wird die

Handschrift von ihm passend nach ihrem Aufenthaltsort als pariser aufgeführt. Aus ihr machte Bodmer zuerst „Proben der alten schwäb. Poesie“ (Zür. 1748) bekannt, dann gab er den größten Theil heraus unter dem Titel „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäb. Zeitpunkte“ (2 Bde., Zür. 1758—59). Ergänzungen theilten Raschmann im „Alteutschen Museum“ (Bd. 1, Berl. 1809), namentlich aber, aus einer mit Goldast's (s. d.) Büchern nach Bremen gekommenen Abschrift, Benecke mit in den „Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur“ (Bd. 1, Gött. 1810).

Manetho, ein griech. Geschichtschreiber, welcher aus einer angesehenen Priesterfamilie zu Diospolis in Aegypten stammte und unter den ersten Ptolemäern um 260 v. Chr. in den Zeiten des Ptolemaeus (s. d.) lebte, ist der Verfasser einer aus einheimischen Quellen bearbeiteten „Aegypt. Geschichte“ in drei Büchern, deren Inhalt wir nur noch zum Theil aus den von Josephus und Syncellus mitgetheilten Auszügen kennen. Ein unter seinem Namen vorhandenes astrologisches Gedicht „Apotelesmatica“ in sechs Büchern, oder über die Einwirkung der Gestirne auf das Schicksal der Menschen, gehört einer spätern Zeit, vielleicht dem 5. Jahrh. n. Chr., an und wurde von Jak. Gronov (Leyd. 1698, 4.), zuletzt von Art und Nigler (Köln 1832) herausgegeben und von Art ins Deutsche überetzt (Weigl. 1835).

Manfred, Fürst von Tarent, ital. Reichsverweser von 1254—66, geb. 1233, ein ehelicher, aber nicht ebenbürtiger Sohn des Kaisers Friedrich's II. von Blanca, der schönen Tochter des Grafen Bonifacius Lancia, war seinem Vater ähnlich als Regent und Feldherr, als Freund der Dichter und Sänger, aber auch in dessen Schwächen, dabei schönheiter, Jedem zugänglich, mild und freigebig, kenntnißreich und persönlich tapfer. Nach seines Vaters Tode im J. 1250 erhielt er das Fürstenthum Tarent und bei seines Halbbruders Konrad's IV. (s. d.) Abwesenheit führte er die Reichsverwaltung in Italien. Allein Papst Innocenz IV. reizte die Völker zum Aufstande, indem er behauptete, daß Friedrich II. im Banne gestorben, dessen Reich der Verfügung des Papstes anheimgefallen sei. M. unterwarf jedoch die abtrünnigen Städte, übergab dem König Konrad 1252 das beruhigte Apulien und blieb ihm selbst dann noch treu, als dieser aus Argwohn M.'s Verwandte von mütterlicher Seite verbannte. Als 1252 sein Neffe Friedrich, des abgesetzten röm. Königs Heinrich Sohn, und 1253 Heinrich, der Sohn des Kaisers und der engl. Königin, noch in jungen Jahren starben, beschuldigte man bald ihn, beide Prinzen vergiftet zu haben, und als 1254 auch Konrad IV. durch den Tod hinweggerafft wurde, erklärte ihn der Papst gleichfalls für dessen Mörder. Auf das Verlangen der Großen, und selbst des Markgrafen Bertold von Hohenburg, welchen Konrad IV. zum Reichsverweser bestimmt hatte, übernahm M. als Statthalter, im Namen seines Neffen Konradin (s. d.), die Verwaltung des apul. Reichs, und alle Vasallen erkannten eidlich, im Fall Konradin kinderlos sterben sollte, M.'s Thronfolgerecht an, das schon im väterlichen Testamente für solchen Fall ihm zugesichert worden war. Allein der Papst erneuerte seine Ansprüche auf Apulien, als ein zurückgefallenes Lehn der Kirche, und M. sah sich, da Bertold seine Unterstützung verweigerte, und Mangel an Geld, um die deutschen Söldner zu bezahlen, eintret, auch außerdem mehrere Große sich verschworen, genöthigt, am 27. Sept. 1254 mit dem Papste einen Vergleich einzugehen, durch welchen er, nach Aufhebung des Kirchenbannes, seine Besitzungen nebst der Grafschaft Andria als ein unmittelbares Kirchentehen und die Statthaltertschaft dießseit der Meerenge im Namen Konradin's erhielt. Innocenz kam selbst als Oberlehensherr nach Neapel, empfing M.'s Huldigung und von den Baronen den Eid völliger Unterwerfung. Als jedoch zuletzt auch M. diesen Eid schwören sollte und sich dessen weigerte, beschloß der Papst seinen Untergang. Die durch M.'s Leute wider seinen Willen geschehene Ermordung des Auführers Burello ließ dazu den Vorwand. Doch glückte es M., den Nachstellungen des Papstes unter vielfachen Gefahren durch die Flucht glücklich zu entgehen. In Luceria fand er Schutz und Kriegsmittel, besonders bei den Sarazenen, und besiegte mit ihrer Hülfe die gegen ihn gesendeten päpstlichen Söldnerhaufen in der Schlacht bei Foggia am 2. Dec. 1254. Da nun um diese Zeit Innocenz am 13. Dec. 1254 zu Neapel starb, so gehörte bald ganz Apulien M. wieder und auch der größte Theil von Calabrien unterwarf sich nach und nach seinen Waffen. Doch auch der neue Papst Alexander IV. zeigte bald, trotz seiner trügerischen Vorspiegelungen, die Absicht, M. zu vernichten. Er brachte die von seinem

Vorgänger mit dem Prinzen Edmund, einem Sohne des Königs Heinrich von England, über die Verleihung der apulischen Krone eingeleiteten Verhandlungen zu Ende, ließ gegen M. das Kreuz predigen, wiegelte die ihm untergebenen Städte auf und sendete Truppen gegen ihn. Doch M. kämpfte aufs neue im Felde glücklich, unterwarf sich die abgefallenen Städte wieder und wurde endlich 1257 Herr vom ganzen sicil. Reiche diesseit und jenseit der Meerenge, ja er ließ sich sogar, als um diese Zeit in Italien das Gerücht von Konradin's Tode sich verbreitete, auf den einstimmigen Wunsch der Prälaten, Barone und Abgeordneten der Städte am 11. Aug. 1258 zu Palermo zum König krönen. Als nun in Folge dessen der Papsi M. und dessen Anhänger, unter ihnen die ersten Prälaten des Reichs, in den Bann that, überzog der König die päpstlichen Staaten, belegte sie mit harten Steuern, und gewann nach dem Siege Siena's über Florenz bei Montaperto, am 4. Sept. 1260, ganz Tuscan für sich. Durch diese Glücksfälle schien M.'s Herrschaft fest begründet, er regierte sein Reich mit ebenso viel Kraft als Milde, ließ den Hafen von Salerno bauen, Manfredonia anlegen, stiftete viele Schulen und hielt streng auf Recht, Ordnung und Sitte. Zugleich verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Beatrix von Savoyen im Juni 1259 aufs neue mit der schönen Helena, der Tochter Michael's, des Beherrschers von Aitolien und Epirus, hielt einen glänzenden, von Sängern, Dichtern und Künstlern verherrlichten Hof, dessen Mittelpunkt der schöne, dichterisch begabte M. selbst war, und vermählte auch seine Tochter erster Ehe, die schöne Konstanze, mit Peter, dem erstgeborenen Sohne des Königs Jakob von Aragonien. Aber dieses heitere Glück wurde gestört, als der neue Papsi Urban IV. bald nach seinem Regierungsantritte die Entwürfe seiner Vorgänger wieder aufnahm, den Bann über M. und dessen Länder erneuerte und endlich 1263 dieselben als ein noch zu eroberndes päpstliches Lehen Karl von Anjou, dem Bruder Ludwig's IX. von Frankreich ertheilte. M.'s Feldherren, im Bunde mit den Ghibellinen, besetzten hierauf mehre Provinzen des Kirchenstaats, sodas Urban nach Perugia flüchten mußte, wo er am 2. Oct. 1264 starb. Sein Nachfolger Clemens IV. schloß sich noch enger an Karl von Anjou an, wies alle Friedensvorschläge M.'s zurück und ließ Karl, der am 21. Mai 1265 zur See mit einem kleinen franz. Heere angekommen war, das jedoch bald durch ein anderes größeres von der Lombardei her verstärkt wurde, durch seine Cardinäle am 6. Jan. 1266 zum König von Sicilien krönen. Zwar hatte M. unterdessen die Pässe bei Tagliacozzo und Cerverano besetzt und seine Vasallen und die deutschen Söldner nach Benevent berufen; aber Briefe und Boten des Papses und Karl's reizten die Neapolitaner zum Abfall, und der Graf Richard von Caserta öffnete dem Feinde verrätherisch den Paf am Garigliano. Nun erstürmten die Franzosen am 10. Febr. San-Germans, worauf die Schlacht bei Benevent am 26. Febr. 1266 das Schicksal M.'s entschied. Als er vor der Schlacht im Kriegsrathe Wankelmuth und selbstfüchtige Falschheit wahrnahm, rief er aus: „Lieber will ich heute hier sterben als König, denn stiehend und bettelnd als ein Elender in der Fremde umherirren!“ Sein Heer bestand aus 5000 Reitern und 10000 M. Fußvolk, war aber an Zahl beträchtlich geringer als das französische. Am tapfersten fochten M.'s Krieger; als aber ein Theil des übrigen Heers zu den Feinden überging und ein anderer sich in wilder Flucht auflöste, stürzte M. sich in das feindliche Getümmel und wurde getödtet. Nach einigen Tagen fand man seinen Leichnam mit Wunden bedeckt und begrub ihn als einen Gebannten bei der Brücke von Benevent; allein das Volk und selbst Franzosen häuften dort Stein auf Stein ihm zu einem Ehrendenkmal, genannt Fels der Rosen. Später ließ ihn der Erzbischof von Cosenza, weil dieser Boden kirchliches Eigenthum sei, wieder ausgraben und nach der Grenze von Abruzzo und Picenum in dem Felsenthale, wo der Verbe mit dem Tronto sich vereinigt, einscharren, und noch heute lebt dort unter den Landleuten die Sage von dem schönen, geistreichen, unglücklichen Manfred. Seine Witwe Helena wurde mit ihrer vier Kindern von einem treulosen Burgvogt an Karl's Reiter ausgeliefert. Sie erlag der harten Behandlung und ihrem Schmerze im J. 1271, Beatrix, ihre Tochter, lebte 18 Jahre als Gefangene, bis Karl 1284 gegen sie seinen in aragon. Haft gerathenen Sohn auslöste. M.'s drei Söhne blieben 31 Jahre in Fesseln, kümmerlich gehalten und einsam; 1297 ließ Karl ihnen die Fesseln abnehmen und erlaubte, das ein Geistlicher und ein Arzt die unglücklichen Brüder, von denen Heinrich im Gefängnisse erblindet war, besuchten.

Mangan heißt das im Braunkstein enthaltene Metall, das dem Eisen sehr ähnlich, jedoch noch schwerer als dieses schmelzbar ist, dasselbe in allen Erzen und Verbindungen ziemlich hartnäckig begleitet und daher als ein Feind der Eisenindustrie erscheint, weil es in größern Mengen das Eisen härter und spröder macht. Seine Verbindungen gehen denen des Eisens in den niedern Graden parallel; sie färben Gläser und erdige Mineralien, denen sie sich beimengen, rosenroth oder violett. Technisch werden nur die unter dem Namen Braunstein (s. d.) natürlich vorkommenden Gemenge des Superoxyds und Dryds angewendet, weil sie einen Sauerstoffüberschuß enthalten, der sie zur Vereitung von Sauerstoffgas und Chlorgas geschickt macht.

Manganum oder **Mange**, s. **Balliste**.

Manheim, ehemals Hauptstadt der Pfalz am Rhein, jetzt zweite Residenz des Großherzogs von Baden und Hauptstadt des Unterheinkreises, in einer Ebene am linken Ufer des Neckar, oberhalb der Einmündung desselben in den Rhein, über welchen eine Schiffsbrücke führt, ist eine der neuesten und deshalb regelmäsigsten Städte Deutschlands. Die Straßen sind schnurgerade, reinlich, mit schönen Häusern besetzt und durchschneiden sich so, daß die ganze Stadt aus 110 regelmäsigen Quadraten besteht. Eine Ausnahme hiervon macht nur die mit Bäumen besetzte Straße der Planken. Die ehemaligen Festungswerke wurden nach dem lunewiller Frieden geschleift, und an ihre Stelle sind Gärten gekommen. Auf dem Paradeplatz befindet sich ein marmorner, aber wasserleerer Springbrunnen mit von Crepello gegossenen Statuen, und der schöne große Marktplatz ist mit einer in Stein gehauenen Gruppe von van der Brand geziert. Das 750 F. lange, 1720—29 unter dem Kurfürsten Karl Philipp erbaute Schloß ist hinsichtlich seines Umfanges eins der bedeutendsten in Deutschland und besteht aus drei großen Vierecken. Der linke Flügel brannte bei der Belagerung von 1795 größtentheils ab; der rechte Flügel, den der Kurfürst Karl Theodor erbaute und der Kunst und den Wissenschaften bestimmte, enthält noch gegenwärtig eine Bildergalerie, eine bedeutende Kupferstichsammlung, eine Sammlung von Gypsabgüssen der berühmtesten Antiken, eine Sammlung röm. Antiquitäten und ein kleines Naturalien-cabinet. Unter den geistlichen Gebäuden ist das vormalige Jesuitencollegium wegen seiner Kirche zu bemerken, die einen mit Säulen vom feinsten pfälz. Marmor gezierten Hochaltar und eine in Fresco gemalte Decke enthält und auch hinsichtlich ihrer Bauart merkwürdig ist, indem sie zwischen zwei Thürmen eine hohe Kuppel zeigt. Andere ausgezeichnete Gebäude sind das Zeughaus, das Kaufhaus und das Schauspielhaus. Die Stadt hat 23450 E., ein gutes Gymnasium nebst einer Bibliothek, eine Handlungsschule, einen botanischen Garten, eine Sternwarte und eine Armenanstalt. Auch gibt es daselbst mehre Fabriken und Bleichanstalten. Bekannt ist das Manheimer Wasser, ein versüßter Anisbranntwein. Der Handel ist nicht unbedeutend, namentlich wird der Expeditionshandel durch die Rhein- und Neckarschiffahrt und die Eisenbahn nach Heidelberg, Karlsruhe und Basel und die nach Frankfurt begünstigt. Jährlich werden zwei Messen gehalten. Unter den Spaziergängen sind zu erwähnen der Schloßgarten, eine engl. Anlage von dem Schlosse bis zum Rhein, und die Mühlmaue, eine beim Ausflusse des Neckar in den Rhein gelegene Insel mit freundlichen Anlagen. In der Nähe der Stadt wird viel Garten- und starker Hopfenbau getrieben. Wo jetzt M. steht, lag sonst ein Dorf gleiches Namens. Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz legte daselbst 1606 ein festes Schloß an, die Friedrichsburg, und unter ihm wurde M. zur Stadt, die vorzüglich Niederländer bevölkerten, welche wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlassen hatten. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurde M. 1622 durch Tilly, 1631 durch den Herzog Bernhard von Weimar, 1644 von den Franzosen und nach wenig Tagen wieder von den Baiern erobert. Im J. 1688 von Melac nach 17tägiger Belagerung genommen, wurde es nebst elf andern Städten der Unterpfalz zerstört. Bei dem Wiederaufbau der Stadt im J. 1699 ließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm sie nach Coehorn's Manier befestigen, und ein starker Brückenkopf deckte den Paß über die Rheinbrücke. Ihren gegenwärtigen Glanz verdankt die Stadt dem Kurfürsten Karl Theodor, der sie 1721 zur Residenz erhob, was sie bis 1777 blieb. Im Revolutionskriege bemächtigten sich die Franzosen im Dec. 1794 nach zweitägigem Bombardement der Brückenschanze, nachdem das Treibeis die Rheinbrücke hinweggerissen hatte, und 1795 wurde die

Stadt ihnen durch Vertrag übergeben. Im J. 1799 wurde sie von den Östreichern unter dem Erzherzog Karl eingenommen; doch nach dem Abzug des Letztern von den Franzosen wieder besetzt. In Folge des luneviller Friedens kam sie 1801 an Baden.

Mani oder **Manes** (lat. Manichaeus) heißt der Stifter eines gnostischen Religionsystems. Nach den abendländischen Berichten kam er im Knabenalter als Sklave, unter dem Namen Corbicius oder Cubricus, zu einer begüterten Witwe in Persien, wo er durch das Lesen der Bücher des Scythianus, eines ägypt. Schwärmers, und unter der Leitung eines gewissen Terebinthus, dessen Name auf Indien hinweist, auf seine Welt- und Geisterlehre geführt wurde. Er beerbte seine Herrin bei deren Tode, nannte sich nun Mani und versuchte auf den Grund jener Bücher eine neue Religionsphilosophie zu bauen. Durch den Ruf seiner Weisheit kam er an den Hof des Königs Sapor von Persien; als aber der ihm anvertraute kranke Sohn dieses Königs unter seiner Behandlung starb, mußte er dafür mit Gefängniß büßen. Hier faßte er über dem Lesen der Bibel den Gedanken, auch die Christen für seine Lehre zu gewinnen, und sendete deshalb seine Schüler Thomas, Abbas und Hermas aus. Nach den morgenländischen Quellen dagegen war M. ein pers. Magus, der später Christ und Presbyter zu Abva; in der pers. Provinz Huzitis wurde. Als solcher trat er um 270 mit der Idee, Parsismus und Christenthum zu combiniren, hervor und erklärte sich für den Paraklet, der die christliche Lehre von jüd. Zusätzen zu reinigen und mit Hilfe einer Geheimplatz zu vollenden habe. Von den Christen excommunicirt, von den Magiern verfolgt, irrte er umher, bis er die Gunst des Königs Hormisdas sich erwarb. Unter dem Nachfolger desselben, Baharam, wurde er um 277 in der Burg Arabion lebendig geschunden. Seine Anhänger, die sich seit dem 4. Jahrh. beträchtlich vermehrten, hießen *Manichäer* (s. d.). Das manichäische System nimmt zwei gleich ewige Grundwesen an, das gute oder Gott im Reiche des Lichts, und das böse, Hyle oder den Teufel, in der Finsterniß der Materie, jenes verstärkt durch zwei Radien des göttlichen Lichtwesens, Sohn und Geist, und stärker als dieses, beide von unzähligen, von ihnen abhängigen, gleichartigen Atonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen oder übereinander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Aether, im Reiche des Bösen Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder Geschöpfe, ihm angemessen, hervorgingen. Während eines innern Kriegs der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagene Partei das vorher unbekannte Lichtreich und wollte es erobern. Da im Kampfe darüber ein göttlicher Lichttheil mit der Hyle in Berührung kam, so ließ Gott zur Wiederaufhebung dieser durch die Mutter des Lebens oder den lebendigen Geist das Weltall sich gestalten und ordnete es so, daß der Sonnengeist Christus und der Beherrscher des Aethers, der heilige Geist, das gebundene Licht (den Jesus passibilis) von der Erde an sich zögen. Um dies zu hindern, bildete das böse Princip den Menschen, dessen Natur aus der guten Vernunftseele oder Lichtstoff und aus der bösen Körperseele besteht. Vermöge jener nun sehnte sich der Mensch nach dem Lichte. Der Sohn des ewigen Lichts, Christus, mußte daher in die Welt kommen, um die Lichtseelen zu befreien. Dieser Erlöser wurde aber nicht Mensch; was das Neue Testament von dem Menschenleben Jesu erzählt, war nur Schein, was auch von seinem Tod und seiner Auferstehung gilt; die Erlösung geschieht nur durch den Unterricht, den Christus begann und den der Tröster (Mani) aus den Reden Christi und selbst empfangenen Offenbarungen kundmacht. M.'s Christenthum verwirft somit das Alte Testament ganz und gebraucht das Neue Testament nur nach seiner Deutung. Nach dem Tode nimmt er Reinigung der Seele durch Feuer und Wasser, aber keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen sollen bald darauf zur Seligkeit im Lichte gelangen, die Unvollkommenen erst nach Wanderungen durch andere Menschen- und Thierkörper, die Unverbesserlichen aber sollen ewige Höllestrafe leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jesus, das auf die Erde fällt und sie befruchtet, und der lebendige Geist reinigt auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den sie den Menschen geben, sich im Dienste des Lichts verzehren. Er zürnt über diesen Erfolg, erregen jene teuflischen Kräfte Ungewitter und andere physische

Übel. Am Ende erfolgen nach M.'s Lehre ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlösten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiet und dem Reiche des Lichts halten die wenigen, ganz ungeläuterten Seelen Wache, damit Beides geschieden bleibe, wie es vom Anfange war. Mit diesem Religionsystem, das wir nur noch aus Citaten bei den Kirchenvätern, besonders des Augustinus in seinen Schriften gegen die Manichäer, kennen, hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Sie theilt die Manichäer in zwei Classen. Die Auserwählten sollten drei Kennzeichen (ein signaculum sinus, oris und manus) haben, d. h. sich des Weins, des Fleisches, sowie aller thierischen Nahrung, der Ehe, des Schlafes, der Musik, des Besizes irdischer Güter und jeder Uppigkeit, dabei aber auch des Kriegs, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, Ungeziefer ausgenommen, tödten und ihr Leben der frommen Betrachtung widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommenern erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Vgl. Baur, „Das manichäische Religionsystem“ (Tüb. 1831).

Mania, eine altital. furchtbare Gottheit der Unterwelt, die Mutter der Laren, wurde in den ältesten Zeiten durch grausame Opfer an den Kreuzwegen verehrt. Diese schaffte der Consul Junius Brutus ab und ließ ihr statt der Kinderköpfe Knoblauch- und Mohrköpfe opfern. Ihr Bild hing man an den Compitalien (dem Kreuzwegfeste) vor den Thüren auf, um Gefahr, welche etwa den Familien drohe, abzuwenden. Durch den Tod erst werden die Menschen Kinder der M., dadurch, daß die Seelen in die Unterwelt hinabgehen. Hier werden sie von neuem geboren, entweder um die Unterwelt zu bemöhen oder um als *Laren* (s. d.) auf die Oberwelt hinaufzugehen. Später wurde die M. zu einem Gespenst, womit man die Kinder bedrohte.

Manichäer hießen alle Anhänger des manichäischen Religionsystems. (S. Mani.) Ihr Oberhaupt war Mani mit zwölf von ihm gewählten Aposteln. Den Gemeinden standen Bischöfe, deren Mani 72 dazu geweiht hatte, Älteste und Diakonen vor, sämmtlich aus der Classe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andere sinnliche Hülfsmittel des Gottesdienstes hatten sie nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein, und die Tage verschoben sie oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag. Im März feierten sie des Mani Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungshäusern ein auf fünf Stufen erhabener Lehrstuhl für den im Geist anwesenden Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes der Sittentreue, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden als andere Keger. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sie sich schnell aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Nordafrika und selbst bis Italien ausgebreitet. In Nordafrika, wo sie viele, obwohl nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. und 6. Jahrh. von den Vandalen ausgerottet; gleiches Schicksal hatten sie im röm. Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet, durch die Verfolgungsdecrete christlicher Kaiser und bischöfliche Bannflüche. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östliche Arien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück, und traten in spätem Jahrhunderten nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den Manichäern gemein; doch ist ihr Name im Mittelalter keiserlichen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Kanonikern, oft ohne Grund und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden.

Manie (griech.) bezeichnet stets eine von der Zweckmäßigkeit mehr durch Exaltation als durch Depression abweichende Art zu denken und zu handeln, jedoch verbindet sowol

die Wissenschaft als der Sprachgebrauch verschiedene Begriffe damit. In der Seelenheilkunde bedeutet dieses Wort stets einen krankhaften Geisteszustand, eine Art Wahnsinn (s. d.), deren nähere Bezeichnung aber nach den voneinander abweichenden Ansichten der Irrenärzte verschieden gegeben wird. Wenn der Sprachgebrauch auf der einen Seite das Wort mit Tobsucht, Raserei oder Wuth übersetzt und somit den Sinn einer ausgesprochenen Geisteskrankheit hinsinlegt, so bedient er sich desselben auf der andern nur in der Bedeutung einer auffallenden, übertrieben befolgten Geistesrichtung, die sich mehr für als gegen ein Object ausspricht. Besonders ist letzteres der Fall in den aus diesem Worte und einem Eigennamen gebildeten Zusammensetzungen als Galomanie, Anglomanie, Gracomanie u. s. w.

Manier bezeichnet im tadelnden Sinne die Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus dem Wesen des Gegenstandes, sondern aus der bloßen Individualität des Künstlers oder der Nachahmung fremden Stils hervorgegangen sind; im engern Sinne wird es für gleichbedeutend mit Künstelei gebraucht. So nennt man in der Malerei Manieristen diejenigen, welche den Stil eines großen Künstlers ohne Geist nachahmen. Doch wird das Wort Manier auch oft mit Stil (s. d.) gleichbedeutend genommen. — In der Musik versteht man unter Manieren diejenigen Verzierungen, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten oder zwischen denselben mittels kleinerer Noten bezeichnet, oder überhaupt dem Geschmacke des Spielers oder Sängers überlassen werden. Dahin gehören Triller, Doppelschlag, Vorschlag, Nachschlag, Werbung u. s. w.

Manifest nennt man eine öffentliche Erklärung einer Staatsregierung über irgend eine wichtige Angelegenheit zu Rechtfertigung ihrer Handlungsweise. Dasselbe wird gegenwärtig meist in nicht officieller Form, d. h. ohne Anrede, Unterschrift und Siegel, erlassen, und soll besonders die öffentliche Meinung des Auslandes aufklären. An die auswärtigen Regierungen dagegen werden zu gleichem Zwecke Circularnoten erlassen, an die eignen Unterthanen Proclamationen, welche meist kürzer sind als das Manifest; auch werden zuweilen die mitwirkten Vorträge der Minister bekannt gemacht. — Im Seerecht heißt Manifest der Frachtbrief über die gesammte Ladung, welcher die Auszüge aus den einzelnen Frachtbriefen enthält.

Manila, s. Philippinen.

Manilius (Cajus), ein bekannter röm. Volkstribun, brachte im J. 66 v. Chr. das Gesetz in Vorschlag, daß statt des Lucullus dem Pompejus (s. d.) die Beendigung des Krieges gegen Mithridates als außerordentliches Amt aufgetragen und er dazu mit unbeschränkter Vollmacht über Verwendung des Heers und der Flotte im Osten und mit den Rechten eines Statthalters versehen werde. Das Gesetz, welches Cicero, der damals Prätor war, in einer noch vorhandenen Rede („Pro lege Manilia“) anempfahl, wurde angenommen trotz des Widerstandes der Nobilität; M. selbst aber, sobald er sein Amt niedergelegt hatte, wegen ungesetzlicher Handlungen, die ihm Schuld gegeben wurden, belangt und verurtheilt. Vgl. Mühlisch, „Geschichtliche Einleitung nebst dem Plan zu Cicero's Rede für den Manilianischen Vorschlag“ (Bamb. 1826, 4.).

Manilius (Marcus), ein sonst unbekannter röm. Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus, ist der Verfasser eines nicht ganz vollständigen astronomischen Lehrgedichts, „Astronomica“ in fünf Büchern, welches nach dem Vorgange des Aratus aus Soli (s. d.) in einer ziemlich reinen Sprache und einfachen Darstellung über den Einfluß der Gestirne auf die menschlichen Schicksale handelt und auch einzelne wahrhaft poetische Schilderungen enthält. Dieses Gedicht wurde nach seiner ersten Bekanntmachung (Nürnberg. 1472, 4.) namentlich von J. Scaliger (2 Bde., Par. 1579 und Leyd. 1600, 4.) und R. Bentley (Lond. 1739, 4.) bearbeitet und von Pingré zugleich mit einer franz. Übersetzung (2 Bde., Par. 1786) herausgegeben. Vgl. Jacob, „De Manilio poeta“ (4 Abhandlungen, Lüb. 1830—36).

Manipel, s. Legion.

Manipulation bezeichnet den kunstgerechten Gebrauch der bloßen Hände insbesondere in der Medicin und Chirurgie, wo namentlich bei der Einrichtung gebrochener oder

verrenter Knochen, beim Zurückbringen vorgefallener Theile, bei Einreibungen u. s. m. die Stellungen, welche die Hände einnehmen müssen, um mit der gehörigen Kraft und Leichtigkeit wirken zu können, sehr genau vorgeschrieben sind.

Manlius ist der Name eines röm. patrizischen Geschlechts, das noch in den letzten Zeiten der Republik in Ansehen stand, dessen zwei berühmteste Glieder aber der ältern Zeit angehören. **Marcus M.**, Consul im J. 392 v. Chr., war mit unter den Römern, die, als Rom im J. 390 von den Galliern eingenommen wurde, sich auf dem Capitol hielten. In der Nacht, wo die Gallier an dem Felsen hinangeklettert waren, während die Wachen schliefen, die der Juno geweihten Gänse aber durch ihr Geschrei die übrige Besatzung weckten, war M. der Erste an der bedrohten Stelle, warf den Gallier, der schon die Höhe erstiegen hatte, und durch ihn andere, die ihm folgten, hinab und vereitelte so den Anschlag der Feinde. Doch trug er nichts davon; denn den Beinamen **Capitolinus** führte sein Geschlecht schon vor ihm, weil sein Haus auf dem Capitol stand. Durch Mitleid, vielleicht auch durch Eifersucht gegen den von den Patriziern erhobenen **Camillus** (s. d.) getrieben, nahm er sich im J. 385 der durch das Schuldrecht hart bedrückten Plebejer an, deren er viele aus eigenen Mitteln von der Schuldknechtschaft befreite und für die er auf Ackervertheilung und Schuldentilgung antrug. Der Dictator **Mulus Cornelius Coscius** ließ ihn in den Kerker werfen, gab ihn aber wieder frei, als Aufruhr von den Plebejern, die M. als ihren Patronus feierten, drohte. Im J. 384 aber wurde er angeklagt, nach dem Königthum zu streben. Von den Centuriatcomitien, wie es scheint, freigesprochen, besetzte er das Capitol mit seinen Anhängern, da die patrizischen Curiatcomitien ihn verurtheilten und **Camillus** gegen ihn zum Dictator ernannt wurde; doch ein verrätherischer Sklave stürzte ihn herab. Nach andern Erzählungen geschah dies auf Volksurtheil durch die Tribunen, nach andern wurde er enthauptet. Sein Haus wurde geschleift, von dem Geschlechte selbst aber der Zuname **Marcus** für immer verpönt. — **Titus M.** soll den Tribunen **M. Pomponius**, der seinen Vater anklagte, daß er den Sohn fern vom Staatsdienst auf dem Lande halte, mit dem Dolch gezwungen haben, von der Klage abzusehen. Als Kriegstribun erlegte er 361 v. Chr. im Zweikampf am Anio einen riesenhaften Gallier und bewog dadurch die Feinde zur Umkehr. Von der Halskette (*torques*) des Getödteten, mit der er sich schmückte, erhielt er den Beinamen **Torquatus**, der seiner Familie verblieb. In seinem dritten Consulat im J. 340 hatte er mit **Publius Decius Mus** die Führung des latinischen Kriegs; gegen das Gebot der Consuln ließ sein Sohn sich in Zweikampf mit einem Lateiner ein; er behielt den Sieg; der Vater aber brachte ihn der Strenge der Kriegszucht zum Opfer und ließ ihn hinrichten, wovon die sprüchwörtliche Benennung strenger Gebote durch **Manniana imperia** herrühren soll. Er gewann, nachdem **Decius** (s. d.), sein College, sich fürs Vaterland geopfert hatte, die Schlacht am **Vesuvius**, und vernichtete die Trümmer des latinischen Heers, die dessen Feldherr **Numisius** ihm noch einmal entgegenstellte, in einer zweiten Schlacht bei **Trifanum** zwischen **Sinuessa** und **Minturnä**.

Manna, s. Geschlecht.

Manna nennt man den eingetrockneten, klebrigen, blaßgelben, durchsichtigen, schleimig-süßen Saft, welchen einige Gattungen der Esche im südlichen Europa, besonders in Calabrien und Sicilien, liefern. In dem Oriente gibt es mehre Manna liefernde Gewächse, welche man zum Theil noch gar nicht genauer kennt. Das Manna der Israeliten, welches sie auf ihren Wanderungen in der arab. Wüste genossen, fällt zufolge der Entdeckung **Ehrenberg's** in dessen „*Symbolae physicae*“ (Faśc. 1, 1823) aus den Spigen eines Strauches (*Tamarix gallica mannifera*) auf die Erde und wird von den Arabern und Mönchen am Sinai gleich Honig zum Brote gegessen. Der Saft rührt von Schildinsekten (*Coccus manniparus*) her, welche die äußersten Aste des Strauches bedecken und die Rinde mit ihren Stichen durchbohren. Aus diesen Wunden fließt nach dem Regen ein Saft, der sich zu einem röthlichen Syrup verdickt. Auch in Afrika und, wie neuerlich bekannt geworden ist, in Neuholland gibt es Gewächse, welche Manna liefern. Das Manna von **Briançon** kommt vom gemeinen Lerchenbaume. Das Manna wird in der Medicin, von Schönfärbern und zur Tuch- und Seidenappretirung verwendet.

Mannaschwengel oder **Mannahirse** ist eine Grasart, die besonders auf nassen

Wiesen und im Wasser wächst. Jung abgehauen, gewährt sie ein gutes Grünfutter für Pferde und Rindvieh. In Ungarn, Polen, Preußen und Hannover benugt man außerdem noch die Samenkörner zur Bereitung echter Mannagrüze, die nicht nur eine wohl-schmeckende Nahrung gibt, sondern in Milch eingeeult, auch sehr sättigt. Den Mannahirse lieben besonders die wilden Enten, weshalb er häufig in den Forsten angebaut wird.

Mannbarkeit, f. Pubertät.

Mannen wird in den Quellen und Urkunden des Mittelalters gleichbedeutend mit Lehnsleuten und Vasallen gebraucht. Namentlich hat sich das Wort in der Zusammen-
setzung **Mannengericht** (*judicium parium*) erhalten. (S. **Lehnrecht**.)

Männerbund, f. Evergeten.

Mannert (Konrad), ein verdienter Schriftsteller im historischen und geographischen Fache, geb. am 17. Apr. 1756 zu Altdorf, besuchte die Schule und Universität seiner Vaterstadt und kam 1784 als Lehrer an die Sebaldusschule und 1788 an das Egidinische Gymnasium in Nürnberg. Im J. 1797 wurde er Professor der Philosophie zu Altdorf und 1808 folgte er dem Rufe als ordentlicher Lehrer der Geschichte mit dem Titel eines Hofraths an die Universität nach Landshut, wo er in ununterbrochener Wirksamkeit blieb, bis er bei der Aufhebung dieser Universität im J. 1826 nach München versetzt wurde, wo er am 27. Sept. 1834 starb. M. war ein gründlicher Historiker, der es mit der Benutzung und Sichtung der Quellen sehr gewissenhaft nahm. Hieron zeugen seine „Geschichte der Vandalen“ (Lpz. 1785); „Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's“ (Lpz. 1787); „Compendium der deutschen Reichsgeschichte“ (Nürnberg. und Altd. 1803; 3. Aufl. 1819); „Älteste Geschichte Bojariens“ (Nürnberg. und Sulzb. 1807); „Kaiser Ludwig IV.“ (Landsh. 1812); „Handbuch der alten Geschichte“ (Berl. und Lpz. 1818); seine mit Liebe geschriebene „Geschichte Baierns“ (2 Bde., Lpz. 1826); seine „Geschichte der Deutschen“ (2 Bde., Stuttg. 1828—30) und seine „Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken“ (Stuttg. 1829). Ein noch größeres Verdienst erwarb er sich jedoch durch Aufhellung der alten Geographie, welche er zuerst allein, dann mit Ukert in der „Geographie der Griechen und Römer“ (10 Bde., Nürnberg. 1792—1825) bearbeitete. Viel zu wenig bekannt sind seine unter dem bescheidenen Titel „Miscellanea“ herausgegebenen Bemerkungen über Diplomatie (Nürnberg. 1793).

Mannszucht, im Allgemeinen gleichbedeutend mit der militairischen Disciplin (s. d.), umfaßt nicht allein die Subordination, sondern auch das sittliche Betragen des Soldaten. Strenger, augenblicklicher und unbedingter Gehorsam für jeden Befehl des Vorgesetzten ist die Grundlage der Mannszucht, ohne welche weder das Heer im Ganzen noch in seinen einzelnen Theilen bestehen kann. Da es jedoch unmöglich ist, für jedes vorkommende Verhältniß ein Befehl zu geben, so muß der Soldat gewöhnt sein, auch da sich rechtlich und anständig zu betragen, wo sein Handeln dem eigenen Gefühl überlassen ist. Hat ihn sein Vorgesetzter auf den richtigen Weg gebracht und sein Ehrgefühl dahin berichtigt und gesteigert, daß er aus eigener Überzeugung das Unrecht meidet, so hat die Truppe eine gute Mannszucht. Sie ist im Kriege noch wichtiger als im Frieden, namentlich in Feindes Land, bei anhaltendem Mangel, nach erbitterten Kämpfen u. s. w. Sie wird leicht durch ungerechte, harte Behandlung der Untergebenen von Seiten des Vorgesetzten gestört. Dagegen hat es auch nicht an Vorgesetzten gefehlt, die sich dadurch die Liebe ihrer Soldaten zu erwerben suchten, daß sie nicht auf so strenge Mannszucht hielten und besonders Erpressungen jeder Art und Excesse in Feindes Land duldeten; nie aber sind dadurch glückliche Erfolge im Ganzen erreicht worden.

Mannus nannten, wie Tacitus berichtet, die Germanen den Sohn des erdgeborenen Gottes Tuisko, den göttlichen Helden, den sie als Stammvater verehrten, und nach dessen Söhnen die drei Zweige, in die sie sich theilten, die **Ingävonen** (s. d.), **Fistävonen** (s. d.) und **Herminonen** (s. d.) sich benannten. Das Wort Mannus selbst hängt, wie das durch die Ableitungsfüße ist davon gebildete Wort **Mannisko**, d. i. Mensch, mit dem gothischen „man“, d. h. ich denke, zusammen, sodas das letztere ein denkendes Wesen bedeutet.

Manoël (Don Francesco), der berühmteste Lyriker in der neuern portug. Literatur, geb. zu Lissabon 1734, bildete sich anfangs für die Musik, wendete sich aber bald zur Lite-

ratur und Poesie. Sein Talent wurde zuerst von Ausländern anerkannt, die er, als geistvoller Cicerone, nach dem Erdbeben von Lissabon 1755 in den Ruinen seiner Vaterstadt herumführte. Hierauf fingen auch die Portugiesen an, M.'s Gedichte zu lesen, und immer höher stieg sein Ruf. Da machten seine Feinde aus Neid über sein Talent und über die Achtung, in der er stand, seine Gesinnungen verdächtig, wozu sie in seinen Äußerungen über Toleranz und Mönche und in der Übersetzung von Molière's „Tartuffe“ den Stoff fanden. Im J. 1778 vor die Inquisition gefodert, entwaffnete er den Diener derselben, der ihn festnehmen sollte, und flüchtete sich nach Paris, das er seitdem nicht wieder verließ. Der portug. Gesandte in Paris, Marquis de Marialva, sicherte ihm ein sorgenfreies Alter. Vorzüglich schätzt man seine Oden und die Übersetzung von Lafontaine's Fabeln. Auch übersetzte er Wieland's „Oberon“. Er starb am 25. Febr. 1819. Seine „Obras completas“ gab er unter dem Namen Filinto Elysio heraus (2. Aufl., 11 Bde., Par. 1818—19).

Manoeuvrre nennt man die Verbindung taktischer Bewegungen zu einem Ganzen, um sowol im Kriege wie im Frieden das wirkliche oder das Scheingefecht einzuleiten, oder das schon begonnene zu einem günstigen Resultate zu bringen. Die Manoeuvres können daher entweder von einer Truppengattung allein oder von mehreren zusammen ausgeführt werden; immer geschieht es jedoch durch größere Abtheilungen aus mehren Bataillonen oder Escadronen mit Batterien zusammengesetzt, wodurch sie sich von den *Evolutionen* (s. d.) unterscheiden, zu welchen letztern die Auflösung der Linie zum Dirailliren oder Plänkern, die Auf- und Abmärsche, Front- und Flügelveränderungen, die Stellungen en échelon, en échiquier, die schräge Schlachtordnung u. s. w. gehören. Oft bedeutet Manoeuvrre in weiterm, strategischem Sinne diejenigen Märsche und Stellungen, durch welche der Feind bedroht, und auch ohne Gefecht zum Rückzuge gezwungen (wegmanoeuvrirt) wird. Vorzugsweise bezeichnet man indeß durch Manoeuvrre diejenigen Truppenübungen im Frieden, welche ein Bild der im Kriege vorkommenden Verhältnisse geben sollen, um nicht allein die Truppen, sondern vorzüglich ihre Führer in steter Übung des Urtheils und schnellen Entschlusses zu erhalten. Je vollkommener hierbei das Ineinandergreifen aller Waffen stattfindet, je ähnlicher das Bild den Verhältnissen des Ernstgelechtes wird, um so größer ist die *Manoeuvrirfähigkeit* der Truppen. Man theilt die Manoeuvres zuweilen in *Schaus-* und *Feldmanoeuvres*. Bei erstern wird vorher eine bestimmte Disposition über die Folgezeit der Momente und über Das, was in jedem derselben dargestellt werden soll, ertheilt. Bei letztern werden nur die vorausgesetzten allgemeinen Verhältnisse den Führern der Truppen mitgetheilt und ihnen die Ausführung nach eigenem Ermessen übertragen. Da bei den Manoeuvres nicht scharf geschossen und eingehauen werden kann, obgleich Vater der Grose zur Übung seiner Truppen auch diese Maßregel ergriffen haben soll, so sind man nichsfach vorkommende Unwahrscheinlichkeiten unvermeidlich, sodas der Nutzen der Manoeuvres oft in Zweifel gezogen worden ist. Derselbe findet aber gewiß statt, wenn für streitige Fälle Schiedsrichter bestimmt werden, die nicht bloß nach der Truppenzahl jedes Theils, sondern nach ihrer Stellung und dem vorangegangenen Feuer u. s. w. die Entscheidung abgeben. Vorzüglich wichtig für die damalige Zeit waren die großen Manoeuvres, welche Friedrich II. nach dem Siebenjährigen Kriege bei Potsdam ausführen ließ. Im Sewester versteht man unter *Manoeuvrre* die vereinten Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um dem Feinde entgegenzugehen, ihm den Wind abzugewinnen, im Treffen seine Schlachtordnung zu durchbrechen, den Fliehenden zu verfolgen oder sich der Verfolgung des Siegers zu entziehen und dergleichen. Auch die verschiedenen Arbeiten auf dem Schiffe, welche die Bewegungen desselben zum Zweck haben, z. B. die Handhabung der Tawe und der Segel, das Lichten der Anker, das Aussetzen eines Botes u. s. w., werden so genannt.

Manometer heißt ein meteorologisches Instrument, dessen man sich bedient, die Expansivkraft der atmosphärischen Luft und ihr specifisches Gewicht zu bestimmen. Es wurde von Otto von Guericke erfunden, zeigt die Zu- und Abnahme der Dichte der Luft an und besteht aus einer Wage, an der ein Gewicht von sehr dichtigem Material mit einer hohlen, luftleeren Kugel bei der mittlern Dichte der Luft im Gleichgewicht steht. Sobald die Luft dünner wird, muß die Kugel sinken, weil ihr Gewichtsverlust minder bedeutend wird,

als der ihres Gegengewichts; sobald die Luft dichter wird, muß sie aus ähnlichem Grunde steigen. Fouchy und Gerstner haben dieses Instrument bedeutend verbessert.

Mansard (Jules Hardouin), franz. Baumeister, geb. zu Paris 1645, machte sich zuerst bekannt durch den Bau des Schlosses von Clagny, welches er 1680 vollendete, und erwarb sich frühzeitig das Vertrauen Ludwig's XIV., in dessen Diensten sein Vater als erster Hofmaler angestellt war. Seine Hauptbauten im Auftrage des Königs waren das Schloß in Versailles und der Dom der Invaliden, die Schlösser von Marly und Trianon, der Bendômeplatz und der Siegesplatz, die Kirche Notre-Dame in Versailles u. s. w.; doch stand er nicht über seiner Zeit. Er starb als Generaldirector aller königlichen Bauten zu Marly am 11. Mai 1708. — Sein Oheim, Fran. M., geb. zu Paris 1598, gest. daselbst im Sept. 1666, war der Begründer der Kirche Val de Grace in Paris, deren vollständiger Bau ihm darum genommen wurde, weil er selten seinen Entwürfen treu blieb, sondern immer änderte. Er erfand die gebrochenen Dächer, die nach ihm Mansarden benannt wurden. (S. Dächer.)

Mansfeld, früher eine Grafschaft des ober-sächsischen Kreises mit eigenen Grafen gleiches Namens, jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen gehörig, umfaßt auf 20 □ M. gegen 60000 E., ist gebirgig und hat ansehnlichen Berg- und Hüttenbau. Auch gehören zu ihrem Areal die beiden Seen, der süße und der salzige, in welchem letztern bei dem Dorfe Möbblingen in neuerer Zeit eine Badeanstalt in einige Aufnahme gekommen ist. Gegenwärtig ist sie in die Kreise Mansfeldergebirgs-, Mansfeldersee-Kreis und Sangerhausen getheilt. Die vorzüglichsten Städte sind Mansfeld oder Thalmanfeld, Eisleben (s. d.) und Sangerhausen (s. d.). Die Stadt Mansfeld am Thalbache mit 1500 E., die hauptsächlich beim Berg- und Hüttenbau und als Steinbrecher Beschäftigung finden, hat in ihrer Nähe die Ruinen des gleichnamigen Stamm- und Residenzschlosses der Grafen von Mansfeld (s. d.), das aber im Dreißigjährigen Kriege geschleift und von dem nur noch die Schloßkirche vorhanden ist. Die Grafschaft wurde als magdeburger, halberstädter und kursächs. Lehen, nachdem sie wegen tiefen Verschuldens der Grafen seit 1570 von den Lehnsherren und deren Nachfolgern theilweise bis 1716, theilweise bis 1780 sequestrirt worden war, in zulezt gedachtem Jahre beim Erlöschen des Mannstammes der Grafen von Mansfeld zwischen Preußen und Sachsen getheilt. Nachdem der preuß. Antheil 1807 zu dem neuen Königreich Westfalen geschlagen worden, wurde 1808 auch zumeist der sächs. an dasselbe abgetreten. Im J. 1813 setzte sich Preußen wieder in Besitz seines früher besessenen Antheils und erhielt 1815 auch den ehemals sächs. Antheil.

Mansfeld, eins der ältesten gräflichen Geschlechter in Deutschland, das von dem alten Schlosse Mansfeld (s. d.) in der gleichnamigen Grafschaft seinen Namen führte, gewann in dem mit der Erbtöchter des letzten alten Grafen von M. verheiratheten Burkhard von Querfurt, Burggrafen von Magdeburg, im 13. Jahrh. einen neuen Stifter seines Stammes. Die Enkel Burkhard's stifteten die Linien M. und Querfurt und im J. 1475 entstanden die vorderortische und die hinterortische, so genannt nach den von ihnen bewohnten Abtheilungen des Schlosses zu M. Die letztere erlosch 1666, nachdem sie sich zuvor noch in die mittlere und hinterortische Linie getheilt; die vorderortische zerfiel durch die zahlreichen Kinder des Grafen Ernst's II. in eine Menge Linien, von denen die eislebische oder protestantische 1710 erlosch, und die katholische oder bornstädtische, welche die reichsfürstliche Würde erlangte, 1780 mit dem Fürsten Joseph Benzel im Mannstamm erlosch. Die Allodialgüter und der Name gingen in Folge der Vermählung der Tochter des letzten Fürsten an das Haus Colloredo über. (S. Colloredo-Mansfeld.) Unter den alten mansfeld. Grafen hat sich Hoyer, der 1115 in dem Treffen beim Welfesholze blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. — Zur Zeit der Reformation war es Albrecht, der sich für Luther's Sache erklärte und als eine der vornehmsten Stützen der Protestanten in dem Religionskriege zu betrachten ist. — Des Vorigen Sohn Volkrath, gest. 1578, zeichnete sich als Krieger aus und rettete im Treffen von Montcontour durch seinen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. — Peter Ernst, Statthalter von Luxemburg und Brüssel, erhielt den Titel eines Fürsten des röm.

Reichs und starb 1604. — Karl, des Vorigen Sohn, that sich im flandr. und ungar. Kriege hervor und starb 1695 ohne Nachkommen. — Ernst, des Letztern natürlicher Bruder, geb. 1585, wurde von seinem Taufpather, dem Erzherzog Ernst von Osterreich, in der katholischen Religion erzogen, und leistete nebst seinem Bruder Karl dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, daher ihn Kaiser Rudolf II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde seines Vaters und die Güter, die er in den Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebene Versprechen vorenthielt, schlug er sich 1610 zu den protestantischen Fürsten, trat zur reformirten Kirche über und wurde einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Osterreich. Dem Widerstande, den er und einige kleine Reichsfürsten leisteten, ist es wenigstens theilweise zuzuschreiben, daß Osterreichs Plan, ganz Deutschland zu unterjochen, vereitelt wurde. Er vereinigte sich 1618 mit den misvergnügten Böhmen, denen er Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Kurfürsten Friedrich's von der Pfalz, verwüstete besonders die Staaten geistlicher Fürsten und wurde wiederholt geschlagen, aber niemals überwunden. Mit engl. und franz. Gelde warb er 1625 ein Heer, mit welchem er in die öst. Erbstaaten dringen sollte. Bei Dessau am 25. Apr. 1626 von Wallenstein geschlagen, setzte er doch seinen Marsch bis Ungarn fort, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, entließ aber seine Truppen, als dieser seine Gesinnung änderte, und beabsichtigte, über Venedig nach England zu gehen, als er in einem Dorfe unweit Zara erkrankte und 1626 starb. M. gehörte zu den außerordentlichen Menschen und war einer der größten Generale seiner Zeit. Niederlagen machten ihn nur um so furchtbarer; kühn trotzte er allen Gefahren und Beschwerden. Mit großem Verstande, der sich besonders in seinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredtsamkeit und eine unerschöpfliche List. Den Condottieri der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, nährte er seine Truppen nach der Sitte des Jahrhunderts durch Raub und Plünderung; doch ging er keineswegs darauf aus, sich zu bereichern, sondern blieb arm. Den letzten Augenblick seines Lebens erwartete er völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt. — Auch Wolfgang hatte an den Angelegenheiten des Dreißigjährigen Kriegs bedeutenden Antheil.

Mansfield (Will. Murray, Graf von), ein ausgezeichnete brit. Rechtsgelehrter und Redner, der vierte Sohn des Viscount Stormont, stammte aus der berühmten schot. Familie Murray und wurde am 2. März 1705 zu Perth oder zu Scone geboren. Seine Bildung erhielt er auf der Universität zu Dyford. Nachdem er 1730 einige Monate Frankreich und Italien bereist hatte, kehrte er zurück und bereitete sich zum Sachwalter vor. Schon nach einigen Jahren hatte er sich als Advocat großes Ansehen erworben und mußte in einer Reihe berühmter Prozesse auftreten. Nachdem er 1738 die Tochter des Grafen Winchelsea geheirathet, ernannte ihn die Regierung 1742 zum Generaladvocaten (sollicitor general) und zugleich trat er für Boroughbridge ins Parlament. Hier unterstützte er die Verwaltung des Lord Bath und hatte unter Anderen den großen Chatham zum Gegner, der ihn als Rechtsgelehrten und Redner bewunderte. Im J. 1756 wurde Murray Oberrichter der königlichen Bank (Lord chief justice), und gleichzeitig Pair und Baron von Mansfield, sechs Monate später aber Kanzler der Schatzkammer. Als solcher erhielt er auch Sitz im Cabinet. In dieser Stellung brachte er das Coalitionsministerium Fox und Chatham zu Stande, wodurch die Regierung im Kriege gegen Frankreich Energie erhielt. Am 12. Sept. 1757 mußte er sein Schatzkammeramt niederlegen. Später, im J. 1766, erhob ihn der König zum Grafen. Weil er im Sinne der Regierung für die Katholiken auftrat, zerstörte ihm das Volk in dem Aufstande von 1780 (s. Gordon) seine Wohnung, wobei er auch eine kostbare Bibliothek verlor. Seines hohen Alters wegen legte er 1788 das Richteramt nieder. Er starb bei vollen Geisteskräften, ohne Nachkommen, am 20. März 1793. M. besaß Schärfe und Geistesklarheit, umfassende Rechtskenntnisse und unter andern Rednergaben eine unwiderstehliche Anmuth der Stimme. Seine Gegner, besonders der Verfasser der „Briefe des Junius“, werfen ihm vor, daß er jedes Mittel anwendete, um die Macht der Krone zu vermehren. Er unterdrückte das altächs. Recht, misachtete die Staatsgrundgesetze und zog zu Gunsten des Despotismus das röm. Recht an, so oft er konnte. Auch zeigte er sich als Feind der freien Presse und hielt bei Libellproceffen den jetzt nicht mehr gel-

tenben Grundsatz fest, daß die Geschworenen nur über den Thatbestand, nicht über das Vergehen zu urtheilen hätten. In seinen politischen Ansichten war er ein Anhänger des Lord Bute; auf das lebhafteste unterstützte er im Oberhause das feindselige Verfahren gegen die nordamerik. Colonien. Sein Leben gab Holliday (Lond. 1797) heraus.

Manso (Joh. Kasp. Friedr.), ein durch Reichthum des Wissens und der Reinheit des Strebens ausgezeichnete Humanist und um die wissenschaftliche Bildung der Jugend hochverdienter Schulmann, geb. am 26. Mai 1759 zu Blasienszell im Herzogthume Gotha, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause und später auf dem Gymnasium zu Gotha und widmete sich dann in Jena den theologischen, philologischen und philosophischen Wissenschaften. Nachdem er hierauf einige Zeit die Stelle eines Hauslehrers zu Gotha bekleidet hatte, bekam er 1785 eine Collaboratur und bald darauf eine Professur an dem Gymnasium daselbst. Im J. 1799 wurde er als Prorektor an das Magdaleneum nach Breslau berufen, dessen oberste Leitung er nach drei Jahren übernahm und bis an seinen Tod, am 9. Juni 1826, rühmlichst führte. Während seines Aufenthalts in Gotha knüpfte er ein enges Freundschaftsbündniß mit dem ihm geistesverwandten Fr. Jacobs (s. d.) und in Breslau später mit Garve (s. d.), dessen Briefwechsel er zugleich mit Schneider veröffentlichte. Sowie im Leben, so bewies M. auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit überall einen offenen und redlichen Sinn, große Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und Anerkennung fremden Verdienstes. Unter seinen Bearbeitungen der alten Classiker nennen wir die des Meleager (Gotha 1789) und des Dion und Moschus nebst deutscher Uebersetzung (Gotha 1784; 2. Aufl., Lpz. 1807); unter den antiquarischen Schriften die „Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer“ (Lpz. 1794), sowie viele das Alterthum erläuternde Aufsätze und Abhandlungen in den „Vermischten Schriften“ (2 Bde., Lpz. 1801) und den „Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen“ (Bresl. 1821); unter den deutschen, meist freieren Übertragungen die des Virgil „Von der Landwirthschaft“ (Jena 1783) und des „König Odipus“ von Sophokles (Gotha 1785). Ebenso empfehlen sich seine eigenen poetischen Erzeugnisse, besonders die „Kunst zu lieben“ (Berl. 1794), die „Epistel an Garve über die Verleumdung der Wissenschaften“, und eine große Anzahl kleinerer Gedichte, die sich in den angeführten „Vermischten Schriften“ befinden, durch Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung. Vor allen aber verdienen wegen der Gründlichkeit in der Forschung, Klarheit und Wahrheitsliebe seine historischen Werke hervorgehoben zu werden, besonders „Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staats“ (3 Bde. in 5 Abtheil., Lpz. 1800—5); ferner das „Leben Konstantin's des Großen“ (Bresl. 1817); sodann die anerkannt treffliche „Geschichte des preuß. Staats seit dem hubertusbürger Frieden“ (3 Bde., Frankf. 1819—20; 2. Aufl., 1835), und die „Geschichte des ostgoth. Reichs in Italien“ (Bresl. 1824). Vgl. Klug, „M. als Schulmann und Gelehrter“ (Bresl. 1826), Passow, „Narratio de Mansone“ (Bresl. 1826, 4.) und Jacobs in den „Personalien“ (Lpz. 1840).

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten ältern Maler und Kupferstecher, geb. zu Padua 1431, wurde, nachdem er in seiner Jugend das Vieh gehütet hatte, wegen seines ausnehmenden Talents von seinem Lehrer Squarcione an Kindesstatt angenommen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen und schon in seinem 17. Jahre malte er ein großes Altarblatt in der Kirche der heil. Sophia zu Padua. Doch sehr bald erregte er die Eifersucht und den Haß seines Meisters, namentlich auch deshalb, weil er sich mit der Tochter Giacomo Bellini's verheirathete, der Jenes Nebenbuhler war, und begab sich deshalb in den Dienst des Marchese Lodovico Gonzaga nach Mantua, wo er eine große Schule eröffnete. Hier malte er seinen großen Triumph des Julius Cäsar. Die neun Cartons dazu in Aquarell verkaufte später der Herzog Vincentio II. von Mantua an König Karl I. von England; unter Cromwell gingen sie für 1000 Pf. Sterl. in Privathände über, doch kamen sie nachher wieder an die Krone und sind gegenwärtig im Palaste Hamptoncourt aufgestellt. Vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen, vollendete M. dort eine Menge trefflicher Bilder, die aber sehr selten sind. Eins seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giov. Franc. Gonzaga abbildete, der dasselbe für

den Sieg, welchen er 1496 gegen das Heer Karl's VIII. von Frankreich erfochten, gelobt hatte. Ein anderes treffliches Werk M.'s, die heilige Jungfrau mit dem Kinde, umgeben von Engeln, und Darstellungen der Apostel und Heiligen, befindet sich, nachdem es, gleich jenem, nach Paris gewandert, jetzt wieder in der Kirche des heil. Zeno zu Verona. Auch die Galerie in Dresden bewahrt von M. eine Verkündigung der Maria. Er starb 1506 zu Mantua. M. ist der Hauptrepräsentant der paduanischen Schule, welche zuerst das Studium der Antike und zwar bis zur Einseitigkeit, mit Vernachlässigung des Naturstudiums, zu ihrem Hauptprincip erhob. Demgemäß ist auch seine Auffassung mehr plastisch als malerisch und seine Darstellung der Formen hart und scharf. Um die Gestalt der Figuren möglichst vollständig hervortreten zu lassen, ersetzte M. die großen, feierlichen Gewandmassen durch eine Menge kleiner, geknitterter Falten. Sein Colorit ist meist etwas trocken. Ausgezeichnet war er auch als Kupferstecher und es werden seine Arbeiten, besonders wegen der vortrefflichen Zeichnung und ihrer Seltenheit, sehr theuer bezahlet. — Seine drei Söhne waren ebenfalls Maler und malten unter Andern die Kapelle, in welcher der Vater begraben wurde. Unter seinen Schülern sind Correggio und Raibolini die berühmtesten.

Mantel, f. Enveloppe.

Mantinēa, eine im Alterthume nicht unbedeutende Stadt in Arkadien, an der Grenze von Argolis, wurde berühmt durch die Schlacht, welche die Thebaner hier im J. 362 v. Chr. gegen die Spartaner lieferten, wobei der theban. Feldherr Epaminondas (s. d.) schwer verwundet und unter Todeschmerzen auf einem nördlich von der Stadt gelegenen Hügel den Ausgang des Gefechtes abwartete und hierauf verschied. Aus den Trümmern der Stadt, die Pausanias noch in ziemlicher Menge vorfand, entstand zum Theil später Tripolizza (s. d.). Eine Schilderung der Schlacht nebst einem Plane gibt Leake in den „Travels in the Morea“ (Bd. 3, Lond. 1830) und Boblaye in der „Expedition scientifique de Morée“ (Par. 1836).

Manto, eine Tochter des Sehers Tiresias aus Theben und selbst Seherin, wurde, als die Epigonen Theben erobert, von diesen mit andern Kriegsgefangenen dem delphischen Apollon geweiht. Dieser schickte sie wieder nach Kleinasien, wo sie sich mit dem Kreter Rhakios, dem sie den Μογος (s. d.) gebar, vermählte und das Heiligthum und Orakel des Klarischen Apollon unweit Kolophon gründete. — **Manto**, die Tochter des Herakles, ebenfalls eine Seherin, soll von der Mantua den Namen bekommen haben.

Mantua, ital. Mantova, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, bildet gegenwärtig mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino eine Provinz des Gouvernements Mailand und zählt auf 27 □ M. 260000 E. Das Land stand unter den Römern in hoher Blüte. Nach dem Untergange des röm. Staats kam es an die Gothen, dann an die Longobarden, unter Karl dem Großen an das Fränkische und unter Otto dem Großen an das Deutsche Reich. Als kaiserliches Lehn kam es an die Este und an die Markgräfin Mathilde von Toscana, später an die Bonacorsi und gegen die Mitte des 15. Jahrh. an die Gonzaga (s. d.). Der letzte Herzog, aus dem Hause Gonzaga, Karl IV., vom Kaiser, weil er in dem span. Erbfolgekriege die franz. Partei ergriffen hatte, 1705 in die Reichsacht erklärt, starb zu Padua 1708 ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Östreich in dem Besitze des Landes und vereinigte es 1785 mit den mailänd. Landschaften, aus denen es die östr. Lombardei bildete. Im J. 1797 wurde es zur Cisalpinischen Republik, dann zur Italienischen Republik, 1805 zum Königreich Italien geschlagen, 1814 aber wieder von Östreich in Besitz genommen und mit dem Lombardisch-venetian. Königreiche vereinigt. — Die Hauptstadt des Herzogthums, **Mantua**, mit 25000 E., durch Natur und Kunst eine der stärksten Festungen in Europa, liegt auf einer Insel des Mincio, der hier zugleich einen Landsee bildet. Zu ihr gelangt man mittels zweier Dämme, die von zwei Forts und andern aufgeworfenen Werken bestrichen werden können. Die Stadt selbst ist von einer starken Mauer umgeben und durch eine Citadelle gedeckt. Die Gassen sind meist breit und gerade und haben zum Theil schöne Häuser. Merkwürdige Gebäude sind die ehemalige Franciscanerkirche, die vormalige Jesuitenkirche mit ihrem zur Sternwarte eingerichteten Thurme, der alte herzogliche Palast (Palazzo vecchio) und der Justizpalast, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, das Zeughaus, die Judensynagoge, der in Ge-

stalt eines T erbaute Palast del Te und endlich das von Giulio Romano bewohnte Haus, in der Nähe des alten herzoglichen Palastes. Es besteht daselbst eine Akademie der Wissenschaften und Künste (*Virgiliana*), mit der eine Maler- und Bauakademie vereinigt sind. Fast in allen Kirchen und mehren der öffentlichen Gebäude finden sich Gemälde von Giulio Romano, Mantegna u. A. Vgl. Susani, „Nuovo prospetto delle pitture, sculture, architetture etc. di M.“ (Mantua 1830). Die Stadt theilte das Schicksal des Herzogthums. Karl der Große ließ sie zuerst befestigen. Als durch Verschulden Balduin's del Monte die Kaiserlichen 1630 sich mit stürmender Hand ihrer bemächtigten, wurde sie furchtbar verwüstet und ihrer kostbarsten Werke beraubt. Zwar erholte sie sich nachher wieder; doch seitdem sie aufgehört hatte, Residenz zu sein, kam sie allmählig mehr und mehr ins Sinken. Im J. 1796 wurde sie von den Franzosen blockirt und erobert; 1799 von den Österreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung denselben wieder entrissen, im Anfange des J. 1801 aber von neuem ihnen übergeben. Nach dem pariser Frieden von 1814 räumten sie die Franzosen ohne Belagerung. Das nahe gelegene Dorf *Pietola*, ehemals *Andes*, ist der Geburtsort Virgil's. — Das sogenannte *Mantuanische Gefäß*, welches sich früher im herzoglichen Museum zu Braunschweig befand, war ein großer zu einer Camee mit zwölf Figuren geschmückter Dnyr von 6 Z. Breite und $2\frac{1}{2}$ Z. Stärke im Durchmesser, der ein Gefäß von sehr gefälliger Form bildete. Die vollendete Arbeit stellte die Thesmophorien dar. Im J. 1630 wurde dieses überaus kostbare Gefäß bei der Plünderung M. s durch das kaiserliche Heer von einem Soldaten erbeutet, der es dem Herzoge Albrecht von Sachsen-Lauenburg, einem der Befehlshaber des Heers, für 100 Ducaten verkaufte, und durch Vermächtnisse kam es endlich an das Haus Braunschweig. Während des Kriegs von 1806 war es in England, nach Andern in Petersburg; seit der Revolution im J. 1830 ist es abhanden gekommen.

Mantus, ein unterirdischer tuskischer Gott, den und dessen Gattin jeder aus dem Leben Scheidende zu scheuen hatte, war wahrscheinlich eine Personification der Schrecknisse des Todes und der Unterwelt. Auf etruskischen Todtenlisten wird er dargestellt in Gestalt eines vierschrötigen Mannes mit Satyrhoren, gewöhnlich geflügelt, in hochgeschürzter Tunica, zuweilen mit einem Schwerte, fast immer mit einem Hammer versehen, und einen Todten, der gewöhnlich verhüllt zu Pferde sitzt, abholend.

Manual, im Allgemeinen so viel als Handbuch oder Memorial, heißt im Rechnungswesen dasjenige Buch, worin die Ausgaben und Einnahmen nicht nach chronologischer Ordnung, wie im Kassenbuche oder *Journal* (s. d.), sondern nach den Quellen und verschiedenen Zwecken (nach Titeln und Capiteln) eingetragen werden.

Manualacten oder *Privatacten* heißen die Proceßschriften, sowol die eigenen wie die gegenseitigen, welche der Sachwalter eines Proceßes aufzubewahren verbunden ist. Gehen etwa die gerichtlichen Acten durch irgend einen Zufall verloren, so werden sie unter Zuziehung der Parteien aus den Manualacten ergänzt. Der Sachwalter hat dieselben, wenn sein Auftrag beendet ist, wäre es auch durch Zurücknahme, wenigstens nach der richtigen und des Sachwalters würdigen Ansicht, nicht eher an die Partei herauszugeben, als bis er wegen seiner Gebühren und Auslagen befriedigt ist.

Manuel (Jacq. Ant.), berühmt als franz. Kammermitglied während der Restauration, geb. zu Barcelonnette am 10. Dec. 1775, war anfangs für den Handel bestimmt, trat 1793 in die Armees, widmete sich aber, nachdem er schon den Grad eines Capitains erlangt, nach dem Frieden von Campo Formio der advocatorischen Laufbahn. Nicht ohne Erfolg wirkte er in dieser Eigenschaft erst zu Digne, dann am Appellhose zu Aix. Als er während der Hundert Tage zum ersten Mal Paris besuchte, empfing er die Nachricht, daß ihn das Departement der niedern Alpen in die Kammer gewählt habe. Zögernd nahm er diese Ehre an und beobachtete längere Zeit ein gänzlichcs Stillschweigen. Erst nach der Schlacht von Waterloo erhob er sich plötzlich und zeigte sich als großer Redner und kühner Patriot. „Dieser junge Mann“, rief das alte Conventsmitglied Cambon aus, „fängt da an, wo Barnave aufhörte“. Mit der zweiten Restauration beschloß M., sich in Paris niederzulassen, wurde aber von der Advocatencorporation als ein liberaler Charakter von den Gerichtsverhandlungen ausgeschlossen. Obgleich er sich hierdurch bloß auf Privatconsultationen be-

schränkt sah, gelangte er doch bald zu Ruf und ausgebreiteter Praxis. Bei den Wahlen von 1818 wählte man ihn in dem Departement Finistère und in der Vendée zugleich. Er entschied sich für letztere und nahm in der Kammer seinen Sitz zur äußersten Linken. Hier zeigte er sich nicht nur als einen glühenden Vertheidiger constitutioneller Rechte, sondern ergriff auch in allen Zweigen der Verwaltung das Wort und legte außerordentliche Kenntnisse an den Tag. Mit der Stärke und dem Haffe seiner Gegner wuchs seine Kühnheit, seine Festigkeit und Begeisterung. Schon oft hatte er sich das Misfallen der Majorität zugezogen, und man wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich seiner zu entledigen. Endlich bot sich dieselbe in der Sitzung von 1823 bei den Verhandlungen über den Feldzug nach Spanien dar. Am 1. März hielt M. eine feurige Rede, die einen maßlosen Tumult verursachte, weil die Ultras in seinen Worten eine Vertheidigung Derer, welche Ludwig XVI. zum Tode befördert, wahrnehmen wollten. Vergebens versicherte er seine monarchische Gesinnung und wiederholte die Phrase; er wurde zur Ordnung verwiesen. Am nächsten Tage schlug Labourdonnaye seine Austreibung aus der Kammer vor, die am 3. März auch durchging. Dessenungeachtet erschien M., über diese Proceur empört, am 4. März auf seinem Sitze und erklärte dem Präsidenten, daß er nur der Gewalt weichen würde. Man rief einen Unteroffizier der wachhabenden Nationalgarde, Namens Mercier, herbei, der aber seine Hand nicht an den Deputirten legen wollte. Gendarmen mußten hierauf eintreten, die ihn in der That aus dem Saale schleiften. Sämmtliche Mitglieder der Linken folgten. M. war weit entfernt, die brutale Gewaltthat, welche den Bourbons in der öffentlichen Meinung einen harten Schlag versetzte, für seine Person auszubenten. Er zog sich zurück und starb am 20. Aug. 1827 zu Maisons. Seine Leiche, die man auf dem Kirchhofe Père Lachaise zu Paris bestattete, wurde von mehr als 100000 Menschen begleitet.

Manuel (Nicolaus), genannt Deutsch, Künstler, Staatsmann, Dichter und Soldat, wurde wahrscheinlich im J. 1484 geboren. Man vermuthet, er sei der uneheliche Sohn eines vielleicht aus dem Süden stammenden Emanuel de Alamannis gewesen, aus dessen Namen er den seinigen entlehnt habe. Als Künstler scheint er in der solmarer Schule Martin Schön's seine Bildung empfangen zu haben; später, wahrscheinlich um 1511, wurde er für einige Zeit in Venedig Tizian's Schüler. In Bern angesiedelt, nahm er als Mitglied des Rath's sowohl an den ital. Feldzügen, wie an den reformatorischen Kämpfen der Schweiz einen thätigen Antheil. Bald nach dem Siege der Reformation in Bern starb er im J. 1530. Sein Hauptwerk, ein auf die Umfangsmauer der dortigen Dominicanerkirche gemalter Todentanz, ist nur noch in Copien vorhanden und unterscheidet sich in der Auffassung nicht wesentlich von ähnlichen Darstellungen in Basel, Lübeck und andernwärts; das bedeutendere Vorwalten der Landschaft deutet wol auf venetian. Einwirkung. Von seinen Olgemälden und Zeichnungen finden sich die meisten in Bern und in Basel. Sein Stil hängt noch ganz deutlich mit der scharfen und strengen Formbezeichnung der solmarer Schule zusammen; seine geistreiche Subjectivität aber macht sich geltend durch Heiterkeit der ganzen Darstellung und durch einen oft bizarren Humor. In den Zuthaten und in der Kleidung ist er bunt und überladen; den Modeprunk seiner Zeit beutet er oft bis ins Unerlaubte aus. Vgl. Grüneisen, „Nic. M.“ (Stuttg. und Tüb. 1837).

Manuel (Pierre Louis), franz. Conventsdeputirter und Revolutionsmann, geb. 1751 zu Montargis, lebte nach vollendeten Studien als Hauslehrer und Schriftsteller zu Paris und gerieth wegen eines gegen Geistlichkeit und Regierung gerichteten Pamphlets in die Bastille. Wieder in Freiheit gesetzt, wendete er sich mit Leidenschaft der ausbrechenden Revolution zu. Schon nach den Ereignissen vom Juli 1789 trat er in den provisorischen Gemeinderath von Paris, an dessen Spitze Bailly (s. d.) stand. Hierdurch erhielt er Gelegenheit, aus den Papieren der Polizei die Schrift „La police dévoilée“ (2 Bde., Par. 1791) abzufassen, die große Abscheulichkeiten aufdeckte. Als eifriger Jakobiner wurde er gegen das Ende des J. 1791 Gemeindeproucurator, während Pétion (s. d.) das Amt des Maire versah. In dieser Stellung theilte er sich gewaltig am Umsturz des Thrones und leitete die Unruhen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792. Nach der letztern Katastrophe mußte er den König in den Templethurm schaffen, wobei er sich einer förmlichen Einkerkelung desselben vergebens widersetzte. Vielleicht mit Unrecht beschuldigten ihn seine Feinde

der Anstiftung und Theilnahme der Septembereuel. Gewiß ist es, daß er viele angefehene Personen rettete und später vom Convent verlangte, man möchte die während der Megelei Entwichenen nicht als Emigranten betrachten. Von der Hauptstadt in den Convent gesendet, verlor er seine Popularität, indem er vorschlug, daß der Präsident in den Tuileries wohnen solle. Am 7. Oct. 1792 mußte er Ludwig XVI. die Errichtung der Republik eröffnen und denselben der äußern Zeichen der königlichen Würde entkleiden, was er ohne Noheit vollzog. Seitdem handelte er merkwürdigerweise stets im Interesse des unglücklichen Monarchen. Bei der Abstimmung über dessen Verurtheilung drang er auf Einsperrung und äußerte in der Verhandlung über die Appellation ans Volk: „Das Recht über Leben und Tod gehört der Natur; der Despotismus hat ihr das Recht genommen, aber das Volk wird es ihr wiedergeben“. Von der Bergpartei des Betruges bei Einsammlung der Stimmen beschuldigt, wurde er auf der Stelle infam erklärt und mußte den Convent unter Mißhandlungen verlassen. Er ging nach Montargis, wo er im März 1793 von einer wüthenden Meute fast todt-geschlagen wurde. Im Aug. ließ ihn der Convent verschaffen und nach Paris bringen. Zuvörderst mußte er im Proceß der Königin als Zeuge auftreten, wobei er sich rücksichtsvoll und edel benahm, obgleich das Veil auch über seinem Haupte schwebte. Am 15. Nov. stellte man ihn selbst vor Gericht, beschuldigte ihn, der Urheber der Septembereuel gewesen zu sein, legte ihm aber auch zur Last, daß er mehre Schlachtopfer gerettet habe. Er wurde zum Tode verurtheilt und am 16. Nov. 1793 hingerichtet. Seine Schriften sind ohne Bedeutung. Ohne Erlaubniß der Betheiligten gab er auch die „Lettres de Mirabeau à Sophie“ (4 Bde., Par. 1792) heraus.

Manufacturen, s. Fabriken.

Manumission hieß bei den Römern die feierliche Handlung, durch welche ein Sklave freigelassen wurde. (S. Freilassung.)

Manuscripte oder **Handschriften** (codices) sind ein Hauptgegenstand der Diplomantik (s. d.). Alle noch vorhandene alte Manuscripte sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches, aus der eigentlichen Papyrusstaude gefertigtes, dessen Gebrauch zu Handschriften im Abendlande schon mit dem 9. Jahrh. aufhörte, theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina), um 706 n. Chr. im Orient erfunden, das bis zur Einführung des Linnenpapiers und neben diesem noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. gebraucht wurde, theils endlich Linnenpapier, dessen Erfindung man in das 13. oder 14. Jahrh. setzt, jenachdem man sich auf eine auf solches geschriebene Urkunde Kaiser Friedrich's II. von 1243 oder auf andere deraartige Urkunden von 1309, 1311, 1318 u. s. w. stützt. Schreibfedern werden zuerst im 7. Jahrh. erwähnt. Von Tinten war die schwarze die gewöhnlichste. Sie bestand gewöhnlich aus Dfenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. und war in der frühesten Zeit nicht mit Vitriol versetzt. Auch rothe (rubrum) Tinte von einer blendenden Schönheit, findet man schon in sehr alten Handschriften. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die ersten Zeilen und die Inhaltsanzeigen geschrieben, daher die Ausdrücke **Nubrum** (s. d.), **Nubrik** und **Nubricator**. Seltener kommt in alten Handschriften blaue Tinte vor; noch seltener grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften, die jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören, oder belegte die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die Manuscripte in Rollen (volumina), die älteste Art, und in geheftete Bücher oder Bände, die eigentlichen codices. (S. Codex.) Die Schreiber der Manuscripte (scribae oder librarii) waren bei den Alten meist freigelassene oder Sklaven, in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Von weit größerer Wichtigkeit als diese äußern Umstände und Merkmale sind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. s. w. einer Handschrift die innern, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchstaben, mit denen sie geschrieben sind. Noch immer hat für diesen Theil der Handschriftenkunde Walthers „Lexicon diplomaticum“ (3 Bde., Göt. 1745—47, Fol.) einen entschiedenen Werth, sowie zur Beurtheilung des Alters griech. Manuscripte nach den Schriftzügen Montfaucons „Palaeographia“ ein

unentbehrliches Hülfsmittel ist. Das Alter griech. Handschriften läßt sich aus den Schriftzügen schwerer bestimmen als das der lateinischen. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Züge einer griech. Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer steifer werden. Der Mangel oder das Dasein der griech. Accente entscheidet nichts. Übrigens wird man nicht leicht ältere griech. Handschriften als aus dem 7., höchstens 6. Jahrh. finden. Die Schriftzüge der lat. Manuscripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derselben (Majuskeln oder Minuskeln) theils nach der verschiedenen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiedenen Völkern oder in gewissen Zeiträumen annahmen (*scriptura rom. antiqua, merovingica, longobardica, carolingica* etc., wozu seit dem 12. Jahrh. die sogenannte gothische kam, welches eine künstlich abgeschärfte und eckige Minuskel ist), eingetheilt, und bei jeder dieser Schriftarten wieder Regeln festgesetzt, nach welchen man das Alter einer Handschrift beurtheilen kann. Vor dem 8. Jahrh. wird man selten Interpunctionen antreffen; doch kommen auch nach eingeführter Punctuation aus dem 13. und den folgenden Jahrhunderten noch Manuscripte ohne Interpunction, aber mit Absetzen der Worte vor. Handschriften, die keine Capitel- oder andere Abtheilungen haben, sind immer alt. Der sogenannte *Custos* oder die Wiederholung des ersten Wortes des folgenden Hefts am Ende des vorhergehenden gehört in das 12. und in spätere Jahrhunderte. Je weniger und leichtere Abbreviaturen eine Handschrift hat, desto älter ist sie. In den ältesten Handschriften hängen die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen aneinander; erst seit dem 9. Jahrh. ist das Abtheilen der Worte allgemein geworden. Auch die Gestalt der arab. Ziffern, welche man zuerst in Manuscripten aus dem Anfange des 12. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Manche Manuscripte haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen sie geschrieben worden sind, und man nennt sie deshalb datirte *Codices*. Doch muß man die Nichtigkeit dieser Unterschriften nicht gleich für erwiesen annehmen, da sie oft bloß die Abfassung des Buchs anzeigen oder sich nur auf einen Theil der Handschrift beziehen, oder auch ganz erdichtet sind. Ebenso wenig darf man aus denselben immer auf das Alter der Handschriften mit Bestimmtheit schließen, da spätere Abschreiber oft derartige Notizen aus den Originalen, welche sie vor sich hatten, copirten. Mit Gewißheit läßt sich annehmen, daß keine aller bekannten Handschriften über das erste christliche Jahrhundert hinausreicht. Das 1825 auf der Insel Elephantine in Oberägypten von einem für Sir Joseph Banks reisenden Franzosen aufgefundenen Fragment der „*Iliade*“, auf Papyrus in Capitalbuchstaben schön geschrieben, dürfte unstreitig das älteste aller classischen Bücher sein und wahrscheinlich aus den Zeiten der Ptolemäer stammen. Abgeschabte und neu überschriebene Handschriften (*codices rescripti* oder *rasi*) nennt man *Palimpsesten* (s. d.). Vgl. Pfeiffer, „Über Bücherhandschriften überhaupt“ (Erl. 1810); Ebert, „Handschriftenkunde“ (2 Bde., Lpz. 1825—27), und Hoffmann, „Handschriftenkunde für Deutschland“ (Bresl. 1831).

Manutius (*Aldus*), ital. *Manuzio*, *Manuzzi* oder *Manucci*, auch *Aldus* der Ältere genannt, geb. 1446 zu Bassano, studierte hier, zu Ferrara und in Rom, weshalb er sich den Beinamen *Romanus* gab, und wurde dann Erzieher des jungen Fürsten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunstbezeugungen den Beinamen *Pius* ertheilte; hierauf begab er sich 1482 nach Mirandola. Erst im männlichen Alter studierte er das Griechische zu Verona, worauf er 1488 in Venedig eine Druckerei anlegte. Er vervollkommnete die Buchdruckerkunst ungemein, schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab, führte die sogenannte *Antiqua* ein, erfand die *Cursiv*, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Kolon und Semikolon. Auch ließ er sich sehr angelegen sein, nicht nur einfach schöne und correcte, sondern gute Texte zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abzu-druckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Seine ersten griech. Drucke waren die griech. Grammatik von Konstantin Laskaris und das Gedicht des Musäus (1494). Überhaupt verdanken wir ihm 28 *editiones principes* von griech. Classikern. Von seinen eigenen Schriften sind, außer den Anmerkungen und Vortreden zu mehreren Schriftstellern, bemerkenswerth die „*Institutiones grammaticae graecae*.“

(1515, 4.); das „*Dictionarium graec.*“ (1497, und Bas. 1519 und öst., Fol.); „*Institutiones graeco-lat.*“ (1501 und 1508, 4.) und die „*Introductio perbrevis ad hebr. linguam*“ (zuerst mit Laskaris' Grammatik 1501, 4.). Vorzüglich sind seine Pergamentdrucke, namentlich ist die Schwärze vortrefflich. Die Päpste Julius II. und Leo X. unterstützten ihn durch Privilegien. Er starb am 6. Febr. 1516 an den Wunden, welche ihm drei Muehlmörder beigebracht hatten. — Sein dritter Sohn, Paulus M., geb. zu Venedig am 6. Apr. 1512, studirte besonders die lat. Sprache, die er vortrefflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei (die *typographia Pio-Manutiana*) beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der vaticanischen Bibliothek gebraucht. Er besorgte seit 1533 seines Vaters Buchdruckerei, nachdem sie eine Zeit lang geschlossen gewesen war, und übernahm sie 1540. Auf die Einladung des Papstes Gregor's XIII. ging er abermals nach Rom, wo er 1573 starb. Seine Ausgaben griech. und röm. Classiker, besonders der Werke des Cicero, sind hochgeschätzt, und unter seinen eigenen Schriften zeichnen sich namentlich seine „*Epistolae et praefationes*“ (1558 und öst.) aus. — Aldus M. der Jüngere, der Sohn des Vorigen, geb. am 28. Oct. 1547, schrieb bereits in seinem 14. Jahre eine Abhandlung über die lat. Orthographie. Später lehrte er die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom, und starb daselbst 1597 sehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeit lang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Noch in seinem Todesjahre hatte ihm Clemens VIII. die Leitung der *Typographia Vaticana* übertragen. Mit ihm erlosch der Ruhm der Aldinischen Presse. Man hat von ihm Anmerkungen zum *Vellejus Paterculus*, Horaz, Sallust und Eutrop und mehre Abhandlungen über röm. Alterthümer, welche sich in Grävius' und Sallengre's „*Thesaurus*“ finden. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: *Sudavit et alsit.* (S. Aldinen.)

Manzoni (Alessandro), ital. Trauerspieldichter und Lyriker, ist zu Mailand 1784 geboren. Sein Vater war Graf, aber ohne Bildung, seine Mutter die geistreiche Tochter des berühmten Beccaria. Zunächst machte er sich durch seine „*Versi sciolti*“ (Par. 1806) auf den Tod seines Pflegevaters, Carlo Imbonati, und hierauf durch seine „*Anni sacri*“ (1810) bekannt, worin er eine neue Art Lyrik schuf. Seine Tragödie „*Il conte di Carmagnola*“ (Mail. 1820), in welcher er die Fesseln der franz. Schule abwarf, fand nicht bloß in Italien großen Beifall, sondern wurde auch von engl. Kritikern und unter den Deutschen selbst von Goethe ausgezeichnet. Ihr folgte 1823 die Tragödie „*Adelgis*“. In beiden Stücken bedient sich M. des Chors. Auch seine kleinern Gedichte, darunter namentlich eine Ode auf Napoleon's Tod, „*Cinq Mai*“ (1823), trugen bei, seinen Ruhm zu erhöhen. Das größte Aufsehen in Italien aber erregten „*I promessi sposi storia milanese del sec. XVII*“ (3 Bde., Mail. 1827; deutsch von Bislow, Lpz. 1827, von Lesmann, 3 Bde., Berl. 1827—28), worin in einer schönen Sprache das lombard. Bauernleben in der Geschichte des Seidenwebers Renzo vom Comersee geschildert wird. Diese Dichtung erschien neuerdings von M. selbst im Stile vielfältig umgearbeitet (3 Bde., Mail. 1842) mit einem Anhang „*Storia della Colonna infame*“, worin M. in Beziehung auf denjenigen Theil seines Romans, welcher von der Pest in Mailand im J. 1630 handelt, die Richter in jener Sache des Justizmordes anklagt und, als würdiger Enkel Beccaria's, gegen die Tortur, die in Italien noch nicht völlig abgeschafft ist, kämpft. Seit vielen Jahren lebt M. in tiefer Abgeschiedenheit nur seiner Familie und seinen christlichen Betrachtungen als eifriger und strenger Katholik. Von dieser seiner Richtung zeugen seine „*Osservazioni sulla morale cattolica*“ (Flor. 1835; deutsch von Anspach, Köln 1835). Seine „*Opere*“ wurden mit kritischen Bemerkungen herausgegeben von Nic. Tommaseo (5 Bde., Flor. 1828—29).

Mäonide, eigentlich ein Bewohner von Mäonien (s. d.) oder Lydien, wurde von den Alten vorzugsweise Homer genannt, weil Einige Kolophon, das früher zu Lydien gehörte, für dessen Vaterstadt hielten, während Andere, wie Lucian, diese Benennung von Mäon, dem Vater des Homer, ableiteten. — Später bezeichnete man mit Mäoniden die Mufen überhaupt.

Mäonien war ursprünglich eine Landschaft in Lydien, galt aber dann überhaupt für die ältere Benennung von Lydien (s. d.).

Mappirungskunst, s. Landkarten.

Mara (Gertrude Elisabeth), geborene Schmechling, eine berühmte Sängerin, wurde am 23. Febr. 1749 zu Kassel geboren, wo ihr Vater Stadtmusiker war, unter dessen Anleitung sie die Geige so fertig spielen lernte, daß sie schon in ihrem neunten Jahre in Wien Concerte geben und im zehnten in London vor der Königin spielen konnte. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie die Geige bei Seite und nahm Gesangsunterricht bei dem Sopranisten Parabisi, der sie so weit brachte, daß sie im 14. Jahre als Sängerin bei Hofe sich hören lassen konnte. Im J. 1766 kam sie nach Leipzig, wo sie, von Hiller unterwiesen, bei dem sogenannten Großen Concert als erste Sängerin bald allgemein bewundert wurde und sich zugleich zur Virtuosa auf dem Clavier ausbildete. Kaum hatte sie Friedrich II. 1770 einmal gehört, als er sie sogleich mit 3000 Thlr. Gehalt in Berlin anstellte, wo sie mit dem Virtuosen Concialini um den Preis eiferte und neben diesem und unter Porpora's Anleitung sich als Sängerin und Schauspielerin bildete. Doch durch ihre Verbindung mit dem Violoncellisten Jos. Mara im J. 1774 verwickelte sie sich in unzählige Verbrießlichkeiten, wurde 1780 von dem Könige im höchsten Unwillen entlassen und ging hierauf wieder nach Leipzig, 1782 nach Wien und von da nach Paris, wo sie erste Concertsängerin der Königin wurde. Im J. 1784 war sie wieder in London, wo sie mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde und im Winter 1785 und 1786 am Operntheater angestellt war. So einstimmig die Lobeserhebungen über ihre Kunst, so groß waren die Klagen über ihren Eigensinn. Hierauf machte sie Kunstreisen in Italien, Frankreich, Deutschland und Rußland bis Moskau, wo sie, nach dem Tode ihres längst von ihr getrennten Mannes (gest. 1808) ihren bisherigen Begleiter, Florio, geheirathet haben soll. Als sie durch den Brand von Moskau 1812 ihr ganzes Vermögen verloren hatte, ging sie nach Neval und gab daselbst Unterricht. Im J. 1819 besuchte sie England und 1821 Deutschland. In Neval starb sie am 20. Jan. 1833. Ihr Ruhm gründete sich nicht bloß auf die Stärke und Fülle ihres Tons und auf den außerordentlichen Umfang ihrer Stimme, sondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten Passagen vortrug, sowie auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt war ihr Vortrag Händel'scher Arien.

Mara, die Tochter des Prötos und der Anteia, der Gefährtin der Artemis, wurde von dieser erschossen, als sie mit Zeus den Lokros gezeugt hatte. — Mara hieß auch die Tochter des Atlas und Gemahlin des Tegeates, des Sohnes des Lykaon. Ihr Grabmal zeigte man zu Tegea und zu Mantinea. Nach Pausanias war sie Dieselbe, deren Schatten Odysseus im Hades sah.

Marabufedern, ein Modeartikel, heißen die schönen flaumartigen langen Federn vom Marabusorch, der in Indien heilig gehalten und seiner Federn wegen als Hausvogel aufgezogen wird, und vom Argulareiher, der ebenfalls in Indien heimisch ist. Da sie in sehr hohem Preise stehen, so werden sie häufig aus Truthahnfedern nachgemacht.

Marabut, s. Morabiten

Marañon, der größte Fluß der Erde, entspringt unter 12° südl. Br. aus dem See Lauricocha auf den Andes von Peru, 12000 F. über dem Meere, läuft anfangs nördlich, wendet bei Jaen sich östlich, wird bald darauf schiffbar und nimmt außer vielen andern Seitenströmen den in Bolivia viel südlicher entspringenden Ucayale auf. der daher bisweilen als eigentlicher Quellenfluß betrachtet worden ist. Er heißt von Tabatinga bis Rio negro Solimons, weiter hinab Amazonenstrom, und fällt fast unter dem Äquator mittels einer 35 M. breiten Hauptmündung in das Atlantische Meer. Alle von dem östlichen Abhange der Andes von Pasko bis Cochabamba, von der Nordseite der Gebirge von Matto grosso und Minas, und von dem Westabfalle Guyanas herabfließende Gewässer finden früher oder später Aufnahme in diesen Niesenstrom, der an 500 M. lang, bis an die Andes schiffbar, die herrlichsten und fruchtbarsten, meist aber unbewohnten Länder Südamerikas durchschneidet, und in spätern Zeiten für jenen Welttheil noch weit größere Wichtigkeit erlangen wird, als der Mississippi für den nördlichen Continent. Entdeckt wurde der Marañon durch Pinzon 1498, und zuerst befahren bis an seine Mündung von Drellana im J. 1541, dann von Acuña, in der Mitte des 18. Jahrh. von Condamine, 1820 von Spix

und Martius bis Tabatinga, 1831—32 von Pöppig von den Andes bis Pará, 1829 von May und 1834 von Smyth, welche Reisende mehr oder minder umfangreiche Berichte über jene Fahrt veröffentlicht haben.

Marasmus, s. Atrophie.

Marasquino oder **Maraschino**, ein feiner ital. Liqueur, wird von zerstoßenen sauren Kirschkernen und Brantwein abgezogen. Am bekanntesten sind der Marasquino de Zara, aus Zara in Dalmatien, und der aus Corsica. Auch wird er in Deutschland fabricirt.

Marat (Jean Paul), einer der berühmtesten Charaktere der franz. Revolution, geb. 1744 zu Baudry im Fürstenthum Neuchâtel von protestantischen Aeltern, widmete sich der Arzneikunst und Physik und besaß geistige Mittel und ausgebreitete Kenntnisse, ging aber auf Reisen, um sein Fortkommen zu suchen. Zu Edinburg nährte er sich als franz. Sprachlehrer und gab daselbst 1774 eine revolutionaire Schrift „The chains of slavery“ heraus, die er später auch in franz. Sprache („Les chaînes de l'esclavage“, Par. 1792 und öft.) erscheinen ließ. Ein anderes Werk „De l'homme, ou des principes et des lois de l'influence de l'âme sur le corps et du corps sur l'âme“ (3 Bde., Amst. 1775) verwickelte ihn in einen langen Streit mit Voltaire und dessen Partei. In dieser Zeit veröffentlichte er nacheinander mehre physikalische Schriften über das Feuer, das Licht und die Electricität, durch welche er Newton widerlegen und die Wissenschaft umgestalten wollte. Er ließ sich als Arzt zu Paris nieder; allein sein stürmischer Geist, seine Paradoxie und große Eigenliebe brachten ihn bei aller verzehrenden Thätigkeit um jeden Erfolg. Endlich erhielt er eine Anstellung als Stallarzt beim Grafen von Artois. Beim Ausbruch der Revolution, die er längst im Innersten ersehnt, zeigte er sich sogleich als wilden Demagogen. Von kleinem, grotesken Außern, mit scharf markirtem Gesicht und wildem Blick, mischte er sich unter das Volk und brachte durch seine zügellosen Reden bald eine lächerliche, bald eine furchtbare Wirkung hervor. Sein Einfluß auf die niedere Classe, deren Ton er zu treffen verstand, stieg, als er mit dem 12. Dec. 1789 den „Publiciste parisien“ herausgab, den er einige Monate später in „Ami du peuple“ umwandelte. In diesem Volksblatt, das er am Abend der Menge in Person vorlas, verbreitete er die tollsten Gerüchte und denuncirte den Hof, die Minister und die Nationalversammlung unaufhörlich. Schon im Aug. 1789 schrieb er in einem andern Blatte, man müsse 800 Bäume im Garten der Tuilerien in 800 Galgen verwandeln und ebenso viele Deputirte, an deren Spitze Mirabeau, aufhängen. Danton, der M. als Werkzeug gebrauchen wollte, suchte seine Bekanntheit und brachte ihn in den Club der Cordeliers. Keineswegs durch Ehrgeiz, sondern vielmehr durch das Geräusch und die Unordnung gefährlich, die er um sich verbreitete, befohl der Stadtrath im Jan. 1790 seine Verhaftung. M. verbarg sich in den Kellern der Cordeliers, wo er sein Blatt redigirte, und wagte sich erst nach dem Fluchtversuch des Königs wieder an die Öffentlichkeit. Während der Gesetzgebenden Versammlung griff er, außer den wüthendsten Jakobinern, alle Parteien, besonders die Girondisten (s. d.), an, die er spöttisch die Staatsmänner nannte. Guadet foderte deshalb ein Anklagedecret, zu dem sich die Jakobiner erst verstanden, als man auch den Proceß gegen den Abbé Rogou, den Redacteur des „Ami du roi“, bewilligte. M. versteckte sich wieder bei den Cordeliers; nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 zeigte er sich aber sogleich und erneuerte seine Agitation mit schraubender Wuth. Er trat jetzt förmlich in die Dienste Danton's, der Justizminister geworden, und verfolgte sehr heftig den Minister Roland, der seine publicistische Thätigkeit nicht mit Geld unterstützt hatte. Als sich im Schooße des revolutionären Gemeinderaths der berühmte Ausschuß zur Überwachung der Verräther bildete, ließ sich M. aus persönlicher Autorität aufnehmen und übte auf die Beratungen, welche den Septembregreueln vorangingen, den entschiedensten Einfluß. Auch unterzeichnete er das Circular, welches die Departements zu ähnlichen Greueln und zur Ausrottung der Verräther auffoderte. Unter den Dolchen der Septemberräuber wurde M. in den Convent gewählt, wo er sich noch wilder und blutdürstiger zeigte, als in seiner Zeitschrift, die er seit dem 21. Sept. 1792 „Journal de la république franç.“ nannte. Indessen nahm ihn der Convent sehr schlecht auf; Niemand wollte neben dem Septemberräuber sitzen, und wenn er sprach, erhob sich ein Tumult. Die Girondisten

Louvet und Rebecqui klagten ihn in den ersten Tagen an, daß er zu Gunsten Robespierre's die Dictatur vorgeschlagen habe. M. leugnete dies nicht; behauptete aber, daß diese Dictatur nur einige Tage dauern dürfte, während im Gegentheil Frankreich 50 Jahre hindurch unter der Anarchie des Convents zittern würde. Auch machte er geltend, daß sein Dictator fortwährend eine große eiserne Kugel am Bein nachschleppen sollte, damit er sich nie dem Bereiche der Volksjustiz entziehen könnte. Endlich ließ man auf Vorlesung einer spätern Nummer seiner Zeitschrift die Anklage fallen, und M. zog ein Pistol aus der Tasche und erklärte, daß er sich auf der Tribune den Tod gegeben haben würde, hätte man ihn in der That verhaften wollen. Durch die Straßlosigkeit Kühner gemacht, beschuldigte er am 18. Dec. Dumouriez, daß derselbe die Patrioten, die zur Armee gegangenen Septembervänner, mutwillig dem Feinde geopfert habe. Einige Tage später foderte er in seiner Zeitschrift das Opfer von 270000 Köpfen, und als man ihn im Convent zur Rede stellte, meinte er, wenn man ihm diese verweigere, werde er mehr fordern. Während des Processus des Königs, für dessen schleunige Hinrichtung er stimmte, rief er dem Volke in seinem Blatte zu: „Schlachtet, schlachtet 200000 Anhänger des alten Regiments und reducirt den Convent auf das Viertel“. Diese und andere Übertreibungen brachten in den Versammlungen im Jan. 1793 furchtbare Scenen zuwege; der Convent heulte und pochte, wenn M. sprach, die Tribünen donnerten Beifall. Am 26. Febr. versuchten die Girondisten vergebens, gegen M. ein Anlagedecret zu erlangen, weil er den Pöbel zur Plünderung der Kaufläden angereizt hätte. Er denuncierte hierauf alle Generale, schlug die Erneuerung der Septemberegreuel vor und brachte im Apr. das furchtbare Gesetz gegen die Verdächtigen zu Stande, auf welches in Frankreich 400000 Menschen eingekerkert wurden. Im März unterzeichnete er endlich als Präsident des Jakobinerclubs eine Adresse an das Volk, in welcher dasselbe zum Aufstande und zur Ermordung der Verräther, der Girondisten, aufgefordert wurde. Dieser Schritt erregte selbst den Unwillen der Bergpartei; auf Lacroix's Antrag mußte M. vor dem Revolutionstribunal erscheinen. Fouquier Tinville (s. d.) aber empfing M. gleich einem Märtyrer, und die Geschworenen erklärten ihn für unschuldig und für den wahren Volksfreund. Man besud ihn mit Bürgerkronen und schleppte ihn auf den Schultern durch die belebtesten Straßen der Stadt in den Convent, wo ihm der Präsident Danton eine Lobrede hielt, die Sitzung aber im Tumulte schließen mußte. Mit diesem Siege begann M. nun offen den Kampf mit den Girondisten; er bearbeitete den Gemeinderath, rief die Sectionen zu den Waffen und läutete am 31. Mai auf dem Stadthause eigenhändig die Sturmlocke. Jedoch foderte er nur die Achtung von 22 Deputirten, und als man ihm zu Gefallen am 1. Juni noch mehr proscribiren wollte, widersezte er sich. M. hatte jetzt den Gipfel seiner revolutionären Laufbahn erstiegen; er bildete im Auge des Volks mit Robespierre und Danton das Triumvirat, welches durch geseglichen und ungeseglichen Einfluß das Schicksal der Republik leitete. Indessen war M. in Wahrheit weder ein Parteihaupt noch ein politischer Gewalthaber, sondern der Apostel und das Instrument, dessen sich Danton und Robespierre zur Aufregung und Entfesselung der Massen bedient hatten. Als nun der Kampf zwischen den eigentlichen Hauptern begann und Robespierre auf den Köpfen der Übrigen emporstieg, wurde der Apostel unnötig, und nur der Zufall hinderte es, daß er nicht ebenfalls das Schaffot besteigen mußte. Eine Entzündungskrankheit, die oft das Leben stürmischer Männer zerstört, hielt ihn seit dem Sturze der Girondisten in seiner Wohnung zurück. Nichts konnte hier seine fieberische Thätigkeit befriedigen; er schrieb unausgesetzt Briefe und beschwerte sich täglich beim Convent, daß man ihm zu wenig Aufmerksamkeit schenke, denn er hielt sich für den größten Staatsmann Europas. Nachdem er den Tag vorher noch die Generale Custine und Biron denunciirt, suchte ihn am 13. Juli 1793 Charlotte Corday (s. d.) auf und erstach ihn im Bade, während er für die Guillotine die Reste der Girondistenpartei aufzeichnete. Dieser Mord, der das Leben M.'s nur um einige Tage kürzte, war ein Unglück und brachte die Schreckensherrschaft auf den Gipfel. Robespierre benutzte die Volkswuth, um seine Gegner hinzuschlachten, und ließ den sogenannten Manen M.'s Ströme von Blut fließen. Die Leiche wurde unter Beiwohnung des Convents mit Pomp im Garten der Cordeliers begraben, und der Maler David malte das Bild des Gemordeten mit klaffender Wunde, das man erst auf einem Altare im Hofe

des Louvre mit der Büste L'epelletier's (s. d.) feierlich aussetzte und dann in den Convent hing. Seine Haushälterin, mit der er sich, nach Chaumette's Ausdruck, an einem schönen Tage im Angesichte der Sonne vermählte, wurde auf Kosten des Staats ernährt. Am 4. Nov. 1793 geschah ein Decret den Überresten M.'s die Ehre des Pantheons zu; ein anderes vom 8. Nov. 1795 warf die Leiche wieder hinaus. Zugleich entfernte man auch das Bild aus dem Convent.

Marathon, ein Flecken an der Ostküste von Attika, jetzt *Marathona* oder nach Leake in der Nähe des heutigen *Brana*, wurde berühmt durch den glorreichen Sieg, den hier im J. 490 v. Chr. die Griechen unter *Miltiades* (s. d.) über das Perserheer erkämpften. Eine genaue Beschreibung und Abbildung des Schlachtfeldes nebst den Positionen beider Heere gaben in neuester Zeit Leake in den „*Demen von Attika*“ (deutsch von Westermann, Braunschw. 1840) und Finlay, „*On the battle of M.*“ in den „*Transactions of the society of literature*“ (Lond. 1839).

Maratten oder *Mahratten*, ein zum Hindustamme gehöriges Volk, in dem mittlern Theile Vorderindiens, die Gebirge von Gwalior bis Goa bewohnend und wahrscheinlich aus verschiedenen ältern, von den Mongolen aus dem eigentlichen Hindostan vertriebenen Völkern abstammend, tritt erst um die Mitte des 17. Jahrh. in der Geschichte auf, wo der Abenteurer *Sewadschi*, gest. 1680, sie zu einem Staate vereinigte, den er und seine Nachfolger durch Eroberungen, besonders im Reiche des Großmoguls, zu einem mächtigen Reiche erweiterten, das einen Flächeninhalt von 28000 \square M. umfaßte. Die Untüchtigkeit, die bald unter seinen Nachfolgern, welche den Titel *Ram-Nadscha*, d. i. Oberkönig oder Fürst, führten und in *Sattarah* regierten, einriß, bewirkte, daß der *Peischwah* (erste Minister) *Badschiro* den *Ram-Nadscha* gefangen setzte und des westlichen Theils des Marattenlandes sich bemächtigte, wo er in *Punah* einen unabhängigen Staat bildete, während sein College *Nadschodschi* den östlichen Theil nahm und den Staat der *Be-rar-Maratten* daselbst gründete. *Badschiro*, der 1750 starb, machte die Würde und den Titel als *Peischwah* in seiner Familie erblich. Diese Theilung des Marattenreichs konnte aber nicht ohne Einwilligung der Großen und Statthalter des Reichs geschehen, die deshalb mit Vermehrung ihrer Einkünfte und Macht befriedigt wurden. Die Folge davon war, daß das Reich in eine Menge mehr oder minder mächtiger, unabhängiger und Vasallenstaaten zerfiel und nach dem Aussterben der Dynastie der *Ram-Nadschas* im J. 1777 nur durch einen aus zwölf Brahminen bestehenden Regierungsrath, der dem *Peischwah* die vollziehende Gewalt ließ, zusammengehalten wurde, also eine Art Bundesstaat bildete. Nicht lange dauerte es, so brachen unter den Marattenfürsten im letzten Decennium des 18. Jahrh. langjährige innere Kriege aus, in die bald die engl.-ostind. Compagnie verflochten wurde und die damit endigten, daß, nachdem mehre Provinzen des Marattenreichs an die Engländer bereits abgetreten waren, nach einem blutigen Kampf mit den Engländern im J. 1817 und 1818 die letzten Überreste des Marattenreichs von diesen unterworfen und ihre Herrscher zu engl. Vasallen gemacht wurden, bis auf den einzigen *Rao Scindiah*, der seine Unabhängigkeit bis zu seinem Tode bewahrte. Als in Folge desselben seine Witwe einen Knaben als Sohn adoptirte, den auch die Engländer als Herrscher anerkannten, kam unter der schwachen Weiberregierung der alte Haß gegen die Engländer wieder zum Vorschein, der durch innere Intriguen und die immer mehr gesteigerten Ansprüche der Engländer am Ende zu einem Krieg mit diesen führte, welcher durch die beiden am 29. Dec. 1813 gelieferten blutigen Schlachten von *Maharadschpur* und *Puniar* oder am *Antripas*, beide auch die Schlachten von *Hingolah* genannt, beendet wurde; die erstere lieferte der engl. Obergeneral *Sir Hugh Gough*, während die Maratten von den beiden franz. Obersten *Baptiste* und *Jacob* befehligt wurden; die andere der engl. General *Grey*. Die zum größten Theil europäisch organisirten Maratten mit vortrefflicher Artillerie schlugen sich ausgezeichnet. Die Folge dieser Niederlagen war, daß der Staat des *Scindiah* in die Reihe der der ostind. Compagnie unterworfenen Subsidiarstaaten trat, eine bedeutende Kriegscontribution zahlen und sein treffliches Heer auflösen mußte. Die Maratten, von festem, starkem Körperbau, mit mehr oder weniger brauner Hautfarbe, sind Hindus und Brahmediener, von grausamem, wildem und treulossem Charakter, abgehärtet und von kriegerischem Geiste. In Folge davon, sowie

durch die Bedrückungen, die sie sich gegen die ihnen unterworfenen Völker erlaubten, haben sie sehr nachtheilig auf Cultur und Civilisation der Länder gewirkt, in denen sie das herrschende Volk waren. Die bedeutendsten der den Engländern unterworfenen Marattenfürstenthümer sind gegenwärtig der Staat des *Scindiah*, der den Titel Maha Radscha, d. i. Großkönig, führt und in Gwalior residirt, mit 1806 □M. und 4 Mill. £.; der des Maha Radscha von *Sattarah*, mit 510 □M. und 1½ Mill. £.; der des *Güicowar*, der in der großen Stadt *Baroda* residirt, mit 850 □M. und 2 Mill. £.; der des *Holkar*, welcher seine Residenz in der schönen Stadt *Indur* hat, mit 540 □M. und 1,200,000 £., und der des *Bunslah* mit der Residenz *Ragpur*, 3300 □M. mit 3 Mill. £.

Maratti oder *Maratta* (*Carlo*), gewöhnlich als der letzte Maler der röm. Schule betrachtet, wurde 1625 zu *Camurano* in der Mark *Ancona* geboren und bildete sich bei dem *bolognes. Maler Sacchi*, einem Schüler *Albani's*, hauptsächlich nach Werken der *Carracci* und des *Guido Reni*, bis ihn *Rafaël* völlig begeisterte. Nach einer langen in glänzenden Verhältnissen zugebrachten Künstlerlaufbahn starb er in *Rom* 1713. Er war im Ganzen ein flacher Idealist, allein er besaß vielen Geschmack und hat sich von der Verwilderung mancher damaligen Kunstgenossen völlig freigehalten. Vielleicht sein verdienstlichstes Werk war die sorgfältige Restauration der *Rafaël'schen Fresken* im *Vatican*. — Seine Tochter, *Faustina M.*, war als Dichterin berühmt und mit dem Dichter *Zappi* (s. d.) vermählt.

Marawedi, eine altspan. Münze, war im frühen Mittelalter die Bezeichnung für das Gewicht, nach welchem die den *Maurern* abgenommene Beute (*Morobotin*) unter die *Soldaten* vertheilt wurde. Nach diesem Gewicht, für edle wie später für unedle Metalle, wurde dann das Münzwesen eingerichtet, so daß der *Marawedi* wirklich in Kupfer ausgeprägt ist, in Silber und Gold dagegen bloß eine Rechnungsmünze abgibt. Seit 1497 schlug man 96 *Marawedis* aus der Mark Kupfer, ein Verhältniß, welches bis auf die neueste Zeit beibehalten wurde. Auf einen *Real* gehen 34 *Marawedis*, auf einen *Marawedi* zwei *Blancas*. Sieben *Marawedis* sind = acht *Pfennige*.

Marbach, der Geburtsort *Schiller's*, eine Stadt im würtemb. Neckarkreise, am Einflusse der *Murr* in den *Neckar*, hat etwa 2400 gewerbefleißige Einwohner. In *Schiller's* Geburtshause ist dessen kolossale Statue von *Thorwaldsen* aufgestellt. Außerhalb der Stadt liegt die schöne *Alexiuskirche*, die um die Mitte des 15. Jahrh. gebaut ist. Der Ort scheint schon von den *Römern* gegründet, auf die wenigstens die in der Umgegend sich findenden zahlreichen *Alterthümer* hinweisen, und war bereits im 10. Jahrh. besetzt. Von den ältesten Zeiten an war die Stadt württembergisch, mit Ausnahme der Zeit von 1462—1504, wo es zur *Pfalz* gehörte. Im J. 1693 hatte es von den *Franzosen* viel zu leiden und wurde fast ganz niedergebrannt.

Marbod oder *Marobod*, König der *Markomannen* (s. d.), hatte als Jüngling im röm. Kriegsdienst röm. Politik und Kriegskunst kennen gelernt. Sein Volk führte er, als er zu ihm zurückgekehrt war, bald nach *Chr. Geb.* aus den bisherigen Wohnsitzen am *Main* in das heutige *Böhmen* und gründete hier ein mächtiges Reich, dem sich viele andere german. Völker als Bundesgenossen angeschlossen. Ein Angriff, den die *Römer*, für ihre Länder im Süden der *Donau* besorgt, auf ihn, der sich ein stehendes Heer von 70000 M. zu Fuß und 4000 Reitern gebildet hatte, im J. 6 beabsichtigten, wurde durch den gleichzeitig ausbrechenden Aufstand der *Pannonier* und *Illyrier* vereitelt und durch *Liberius* mit ihm ein *Friede* abgeschlossen. Die Macht, die *M.* als König in Anspruch nahm, überschritt die Grenzen, in denen sonst bei den *Germanen* fürstliche Gewalt bestand, und er schien der german. Volksfreiheit gefährlich. Darüber brach im J. 17 ein Krieg zwischen ihm und *Herman* (s. d.) dem *Cherusker* aus, in welchem sich die *Kongobarden* und *Semnonen* von *M.* trennten; nach einer unentschiedenen Schlacht zog sich *M.* in sein Reich zurück. Die *Römer* verweigerten ihm ihre Hülfe und im J. 19 gelang es dem *Drusus* (s. d.), des *Liberius* Sohn, ihm Feinde unter den *Seinen* zu erwecken. Der *Gothe Catusalpa*, der einst vor seiner Gewalt fliehen mußte, übte nun Rache und nöthigte ihn, sich zu den *Römern* zu flüchten. *Liberius* wies ihm *Ravenna* als Aufenthaltort an, wo er nach 18 Jahren starb. Auch *Catusalpa* floh bald nach ihm, von den *Hermunduren* vertrieben, zu den *Römern* und endete in *Forum Julii* (jetzt *Frejus*) im *narbonens. Gallien*.

Marburg, Universitätsstadt und die Hauptstadt der kurhess. Provinz Oberhessen an der Lahn, die sie von der Vorstadt Weidenhausen trennt, mit ungefähr 8000 E., liegt am Abhange eines Bergs, der ein ehemals festes Schloß trägt. Unter den Kirchen ist die Elisabethkirche mit ihren schönen Grabdenkmälern, darunter das der heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, das aber in der Zeit des Königreichs Westfalen vielfach beraubt und beschädigt wurde, die sehenswertheste. Die Stadt hat außer der Universität ein Gymnasium mit etwa 190 Schülern, ein Schullehrerseminar, seit 1817 eine Naturforschende Gesellschaft, eine Bibelgesellschaft, eine Handwerkschule und sehr gut eingerichtete wohlthätige Anstalten. Die Manufacturen erstrecken sich auf baumwollene, wollene und leinene Zeuge, Leder, Hüte, Taback und Tabackpfeifen. M. entstand im Mittelalter als eine Ansiedelung um die alte Kattenburg auf dem Berge. Nachdem die Landgräfin Elisabeth 1229 die Burg als Witwensth. erkoren, erhob ihr Sohn, der Landgraf Hermann II., M. zu einer Hauptstadt des Landes. Im J. 1399 wurde daselbst der Verein wegen der Absetzung Kaisers Wenzel's abgehalten. Auch residirten hier zwei Nebenlinien des Hauses Hessen, die ältere von 1458—99 und die jüngere von 1567—1604. Im Schlosse fand 1529 vom 1.—3. Oct. das Religionsgespräch über das Abendmahl zwischen den wittenberg. (Luther, Melanchthon u. s. w.) und den schweiz. Reformatoren (Zwingli, Kolampadius u. s. w.) statt. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1640 sehr übel von dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar behandelt. Am meisten aber litt sie im Siebenjährigen Kriege; durch die Franzosen besetzt, wurde sie im Sept. 1759 durch Belagerung von den Verbündeten wieder genommen, im Juli 1760 aber durch die Franzosen von neuem erobert, die sich auch 1761 gegen einen heftigen Angriff der Verbündeten behaupteten.

Die Universität zu M. wurde als die erste aller deutschen protestantischen Universitäten vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen am 30. Mai 1527 aus eingezogenen Klosterbütern gegründet, aber erst 1541 von Kaiser Karl V. bestätigt. Ihre glänzendste Epoche hatte sie unmittelbar nach ihrer Stiftung. Ihre reiche Dotation, die Berufung der ausgezeichnetsten Lehrer aus Deutschland, Frankreich, Holland und der Schweiz, die glückliche Lage des Orts, das große politische Ansehen Philipp's des Großmüthigen und der Umstand, daß man in ihren Hörsälen aus der reinsten Quelle der neuen Lehre zu schöpfen hoffen durfte, veranlaßten das Zufließen von Jünglingen aus ganz Europa, und diese schöne Blüte dauerte fast hundert Jahre. Im 17. Jahrh. vereinigten sich dagegen mehre Umstände zur Verdunkelung ihres Glanzes, namentlich die Abschaffung der protestantischen Lehre und die Einführung des reformirten Glaubensbekenntnisses, sowie die 1607 dadurch veranlaßte Gründung einer zweiten hess. Landesuniversität zu Gießen. M. verlor hierdurch einen Theil seiner Einkünfte, Lehrer und Studenten. Dazu kam noch 1607 und 1611 die Pest, sodas die Universität einstreifen nach Frankenberg und von da nach Treysa verlegt werden mußte. Im J. 1625 wurde zwar die Universität zu Gießen mit der zu M. vereinigt, 1650 aber wieder hergestellt, nachdem M. an Kassel zurückgefallen war. Sie ist reich an Instituten, die zum Theil sehr gut dotirt sind; namentlich besißt sie eine Bibliothek von mehr als 100000 Bänden, einen botanischen Garten, eine Entbindungsanstalt in dem ehemaligen deutschen Herrenhause, ein anatomisches Theater, eine Thierarzneischule, ein Hospital, das als Land- und Provinzialkrankenhaus dient, ein medicinisches und chirurgisches ambulatorisches Klinikum, ein physikalisch-mathematisches Institut, ein chemisches Laboratorium, ein zoologisches Museum, ein philologisches Seminar und ein staatswirthschaftliches Institut. Die Universität zählt jetzt 30 ordentliche Professoren, fünf außerordentliche und mehre Privatdocenten. Die Zahl der Studirenden betrug im Sommer 1844 gegen 290. Ohne eine besondere Curatel leitet das Ministerium des Innern unmittelbar alle Zweige der Universität. Vgl. „Geschichte der Universität M.“ in Justi's „Vorzeit“ (1826).

Marc Antonio, s. **Raimondi** (Marc Antonio).

Marc Aurel, s. **Antonin**'s, der Philosoph.

Marceau (Franc. Séverin Desgravers), General der franz. Republik, geb. am 1. März 1769 zu Chartres, sollte sich nach dem Willen seines Vaters, der an dem Gerichte daselbst das Amt eines Procurators bekleidete, dem Rechtsfache widmen, trat aber aus Neigung für den Soldatenstand im Alter von 17 Jahren in das Regiment Savoyen-Ca-

rignan und war Sergent, als er am 14. Juli 1789 den Abschied erhielt. Nach Chartres zurückgekehrt, wurde er durch Wahl Befehlshaber des Freiwilligenbataillons vom Departement Eure und Loire, mit welchem er unter Lafayette an der Nordgrenze dem ersten Feldzuge beivohnte. Hierauf wurde er nach Verdun verlegt, welches die Preußen belagerten. Obschon er im Kriegsrathe heftig gegen die Übergabe des Places auftrat, mußte er doch als jüngster Offizier dem Könige von Preußen die Capitulation überbringen, wobei er aus Patriotismus Thränen vergoß. Im Apr. 1793 wurde er zum Hauptmann der Kürassiere in der deutschen Legion ernannt und in die Vendée geschickt. Hier verhaftete ihn der Conventsdeputirte Bourbotte mit sammt dem Stabe, weil er als Verräther denunciirt worden war. Man erkannte jedoch bald den Irrthum und setzte ihn am Tage vor der Schlacht von Saumur in Freiheit. Während des Gefechts übte er an Bourbotte edle Rache, indem er demselben sein Pferd abtrat und hiermit aus den Händen des Feindes rettete. Zufolge dieser That ernannte ihn der Convent im Alter von 22 Jahren zum Brigadegeneral. M. zeigte sich dessen durch Geschick, Patriotismus und Uneigennützigkeit würdig und schloß sich an Aleber an, mit dem er überhaupt viel Ähnlichkeit besaß. Nach der Theilnahme am Siege des General Kossignol bei Antrain, am 18. Nov. 1793, übertrug man ihm provisorisch den Oberbefehl über die beiden Armeen des Westens. M. schlug am 13. Dec. 1793 die Vendéer in der heißen Schlacht bei Mans und eroberte die Stadt. Während des Kampfes hatte er ein schönes junges Mädchen, welches gegen die Republik die Waffen führte, gerettet und in Sicherheit gebracht, und diesen Umstand benutzten seine Neider, um ihn beim Convent abermals des Verraths zu beschuldigen. Man rief ihn zurück und würde ihn auf das Schaffot befördert haben, wenn sich nicht diesmal Bourbotte seiner angenommen hätte. Erst im Feldzuge von 1794 erhielt er den Befehl über eine Division in der Armee an den Ardennen, dann an der Maas und Sambre. Nachdem er am 26. Juni bei Fleurus an der Spitze des rechten Flügels den Sieg entschieden, nahm er im Herbst Aachen, Bonn und Koblenz und zwang die Östreicher zum Rückgange über den Rhein. Bei der Rückkehr der franz. Armee auf das linke Rheinufer, im Feldzuge von 1795, führte er mit Muth und Geschick die Arrièregarde. Im Feldzuge von 1796 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee. Mit dem 30000 M. starken linken Flügel blockirte er Mainz, mußte sich aber bei der rückgängigen Bewegung Jourdan's mit der Maas- und Sambrearmee ebenfalls auf Limburg zurückziehen. Jourdan gab ihm den Auftrag, sich mit der Arrièregarde dem Erzherzog Karl entgegenzuwerfen, damit die franz. Armee das Defilé bei Altenkirchen passiren konnte. M. vollzog diesen Befehl und rettete hiermit das Heer. Am 20. Sept. vom General Hoyer im Walde von Hochsteinbach angegriffen, wagte er sich zu weit unter die östr. Plänkler und empfing dabei von einem tiroler Jäger, der hinter einer Hecke lag, einen tödtlichen Schuß. Jourdan brachte ihn nach Altenkirchen, mußte ihn aber der Großmuth der nachfolgenden Östreicher überlassen. Auf Befehl des Erzherzogs widmete man ihm große Sorgfalt; er starb aber schon, drei Tage später, am 23. Sept. 1796. Seine Leiche wurde nach Neuwied gebracht, wo sich Freund und Feind zu einer feierlichen Bestattung vereinigten. M. besaß ein schönes Ausere und einen edeln, humanen Charakter. Er hinterließ besonders zu Koblenz ein rühmliches Andenken.

Marcello (Benedetto), Componist und Dichter, geb. zu Venedig 1686, wurde in der Musik von seinem ältern Bruder Alessandro und von Gasparini und Lolli unterrichtet. Er bekleidete mehre Jahre das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern, wurde hierauf Proveditor zu Volo, und endlich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1739 starb. Seine Motetten, Cantaten und Psalmen, welche letztere Seb. Valle (s. Hfte., Ven. 1803, Fol.) herausgab, erlangten einen ungemeinen Ruf durch ihre edle und einfache Erhabenheit. Zu seinen Schülerinnen gehörte die berühmte Faustina Bordoni, nachmalige Haffse (s. d.). Auch seine Gattin ward von ihm zur trefflichen Sängerin gebildet.

Marcellus ist der Name einer röm. plebejischen Familie des claudischen Geschlechts (s. Claudius), die zu den angesehensten der Republik gehörte. Unter den aus ihr entsprossenen Männern ragt am meisten hervor der M. Claudius M., der durch seine Thaten im zweiten pun. Kriege sich den Namen des Schwertes, wie Fabius den des Schildes der Römer erwarb. Schon im J. 222 v. Chr. hatte er, da er das Consulat zum ersten Male

bekleidete, die Niederlage der cisalpin. Gallier durch seinen Sieg über die Insubrer entschied, und von deren Anführer Viridomarus, den er selbst erlegte, die feinsten spolia opima (s. Spolien) erbeutet. Im zweiten pun. Kriege focht er zuerst 216 als Prätor gegen Hannibal bei Nola in Campanien. Der Sieg, den er davontrug, war darum von größter Bedeutung, weil es überhaupt das erste Mal war, daß Hannibal geschlagen und weil der durch die Niederlage bei Cannä gebrochene Muth der Römer dadurch wieder gehoben wurde. Auch im J. 215, wo er das zum zweiten Mal erhaltene Consulat wieder niederlegte, damit nicht zu gleicher Zeit zwei Plebejer es bekleideten, schlug er den Hannibal von Nola zurück. Zum dritten Male wurde er 214 Consul und mit dem Kriege gegen Syrakus beauftragt, das nach Hiero's II. (s. d.) und seines Enkels Hieronymus Tode unter Hippokrates und Epicydes in offenem Bunde mit Karthago stand. Des Archimedes (s. d.) Maschinen vereitelten seinen Versuch, die Stadt zu stürmen; eingeschlossen hielt sie sich bis 212, wo sie endlich von M. erobert wurde, der hierauf auch das übrige Sicilien durch seinen Sieg über Hanno und Epicydes bei Agrigent den Römern unterwarf, bis auf Agrigent selbst, das erst 210 von M. Valerius Lavinus eingenommen wurde. Im J. 210, wo er zum vierten Male Consul war, stand er dem Hannibal wieder gegenüber. Die Schlacht bei Numistro in Bruttium blieb unentschieden. Bei Canusium in Apulien siegte Hannibal im J. 209 anfangs über M., verlor aber das am nächsten Tage von M. erneuerte Treffen. Seinen Untergang fand er im J. 208, wo er zum fünften Male das Consulat bekleidete. Mit seinem Collegen L. Quinctius Crispinus gerieth er nämlich zwischen Venusia und Bantia in Apulien in einen Hinterhalt Hannibal's; jener rettete sich, starb jedoch bald darauf, an den empfangenen Wunden, M. selbst fiel im Gefecht. Seine Leiche wurde von Hannibal geehrt, seine Asche von ihm seinen Söhnen zugesendet, deren einer den Vater begleitet hatte, aber entkommen war und später 196 das Consulat, 189 die Censur, während der andere 183 das Consulat bekleidete. — In den spätern Zeiten waren die Marceller eine der Hauptstüben der Nobilität, der sie seit dem 4. Jahrh. angehörten, gegen Cäsar. M. Claudius M., Consul im J. 51 v. Chr., rieth im J. 49 vergebens dazu, erst ein Heer aufzustellen, bevor der Krieg gegen Cäsar erklärt würde. Er begleitete darauf den Pompejus und floh nach der Schlacht bei Pharsalus nach Mithlene. Cäsar schonte ihn und begnadigte ihn ohne sein Verlangen im J. 46 im Senat, wo für ihn Cicero eine Rede („Pro Marcello“) hielt, die noch vorhanden ist, da die Zweifel F. A. Wolf's an der Echtheit der unter dieser Aufschrift erhaltenen Rede nicht genügend begründet scheinen. M. wurde auf der Rückkehr nach Italien im J. 45 zu Athen von einem Begleiter ermordet. — Sein Bruder, C. Julius M., Consul im J. 49, fiel im Pompejanischen Kriege. — Ihres Oheims Sohn, C. Julius M., war im J. 50 Consul, zog sich aber beim Ausbruche des Kriegs auf sein Landgut bei Liternum zurück und lebte auch nach Cäsar's Tode entfernt vom Staate, bis er ums J. 40 starb. — Seine Gemahlin Octavia (s. d.), die Tochter von Cäsar's Nichte Atia und die Schwester des Octavianus Augustus (s. d.), hatte ihm um das J. 43 einen Sohn geboren, M. Claudius M., der an Gestalt, Geist und Gemüth seiner edeln Mutter gleich, von Octavian zärtlich geliebt, adoptirt und im J. 25 mit Julia (s. d.), seiner Tochter, vermählt wurde. Als curulischer Abil erkrankte er im J. 23 und starb allgemein betrauert zu Bafä, wie man glaubt durch Livia (s. d.) vergiftet, die durch ihn die Nachfolge ihres Sohnes Tiberius für gefährdet hielt. Augustus ließ ihn auf dem Marsfelde begraben, hielt ihm selbst die Leichenrede und weihte seinem Andenken im J. 13 das Theatrum Marcelli, über dessen Resten jetzt der Palazzo Drini in Rom erbaut ist.

Märchen, s. Volksmärchen.

Marchese, s. Marquis.

Marchesi oder Marchesini (Luigi), einer der berühmtesten Sopranisten, geb. zu Mailand 1755, der Sohn eines Hornisten der modenef. Kapelle, war schon als Knabe Virtuoso auf dem Waldhorn. Von Kunstverständigen seiner schönen Stimme wegen aufgefordert, ging er heimlich nach Bergamo, wurde hier castrirt und vollendete dann seine Gesangsstudien unter dem Kapellmeister Fiorini am mailänd. Dome. Hierauf bildete er sich noch in München, 1775—77, vollends aus. Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde er

überall mit Enthusiasmus aufgenommen und in Turin mit 1000 Ducaten Gehalt angestellt. Nachdem er sodann von 1786—1801 abwechselnd in Petersburg, Berlin, London und Wien gesungen hatte, kehrte er nach Italien zurück, wo er zu Mailand am 15. Dec. 1829 starb. Seine Stimme war überaus rein und hell, und in Ansehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli (s. d.) vor; doch gilt er für den Urheber des spätern überladenen Virtuosengefangs.

Marchesi (Pompeo), Cavaliere, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Bildhauer, geb. um 1790, ist als Professor an der Akademie der Künste zu Mailand angestellt. Wenn irgend einem Nachfolger Canova's, so ist es ihm gelungen, die höchste Weichheit und Grazie der Formen ohne Weichlichkeit, einfach und mit Mäßigung darzustellen. Seine Hauptwerke sind eine Terpsichore, eine wunderbar schöne Venus Urania, mehre Basreliefs am Friedensbogen und endlich die große, im Auftrage des Kaisers gefertigte Marmorgruppe „Die gute Mutter am Charfreitag“, welche für San-Satiro zu Mailand bestimmt war. In den Portraitstatuen und Büsten M.'s herrscht eine edle und freie Auffassung; eines der trefflichsten Werke dieser Art ist die sitzende Marmorstatue Goethe's in der Bibliothek zu Frankfurt am Main. Für die Verzierung der Fassade des mailänder Castells lieferte M. unentgeltlich zwölf Geldherrnbüsten in Terracotta.

Marchettus, nächst Franco von Köln (s. d.) einer der vorzüglichsten Verbesserer des Mensuralgefangs (s. d.), lebte gegen Ende des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. Zwei seiner Schriften hat Gerbert in den „Scriptores de musica“ bekannt gemacht. M. gibt schon die wichtige Regel, daß zwei vollkommene Consonanzen (Unison, Quinten und Octaven) nicht in gerader Bewegung aufeinander folgen sollen. Von Dissonanzen aber erkannte er noch weiter nichts als die Nothwendigkeit der Auflösung.

Marchfeld heißt die fünf M. lange und drei M. breite und getreidereiche Ebene am linken Donauufer, Wien gegenüber, vom Marktflößen Bockfließ bis an die March und Donau. Sie ist namentlich durch zwei Schlachten, welche hier geliefert wurden, denkwürdig. Im J. 1260 schlug hier der König Ottokar von Böhmen den König Bela IV. von Ungarn, und eroberte die Steiermark, die seitdem bei Deutschland blieb. In der zweiten Marchfeldschlacht am 26. Aug. 1278 fiel Ottokar (s. d.) gegen Rudolf von Habsburg, der mit diesem Tage die Macht seines Hauses gründete.

Marciáno, ein Dorf im Großherzogthum Toscana, wurde durch den Sieg der Truppen Kaiser Karl's V. und des Herzogs Cosmo's I. von Florenz über die Franzosen, am 3. Aug. 1554, bekannt, zu dessen Andenken der Herzog 1562 den St.-Stephansorden stiftete, der 1817 von dem Großherzog von Toscana erneuert wurde.

Marciánus, griech. Kaiser, s. Byzantinisches Reich.

Marcion, der Stifter der Marcioniten, einer gnostischen Partei von vorherrschend praktischer Richtung, war der Sohn eines Bischofs von Sinope in Pontus und lebte um die Mitte des 2. Jahrh. Wegen seiner häretischen Ansichten excommunicirt, ging er nach Rom, schloß sich an den syr. Gnostiker Cerdon an und bildete ein der jüdisch-sinnlichen Auffassung des Christenthums schroff entgegengesetztes System aus. Seine Grundidee war, das Wesen der wahren Religion, die nur in freier Liebe zum Guten bestehe, sei erst durch das Christenthum offenbart worden; der Mosaismus mit den sinnlichen Motiven des Lohnes und der Strafe habe nur Legalität und auch diese bloß bei Wenigen, das Heidenthum aber nur Böses erzeugen können. Zur Erklärung solcher specifischen Verschiedenheit zwischen der vorchristlichen und christlichen Zeit nahm M. an, jene habe unter der Herrschaft zweier, allerdings von dem wahren Gott nicht unabhängigen Principien, des bloß gerechten Judengottes und Demiurgen und des bösen, in der Hyle erzeugten Satans gestanden; erst mit Christus habe der wahre Gott auf die Welt einzuwirken begonnen und durch den Logos, sein Organ, der in Christus einen Scheinkörper angenommen, in der gesamten Menschheit, nicht bloß in einem Volke, ein Tugendstreben aus Liebe zu Gott und die Hoffnung auf die verzehende Gnade desselben erweckt. Mit M.'s Ansichten hing es zusammen, daß er das Alte Testament ganz verwarf und von dem Neuen Testament nur zehn paulinische Briefe nebst einem Evangelium, welches das des Lucas in verstümmelter Gestalt war, gelten ließ. Übrigens erklärt sich die große Verbreitung der Sekte theils aus der

Ähnlichkeit der Lehre M.'s mit der paulinischen, theils daraus, daß er nicht wie die übrigen Gnostiker zwischen der gemeinen Pistis und Gnosis (s. d.) unterschied, sondern seine Lehre für alle Christen bestimmte. Marcioniten gab es trotz der Polemik Tertullian's und trotz strengen Befehls bis ins 6. Jahrh., obgleich später Einige gnostische Speculationen aufnahmen oder wie Apelles der katholischen Lehre sich mehr annäherten. Vgl. Hahn, „De gnosi Marcionis antinomi“ (2 Abhandl., Königsb. 1821), „De canone Marcionis“ (2 Abhandl., Königsb. 1823) und „Das Evangelium M.'s in seiner ursprünglichen Gestalt“ (Königsb. 1823).

Marco Polo, s. Polo (Marco).

Marcus, der Evangelist, ist wahrscheinlich Derjenige, der in der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes Marcus als der Sohn einer Maria und als Begleiter des Paulus und Petrus auf ihren Reisen vorkommt. Seine Mutter war meist im Gefolge Jesu, und sein Haus zu Jerusalem der gewöhnliche Aufenthalt der Apostel. Durch Barnabas, mit dem er verwandt war, kam er in Verbindung mit Paulus und stand diesem trotz einer vorübergehenden Differenz als Mitarbeiter treulich bei. Ob er einer der 70 Jünger gewesen, ist ungewiß. Mehr Glauben verdient die Nachricht, daß er als Hermeneut des Petrus diesem nach Rom gefolgt, dann nach Aegypten gegangen und, nachdem er mehrere Gemeinden, unter andern die zu Alexandria, gegründet, im J. 62 gestorben sei. Das unter seinem Namen im Kanon befindliche „Evangelium“ gibt sich als einen Auszug aus den Evangelien des Matthäus und Lucas zu erkennen; dennoch haben in ihm neuerdings einige Gelehrte gerade das Urevangelium finden wollen. Vgl. Wilke, „Der Urevangelist“ (Dresd. und Lpz. 1838).

Marder ist der Name einer Gattung von Säugthieren, zu der Familie der Zehengänger gehörig, welche nur auf animalische Nahrung angewiesen, mehrentheils kleinere, aber dafür um so grausamere und blutdürstigere Thiere in sich schließt. Der Edel- oder Baumarder von glänzend castanienbrauner Farbe, und gelber Kehle, ohne Schwanz bis $1\frac{1}{2}$ F. lang, lebt in den Wäldern von ganz Europa bis nach Persien und auch in Canada. Er thut jagdbaren Thieren großen Schaden und wird deshalb und wegen seines sehr geschätzten Pelzes viel verfolgt und in Eisen gefangen, weshalb er auch in Deutschland jetzt selten ist. Der Steinmarder, kleiner als der vorhergehende, von graubrauner Färbung und weißlicher Kehle, lebt in ganz Europa bis an den Ural verbreitet, fehlt aber in Nordamerika. Er hält sich gern in der Nähe von Wohnungen auf, bricht mit ebenso vieler List als Wildheit in Hühner- und Taubenhäuser ein, und tödtet dann weit mehr von diesen Thieren als er verzehren kann. Sein Pelz ist von geringem Werthe. Man entledigt sich seiner am besten durch geschickt aufgestellte Fallen oder Tellereisen.

Maremmen heißen die ungesunden Sumpfgenden Italiens, die sich an der Meeresküste hin vom Ausflusse des Cecina bis gegen Orbitello in einer Länge von 20 M. ost $1\frac{1}{2}$ —4 M. breit ins Land hinein erstrecken. Ihr für die Gesundheit höchst nachtheiliger Einfluß scheint in den hier zahlreich hervorströmenden schwefelhaltigen Quellen, sowie überhaupt in den aus einem von Schwefel und Alaun übersättigten Boden im Sommer hervordringenden starken Ausdünstungen seinen Grund zu haben. Noch im 15. Jahrh. waren diese Gegenden fruchtbar, gesund und bewohnt. Während des Sommers wandern die Bewohner meist aus und man trifft nur die wenigen Lohnarbeiter aus der Nachbarschaft, welche nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit das hier spätlich wachsende Getreide ernten; im Winter aber bieten die Maremmen für die Heerden, welche im Sommer auf die Apenninen getrieben werden, eine sehr gute Weide dar. Durch Baumpflanzungen hat man das Uebel zwar etwas vermindert, aber gehoben wird es dadurch keineswegs, wie die Umgebungen des Lago di Bolsena, das alte Bolsina, beweisen, die viel Waldung haben und deren Bewohner dennoch an dem unter dem Namen Malaria bekannten Fieber leiden. Verschieden von den Maremmen sind die Campagna di Roma (s. d.) und die Pontianischen Sümpfe (s. d.).

Marengo, ein Flecken in sardin. Herzogthume Monterrat, zwischen Alessandria und Tortona, wurde geschichtlich berühmt durch die Schlacht, in welcher der Consul Bonaparte am 14. Juni 1800 den östr. General Melas besiegte. Letzterer begann schon im

Apr. den Feldzug, erstieg die Apenninen, trennte die franz. Armee und unterwarf sich das Küstenland von Genua. Erst einen Monat später setzte Bonaparte seine ungefähr 60000 M. starke, zu Dijon gebildete Reservearmee in Bewegung, die unter dem Befehl Berthier's in der Zeit vom 16.—27. Mai die Alpen überstieg und durch verschiedene Pässe in Italien eindrang. Lannes rückte zuerst durch das Thal von Aosta vor, umging am 2. Juni das Bergschloß Barda, setzte mit Gewalt über die Chiavella und zog sich vor Chiavasso. Murat, der anfangs Lannes folgte, verließ plötzlich die Doria, wendete sich links auf Verce'li, nahm Novara, setzte über den Tessino und traf in Mailand ein. Melas, der sich zu Nizza befand, war erstaunt über das Erscheinen einer Armee, an die er nicht geglaubt hatte. Er schickte den Feldmarschalllieutenant von Ott, der Genua erobert hatte, an den Po vor; allein dieser wurde nach einem harten Gefechte bei Casleggio auf die Bormida zurückgeworfen, jenseits welcher sich die östr. Truppen nun sämmtlich concentrirt befanden. Melas hatte sein Hauptquartier zu Alessandria; er besaß 23000 M. Infanterie, 7500 M. Cavalerie und 60 Kanonen. Seine Lage war äußerst kritisch, weil ihm von der Seite von Valenza ein Corps unter Chabran, im Rücken die Armee Suchet's, in der Front Bonaparte selbst bedrohte; im Augenblick sah er sich sogar den Abzug ins Genuesische verschlossen. Es blieb ihm die Wahl, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen, oder seine Rettung auf eine entscheidende Schlacht zu setzen. Nach langem Zögern beschloß er das Letztere. Bonaparte glaubte indessen, sein Gegner wolle ins Genuesische entweichen, und schickte Desfairs, der aus Aegypten anlangte, mit 4000 M. auf der Straße nach Novi vor. Dies geschah am 13. Juni. Am 14. jedoch, bei Anbruch des Tages, ging die östr. Armee über die Bormida, stellte sich in Schlachordnung, griff gegen 8 Uhr Victor in der Stellung bei M. an und trieb dessen Corps mit Verlust und in größter Unordnung bis hinter San-Giuliano zurück, wo sich die Truppen wieder zu sammeln suchten. Die franz. Streitkräfte, welche in der Ebene von M. versammelt waren, mochten sich auf 28000 M. belaufen. Gegen 9 Uhr erhielt Melas die Nachricht, daß sich franz. Plänkler vom Corps Suchet's hinter seinem Rücken zeigten, gegen welche er einen Theil seiner Cavalerie abschickte, die ihm dann später im entscheidenden Augenblicke fehlte. Gegen 10 Uhr erschien Bonaparte auf dem Schlachtfelde und fand Lannes im Kampfe und ebenfalls hart bedrängt. Er unterstützte denselben mit einigen Brigaden und stellte etwas abwärts von dessen rechtem Flügel die Consulargarde auf, die gleich einer Granitcolonne festen Stand hielt. Dessenungeachtet drangen die Östreicher zwar langsam, aber hartnäckig vor und am Nachmittage war die ganze Gegend mit flüchtigen und verwundeten Franzosen bedeckt; die Schlacht schien für Bonaparte verloren. Hätte Melas seine gegen Suchet geschickte Cavalerie zum Nachdruck gehabt, so wäre das franz. Heer in der That aufgelöst worden. Melas, der sich des Sieges gewiß hielt, verließ am Nachmittage das Schlachtfeld, um sein Glück nach Wien zu berichten, und übertrug die Verfolgung des Feindes dem Generalstabschef Zach. Gegen 5 Uhr Nachmittags erschien endlich der herbeigerufene Desfairs, und Bonaparte faßte Muth und ergriff wieder die Offensive. „Ihr seid als Franzosen schon zu weit zurückgegangen“, redete er seine Truppen an; „erinnert euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten“. Desfairs drang an der Spitze seiner Colonne vor, wurde aber sogleich tödtlich verwundet, und so große Anstrengungen auch seine Truppen machten, um den General zu rächen, so mußten sie doch mit großem Verluste der feindlichen Übermacht weichen. Da entschied Kellermann, der mit einer schwachen Cavaleriebrigade hinter Weingärten versteckt stand, das Schicksal der Schlacht durch eine kühne That. Er sah, wie sich eine Colonne von 6000 ungar. Grenadiern auflöste, um die Franzosen zu verfolgen, brach hervor und nahm das ganze Corps mit dem General Zach selbst gefangen. Bonaparte benutzte den Vortheil, stürzte sich auf das Centrum des seines Führers beraubten Feindes und überwältigte die sehr getrennten Colonnen einzeln. In der Meinung, Bonaparte habe bedeutende Verstärkung erhalten, nahmen die Östreicher den Rückzug, der im Schrecken und in der Verwirrung bald in eine wilde Flucht hinter die Bormida unter die Mauern von Alessandria usartete. Am folgenden Tage unterzeichnete Melas mit seinen Generalen den Waffenstillstand von Alessandria, der den Feldzug endete und die Franzosen zu Herren von Oberitalien machte. Bonaparte wollte

den Ruhm lieber mit dem Todten, wie mit einem Lebendigen theilen und schrieb mit Unrecht die Wendung des Kampfes nicht Kellermann, sondern Desaix zu.

Maret (Hugues Bernard), Herzog von Bassano, geb. am 1. Mai 1763 zu Dijon, wo sein Vater Arzt war, bereitete sich anfangs für die militairische Laufbahn vor, widmete sich aber später der advocatorischen Laufbahn und ging 1785 nach Paris. Beim Ausbruch der Revolution gab er ein „Bulletin“ über die Sitzungen der Nationalversammlung heraus. Der Buchhändler Pankouke veranlaßte ihn aber, dieses Blatt mit dem *Moniteur* (s. d.) zu vereinigen, wodurch sein Ansehen und seine Wirksamkeit stiegen. In dieser Zeit bewohnte er mit dem Artillerielieutenant Bonaparte ein Haus in der Straße St. Thomas-du-Louvre, den er auf diese Weise kennen lernte und oft mit seiner Börse unterstützte. In seinen Ansichten mäßiger geworden, trennte sich M. in der Mitte des J. 1791 von den Jakobinern und half den Club der Feuillants stiften, der die Grundsätze der constitutionellen Monarchie vertheidigte. Nach dem Ereigniß vom 10. Aug. 1792 trat er unter Lebrun als Divisionschef ins Ministerium des Auswärtigen. Gegen Ende des Jahres wurde er als Botschafter nach London geschickt, mußte jedoch im Febr. 1793, gänzlich abgewiesen, zurückkehren. Hierauf übertrug man ihm eine Sendung nach Neapel. Auf der Reise dahin verhafteten ihn jedoch die Östreicher mit dem nach Konstantinopel bestimmten Sémonville und führten ihn nach Mantua, dann nach Kufstein in Tirol. Mit andern angesehenen Gefangenen erhielt er erst im Juni 1795 bei der Auslieferung der Tochter Ludwig's XVI. seine Freiheit zurück. Er lebte nun vergessen zu Paris, bis er 1796 in den Rath der Fünfhundert gelangte. Das Directorium bediente sich seiner in den Friedensverhandlungen zu Lille; allein die Katastrophe des 18. Fructidor machte seine Dienste unnöthig und begrub ihn in gänzliche Dunkelheit. Nach der Revolution vom 18. Brumaire, die er mit seiner Feder unterstützte, erhob ihn Bonaparte zum Generalsecretair der Consuln, welches Amt für ihn später in ein förmliches Staatssecretariat verwandelt wurde. In dieser Stellung, mit der kein besonderer Geschäftszweig verbunden war, erwarb er sich das Vertrauen Napoleon's, begleitete denselben auf allen Feldzügen und Congressen und versah diejenigen Geschäfte, die besondere Verschwiegenheit und Gefälligkeit erfoderten. Nachdem er 1811 den Titel eines Herzogs von Bassano erhalten, führte ihn der Kaiser im Feldzuge von 1812 nach Wilna, wo er die auswärtigen Verhandlungen leitete. Nach dem Rückzuge aus Rußland ging er nach Paris, übernahm das Kriegsministerium und foderte vom Senate die Herstellung einer neuen Armee von 350000 M. Von der öffentlichen Meinung heftig verfolgt und in der That mehr ein gefälliger und ergebener Agent des Kaisers, als ein Staatsmann, mußte er das Ministerium an Caulaincourt abtreten, fiel aber damit keineswegs in der Gunst des Kaisers, dem er bis zum Abschiede von Fontainebleau treu blieb. Während der Hundert Tage übernahm er wieder das Staatssecretariat. Nach der Schlacht von Waterloo war er nicht zu vermögen, an den öffentlichen Angelegenheiten ferner Theil zu nehmen, wodurch er den Zorn der Bourbons ritzte. Im J. 1816 aus Frankreich verbannt, flüchtete er in die Schweiz, wo ihn das östr. Cabinet verhaften ließ. Nachdem er erst zu Linz, dann zu Gräg gelebt, erhielt er 1819 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Später beschuldigte man ihn, den Ministern Karl's X. den Staatsstreich von 1830 angerathen zu haben; allein es ist gewiß, daß er eine Denkschrift ganz im entgegengesetzten Sinne eingebracht hatte. Nach der Julirevolution erhob ihn die Dynastie Orleans zum Pair, und am 10. Nov. 1834 mußte er als Anhänger des Tiersparti sogar das Ministerium des Innern mit der Präsidentschaft übernehmen. Weil der Hof die allgemeine Amnestie verweigerte, legte er schon nach drei Tagen seine Verwaltung nieder. Seitdem lebte er von den Geschäften entfernt und starb zu Paris am 13. Mai 1839.

Marezoll (Aug. Ludw. Theod.), Hofrath und ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Leipzig, der Sohn des Nachfolgenden, geb. zu Göttingen am 13. Febr. 1794, studierte seit 1811 zu Jena und dann unter Hugo zu Göttingen, wo ihm für seine Abhandlung „De institutionum ordine“ (Gött. 1815, 4.) der Preis und bald darauf die juristische Doctorwürde zu Theil wurde. Hierauf begann er in Jena Vorlesungen über das röm. Recht, und folgte 1817 dem Rufe als außerordentlicher Professor nach Gießen, wo er, auf Veranlassung eines Rufes an die Universität zu Rostock, 1818 zum ordentlichen

Professor und 1826 zugleich zum wirklichen Oberappellationsrathе befördert wurde. Seine Vorlesungen wie seine schriftstellerische Thätigkeit blieben dem röm. Rechte zugewandt; doch haben beide auch über das Strafrecht und die philosophische Seite des Rechts sich mit glücklichem Erfolge verbreitet. Im J. 1837 folgte er einem Rufe an die Universität zu Leipzig, an welcher er in den Fächern des Civil- und Strafrechts erfolgreich thätig ist. Von seinen Schriften, in denen eine gründliche Durchdringung des Gegenstandes, Scharfsinn und Objectivität sich als charakteristische Eigenschaften offenbaren, erwähnen wir noch das „Lehrbuch des Naturrechts“ (Gieß. 1818), in welchem er zwischen Hugo und Kant zu vermitteln suchte; „Über die bürgerliche Ehre, ihre gänzliche Aufhebung und theilweise Schmälerung“ (Gieß. 1824); das „Lehrbuch der Institutionen“ (Lpz. 1839; 2. Aufl., 1841), durch welches einem dringend gefühlten praktischen Bedürfnisse in erwünschter Weise abgeholfen wurde; das „Gemeine deutsche Criminalrecht“ (Lpz. 1841), welches namentlich mit Rücksicht auf Vorträge über die Codificationen einzelner Länder abgefaßt ist; ferner eine Reihe Abhandlungen in Grolman's und Löhr's „Magazin“ unter dem Titel „Bemerkungen, Zweifel und Vermuthungen über einzelne Fragen aus dem röm. Civilrechte“, und eine große Anzahl von Aufsätzen und Monographien in der „Zeitschrift für Civilrecht und Proceß“, welche er mit Linde und Schröter (früher mit Wening-Ingenheim) herausgibt.

Marezoll (Joh. Gottlob), ein bekannter deutscher Kanzelredner, geb. zu Plauen in sächs. Voigtlande am 25. Dec. 1761, besuchte die dasige Schule, studirte 1779—83 in Leipzig und wurde hierauf Hauslehrer. Der Beifall, welchen eine Predigt von ihm fand, veranlaßte ihn, sich als Prediger auszubilden. Auf Zollikofer's Anrathen gab er 1788 einige von seinen Predigten und dann anonym die Schrift „Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung“ (Lpz. 1787) heraus, wurde indes bald als der Verfasser derselben bekannt und hierauf als Universitätsprediger nach Göttingen berufen. Kurz vorher hatte er das „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht“ geschrieben (2 Bde., Lpz. 1788—89; 4. Aufl., 1817), das in mehre Sprachen übersetzt wurde. An Münter's Stelle wurde er 1794 Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen, 1803 aber Superintendent in Jena, wo er höchst segensreich wirkte bis zu seinem Tode, der am 15. Jan. 1828 erfolgte. Unter seinen Schriften erwähnen wir noch die „Predigten, vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters“ (2 Bde., Göt. 1790—92; 2. Aufl., 1795); „Über die Bestimmung des Kanzelredners“ (Lpz. 1793); „Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation“ (Jena 1822) und die von Schott herausgegebenen „Homilien und einige andere Predigten“ (Neust. a. d. D. 1829).

Marforio heißt die große, verstümmelte Marmorstatue eines liegenden Flügelgottes, welche jetzt in dem Hofe eines Flügels vom Capitol an der Wand steht und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (S. Pasquill.)

Margarethe von Anjou, die Gemahlin König Heinrich's VI. von England, eine Tochter des Renato von Anjou, Titularkönigs von Sicilien, und der Isabella von Lothringen (s. d.), gehörte, von einem Bruder Karl's V. von Frankreich abstammend, in das Geschlecht der Valois und wurde 1425 geboren. Sie besaß kühnen Geist und seltene Schönheit und verheirathete sich im Nov. 1444 mit dem charaktersschwachen Heinrich VI., über den sie bald unumschränkte Herrschaft erlangte. Die Feinde des Herzogs von Gloucester, der als Dheim des Königs die Regentschaft führte, schlossen sich alsbald an sie, was dessen Sturz, vielleicht auch dessen Tod im Febr. 1447 herbeiführte. Nach einer geheimen Bedingung des Ehecontract's erhielt der Dheim M's, Karl von Anjou, die Grafschaft Maine zurück, und dies erleichterte den Franzosen zwei Jahre später besonders die Wiedereroberung der Normandie. Unwillig hierüber, klagte das Volk den Herzog von Suffol, den Unterhändler und Lieblingsminister der Königin, des Hochverraths an. Suffol wurde zwar verbannt, aber an seine Stelle trat der Herzog von Somerset, der Vertraute und Liebhaber der Königin, wobei sich das Volk noch heftiger verlegt fühlte. Unter diesen Umständen brach der dynastische Kampf, der Krieg der Weißen mit der Rothen Rose (s. d.) aus, in welchem M. für ihren Gemahl handelte und große Energie entwickelte. Auf ihren Betrieb entkleidete der König im Jan. 1455 den Herzog von York des usurpirten Protectorats, und auch nach dem Treffen von St. Albans wute sie im Febr. 1456 das Parliamen-

zur Einsetzung Heinrich's VI. in seine volle Würde zu bewegen. Nach der Niederlage von Northampton floh sie mit ihrem jungen Sohne, Eduard, nach Schottland, kehrte aber, als das Parlament im Oct. 1460 den Herzog von York zum Thronfolger erklärte, zurück und brachte schnell ein Heer von 20000 M. zusammen, mit welchem sie am 31. Dec. 1460 den Herzog besiegte und erschlug. Desgleichen überwand sie am 15. Febr. 1461 den Grafen von Warwick im Treffen bei St.-Albans, wobei der König selbst in ihre Hände fiel. Deswegen gelang es dem ältesten Sohne York's, Eduard IV. (s. d.), sich zum Könige ausrufen zu lassen, und die Königin sah sich genöthigt, an die schot. Grenze zurückzuweichen. Doch sehr bald hatte sie wieder ein Heer von 60000 M. gesammelt, dem sie die größten Ausschweifungen erlaubte, das aber am 29. Mai 1461 in der furchtbaren Schlacht bei Towton vernichtet wurde. Hierauf wendete sie sich mit ihrer Familie nach Schottland und ging von hier, nachdem das Parlament die Acht über das Haus Lancaster ausgesprochen, zu Ludwig den XI. nach Frankreich, der ihr unter der Bedingung der Auslieferung von Calais 2000 Soldaten bewilligte. Mit dieser durch englische Flüchtlinge verstärkten Macht drang sie aus Schottland in Northumberland ein, eroberte mehre Schlösser, unterlag aber vollständig in der Schlacht am 15. Mai 1463 bei Herham. Sie floh nun mit ihrem Sohne in einen Wald, wo sie in die Hände von Räubern fiel. Bei dem Streite über die Theilung ihrer Kostbarkeiten gelang es ihr, sich durch die Flucht zu retten, aber nur, um in die Gewalt eines andern Räubers zu gerathen. Angeblich entdeckte sie sich demselben und fand durch ihn Gelegenheit, mit ihrem Sohne nach Lothringen zu entkommen, wo sie mehre Jahre bei ihrem Vater zu Nancy im Privatstande lebte. An der Empörung Warwick's und des Herzogs von Clarence, wodurch Heinrich VI. 1470 für kurze Zeit wieder auf den Thron gelangte, nahm sie anfangs keinen Theil. Erst am Tage der Schlacht bei Barnet, am 14. Apr. 1471, in welcher Eduard IV. die Krone wieder eroberte, landete sie in Begleitung ihres 18jährigen Sohnes bei Weymouth in der Grafschaft Dorset mit einem Corps Franzosen. Obgleich ihre Sache mit dem Tode und der Niederlage Warwick's verloren schien, drang sie doch entschlossen in die Grafschaft Gloucester ein. Am 4. Mai 1471 wurde sie aber in dem mörderischen Gefechte bei Tewkesbury mit ihrem Anhang von Eduard IV. völlig geschlagen und sogar nebst ihrem Sohne gefangen genommen. Man brachte den Prinzen vor den König, der ihn einer kühnen Antwort wegen ins Gesicht schlug, auf welches Zeichen die Herzoge von Clarence und Gloucester den Prinzen sofort niederhieben. Gleich ihrem Gemahl, dessen man sich nach einigen Tagen durch Mord entledigte, wurde auch M. in den Tower gesetzt. Hier blieb sie vier Jahre, bis Ludwig XI. von Frankreich zufolge des Vertrags von Pecquigny mit 50000 Kronen sie auslöste. Sie kehrte nun nach Frankreich zurück, wo sie am 25. Aug. 1482 starb. Sie würde ihrer Charakterstärke wegen hohe Achtung verdienen, wenn sie ihr Leben nicht durch Ausschweifungen besleckt hätte.

Margarethe, Königin von Dänemark und Norwegen 1387 — 1412 und von Schweden seit 1388, geb. 1353, die Tochter König Waldemar's III. von Dänemark und die Gemahlin König Hakon's VIII. von Dänemark, ergriff nach dem kinderlosen Ableben ihres einzigen Sohnes Olav's V. 1387 die Zügel der Regierung in Dänemark und Norwegen. Sie setzte den Krieg mit Schweden, in den Dänemark noch von ihres Vaters Zeiten her verwickelt war, mit Glück fort und nahm in der Schlacht von Falköping am 12. Sept. 1388 den König Albrecht gefangen, worauf sie auch den Thron von Schweden bestieg. Sodann berief sie 1397 die Stände der drei nord. Reiche nach Kalmar, wo am 12. Juli das Gesetz zu Stande kam, welches alle drei Reiche zu Einer Monarchie vereinigte. Diese sogenannte Kalmarische Union beruhte auf folgenden drei Hauptpunkten: 1) Das Reich bleibt ein Wahlreich; 2) der Regent ist verpflichtet, abwechselnd in einem der drei Reiche zu residiren; und 3) jedes Reich behält seinen Senat, seine Gesetze und seine Freiheiten. Wenn schon in dem ersten Punkte der Keim der künftigen Auflösung der Vereinigung lag, so wurde dieselbe noch mehr dadurch gelockert, daß die Königin mehre der Bedingungen der Vereinigung verletzte und dadurch besonders den Schweden Veranlassung zu Klagen gab. Die Königin starb 1412 und ihr folgte in der Regierung der drei Reiche ihr Neffe Eric, genannt der Pommer. Die Königin M. vereinigte mit den Talenten einer Heldin auch zum Theil die Eigenschaften eines Herrschers. Sie hielt mit lobenswerther Festigkeit am

Gefeg, aber freilich nur insoweit, als dasselbe ihren Staatsplanen nicht entgegen war. Ihre Politik war gewandt und schlau. Die Meinung des Volks suchte sie durch reiche Geschenke an die Kirche zu gewinnen. Sie sprach mit Kraft und Anmuth und bediente sich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben weiblicher Schönheit und männlichen Muths. Im Ganzen gebührt ihr der Ruhm einer großen Königin.

Margarethe von Frankreich oder von Valois, die Tochter Heinrich's II. und der Katharina von Medici, wurde am 14. Mai 1552 zu Fontainebleau geboren. Durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, mußte sie sich am 18. Aug. 1572 mit dem Könige von Navarra, dem spätern Heinrich IV. (s. d.) von Frankreich, verheirathen. Diese mit großer Pracht vollzogene Vermählung, die vielleicht nur die Hugenotten (s. d.) an den Hof ziehen sollte, war der Vorläufer der pariser Bluthochzeit (s. d.). Die junge Fürstin liebte ihren ebenfalls flatterhaften Gemahl nicht und hatte ihr Herz schon früher dem Herzog von Guise geweiht. Als Heinrich von Navarra heimlich vom Hofe entflohen, wurde sie noch lange daselbst zurückgehalten und ihrem Gemahl erst 1578 von der Mutter an den Hof nach Pau zugeführt. Ihrer Zügellosigkeit wegen veruneinigte sie sich bald mit demselben. Sie entfernte sich und nahm, vom Hofe zu Paris ebenfalls verstoßen, die ihr als Verathsgut zuge dachte Landschaft Agenois in Besitz, welche ihr jedoch der Marschall Matignon entreißen mußte. Hierauf weidete sie sich in die Auvergne, wo sie Jugend und Schönheit in den unwürdigsten Abenteuern begrub. Als ihr Gemahl den Thron von Frankreich errungen, machte er ihr den Vorschlag, ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Sie willigte unter der Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde, worauf Clemens VIII. 1599 die Scheidung aussprach. Im J. 1606 ging sie nach Paris und fand bei Hofe einen sehr freundlichen Empfang. Sie baute sich in der jetzigen Faubourg St.-Germain ein großes Schloß mit weitläufigen Gärten längs der Seine, wo sie fortan der Galanterie, frommen Übungen und dem Umgange mit Gelehrten und Schöngelstern lebte. Abgesehen von ihren Verirrungen, besaß sie ebensoviel Gutmüthigkeit als Geist; oft borgte sie, um Unterstützung gewähren zu können. Sie starb, als der letzte Sproßling der Valois, am 27. März 1615 und hinterließ ungeheure Schulden. Ihr Herz wurde im Kloster der Filles du Sacré-Coeur niedergelegt, das sie gestiftet hatte; sie selbst wurde in Saint-Denis bestattet. Man hat von ihr interessante „Mémoires“ (Par. 1628 und öft.; deutsch von Fr. von Schlegel, Lpz. 1803); eine Sammlung ihrer Briefe besorgte neuerdings Gueffard.

Margarethe von Östreich, Statthalterin in den Niederlanden, die Tochter Kaiser Maximilian's I., geb. am 10. Jan. 1480, kam als Kind 1482 gleich nach dem Tode ihrer Mutter, Maria, der Tochter des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, an den Hof Ludwig's XI., um dort erzogen zu werden, weil sie dem Dauphin, dem nachherigen Könige Karl VIII., zur Gemahlin bestimmt war. Nachdem jedoch dieser sich 1491 mit Anna, der Erbin von Bretagne, vermählt hatte und deshalb der Kaiser Maximilian mit ihm in Krieg gerathen war, kehrte sie, zufolge der Bestimmungen des Friedens zwischen Weiden, 1493 an den Hof ihres Vaters zurück und vermählte sich 1497 mit dem Infanten von Spanien, Johann, Prinzen von Asturien. Auf der Fahrt nach Spanien hatte das Schiff, welches sie trug, einen heftigen Sturm auszuhalten, der dasselbe mit dem Untergange bedrohte. Damals fertigte sich die Prinzessin folgende Grabschrift: „Ci git Margot, la gentil' demoiselle qu'eut deux maris, et si mourit pucelle“. Doch noch in demselben Jahre wurde sie Witwe, worauf sie sich 1501 mit dem Herzog Philibert II. von Savoyen vermählte, der aber ebenfalls schon 1504 verstarb. Hierauf ernannte sie ihr Vater zur Statthalterin in den Niederlanden, eine Würde, die sie mit Ruhm und zur allgemeinsten Zufriedenheit der vorher sehr unruhigen Niederländer bekleidete, die sie fast anbeteten. Sie starb zu Mecheln am 1. Dec. 1530. Ihre Reden, sowohl bei Hofe als vor den Ständen gesprochen, ihre Gedichte und Wissspiele, nebst ihren „Discours de ses infortunes et de sa vie“ sammelte Jean Lemaire in der „Couronne Margaritique“ (1549).

Margarethe von Parma, Statthalterin in den Niederlanden, von 1559–67, geb. 1522, war eine natürliche Tochter Kaiser Karl's V. mit Margarethe van Gest. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Alessandro von Medici, vermählte sie sich 1538 mit

Octavio Farnese, dem Herzoge von Parma und Piacenza. (S. Farnese.) Als Statthalterin der Niederlande benahm sie sich nebst Gravella (s. d.), der ihr zur Seite stand, mit solcher Umsicht, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, den Aufstand zu bewältigen, wenn nicht Philipp II. den verhafteten Herzog von Alba gesendet hätte. Da derselbe bei seiner Ankunft, im Aug. 1567, sogleich mit Vollmachten auftrat, die ihre Würde zu einem bloßen Titel machten, so legte sie dieselbe bald nachher nieder und ging zu ihrem Gemahl nach Italien, wo sie zu Ortona 1586 starb.

Margarethe von Valois oder von Navarra, früher von Angoulême, die Schwester Franz's I. und die Tochter Karl's von Orleans, Herzogs von Angoulême, mit Luise von Savoyen, geb. zu Angoulême am 11. Apr. 1492, vermählte sich am 9. Oct. 1509 mit Karl, letztem Herzog von Anjou, erstem Prinzen von Gebüt und Connetable von Frankreich, der zu Lyon nach der Schlacht von Pavia 1525 starb. Aus Liebe zu ihrem Bruder, Franz I., begab sie sich nach dessen Gefangennehmung nach Madrid, um ihn während seiner Krankheit zu pflegen, und trug viel dazu bei, ihm eine würdevolle Behandlung zu sichern. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich bezeugte ihr Franz seine Dankbarkeit, besonders bei ihrer Vermählung im J. 1527 mit Henri d'Albret, König von Navarra, mit dem sie einen Sohn, welcher 1530 starb, und Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV., zeugte. Ihre Vastregeln auf dem Throne waren einer großen Fürstin würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künste, beschützte die Gelehrten, ließ mehre Städte, z. B. Pau, befestigen und trug zu deren Verschönerung bei. Ihr Bestreben, sich von Allem selbst zu unterrichten, veranlaßte sie, auch protestantischen Theologen Gehör zu leihen und sich mit ihren Grundsätzen bekannt zu machen, und ihre Ansichten hierüber legte sie 1533 in einer kleinen Schrift „Miroir de l'âme pécheresse“ nieder, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Gegen Ende ihres Lebens kehrte sie indeß zur katholischen Religion zurück. Sie starb am 21. Dec. 1549 auf dem Schlosse Odos oder Ortez in Bigorre. N. verband einen männlichen Geist mit aller Anmuth ihres Geschlechts. Sie liebte die Künste und schrieb mit Leichtigkeit in Versen und in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Sie hinterließ „Heptameron des nouvelles“, von Cl. Gruget geordnet (Par. 1559, 4.; 2 Bde., Amst. 1698; 3 Bde., Bern 1780—81), eine Sammlung von Erzählungen im Geschmacke des Boccaccio, welche zuerst 1558 unter dem Titel „Les amants fortunés“ erschienen waren. Die Leichtfertigkeit derselben stimmte mit den damaligen Sitten überein und darf keineswegs zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten. Ein Theil ihrer dichterischen Productionen war noch bei ihren Lebzeiten unter dem Titel „Marguerites de la Marguerite des princesses, très illustre reyne de Navarre“ (Lyon 1547) von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye veröffentlicht worden. Einige ihrer Dichtungen sind in den „Vieux contens franç.“ von Bibliophile Jacob (Par. 1840) enthalten. Von ihrem inhaltsreichen Briefwechsel hat im Auftrage der Regierung Fr. Génin eine Ausgabe veranstaltet (Par. 1841).

Marheineke (Phil. Konr.), Oberconsistorialrath, ordentlicher Professor und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, geb. im J. 1780 zu Hildesheim, studirte in Göttingen und folgte von hier aus 1804 dem Rufe als zweiter Universitätsprediger nach Erlangen. Hier auch als Privatdocent thätig und deshalb 1806 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, wurde er im folgenden Jahre nach Heidelberg berufen und erhielt daselbst 1809 eine ordentliche Professur. Im J. 1811 endlich ging er in gleicher Eigenschaft und als Prediger an die Dreifaltigkeitskirche nach Berlin, eine Stellung, in welcher er bisher unermüdet gewirkt hat. Wie innig bei ihm gelehrtes und praktisches Wissen miteinander verbunden ist, dafür zeugen seine theils die Wissenschaft an sich, theils mehr das Leben angehende Schriften. Mögen auch seine „Grundlehren der christlichen Dogmatik“ (Berl. 1819) wegen der Schelling'schen Principien und in der zweiten Bearbeitung (Berl. 1827) wegen der Abhängigkeit von der Hegel'schen Schule nicht Allen zusagen, so werden doch Alle seiner ausgezeichneten „Geschichte der deutschen Reformation“ (4 Bde., Berl. 1816—34), sowie seiner „Christlichen Symbolik“ (3 Bde., Heidelb. 1810—14) und den „Institutiones symbolicae“ (3. Aufl., Berl. 1830) hohe Achtung zollen.

Nach sein „Entwurf der praktischen Theologie“ (Berl. 1837) verdient alle Anerkennung. Die kirchlichen Zeitfragen blieben von M.'s Seite nicht ohne ernste Würdigung und Antwort, wie dies seine im Agendenstreite, in dem durch Möhler angeregten Kampfe, in der Angelegenheit Bruno Bauer's, gegen Görres und Droste Vischering erschienenen Schriften beweisen. In seinen Predigten, die in verschiedenen Sammlungen (Gött. 1801; Erl. 1805 und Berl. 1814 und 1818) von ihm herausgegeben worden sind, herrscht das didaktische Element vor.

Maria, in der Kirchensprache *Unsere Liebe Frau* (U. L. F.), auch die heilige *Jungfrau*, franz. zuweilen *Notre Dame*, ist der Nachwelt nur durch wenige beglaubigte Sagen bekannt. Die evangelische Geschichte gibt über ihre Abstammung keinen deutlichen Aufschluß und gedenkt ihrer als einer Jungfrau, die zu Nazareth lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joseph, verlobt war. Ein Himmelsbote verkündigte ihr, sie werde einen Sohn gebären, der Gottes Sohn heißen und der Metter sein werde, welchen das jüd. Volk erwartete. Demüthig unterwarf sie sich dem Willen des Höchsten und soll nach der Tradition Jesum in ihrem 15. Lebensjahre geboren haben. Über ihre erziehende Thätigkeit, sowie über ihren Charakter läßt sich aus den Evangelien nichts Bestimmtes erkennen; doch ist ihr stilles Aufmerken auf die geistige Entfaltung Jesu und ihre Seelenstärke bei dem Tode desselben unverkennbar. Daß sie nachmals elf Jahre im Hause des Johannes gelebt habe und überhaupt 59 Jahre alt geworden, zuletzt aber gen Himmel gefahren sei, ist theils unverbürgte Nachricht, theils später entstandene Sage. Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhoben sich unter den Christen Parteien, welche der M. entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwiesen. Thrazische und slythische Christinnen trugen auf sie in Arabien den Cultus der Cybele über; sie dienten ihr mit Gebeten, Umgängen und Opfern, wobei sie auf einem Stuhlwagen kleine Kuchen (griech. *Kollyris*) darbrachten, weshalb sie *Kollyridianerinnen* genannt wurden. Auch sungen die strenggläubigen Theologen selbst an, die Meinung, daß M. ewig Jungfrau geblieben sei, als Glaubenslehre zu versetzen, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, welche dieselbe als wirkliche Ehefrau Joseph's und nicht ohne biblischen Grund als Mutter mehrerer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, *Antidikomarianiten*, d. h. Widersacher der Maria. Wegen derselben Ansicht wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien verdammt. Die Verehrung der M. steigerte sich namentlich vom 5. Jahrh. an, als ihr die Kirche gegen des Nestorius (s. d.) Ansicht den Namen der Mutter Gottes beilegte. Später kam durch Paschasius Naderthus (s. d.) die Meinung von ihrer wunderbaren Entbindung hinzu. Schon im 6. Jahrh. fing man an, Feste zur Ehre der M. zu feiern, wie das der Reinigung, d. h. des Kirchgangs zum Tempel in Jerusalem, am 2. Febr., das der Verkündigung am 25. März und das der Heimsuchung, d. h. des Besuchs der M. bei Elisabeth, am 2. Juli, die auch in mehreren protestantischen Ländern beibehalten sind. Ferner begehen die griech. und die röm.-katholische Kirche, sowie die schismatische Kirche im Orient als Feste Mariä Geburt am 8. Sept. und Mariä Himmelfahrt (*Assumptio*) am 15. Aug. Ein Fest der unbefleckten Empfängniß der M. kam um 1140 auf, ist aber wegen des Widerspruchs der Dominicaner gegen diese Lehre nie allgemein angenommen worden. Im Mittelalter artete die Verehrung der M. in völlige Gleichstellung mit Christus aus; man behauptete, ihr gebühre hyperduka, den übrigen Heiligen nur *dulia*; man hatte sogar „*Psalteria Mariae*“ und „*Biblia Mariana*“. Zugleich kam die Meinung von der wunderthätigen Kraft mehrerer alten Marienbilder auf, von denen die zu Loretto (s. d.) in Italien und zu Czestochau (s. d.) in Polen noch jetzt in großem Rufe stehen. Mehrere geistliche Orden wurden zu Ehren der M. errichtet; dahin gehören der Bettelorden der *Serviten* (s. d.) und alle die weiblichen Orden, die sich nach Unserer Lieben Frauen nennen, z. B. die Nonnen von der Empfängniß, von der Verkündigung (s. *Franciscaner*), von der Heimsuchung (s. *Salesianerinnen*) u. s. w. — Andere Marien, deren das Neue Testament gedenkt, sind 1) *Maria von Bethanien*, die Schwester des Lazarus; 2) *Maria von Magdala* (s. *Magdalena*); 3) *Maria*, des Kleophas Frau, die Mutter des Apostels Jakobus des Jüngern und zugleich die Schwester der Mutter Jesu, und 4) *Maria*, die Mutter des Marcus. — *Mariae* heißen mit besondern Beinamen auch viele Orte, wo frü-

her wunderthätige Marienbilder aufgestellt waren; so Mariafeld, ein Wallfahrtsort im illyr. Gouvernement Raibach; Mariahilf, ebenfalls in Illyrien und in Böhmen; Mariachein bei Teplig; Mariazell (s. d.) in Steiermark u. s. w.

Maria Theresia, deutsche Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin zu Osterreich, die Tochter Kaiser Karl's VI., wurde zu Wien am 13. Mai 1717 geboren und erhielt, von ihrem Vater durch die Pragmatische Sanction (s. d.) zur Thronfolgerin bestimmt, eine diesem hohen Berufe angemessene sorgfältige Erziehung. Unter mehren Fürsten, welche sich um ihre Hand bewarben, wählte sie 1736 den Großherzog von Toscana, Franz Stephan (s. d.), aus dem Hause Lothringen, der von früher Jugend auf am kaiserlichen Hofe erzogen worden war, zu ihrem Gemahle. Nach dem Tode ihres Vaters, am 21. Oct. 1740, bestieg sie den Thron von Ungarn, Böhmen und Osterreich, worauf sie am 21. Nov. ihren Gemahl zum Mitregenten ernannte. Sie fand die Monarchie erschöpft, die Finanzen zerrüttet, das Volk misvergnügt und das Heer, mit Ausschluß des in Italien stehenden, nur 30000 M. stark. Um so gefährlicher und bedenklicher war unter diesen Umständen die gleich nach Karl's VI. Tode von Preußen, Baiern, Sachsen, Neapel und Sardinien geschlossene Verbindung zu einem Kriege, den diese Staaten, von Frankreich angeregt, trotz ihrer Anerkennung der Pragmatischen Sanction, gegen die junge Königin in der Absicht unternahmen, ihre vermeintlichen Erbansprüche auf einzelne Länder der östr. Monarchie nach Erlöschung des habsburgischen Mannstammes geltend zu machen. Das erste Zeichen zur Kriegserhebung gab der König von Preußen, Friedrich II., der auf veraltete, durch frühere Ausgleichungen mit Osterreich beseitigte Anrechte an vier schles. Fürstenthümer gestützt, am 23. Dec. 1740 mit einer 28000 M. starken Armee in das wehrlose Schlesien einfiel und binnen kurzer Zeit sich in den Besitz desselben setzte. (S. Schlesische Kriege.) Die übrigen Verbündeten folgten diesem Beispiele, und während Spanien und Neapel der östr. Befestigungen in Italien sich bemächtigten, eroberten die Franzosen, Baiern und Sachsen einen Theil der deutschen Erbländer. Von so vielen mächtigen Feinden mit einem Male zugleich angegriffen, befand sich die Königin in einer höchst gefährlichen Lage. Ohne Geld, ohne Truppen, ohne geeignete Minister und Feldherren, von allen frühern Freunden Osterreichs verlassen, hätte sie unterliegen und ihr Reich der Zerstückelung preisgeben müssen, wenn nicht der Beistand des Königs von England, Georg's II., die Treue der Ungarn und ihre eigene Charakterfestigkeit, sowie die Uneinigkeit und Verkehrtheit von Seiten ihrer Feinde sie gerettet hätten. Nachdem Beharrlichkeit und Glück sie nach und nach von dem größten Theil ihrer Feinde befreit hatten, schloß sie endlich auch mit Frankreich, das am längsten und hartnäckigsten sie befehdete, zu Aachen 1748 einen Frieden, der diesem achtjährigen Erbfolgekrieg (s. d.) ein Ende machte. In demselben wurde M. allgemein als die Erbin der väterlichen Monarchie anerkannt; abgesehen Schlesien und Glog, verlor sie nichts als die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche an den span. Infanten Philipp abgetreten werden mußten; ja sie hatte im Laufe dieses Kriegs sogar die Freude erlebt, daß durch die Krönung ihres Gemahls Franz Stephan am 13. Sept. 1745 unter dem Namen Franz I. die deutsche Kaiserwürde nach kurzer Trennung aufs neue an ihr Haus gekettet wurde. Während der nun eintretenden Zeit des Friedens wendete die Kaiserin ihre ganze Sorgfalt auf die Reorganisation ihrer Staaten. Namentlich faßte sie die zerrütteten Finanzen und das Militärwesen ins Auge. Nachdem sie schon früher bei ihrem Regierungsantritt die übermäßigen Verwendungen ihres Vaters für Prunk und Kunst eingeschränkt, viele der zahlreichen Hofdiener und hochbesoldeten Hofkünstler, Sänger und Sängeriinnen, Maler, Bildhauer und Baumeister theils entlassen, theils in ihren Gehalten heruntergesetzt und den unverschämtesten Betrügereien im Haushalte gesteuert hatte, schritt sie nunmehr zu einer durchgreifenden Umgestaltung und Verbesserung des ganzen Finanzsystems. Zufolge der neuen, besonders durch den Grafen von Haugwitz eingeführten Kameralanordnung von 1747 wurden die Lasten auf alle Staatsangehörige nach möglichst gleichen und verhältnißmäßig billigen Grundsätzen vertheilt, und hierdurch, sowie durch die hiernächst erfolgende Rectification der Grundabgaben, Einführung der Urbarien und Grundbücher, Aufhebung von Steuerbefreiungen, Vereinfachung des Staatskassenwesens, beson-

ders aber durch Hebung des Ackerbaus und der Industrie und durch Begünstigung des Handels die Einkünfte des Staats, ohne größere Belästigung der Steuerpflichtigen, zu so günstigen Verhältnissen emporgehoben, daß 1756 bei einem Ausgabebedürfnis von nur 22 Mill. Fl. dieselben auf 57 Mill. Fl. stiegen, während sie in den letzten Regierungsjahren Karl's VI., ungeachtet des damals größern Länderumfangs, etwa nur 30 Mill. betragen hatten. Einen beträchtlichen Theil der durch die verbesserte Finanzverwaltung gesteigerten Einkünfte verwendete die Königin auf das Kriegswesen, dessen Wichtigkeit sie in den Zeiten der Noth nur zu klar erkannt hatte. Das Heer wurde, außer den in Italien und den Niederlanden befindlichen Truppen, auf 108000 M. vermehrt, durch Gründung von Militärbildungsanstalten mit geschickten Offizieren versorgt, von Zeit zu Zeit durch größere Kriegsmannoeuvres geübt und das ganze Kriegswesen überhaupt unter Daun's Leitung auf einen bessern Fuß gesetzt. Auch in der Gerichtsverwaltung machte sie große Veränderungen. Die Justizsachen wurden von den öffentlichen und Policeiangelenheiten getrennt, die Provinzialkanzleien aufgehoben und ein höchster Gerichtshof für die letzte Instanz errichtet, an den sich die neuorganisirten Kreisämter als Justizunterbehörden angeschlossen. Die oberste Leitung des Finanz- und Policeiwesens wurde gleichfalls einem großen Conseil übertragen. Obgleich nun zwar die Königin sich ungern regieren ließ, so setzte sie wegen ihrer Unerfahrenheit doch Mißtrauen in sich selbst und suchte sich durch Berathung mit ihren Ministern, ihrem Gemahl und andern sachkundigen Personen von Allem genaue Kenntniß zu verschaffen; allein wegen der Verschiedenheit der Ansichten zweier ihrer Räthe, Wasner's und Bartenstein's, schwankte sie häufig zwischen den entgegengesetzten Maßregeln, bis sie endlich in dem Grafen, nachmaligen Fürsten Kauniz (s. d.) den Mann fand, der ihren hohen Anforderungen für die schwierige Stelle eines Geh. Haus-, Hof- und Staatskanzlers genügte. Unschlichkeiten, welche jetzt zwischen England und Osterreich entstanden, ließen letzteres auf eine Ausöhnung mit Frankreich denken, und die Königin, trotz ihres Stolzes und ihrer strengen Grundsätze, willigte, auf Kauniz's Andringen, ein, an die Marquise von Pompadour sehr verbindlich zu schreiben. Diese, hierdurch geschmeichelt, wendete ihren ganzen Einfluß an, die von der Königin gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen; doch scheiterten ihre Bemühungen dieses Mal noch an den Gegenbestrebungen der Freunde Friedrich's II. im Cabinet von Versailles. Als aber bald darauf 1755 zwischen England und Frankreich ein neuer Streit über ihre Besitzungen in Amerika sich entspann und ersteres Hülfe von Osterreich foderte, diese aber verweigert wurde, gab diese Weigerung Veranlassung zur Entzweiung der bis dahin so innig befreundeten Mächte. Mit schlauer Gewandtheit benutzte Friedrich II. diesen Zeitpunkt, um in Georg II. einen Bundesgenossen für die Zeiten der Gefahr sich zu erwerben, und schloß am 16. Jan. 1756 mit ihm einen Vertrag, worin beide Monarchen, außer der gegenseitigen Garantie ihres Länderbesizes, zur Erhaltung des europ. Friedens und der Abwehr fremder Truppen von Deutschland sich verpflichteten. Unterdessen hatte die Pompadour 1756 eine Veränderung im franz. Ministerium und dadurch zugleich eine Annäherung zwischen den Höfen von Wien und Versailles bewirkt, die durch Kauniz's unablässiges Bemühen endlich gar in ein enges Bündniß sich umwandelte. Die Folge davon war der Ausbruch eines Siebenjährigen Kriegs (s. d.) zwischen Osterreich und Preußen, der nach großen Verwüstungen und nach fast gänzlicher Erschöpfung der Kräfte Osterreichs im Frieden zu Hubertusburg mit gegenseitiger Anerkennung des vorigen Besizstandes endigte. Auch nach diesem Frieden ließ es die Kaiserin ihr erstes Geschäft sein, die Wunden, die der Krieg ihren Staaten geschlagen, zu heilen. Sie war auf Abzahlung der Staatsschuld bedacht, schützte aufs thätigste die Landwirthschaft, förderte die bürgerliche Gewerbsthätigkeit und suchte hierdurch, sowie durch Erleichterung der Leibeigenschaft, den Bürger- und Bauernstand zu heben, gründete und verbesserte Akademien, Schulen, Waisenhäuser und Spitäler, wobei sie sich des Beistandes des tiefgelehrten und genialen Freiherrn van Swieten (s. d.) bediente, und fing auch 1776 an, die Gesetzgebung durch Abschaffung der Tortur und Beschränkung martervoller Todesstrafen zu verbessern. Ihren Sohn Joseph, der am 27. März 1764 zum röm. König gewählt worden war, nahm sie zwar nach dem Tode ihres Gemahls, des Kaisers Franz's I., am 18. Aug. 1765, zum Mitregenten der Erblande an,

verstattete ihm jedoch ebenso wenig, wie früher ihrem Gemahl, sich in die innern Regierungsangelegenheiten zu mischen und überließ ihm nur die Fürsorge und Leitung des Kriegswesens. Als nach August's III. von Polen Tode Rußland und Preußen sich erst in die Thronfolgehändel, dann in die innern Regierungsangelegenheiten des in sich zerrütteten Staats mischten, und endlich gar zur Theilung eines Drittheils dieses Landes schritten, nahm auch die Kaiserin an diesem Länderraube Antheil. Zwar widerstrebt sie anfangs lange Zeit dem Andringen der übrigen Mächte und befragte sogar den Papst, der ihr Gewissen erst darüber beruhigen mußte; endlich aber, besonders durch Kaunig überredet, willigte sie in den am 5. Aug. 1772 zu Petersburg mit Preußen und Rußland abgeschlossenen Theilungsvertrag, zufolge dessen sie Galizien und Lodomerien, im Ganzen einen Länderzuwachs von 1280 QM. mit 2½ Mill. E. erhielt. Auch die Pforte mußte ihr, da sie dieselbe mit wiederholten Forderungen ängstigte, um sie zufriedenzustellen, am 25. Febr. 1777 die Bukowina abtreten. Um diese Zeit veranlaßte der Tod des Kurfürsten von Baiern am 30. Dec. 1777, weil Osterreich dieses Ereigniß zur Durchsetzung seines Planes, sich nach Süddeutschland hin auszudehnen, benutzen wollte, den kurzen und unblutigen bair. Erbfolgekrieg (s. d.), der in dem Frieden zu Teschen mit Abtretung des Innviertels an Osterreich endigte, aber im Verein mit der Errichtung des Fürstenthums (s. d.) eine merkwürdige Abnahme des Einflusses Osterreichs auf Deutschland zur Folge hatte. Nach diesem Frieden schloß sich übrigens die Kaiserin enger an Rußland und Preußen an, um dem Erzherzog Maximilian die Kurwürde von Köln und das Bisthum Münster zu verschaffen, welches ihr auch trotz Friedrich's II. Gegenbemühungen kurz vor ihrem Tode, der am 29. Nov. 1780 erfolgte, noch gelang. Die Kaiserin war eine Frau von festem, fast männlichem Charakter, mit Verstand und Muth zum Selbstregieren begabt; mit ernstem, regem Pflichtgefühl ihrem hohen Verufe ergeben und unermülich thätig. Sie herrschte in ihren Staaten zwar nicht frei von Vorurtheilen und Fehlgriffen, aber wohlmeinend und wohlthätig wie eine Mutter. Ihr unablässig auf die innere und äußere Größe der Monarchie gerichtetes Streben hatte so glücklichen Erfolg, daß bei ihrem Tode das Haus Osterreich auf dem Gipfel seiner Macht stand. Die Kämpfe, die die Kaiserin mit halb Europa zu bestehen hatte, machten sie auf die reichen Hülfsmittel der Monarchie aufmerksam, und diese Belebung der materiellen Staatskräfte, verbunden mit dem erhebenden Umschwung und der geistigen Erkräftigung, welche durch Verbesserung der Geseze, Errichtung von Schulen und Weckung des Gewerbfleißes auch im innern Staatsleben hervorgebracht wurde, machen ihre Regierungsperiode zu einem Wendepunkte in der Geschichte des östr. Staats. Wohlstand und Bildung wurden während ihrer Regierungszeit immer allgemeiner, die Staatseinnahmen überstiegen stets die Ausgaben und das Kriegsheer wuchs bis auf 260000 M. Obschon dem röm.-katholischen Glauben eifrig zugethan und von Andächtelei befangen, war sie doch nicht blind gegen die vielen Mißbräuche ihrer Kirche und wahrte gegen den röm. Stuhl mit großer Festigkeit die Rechte ihrer Krone. So verbot sie die Gegenwart des Geistlichen bei Testamentsverrichtungen, hob das Apsrecht der Kirchen und Klöster und die Inquisition in Mailand auf, unterdrückte 1773 den Jesuitenorden, verordnete für beide Geschlechter ein Alter von 25 Jahren, um in ein Kloster sich aufnehmen zu lassen, schaffte die von den Pfarrern eigenmächtig angeordneten äußerlichen Kirchenstrafen und Bußen ab, untersagte die Reisen der päpstlichen Nuntien in Osterreich und befahl, mit dem röm. Stuhle nur mittels des Ministeriums der innern Geschäfte in Verbindung zu treten. Obgleich nicht zur Bedrückung und Verfolgung Andersgläubiger geneigt, that sie doch, besonders in der frühern Zeit ihrer Regierung, wenig, um die Protestanten in ihren Ländern zu schützen oder ihr Loos zu erleichtern. Ihre Kinder liebte sie mit der innigsten Zärtlichkeit, ebenso war sie ein Muster ehelicher Liebe. Nach dem Tode ihres Gemahls erschien sie stets in tiefer Trauer; auch vernachlässigte sie später den Pustisch gänzlich, um so mehr vielleicht, weil sie im spätern Alter übermäßig stark geworden und 1767 erst die Blattern und bald darauf ein Sturz mit dem Wagen ihr Gesicht durch Narben entstellte hatten. In der Regierung hatte sie ihren ältesten Sohn Joseph II. (s. d.) zum Nachfolger. Von ihren drei jüngern Söhnen verhalf sie Leopold zum Großherzogthum Toscana, Ferdinand durch die Vermählung mit der Erb-

tochter des Herzogs von Modena zur Erbfolge in diesem Herzogthume und Maximilian zur Kur- und Bischofswürde von Köln und Münster. Von ihren sechs Töchtern war die älteste Abtissin zu Prag und Klagenfurt; die zweite, Marie Christine, der Mutter Liebling, mit Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt; die dritte Abtissin zu Innsbruck; die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma; die fünfte, Marie Antoinette, mit dem Könige von Frankreich, und die sechste, Karoline Marie, mit dem Könige von Neapel vermählt. Vgl. Duller „M. Theresia und ihre Zeit“ (Wiesb. 1844).

Maria I., Königin von England, 1553—58, die Tochter Heinrich's VIII. (s. d.) aus dessen Ehe mit Katharina von Aragonien, wurde am 11. Febr. 1515 geboren. Ihr Vater ließ sie 1534, nachdem er sich von seiner Gemahlin getrennt, für unehelich und nicht thronfähig erklären, gab ihr aber, sowie ihrer Stiefschwester Elisabeth, das Thronrecht durch die Successionsacte von 1544 zurück. Schon im Andenken an ihre Mutter blieb M. streng der katholischen Kirche ergeben und lebte während der Regierung ihres Vaters und ihres Stiefbruders, Eduard's VI., in gänzlicher Zurückgezogenheit auf dem Schloß Coppeshall in der Grafschaft Essex. Als ihr Eduard die Ausübung des altkirchlichen Cultus verwehren wollte, rief sie sogar den Schutzherrn ihres Oheims, Kaiser Karl's V., an, der mit einer Kriegserklärung drohte. Um so geneigter wurde der junge König, auf die Rathschläge des ehrgeizigen Herzogs von Northumberland (s. d.) einzugehen. Derselbe erklärte 1553 ohne Einwilligung des Parlaments M. und deren Schwester Elisabeth von der Thronfolge ausgeschlossen und bestimmte eine entferntere Verwandte, Johanna Gray (s. d.), die Schwägergertochter Northumberland's, zu seiner Nachfolgerin. Wiewol man die katholische Meinung M.'s fürchtete, beleidigte eine solche Anordnung doch den Rechtsinn der Nation. Es gelang Northumberland, als der König am 6. Juli 1553 gestorben, seine Schwägergertochter als Königin ausrufen zu lassen. Allein schon nach einigen Tagen sah er sich verlassen und am 3. Aug. hielt M. ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Sie benahm sich anfangs mit Mäßigung. Nur Northumberland und einige Genossen büßten mit dem Kopfe; in Rücksicht der Religion erklärte sie, daß sie es Gott überlasse, die Tugend auf den rechten Weg zu führen. Doch schon einen Monat nachher begann die Einferkung der protestantischen Wortführer, und im Oct. hob das gefällige Parlament alle Gesetze auf, die in Ansehung der Religion unter der vorigen Regierung waren erlassen worden. Hierauf erfolgte die Einsetzung der katholischen Bischöfe und die Berufung des Cardinallegaten Pole. Der Bischof Gardiner (s. d.), den die Königin zum Kanzler wählte, benutzte die günstige Stimmung der Nation und unterhandelte nach dem Wunsche des Kaisers die Vermählung der Königin mit dessen Sohne, dem spätern Philipp II. (s. d.) von Spanien. Obschon in dem im Jan. 1554 geschlossenen Vertrage die Unabhängigkeit Englands gewahrt war, so erfüllte dieser Schritt doch das Volk, in Erinnerung des grausamen Druckes der span. Politik, mit Furcht und Unwillen. Ein Edelmann aus Kent, Thomas Wyatt, bereitete deshalb mit einigen andern kühnen Männern einen Aufstand vor, an dem sich auch der Herzog von Suffolk (s. d.) betheiligte, um seine im Gefängniß schmachtende Tochter Johanna Gray, wieder auf den Thron zu setzen. Der Anschlag mißlang durch Zufall gänzlich, und die Königin ließ nicht nur die Häupter der Verschwörung, sondern auch die unschuldige Johanna und deren Gemahl das Blutgerüst bestiegen. Zugleich ließ sie, auf die falsche Aussage Wyatt's, ihre Schwester Elisabeth und deren Anbeter, Devonshire, gefangen setzen und scharf verhören. Doch stellte sich Beider Unschuld heraus, sodas sie ihre Rache nicht befriedigen durfte. Nachdem M. das Ziel zärtlicher Ungebild erreicht und ihre Ehe am 23. Juli 1554 mit Philipp vollzogen hatte, that sie liebesüchtig Alles, was ihrem stolzen, herrschsüchtigen, 26 Jahre alten Gatten nur gefallen konnte. Während sie eine Obedienzgesandtschaft nach Rom sendete, mußte das durch span. Gold erkaufte Parlament den Legaten Pole reumüthig um Aufnahme der Nation in den Schoos der katholischen Kirche bitten und die furchtbaren Keger- und Hochverrathsgesetze Heinrich's VIII. erneuern. Unter der Leitung Gardiner's wurden diese Gesetze auch sogleich vollzogen. Viele Protestanten, darunter die Bischöfe Latimer (s. d.), Ridley, Ferrar und Hooper, starben unter scheußlichen Martern schon in der ersten Hälfte des J. 1555 den Feuertod. Nach dem Muster der span. Inquisition richtete der Hof sogar eine aus 22 Personen zusammengesetzte Kegercommission

ein, an deren Spitze der Bischof Bonner von London stand, ein wilber, brutaler Mann, dem die Barbarei Vergnügen machte. Üble Gemüthsstimmung, in welcher sich die Königin befand, steigerte ihre Verfolgungswuth zum Blutdurst. Die verfehlte Hoffnung auf eine Mutterchaft, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, der schon nach einem Jahre in seine Erbstaaten ging, stürzten sie bereits gegen Ende des J. 1555 in tiefe Schwermuth. Sie brachte ihre Zeit in Einsamkeit unter Thränen zu, oder schrieb zärtliche Briefe an ihren Gemahl, der dieselben nur beantwortete, wenn er Geld brauchte. Um die Forderungen Philipp's zu befriedigen, überließ sie sich durch erpreßte Darlehen mit Schulden und vernichtete den Verkehr durch drückende Steuern. Ihre Finanzverlegenheiten wurden um so dringender, als sie 1555 die Kirchengüter für ihre Person restituirte und die päpstlichen Annaten erneuerte. Weil sie meinte, die Entfernung ihres Gemahls rühre von dem Widerstande der Nation gegen die span. Politik her, so verdoppelte sie mit dem J. 1556 ihre Wuth gegen die Protestanten. Im März mußte auch Cranmer (s. d.) den Feuertod sterben; nach Einigen erlitten in den ersten drei Jahren überhaupt 300, nach Andern sogar 800 Personen dasselbe Schicksal. Durch die Drohungen Philipp's sah sich die Königin gegen den Willen und das Interesse der Nation genöthigt, an dem Kriege zwischen Spanien und Frankreich Theil zu nehmen. Nachdem sie am 7. Juni 1557 Heinrich II. förmlich den Krieg angekündigt, rüstete sie mittels unerhörter Erpressungen die Flotte und sendete ein Corps von 8000 Engländern nach den Niederlanden, welches daselbst zur span. Armee unter Philibert von Savoyen stieß. Die geringen Erfolge der Spanier, besonders die Eroberung von Calais am 8. Jan. 1558 durch den Herzog von Guise, womit die letzte engl. Besizung auf franz. Boden verloren ging, stürzten sie in Verzweiflung. Sie berief endlich am 21. Jan. das wiederholt auseinandergetriebene Parlament, das reichliche Subsidien zur Ausrüstung einer Flotte bewilligte, welche Brest als Entschädigung wegnehmen sollte. Doch auch dieses Unternehmen scheiterte. Noch während der Friedensverhandlungen erlag die Königin dem Kummer und der Wassersucht; sie starb am 17. Nov. 1558. „Nach meinem Tode“, äußerte sie oft zu denen, welche sie aufheitern wollten, „werdet ihr den Namen Calais in meinem Herzen finden“. Bei aller Vigorie und Grausamkeit, welche ihre Regierung verhaßt machten, war sie nicht ohne Fähigkeit, Bildung und Geistesstärke; sie erhielt den Namen der Blutigen (Bloody Mary). Auf dem Throne folgte ihre Stiefschwester Elisabeth (s. d.). Vgl. Griffet, „Nouveaux éclaircissements sur l'histoire de M.“ (Amst. und Par. 1766); Turner, „History of the reign of Edward VI., M. and Elizabeth“ (4 Bde., Lond. 1829), und Zytler, „England under Edward VI. and M.“ (2 Bde., Lond. 1839).

Maria Stuart, Königin von Schottland, 1542—68, die Tochter Jakob's V. von Schottland und der Maria von Lothringen, wurde am 5. Dec. 1542 zu Linlithgow bei Edinburg, acht Tage vor ihres Vaters Tode, geboren. Schon in der Wiege Königin, verlangte sie Heinrich VIII. von England zur künftigen Gemahlin für seinen Sohn, und die schot. Protestanten unterstützten diese Verbindung. Die Königin-Mutter aber wahrte als Schwester der Guisen das katholische Interesse und brachte die Tochter im Febr. 1548 nach Frankreich, wo man sie sorgfältig in einem Kloster erzog. M. zeichnete sich durch Schönheit, Anmuth und Bildung aus und wurde am 29. Apr. 1558 mit dem Dauphin, dem späteren Franz II. (s. d.), vermählt. Nach dem Tode ihres Gemahls von Katharina von Medici ungeru gesehen, kehrte sie im Aug. 1561 nach Schottland zurück, dem sie durch Erziehung und Sitte gänzlich entfremdet war. Nur zufällig entging sie bei der Übersahrt der Nachstellung der Königin Elisabeth (s. d.) von England, die sie als Weib und Königin haßte. Als die Enkelin Margaretha's von England (s. Tudor) hatte sich M. nicht mit der Aussicht auf den engl. Thron begnügt, sondern war den Ansprüchen Elisabeth's zu nahe getreten, indem sie den engl. Königstitel annahm und ungeachtet aller Gegenstellungen behielt. Ueberdies weigerte sie sich, die Acte anzuerkennen, durch welche 1560 das Parlament in Schottland, nicht ohne Ermunterung von Seiten Elisabeth's, die Reformation eingeführt hatte. Bei ihrer Ankunft versprach sie zwar den kirchlichen Zustand zu achten, ließ aber in ihrer Hauskapelle katholischen Gottesdienst halten. Dies, sowie ihre leichtfertigen franz. Sitten, erbitterten die strengen Protestanten und erregten besonders den Eifer des Reformators Knox (s. d.), der über die Laster der Königin öffentlich predigte.

Nachdem M. die Hand des Grafen Leicester (s. d.), des Favoriten Elisabeth's, ausge schlagen, traf sie Anstalten, sich mit ihrem Vetter, dem Schotten Robert Darnley, dem Sohne des Grafen Lenox, zu vermählen. Derselbe war katholisch, jung, schön und besaß als der Enkel Margaretha's von England aus einer zweiten Ehe, nach M. die nächsten Ansprüche auf den engl. Thron. Die von Elisabeth angeführten Protestanten, an deren Spitze der natürliche Bruder M.'s, Graf Murray (s. d.), stand, suchten die Verbindung mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Die Königin unterdrückte die Empörung und feierte ihre Vermählung mit Darnley am 29. Juli 1565. Darnley zeigte sich jedoch bald ausschweifend und herrschsüchtig, behandelte seine Gemahlin mit Roheit und wurde dafür von derselben mit Kalt sinn und Verachtung gestraft. Die Königin hatte einen alten, häßlichen Italiener, Dav. Rizzio, einen Sänger, in ihrer Umgebung, der ihr zugleich als Rathgeber und Secretair diente und besonders die geheime Correspondenz mit den katholischen Höfen besorgte. Diesem Manne schrieb Darnley den Kalt sinn seiner Gemahlin zu und beschloß deshalb, von den protestantischen Häuptern in seinem Verdachte bestärkt, denselben aus dem Wege zu schaffen. Er überfiel am 9. März 1566 die hochschwangere Königin, als sie in ihrem Schlosse Holyrood zu Tische saß, und ließ vor ihren Augen den Rizzio von seinen Mitverschworenen ermorden. Die Königin sah sich zugleich in Gefangenschaft gehalten und mußte den Zorn über den Schimpf, den sie als Weib und Königin erlitten, von der Hand unterdrücken. Sie gewann ihren Gemahl, der ihr die Missethätigen entdeckte, floh mit demselben nach Dunbar, wo sie ein Corps Getreuer sammelte und damit die Verschwörer zur Flucht nöthigte. Der Graf Bothwell, der schon große Gewalt über die Königin besaß, besänftigte sie jedoch und wirkte den Verschworenen Verzeihung aus. Am 9. Juni gebar die Königin einen Sohn, Jakob VI., der später als Jakob I. (s. d.) den Thron von Großbritannien bestieg. Darnley zeigte sich bei dem Ereignisse gleichgültig, wohnte der Laufe nicht bei und ging nach Glasgow, wo er an den Blattern erkrankte. Hier suchte ihn die Königin auf, führte ihn unter Beweisen ihrer Zuneigung zurück nach Edinburg und brachte ihn in einem einsamen Hause außerhalb der Stadtmauer unter, um daselbst seine Genesung abzuwarten. Sie pflegte ihn, schlief mehre Tage selbst in dem Hause, verließ ihn aber in der Nacht vom 9. Febr. 1567, angeblich um bei der Hochzeit eines ihrer Diener gegenwärtig zu sein. Gegen Morgen flog das Haus durch eine Pulverexplosion in die Luft, und man fand Darnley und seinen Pagen todt im Felde liegen. Die öffentliche Stimme klagte sogleich die Königin und deren heimlichen Geliebten, den Grafen Bothwell, des Mordes an. Letzterer wurde auch alsbald vor Gericht gezogen, aber nach einer Scheinprocedur von der That freigesprochen. Bothwell trat nun als Bewerber um die Hand der Königin auf und compromittirte dieselbe in den Augen des Volks, indem er sie zum Schein auf eines seiner Schlösser entführte. Nachdem er Verzeihung erhalten und die Scheidung von seiner ersten Gemahlin bewirkt hatte, ließ sich die Königin in blinder Leidenschaft mit ihm am 15. Mai 1567, drei Monate nach der Ermordung Darnley's, vermählen. Die Strafe folgte der frevelhaften Verbindung auf dem Fuße. Bothwell liebte die Königin nicht, sondern hatte aus Herrschsucht gehandelt; er begegnete ihr sogleich brutal und trachtete, sich des Kronprinzen zu bemächtigen. Der protestantische Adel, über diese Vorgänge empört, schloß zu Stirling eine Conföderation zum Schutze der Dynastie und des Reichs, zog Truppen zusammen und nahm Edinburg ohne Schwertstreich, während die Königin am 6. Juni 1567 mit ihrem Gemahl nach Dunbar floh und sich ebenfalls zum Widerstande rüstete. Als jedoch die Truppen am 15. Juni bei Carberry zusammensiezen, knüpfte die Königin Unterhandlungen an und traf persönlich im feindlichen Lager ein, wo man sie gut aufnahm und ihr Schutz und Gehorsam versprach. Dessenungeachtet wurde sie zurückgehalten, als Gefangene unter Beschimpfungen vom Volke nach Edinburg gebracht, von hier aber unter dem Vorgeben, daß sie immer noch mit Bothwell im Briefwechsel stehe, nach Schloß Lochleven abgeführt und daselbst in harte Gefangenschaft gesetzt. Die Lords rissen nun die Staatsgewalt an sich, raubten die königlichen Schätze und ächteten Bothwell, der nach Dänemark entkam, wo er acht Jahre später in Elend und Wahnsinn starb. Von ihrem Segnern gedrängt, legte die Königin am 24. Juli 1567 zu Gunsten ihres Sohnes die Krone nieder, für den Murray die Regentschaft übernahm. Da ihre Gefangenschaft fort-

dauerte, bewog die katholische Partei einen jungen Lord Douglas, den Bruder des Schloßherrn, die Königin zu befreien. Derselbe liebte die Gefangene, hatte von ihr selbst Hoffnung auf ihre Hand erhalten und entführte sie glücklich in der Nacht vom 2. Mai 1568 über den benachbarten See, an dessen Ufer die Königin von einem Haufen Bewaffneter mit Jubel empfangen wurde. Vom Schlosse Hamilton aus erklärte sie nun ihre Abdankung für erzwungen. Ihre Anhänger brachten ein Corps von 6000 M. zusammen; doch am 15. Mai besiegte der Regent Murray die Königin in einem Gefecht beim Dorfe Langside. Sie entfloß vom Schlachtfelde nach England, wo sie Elisabeth zu Carlisle um Schutz und eine persönliche Zusammenkunft ansprach. Elisabeth aber ließ ihre Nebenbuhlerin sogleich gefangen halten und schlug ihr die persönliche Zusammenkunft ab, bis sie sich von der Theilnahme an dem Morde Darnley's würde gereinigt haben. Zu dem Zwecke schickte Murray, der seine Schwester in Gemeinschaft mit Elisabeth zu verderben suchte, eine Commission nach England, die eine weitläufige Erörterung über das Verbrechen begann, aber unter den Intriguen beider Parteien zu keinem festen Resultate gelangte. Mit diesen Vorgängen gestaltete sich die Angelegenheit der Königin zur Sache der katholischen Partei, in England und Schottland, wie im Auslande, was Elisabeth noch feindlicher stimmte. Man brachte die Gefangene von einem festen Schlosse zum andern, gab ihr rohe Wächter und behandelte sie aufs härteste. Das unkluge, stolze Betragen der Königin, der Befreiungsversuch der Grafen Northumberland und Westmoreland, des Leonhard Dacres, des Grafen Norfolk, die Bannbulle des Papstes gegen Elisabeth und mehre andere Complotte, die gewöhnlich zu dem Entschlusse, sich der gefährlichen Gefangenen durch Mord oder Hinrichtung zu entledigen. Ein Katholik Namens Babington trat mit mehren Andern 1586 zu einer Verschwörung zusammen, welche wie gewöhnlich die Ermordung Elisabeth's und die Befreiung der Königin zum Zwecke hatte. Der Plan wurde zufällig entdeckt, und man stiftete von Seiten des Hofes zu London einen Briefwechsel mit der Gefangenen an, um diese selbst in das hochverrätherische Complot zu verwickeln. Obschon die Königin, durch Freunde gewarnt, nicht in den Anschlag eintrat, stellte man sie doch im Oct., nach der Hinrichtung der Verschworenen, vor eine Untersuchungscommission, die sie unter dem geseglosten Verfahren für schuldig erklärte und als Hochverrätherin zum Tode verurtheilte. Nachdem das gefällige Parlament das Urtheil bestätigt, unterzeichnete auch Elisabeth mit verstelltem Schmerze. Vergebens waren die Bitten und Drohungen Heinrich's III., des span. Hofes und Jakob's VI., des Sohnes der Unglücklichen. Am 18. Febr. 1587 wurde sie in einem Saale auf dem Schlosse Fotheringhay enthauptet. Sie starb mit Muth und religiöser Ergebung, nachdem sie sich eigenhändig die ihr vom Papste gesendete Hostie gereicht hatte. Wenn die Dichter aller Völker die Königin als das rührende Opfer der Schönheit, der Schwäche eines zärtlichen Herzens, der Eifersucht eines Weibes und der Barbarei ihres Jahrhunderts dargestellt haben, so darf die Geschichte auch nicht vergessen, daß ihr Tod und ihr Schicksal ein großes Verbrechen sühten, von dem sie nie durch überzeugende Gründe freigesprochen worden ist. Vgl. Whitaker, „M., queen of Scotland vindicated“ (3 Bde., Lond. 1787) und Chalmers, „Life of M., queen of Scots“ (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1826), die Beide M. zu vertheidigen suchten, und Miß Denger, „Memoirs of the life of M., queen of Scots“ (2 Bde., Lond. 1823), die aus den Handschriften des Britischen Museums schöpfte.

Maria von Medici, Königin von Frankreich, die Tochter des Großherzogs Franz II. Medici von Toscana, geb. am 26. Apr. 1573 zu Florenz, vermählte sich am 16. Dec. 1600 mit König Heinrich IV. (s. d.) von Frankreich. Sie war nicht ohne Reize, aber leidenschaftlich, ehrgeizig und zänktisch, sodaß die Ehe sich bald zu einem fortgesetzten Hader gestaltete. Wiewol sie im Sept. 1601 den Dauphin, den spätern Ludwig XIII. (s. d.), gebar, so floh doch der König seine Gemahlin und suchte um so mehr Entschädigung bei andern Frauen. Vergebens unternahm es Sully (s. d.), den häuslichen Frieden herzustellen. Unseligen Einfluß übten auf die Königin die Kammerfrau, Leonora Galigai, und deren Mann, Concini, die ihr aus Florenz gefolgt waren und den König haßten. Ehe Heinrich IV. an die Ausführung seines Kriegszuges ging, bestand die Königin darauf, daß sie gekrönt wurde. Die Feierlichkeit fand am 13. Mai 1610 statt; am folgenden Tage wurde der

König von Navailles (s. d.) ermordet. Die Königin zeigte bei diesem Ereignisse weder großen Schmerz noch großes Erstaunen und lud den Verdacht auf sich, der That nicht fremd gewesen zu sein. Sie riß sogleich mit Hülfe des Herzogs von Epemon die Vormundschaft und Regenschaft an sich und kehrte zur Freundschaft mit Spanien und der katholischen Politik zurück. Sully, Jeannin und andere ausgezeichnete Rätthe Heinrich's IV. erhielten den Abschied; Concini, der zum Marschall und Marquis d'Ancre (s. d.) erhoben wurde, bemächtigte sich der Staatsgewalt; die Königin aber zerstörte die Finanzen durch grenzenlose Verschwendung. Diese Herabwürdigung der Monarchie nahmen die Großen und Prinzen zum Vorwand, um mit den Waffen in der Hand ihre Theilnahme an der Macht zu erzwingen. Ein unwürdiger Günstling des jungen Königs, de Luynes (s. d.), führte endlich den Sturz dieses Regiments herbei. Auf Betrieb desselben wurde Concini am 14. Apr. 1617 niedergeschossen; seine Frau aber wurde als Here hingerichtet und die Königin-Mutter im Luxembourg in einer Art von Gewahrsam gehalten. Nach einiger Zeit erhielt Letztere von ihrem Sohne die Erlaubniß, auf dem Schlosse zu Blois unter Aufsicht zu leben, wo sie aber mit Hülfe Epemon's in der Nacht vom 22. Febr. 1619 durch ein Fenster entfloß. Sie wendete sich nach Angoulême und sammelte, zumal da ihr Schicksal bald Theilnahme erweckte, viele und angesehenere Niedergünstigte um sich, die den Bürgerkrieg vorbereiteten. Ihr Sohn rückte mit einem Heere gegen die Mutter ins Feld und zwang dieselbe auf den Rath ihres Ministers Richelieu (s. d.), der damals noch Bischof von Luçon war, zur Unterwerfung. Nach dem Tode des de Luynes, am 14. Dec. 1621, kehrte die Königin nach Paris zurück und trat wieder an die Spitze des Staatsraths. Um sich zu befestigen, brachte sie Richelieu in die Verwaltung, der ihr aber bald gänzlich die Macht aus den Händen wand und sich zum allmächtigen Minister emporschwang. Die Königin setzte ihren mütterlichen Einfluß und alle möglichen Mittel zum Sturze ihres Nebenbuhlers in Bewegung; allein der gewaltige Richelieu blieb Sieger. Derselbe gewann besonders die Herzog Gaston von Orleans, auf den Thron bringen. Deshalb wurde sie seit dem Febr. 1630 wieder auf dem Schlosse zu Compiègne gefangen gehalten, entkam aber im Juli nach Brüssel. Der Einfall Gaston's nach Frankreich veranlaßte Richelieu, die Königin auch aus den Niederlanden zu vertreiben. Hierauf ging sie 1638 nach England und im Oct. 1641, da man ihr auch hier nicht Ruhe ließ, nach Köln. Hier starb sie in einer elenden Wohnung und in gänzlicher Entblößung am 3. Juli 1642. Wie alle Glieder ihres Geschlechts liebte sie die schönen Künste. Sie ließ zu Paris den Luxembourg nach dem Plane des Palastes Pitti zu Florenz auführen und verewigte sich durch viele andere Baudenkmalen. Auch rührt die Sammlung der allegorischen Gemälde von Rubens im Louvre von ihr her. Vgl. D'Estree, „Mémoires d'état sous la régence de M. de Medicis“ (Par. 1666); Pontchartrin, „Mémoires concernant les affaires de France sous la régence de M. de Medicis“ (2 Bde., Haag 1729); die „Histoire de la mère et du fils“ (2 Bde., Amst. 1730), welches Buch den Namen Mezeray's trägt, wahrscheinlich aber von Richelieu abgefaßt ist; und der Frau von Arconville, „Vie de M. de Medicis“ (3 Bde., Par. 1774).

Maria Luise, die Gemahlin König Karl's IV. von Spanien, geb. am 9. Dec. 1751, des Herzogs Philipp von Parma Tochter, wurde 1765 mit dem Infanten Don Carlos wider dessen Willen auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters vermählt. Sie war eine kluge, höchst gewandte und ihrem Gemahl an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte sie es dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen. An allen Staatsangelegenheiten nahm sie den regsten Antheil; sie wußte sehr klug ihre Günstlinge zu befördern und erhielt auf diesem Wege völlige Herrschaft über ihren Gemahl. Ein Verstandniß, in welchem sie als Prinzessin von Asturien mit dem ältern Godoy stand, trennte König Karl III. dadurch, daß er Godoy aus Madrid verwies. Dagegen trat nun die Prinzessin mit des Verwiesenen Bruder, dem nachherigen Herzoge von Alba (s. d.), in ein Verhältniß, das sie ihrem scharfsichtigen Schwiegervater trefflich zu verhehlen wußte, während sie zugleich dahin arbeitete, den neuen Günstling bei ihrem Gemahl in besondern Gunst zu setzen. Nachdem Karl IV. seinem Vater in der Regierung gefolgt war,

riete Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern. Gemeinschaftlich mit der Königin regierte er Spanien ganz unumschränkt und ihr beiderseitiges Streben ging darauf, den Kronprinzen Ferdinand bei dem alternden Könige zu verdrängen. Aus diesen Hofränken entspann sich der Proceß vom Escorial vom 29. Oct. 1807. (S. Spanien.) Als hierauf in Folge der Revolution Ferdinand VII. (s. d.) den Thron seines Vaters bestiegen hatte und entschlossen schien, seiner Mutter Aufführung einer strengern Untersuchung zu unterwerfen, warf sich dieselbe Napoleon und dessen Oberfeldherrn, Joachim Murat, in die Arme. Nebst ihrem Gemahl und dem Herzoge von Alcudia, dem sie die Freiheit ersucht hatte, trat sie in Bayonne vor Napoleon als Anklägerin ihres Sohnes auf, jedoch ohne Erfolg. Sie wurde nach Compiègne gebracht, lebte dann in Marseille und in Nizza, und ging endlich nach Rom, wo sie am 2. Jan. 1819 starb.

Maria Christina, die Gemahlin König Ferdinand's VII. (s. d.) von Spanien, und 1833—40 Königin-Regentin im Namen ihrer unmündigen Tochter, der Königin Isabella II. (s. d.), wurde am 27. Apr. 1806 als die Tochter des Königs beider Sicilien, Franz's I., mit seiner zweiten Gemahlin, Maria Isabella, der Tochter des Königs Karl's IV. von Spanien, in Neapel geboren, und ist demnach eine Halbschwester der Herzogin von Berri (s. d.) und rechte Schwester des regierenden Königs beider Sicilien, Ferdinand's II. (s. d.). Schon früh entwickelte sich in ihr ein bedeutendes Talent für Malerei und die ihrer Familie eigene Vorliebe für die Freuden der Jagd. Die körperlichen Übungen, denen sie sich dabei widmete, trugen nicht wenig dazu bei, ihr eine dauerhafte Gesundheit und unerschütterliche Geistesheiterkeit zu verleihen. Durch die Intriguen ihrer ältern Schwester Luise Charlotte, die mit dem Infanten Don Francisco de Paula vermählt war, wurde sie 1829 von Ferdinand VII. zu seiner vierten Gemahlin erwählt und am 11. Dec. in Madrid mit ihm getraut. Der König war entzückt über seine Gemahlin, deren Reize seine Erwartungen bei weitem überstiegen. Desto erbitterter zeigten sich gegen sie die Gemahlin des Infanten Don Carlos und deren ältere Schwester, die Prinzessin von Beira, die durch diese abermalige Verheirathung des Königs ihre Hoffnung abermals in Zweifel gestellt sahen, daß derselbe kinderlos bleiben und folglich Don Carlos (s. d.) ihm auf dem Throne folgen werde. Diese Erbitterung steigerte sich noch, als Ferdinand VII., um auf jeden Fall seiner eigenen Nachkommenschaft die Thronfolge zu sichern, am 29. März 1830 das Gesetz der Siete partidas wiederherstellte, kraft dessen in Ermangelung von Söhnen die weiblichen Descendenten des Königs zur Thronfolge gelassen werden. (S. Spanien.) Hatten schon vorher die Liberalen der Königin sich zugewendet, so war dies in noch bei weitem höhern Maße der Fall, als dieselbe am 10. Dec. 1830 von einer Tochter, der jetzigen Königin Isabella II., entbunden worden war, da nun der gefürchtete Don Carlos auf einmal von dem ihm so nahe stehenden Throne wieder weit und vielleicht auf immer entfernt wurde. Zugleich wußte die Königin die Liebe ihres Gemahls im höchsten Grade zu gewinnen und manche Maßregel zu hintertreiben, welche Laune und Willkür ihm eingaben. Dagegen verdoppelte nun auch die Partei des Don Carlos ihre Anstrengungen, und wußte dem mit dem Tode ringenden Könige 1832 eine Erklärung zu entreißen, kraft deren er die Verfügung vom 29. März 1830 wieder aufhob. Die Königin hatte von allen Seiten, insbesondere von dem Minister Calomarde (s. d.), bedrängt, aus Besorgniß für das Seelenheil ihres Gemahls, diesem selbst die Unterzeichnung des von den Ministern vorgelegten Decrets angerathen; allein kaum war deren dabei abwesende Schwester eiligst nach Madrid zurückgekehrt, als sie auch sofort dem gegen Aller Erwartungen wieder genesenden Könige die Augen öffnete, der nun am 1. Oct. sämtliche Minister entließ und sodann für die Dauer seiner Krankheit die Leitung der Staatsgeschäfte seiner Gemahlin übertrug, die schon am 15. Oct. eine fast allgemeine Amnestie erließ. Nachdem der König noch am letzten Tage des J. 1832 das Decret, durch welches er während seiner Krankheit das Erbfolgesetz vom 29. März 1830 umgestoßen hatte, für erschlichen und nichtig und letzteres wieder in Kraft erklärt, übernahm er bald darauf auch wieder die Leitung der Geschäfte, blieb jedoch in einem krankhaften Zustande, und starb am 29. Sept. 1833. In seinem Testament von 1830 hatte er seine Witwe zur Vormünderin seiner hinterlassenen Kinder und zur Regentin der Monarchie für den Fall, daß bei seinem Absterben

der Thronfolger oder die Thronfolgerin noch nicht das 18. Jahr zurückgelegt habe, ernannt, die nun auch am 2. Oct. die Regentschaft des Reichs im Namen ihrer Tochter Isabella II. übernahm. (S. Spanien.) Sie lebte die nächsten Monate nach dem Ableben ihres Gemahls in der Zurückgezogenheit, doch mehr und mehr verringerte sich ihre Theilnahme an den Staatsgeschäften. Um diese Zeit kam Don Fernando Muñoz, aus Tarazona in der Provinz Cuenca, der damals in der königlichen Leibgarde diente, in die Gunst der Königin und wurde sehr bald von ihr zum Kammerherrn ernannt und ihr vertrauester und fast einziger steter Begleiter. Aus ihrer sorgenlosen Ruhe wurde die Königin durch die Verschwörung geweckt, welche in der Nacht vom 13. Aug. 1836 in La Granja ausbrach und in Folge deren die Constitution vom 18. Juni 1837 zu Stande kam. Die Königin gewann jetzt ihre ganze Kraft wieder; doch zwischen ihr und ihrer ältern Schwester, der Infantin de Paula, wurde die Misstimmung so stark, daß Letztere mit ihrer ganzen Familie Spanien verließ und Paris zu ihrem Aufenthaltsorte wählte. In politischer Hinsicht hatte sich die Königin-Regentin vom Anfange an darauf beschränkt, dem Rath ihrer jedesmaligen Minister nachzugeben und die vorgelegten Beschlüsse, selbst wenn sie ihr widerstrebten, mit scheinbarer Bereitwilligkeit zu unterschreiben. Unter Zea-Bermudez erließ sie das absolute Manifest, worin sie den Despotismus Ferdinand's aufrecht zu halten verhieß; unter Martinez de la Rosa bewilligte sie das Estatuto real; unter Lorenzo erklärte sie die aufrührerischen Juntos und Provinzen außer dem Gesez, die sie später wieder als rechtmäßig anerkannte; unter Isturiz wurde die Intervention Frankreichs nachgesucht, um die Wiederherstellung der Constitution von 1812 zu unterdrücken, und unter Calatrava mußte sie erst diese, dann die von 1837 beschwören. Unter der Hand aber verstand sie sich trefflich darauf, den Planen ihrer Minister, falls ihr solche nicht zusagten, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen. Die Königin-Regentin blieb im Vertrauen des Volks, das nur eines, nämlich ihren Geiz, tadelte, bis sie sich verleiten ließ, das von den in ihrer Majorität den Ministern ergebenen Cortes votirte Gesez wegen der *Unionta mientos* (s. d.) durch ihre Unterschrift zu sanctioniren. In Valencia gab sie dem neuen Ministerpräsidenten Espartero (s. d.) am 10. Oct. 1840 die Erklärung, daß sie als Regentin abdankte und nach Frankreich zu gehen entschlossen sei. Mit Muñoz hatte sich die Königin bereits im J. 1834 in morganatischer Ehe vermählt und mehrere Kinder erzeugt; doch hielt sie Beides geheim. Öffentlich wurde solches zuerst von Espartero ausgesprochen, als sie von Frankreich aus die Vormundschaft über ihre Tochter beanpruchte. Nach Espartero's Sturze im J. 1843 kehrte sie nach Madrid zurück und ließ sich am 13. Oct. 1844 feierlich mit dem zum Herzog von Rianzares erhobenen Muñoz trauen.

Maria II. da Gloria, Königin von Portugal und Algarbien, eine Tochter des vormaligen Kaisers Dom Pedro's I. von Brasilien mit seiner ersten Gemahlin, der Erzherzogin Leopoldine von Osterreich, geb. zu Rio Janeiro am 4. Apr. 1819, gelangte nach ihres Großvaters Johann's VI. (s. d.) Tode in Folge der Entfugungsbacte ihres Vaters Dom Pedro (s. d.) bereits am 2. Mai 1826 auf den portugies. Thron. Noch in demselben Jahre, am 11. Dec., verlor sie ihre Mutter durch den Tod. Im folgenden Jahre wurde sie mit ihrem Oheim, Dom Miguel (s. d.), dem Bruder ihres Vaters, verlobt, den Letzterer unter der Bedingung, daß er sich mit seiner Tochter verlobe und die von Dom Pedro dem portugies. Volke verliehene Constitution anerkenne, zum Regenten ernannt hatte. Nachdem die Verlobung vollzogen worden war und Dom Miguel die Constitution beschworen und die Regentschaft angetreten hatte, verließ die Königin 1828 Brasilien, um nach Europa zu segeln. Allein inzwischen hatte Dom Miguel am 30. Juni 1828 sich zum absoluten König von Portugal erklärt und gestattete der Königin nicht, in Portugal zu landen, sodas sie sich genöthigt sah, nach England zu gehen, wo sie von Georg IV. zwar als Königin empfangen wurde, aber keine Unterstützung fand, indem das brit. Ministerium den Usurpator begünstigte. Mit ihrer Freundin, der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, ihrer nachherigen Stiefmutter, kehrte sie deshalb 1829 nach Rio Janeiro zurück, und lebte nun daselbst, bis ihr Vater 1831 zu Gunsten seines Sohnes Dom Pedro's II. sich genöthigt sah, auf die Kaiserkrone von Brasilien zu verzichten. Seitdem hielt sie sich in Paris auf, während ihr Vater den Kampf gegen Dom Miguel zur Vertheidigung der Rechte seiner Tochter unternahm

und glücklich hinausführte. (S. Portugal.) Nach der Einnahme Lissabons hielt sie im Sept. 1833 daselbst ihren Einzug. Doch erst am 29. Mai 1834 entsagte Dom Miguel seinen Ansprüchen und begab sich nach Italien, wo er indefs alle Zusagen zurücknahm und vom Papste als König von Portugal anerkannt wurde. Dom Pedro ordnete nun als Vormund und Regent den zerrütteten Staat; aber bald waren seine Kräfte erschöpft. Als er im Vorgefühle seines nahen Todes, am 18. Sept. 1834, den Cortes meldete, daß er außer Stande sei, die öffentliche Verwaltung forthin zu besorgen, erklärten dieselben noch an demselben Tage die Königin für volljährig, wodurch die verschiedenen Bewerber um die Regenschaft und eine Menge Intriguen beseitigt wurden. Sofort beschäftigte sich nun die Königin mit ihrer Verheirathung; ihre Wahl fiel auf den Herzog Karl August Eugen Napoleon von Leuchtenberg (s. d.), der schon früher ihr Herz gewonnen hatte. Nachdem der Vertrag zu München am 8. Nov. 1834 geschlossen worden war, fand am 27. Jan. 1835 in Lissabon die feierliche Vermählung statt. Dom Augusto, Prinz von Portugal, wie der Gemahl der Königin genannt wurde, gewann bald durch sein edles und kluges Benehmen die Liebe des Volks. Seine Gemahlin ernannte ihn zum Pair und bald darauf zum Oberbefehlshaber des Heers, welche letztere Ernennung von den Cortes als verfassungswidrig angegriffen wurde. Doch kaum hatten die Debatten hierüber begonnen, als der Prinz am 28. März 1835 an der häutigen Bräune starb. Hierauf vermählte sie sich am 9. Apr. 1836 mit dem Herzoge Ferdinand, geb. am 29. Oct. 1816, dem Sohne des Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary, der mit der Geburt des Kronprinzen die königliche Würde erhielt. Mit ihm zeugte sie außer dem Kronprinzen Dom Pedro de Alcantara, geb. am 16. Sept. 1837, die Prinzen Dom Luis Felipe, Herzog von Sperto, geb. 1838, und Dom Joao, Herzog von Beja, geb. 1842, und die Prinzessin Donna Maria, geb. 1843.

Maria Luise, kaiserliche Majestät, Erzherzogin von Oestreich, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, geb. am 12. März 1791, ist die älteste Tochter des Kaisers Franz's I. aus seiner zweiten Ehe mit Maria Theresia, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel. Vom Kaiser Napoleon (s. d.) zu seiner zweiten Gemahlin erwählt, wurde sie zu Paris am 2. Apr. 1810 durch den Cardinal Fesch mit ihm getraut und es schienen durch diese Vermählung die Dynastie Napoleon und der Continentalfriede eine Stütze mehr gefunden zu haben. Gleichsam im Triumph führte sie der Kaiser durch die Provinzen seines Reichs. Am 20. März 1811 gebar sie ihm einen Sohn, dem Napoleon schon vor der Geburt den Titel eines Königs von Rom ertheilt hatte, und noch glänzender als zuvor wurde nun ihr Hofstaat eingerichtet. Im folgenden Jahre begleitete sie ihren Gemahl nach Dresden und besuchte hierauf die Heimat. Als der Kaiser 1813 zu neuem Kampfe ging, ernannte er sie, jedoch unter vielen Beschränkungen, zur Regentin des Reichs, und sie erfüllte ihre Pflichten mit gewissenhafter Treue, wovon die Rede, welche sie in der großen Senatsversammlung, nach der Schlacht bei Leipzig, hielt, und ihr Aufruf an die Franzosen, aus Blois am 7. Apr. 1814, die Beweise geben. In dem Unglück ihres Gemahls, der ihr aber auch seine volle Zuneigung schenkte, kann man ihr das Lob eines edeln Betragens nicht versagen. Auf Befehl Napoleon's mußte sie mit ihrem Sohne am 29. März 1814 Paris verlassen und sich nach Blois begeben; doch umsonst bemühten sich des Kaisers Brüder, Joseph und Hieronymus, sie zu vermögen, ihnen jenseits der Loire zu folgen. Nach der Abdankung Napoleon's ging sie nach Orleans und von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy am 12. Apr. nach Rambouillet, von wo sie am 16. Apr. zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte. Ihrem Gemahle zu folgen, wurde ihr nicht vergönnt. Daher begab sie sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz nach Schönbrunn, wo sie auch während der Rückkehr Napoleon's von Elba sich aufhielt, von dem sie Einladungen erhielt, nach Paris zu kommen. Zu ihrem Oberhofmeister erwählte man den östr. General-Feldmarschalllieutenant, Grafen von Reipperg (s. d.), mit dem sie sich später in morganatischer Ehe vermählt haben soll. Am 17. März 1816 übernahm sie die Regierung der ihr, neben dem Titel kaiserlicher Majestät, im Vertrage zu Fontainebleau zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, und hielt am 20. Apr. 1816 ihren Einzug in Parma. Ihr Sohn blieb in Wien und wurde 1818 vom Kaiser Franz zum Herzoge von Reichstadt (s. d.) ernannt. Als im

J. 1831 die revolutionären Bewegungen in Italien von Reggio aus sich auch nach Parma verbreiteten, begab sie sich nach Piacenza, bis östr. Waffen die Ordnung wiederhergestellt.

Marie, Herzogin von Württemberg, geborene Prinzessin von Orléans, die Tochter des Königs der Franzosen, Ludwig Philipp, geb. zu Valerno am 13. Apr. 1813, wurde von Frau von Mallet, einer sehr unterrichteten Dame von fast übergroßer Frömmigkeit, erzogen und zeigte in ihrer Jugend keineswegs die Eigenschaften, die sie später auszeichneten. Sie war unbefonnen, hochfahrend und reizbar; doch lernte sie mit vieler Leichtigkeit, und die Geschichte sowie fremde Sprachen waren ihr zeitig geläufig. Ihr musikalisches Talent würde sehr bedeutend geworden sein, hätte nicht später eine andere Kunst sie völlig in Anspruch genommen. Zum Zeichenlehrer hatte sie Ary Scheffer (s. d.); doch betrachtete sie das Zeichnen lange Zeit bloß als Zeitvertreib und machte nur wenige Fortschritte. Erst nach der Verheirathung ihrer Schwester Luise an den König Leopold von Belgien wurde die junge, bisher so ausgelassene Prinzessin ernst und verständig. Sie fühlte das Bedürfnis, sich zu beschäftigen und ihr Leben mit Arbeit auszufüllen. Von allen Künsten, die sie betrieb, gab sie den zeichnenden einen ausschließenden Vorzug. Mit zu viel Phantasie begabt, fing sie sehr bald an, selbständig zu schaffen. Gleich ihre ersten Versuche zeichneten sich aus durch Originalität der Composition, glückliche Disposition der Gruppen und vor Allem durch den Ausdruck, der in den Bewegungen und Gesichtern der dargestellten Personen herrscht; doch die Zeichnung war nicht correct. Verdrießlich darüber, in der Ausführung ihrer Zeichnungen es nicht bis zur Vollkommenheit bringen zu können, kam die Prinzessin später auf den Gedanken, sich in der Bildhauerei zu versuchen. Ihr erster, jedoch in der Ausführung gänzlich verfehlter Versuch war ein Basrelief, welches Gog von Bertelingsen mit dem Bruder Martin darstellt. Hierauf unternahm sie die beiden aus Edgar Quinet's „Ahasverus“ in ihren Motiven entlehnten Basreliefs, von denen das erste den Engel Gabriel, der Ahasverus den Eintritt ins väterliche Haus verbietet und ihm seine lange reinliche Pilgerschaft ankündigt, das andere das Erwachen des Dichters darstellt. Enthüllten sich schon in jenem die natürlichen Anlagen der Künstlerin, so muß man dieses als ein Werk außergewöhnlicher Art anerkennen. Das Bronzemodell der Johanna von Arc zu Pferde war das erste, aber zugleich ein ausgezeichnetes Erzeugniß der Prinzessin in runder Arbeit. Um diese Zeit hatte ihr Vater eine Statue der Johanna von Arc bei Pradhier, dem ersten Bildhauer Frankreichs, für das historische Museum von Versailles bestellt. Die Skizze gefiel aber nicht, und Pradhier veranlaßte den König, einen andern Entwurf von der Prinzessin Marie zu verlangen. Diese nahm den Antrag an, unter der Bedingung, auch die Statue zu fertigen, wenn ihre Skizze gelänge. Gleich nach dem Beginn der Arbeit verlor die Prinzessin ihre Erzieherin, was sie für längere Zeit in die tiefste Trauer versetzte. Endlich führte sie die Statue der Johanna von Arc aus, die durch Kupferstich vervielfältigt, in ganz Europa bekannt ist. Statt des leicht zu behandelnden Thons wandte sie Wachs zur Verfertigung ihres Modells an. Zweimal mußte sie von vorn anfangen; ein drittes Mal bog sich die Statue, da das Wachs zu weich geworden war. Ihr Muth ließ sich durch diese Widerwärtigkeiten nicht abschrecken; sie beendigte die Statue, welche unstreitig das beste Werk unter den neuen Bildwerken in Versailles ist. Hierauf arbeitete die Prinzessin noch zwei Statuen von derselben Größe aus: die Peri, welche die Thränen eines reuigen Sünders dem Ewigen zu Füßen legt, und den Engel, der am Eingange des Himmels wacht. Ihre Büsten der Königin der Belgier und ihres Sohnes sind vollkommen in Ähnlichkeit wie Ausführung. Auch führte sie die Gruppe des Ahasverus und der Rachel im Kleinen aus, sowie zwei vortreffliche Reitergruppen und den „Pilger“ nach Schiller. Jedes neue Werk der Prinzessin bezeugte einen neuen Fortschritt. Die Arbeit war ihr zur Leidenschaft geworden, und oft wendete sie einen Theil der Nacht darauf. Am 17. Oct. 1837 vermählte sie sich mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm Alexander von Württemberg, geb. am 8. Dec. 1804, dem sie sodann nach Deutschland folgte, das sie bewunderte und dessen Sprache und Literatur sie kannte. Auf ihre Gesundheit mochten hier beim Brande ihrer Wohnung in Gotha der Schrecken und der Umstand, daß sie im leichten Nachtgewand über den feuchten Hof zu flüchten sich genöthigt sah, nachtheilig einwirken. Nach Paris zurückgekehrt, gebar sie am 30. Juli 1838 einen Sohn, Philipp Alexander Maria Ernst.

Bald nachher von einer Unterleibsentszündung befallen, ging sie nach ihrer Genesung zu ihrer Erholung nach Genua, dann nach Pisa, wo sie am 2. Jan. 1839 starb.

Mariana (Juan), einer der ersten span. Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1536, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, auf der Universität Alcalá studirt und trat in den Jesuitenorden. Er bereiste 1560 Italien, Sicilien und Frankreich, lehrte dann die Theologie in Rom, Sicilien und Paris, und kehrte, da das Klima in Frankreich seiner Gesundheit nicht zusagte, 1574 in das Jesuitencollegium zu Toledo zurück. Jedoch erlangte er nie eine höhere Würde in seinem Orden; im Gegentheil zogen ihm seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, wie in dem famosen Prozesse des von den Jesuiten verfolgten Herausgebers der Polyglottenbibel Arias Montano, und seine Unparteilichkeit, womit er sich nicht scheute, die Gebrechen dieses Ordens aufzudecken, wie das unter seinen Papieren gefundene Werk „De las enfermedades de la Compañía, y de sus remedios“, das 1625 zu Brüssel gedruckt erschien, beweist, Zurücksetzungen und sogar einjährige Einsperrung zu. Er starb zu Madrid am 17. Febr. 1623. Sein Hauptwerk ist die „Historia de rebus Hispaniae“ (die ersten 21 Bücher Toledo 1592, Fol., und dann mit 10 Büchern vermehrt am vollständigsten Mainz 1605) in eleganter lat. Sprache. Seine Darstellung ist unbefangener als die der andern span. Geschichtschreiber und zog ihm selbst den Verdacht der Inquisition zu; doch findet man bei ihm wenig eigne Forschungen, namentlich folgt er dem aragon. Geschichtschreiber Zurita. Die günstige Aufnahme, die sein Werk fand, und die Furcht vor einer fremden, schlechten Übersetzung bewogen ihn, es selbst ins Spanische zu übersetzen (2 Bde., Toledo 1601, Fol.; 9 Bde., Valencia 1785—96; 8 Bde., Madr. 1819, und 10 Bde. mit der Fortsetzung, Barcelona 1839). Außerdem schrieb er eine berühmte Abhandlung „De rege et regis institutione“ (Toledo 1598, 4.), welche elf Jahre nach ihrem Erscheinen wegen der darin aufgestellten Behauptung, daß man sich eines Tyrannen entledigen dürfe, als aufrührerisch von dem Parlamente zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog; ferner „De ponderibus et mensuris“ (Toledo 1599, 4.) und „Scholia in Vet. et Nov. Test.“ (Madr. 1619). Vgl. Ranke, „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ (Berl. 1824).

Marianen, s. Ladronen.

Marianus Scotus, ein deutscher Quellschriftsteller, wurde um 1028 in Schottland geboren, verließ aber sein Vaterland und trat in Köln im J. 1056 in den Mönchstand. Zwei Jahre nachher ging er nach Paderborn, im folgenden nach Würzburg, wo er die Weisung empfing, dann nach Fulda und 1069 in ein Kloster nach Mainz, wo er 1086 starb. Seine „Chronica“, die bis 1083 reicht, wurde von Herold (Bas. 1569) herausgegeben und steht nach Vistorius in den „Scriptores rerum germ.“

Mariazell, ein Dorf in Steiermark, an der Salza, mit 900 E., ist besonders seiner Wallfahrtskirche wegen berühmt, die 1827 gänzlich abbrannte und im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens ist. Die Bewohner leben zum großen Theil von den zahlreich herbeiströmenden Fremden und Pilgern und vom Handel mit Heiligenbildern, Rosenkränzen und Reliquien.

Marienbad, einer der vier besuchtesten Badeorte Böhmens, im pilsener Kreise, von Karlsbad fünf, von Eger sechs Meilen entfernt, seitwärts der Straße von Eger nach Pilsen beim Dorfe Aushowitz, 1932 F. über dem Meere gelegen, gehört zu den Schöpfungen der neuesten Zeit. Obgleich schon Kaiser Ferdinand I. den Plan hatte, hier eine Salzniederei anzulegen, und die Bewohner der Umgegend sowie einige höher gestellte Männer mit Erfolg die hier entspringenden Quellen benutzten, so wurden diese doch erst durch die Bemühungen des Arztes Nehr dem Auslande als heilkräftig bekannt und durch die Anstalten, welche Weiterberger, Prälat des nahegelegenen Prämonstratenserstiftes Tepl, zu welchem M. gehört, und dessen Nachfolger treffen ließen, zugänglich und in größerer Ausdehnung brauchbar gemacht. Im J. 1807 wurde ein Haus zur Aufnahme von Curgästen, 1808 ein Badehaus erbaut, später die vorherige Wildniß durch Anlagen zu einer schönen angenehmen Gegend umgeschaffen; auch wurden Kunststraßen nach Karlsbad und Eger angelegt und so entstand nach und nach der jetzt schon mehr als 80 zum Theil sehr ansehnliche Gebäude und 400 E. enthaltende Ort, in welchen im J. 1844 3373 Badegäste zu-

sammenströmten. Obgleich die Anzahl der Mineralquellen bei M. viel bedeutender ist, so werden doch nur sieben von ihnen als Heilquellen benützt, nämlich 1) der Kreuzbrunnen, 2) der Marienbrunnen oder die Badquelle, 3) der Ferdinandsbrunnen oder die aufschowiger Quelle, 4) der Ambrosiusbrunnen, 5) der Karolinenbrunnen, sonst Neubrunnen, 6) der Wiesensäuerling und 7) die Waldquelle oder der Nolsbrunnen. Sie haben sämmtlich eine Temperatur zwischen 7—10° R., sind aber in ihren Mischungsverhältnissen und Wirkungsweisen derartig verschieden, daß die drei ersten zu den alkalischen Glaubersalzquellen, die drei nächsten zu den alkalisch-salinischen Eisenquellen und die letzte zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen gerechnet werden müssen. Innerlich benützt man hauptsächlich den Kreuzbrunnen, den Ferdinandsbrunnen, die Waldquelle und den Wiesensäuerling; äußerlich den Marienbrunnen; auf beide Arten den Ambrosius- und Karolinenbrunnen. Ferner sind vortreffliche Anstalten zu Gas-, Dampf- und Douchebädern vorhanden, und ein in der Nähe befindliches Moorlager liefert hinreichendes Material zu Mineralschlamm-bädern. Außer der bedeutenden Quantität Gas, welche sich aus den Mineralquellen entwickelt, finden sich noch viele Stellen in der Nähe von M., an denen es aus dem trockenen Boden emporsteigt. Hinsichtlich der medicinischen Benützung ist zu bemerken, daß im Allgemeinen der Kreuzbrunnen auflösend und ausleerend, der Ferdinands-, Ambrosius- und Karolinenbrunnen mehr belebend und reizend wirken, weshalb ersterer mehr bei stockender, letztere bei vorhandener, aber abnormer Absonderung der Unterleibsorgane benützt werden. Die Waldquelle, meist mit Milch oder Molken vermischt, wird besonders schwächlichen Subjecten, bei Krankheiten der Schleimhäute, der Brust- und Unterleibsorgane empfohlen, während der Wiesensäuerling eine besondere Wirksamkeit auf atonische Leiden der Schleimhäute der Harnwerkzeuge entfaltet. Die Bäder unterstützen die innerliche Cur, werden aber auch noch bei gichtischen und rheumatischen Leiden und Hautkrankheiten benützt. Vom Kreuzbrunnen allein werden jährlich über 200000 Krüge versendet; ebenso gebraucht man auch den Ferdinandsbrunnen und die Waldquelle in der Ferne, und im J. 1844 betrug die Quantität des versendeten Wassers 558110 Krüge. Für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Badegäste ist auf jede Art gesorgt und mehre Orte in der Nähe, welche theils Annehmlichkeiten, theils verschiedenartiges Interesse bieten, werden vielfach von ihnen besucht. Vgl. Frankl, „M., seine Heilquellen und Umgebungen“ (Prag 1837); außerdem hat sich der Brunnenarzt Heidler ein nicht geringes Verdienst durch seine Schriften, welche theils den Ort im Allgemeinen, theils die einzelnen Quellen und Anstalten betreffen, erworben, auch in Gemeinschaft mit dem Könige Friedrich August II. von Sachsen und mit Goethe die botanischen und geognostischen Verhältnisse der Umgebungen von M. näher beleuchtet und die Merkwürdigkeit derselben gewürdigt.

Marienburg, eine als Vorfestung von Danzig besetzte Stadt im Regierungsbezirk Danzig in Westpreußen, an der Nogat, mit 6000 E., ist besonders wegen des Residenzschlosses der Hochmeister des deutschen Ordens merkwürdig, welches als ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst 1824 restaurirt wurde. M. war ursprünglich eine bloße Feste, die um 1274 der deutsche Orden gegen die Einfälle der Polen und Lithauer anlegte. Als der Comthur des Ordens, Siegfried von Feuchtwangen, sich entschloß, seinen Sitz von Venedig hierher zu verlegen, erbaute er um 1306 die eigentliche Hochburg, von der noch schöne Überreste auf uns gekommen sind. Verdienste um die innere Ausschmückung erwarben sich der Hochmeister Dietrich von Altenburg 1335—41, der die Hauptkirche erweiterte, unter dem Chor der Schlosskirche eine Gruft für die Hochmeister hinzufügte, den Thurm erbaute und durch ein wunderbares Marienbild den Altar der Kirche bereicherte. Auch wurde unter ihm M. die festeste der hundert Landesburgen, sowie ihr an Pracht und Geschmack schon früher keine gleichgekommen war. So blieb das Schloß der Sitz der Hochmeister, bis am 6. Juni 1457 die Polen M. einnahmen und den Hochmeister Ulrich von Erlichshausen vertrieben. Seitdem war es zum Theil von Jesuiten bewohnt und der Sitz poln. Wojwoden, zuweilen auch das Hoflager der poln. Könige, bis es 1772 mit dem preuß. Staate vereinigt wurde. Beinahe hätte das Ordenshaus kurz darauf seinen Untergang gefunden, wenn nicht Friedrich II. dem Verderben Einhalt gethan hätte. Doch eilte es unbeachtet seinem Verfall entgegen, bis der neu erwachte Sinn für vaterländische Denk-

maler auch ihm seine Aufmerksamkeit zuwendete, und namentlich 1824 der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen sich der Restauration thätig annahm. Vgl. Büsching, „Das Schloß in M.“ (Berl. 1823, 4., mit 7 Kpf.); Voigt, „Geschichte M.s“ (Königsb. 1824) und Ludwig von Auer, „Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten von M.“ (Danz. 1824). — Marienburg, ein Dorf in Plesland mit einem adeligen Hofe und 2000 E., war der frühere Aufenthalt der nachherigen Kaiserin Katharina I. von Rußland, die deshalb den Namen des Mädchens von Marienburg erhielt.

Marienglas, s. Gyps.

Mariengroschen nannte man eine Silbermünze, welche ihren Ursprung den Bergwerken bei Goslar verdankt, sich von dort über Niedersachsen und Westfalen verbreitete, später auch in Mariengulden überging und endlich als Marienthaler in Deutschland und den angrenzenden Ländern Geltung gewann. Der Name rührt von dem Gepräge her, der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde. In Goslar wurde der Mariengroschen achtlöthig, 80 auf die rauhe Mark, ausgeprägt; doch bereits 1550 war sie schon um die Hälfte schlechter. Um J. 1700 hörte das Prägen derselben allgemein auf und es blieb nur der Name. In der neuesten Zeit rechnete man 36 Mariengroschen auf den Thaler. Es gab 2, 3, 4 und 6fache Mariengroschenstücke. Der Mariengulden, mit gleichem Gepräge, wurde zu 20 Mgr. ausgeprägt, hatte also den Werth von 13 Gr. 4 Pf. Conv. Geld. Der Marienthaler entstand gleichfalls in Goslar und wurde nachmals besonders von Baiern, Mainz, Trier, Eichstädt, Bamberg, Würzburg u. s. w. geschlagen; am reichhaltigsten ist unstreitig die Reihe der ungar. Marienthaler, mit der Umschrift *Patrona Hungariae*.

Marienwerder, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Westpreußen, an der Liebe und kleinen Rogat, eine Stunde von der Weichsel auf dem rechten Ufer dieses Stroms, über den eine Schiffbrücke führt, der Sitz der Regierung und eines Oberlandesgerichts, besitzt ein Gymnasium, ein Landgestüt und eine vom Grafen Bülow von Dennewitz gestiftete Blindenanstalt und zählt gegen 5600 E., die hauptsächlich durch den Aufenthalt der Beamten ihren Erwerb finden. Zu den merkwürdigen öffentlichen Gebäuden gehört das alte weitläufige Schloß, früher die Residenz der pomesanischen Bischöfe und des Domcapitels, mit einem Anbau, der Danziger genannt, welcher jetzt als Criminalgefängniß benützt wird, und die 1255 erbaute Domkirche mit einem 170 F. hohen Thurme, Mosaikarbeiten, Glasmalereien und den Grabmälern dreier deutscher Hochmeister und der pomesanischen Bischöfe. Die zwischen der Stadt und der Weichsel sich hindehnende fruchtbare, besonders an Obstbau reiche Marienwerdersche Niederung, $4\frac{1}{2}$ □ M. groß, litt in neuerer Zeit durch Überschwemmungen der Weichsel bedeutenden Schaden.

Mariette (Pierre Jean), einer der größten Kunstkenner seiner Zeit, geb. zu Paris 1694, wurde von seinem Vater Jean M., der 1742 starb und als Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker gleich ausgezeichnet war, in der Kupferstechkunst unterrichtet und bildete sich dann auf Reisen durch Deutschland und Italien. Sein Ruf als Kunstkenner hatte sich während dieser Zeit schon so verbreitet, daß er den Auftrag erhielt, die kaiserliche Kupferstichsammlung in Wien zu ordnen. Im J. 1750 verkaufte er das nach dem Tode seines Vaters eine Zeit lang fortgeführte Geschäft, kaufte sich die Stelle eines königlichen Secretairs und Kanzleicontroleurs und beschäftigte sich nun einzig mit seiner Kupferstichsammlung. Er starb zu Paris am 10. Sept. 1774. Wir besitzen von ihm einen „*Traité des pierres gravées du cabinet du roi*“ (2 Bde., Par. 1750, Fol.), voll gelehrter Untersuchungen; „*Lettres à Mr. de Caylus*“; die Beschreibungen der Crozat'schen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Statuen, Vasen, Gemmen u. s. w., in mehren Werken (1729, 1741 und 1750); „*Description du recueil d'estampes de Mr. Boyer d'Aguilles*“ (Par. 1745, Fol.) u. s. w. M.'s Talente und lebenswürdiger Charakter hatten ihn in freundschaftliche Verbindung mit Caylus, Barthélemy und Laborde gebracht, weshalb er von ihnen beauftragt wurde, bei der Herausgabe des „*Recueil des peintures antiques*“ die Aufsicht zu führen.

Marignano oder Melegnano, eine kleine Stadt von 4000 E. am Lambro, in der Nähe von Mailand, ist berühmt durch den Sieg, welchen Franz I. von Frankreich am 13. und 14. Sept. 1515 über die Schweizer davontrug.

Marina (Don Francisco Martinez), einer der bekanntesten politischen Schriftsteller und eifriger Vertheidiger des constitutionellen Systems in Spanien, wurde um 1757 wahrscheinlich zu Saragoſſa geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und erhielt ein Kanonikat in Madrid; doch nahm er auch an der politischen Wiedergeburt seines Vaterlandes den regsten Antheil und suchte in einer Reihe von Schriften die ständischen Rechte der Nation historisch zu begründen. So gab er 1808 einen „*Ensayo histórico-crítico sobre la antigua legislación de los reinos de Leon y Castilla*“ (2. verm. Aufl., 2 Bde., Madr. 1834, 4.) heraus. 1813 erschien sein Hauptwerk zur Vertheidigung der Cortesverfassung, die „*Teoría de las cortes*“ (3 Bde., Madr., 4.; 2. Aufl., Madr. 1821; franz. von Fleury, 2 Bde., Par. 1822), und dazu als Einleitung den „*Discurso sobre el origen de la monarquía y sobre la naturaleza del gobierno español*“ (Madr. 1813); und erst kurz vor seinem Tode, nachdem er sich durch die zweite Restauration genöthigt gesehen, von dem politischen Schauplatz abzutreten, schrieb er das theologische Werk „*Historia de nuestro Señor Jesucristo y de la doctrina moral cristiana*“ (Saragoſſa 1832). Er starb 1833. Wenn auch seine politisch-historischen Schriften allzusehr die Farbe des constitutionellen Liberalismus tragen, so kann man ihm doch gründliche, umfassende Gelehrsamkeit, classischen Stil und reine Sprache nicht absprechen.

Marine nennt man die Seemacht eines Staats mit Allem, was sie begriff, die Kriegsschiffe von jeder Größe und Art mit ihrer Ausrüstung und Besetzung, die zur Flotte und zu den Häfen gehörigen Offiziere und Bedienungen, die Bootleute und Seesoldaten.

Marino (San-), s. San-Marino.

Marino oder **Marini** (Giambattista), ein bekannter ital. Dichter, geb. zu Neapel 1569, sollte nach seines Vaters Willen sich zum Juristen bilden, wendete sich aber aus Neigung der Dichtkunst zu und fand auch sehr bald Gönner, die ihn unterstützten und in deren Umgebung er Torquato Tasso kennen lernte, der sehr vortheilhaft auf M.'s Bildung einwirkte. In Rom nahm sich später vorzüglich der Cardinal Pietro Aldobrandini M.'s an. Im Gefolge desselben kam M. nach Turin, wo ihm ein Gedicht auf den Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, unter dem Titel „*Il ritratto*“, eine günstige Aufnahme, viele Beweise von Wohlwollen und den Titel eines herzoglichen Secretairs verschaffte. Doch der Neid seiner Feinde, seine Eitelkeit und satirische Laune verwickelten ihn auch hier in allerlei Streitigkeiten. Deshalb folgte er dem Rufe Margaretha's, der geschiedenen Gemahlin Heinrich's IV., nach Paris, nach deren Tode er an Maria von Medicis eine Gönnerin fand. Sehnsucht führte ihn 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich einige Zeit zu Rom auf, dann begab er sich nach seinem Geburtsorte, wo er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthalte erwählte und 1625 starb. Seine berühmteste poetische Production ist das heroische Gedicht „*Adone*“ (Par. 1623, 4.; vollständige Ausg., 4 Bde., Lond. 1789, 12.), das man ebenso sehr bewundert als in der Anlage und Ausführung getadelt und wegen der darin vorkommenden wollüstigen Gemälde unter die verbotenen Bücher gestellt hat. Von seinen Sonetten gehören einige zu den vorzüglichsten der ital. Literatur.

Marionetten nennt man die künstlichen Gliederpuppen, die mittels Schnüre oder Drähte sich bewegen lassen und deren man sich auf den sogenannten Marionettentheatern als Darsteller bedient, die der Marionettenspieler, je nach der Person die Stimme verändernd, auch sprechen läßt. Die Marionetten waren schon bei den Griechen und Römern bekannt. In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja man wollte sogar ihre Erfindung dem Franzosen Brisché zuschreiben, der um die Mitte des 17. Jahrh. in Paris sie vervollkommnete. Allerdings gab es in Paris schon 1674 eine Marionettenoper und in mehreren großen Städten Italiens gibt es noch gegenwärtig Marionettentheater, wie z. B. das Teatro Girolamo in Mailand, welche, auf ein gebildetes Publicum berechnet, dasselbe auch finden. Tief unter diesen stehen die in Deutschland herumziehenden Marionettentheater, welche das Marionettenspiel zu einer der niedrigsten Volksbelustigungen herabgezogen haben, und durch Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu erhaschen suchen, weshalb in mehreren Staaten strenge Gesetze gegen die Zulassung unbefugter Kunst- und Marionettenspieler ergangen sind.

Marianne (Edme), ein ausgezeichnete franz. Mathematiker und Physiker, geb. in

Bourgogne, Priester zu Saint-Martin-sous-Beaune und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, starb am 12. Mai 1684. Sein Auftreten fiel in die Zeit, wo die mathematischen Wissenschaften vielfach und mit Erfolg betrieben wurden. Mit seltenem Scharfsinn verband er eine damals bewunderte Fertigkeit im Experimentiren. Er erwarb sich ein entschiedenes Verdienst um die wissenschaftliche Bearbeitung der Hydrostatik und Hydraulik, namentlich gelang ihm die praktische Verarbeitung der Ideen seiner großen Vorgänger Galilei und Torricelli. Er machte eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abfluß der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter, stellte Untersuchungen über die Leitung des Wassers und über die den Röhren nöthige Stärke zum Widerstande gegen den Druck an und bestimmte die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von ihm hat der Lehrsatz, daß die Dichtigkeit der Luft sich wie das Gewicht, welches auf ihr lastet, oder wie die zusammendrückende Kraft verhält, den Namen des Mariotte'schen Gesetzes. Um die Mechanik der festen Körper machte er sich durch vollständigere Bearbeitung der von Sir Christopher Wren (s. d.) zuerst bearbeiteten Lehre vom Stöße verdient. Seine Werke erschienen gesammelt zu Leyden 1717 (2 Bde., 4.).

Marius (Cajus), der Besieger des Jugurtha und der Cimbern und Teutonen, war der Sohn eines Landmanns und in der lat. Stadt Arpinum 157 v. Chr. geboren. Schon im numantnischen Kriege, wo er unter dem jüngern Scipio Africanus diente, im J. 133, soll dieser in ihm den künftigen großen Feldhern erkannt haben. Die Gunst, mit welcher ihn die Familie der Metellus (s. d.), in deren Patronat die seinige stand, überhaupt und bei der Bewerbung um das Volkstribunat unterstützt hatte, hielt ihn, da er dieses im J. 119 bekleidete, nicht ab, der Nobilität offen entgegenzutreten und ihren Einfluß auf die Abstimmung in den Comitien durch ein Gesetz zu beschränken. Seine Bewerbung um die Adilität hatte keinen Erfolg, dagegen wurde ihm im J. 117 die Prätur und nach dieser die Verwaltung Spaniens zu Theil, worauf er sich durch seine Verheirathung mit Julia, einer Tante des großen Julius Cäsar, dem angesehenen Geschlecht der Julier verband. Als Legat begleitete er 109 den N. Cäcilus Metellus in den Krieg gegen Jugurtha (s. d.), kehrte aber im J. 108 nach Rom zurück, um sich um das Consulat zu bewerben, das er auch, seit langer Zeit der erste Consul, der sich auf keine Ahnen berufen konnte (homo novus), für das J. 107 erhielt. Zugleich wurde er wider den Willen des Senats mit der Führung des Jugurthinischen Kriegs beauftragt, welche das Volk, seinen Verleumdungen des Metellus Glauben schenkend, diesem entzog. Bei der Ergänzung seines Heers nahm er zuerst ganz arme Bürger in die Legionen auf, ging dann nach Afrika, schlug den Jugurtha und Bocchus bei Cirta im J. 107, zum zweiten Male 106, worauf sein Quästor L. Cornelius Sulla (s. d.) den Bocchus zur Auslieferung des Jugurtha, seines Eidams, vermochte. Der Antheil, den auf diese Weise Sulla an dem Ruhm erlangte, den Krieg beendet zu haben, legte den ersten Grund zu dem eifersüchtigen Haß des M. gegen Sulla. Zum zweiten Mal übertrug das Volk, durch die Gefahr, die von den Cimbern (s. d.) und Teutonen (s. d.) drohte, in Schrecken gesetzt, dem M. das Consulat für das J. 104, und gab es ihm zum dritten, vierten und fünften Mal für die J. 103 — 101 bis zur völligen Besiegung der Feinde. Diesen entgegen ging M., nachdem er am 1. Jan. 104 seinen Triumph über Jugurtha gefeiert hatte, in das südliche Gallien; hier an der Mündung der Rhone übte er sein Heer ein und beschäftigte es durch Arbeiten, wie durch die Ausgrabung eines Kanals zur Trockenlegung der Sümpfe, da die Entfernung der Feinde, die nach Spanien und in entlegene Theile Galliens gezogen waren, ihm Zeit ließ. Endlich im J. 102 brachen die Teutonen mit den Ambronen in das röm. Gallien. Vergebens suchten sie den M. aus seinem verschanzten Lager zum Streit zu locken; erst als sie abgezogen waren, folgte er ihnen mit seinem Heere, das nun an den Feind gewöhnt und nach Kampf begierig war, erreichte sie bei Aquä Sextia (Aix in der Provence) und vernichtete sie in einer zweitägigen Schlacht. Hierauf zog er 101 nach Italien, wo N. Lutatius (s. d.) Catulus als Proconsul den Cimbern, die im Osten des Landes eindringen, entgegenstand; M. übernahm den Oberbefehl und lieferte in einer günstigen Stellung auf den raubischen Feldern bei Verona, nach Mutarch bei Bercellä, im Aug. eine Schlacht, die mit der Niederlage des Feindes endete.

(S. Cimbern.) Auch hier hatte an der Entscheidung Sulla, der sich von M. verfeindet getrennt und zu Carulus als Legat begeben hatte, den wesentlichsten Antheil. M. zog im Triumph in Rom ein und ward zum sechsten Mal für das J. 100 zum Consul erwählt. Als solcher unterstützte er anfangs die Volkstribunen L. Appulejus Saturninus (s. d.) und den Prätor C. Servilius Glaucia (s. d.) in ihren gewaltsamen Feindseligkeiten gegen die Nobilität, durch die auch der von ihm gefasste D. Metellus Numidicus betroffen wurde; als aber jene bis zum offenen Aufstand vorschritten, sah er sich durch den Senat genöthigt, seine bisherigen Verbündeten aufzugeben und sie selbst mit gewaffneter Hand zu vernichten. Durch den Sieg der Nobilität und durch sein eigenes Schwanken hatte M. seinen Einfluß verloren; auch wurde Metellus sogleich aus der Verbannung zurückgerufen; M. ging nun aus Rom und reiste in Asien, während Sulla sich im Staate emporschwang; auch im Bundesgenossenkrieg seit 91, wo er wieder als Feldherr thätig war, übertraf ihn Sulla im gleichen Amte. Für das J. 88 wurde der Letztere, der nun schon an der Spitze der aristokratischen Partei stand, mit dem gleichgesinnten D. Pompejus Rufus zum Consul erwählt und ihm die Führung des Mithridatischen Kriegs durch den Senat übertragen. Wie einst dem Metellus, so wollte jetzt ihm M. den Oberbefehl entreißen, und hierüber begann der erste Bürgerkrieg. M. verband sich mit P. Sulpicius Rufus (s. d.), der als Volkstribun sich als den erbittertesten Feind der aristokratischen Partei, der er bis dahin selbst angehört hatte, zeigte. Durch bewaffnete Scharen setzte dieser seine Absichten gewaltsam durch und ließ dem M. den Oberbefehl übertragen. Sulla war nur dadurch, daß er sich in des M. Haus flüchtete und von diesem geschont wurde, der Ermordung entgangen. Er eilte zum Heere und kehrte mit diesem nach Rom zurück, wo nun die Häupter der Gegenpartei geächtet wurden. M. entkam durch die Flucht zur See; ein Sturm trieb ihn an die ital. Küste; hier irrte er lange umher, bis er entdeckt und gefangen nach Minturnä gebracht wurde. Die Behörde der Stadt beschloß, ihn hinrichten zu lassen; der cimbrische Sklave aber, der ihn tödten sollte, vermochte den Anruf und den furchtbaren Blick des M. nicht zu ertragen und lehnte den Auftrag ab. M. entkam aus dem Gefängniß und rettete sich auf einem Schiff, nachdem er in Sicilien einer zweiten Verhaftung mit Mühe entgangen war, nach Afrika. Hier verweigerte ihm der Statthalter den Aufenthalt; der Bote, der ihm die Nachricht überbrachte, soll ihn unter den Trümmern Karthagos getroffen und von ihm die Antwort erhalten haben: „Sage deinem Herrn, du hättest den M. auf den Trümmern von Karthago sitzen sehen“. Er hielt sich nun auf einer kleinen Insel an der afrikan. Küste mit seinem Sohne und andern Anhängern auf, bis ihn im J. 87 Cinna (s. d.) zur Rückkehr rief. An der Spitze von vier Heerhaufen rückte er mit Cinna, D. Sertorius (s. d.) und D. Papius Carbo vor Rom, das ihnen nach vergeblichem Widerstand übergeben wurde. Der greise M. war unersättlich in seiner Rache; auf seinen Antriebe wurde fünf Tage und Nächte gemordet; eine Schar von 4000 Sklaven, die ihm hierbei diente, ließ endlich Cinna selbst niederhauen. Eine große Anzahl von Männern der Gegenpartei, unter ihnen die Consuln Octavius und Merula, der große Redner M. Antonius, auch des M. früherer Colleague D. Lutatius Catulus, verloren ihr Leben; Sulla wurde für einen Feind des Vaterlands erklärt. Für das J. 86 ernannte Cinna sich und M. zu Consuln; doch starb Letzterer, nachdem er die Würde, die er jetzt zum siebenten Male erhalten, erst 17 Tage bekleidet hatte. M. war ein gewaltiger Feldherr, aber zur Fassung und Durchführung politischer Pläne nicht geeignet; er war tapfer, jeder Entbehrung fähig, aber grausam, wild und aller Bildung feind. — Sein Sohn, Cajus Marius, war im J. 82 mit Papius Carbo Consul, wurde von Sulla bei Sacriportus geschlagen, zog sich hierauf nach Präneste zurück und tödtete sich selbst, als die Stadt sich dem Sulla übergab.

Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de), franz. Roman- und Theaterschriftsteller, geb. zu Paris 1688, erhielt von seinen Atern, welche einer alten Familie von Rouen angehörten, eine sorgfältige Erziehung, wurde 1743 Mitglied der Akademie und starb am 11. Febr. 1763. Schon früh fesselte ihn das Theater, und wenn auch seine ersten Versuche als dramatischer Dichter unglücklich waren, so schuf er sich doch in der Folge eine Manier, welche eine Zeit lang wenigstens Anklang fand. Man pflegte sie mit dem Ausdruck *Mari-vaudage* zu bezeichnen und meinte damit eine gezierte und wispelnde Art des Aus-

brucks. Besonderes Glück auf der Bühne machten seine „Jeux de l'amour et du hasard“, die „Kaussees confidences“ und „La mère confidente“. Auch übertrug er seine Art und Weise auf das Gebiet des Romans und zu seinen besten Leistungen auf diesem Felde gehören „Vie de Marianne“ und „Le paysan parvenu“. Sein „Spectateur franç.“ steht dem engl. „Spectator“ beiweitem nach. Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien 1758 (5 Bde., Par.); seine sämmtlichen Werke wurden von Duvicquet herausgegeben (12 Bde., Par. 1825).

Mark, ein altd deutsches Wort, bedeutet zunächst so viel als Erinnerungszeichen; ferner bezeichnet man mit **Mark** oder **Markung** die Grenze eines Landes oder Bezirks u. s. w., daher **Markstein** und **Markscheide**, und endlich auch das von bestimmten Grenzen umschlossene Gebiet selbst, daher **Dorfmark**, **Feldmark**, **Holzmark**, **wüste Mark** u. s. w. In letzterer Bedeutung gebrauchte man im Mittelalter das Wort **Mark** auch von ganzen Ländern, wie der Röm. Dänemark zeigt, und insbesondere von den Theilen größerer Länder, die an der äußersten Grenze lagen. So hießen namentlich im Deutschen Reiche die nach und nach den Slawen, Ungarn und andern feindlichen Nachbarvölkern entrissenen Landestheile **Marken**, und insofern sie kaiserlichen **Markgrafen** (s. d.) anvertraut waren, welche die unterworfenen Bevölkerung im Zaume zu halten und die neuen Grenzen zu überwachen hatten, **Markgrafschaften**. Solche Marken waren die **Mark Ostreich**, **Nordsachsen** oder **Brandenburg**, **Meißen**, **Lausitz**, **Schleswig**, **Mähren**, **Steiermark**, **Kärnten**, **Baden** u. s. w. Auch gebraucht man in einigen Gegenden Deutschlands noch gegenwärtig das Wort **Mark** von kleinern, geschlossenen, einer Gemeinde gehörigen Bezirken, daher **Markgenossen**, **Markordnungen**, **Markrecht** u. s. w.

Mark, eine vormalige Grafschaft von etwa 40 QM. mit jetzt 170000, meist protestantischen Einwohnern, im ehemaligen westfäl. Kreise, welche gegen Norden vom Fürstenthume Münster, gegen Osten vom Herzogthume Westfalen und gegen Süden und Westen vom Herzogthume Berg begrenzt wurde, und jetzt zum Kreise Hamm des Regierungsbezirks Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen gehört, wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern, südlichen Theil getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar und hat viele Eisenerze und sehr gute Steinkohlen, welche letztere bei den Manufacturen, namentlich im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, den Holzmangel ersetzen. Die Grafschaft war in frühester Zeit ein Theil von Westfalen, gehörte seit dem Ende des 12. Jahrh. den Grafen von der Mark, kam im 14. Jahrh. an die Grafen von Kleve und fiel nach langen Streitigkeiten 1666 aus der Jülich'schen Erbschaft an das Haus Brandenburg. Der große Kurfürst versprach damals den Einwohnern, daß die Grafschaft stets bei seinem Hause bleiben sollte. Als daher 1805 und 1806 verschiedene Ländertausche stattfanden, erinnerten die Einwohner Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte; allein 1807, im tiltsler Frieden, mußte sie dennoch abgetreten werden, wurde nun zum Großherzogthume Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepartements aus, bis sie 1813 von Preußen wieder in Besitz genommen wurde. Die vorzüglichsten Orte sind die Kreisstadt **Hamm** (s. d.), **Soest** (s. d.), **Iserlohn** (s. d.), **Altena** mit 3800 E. und wichtigen Draht- und Nadelfabriken, die durch zwei unterirdische Kanäle getrieben werden, und **Schwelm** mit 3500 E., einem Gymnasium und wichtigen Fabriken, auch einer Mineralquelle. In der Nähe von Hamm liegt das Haus **Mark** in dem Dorfe gleiches Namens, das alte Schloß der Grafen von der Mark, und das Kloster **Kentrop**, wo seit 1820 eine Taubstummenanstalt ist. Außerdem ist noch die **Empferstraße** (s. d.) zu bemerken.

Mark oder **Knochenmark** (*medulla ossium*), ein durchsichtiges, weiches, öliges Fett, welches sich nur wenig vom gewöhnlichen Fett unterscheidet, wird besonders in den Höhlen der langen Knochen abgesondert und beim Embryo, ehe die Knochen selbst verknöchern, gar nicht gefunden.

Mark ist der Name einer alten deutschen Rechnungsmünze, deren Ursprung wol in der röm. *libra* zu suchen sein dürfte. Dieses Münzgewicht gegen jede willkürliche Veränderung zu sichern, bezeichnete man es mit einem bestimmten Zeichen, einer Marke, und so

entstand der Name Mark. Von diesem Markgewicht benannte man nun so viel gemünztes Geld, als ihm gleichkam, also 16 Loth oder 8 Unzen wog, eine Mark. Diese frühere Bezeichnung erlitt jedoch eine Abänderung, als man allmählig anfang, die edlern Metalle nicht mehr fein auszuprägen, sondern sie zu diesem Behufe mit unedlen Metallen, namentlich mit Kupfer, versetzte. So wurde man genöthigt, die Mark feines Gold oder Silber (Mark fein) von der Mark des versetzten Goldes u. s. w. (Mark löthig) zu unterscheiden. Die feine Mark Silbers nannte man auch weiße Mark (Mark wite) von feinem, reinem Silber, während man die Mark löthig auch rauhe Mark nannte, eine Bezeichnung, die noch jetzt üblich ist. Nachdem der Gehalt oder das Schrot und Korn des gemünzten Geldes allmählig fest bestimmt worden war, hatte man nicht mehr nöthig, das Geld zu wiegen, sondern man zählte es, und so entstand die Markwährung, die gezählte Mark, im Gegensatz der gewogenen Mark (Markgewicht), welche letztere nach und nach ganz verdrängt wurde, da die gezählte Mark die bequemere war. Dies der Grund, weshalb die gewogene Mark allmählig in so viele verschiedene Marken ausartete, z. B. die Lübeck'sche, Hamburg'sche, Dänische, Englische, Schwedische u. s. w. Gegenwärtig rechnet man die feine Mark zu 13 Thlr. 8 gr. Conv.-Geld, oder 14 Thlr. preuß. Courant.

Marketender nennt man Personen beiderlei Geschlechts, welche den Truppen auf Märschen, in Bidouacs und im Lager Lebensmittel zuführen, zuweilen auch die Zubereitung des gelieferten Fleisches und theilweise die Reinigung der Wäsche besorgen. Im Felde, wo der Soldat selten Zeit und noch weniger Gelegenheit hat, seine Bedürfnisse selbst einzukaufen, und oft genug nichts geliefert erhält, geben die Marketender das Mittel ab, eigenmächtiges Wegnehmen von Lebensmitteln wenigstens zu vermindern, wenn sie auch dem Bedarf nicht ganz entsprechen können, und das Requisitionsystem immer beibehalten werden muß. Eine strenge Aufsicht auf die Marketender ist nicht allein nothwendig, um die Güte des Proviantes zu prüfen und angemessene Preise dafür festzusetzen, sondern auch im Kriege vorzüglich deshalb, weil die Marketender oft Spione sind und vermöge ihrer Reisen, behufs des Einkaufs, leicht in feindliches Gebiet eintreten. Die Marketender kommen schon in den ältesten Zeiten bei allen Heeren vor und werden zum Troß der Armee gerechnet; bei den Lanzknechten waren sie unter den Befehl des Numormeisters gestellt.

Marketerie, s. **Mosait**.

Markgraf (marchio) hieß ursprünglich der seit den Zeiten Karls des Großen bestellte Befehlshaber in einem Grenzbezirke oder einer Mark (s. d.). Der Markgraf stand unmittelbar unter dem Kaiser, nicht unter dem Herzoge, zu dessen Territorium der Grenzbezirk gehörte, und hatte herzogliche Befugnisse; doch gab es später auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Gewöhnlich wurden solche Herren zu Markgrafen bestellt, die in den ihnen zur Beschützung übergebenen Bezirken ansehnliche Güter hatten. Im 12. Jahrh. wurden die markgräflichen Stellen erblich und endlich reichsfürstlich, sodas ein Markgraf in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand.

Markland (Jeremiah), einer der vorzüglichsten engl. Kritiker, der durch eine tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit, durch glückliche Combinationsgabe und große Besonnenheit sich auszeichnete, geb. 1692, erhielt seine Bildung zu Cambridge. Um sich den altclassischen Studien ungestört widmen zu können, nahm er nie ein Amt an und starb am 7. Juli 1776 zu Cambridge. Unter seinen einzelnen Schriften erwähnen wir die Bearbeitung der „Sylvae“ des Statius (Lond. 1728, 4.; vermehrt herausgeg. von Sillig, Dresd. 1827, 4.); seine Bemerkungen zu den „Neden“ des Lysias in Taylor's Ausgabe (Lond. 1739, 4.) und zum Maximus Tyrus in Ward's Ausgabe (Lond. 1740, 4.); die Ausgabe der beiden „Sphigenten“ des Euripides (Lond. 1763, 4.; neue Ausgabe von Gaisford, 2 Bde., Drf. 1811, und Lpz. 1822); die „Epistola critica ad Franc. Hare“ (Lond. 1723) und „Remarks on the epistles of Cicero to Brutus“ (Lond. 1745), worin er namentlich auch die Unrechtheit von vier Ciceronischen Neden mit vielem Scharfsinn darzuthun suchte, die F. A. Wolf später in einer besondern Ausgabe dieser Neden (Berl. 1801) bis zur Evidenz nachwies. Eine Charakteristik M.'s findet sich in Wolf's „Literarischen Analecten“ (Bd. 2).

Marklosung, s. **Retraecht**.

Markomannen, d. h. Grenzmänner, ist der Name eines german. Volks, der zuerst

bei Cäsar vorkommt, welcher unter den Völkern, die dem Ariovist folgten, auch Markomannen nennt. Vermuthlich aus den Gegenden am mittlern und obern Main, in dem einst keltischen Grenzlande (s. Germanien und Kelten), führte sie Marbod (s. d.) in das Land Bojohemum (Böhmen), das von den frühern Bewohnern, den keltischen Bojern, diesen Namen fortbehielt. Sie standen an der Spitze der suevischen Völker, die zu dem Reiche, das Marbod hier begründete, gehörten, und auch nach dessen Zerfall ragen sie unter den Nachbarvölkern hervor, von denen die Quaden (s. d.) ihnen am nächsten verwandt und gewöhnlich mit ihnen verbunden erscheinen. Mit den Römern standen sie lange Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen, die auch Domitian nur vorübergehend und zu seinem Schaden störte, bis in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. ihre Einfälle in das südlich von der Donau gelegene röm. Noricum und Pannonien begannen. Da brach der fürchterliche Krieg aus, welcher nach ihnen, als dem Hauptvolke, der markomannische Krieg genannt wird. Marc Aurel (s. Antoninus) führte denselben gegen sie und die Quaden und andere german. und sarmat. Völker vom J. 167—179 an der mittlern Donau. Er starb, als der Sieg sich auf seine Seite zu neigen begann. Sein Sohn Commodus (s. d.) schloß eilig einen Frieden ab, der den Römern einige Vortheile sicherte und die Bedingung enthielt, daß eine Landstrecke zwischen ihrem und dem röm. Gebiet leer bleiben sollte. Bald aber begannen die Angriffe der Markomannen von neuem und dauerten das ganze dritte Jahrhundert, während dessen Aurelian (s. d.) im J. 276 sogar in Italien selbst mit den Markomannen und den Alemannen zu kämpfen hatte, und einen Theil des 4. Jahrh. fort. Von da an schwindet ihr Name, der sich indeß auch über östlichere Gegenden ausgebreitet hatte, allmählig, wie er denn nunmehr, wo die Deutschen schon weiter südlich in röm. Land vorgedrungen waren, seine Bedeutung verloren hatte. Aus ihrem Lande, das später zu dem Reiche der Thüringer gehörte, sind, als dieses im 6. Jahrh. durch die Franken zerstört wurde, wahrscheinlich die Nachkommen der alten Markomannen unter dem neuen Namen der Bojovarien nach dem heutigen Baiern ausgewandert.

Marktscheide, d. i. Grenze, heißt in der bergmännischen Sprache die Grenze zwischen zwei Gruben, welche über Tage durch einen Lochstein, in der Grube aber mit einem in das Gestein oder Mauerwerk gehauenen Zeichen, die Marktscheidestufe, bezeichnet wird. Von dieser Operation her nennt man die ganze unterirdische Geometrie **Marktscheidekunst** und **Den**, welcher sich damit beschäftigt, **Marktscheider**, welcher einer der obern Beamten bei einem Bergwerke ist. Die Marktscheidkunst, deren zuerst Georg Agricola im J. 1557 gedenkt, die aber wol viel älter ist, und über welche das älteste Buch von Erasmus Reinhold 1574 erschien, ist weiter nichts als die Feldmessenkunst auf den Bergbau angewendet. Sie lehrt den Grubenbau in allen seinen Theilen, sowol über als unter Tage aufmessen und berechnen und denselben graphisch nach allen Richtungen hin in Zeichnungen darstellen, sodas man daraus die Lage der Grube, die Stellung der Lagerstätte und zugleich das Terrain über Tage erkennen kann.

Markt heißt ein Ort oder auch eine Gegend, wo viele Waaren zum Verkauf ausstehen. So sind die Küsten der Ostsee, die des nördlichen Afrika, Aegypten, Odesa u. s. w. Kornmärkte, und Westindien der Markt für die Colonialwaaren; Portugal war sonst der größte Geldmarkt für Europa, die Goldküste der Sklavenmarkt u. s. w. Zu großen Märkten eignen sich vorzüglich solche Plätze, wo entweder eine große Menge reicher Consumenten beisammen wohnen, oder wohin die Verkäufer ihre Waaren leicht hinschaffen, und von wo die Käufer sie leicht an ferne Orte verföhren können; daher waren die Küsten am Mitteländischen Meere und die daselbst liegenden reichen Städte hauptsächlich Märkte für Europa, Asien und Afrika.

Marktschreier nannte man insbesondere die Classe medicinischer **Charlatans** (s. d.), welche sonst auf Märkten und Messen, gewöhnlich in Begleitung eines Poffenreiters, umherzogen und der durch diesen angelockten Menge unter lauten Anpreisungen der außerordentlichen Wirksamkeit ihrer Arzneien, welche meist für **Arcana** (s. d.) ausgegeben wurden, dieselben zum Kauf anboten. Der Schaden, welchen die Marktschreier durch ihre Medicamente anrichteten, und die Betrügereien, welche sie gegen die leichtgläubige Menge ver-

übten, waren zwar längst bekannt, doch erst in der neuern Zeit ist es der deutschen Medicinartifici gelungen, diesem Unwesen wenigstens öffentlich ein Ende zu machen.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), einer der größten brit. Feldherren und Staatsmänner, stammte aus dem alten in der Revolution verarmten Geschlechte Churchill und wurde am 24. Juni 1650 zu Ashe in der Grafschaft Devon geboren. Wenig gebildet, aber von Natur mit Schönheit und Amuth begabt, kam er nach der Restauration als Page in die Dienste des Herzogs von York, der ihn, weil er viel Neigung zum Soldaten zeigte, im Alter von 16 Jahren zum Gardesfähndrich ernannte. Als solcher wohnte er der Entsetzung von Tanager und mehren Gefechten gegen die Mauren bei und stieg nach der Rückkehr zum Hauptmann in einem Regimente, das zur Verstärkung der Franzosen nach den Niederlanden abging. Schon im Feldzuge von 1672 trug Churchill die Lobspürche Eurenne's und Ludwig's XIV. mit dem Grade eines Oberstlieutenants davon. Er blieb bis 1677 in franz. Diensten, kehrte dann nach England zurück, lebte als Weltmann und heirathete 1678 die schöne Sarah Jennings, welche schon damals die Favoritin der spätern Königin Anna (s. d.) war. Dieser Umstand und die Gunst des Herzogs von York, der Churchill's Schwester, Arabella (s. Berwick), zur Maitresse hatte, versprach ihm eine glänzende Zukunft. Nachdem sein Gönner als Jakob II. den Thron bestiegen, wurde Churchill General und Baron von Sandridge. Wiewol er sich bei der Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) besonders thätig zeigte, verabscheute er doch die Reactionspläne des Hofes und trat in Verbindung mit dem Prinzen von Dranien. Als Letzterer landete, führte er sogar das ihm von Jakob vertraute Truppcorps dem Prinzen zu und betrieb überhaupt den Sturz seines Wohlthäters mit auffallendem Eifer. Wilhelm III. erhob ihn zur Belohnung zum Grafen von M. und übertrug ihm die Unterwerfung Irlands. Aus Schamgefühl verzögerte M. die Abreise, bis sich Jakob II. aus Irland entfernt hatte, worauf er die Insel vollends unterwarf. In Folge der Theilnahme Wilhelm's am Kriege gegen Frankreich erhielt M. hierauf das Commando der brit. Truppen in den Niederlanden. In dieser Stellung begründete er in den Feldzügen von 1690 und 1691 seinen Feldherrnruhm, besonders durch den Sieg bei Walcourt. Weil er sich, vielleicht aus Neue über den frühern Verrath, in die Umtriebe der Jakobiten (s. d.) eingelassen, wurde er bei der Rückkehr nach England plötzlich verhaftet und in den Tower gebracht. Obschon man ihn aus Mangel an Beweis nicht verurtheilen konnte, blieb er doch bis zum Tode der Königin Maria, welche die Rathgeber ihrer Schwester Anna besonders haßte, in Unnade. Nach dem Frieden zu Ryswiff aber ernannte ihn der König zum Erzieher des Herzogs von Gloucester und beim Ausbruche des span. Successionskrieges zum General der brit. Armee in den Niederlanden. Der Tod Wilhelm's und die Thronbesteigung Anna's im März 1702 eröffnete M. einen schrankenlosen Einfluß; ohne den Titel zu besitzen, übte er die Macht eines Regenten. Während seine Gemahlin die Königin beherrschte, leitete er ganz den Minister Godolphin, dessen Sohn seine Tochter geheirathet hatte. Er begann als General der verbündeten Truppen in den Niederlanden den Feldzug von 1702 mit Vertreibung der Franzosen aus dem span. Geldern und eroberte Venloo, Nuremonde, Lüttich und andere wichtige Plätze. Nachdem ihn die Königin am 2. Dec. zum Herzog erhoben, ging er im J. 1703 zur Unterstützung des Kaisers nach Deutschland, verhandelte hier mit dem Prinzen Eugen (s. d.) von Savoyen und schlug zuerst die Baiern im Juni 1704 bei Donauwörth, dann am 13. Aug. die Franzosen unter Tallard bei Blenheim. Deutschland und die Niederlande betrachteten ihn als ihren Erretter. Das Parlament schenkte ihm die Domaine Woodstock, und die Königin ließ ihm das Schloß Blenheim (s. d.) bauen, dessen ungeheure Kosten sie indessen später nicht bezahlen mochte. Das Jahr 1705 brachte M. mit diplomatischen Verhandlungen zu. Er besuchte die deutschen Höfe, gewann den Kurfürsten von Brandenburg, feuerte die Holländer an und begann dann in den Niederlanden den Feldzug von 1706. Nachdem er Villeroi am 19. Mai bei Ramillies geschlagen, reinigte er Brabant, nahm Ostende, Menin, Dendermonde und Ath und vermochte im Frühjahr 1707 in einer persönlichen Zusammenkunft den König Karl XII. von Schweden, daß sich derselbe ruhig verhielt. Mit dem größten Eifer widerlegte er sich den Friedensversuchen, die der gedemüthigte Ludwig XIV. machte. Dabei leitete ihn jedoch

nicht allein politischer Scharfblick, sondern auch Ehrgeiz und die Habsucht. Nach kurzem Aufenthalt in England, wo er bereits gegen seine Widersacher kämpfen mußte, eröffnete er mit Eugen den Feldzug von 1709 und besiegte Villars am 11. Sept. in der blutigen Schlacht bei Malplaquet. In dieser Zeit hoberte er auch zur Befestigung seiner Macht vom Parlament die Ernennung zum Generalkapitain auf Lebenszeit und lud dadurch den Verdacht eines Usurpators auf sich. Durch Einfluß auf das Oberhaus gelang es ihm zwar, die Friedensverhandlungen zu stören und die Mittel zum Wiederbeginn des Kriegs zu erlangen; allein während er im Laufe des J. 1710 einen Platz nach dem andern eroberte, wurde in England sein Sturz vorbereitet. Die Königin schüttelte das längst unerträgliche Joch der Herzogin von M. ab, worauf bei Hofe die Tories die Oberhand erhielten. Nach der Auflösung des Unterhauses mußten Godolphin und Sunderland im Jan. 1711 das Ministerium niederlegen und der Graf D. rford (s. d.) gelangte mit der Torypartei ans Ruder. Wiewol M. im Herzen selbst gemäßigter Tory war und trotz seiner Kämpfe gegen Frankreich, mit der Königin die jakobitische Partei fortwährend begünstigte, so schränkte man doch sogleich seine Macht ein und beschloß, sich seiner so bald als möglich zu entledigen. Nach der Eroberung von Bouchain kehrte er im Mai 1711 nach London zurück, um sowohl den Krieg wie seine Gewalt aufrecht zu erhalten. Das Unterhaus klagte ihn jedoch der Unterschlagung öffentlicher Gelder an, und das Oberhaus trat dieser Anklage bei. Die Königin entsetzte ihn hierauf am 1. Jan. 1712 seiner Ämter, unterdrückte aber, besonders durch die Vorstellungen des Prinzen Eugen, der mit M. in enger Freundschaft lebte, die gerichtliche Verfolgung. Während der Friedensverhandlungen zu Utrecht verließ M. erbittert sein Vaterland und besuchte Holland, Deutschland und sein ihm vom Kaiser geschenktes Fürstenthum Mindelheim, das er jedoch im Frieden ohne Entschädigung wieder verlor. Überall nahm man ihn mit dem größten Enthusiasmus auf. Mit dem Tode der Königin Anna kehrte er nach England zurück, wo ihn Georg I., der durch seine Partei eigentlich die Krone erhalten hatte, mit Auszeichnung empfing und sogleich in die Stelle eines Generallieutenants wieder einsetzte. M. genoss sein neues Glück nicht lange. Am 8. Juni 1716 vom Schlage getroffen, verlor er fast ganz das Geisteslicht und starb in diesem Zustande am 17. Juni 1722. Er war der größte Feldherr seines Jahrhunderts, erlitt nie eine ernstliche Niederlage und wußte seine Gegner ebensosehr durch Kühnheit und Thätigkeit, wie durch Benutzung ihrer Fehler zu vernichten. Als Diplomat siegte er durch seltne Gabe der Rede; im persönlichen Umgange gewann er die Herzen durch Anmuth und Schmeichelei. Doch war er auch geizig und habüchtig und hatte ein ungeheures Vermögen zusammengerafft. Seine Titel und Würden gingen auf die Familie der zweiten Tochter, Anna, über, die sich mit Lord Spencer, dem Sohne des Grafen Sunderland, vermählte. Der Herzog George Spencer Churchill von M., gest. 1840, war sein Enkel im fünften Gliede. Vgl. Core, „Memoirs of John duke of M., with his original correspondance“ (3 Bde., Lond. 1818; deutsch, 6 Bde., Wien 1820). — Sarah Jennings, Herzogin von M., geb. am 29. Mai 1660, stammte aus einer bei Hofe sehr beliebten Familie und kam im Alter von zwölf Jahren in die Dienste der Herzogin von York, wo sie die Freundin der Prinzessin Anna wurde. Durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und stets bewahrte Jugend ausgezeichnet, heirathete sie im Apr. 1678 den nachmaligen Herzog von M. Nachdem sie bei der Vermählung der Prinzessin Anna 1683 deren Ehrendame geworden, knüpfte sich zwischen den beiden Frauen das Freundschaftsverhältniß so eng, daß alle Standesrückichten wegfielen. Bei der Thronbesteigung Anna's wurde sie zur ersten Ehrendame und Großmeisterin der Garderobe erhoben. Ihre Macht war jetzt schrankenlos; sie vergab Ämter und Würden und nahm dafür nach der Behauptung Swift's oft Geld. Einerseits ihre enge Verbindung mit den Whigs, andererseits die an Noheit grenzende Herrschaft, welche sie in allen Fällen über Anna zu behaupten suchte, machten sie allmählig der insgeheim zu den Tories neigenden Königin verhaßt und unerträglich. Zudem entzog ihr das Herz der Fürstin die Lady Masham, ihre Cousine, die sie an den Hof gebracht hatte und später aufs äußerste verfolgte. Als die Herzogin sah, daß sie Liebe und Vertrauen verloren, legte sie im Jan. 1711 ihre Hofämter nieder, womit allerdings die Tories freieres Spiel gewannen, um auch ihren Gemahl zu stürzen. Die Behauptung Voltaire's, daß damals ein Paar Handschuhe und ein

verschüttetes Glas Wasser den Sturz der Favoritin und die Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europas bewirkt hätten, ist eine Übertreibung. Die Herzogin begleitete ihren Gemahl 1713 auf das Festland und lebte nach der Rückkehr in gänzlicher Zurückgezogenheit. Sie starb erst am 29. Oct. 1744 und hinterließ ein Vermögen von 3 Mill. Pfd. St. Außer einem Sohne, der zeitig starb, gebar sie ihrem Gemahl vier Töchter. Kurz vor ihrem Tode gab sie „Memoirs“ (Lond. 1742; franz., Haag 1742) heraus, die ihre Rechtfertigung enthalten und die Intriguen des Hofes schildern. Auch erschien ihre Privatcorrespondenz (2 Bde., Lond. 1838), in der sie als Frau von großem politischen Verstande und überwiegender Persönlichkeit hervortritt.

Marlow (Christopher), dramatischer Dichter und Zeitgenosse Shakspeare's, soll der Sohn eines Schuhmachers in Canterbury gewesen und um 1562 geboren worden sein. Er erhielt eine gelehrte Erziehung, studirte zu Cambridge und wurde daselbst 1587 Magister. Schon vorher war sein Trauerspiel „Tamerlaine the great“ mit Beifall aufgeführt worden. Er wurde nun selbst Schauspieler, doch durch einen Beinbruch bald wieder unfähig dazu. Desto thätiger war er seitdem als Dichter, doch führte er dabei ein zügelloses Leben. Um eines Mädchens willen wurde er im Mai 1593 von einem Nebenbuhler erstickt. Als dramatischer Dichter ist er ein würdiger Vorgänger Shakspeare's. Seine wichtigsten Stücke sind „Life and death of Dr. Faustus“ und „Edward II.“; außerdem haben wir von ihm „The Jew of Malta“ und „The massacre at Paris“. Das unter seinem Namen erschienene Stück „Lust's dominion“ ist nicht von ihm. Auch übersetzte er die „Elegien“ des Dvid, aber so gemein, daß sie auf Befehl des Erzbischofs von Canterbury verbrannt wurden. Seine Trauerspiele zeichnen sich aus durch überwältigende Kraft der Sprache und treffliche Schilderungen der Leidenschaften, zum Theil auch durch treffliche Charakterzeichnung. Doch wird der gute Eindruck, den einzelne Scenen machen, oft wieder durch Scenen gemeinen Scherzes und zügelloser Roheit gestört.

Marly, ehemals mit dem Beinamen *le Roi*, ein Flecken an der Seine, eine Meile von Versailles, war bis zur Revolution wegen des prächtigen Lustschlosses berühmt, das von Ludwig XIV. erbaut, während der Revolution aber nebst dem herrlichen Parke zerstört wurde. Jetzt befindet sich darin eine Tuchfabrik. Merkwürdig sind daselbst noch die Wasserkunstmaschinen, welche mittels einer Dampfmaschine das Wasser der Seine behufs der Wasserkünste in Versailles zu einer Höhe von 500 F. hinauftreiben. Nicht weit davon liegt das jetzt ebenfalls sehr beschädigte Schloß *Lucienne*, welches Ludwig XV. für die *Dubarry* bauen ließ.

Marmara-Meer, s. *Propontis*.

Marmelade, vom portugies. *marmelo*, d. h. Quitte, auch *Schachteles* genannt, ist eine gelée- oder gallertartige Zubereitung aus Quitten, Pfirsichen, Aprikosen, Drangen, Ananas, Johannis- oder Stachelbeeren u. s. w., in Verbindung mit Zucker und Gewürzen, die man wie Gallerte einkocht, dann warm in flache runde Schachteln oder Büchsen eingießt und als Confect in den Handel bringt. Die besten Waaren dieser Art liefern Italien, Frankreich, Ost- und Westindien.

Marmier (Xavier), franz. Journalist und ein nach allen Richtungen thätiger Schriftsteller, geb. 1809 zu Pontarlier im Departement des Doubs, besuchte das Collège zu Nozeroy, bereiste hierauf die Schweiz und Holland und kam dann nach Paris. Hier verschaffte er sich in literarischen Kreisen durch ein Bändchen „*Esquisses poétiques*“ (Par. 1830) Zutritt. Seine journalistische Laufbahn eröffnete er mit der Redaction eines Journals in Besançon. Dann wendete er sich der „*Revue de Paris*“, der „*France littéraire*“ und der „*Revue des deux mondes*“ zu; durch seine Theilnahme an der „*Revue germanique*“, deren Redacteur er eine Zeit lang war, wurde er auf ein näheres Studium der deutschen Literatur geführt. Zwar schien es, als sei es ihm wirklich darum Ernst; er kam 1832 nach Deutschland, zeigte viel Interesse und ließ verschiedene literarische Arbeiten, z. B. „*Choix de paraboles de F. Krummacher*“ (Par. 1834), „*Etudes sur Goethe*“ (Par. 1835) und verschiedene Übersetzungen aus dem Deutschen erscheinen, welche als Vorläufer größerer Werke über seine german. Studien anfangs vortheilhaft begrüßt wurden; aber leider muß man gestehen, daß er selbst in sprachlicher Beziehung nirgend über die Oberfläche hinausge-

gangen ist. Dabei aber hat er durch seine einflussreiche Stellung als Mitarbeiter an gewichtigen Zeitschriften, sowie durch den dictatorischen Ton, in welchem er über deutsche Literatur in neuester Zeit abspricht, seinem Urtheile ein gewisses Ansehen in Frankreich verschafft, sodaß die von ihm schwergekränkte deutsche Kritik nur ihre Pflicht that, wenn sie seine Anmaßungen mit würdevollem Ernste zurückgewiesen hat. Nicht besser ist es M. in Betreff seiner Studien über die nord. Literatur, z. B. mit seiner „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède“ (Par. 1839), ergangen. Auch hier ist ihm ein Mangel genügender Kenntnisse, verbunden mit einem haltlosen Urtheile, auf das bündigste nachgewiesen. In den J. 1836—38 wurde er vom Unterrichtsministerium mit wissenschaftlichen Aufträgen nach dem Norden gesendet. Diese Reisen beutete er in literarischer Beziehung sowol in verschiedenen Werken, z. B. „Rußland, Finnland und Polen“ (deutsch, 2 Bde., Regensb. 1844), als in zahlreichen Journalaufsätzen vielfach aus. Einzelne dieser Arbeiten bieten eine ganz unterhaltende Lectüre, obgleich sie sich im Allgemeinen nicht über das gewöhnliche Genre der Touristenliteratur erheben. Nachdem er kurze Zeit zu Rennes mit der Professur der ausländischen Literaturen betraut gewesen war, erhielt er die Stelle eines Bibliothekars auf dem Marineministerium.

Marmont (Aug. Frédéric Louis Vieffe de), Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich, geb. am 20. Juli 1774 zu Châtillon-sur-Seine, trat im Alter von 15 Jahren als Lieutenant in die Infanterie. Im J. 1792 ging er zur Artillerie über und machte vor Toulon die Bekanntschaft Bonaparte's. Im Feldzuge von 1795 kämpfte er am Rhein, im folgenden Jahre mit Auszeichnung unter Bonaparte in Italien. Er begleitete Bonaparte nach Aegypten, stieg bei der Wegnahme von Malta zum Brigadegeneral, wohnte der Eroberung von Alexandrien und der Schlacht an den Pyramiden bei und kehrte mit dem Obergeneral nach Frankreich zurück. Nachdem er denselben in der Revolution vom 18. Brumaire (s. d.) unterstützt, führte er im Mai 1800 die Reserveartillerie über den Sanct-Bernhard und erhielt nach der Schlacht bei Marengo, in welcher er Geschick und Tapferkeit zeigte, den Grad des Divisionsgenerals. Im Feldzuge von 1805 befehligte er zuerst die Armee in Holland und ging dann mit dem Kaiser nach Deutschland, wo er bei der Wegnahme von Ulm mitwirkte. Nach Dalmatien gesendet, vertheidigte er glücklich das ragusanische Gebiet gegen die Russen und Montenegriner und verwaltete das Land bis 1809 zur großen Zufriedenheit Napoleon's, der ihm deshalb den Titel eines Herzogs von Ragusa ertheilte. Bei Eröffnung des Feldzuges gegen Oestreich im J. 1809 vereinigte er seine Truppen mit der ital. Armee und traf bei dem großen Heere am Tage vor der Schlacht bei Wagram ein. Er wurde mit der Verfolgung des Feindes beauftragt und erhielt von dem Kaiser nach der Schlacht bei Znaim, die er gewann, auf dem Schlachtfelde die Marschallswürde. Als Gouverneur verwaltete er nun 18 Monate mit großer Umsicht die Illyrischen Provinzen, bis er 1811 an Masséna's Stelle den Oberbefehl in Portugal übernehmen mußte. Die Offensive ergreifend, bewirkte er die Verbindung mit Soult und zwang den Feind zur Aufhebung der Belagerung von Badajoz; dann nach dem Tejo sich wendend, hielt er Wellington 15 Monate im Schach. Endlich von einer Kanonenkugel verwundet, kehrte er nach Frankreich zurück, um seine Heilung abzuwarten. Im Feldzuge von 1813 übernahm er den Befehl über ein Armeecorps in Deutschland und focht in den Schlachten bei Lützen, Bautzen und Dresden. In der Schlacht bei Leipzig wurde er am 16. Oct. bei Möckern geschlagen und verwundet, vertheidigte aber dennoch am 18. und 19. die Vorstädte. Nach dem Rückzuge erhielt er mit Victor und Macdonald den Auftrag, den Rhein zu vertheidigen; allein die Übermacht der Verbündeten nöthigte ihn, sich im Jan. 1814 über die franz. Grenze zurückzuziehen. Er betheiligte sich mit Eifer an den Gefechten bei Brienne, Champ-Aubert, Montmirail und errang einige Vortheile über Blücher bei Meaur. Das Andringen der Verbündeten gegen die Hauptstadt nöthigte ihn endlich, sich mit seinem Corps unter die Mauern von Paris zu wenden. Der Kampf begann am Morgen des 29. März und endete gegen 4 Uhr Nachmittags, nachdem bereits die Unterhandlungen mit Bewilligung Joseph Bonaparte's eingeleitet waren. M. zog sich mit den Trümmern seines Corps am andern Tage auf der Straße von Essonne zurück und schloß, da aller Widerstand und alles Blutvergießen vergeblich waren, mit Barclay de

Tolly einen Waffenstillstand. Napoleon, der noch im Sinne hatte, einen Versuch zur Wiedereroberung von Paris zu machen, sah sich nun freilich genöthigt, seine Abdankung zu unterzeichnen. Das Betragen M.'s unterlag heftigem Tadel; mindestens ersparte derselbe aber seinem Vaterlande ein letztes großes Blutvergießen. Die Bourbons überhäufte M. mit Gunstbezeugungen. Der Kaiser nahm ihn jedoch bei der Rückkehr in der zu Lyon proclamirten allgemeinen Amnestie aus, sodas er die Flucht ins Ausland ergreifen mußte. Während der Hundert Tage hielt er sich zu Aachen auf, und nach der zweiten Restauration gab ihm Ludwig XVIII. die schon 1814 ertheilte Pairswürde zurück und erhob ihn zum Generalmajor der Garde. Nachdem er 1817 die Unruhen zu Lyon unterdrückt, widmete er sich fortan in der Zurückgezogenheit dem Ackerbau und industriellen Unternehmungen. Erst 1826 ging er zur Krönung des Kaisers Nikolaus als franz. Gesandter nach Rußland; nach der Rückkehr trat er wieder in das Privatleben zurück. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 ertheilte ihm Karl X. am 26. Juli den Befehl über die erste Militärdivision, und in dieser Stellung begann er am 27. den ungleichen Kampf gegen die bewaffnete Hauptstadt. Schon am 28. gerieth er durch Abfall und Mangel an Lebensmitteln in die bedrängteste Lage. (S. Frankreich.) Am Abend des 29. zog er sich mit 6000 Schweizern und einigen treu gebliebenen Bataillons aus Paris zurück und wanderte hierauf in Begleitung des gestürzten Karl's X. in das Ausland. Seitdem durchreiste er fast alle Länder Europas; seinen gewöhnlichen Aufenthalt aber hat er in Wien. Von seiner Reisebeschreibung sind sechs Bände (Par. 1837 fg.) erschienen; außerdem erwähnen wir noch seine Schrift „Über den Geist des Militairwesens“ (deutsch von Stäger von Waldburg, Berl. 1845).

Marmontel (Jean Franç.), ein feiner franz. Stilist, geb. am 11. Juli 1723 zu Bort im Limousin, wurde von seinem Vater, welcher Schneider war, für den Handelsstand bestimmt. Eigene Neigung trieb ihn aber zur geistlichen Laufbahn, für die er sich die nöthigen Kenntnisse in Toulouse erwarb. Nachdem er bereits die Tonsur genommen hatte, nöthigten ihn Umstände, seine Pläne für die Zukunft zu verändern. Einige Zeit hindurch sicherte er sich seine Existenz durch Unterricht; dann beschloß er, in Paris sich eine Stellung als Schriftsteller zu gründen, nachdem er in Toulouse bereits einige poetische Triumphe gefeiert hatte. Von Voltaire an angesehene Personen empfahlen, versuchte er sich in Paris zunächst als Theaterdichter. Er schrieb mehre Tragödien, z. B. „Denys le tyran“ (1748), „Aristomènes“, „Cléopâtre“ u. s. w., welche nur mäßiges Glück machten. Mehr Erfolg hatten seine Opern; aber sie verdankten denselben eigentlich den Componisten, wie Grétry, Rameau und Piccini, für welchen Letztern M. in dem Streite um den Werth der ital. Musik lebhaft Partei nahm. Nachdem es ihm längere Zeit nicht recht hatte gelingen wollen, festen Boden zu gewinnen, erhielt er durch Begünstigung der Pompadour das Secretariat des Bauwesens in Versailles. Glänzender wurde seine Lage, als er die Concession des „Mercure“ erlangte, welche ihm jährlich mindestens 15000 Livres einbrachte. Indessen wurde sie ihm um eines nichtigen Vorwandes willen nach zwei Jahren wieder entzogen, und er kam sogar eine Zeit lang in die Bastille. Seine in fast alle gebildete Sprachen der Welt übersetzten „Contes moraux“ (2 Bde., Par. 1761) sind eine Sammlung von Erzählungen, von denen ein Theil bereits im „Mercure“ erschienen war. Bei allen ihren Vorzügen, von denen anspruchslose Zierlichkeit der vorzüglichste ist, sind sie doch von einer gewissen Monotonie nicht frei zu sprechen. Sein „Bélisaire“ (Par. 1767), eine frostige Nachahmung des „Télémaque“, erregte wol nur deshalb Aufsehen, weil die Sorbonne einige Sätze darauf als keckerisch verdammt. Auch seine „Incas, ou la destruction du Pérou“ (2 Bde., Par. 1777) sind in der Anlage dürftig, sowie in der Ausführung langweilig. Dagegen sind seine „Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants“ für die Geschichte seiner Zeit und seines eigenen Lebens sehr lehrreich. Seine „Histoire de la régence du duc d'Orléans“, welche er in seiner Eigenschaft als Historiograph von Frankreich (seit 1771) schrieb, genos zwar bis zum Erscheinen des Werkes von Lemonney (s. d.) großen Ruf, kann aber durchaus keinen Anspruch auf das Prädicat einer werthvollen historischen Composition machen. Seine philosophischen Schriften haben eine sehr untergeordnete Bedeutung, und nur seine ästhetischen Anläufe in der „Poétique franç.“ (3 Bde., Par. 1763)

verdienen genannt zu werden. In den „*Elémens de littérature*“ (6 Bde., Par. 1787) erscheint er als ein verfeinerter Geistesverwandter von Laharpe, obgleich er sich theilweise wenigstens eine freiere Regung erlaubt. Überhaupt wagte M. Neuerungen, welche für einen immerwährenden *Secrétaire* der franz. Academie, was er seit d'Alembert's Tode, 1783, war, fast leicht genannt werden können. Beim Ausbruch der franz. Revolution büßte er einen großen Theil seines Vermögens ein und zog sich auf eine kleine Besitzung im Dorfe Abbeville bei Goreux zurück, wo er, nachdem er sie mit kurzer Unterbrechung nicht verlassen hatte, am 31. Dec. 1799 starb. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner „*Oeuvres*“ (17 Bde., Par. 1786—87), an die sich seine „*Oeuvres posthumes*“ (14 Bde.) anreichten; andere Ausgaben sind die von Coste (18 Bde., Par. 1819) und die „*Oeuvres choisies*“ (12 Bde., Par. 1824). In den meisten dieser Sammlungen befindet sich das „*Eloge de M.*“ vom Abbé Morellet, seinem Verwandten.

Marmor nennt man diejenigen Varietäten des Kalksteins ohne Unterschied ihrer Farbe und ihrer sonstigen Beschaffenheit, welche so hart und so feinkörnig sind, daß sie polirt werden können. Daher gehören in diese Classe ebensowol die Marmorarten und Lucullane der ältern Gebirgsformation, als die einfarbigen und bunten Marmorarten der neuern und die Grauwackenkalksteine. Um die verschiedenen Marmorarten in ein System zu bringen, hat man sie nach ihrer natürlichen Beschaffenheit in drei Classen getheilt. 1) Einfache Marmorarten, welche nur aus reinem oder nur mit Farbestoff versetztem Kalk bestehen. Dahin gehören a) der weiße Marmor, z. B. der gelblichweiße parische, der feine pentelische, der korallische, der von Lumi und der grauweiße vom Hymettus. Der carrarische war schon im Alterthum berühmt und liefert noch jetzt das beste Bildhauer-material. Außer Oberitalien, das am reichsten an weißem Marmor ist, findet man solchen noch in Frankreich, den Pyrenäen und Norwegen. b) Der schwarze Marmor: nero antico, Lucullan, welche theils in Belgien, theils im südlichen Deutschland gefunden werden. c) Der rothe Marmor: der braunrothe, schwarz punktirte rosso antico aus Aegypten, der marbre griotte aus Narbonne, der rosenrothe von Tirey und der rothe veronesische. d) Der gelbe Marmor: der numidische giallo antico und der florentinische Marmor. Der Varietäten, wo die Farben gemischt sind, existiren eine Unzahl und man hat sie meist nur nach den Fundorten, bisweilen auch nach der vorherrschenden Farbe zu classificiren gesucht, z. B. mit weißem Grunde, mit schwarzem Grunde, mit blauem Grunde u. s. w. 2) Breccien, welche theils aus verschiedenfarbigen, durch die Marmormasse gleichsam zusammengefügten Fragmenten bestehen, theils aus solchen Marmor, welche nur durch Adern getheilt, aus Fragmenten zu bestehen scheinen (Pseudobreccien). Brocatello ist solcher Breccienmarmor, dessen Fragmente sehr klein sind. Außerdem classificirt man die Breccien nach den Farben, z. B. die violetta antica, scharfkantige weiße Fragmente mit violetter Bindemittel; breccia pavonazza, rothe Fragmente mit weißem Grunde; Breccie von Moutiers verschiedenfarbige Fragmente auf violetter Grunde u. s. w. 3) Zusammengesetzte Marmorarten, welche nicht aus reinem Kalkstein bestehen, sondern andere Mineralien, z. B. Chlorit, Serpentin oder Talk u. s. w., in Bändern oder nesselartig eingesprengt enthalten, weswegen sie oft mit den Breccien große Ähnlichkeit haben. Unter den antiken Marmorarten erwähnen wir hier den verde antico, Kalk mit Serpentin. Der Cipolin ist weiß und mit Talk und Chlorit grau gestreift, geflammt oder geadert. Namentlich sind Savoyen, Piemont, Corsica und die Pyrenäen reich an zusammengesetzten Marmor. 4) Der Muschel- oder Lumachellmarmor, enthält Schalthiergehäuse entweder gedrängt oder vertheilt mit dem Kalkstein als Bindemittel vereinigt. Der prächtvollste dieser Art ist der Marmor von Bleiberg in Kärnten, welcher opalisirt. Der Lumachell von Astrachan ist dunkelbraun mit orangefarbenen Muscheln; der sogenannte Leichentuchmarmor ist dunkel-schwarz mit weißen Petrefacten. Auch gehört hierher eigentlich der rothe Brocatello von Lortosa. Zu figürlichen Bildhauerarbeiten verwendet man jetzt fast ohne Ausnahme nur weißen Marmor, während wir aus dem Alterthume Bildwerke von allen Arten haben; zu Vasen und architektonischen Ornamenten aber und zu Bekleidungen von Wänden bedient man sich aller Arten und wählt nur nach einem geläuterten Geschmacke die für jeden einzelnen Gegenstand passendsten Farben und Varietäten. Ein sehr gutes Studium bieten

in dieser Art die Prachtbauten der neuern Zeit in München und Berlin, wo man die verschiedenen Marmorarten in Wirklichkeit oder als Gypsmarmor mit ebenso viel Glück als Geschmacck verwendet hat.

Marmorchronik, nach dem muthmaßlichen Fundorte auch **Parischer** und nach dem ersten Besizer **Arundelischer Marmor** genannt, lat. *Marmora Paria* oder *Arundeliana*, auch *Oxoniensia*, heißt die um 263 oder 262 v. Chr. verfertigte und im 17. Jahrh. zu Paros, nach Andern zu Smyrna, oder auf der Insel Zea wieder ausgegrabene Marmortafel, welche ein chronologisches Verzeichniß der Hauptbegebenheiten Griechenlands, besonders Athens enthält und im unverkehrten Zustande einen Zeitraum von 1318 Jahren umfaßte, indem sie mit Cektrops, 1582 v. Chr., begann und mit dem J. 264 v. Chr. endigte. Dieses in einem ziemlich unleserlichen Bruchstücke, welches bis zum J. 354 v. Chr. reicht, erhaltene Denkmal, das einzige Originalwerk dieser Art aus dem Alterthume, wurde von dem engl. Grafen Thom. Arundel im J. 1627 erkaufte und zu London aufgestellt, von dessen Enkel aber, Henry Howard, im J. 1667 der Universität zu Oxford geschenkt, wo es sich noch gegenwärtig befindet. Seitdem haben mehre Gelehrte, namentlich Seiden, Humphrey Prideaux, Maittaire, Robertson und mit prachtvoller Ausstattung Rich. Chandler (Drf. 1763, Fol.) dasselbe bekannt gemacht. Auch gab R. F. C. Wagner unter dem Titel „Die Parische Chronik“ (Gött. 1790) eine Uebersetzung und Erläuterung dieses Denkmals und nachmals das „*Chronicon Parium adnotationibus illustratum*“ (4 Hfte, Marb. 1832—34, 4.) heraus; den gelungensten Versuch aber, dasselbe gründlich zu entziffern und zu erklären, machte in neuester Zeit Böckh im „*Corpus inscriptionum graec.*“ (Bd. 2, Berl. 1843, Fol.). Einige haben, obwohl nicht mit zureichenden Gründen, an der Echtheit des Ganzen gezeweifelt.

Marne (lat. *Matrona*), ein Fluß in Frankreich, entspringt bei Langres im Departement der Obermarne, wird bei Saint-Dizier schiffbar und fällt, nachdem er mehre andere Flüsse aufgenommen, nach einem Laufe von 55 M. bei Charenton in die Seine. Darnach sind das Departement der Marne, 154 1/2 □M. mit 356000 E. und der Hauptstadt Chalons-sur-Marne, das Departement Obermarne mit 258000 E. und das Departement Seine und Marne mit 333000 E. benannt.

Marnix (Philipp van), Herr von Mont Saint-Aldegonde, einer der berühmtesten Männer des 16. Jahrh., geb. zu Brüssel 1538, studirte in Genf und trat dann in niederländ. Kriegsdienste. Der Aufstand der Niederländer im J. 1565 fand an ihm die thätigste Förderung und Unterstützung; auch entwarf er die sogenannte Compromißacte, die die Glaubens-, Cultus- und Gewissensfreiheit der Niederländer während, besonders gegen die Einführung der Inquisition gerichtet war. Die Theilnehmer an derselben, der Herzog Ludwig von Nassau und Heinrich von Brederode an ihrer Spitze, gelobten einander mit Leib und Vermögen beizustehen. Die Statthalterin Margarethe von Parma verwarf aber die ihr am 5. Apr. 1566 überreichte Acte. Nachdem Alba 1567 gelandet, floh M. mit den Anhängern des Prinzen Wilhelm von Oranien (s. d.) nach Deutschland. Mit Letzterm kehrte er 1572 nach den Niederlanden zurück. In demselben Jahre sendete ihn der Prinz zu der ersten Ständeversammlung in Dordrecht, dann war er Militaircommandant von mehren Plätzen. Bei der Einnahme von Maaslandsfluyt fiel er 1573 in span. Gefangenschaft, kam aber 1574 wieder in Freiheit. Hierauf leitete er als Bevollmächtigter die Unterhandlungen der Republik mit den Höfen zu Paris, London und 1577 auf dem Reichstage zu Worms. Er war sehr thätig bei der Begründung der Universität zu Leyden, sowie 1576 beim Abschluß des Genter Vertrags, wo sich die Provinzen dem offenen Aufstande Hollands und Seelands anschlossen. Im J. 1584 wurde er Bürgermeister von Antwerpen, das er 13 Monate lang gegen den Prinzen von Parma vertheidigte, 1585 aber an die Spanier übergab. Die Mischelligkeiten, in die er deshalb sich verwickelt sah, veranlaßten ihn, von den öffentlichen Angelegenheiten sich zurückzuziehen und erst im J. 1590 ging er wieder als Gesandter nach Paris. Hierauf lebte er in Leyden, wo er im Auftrag der Staaten die hebr. Bibel ins Holländische übersezte und 1598 starb.

Marobod, s. **Marbod**.

Marode nennt man einen Soldaten, dessen Körperkräfte durch anhaltende Märsche

Bitterungseinflüsse, oder die Beschwerden des Dienstes erschöpft sind. Da diese Erschöpfung auch oft nur vorgegeben wird, um auf dem Marsche zurückzubleiben und in den Dörfern zu plündern und zu rauben, so hat man jede solche ungesetzmäßige Erpressung mit dem Worte *marodiren* bezeichnet. Man bringt die Benennung mit dem schwed. *General Marode* in Verbindung, dessen Heerhaufe im Dreißigjährigen Kriege, aller Mannszucht entbehrend, nur von Raub und Erpressungen lebte.

Marokko oder das Sultanat *Moghrib ul Afrika*, d. h. der äußerste Westen, im nordwestlichen Theile Afrikas, zwischen dem 27°—36° nördl. Br. und dem 6°—16° östl. L., wird im Norden vom Mittelländischen Meere und der Meerenge von Gibraltar, im Westen vom Atlantischen Ocean, im Süden von der Wüste Sahara und im Osten von Algerien und der Steppe von Biledulgerid begrenzt, und nimmt einen Flächenraum von 14000 □M. ein. Der Atlas (s. d.), der hier seinen höchsten Gipfel hat, durchzieht, vom Cap Noon, dem südwestlichsten Punkt des Landes, beginnend, dasselbe in der Richtung von Südwesten nach Nordosten in seiner ganzen Länge, es in eine nordwestliche und eine südöstliche Hälfte scheidend, und Seitenarme nach beiden Seiten aussendend, die an der Küste viele Vorgebirge bilden, von denen das Cap Spartel, die nordwestlichste Spitze Afrikas, hervorzuheben ist. Trotz der großen Küstenausdehnung besitzt das Land nur wenige und meist schlechte Rheben und Häfen. Der Boden, der sich vom Atlas nach beiden Seiten zu abdacht, bietet allen Stufenwechsel vom Hochgebirge in der Mitte bis zur Ebene auf den beiden Seiten an der Küste und am Rande der Wüste, und ist im größten Theile, vorzüglich auf der Nordwestseite, fruchtbar und anbaufähig. Die vielen Flüsse, die der Atlas nach beiden Seiten entsendet, sind meist unbedeutend und nicht schiffbar; am ansehnlichsten sind die Maluiah oder Mulvia, die sich in das Mittelländische Meer, der Sebu, die Morbeja, der Tensift und Sus, die sich in den Atlantischen Ocean, und Ghir, Riz, Tafilet und Drah, die sich in die Wüste verlieren. Klima und Producte hat das Land im Allgemeinen mit der *Berbererei* (s. d.) gemein. Dasselbe gilt von der Bevölkerung, die wahrscheinlich gegen 8 Mill. beträgt; denn, wie in der *Berbererei* überhaupt, besteht diese auch in M. aus berberischen Ureinwohnern (s. *Kabylen*), hier *Amazirghen* und *Schellöchen* genannt und die Mehrzahl der Einwohner bildend; ferner aus *Mauren* (s. d.), *Beduinen* (s. d.); Juden, als Sklaven eingeführten Negern und sehr wenigen Europäern. Die Bildung des Volks, sowie seine Thätigkeit, sowol in Beziehung auf Ackerbau wie auf technische Gewerbe, steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Am gebildetsten sind die Mauren, während manche Stämme der Amazirghen fast in dem Zustande von völliger Wildheit leben, und dem Sultan fast nur dem Namen nach unterworfen sind. Bis auf die Juden und die wenigen Europäer bekennt sich die ganze Bevölkerung zum Islam, und zwar mit einem Feuer, das sie zu den fanatischsten Muselmännern macht. Bedeutender als der Gewerbefleiß, der sich nur in der Verfertigung von Mügen, feinen Seidenwebereien und feinem Leder, das daher den Namen *Maroquin* führt, auszeichnet, ist der Handel, der theils als ansehnlicher Karavanenhandel mit dem innern Afrika, theils als Seehandel mit Europa in den Hafensplätzen, theils als Levantehandel durch die Pilger nach Mekka geführt wird. Die Staatsverfassung ist rein despotisch; der Titel des Herrschers, den wir gewöhnlich Kaiser, die Mauren aber Sultan nennen, ist *Emir-al-Mumenin*, d. i. Fürst der Gläubigen. Der ganze Staat zerfällt in zwei natürliche, vom Atlas getrennte Hälften, deren nordwestliche, der *Mauritania Tingitana* der Alten entsprechend, von Norden her durch die Reiche *Fez* (s. d.) und *Marokko* im engerm Sinne, mit der Provinz *Sus*, deren südöstliche aber, die *Gätulia* der Alten, von den Provinzen *Tafilet* oder *Tafilett*, *Sedschelmefa* und *Darah* gebildet wird, welche häufig mit zu *Biledulgerid* gezählt werden. Politisch sind die beiden Reiche *Fez* und *Marokko* in 28 Bezirke getheilt, die durch *Paschas* und *Kaids* regiert werden; das *Tafilet* steht unter zwei *Kaids*, die übrigen Theile des Reichs aber, besonders die *Amazirghenstämme* im Innern des Atlas, unter fast unabhängigen Häuptlingen, welche die Gewalt eines Großfürsten als Hauptes aller *Amazirghen* und *Schellöchen*, anerkennen, dem Sultan aber, dessen unbotmäßigeste Unterthanen sie sind, kaum einen geringen Tribut entrichten und durch häufige Empörungen jede geordnete Regierung unmöglich machen. Die Verwaltung der einzelnen Provinzen ist, wie die Centralregierung, ganz orientalisches. Die Staatsein-

fünfte werden auf jährlich $2\frac{1}{2}$ Mill. span. Piafter, die Ausgaben auf 1 Mill. angege-
 sodas ein bedeutender Überschuss im Schatz verbleibt, der ein persönliches Eigenthum des
 Sultans, in einem besonders dazu gebauten äußerst festen Schatzhaus zu Meknäs aufbe-
 wahrt wird, das von 2000 Schwarzen bewacht wird und dessen Schlüssel beständig dem
 Sultan und seiner Favoritsultanin bewahrt werden. Man gibt den hier aufgehäuften
 Reichthum auf 50 Mill. Piafter an. Das regelmäßige Heer zählt nur etwa 15—20000
 M. und besteht meist aus schwarzen Sklaven; in Kriegszeiten dagegen wird in den Pro-
 vinzen noch ein besonderes Aufgebot von Milizen, der Gum, ausgehoben, das von den Lo-
 calobrigaden angeführt, eine unregelmäßige Truppe bildet und sich auf 80—100000 M.
 belaufen kann. Das Seewesen M.s war früher bedeutend, und die marokkan. Piraten
 machten sich im 16. und 17. Jahrh. allen europ. Seemächten, vorzüglich aber Spanien,
 fürchtbar. Nach und nach wußten sich die größern Seemächte durch Gewalt oder Verträge
 gegen diese Gewaltthätigkeiten sicher zu stellen, die kleinern aber blieben M. auch noch bis
 auf die neueste Zeit entweder preisgegeben oder tributair, ein Verhältniß, das erst nach
 1829 und 1830 zu einer kriegerischen Expedition Frankreichs nach den marokkan. Küsten-
 städten Veranlassung gab, und erst in neuester Zeit in Folge der Siege der Franzosen so-
 gänzlich geändert hat. Jetzt ist das Seewesen M.s, das noch am Ende des 18. Jahrh. der
 kleinern europ. Seestaaten gefährlich war, gänzlich heruntergekommen und besteht nur
 noch aus ein paar unbedeutenden Schiffen. Die bedeutendsten Städte des marokkan. Reichs
 sind Fez, Meknäs, Tetuan, Tanger, Teza, Et Arisch und Sale im Reiche Fez (s. d.); und
 im Reiche Marokko im engern Sinne: Marokko, eigentlich Maraksch oder Marakata,
 die Hauptstadt des ganzen Reichs und die erste Residenz des Sultans, auf einer weiten
 Hochebene zwischen dem Atlas und dem Flusse Tensift gelegen. Sie wurde 1052 wahr-
 scheinlich an der Stelle des alten Bocanum Emerum gegründet, zählte im 12. Jahrh.
 100000 Häuser und 700000 E., ist aber jetzt so herabgekommen, daß sie kaum gegen
 50000 E. hat. Zwar haben die starken, 30 F. hohen und mit unzähligen Wachtthürmen
 versehenen Mauern noch zwei Meilen im Umfang, aber innerhalb derselben gibt es eine
 Menge öder Plätze und verfallener Gebäude. Die Moscheen, von denen die im 12. Jahrh.
 erbaute Et Kolubia die merkwürdigste ist, sind zahlreich und zum Theil sehr schön. Der
 Palast des Sultans, aus mehreren Gebäuden bestehend, ist von prächtiger Bauart, liegt
 außerhalb der Stadt und ist mit einer starken Mauer umgeben, die einen Umfang von $1\frac{1}{2}$
 Stunde hat. Handel und Verkehr, sowie die Lederbereitung sind noch ziemlich beträch-
 tlich. Die Luft ist rein, die Stadt gut bewässert, aber schmutzig, und in winkligen, engen
 Straßen ganz nach der gewöhnlichen orient. Art gebaut. Für die Auswärtigen gibt es
 eine besondere Vorstadt. Mogador, mit 16000 E., von den Eingeborenen Suerah ge-
 nannt, wurde erst 1760, wahrscheinlich auf der Stelle des alten Erythraä, gegründet, auf
 Befehl des Sultans Sidi Mohammed, der einen Centralpunkt des Handels daraus machen
 wollte. Die Stadt ist regelmäßig am Rande einer kleinen Sandwüste gebaut, hat ziemliche
 starke Festungswerke, die aber durch die letzte Beschiesung sehr gelitten haben, und einen
 nicht sehr tiefen, aber sichern Hafen, der durch eine Insel gebildet wird, welche die Franzo-
 sen eine Zeit lang nach der letzten Beschiesung besetzt hielten. Der Handel ist noch immer
 von Wichtigkeit. Tarudant, eine der ältesten Städte des Reichs, von Amazirghen ge-
 gründet, zählt gegen 20000 E. und ist wegen ihrer Färbereien, Gerbereien und Salpeter-
 fabriken berühmt. Von den Orten in den Provinzen südöstlich vom Atlas ist nur Taflet
 anzuführen, eine Gruppe von besetzten Gebäuden und Dörfern an beiden Ufern des Bi-
 mit 10000 E., die einen bedeutenden Karavanhandel mit dem Innern Afrikas treiben.
 Die Geschichte M.s ist bis zum Ende des 15. Jahrh. eng mit der der ganzen Berber-
 (s. d.) verbunden. Um diese Zeit wurden die Meriniden von den Sanditen gestürzt, denen
 im Anfange des 16. Jahrh. die Scherife von Taflet folgten, unter welchen trotz der innern
 Thronstreitigkeiten und oriental. Greuel gegen das Ende des 16. Jahrh. das Reich blühend
 wurde und seine größte Ausdehnung erreichte, indem es den westlichen Theil von Algerien
 umfaßte und im Süden bis Guinea reichte. Unter ihnen wurden auch die Portugiesen aus
 ihren Besetzungen vertrieben und König Sebastian (s. d.) geschlagen. Nach dem Tode
 Ahmed's, des mächtigsten der Scherife, um 1603, zerfiel das Reich durch die fortwährenden

innern Kämpfe unter seinen Nachfolgern immer mehr, sodas es dem Mulei Scherif, einem Nachkommen Ali's und der Fatime, leicht wurde, die Dynastie der ersten Scherife um die Mitte des 17. Jahrh. zu stürzen und die der zweiten, welche jetzt noch regiert, auch die Dynastie der Aliden oder Hoseini genannt, zu begründen. Der berühmteste Herrscher dieser Dynastie war Mulei Ismail, der von 1672—1727, zwar nicht ohne Glanz nach außen, indem er Tanger und El Arisch den Spaniern abnahm, aber im Innern als der größte Wüthrich, der je geherrscht, regierte, indem er nicht weniger als 5000 Menschen eigenhändig hinrichtete, und die greulichsten Martern ersann, mit denen er sie zu Tode quälte ließ, wobei weder Günstlinge noch seine eigenen Frauen und Kinder gegen seinen Blutdurst sicher waren. Er hatte während seines ganzen Lebens nacheinander gegen 8000 Frauen und zeugte 825 Söhne und 342 Töchter. Unter seinen Nachfolgern herrschten die innern Kriege und Thronstreitigkeiten, die das Land immer mehr in Verfall brachten, unter fortwährenden Greueln und andern Barbareien fort bis auf die Regierung Mulei Sidi Mohammed's, von 1757—89, die sich durch Milde, Gerechtigkeit und das Bestreben, europ. Cultur den Eingang zu verschaffen, auszeichnete, dessenungeachtet aber mit Empörungen zu kämpfen hatte. Nach Mohammed's Tode begann wieder die alte Barbarei zu herrschen, bis unter dem Sultan Mulei Soliman eine glücklichere Zeit eintrat, dessen Regierung, von 1794—1822, nur in den letzten Jahren von Pest, Empörungen und Thronstreitigkeiten getrübt wurde. Ihm folgte 1822 der jetzt regierende Sultan Mulei Abderrahman, geb. 1778, dem es gleich nach seinem Regierungsantritt gelang, der Empörung der Gebirgsstämme ein Ende zu machen. Übrigens zeigte er sich im Ganzen mild und als Freund des Friedens nach innen wie nach außen. Dessenungeachtet ist er es gerade, unter dem durch äußere Kriege und Vorgänge das Reich in die größte Gefahr versetzt wurde. Die Ursache davon ist in der Besignahme Algiers durch die Franzosen und in den Conflicten zu suchen, in die der Sultan dadurch auf der einen Seite mit den Franzosen selbst, auf der andern mit den fanatischen, durch Abd-el-Kader (s. d.) aufgewiegelten Volksstämmen seines eigenen Landes, besonders den berberischen, gerathen mußte. Schon in den J. 1830—32 wäre es beinahe wegen seiner Versuche, einen Theil der algier. Provinz Dran an sich zu reißen, zu einem Krieg mit Frankreich gekommen, der damals noch durch das entschiedene Auftreten Frankreichs verhindert wurde. Indessen dauerte die Spannung zwischen Frankreich und M., das den Todfeind des erstern, Abd-el-Kader, auf alle Weise als Rückhalt und Stütze diente, fort, und steigerte sich endlich zu offener Feindseligkeit, als Abd-el-Kader, durch die Strategie und Siege Bugaud's aufs Auserste gedrängt, sich auf marokkan. Gebiet zurückziehen gezwungen war, wo er offen von der Bevölkerung unterstützt wurde und ein bedeutendes Heer sammelte. Ein Heer, welches der Sultan von M. hierauf an der algier. Grenze versammeln ließ, beging, statt den Reclamationen der Franzosen Genugthuung zu verschaffen, gegen Ende des Mai 1844 selbst die ersten Feindseligkeiten gegen dieselben, sodas ein förmlicher Krieg mit ihnen unvermeidlich war, der dann auch bald ausbrach. Eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville bombardirte Tanger am 6. Aug. 1844 und Mogador am 15. Aug., und ein Landheer unter Marschall Bugaud überschritt die marokkan. Grenze und schlug das große marokkan. Heer, das in Folge der Predigung des Dschad (d. i. heiligen Kriegs) aus dem in allen Provinzen aufgeborenen Gum (Heerbann) gebildet und unter den Befehl eines Sohnes des Sultans gestellt worden war, am 14. Aug. 1844 in der Schlacht beim Flusse Isly aufs Haupt. Das ganze marokkan. Lager mit dem Sonnenschirm des Prinzen (als Zeichen seines Oberbefehls) fielen in die Hände der Sieger und das marokkan. Heer wurde ganz zersprengt. Der am 10. Sept. 1844 zu Tanger abgeschlossene Friedensvertrag zwischen Frankreich und M., in welchem letzteres den Abd-el-Kader außer dem Gesetze erklärte, ihn, im Fall er in marokkan. Hände fielen, fest zu halten, desgleichen jede Unterstützung von Frankreichs Feinden zu verhindern versprach, und die alten Grenzen gegen Algier, die neu regulirt werden sollten, anerkannte, war die Folge dieser Siege. Am 26. Oct. 1844 wurden die Ratificationen dieses Vertrags in Tanger ausgetauscht. Weit entfernt aber, daß durch diesen Vertrag die Schwierigkeiten der Lage zwischen Frankreich und M. beseitigt worden wären, stellten sie sich nun erst recht heraus; denn es zeigte sich immer mehr, daß der Sultan von M. durchaus nicht

die Macht habe, die im Friedensvertrag gethanen Versprechungen zu erfüllen, da er in diesem Falle mehr von seinen eigenen fanatisirten Völkern und Abd-el-Kader, der es auf nichts weniger als auf des Sultans Sturz und die Gründung eines eigenen Reichs in M. abgesehen hat, als im Gegentheil von den Franzosen zu fürchten hätte. Den Beweis hiervon liefert das neue siegreiche plötzliche Auftreten Abd-el-Kader's im Oct. 1845, zu dem er die Mittel allein aus M. zog. Zu gleicher Zeit mit diesem Kampfe gegen Frankreich im J. 1844 hatte M. Handel mit Spanien und den skandinav. Staaten; jene, aus der Ermordung des span. Consularagenten Darmon entsprungen, wurden durch Englands Vermittelung im Laufe des J. 1845 mittels einer unbedeutenden Genugthuung beigelegt; diese, bei denen es sich um Nichtfortbezahlung der Tribute Dänemarks und Schwedens mit Norwegen handelte, ebenfalls im J. 1845 unter Frankreichs Vermittelung durch einen Vertrag beseitigt, in dem M. auf jene Tribute Verzicht leistete.

Maronen, s. Kastanien.

Maroniten ist der Name einer Partei oriental. Christen, die in Folge der monothetischen Streitigkeiten entstand. Als nämlich die Monotheliten (s. d.) nach dem Tode des Kaisers Philippicus Bardanes im J. 713 von Anastasius II. vertrieben wurden, sammelte sich ein Häuflein derselben im Libanon um das Kloster des heil. Maro oder Marun, eines Abtes im 6. Jahrh., wählte sich den Mönch Johannes Maro zum Oberhaupte mit dem Titel Patriarch von Antiochien und erhielt sich von da an unter dem Namen der Maroniten. Von den Melchiten oder kaiserlich gesinnten Christen als Rebellen behandelt, wurden sie in der Gegend, die jetzt Kesruan heißt, zu einem Bergvolke, das seine politische wie seine kirchliche Selbständigkeit auch gegen die Mohammedaner tapfer zu verteidigen mußte und sie bis jetzt unter türk. Oberherrschaft gegen Erlegung eines Tributs, wie die Drusen, behauptet. Die politische Verfassung der Maroniten ist die eines militairischen Freistaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinstocks und Maulbeerbaums. An Einfachheit der Sitten, Mäßigkeit und Gassfreiheit gleichen sie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfassung erinnert sehr an die Gebräuche der alten griech. Kirche. Im J. 1182 und dann wieder 1445 haben sie sich dem Papste unterworfen und der röm. Kirche angeschlossen, ohne jedoch ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es 1736 Clemens XII., sie zur Annahme der Beschlüsse der trident. Kirchenversammlung zu bewegen; indeß blieben ihnen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe nach Art der griech. Kirche und der Gebrauch der arab. Landessprache beim Gottesdienste, nur die Messe wird in altfyr. Sprache gelesen. Ihr Oberhaupt, das jedesmal den Namen Petrus erhält, nennt sich noch jetzt Patriarch von Antiochien, obgleich er im Kloster Kanubin auf dem Libanon seinen Wohnsitz hat, und legt dem Papste alle zehn Jahre Reichenschoß von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die Bischöfe und übrigen Geistlichen, die in sieben Graden aufsteigen. In Kesruan sind über 200 maronitisch. Manns- und Frauenklöster, die der angeblichen Regel des heil. Antonius folgen und sich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Geistlichen besteht seit 1581 ein maronitisches Collegium zu Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt noch durch die Sendung päpstlicher Nuntien gelungen, dieser Partei den Geist der röm. Kirche ganz einzulösen, und sowol die in Kesruan als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypren lebenden Maroniten sind immer bei ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da bei der alten Liturgie geblieben. Neuerdings haben die Maroniten des Libanon in blutigen Kämpfen mit den Drusen sehr gelitten; namentlich sind viele ihrer Klöster zerstört worden.

Maröquin, s. Saffian.

Marot (Clément), franz. Dichter, geb. 1495 zu Cahors, war der Sohn Jean M.'s, geb. 1463 zu Mathieu in der Normandie, gest. 1523 als Kammerdiener König Franz's I. und bekannt als Dichter namentlich durch sein „Doctrinal des princesses“. Der Vater selbst, der nicht von strengen Sitten war, legte bei seinem talentvollen Sohne den Grund zu einer Frivolität, welche ihn in den Strudel eines wechselvollen Lebenswandels riß. So erhielt er zuerst

eine Stelle unter den Pagen der Margarethe von Valois, mit der er später ein zartes Verhältniß unterhalten haben soll, und trat dann als Kammerdiener in Franz's I. Dienste, dessen Gunst er sich durch sein Gedicht „Le temple de Cupidon“ erwarb. Er begleitete seinen Herrn auf mehren Kriegszügen und wurde, an der Seite desselben tapfer fechtend, bei Pavia gefangen. Indessen durfte er schon, als Franz I. noch in Madrid gefangen gehalten wurde, nach Paris zurückkehren. Sein poetisches Talent und sein froher Lebensmuth ließen ihn viel Glück bei den Frauen am Hofe Franz's I. machen; am berühmtesten wurde seine Liebeshaft mit der nachherigen Maitresse Heinrich's II., Diana von Poitiers. Dieses Verhältniß löste sich, und der Groll seiner erzürnten Geliebten mag wol mit dazu beigetragen haben, die Verfolgungen der Geistlichkeit gegen ihn zu entfesseln. Auf Anstiften des Inquisitors Jean Bouchart wurde er gefangen gesetzt; aber selbst im Kerker verließ ihn sein Frohsinn nicht. Er schrieb unter dem Titel „L'enfer“ ein treffliches allegorisch-satirisches Gedicht gegen seine Ankläger und Richter und bearbeitete um dieselbe Zeit den Roman von der Rose, welcher 1527 erschien. Nachdem er durch Franz's I. Fürsprache seine Freiheit 1526 wiedererhalten hatte, begab er sich aufs neue an den Hof der Königin von Navarra. Seine Poesie nahm nun eine ernstere Färbung an. Seine Bearbeitung der Psalmen, welche er hier begann, zog den Haß des Klerus zum zweiten Mal auf ihn. Er ging deshalb nach Genf, wo er von Calvin für den calvinischen Glauben gewonnen wurde und mit Beza fortfuhr, die Psalmen zu übersetzen. Seines anstößigen Lebenswandels wegen sehr bald wieder aus Genf vertrieben, hielt er sich eine Zeit lang am Hofe zu Ferrara auf und wurde dann wieder katholisch, um nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Als er sich jedoch hier mit Mißtrauen empfangen sah, ging er wieder nach Italien und starb zu Turin im Sept. 1544. Seinen mannichfaltigen Gedichten ist Leichtigkeit und Anmuth nicht abzuspochen, wenngleich bei ihnen nicht selten der Adel des Ausdrucks und eine würdevolle Haltung zu vermissen sind. Das ungetheilteste Aufsehen erregten seine 50 Psalmen, welche nach den Compositionen von Gondimel und Bourgeois überall gesungen wurden. Der naive Stil M.'s, von dem der Ausdruck style marotique entlehnt ist, hat lange als Muster der leichtern Dichtungsarten gedient und ist besonders von Lafontaine mit Glück nachgeahmt. Seine Werke erschienen öfters, z. B. von Lenglet Dufrenoy (4 Bde., Haag 1731, 4. und 6 Bde., 12.), von Auguis (5 Bde., Par. 1823) und von P. Lacroix (3 Bde., Par. 1824) mit Glossen und Noten. — Sein Sohn Michel M., welcher 1534 als Page der Königin Margarethe aufgenommen wurde, ist ebenfalls als Dichter bekannt.

Maroto (Don Rafael), nächst Zumala-Carreguy (s. d.) der bedeutendste karlistische Heerführer im letzten span. Bürgerkriege, geb. 1785 zu Conca in Murcia, trat 1808 in span. Kriegsdienste und wurde 1814 Oberstlieutenant und 1815 Oberst. Durch ein großes Vermögen in eine unabhängige Stellung versetzt, benutzte er diese zu wiederholten Reisen, zumal in Amerika, England und Frankreich. Als Militair leistete er insbesondere in Südamerika, wo er mit Espartero Freundschaft schloß, ausgezeichnete Dienste. Im J. 1833, wo er Generalcommandant von Guipuzcoa war, folgte er dem aus Spanien verwiesenen Don Carlos nach Portugal, obgleich er wol schon damals die völlige Untauglichkeit des Prätendenten durchschaut zu haben scheint. Im Dienste desselben wurde er 1834 bei der ersten Belagerung von Bilbao unter Zumala-Carreguy verwendet, und erhielt nach dessen Tode 1835 das Commando in Biscaya. Er erfocht am 11. Sept. 1835 bei Arrigoria einen glänzenden Sieg über Espartero und schloß hierauf Bilbao ein, das Espartero besetzt hielt, fiel aber dann durch die Intrigen der Camarilla und sein entschiedenes Auftreten gegen Don Carlos, bei diesem in Ungnade. Außer Activität, lebte er nun in Tolosa, bis er um die Mitte des J. 1836 nach Bayonne ging, wo er mit den franz. Behörden wegen einer Intervention unterhandelte. Im J. 1837 folgte er dem Rufe als karlistischer Befehlshaber in Catalonien, kehrte indes bald darauf nach Frankreich zurück und hielt sich hier auf, bis er nach der Niederlage der Karlisten bei Vitorrada, am 25. Juni 1838, von Don Carlos zum Chef des Generalstabs und bald darauf zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Er schien jetzt die karlistische Sache mit neuem Eifer erfaßt zu haben und that sehr viel für die Reorganisation des zerrütteten Heers. Allein sehr bald brachte die apostolische Partei

eine förmliche Conspiration gegen ihn zu Stande. Am 10. Febr. 1839 hatte er deshalb eine Unterredung mit Don Carlos, dem er hierbei geradezu erklärte, daß er 20 Intriguanten erschießen lassen werde. Dieses geschah auch am 19. und 20. Febr. Doch diese blutige Strenge rief bald eine neue Reaction gegen ihn hervor und im Hinblick auf die ihn bedrohende Gefahr, sowie unter dem Einflusse eines Theils der Militärschefs, die des endlosen Kampfes für die ihnen verhaftet oder gleichgültig gewordene Sache des Prätendenten müde waren, leitete er am 27. Febr. die Unterhandlungen mit den Christinos ein, die am 31. Aug. 1839 zu dem Vertrage von Bergara führten. (S. Spanien.) M. begab sich hierauf nach Bilbao, dann nach Madrid, wo er aber sehr wenig für die Aufrechterhaltung des von ihm abgeschlossenen Vertrags that. Zum Lohne bewilligte ihm die Königin-Regentin eine Besoldung von 40000 Realen und im J. 1840 wurde er Beisitzer am höchsten Kriegs- und Marinegerichtshof. Sein Anbringen unter dem Ministerium auf pünktlichen Erfüllung des Vertrags von Bergara zum Besten der baskischen Provinzen und seiner Beförderung wurde mit dem Bedenken zurückgewiesen, daß er am wenigsten von allen Theilhabern zur Beschwerde Ursache habe.

Marozia, gleich ihrer Mutter Theodora, eine der berühmtesten Personen der mittelalterlichen Geschichte, war dreimal vermählt, zuerst mit dem Herzog Alberich von Toskana, dann seit 922 mit ihrem Stiefsohne Guido und zuletzt mit König Hugo von Italien. Sie lebte mit dem Papst Sergius III. in verbotenen Umgang und zeugte mit ihm den nachmaligen Papst Johann XI.; auch war sie Großmutter Johann's XII. und Leo's VII. Auf ihr Veranlassen wurde der von ihrer Mutter auf den päpstlichen Stuhl gehobene Johann X. 928 erdroffelt. Sie wohnte in der Engelsburg und beherrschte unumschränkt den Papst nicht nur und den Kirchenstaat, sondern selbst ganz Italien, bis endlich ihr Sohn erster Ehe, Alberich, der seinen Bruder, den Papst Johann XI., 933 ermordet hatte, sich gegen sie empörte, einen Aufstand erregte und sie ins Gefängniß brachte, wo sie bald darauf starb.

Marpurg (Friedr. Wilh.), einer der vorzüglichsten musikalischen Schriftsteller, war zu Seehausen in der Altmark 1718 geboren. Mit dem Studium der Wissenschaften verband er ein gründliches Studium der Musik, welcher er auch dann noch seine meiste Zeit widmete, als er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lotodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an seinen Tod, am 22. Mai 1795, bekleidete. Er war ein ebenso scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaft gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir die „Abhandlungen von der Fuge“ (2 Bde., Berl. 1753); „Kritische Einleitung in die Geschichte der Musik“ (Berl. 1754); „Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik“ (5 Bde., Berl. 1756—78); „Anleitung zur Singcomposition“ (Berl. 1759); „Anfangsgründe der theoretischen Musik“ (Berl. 1780); „Handbuch bei dem Generalbass und der Composition“ (Berl. 1762) und „Versuch über die musikalische Temperatur“ (Bressl. 1776).

Marquesasinseln ist der Name der südlichen Gruppe des Mendacka-Archipels im östlichen Theile Australiens zwischen $7\frac{1}{2}^{\circ}$ und $10\frac{1}{2}^{\circ}$ südl. Br. und 120° — 122° westl. L., während die nördliche Gruppe den Namen Washingtonsinseln führt. Die Marquesasinseln wurden 1596 vom Spanier Mendacka de Neyra entdeckt und nach dem Vizekönig von Peru Marquesas de Mendoza benannt; die Washingtonsinseln entdeckte 1791 der Amerikaner Ingraham. Der ganze Archipel zählt 13 Inseln, die zusammen ungefähr 40 QM. Flächenraum haben. Sie sind gebirgig und vulkanischen Ursprungs, und kommen hinsichtlich ihrer ganzen Natur, ihres Klimas und ihrer Producte ganz mit den übrigen vulkanischen Inseln des tropischen Australiens überein; im Allgemeinen rühmt man sie nicht als fruchtbar und anmuthig. Die Bevölkerung, die auf 25000 Seelen angegeben wird, gehört zum polynesisch-malaischen Menschenstamm und ist ein schöner Schlag, der sich körperlich von den übrigen Polynesiern auszeichnet, moralisch aber sehr entartet ist und bis in die neueste Zeit herab noch Menschenfresserei trieb. Selbst die so thätigen engl. Missionare vermochten unter ihnen nichts zu wirken und wurden nur verhöhnt. In einer Menge Gemeinden gespalten, die unter eigenen Häuptlingen standen, lebten die Bewohner

bis vor Kurzem zwar in Unabhängigkeit, aber auch im immerwährenden Kriege. Diesem Zustande wurde am 25. Juni 1842 ein Ende gemacht, an welchem Tage der franz. Contre-admiral Dupetit-Thouars den ganzen Mendana-Archipel für Frankreich in Besitz nahm. In Folge davon ging von Frankreich eine Expedition nach diesen Inseln, die durch ihre Lage, als nächster Punkt im Stillen Ocean auf der Linie von Panama nach China, von hoher Wichtigkeit sind, und brachte den neuen Gouverneur Schiffscapitain Bruat mit einer Besatzung und den nöthigen Colonisationsmitteln dahin. Im Anfange machten die Eingeborenen einige Versuche, der Besitznahme der Franzosen sich zu widersetzen, wurden aber jedesmal geschlagen. Die bedeutendsten unter den Inseln sind Hivaoa unter den Marquesas- und Nukahiva (s. d.) unter den Washingtoninseln.

Marqueterie, s. Mosaik.

Marquis, entstanden aus dem lat. Marchio, war in Frankreich früher ganz gleichbedeutend mit Markgraf (s. d.) und ebenso Marquisat mit Markgrafenthum. Jetzt ist es ein einfacher Adelstitel, den der König verleiht und den Jeder vom niedern Adel erhalten kann. Der Marquistitel bildet in Frankreich die Übergangsstufe vom hohen zum niedern Adel. Der von Napoleon geschaffene neue Adel kannte diesen Titel nicht. In England, wo die Marquis zwischen den Herzogen und den Grafen stehen und im Kanzleistil Fürsten genannt werden, kam dieser Titel zuerst 1385 vor, wo König Richard II. den nachmaligen Herzog Robert de Vere zum Marquis von Dublin ernannte; doch war er nie sehr häufig. Auch in Italien hat der Marchese seinen Rang vor dem Grafen.

Marryat (Francis), engl. Romanschriftsteller, geb. in der Grafschaft Suffolck, aus einer angesehenen Familie, trat frühzeitig in den Seebienst, zeichnete sich im Kriege gegen die Birmanen aus und wurde Capitain. Den Oberbefehl über die brasil. Flotte, der ihm 1839 angetragen wurde, lehnte er ab. Als Schriftsteller trat er 1829 mit dem Romane „The naval officer“ auf, dem 1830 „The kings own“, 1832 „Newton Forster“ und „Peter simple“ folgten. Seitdem erschienen in schneller Aufeinanderfolge „Jacob Faithful“, „The phantom ship“, „Mr. Midshipman Easy“, „The pacha of many tales“, „Japhet in search of a father“, „Poor Jack“, „Frank Mildmay“, „Joseph Rushbrook the poacher“, „Masterman Ready“, „Snarleyvow“, „Ralph Rattlin the reefer“, „Percival Keene“ u. s. w., die, wie jene, fast insgesammt auch ins Deutsche übersetzt sind. Konnte es bei so großer Fruchtbarkeit nicht fehlen, daß viel Mittelmäßiges mit unterließ, so finden sich doch bei Wiederholungen nur wenige in M.'s Romanen, deren Zahl übrigens in den letzten Jahren nur noch wenig gewachsen ist. Mannichfaltigkeit und glückliche Zeichnung der Charaktere, leichter angeborener Wig, natürlicher Entwicklungsgang der Begebenheiten, gesunder Sinn und große Treue und Wahrheit der Schilderungen, endlich Vereinheit von aller Fiererei sind Eigenschaften, die seine Romane empfehlenswerth machen, trotz dem, daß sie den höhern Anforderungen, welche die Kritik an ein dichterisches Kunstwerk zu machen befugt ist, nur wenig genügen, denn so wahr unterhaltend auch M.'s Schilderungen sind, so sind sie doch meist nur wenig dichterisch. M. ist ein trefflicher Zeichner des Kleinlebens, namentlich des seemännischen; auf dem Schiffe ist er zu Hause und meisterhaft weiß er den brit. Seemann in den mannichfachen Lagen und Abstufungen darzustellen. Auch besitzen wir noch von ihm seine Reisebeschreibung durch Amerika „A diary in America, with remarks on its institutions“ (3 Bde., Lond. 1839), die aber von Engländern wie von Amerikanern bittern Tadel erfuhr, und in der neuesten Zeit hat er auch einige treffliche Jugendschriften geliefert, wie „The settlers in Canada“ (Lond. 1844) und „The mission, or scenes in Africa“ (2 Bde., Lond. 1845).

Mars oder **Mavors**, bei den Griechen **Ares**, der Gott des Kriegsgetümmels, war der Sohn des Zeus und der Here. Ohne Partei zu ergreifen, betrieb er den Krieg nur als Geschäft und ergögte sich am wilden Männermord, weshalb er selbst den unsterblichen Göttern verhaßt war. Wenn er in die Schlacht fuhr, schirten ihm seine Söhne und Begleiter Deimos und Phobos (Furcht und Grauen) die Rosse und schritten nebst seiner Schwester Eris (s. d.) vor ihm her. Doch siegte er nicht immer; er wurde von Diome-des (s. d.), dem Athene beistand, verwundet, von der Athene zu Boden geworfen und be-

deckte bei seinem Falle sieben Hufen Landes; auch die *Alcidon* (s. d.) bezwang ihn und hielten ihn dreizehn Monate gefangen, bis er von *Hermes* befreit wurde. Sein Wohnsitz war im rauhen Gebirgsland *Thrazien*. So roh und wild er war, liebte ihn doch *Aphrodite*, die ihm nach spätern Sagen den *Deimos*, *Phobos*, *Eros*, *Anteros* und die *Harmonia* gebar. So erscheint er bei *Homer*. In den *Homerischen Hymnen* tritt er in milderer Gestalt auf, als Rächer der Unschuld, Leiter der Gerechten, Helfer der Sterblichen und Geber kräftiger Jugend. Bei den *Tragikern* ist er der Gott jedes Verderbens, der Seuchen und des Miswachsens. Spätere lassen ihn am Kampfe gegen die *Giganten* Theil nehmen, auf der Flucht vor *Typhon* nach *Agypten* sich in einen Fisch verwandeln, um verborgen zu bleiben, und mit dem *Herales* zweimal in Kampf gerathen, indem er seinen Söhnen gegen ihn beistehen wollte. Den *Halirrhothios* (s. d.), den Sohn des *Poseidon*, tödtete er, weil er der *Aleippe*, seiner Tochter, Gewalt anthun wollte. Deshalb von dem *Poseidon* bei den zwölf Göttern verklagt, hielten dieselben über ihn auf einem Hügel bei *Athen* Gericht, doch sprachen sie ihn frei. Da er der Erste war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, so soll dieser Gerichtshof von ihm den Namen *Areopagus* (s. d.) erhalten haben, wahrscheinlicher aber ist es, daß der Name die Sage veranlaßte. Verehrt wurde *M.* besonders in *Thrazien*, dann bei den *Stythen*, bei denen ihm unter dem Symbol eines Schwertes, das man auf einen Haufen Reisholz steckte, Pferde und Menschen, und zwar der hundertste Mann der Gefangenen, geopfert wurden. In *Griechenland* war seine Verehrung nicht sehr verbreitet. Zu *Athen* hatte er einen Tempel, worin seine Statue von *Alkamenes* mit denen der *Aphrodite*, *Enyo* und *Athene* stand; zu *Geronthrä* in *Lakonien* einen Tempel und einen Hain, dem sich bei dem jährlichen Feste kein Weib nähern durfte. In *Sparta* gab es dem Tempel des *Poseidon* *Hipposthenes* gegenüber eine alte Bildsäule des *Ares Enyalios*, welche mit Ketten umbunden war, damit Mannhaftigkeit und Kriegsglück stets an *Sparta* gefesselt sein möchten. In *Rom*, wo *M.* nächst *Thrazien* am meisten verehrt wurde, war er eine der Schutgottheiten und gehörte zu den zwölf obersten Göttern (die *consentes*), welche die Elemente beherrschten und die Jahreszeiten herbeiführten. Daher begann das alte röm. Jahr nach der Eintheilung des *Romulus*, der ein Sohn des *M.* war, mit dem Monate des *Mars*. Ihm zu Ehren ordnete *Numa* den Dienst der *Salier* (s. d.) an, welche im März, am Feste des Gottes, unter Tanz und Singen von Hymnen einen Aufzug hielten und die heiligen Schilde (*ancilia*) bewachten. Ihm war das *Marsfeld* (s. d.) geweiht, und außerdem hatte er mehre Tempel; namentlich erbaute ihm unter dem Namen *Mars Ultor Augustus* einen äußerst prächtigen Tempel. Was die plastische Darstellung des Gottes anlangt, so war derselbe seinem Wesen nach zu sehr bloßer Begriff, um ein Hauptgegenstand der Kunst zu werden. Kein griech. Staat verehrte ihn als einen Haupt- oder Schutgott, wie dieses später in *Rom* der Fall war. Ausgezeichnete Statuen desselben waren die des *Alkamenes* und des *Skopas*, welche den spätern zum Vorbild dienten. Zu seiner Darstellung gehört eine kräftige Musculatur, ein starker fleischiger Nacken, kurzgelocktes und gesträubtes Haar. Er hat kleinere Augen, eine etwas mehr geöffnete Nase und eine weniger heitere Stirn als andere Söhne des *Zeus*. Dem Alter nach erscheint er männlicher als *Apollon* und selbst als *Hermes*. Wenn er nicht ganz unbekleidet erscheint, ist seine Bekleidung eine *Chlamys* (ein *Sagum*). Auf *Reliefs* des alten Stils ist er geharnischt, später hat er gewöhnlich nur den Helm. In der Regel steht er; auf röm. Münzen bezeichnet ein lebhafter Schritt den *Gradius*; der *Legionsadler* und andere *Signa* den *Stator* und *Ultor*; *Victorien*, *Trophäen*, der Zweig den *Victor* und *Pacifer*. *Skopas* bildete einen sitzenden *Ares*. Außerdem sieht man ihn noch mit der *Aphrodite* zusammen in *Statuengruppen*. Namentlich wurde er von den Römern gern mit der *Isis* oder *Rhea Silvia* dargestellt, wobei man oft griech. Darstellungen, zumal die *Überraschung* der *Kriadne* durch *Dionysos*, zum Grunde legte.

Mars (Anne Françoise Hippolyte), eine der berühmtesten franz. Schauspielerinnen, wurde 1778 zu Paris geboren. Ihr Vater war der vortreffliche Schauspieler *Monvel* am *Théâtre français*, und ihre Mutter und ältere Schwester, die 1837 starb, waren beim *Théâtre Montansier* in *Versailles* angestellt. Hier trat auch sie seit 1791 in *Kinderrollen* auf. Nachdem sie sich unter der Leitung der Schauspielerin *Contat* weiter ausgebildet hatte,

wurde sie am Théâtre français angestellt, wo sie junge Liebhaberinnen und naive Mädchen spielte und neben den andern vorzüglichen Schauspielern sich so sehr auszeichnete, daß sie bald zu den ausgezeichnetesten Künstlerinnen gezählt wurde. Seit 1812 übernahm sie die Rollen sogenannter grandes coquettes und wendete sich nun zu Molière's Stücken, die durch ihr unnachahmliches Spiel einen neuen Werth erhielten. Als Celimène im „Misanthrope“, als Elmire im „Tartuffe“, ebenso in den Kokettenrollen der Marivaux'schen Lustspiele ließ sie nichts zu wünschen übrig; welche Rolle sie auch übernahm, so war ihr Spiel vollendet. Sie hatte eine sanfte Stimme, der sie aber die mannichfaltigsten Beugungen, Nuancen und Intonationen zu geben vermochte. Sie übertrieb nie, blieb stets in den Grenzen des Natürlichen und Anständigen und hatte eine ungemeine Sicherheit des Spiels. Eine schöne schlankte Gestalt mit angenehmen Gesichtszügen, zeigte sie auch in ihrem Anzug einen so ausgezeichneten Geschmack, daß sie den Pariserinnen hierin zum Muster diente. Zu der Zeit des großen Glors des Théâtre français bezog sie ein Einkommen von 30—40000 Francs. Überdies machten ihr Napoleon und andere Fürsten ansehnliche Geschenke. In ihren höhern Lebensjahren versuchte sie sich auch mit Erfolg im tragischen Fache. Durch Speculationen an der Börse, die sie früher mit Glück trieb, verlor sie später den größten Theil ihres Vermögens. Erst im J. 1841 verließ sie die Bühne.

Mars oder **Marsch**, im gewöhnlichen Leben **Mastkorb** genannt, heißt das auf zwei starken mit dem **Mast** (s. d.) verbolzten Planken, den **Sahlingen** oder der **Sattelung** ruhende **Rösterwerk**, welches bestimmt ist, den **Kuß** der **Stenge**, d. h. der **Verlängerung** des **Mastes**, zu tragen und durch die **Banden** derselben sie zu befestigen. Der volle **Dreimaster**, die **Yint** oder das volle **Schiff** hat auf jedem **Maste** einen **Mars**, den **Großen**, **Vor**- und **Kreuzmars**, während die **Stengen** zur **Befestigung** der **Bramstengen** nur **Sahlingen** ohne **Rösterwerk** tragen. Auf großen Schiffen findet man auf der hintern Seite der **Marfe** eine auf **Stützen** ruhende **Regelung**. Hier haben die zum **Ausfluchen** Beorderten ihren **Aufenthalt**; auch benützt man sie, um von hier aus **Kleingewehrfeuer** zu geben oder **Handgranaten** zu werfen. Endlich liegen hier zur Zeit eines **Treffens** der **Bootsmänner** **Apparate** und **Hülfsmittel** bereit, um den am **Tau**- und **Segelwerk** in den **obern** Theilen vorkommenden **Beschädigungen** sogleich abzuhefeln.

Marsch heißt die geordnete **Bewegung** von **Truppen**; doch wird **marschiren** auch zuweilen gleichbedeutend mit „ins **Feld** rücken“ gebraucht. Je nach der **Aufstellung** der **Truppen** unterscheidet man den **Front**- und den **Flankenmarsch**. Beim **Schräg**-**marsch** erfolgt die **Bewegung** gleichzeitig **vor**- und **seitwärts**. **Abmarsch** findet statt, wenn die **Linie** sich in **kleinere** Theile bricht, welche **hintereinander** **geschoben**, sich **vorwärts** **bewegen**; **Aufmarsch** bezeichnet die **Herstellung** der **Linie**. In **Bezug** auf das **Marschtempo** der **Infanterie** unterscheidet man **Parade**- und **Geschwindmarsch** und den **Sturm**-**schritt**; ersterer kommt nur noch bei **Übungen** der **Rekruten** und bei **Leichenparaden** vor. Bei der **Cavalerie** und **Artillerie** zu **Fuß** fällt der **Sturm**-**schritt** weg; zu **Pferde** erfolgt der **Marsch** im **Schritt**, **Trab**, **Galopp** oder **Carriere** (**Marsch! Marsch!**). Nach dem **Zwecke** des **Marsches** unterscheidet man **Übungs**-, **Feld**- und **Manoeuv**-**marsch**. Die **Marschordnung** bestimmt die **Folgerreihe** der **Truppentheile** und die für **gegebene** **Verhältnisse** besonders zu **beobachtenden** **Regeln**, z. B. nicht **laut** zu **sprechen**, **keinen** **Tabak** zu **rauchen** u. s. w.

Marschall oder **Marschalk** (Marescalcus), wie es in **alterthümlicher** **Form** heißt, ist **unstreitig** von dem **alten** **Wort** **Mar** oder **Mähre**, d. h. **Pferd** oder **Streitross**, und **Schalk**, d. h. **Diener**, **abzuleiten**, sodas es **zunächst** **Einen** **bezeichnete**, der die **Aufsicht** über die **Pferde** und über den **Stall** führte, also etwa einen **Stallmeister**, wie denn auch noch **gegenwärtig** im **Französischen** **Maréchal** der **Hufschmied** heißt. Schon unter den **fränk.** **Königen** aber war der **Marschall** (comes stabuli) eine **höhere** **Hofwürde**. (S. **Connetable**.) Im **Deutschen** **Reiche** wurde seit der **Zeit** **Kaiser** **Otto's I.** das **Amte** des **Marschalls** eines der **großen** **Hofämter** (s. **Hof**- und **Erzämter**), die **anfangs** mit **Lehngütern** **verbunden**, mit diesen **zugleich** im **Laufe** der **Zeit** **erblich** (s. **Erämter**) und **nach** dem **Beispiele** des **kaiserlichen** **Hofes** auch an den **Höfen** der **geistlichen** und **weltlichen** **Fürsten** **eingeführt** wurden. **Reichserzmarschall** des **Deutschen** **Reichs** war der **Kurfürst** von **Sachsen**, der

seinen gewöhnlichen Dienst später durch einen Erbmarschall verrichten ließ. Er hatte für die Ordnung auf den Reichstagen und bei feierlichen Gelegenheiten zu sorgen; bei der Kaiserkrönung aber, mit Beziehung auf seine ursprüngliche Function, zu Pferde von einem auf öffentlichem Markte aufgeschütteten Haferhaufen ein Maß voll Hafer zu holen und dem Kaiser zu überreichen. Gegenwärtig ist Hofmarschall der Titel eines der vornehmsten Beamten bei Hofe, der dem Hofmarschallamte vorsteht, die ganze innere Haushaltung des Hofes, der Küche, des Kellers u. s. w. besorgt, die Aufsicht über das Hofpersonal führt und alle Feierlichkeiten u. s. w. zu ordnen und zu leiten hat. Die ehemaligen Reichs- und Landerbmarschälle hatten bei den Versammlungen der Reichs- oder der Landesstände die oberste Aufsicht und den Vorsitz zu führen. (S. außerdem noch Feldmarschall und Marschälle in Frankreich.) — Marschallstafel nennt man bei Hofe die Nebentafel für Diejenigen, welche nicht an die fürstliche Tafel gezogen werden, weil an ihr der Hofmarschall den Wirth macht.

Marschall von Sachsen, s. Moriz, Graf von Sachsen.

Marschälle von Frankreich (Marschaux de France) finden sich schon in den ältern Zeiten der französischen Monarchie. Bereits unter Philipp August, 1180—1223, führte zeitweilig ein Oberbefehlshaber der königlichen Truppen diesen höchsten militairischen Titel, mit welchem jedoch nie andere, als Privilegien der Hofetette verbunden waren. Unter Ludwig dem Heiligen gab es zwei, später drei, vier und mehr Marschälle. Während der Regierung Heinrich's III. schränkten die Etats généraux die Marschälle, die stets sehr hoch besoldet waren, auf vier ein; doch wurde diese Zahl sowol von Heinrich III. selbst, wie von seinen Nachfolgern beträchtlich überschritten. Unter Ludwig XIV. gab es nach der Ernennung von 1703 zwanzig Marschälle. Auch ertheilte derselbe diese Würde zuerst Seemannem. Die Marschälle der alten Monarchie nannten ihre selbstgewählten Adjutanten Aides-marschaux. Aus denselben entstanden die Marschaux-de-camp, welche die Verpflegung und Einquartirung der Truppen besorgten, in gewissen Fällen selbständig beschlügen und im Range dem Brigadegeneral entsprachen. Als die Marschallswürde 1793 überhaupt aufgehoben wurde, gab es 500 Marschaux-de-camp. Napoleon stellte die Marschallswürde wieder her und ernannte Marschaux de l'empire; die Bourbons führten nach der Restauration auch den Titel eines Marschal-de-camp wieder ein. Unter der Dynastie Orleans beschränkte ein Gesetz vom 4. Aug. 1830 die Zahl der Marschälle von Frankreich in Friedenszeit auf sechs, die jedoch im Kriege auf zwölf gesteigert werden kann. Im Ubrigen ist der Name Marschall in der franz. Armee noch an mehre Functionen gebunden. So heißt Marschal-des-logis besonders bei der Cavalerie derjenige Unteroffizier, welcher die Einquartirung seiner Escadron zu besorgen hat. Napoleon ernannte im Ganzen 25 Marschälle. Bei Errichtung des Kaiserreichs am 19. Mai 1804 erhielten diese Würde: 1) Berthier, 2) Murat, 3) Moncey, 4) Jourdan, 5) Masséna, 6) Augereau, 7) Bernadotte, 8) Soult, 9) Brune, 10) Lannes, 11) Mortier, 12) Ney, 13) Davoust, 14) Bessières, 15) Kellermann, 16) Lefebvre, 17) Verrignon und 18) Serrurier; am 11. Juli 1807 nach der Schlacht bei Friedland: 19) Victor und 20) Marmont; am 12. Juli 1809 nach der Schlacht bei Wagram: 21) Dudinot und 22) Marmont; am 8. Juli 1811 nach der Schlacht bei Tarragona: 23) Suchet; am 27. Aug. 1812 nach der Schlacht bei Polotsk: 24) Souvion Saint-Cyr, und am 16. Oct. 1813 nach der Schlacht bei Bachau: 25) der Fürst Poniatowski. Ludwig XVIII. ernannte zu Marschällen am 3. Juli 1816: Coigny, Beurnonville, Clarke und Biomenil, Generalmarschall der portugies. Armeen während der Emigration, von 1801—14; ferner: Lauriston am 6. Juni 1823 bei der Eröffnung des span. Feldzuges, und Molitor am 9. Oct. 1823 nach dem span. Feldzuge; Karl X. am 8. März 1827 den Fürsten Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, der zugleich östr. General war und nur einem Feldzuge in franz. Diensten beigewohnt hatte; am 22. Febr. 1829, nach der Expedition von Morea, Maison, und am 14. Juli 1830, nach der Einnahme von Algier, Bourmont. Unter Ludwig Philipp wurden zu Marschällen ernannt: Gérard am 17. Aug. 1830; Clauzel am 30. Juli 1831, und zu gleicher Zeit Lobau; Grouchy am 19. Nov. 1831, eigentlich aber schon nach der Capitulation des Herzogs von Angoulême, am 17. Apr. 1815; Balée nach der Einnahme von Konstantine, am 11. Nov. 1837; Sebastiani am 21. Oct. 1840, und Bugeaud

1842. Außerdem erhielten den Marschallstitel die Admirale Truguet, Duperré und Rouffin, sowie der hochbejahrte Graf Drouet d'Erton. Das Zeichen der franz. Marschallswürde ist ein azurblauer mit goldenen Sternen verzierter Stab.

Marschland nennt man im nordwestlichen Deutschland den in Thälern und Ebenen aufgeschwemmten, vorherrschend fruchtbaren Boden, der anderwärts Aue-, Niederungs- oder Bruchboden heißt. Der Marschboden dient sowol zum Getreide- als zum Futterbau, doch ist letzterer in Verbindung mit einer starken Viehzucht, Wolkerei und Fettweide vorherrschender.

Marschner (Heinrich), Hofkapellmeister zu Hannover, geb. 1798 zu Zittau, verließ frühzeitig Neigung und Anlage zur Musik, kam aber doch erst in Leipzig, wohin er 1814 ging, um die Rechte zu studiren, zu dem entscheidenden Entschluß, sich ausschließlich der Musik zu widmen. Schicht stand ihm dabei rathend und belehrend zur Seite. Er studirte nicht nur die Composition, sondern übte auch das Spiel mehrerer Instrumente und trat als Pianofortespieler sogar öffentlich auf. Auf einem künstlerischen Ausfluge nach Karlsbad lernte ihn der ungar. Graf Amade kennen, auf dessen Veranlassung er 1817 nach Wien ging und in der Folge eine Musiklehrerstelle in Pesth erhielt. Hierdurch ließ sich aber M. von Verfolgung seines Hauptzieles, der Composition, namentlich der dramatischen, nicht abbringen. Die erste Frucht seines Strebens, die Oper „Heinrich IV.“, schickte er an K. M. von Weber nach Dresden, der dieselbe nicht nur zur Aufführung brachte, sondern auch in der Folge, als M. 1822 nach Dresden übersiedelte, demselben allen Vorschub leistete und seine Anstellung als Musikdirector veranlaßte. In jener Zeit schrieb er zwei kleine Opern, „Der Holzdieb“ und „Lucretie“. Schon 1826 verließ er indes Dresden wieder, heirathete die Sängerin Mariane Wohlbrück, machte mit ihr eine Kunstreise und privatisirte dann seit 1827 eine Zeit lang in Leipzig. Hier schrieb er seine erste große Oper „Der Bambyr“, die seinen Ruf weithin verbreitete und selbst in London auf die Bühne gelangte. In ihr tritt zuerst das eigenthümliche Gepräge, obwohl noch mit manchen Elementen Weber'scher Weise vermischt, entschieden und kräftig hervor, das M.'s Musik unterscheidend auszeichnet, und welches in der bald darauf folgenden Oper „Templer und Jüdin“ noch freier, selbständiger und klarer sich entfaltete und derselben einen dauernden Platz im deutschen Opernrepertoire sichert. Weniger frisch und auch weniger entscheidend in der Wirkung zeigten sich M.'s folgende Opern, „Des Fulkners Braut“, „Der Kyffhäuser“, „Das Schloß am Atna“ und „Der Babin“; nur „Hans Heiling“ (zuerst 1832 in Berlin gegeben) fand und verdiente einen größern Erfolg. In früherer Zeit hatte M. auch Vieles für Pianoforte, sowie Trios, Quatuors u. s. w. geschrieben, die aber gegenwärtig größtentheils in den Hintergrund getreten sind, wogegen seine Lieder und Männergesänge zu den beliebtesten gehören. Seit 1832 ist er in Hannover angestellt, wo er von Göttingen aus 1837 den Titel eines Doctors der Musik erhielt.

Marseille (Massilia), die dritte Stadt Frankreichs und die Hauptstadt des Departements der Rhonemündungen (Bouches du Rhône), und nach London und Hamburg diejenige Seehandelsstadt, welche die meisten und großartigsten Geschäfte macht, liegt am Fuße eines hohen Felsengebirges und an einer Bucht des Meerbusens von Lyon in Gestalt eines Halbmondes um den sehr geräumigen und sichern Hafen herum, hat zwölf Vorstädte, 16000 Häuser und über 152000 E. Sie besteht aus der Altstadt und der Neustadt, welche beide durch den herrlichen, eine Stunde langen Corso und dessen Fortsetzung, die Rue de Rome, verbunden sind. Diese Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen in dichten Reihen Buden stehen und einen immerwährenden Markt bilden. Die Häuser an derselben haben, bei einer Höhe von fünf Stockwerken, platte Dächer mit eisernen Geländern eingefaßt und mit Orangebäumen besetzt. Die Altstadt (vieux quartier), der volkreichere und größere Theil, zieht sich auf der Nordseite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter und hat enge, steile und winklige Straßen. Die auf der Süd- und Ostseite liegende Neustadt (le beau quartier) dehnt sich um den Hafen herum und ihre Straßen sind breit, schnurgerade und äußerst reinlich und die Häuser massiv und schön. Zu den vornehmsten Gebäuden gehören das Stadthaus mit der Börse; die Kathedrale, die älteste Kirche Galliens, auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, in welcher sich einige Säulen vom

höchsten Alterthume finden; das neue Theater; das alte und neue Zeughaus, und das große, Hôtel Dieu benannte Hospital, nebst den Quarantaineanstalten. Unter den 37 Plätzen zeichnen sich aus der neue Platz mit vier Springbrunnen, der Königsplatz, gleichfalls mit einem schönen Springbrunnen, der St.-Ferdinandplatz mit einem artesischen Brunnen, die Plätze Castellane de la Comédie und Montiers. Der Hafen, der seit 1815 zu einem Freihafen erklärt und seit 1823 durch Vereinigung der festen Felsenlande Matonneau und Pomègue mittels eines Dammes wesentlich verbessert worden ist und den Namen Dieu-Donné führt, bildet ein an beiden Seiten mit Seindämmen eingefasstes längliches Viereck, das eine Viertelstunde weit in die Stadt eindringt, ist gegen alle Winde geschützt und bietet für 900 Schiffe Raum, ist aber bei seiner geringen Tiefe und wegen der verborgenen Klippen für Kriegsschiffe nicht geeignet. An und bei dem Hafen, in welchem über 6000 Schiffe jährlich einlaufen, befinden sich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebst den Schiffswerften. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St.-Jean, welches dreifach übereinanderliegende, mit Geschütz besetzte Festungswerke hat, und an der linken Seite das Fort Louis auf einem hohen Felsen. Rückwärts der Stadt auf den dieselbe umgebenden Anhöhen liegen Fabriken, Gärten, Weinberge, und zwischen Öl- und Mandelbaumpflanzungen eine ungeheure Menge von Landhäusern, Bastides genannt (über 5000), auf welche die Vornehmen Sonnabends Abends sich hinbegeben, um den Sonntag dort zuzubringen. M. hat, außer vielen katholischen Kirchen, eine reformirte und eine griechische Kirche (die einzige in Frankreich), ein königliches College, eine Navigationschule, eine Arzneischule, eine Gewerbe- und Handelsschule, ein Atheneum, wo öffentliche Vorträge in allen Wissenschaften gehalten werden, eine königliche Akademie der Wissenschaften und Künste, eine akademische Gesellschaft der Medicin, eine Marine-Sternwarte, ein Gemälde- und Antiquitätenmuseum, einen königlichen Acclimatizations- und einen botanischen Garten, und eine öffentliche Bibliothek. Der Kunst- und Gewerbefleiß ist sehr blühend. Am wichtigsten sind die Fabriken in Seife, die aus schlechtem Olivenöl bereitet wird und zur Verarbeitung der Seide unentbehrlich ist, in Stärke, Puder und Nudeln; ferner in Korallen, Parfümerien, Liqueur-, chemischen Präparaten, Wachs-, Glas-, Chocolate- und Flechtwaaren; in türk. Nothgarn und rothen marokkan. Mützen. Auch gibt es hier eine pheloplastische Fabrik. Dazu kommt ferner ausgebreitete Sardellen- und Thunfischerei. Ganz besonders hat es den ganzen levantischen Handel in Händen und sein Zollamt berechnet jährlich eine Einnahme von mehr als 30 Mill. Francs. Ein regelmäßiger Personenverkehr nach allen wichtigen Plätzen am Mittelländischen Meere, nach Genua, Livorno, Neapel, selbst nach Konstantinopel und Alexandrien, wird durch Dampfschiffe unterhalten und ein treffliches Lazareth mit musterhaften Quarantaineanstalten ist für die aus der Levante kommenden Schiffer und Waaren auf der Insel Pomergues, sechs Meilen von der Stadt eingerichtet. Wegen des Handels, des schönen Klimas und der angenehmen Gegend halten sich in M. viele Fremde auf; die Einwohner sind fröhliche, gefellige, gastfreie und das Vergnügen liebende Menschen. Die Straße von M. bis Aix, welche zwischen Gärten und Weinbergen über eine kleine Bergkette durch ein sieben Stunden lauges Thal führt, ist eine der schönsten in Frankreich. M. gehört unter die ältesten Städte Europas und wurde von einer vor dem Eroberer Cyrus aus Kleinasien um 546 v. Chr. fliehenden Phocæercolonie gegründet. Es hieß Massalia, war ein aristokratischer Freistaat und hatte bis 50 v. Chr. einen blühenden Handel. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde es eine Beute der verschiedenen, Frankreich erobernden Völkerschaften. Später kam es an Burgund und Arrelat. In den unruhigen Zeiten des Mittelalters wußte es sich fortdauernd seine Unabhängigkeit und Freiheiten zu bewahren, bis es endlich den Königen von Frankreich sich unterwerfen mußte.

Marseillaise, s. Rouget de Lisle (Jos.).

Marsen (Marsi) waren ein mittelital. Volk, sabellischen Stammes, wie die Sabiner, Peligner und Marruciner, an deren und der Aquer Gebiet das ihre grenzte, das die Gegend am Lacus Fucinus (jetzt Lago di Celano), an welchem ihr Hauptort Marruvium (jetzt San-Benedetto) lag, umfaßte. Im Bundesgenoffenkriege, der nach ihnen auch der marsische Krieg genannt wird, standen sie an der Spitze der sabellischen Völker, von de-

nen er 91 v. Chr. ausging; ihr Anführer Bettius Cato schlug im J. 90 den röm. Consul P. Muttilus Lupus in einer Schlacht, in der dieser selbst das Leben verlor. Hierauf wurden sie von Marius und von Sulla geschlagen; im J. 89 aber verlor der Consul L. Porcius Cato gegen sie Schlacht und Leben, und erst nachdem sie zweimal von Sulla geschlagen worden waren, gelang es dem Consul Cn. Pompejus Strabo, sie zu unterwerfen. Wie durch ihre Tapferkeit, so waren sie auch wegen ihrer zauberischen Heilkunde und Schlangenzähmung bei den Alten berühmt. — Auch ein german. Volk am Niederrhein führte den Namen Marsen; sie waren wahrscheinlich der Theil der Sigambren (s. d.), der sich, als Tiberius unter des Augustus Regierung 10000 Sigambren auf das linke Rheinufer versetzte, die dort den Namen Gubernen oder Engernen führten, in die östlichen Waldhöhen zurückzog. Gegen sie, die auch an der Schlacht Hermann's gegen Varus Theil genommen hatten, waren Angriffe des Germanicus (s. d.), die sie namentlich im J. 16 n. Chr. schwer trafen, gerichtet. Nachher verschwindet ihr Name.

Marsfeld, Campus Martius oder auch bloß Campus, hieß bei den Römern der nördliche Theil der großen Ebene, welche außerhalb des Pomörium (s. d.) von Rom sich von den Abhängen des Pincius, Quirinal und Capitolinus gegen die dort westlich ausbiegende Tiber hin erstreckt und auf der jetzt der größte Theil der städtischen Gebäude Roms liegt; ihr südlicher kleinerer Theil erhielt von dem 220 v. Chr. daselbst durch Flaminius (s. d.) erbauten Circus den Namen Circus Flaminius, der seit Augustus als Name der neunten Region auch das Marsfeld mit inbegriff, während der im Osten zunächst an den Hügeln liegende Strich als siebente Region nach der sie im Westen begrenzenden, vom Capitolin bis zum Flaminischen Thore führenden Straße (jetzt Via del Corso) via lata genannt wurde. Das Marsfeld war ursprünglich im Besitze der Tarquinier; nach ihrer Vertreibung wurde es dem Mars geweiht, und daher der Name. Es diente als freier Platz theils für gymnastische und kriegerische Übungen, theils, gegen Süden hin, zunächst der Stadt, für Volksversammlungen, namentlich die Comitia centuriata, später auch für die Comitia tributa (s. Comitien), und für den Gebrauch der Magistrate bei diesen und bei andern öffentlichen Anlässen war ein Gebäude aufgeführt (villa publica). Ubrigens aber war die ganze republikanische Zeit hindurch das Marsfeld unbebaut. Erst Cäsar begann für die Comitien (s. d.) marmorne Hallen (septa, d. i. Gehege) aufzuführen, die Agrippa beendete, der auch die ersten öffentlichen Thermen und das Pantheon (jetzt Santa-Maria rotonda) daselbst erbaute, während Augustus den großen ägypt. Obelisken dort aufstellte und sein eigenes Grabmal (Mausoleum Augusti) errichtete, wie denn das Begräbniß auf dem Marsfeld schon eine republikanische, nicht häufig ertheilte Ehre gewesen war. Auch das erste steinerne Amphitheater des Statilius Laurus lag auf dem Marsfelde, dessen freier Raum durch diese und andere öffentliche Gebäude, deren Zahl sich unter den spätern Kaisern bis Alexander Severus mehrte, und von denen namentlich Domitian's Tempel der Minerva Chalcidica (jetzt Santa-Maria sopra Minerva) und die Säule des Antoninus Philosophus (s. Antoninus Pius) zu erwähnen sind, allmählig auf den dem Flusse nächsten Strich eingeschränkt wurde, der daher bisweilen auch im Gegensatz gegen den bebauten Theil als Campus bezeichnet wird und Übungsplatz blieb. Privatbauten aber begannen, wie es scheint, auf dem Marsfelde erst in der spätesten röm. Zeit.

Marsfeld (Champ de Mars) heißt zu Paris ein am westlichen Stadttende zwischen dem rechten Seineufer und der Militärschule gelegener, mit Bäumen umschlossener Platz, den man schon vor der Revolution zu Militärübungen und Truppenmusterungen einrichtete. Seit der Revolution erhielt dieser weite Acker durch mehre politische Vorgänge eine geschichtliche Merkwürdigkeit. Nach dem Beschlusse der Nationalversammlung wurde daselbst am 14. Juli 1790 die erste constitutionelle Verfassung Frankreichs feierlich beschworen. Man faßte einige Tage vorher den Plan, den Boden des Feldes aus der Mitte auszugraben, um für die Zuschauer ein Amphitheater zu bilden. Da sich 12000 Tagelöhner vergeblich bemühten, die Arbeit zu vollenden, ergriff die Bevölkerung von Paris in Begeisterung Schaufel und Spaten, und das Werk kam zu Stande. Am Tage der Feier erfüllten 400000 Zuschauer den Umkreis des Amphitheaters. Gegen 60000 bewaffnete Milizen der Departements (fédérés), deren Zug drei Stunden dauerte, nahmen ihre Stellung

innerhalb des Halbkreises. Auf ebener Erde befand sich ein zweiter Halbkreis, der für die höchsten Autoritäten bestimmt war. Der König und der Präsident der Nationalversammlung saßen auf gleichen, mit Lilien verzierten Sesseln; hinter ihnen auf einem Balcon befanden sich die Königin, der Hof und die Minister. In der Mitte erhob sich der Altar des Vaterlandes, an dessen Stufen 300 Priester, an ihrer Spitze der Bischof von Autun (s. Talleyrand), den Messdienst versahen. Nach Beendigung des Hochamtes erhob sich der König und leistete mit den übrigen Autoritäten den constitutionellen Eid zugleich. In dem Augenblicke nahm die Königin, von Begeisterung hingerissen, den Thronerben auf ihre Arme und zeigte denselben dem Volke. Dieser Anblick erregte einen maßlosen Enthusiasmus; Mutter und Kind hatten in dem Augenblicke die Herzen Aller gewonnen. Allein der Hof wußte diesen letzten Sonnenblick der Popularität nicht zu benutzen. Man setzte auch nach der Versöhnungsfeier die Intriquen gegen die neue Staatsordnung fort und steigerte damit um so mehr den Haß und die Leidenschaft der Parteien. Ein Jahr später, nach der verunglückten Flucht Ludwig's XVI., bot das Marsfeld einen andern Anblick dar. Während die Nationalversammlung am 16. Juli 1791 das Fortbestehen des Throns decretirte, entwarf der Jakobinerclub unter großem Tumult eine Petition an die Versammlung, in welcher man die Absetzung des Königs foderte. Am 17. sollte diese Petition auf dem Altare des Vaterlandes, der sich noch auf dem Marsfelde befand, niedergelegt werden. Nachdem Lafayette mit einem Theil der Nationalgarde die tumultuarische Menge vergebens zu beschwichtigen versucht, erhielt der Maire Bailly (s. d.) vom Municipalrathe den Auftrag, die Ordnung herzustellen. Bei der Ankunft desselben erneuerte sich der Aufruhr, weil man unter dem Altare des Vaterlandes zwei Invaliden entdeckte, die sogleich erwürgt wurden. Bailly verlas das Kriegesgesetz und ließ dann Lafayette einschreiten. Einige hundert Menschen hüßten mit der ersten Salve das Leben ein. Dieses strenge Verfahren lähmte auf kurze Zeit den Muth der Anarchisten und brachte zwischen der Nationalversammlung und dem Könige eine Vereinigung zu Stande, die letzterer jedoch schlecht benutzte. Nach der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba wurde das Marsfeld nochmals der Schauplatz einer politischen Feierlichkeit. Die altfränk. Geizohnheit nachahmend, hielt hier der Kaiser am 1. Juni 1815 ein feierliches Marsfeld (s. Mär;feld), um in den Augen Europas seiner zweiten Thronbesteigung den Charakter der Rechtmäßigkeit zu geben. Nach einer feierlichen Messe las Dubois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausschüsse der Wahlcollegien, im Namen des franz. Volks eine Huldigungsrede vor. Der Reichserzkanzler Cambacérés machte hierauf die Abstimmung der Nation über die am 22. Apr. verliesene Zusätze (acte additionel) bekannt. Wiewol von 40 Departements keine Abgeordneten erschienen waren, so rief dennoch der Waffenherold aus, daß diese Acte, welche die Constitution des Kaiserreichs mit einem Repräsentativsystem besenkte, von der Nation angenommen worden sei. Napoleon unterschrieb den Volksbeschuß, hielt an die Versammlung eine Anrede und beschwor die neue Verfassung. Ungefähr 200000 Personen, die zugegen waren, erwiderten den Eid, dem ein Te demn folgte. Sodann theilte der Kaiser vom Throne herab an die Nationalgardien und Truppen, deren Anzahl sich auf 50000 M. belief, Adler aus und ließ das Heer desfiliren. Hierauf folgte die Eröffnung der Kammern.

Marsh (Herbert), einer der fruchtbarsten theologischen Schriftsteller Englands, geb. zu London 1757, zeichnete sich schon in dem St. John's College zu Cambridge durch seine philologischen und mathematischen Kenntnisse aus. Nachdem er Fellow geworden war, ging er nach Deutschland, um sich in neuern Sprachen zu vervollkommen, und hielt sich einige Jahre in Göttingen und zuletzt in Leipzig auf. Hier übersezte er Michaelis' „Einleitung in das Neue Testament“ ins Englische (4 Bde., 1792—1801). Zugleich theilte er die wichtigsten politischen Nachrichten, die er sich zu verschaffen mußte, der brit. Regierung mit und vertheidigte die Politik derselben in Flugschriften. Pitt ertheilte ihm dafür eine Pension. Als die franz. Kriegsheere Deutschland überschwemmten, ging er nach England zurück und wurde 1807 Professor in Cambridge. Er hielt seine theologischen Vorlesungen nicht, wie bis dahin üblich war, lateinisch, sondern in engl. Sprache, wodurch dieselben an Gemeinnützigkeit gewannen, da Personen jedes Standes sie besuchen konnten. Nächst mehreren gelehrten Streitschriften in Beziehung auf theologische Kritik, Politik und das Er-

ziehungssystem Bell's und Lancaster's (s. d.) erwähnen wir seine Schrift „A comparative view of the churches of England and Rome“ (1814) und seine „Horae Pelasgicae“, Untersuchungen über den Ursprung und die Sprache der Pelasger, in welchen er sich als feinen Kritiker zeigt. Er wurde 1816 Bischof von Landaff, erhielt 1819 das Bisthum Peterborough, und starb am 1. Mai 1839.

Marfigli (Rodovico Fernando, Graf von), geb. zu Bologna am 20. Juli 1658, wurde von seinen Atern, ungeachtet seiner großen Neigung für das wissenschaftliche Leben, für das Militär bestimmt. Mit dem venetian. Gesandten machte er 1679 eine Reise nach Konstantinopel, dann trat er 1683 in östr. Dienste, in welchen er sich während des Kriegs mit den Türken als einen geschickten Ingenieur bewies, doch sehr bald in Gefangenschaft gerieth. Nach einem Jahre wieder ausgewechselt, wurde er zum Obersten ernannt und mit wiederholten Sendungen nach Rom beauftragt. Auch wurde er bei den Grenzbestimmungen verwendet, die in dem Frieden zu Karlowitz 1699 verabredet worden waren. In dem span. Erbfolgekriege war er Untercommandant der Festung Altbreisach, die sich 1703 fast ohne alle Gegenwehr an den Herzog von Bourgogne ergab. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er aller Ehren und Würden entsetzt und ihm der Degen zerbrochen, während über den Commandanten Grafen von Arco das Todesurtheil ausgesprochen wurde. M. fand Trost in den Wissenschaften, mit denen er sich auch während des Kriegs beständig beschäftigt hatte. Er bereiste die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das südliche Frankreich, um Untersuchungen über das Meer anzustellen. Im J. 1708 vom Pappst Clemens XI. berufen, um den Oberbefehl eines kleinen Heers zu übernehmen, welches sich gegen den Kaiser Joseph I. in Bewegung setzen sollte, blieb er, da der Krieg beigelegt wurde, seitdem in Bologna, machte nachher eine Reise durch die Niederlande, England und Frankreich, und starb zu Bologna 1730. Seine Vaterstadt verdankt ihm mehre wissenschaftliche Stiftungen. (S. Bologna.) Außer der Schrift „Histoire physique de la mer“ (franz. von Lectere, Amst. 1725, Fol.) und dem „Stato militare dell' imperio ottomano“ (2 Bde., 1732) lieferte er das theure Prachtwerk „Danubius pannonicomysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis etc.“ (6 Bde., Haag 1726, Fol., mit 288 Kupfern).

Marshall nennt man die in der Regel sehr eleganten Gebäude, in welchen die Pferde fürstlicher und anderer vornehmer Personen aufgestellt sind, und wo alle zum Reiten und Fahren gehörigen Geräthe aufbewahrt werden.

Marsyas, der Sohn des Olympos, Dargros oder Hyagnis, ist wegen seines Wettkampfes mit Apollon bekannt. Als Athene die von ihr erfundene Flöte, weil sie beim Spielen das Gesicht entstelle, weggeworfen, und Den, der sie aufnehmen würde, mit dem härtesten Fische belegt hatte, fand M. dieses Instrument, auf dem er bald eine solche Fertigkeit erlangte, daß er es wagen konnte, den Apollon zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen wurden die Musen herbeigerufen. Der stärkere Flötenton übertäubte anfangs die sanftern Töne der Lyra, welche Apollon spielte, und schon neigte sich der Sieg auf des M. Seite, als Apollon sein Spiel mit Gesang zu begleiten anfing. Dies konnte ihm M. mit seiner Flöte nicht nachthun, und die Musen entschieden sich zu Gunsten des Apollon, der den Vermessenen an eine Fichte aufhing und ihm die Haut abzog. Dieser Kampf der griech. Kitharistik mit der phrygischen Auletik ist von vielen Künstlern der alten und neuern Zeit dargestellt worden. In Rom und in den röm. Colonien standen Statuen des M. auf den Marktplätzen als Sinnbilder strengen Gerichts. Übrigens ist M. eine bloße Personification des phrygischen Flötenspiels.

Martello heißen die gewölbten runden, mit einigen Kanonen besetzten Thürme auf den Küsten von Sardinien und Corsica, die zur Zeit Karl's V. zum Schutze der Gegend gegen die Seeräuber angelegt wurden. Als Napoleon England mit einer Landung bedrohte, errichtete man hier ebenfalls Martellos, die jetzt als Wachtthürme gegen die Schleichhändler dienen.

Martène (Edmond), ein gelehrter Benedictiner von der Congregation St. Maur, wurde geboren zu Saint-Jean-de-Lône 1654. Mit seinem Ordensbruder, Ursin Durand aus Tours, machte er zur Untersuchung der Archive und Bibliotheken in Klöstern und Kirchen

seit 1709 große Reisen nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden und in Deutschland, die bedeutende Ausbeute für die Geschichtsforschung gaben. Er starb am Schläge am 20. Juni 1739. Unter seinen zahlreichen Werken bemerken wir seinen „*Commentarius in regulam sancti patris Benedicti literalis, moralis, historicus etc.*“ (Par. 1690—95, 4.); „*De antiquis monachorum ritibus*“ (2 Bde., Lyon 1690, 4.); „*De antiquis ecclesiae ritibus*“ (3 Bde., Rouen 1700); „*Thesaurus novus anecdotorum*“ (5 Bde., Par. 1717, 4.), und die umfassende Sammlung „*Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium amplissima collectio*“ (9 Bde., Par. 1724—33, Fol.).

Martens (Georg Friedr. von), geb. in Hamburg am 22. Febr. 1756, studirte in Göttingen und bildete sich dann in Weßlar, Regensburg und Wien weiter aus. Er wurde 1784 Professor der Rechte in Göttingen und 1789 in den Adelsstand erhoben. Von 1808—13 war er Staatsrath im Königreich Westfalen und von 1810 an zugleich Präsident der Finanzsection des Staatsraths. Nach der Restauration ernannte ihn der König von Hannover 1814 zum Geh. Cabinetrath und 1816 zum Bundestagsgefangten in Frankfurt. Hier starb er am 21. Febr. 1821. Geschägt sind sein „*Recueil des traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761*“ (8 Bde., neue Aufl., Gött. 1817—20) und „*Nouveau recueil des traités etc.*“, fortgesetzt von seinem Sohne Karl von Martens, Saalfeld und F. Murhard (21 Bde., Gött. 1824—44); „*Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europ. Völkerrechts*“ (2 Bde., Gött. 1800—2, 4.); „*Cours diplomatique, ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe*“ (3 Bde., Berl. 1801) und „*Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europ. Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem 15. Jahrh.*“ (Berl. 1807). — Sein Neffe, Karl von M., hat sich als würdigen Nachfolger des Dheim's bewiesen durch seinen „*Manuel diplomatique*“ (Lpz. 1823), den er in dem „*Guide diplomatique*“ (2 Bde., Lpz. 1832) neu bearbeitete; seine „*Causes célèbres du droit des gens*“ (2 Bde., Lpz. 1827); „*Nouvelles causes célèbres etc.*“ (2 Bde., Lpz. 1843) und den „*Recueil manuel et pratique des traités, conventions et autres actes diplomatiques entre les divers états souverains*“ (Bd. 1 und 2, Lpz. 1845), ein Werk, das auf fünf Bände berechnet ist.

Martha (Anne Biget), gewöhnlich genannt Schwester Martha, eine durch ihre barmherzigen Werke berühmte franz. Nonne, geb. 1749, versah vor der Revolution die Dienste als Thürkammerin in einem Kloster und lebte nach Auflösung der Orden zu Besançon von einer Pension von 133 Francs. Mit seltener Aufopferung unterstützte und pflegte sie seit 1792 die Hülflosen und Kranken, und furchtlos besuchte sie die Gefängnisse. Bei Ankunft der Verwundeten und Kriegsgefangenen verdoppelte sie ihren Eifer; sie versorgte ohne Unterschied Freund und Feind und suchte deren Schicksal selbst durch Verwendung bei den Behörden zu lindern. Besonders machte sie sich verdient um 600 gefangene Spanier, die 1809 zu Besançon im traurigsten Zustande anlangten. Ihr Name wurde in den Armeen bekannt, und die Soldaten priesen sie als ihren rettenden Engel. Im J. 1814 ging die betagte M. nach Paris, um von den Verbündeten die Vollmacht zur Krankenpflege zu erhalten. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen erkannten ihre Verdienste, verliehen ihr Orden und Geld, das sie aber lediglich zu mildthätigen Zwecken verwendete. Auch Ludwig XVIII., dem sie vorgestellt wurde, gab ihr einen Orden und ernannte sie zur Vorsteherin aller Vereine von barmherzigen Schwestern in Frankreich. In dem Hungerjahre 1817 reiste sie nochmals nach Paris und sprach die Reichen der Hauptstadt und die Regierung um Unterstützung der Nothleidenden ihrer Gegend an. Sie starb zu Besançon am 29. März 1824. — Ein Neffe von ihr, der Maler Biget, der sie bei ihren Bemühungen oft unterstützt hatte, erhielt das Recht, ihre Orden zu tragen.

Martialgesetz (Martial-law) nennt man überhaupt, ganz besonders aber in England, das Kriegsgesetz oder die Reihe von gesetzlichen Bestimmungen, nach welchen in der bewaffneten Macht die Disciplin geübt wird und die Vergehen bestraft werden. Das Kriegsgesetz, um seinem Zwecke zu entsprechen, ist überall in seinen Strafen härter und in seinem Verfahren formloser, als die allgemeinen Landesgesetze. Wenn daher bei Aufruhr oder Tumult die bürgerlichen Gesetze Leben und Eigenthum der Einwohner nicht mehr zu schützen

vermögen, so wendet man auf eine Stadt, einen District oder auch wol auf eine Provinz das Kriegsgesetz an. Die bewaffnete Macht ist dann berufen, Ordnung und Gehorsam zu erzwingen und die Schuldigen nach dem Kriegsgesetze ohne Umstände zu richten. Aber auch wenn eine Stadt oder Provinz vom innern oder äußern Feinde nur bedroht oder belagert ist, stellt man, in Rücksicht der großen Gefahr, die Bevölkerung unter Militärbefehl und Kriegsgesetz, oder man erklärt, wie man zu sagen pflegt, den Ort in Belagerungszustand. In neuester Zeit haben die großen Städte Frankreichs und Spaniens dieses Schicksal mehrmals erlitten. Da indeß ein solches von der Staatsgewalt beanspruchtes Ausnahmengesetz zu großem Mißbrauch und zur Unterdrückung der öffentlichen Freiheit führen kann, so ist die Anwendung des Kriegsgesetzes, wenigstens in constitutionellen Staaten, mit schwerer Verantwortung belastet und darf nur in den Fällen und unter den Formen und Bestimmungen verhängt werden, welche dafür im voraus gesetzlich gegeben sind. In Frankreich steht es zunächst dem freilich von der Regierung ernannten und abhängigen Maire (s. d.) zu, die Militärgewalt bei außerordentlichen Fällen zu Hülfе zu rufen. In Großbritannien, wo Leben und Freiheit der Bevölkerung am meisten mit schützenden Formen umgeben sind, ist es allein die Sache der Ortsobrigkeit, den Kriegszustand eintreten zu lassen. Diese Magistratsräthe haben ihre Handlungsweise auf Anklage vor dem ordentlichen Richter zu verantworten, während die Unterfuchung, ob die bewaffnete Macht die ihr gegebenen Befehle überschritten hat, dem Kriegsgerichtshofe oder auch dem Parlament selbst unterliegt. Das altengl., im Laufe der Zeit entstandene Kriegsgesetz wurde zum letzten Mal unter Jakob II. bei der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) in Anwendung gebracht. Die blutige Willkür, welche hierbei der Hof geltend machte, hatte zur Folge, daß mit der Thronbesteigung Wilhelm's III. die sogenannte Auftrubracte (Mutiny-act) zu Stande kam, welche seitdem vom Parlament jährlich wieder erneuert werden muß. Erst nachdem diese Acte verlesen, die Habeas corpus-acte (s. d.) für den bestimmten Ort und auf bestimmte Zeit aufgehoben ist, kann nach Verlaufe einer Stunde gegen das aufrührerische Volk mit Militärgewalt verfahren werden. Für Irland gelten aber noch gegenwärtig besondere Gesetze.

Martialis (Marcus Valerius), der vorzüglichste röm. Epigrammendichter und der eigentliche Schöpfer des neuern Epigramms (s. d.), geb. zu Bilbilis in Spanien um 40 n. Chr. und erzogen zu Calagurris, jetzt Calahorra, der Vaterstadt seines Freundes Quintilian, kam als Jüngling unter Nero nach Rom und stand bei den folgenden Kaisern zum Theil in hoher Gunst und Achtung, sodasß ihn Domitian sogar zum Tribun ernannte und reichlich beschenkte. Unter Trajan dagegen, der die Satiriker nicht liebte, sah er sich veranlaßt, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er um 100 n. Chr. starb. Seinen Ruhm begründete er durch 14 Bücher Epigramme, die meist scharfsinnig und treffend und voll Amuth und attischen Salzes sind, obgleich viele derselben, in denen er die Laster seiner Zeit bespottet, auch an Unzüchtigkeit und Schamlosigkeit grenzen. Unter den zahlreichen Ausgaben erwähnen wir nach der ersten (Ven. 1470, Fol.) die von Rader (Ingolst. 1602 und öft.), Schrevel (Leyd. 1656 und 1670 mit F. K. Gronov's Anmerkungen), Lemaire (Par. 1825), und die neueste vorzüglichste Textrecension, mit einem trefflichen kritischen Apparate, von Schneidewin (2 Bde., Grimma 1841). Lat. und deutsch besitzen wir die „Sinngedichte des M. in einem Auszuge“ von Ramler (5 Bde., Lpz. 1787—91), eine deutsche Übersetzung mit Weglassung der anstößigen Stellen von Wilmann (Köln 1825) und „Funzig Epigramme, mit zeitgemäßen Zusätzen“ von Diesling (Frankf. 1835).

Martignac (Gaye, Bicomte de), franz. Minister unter Karl X., geb. 1776 zu Bordeaux, widmete sich dem Rechtsstudium, begleitete 1798 Siéyès als Privatsecretair nach Berlin und setzte seitdem in seiner Vaterstadt die advocatorische Laufbahn mit Auszeichnung fort. Während der Hundert Tage erregte er die Aufmerksamkeit der Bourbons, indem er gegen Napoleon schrieb, und wurde dafür bei der zweiten Restauration zum Generalprocurator des Gerichtshofes zu Limoges ernannt. Das Departement Lot und Garonne sendete ihn 1821 in die Kammer, wo er als constitutionell gesinnter Royalist großes Rednertalent entfaltete. Im J. 1823 begleitete er als Civilcommissair des Königs die franz. Armee nach Spanien. Er bewies in dieser Stellung Mäßigung und wurde nach der Rückkehr zum Staatssecretair, darauf zum Director der Domainen und 1824 zum Bicomte

erhoben. Nach der Auflösung des Ministeriums Villèle stellte ihn der Hof am 9. Febr. 1829 als einen nicht unpopulären Charakter an die Spitze der neuen Verwaltung, indem er das Ministerium des Innern erhielt. Seinem Plane gemäß sollten beide Parteien den Fanatismus aufgeben und sich zur Stütze des Thrones und Aufrechthaltung der Charte vereinigen. In diesem Sinne suchte er in der Kammer die Anklage gegen das gefallene Ministerium zu beseitigen, sowie den Vorschlag zu einer Petition an den König um Herstellung der Nationalgarde. Dagegen hob er das schwarze Cabinet auf, welches die Vorforderungen und andere geheime Spionerien leitete, ersetzte die jesuitischen Polizeidirectoren, Franchet und Delaveau, durch Debelleynes und brachte überhaupt eine Menge gemäßigt und constitutionell gesinnter Männer in die Verwaltung. Indessen unterlag bei der schroffen Stellung der Parteien und dem Kampfe um Principien die Vermittelungs- und Friedenspolitik M.'s sehr bald von beiden Seiten den heftigsten Anfeindungen. Als er in der Sitzung von 1829 einen Gesetzentwurf zur Organisation des Gemeindefensens und einen andern zur Errichtung von Departementalräthen vor die Kammer brachte, verlangte die Linke größere Begünstigung des demokratischen Princips, die Rechte noch mehr Einschränkung des Wahlrechtes auf die Höchstbesteuerten. Der König löste zwar am 31. Juli 1829 die Kammer auf; aber M. sah sich auch zugleich vom Hofe gänzlich verlassen und legte schon am 8. Aug. seine Verwaltung nieder. Unter dem Ministerium Polignac gesellte er sich nun in der Sitzung von 1830 der Opposition zu und stimmte für die Adresse der 221 Dessenungeachtet betheuerte er nach der Julirevolution vor der Kammer die Nützlichkeit der Gefinnung Karls X. und übernahm im Prozesse der gestürzten Minister unentgeltlich die Vertheidigung des Fürsten Polignac. Zu Anfange des J. 1831 zog er sich in Folge einer langwierigen Krankheit aus der Kammer zurück und starb am 3. März 1832. Nach seinem Tode erschien von ihm „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823“ (3 Bde., Par. 1832).

Martin, der Heilige, geb. zu Saburia in Pannonia (jetzt Stain in Niederungarn) ums J. 316 von heidnischen Aitern, besuchte die Katechetenschule zu Pavia, mußte aber nach dem Willen seines Vaters, welcher Kriegstribun war, in seinem 16. Jahre unter Konstantius und Julianus Kriegsdienste thun. Später ging er nach Gallien, wo er sich taufen ließ und als ein Muster aller Tugenden erschien. Unter Anderm theilte er sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete, und der Legende zufolge erschien ihm in der folgenden Nacht Christus, mit der Hälfte dieses Kleides bedekt. Nachdem er nun mehre Jahre als Mönch verlebte hatte, reiste er nach Pannonien, bekehrte seine Mutter und widerstand sich mit Eifer den Arianern, die in Jährien herrschten. Deshalb geißelt und des Landes verwiesen, wendete er sich nach Mailand, und, als er auch hier von Seiten des Bischofs Aurentius neuen Verfolgungen unterlag, ging er nach der Insel Gallinaria im ligurischen Meere. Nachher ließ er sich bei Poitiers nieder, wo er eine Menge Religiosen versammelte. Gegen seinen Willen wurde ihm 375 das Bisthum von Tours übertragen. Um sich der Welt zu entziehen, erbaute er zwischen der Loire und einem steilen Felsen das Kloster von Marmoutiers, wo er im J. 400 sein Leben beschloß. Höchst achubar erscheint M. dadurch, daß er sich der Hinrichtung des Priscillian (s. d.) bereit widersetzte. Die Sage, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht. Die M. beigelegte „Professio fidei de trinitate“ wird für ein untergeschobenes Werk gehalten. Ihm zu Ehren wird das Martini fest (s. d.) gefeiert. Sein Leben hat Sulpicius Severus mit vielen Ausschmückungen beschrieben.

Martin ist der Name von fünf Päpsten. — M. I., geb. zu Lodi in Toscana, bestieg 649 den päpstlichen Stuhl. Als er auf der ersten Lateranhynode die Monotheliten und den Kaiser Heraclius verdammen ließ, wurde er 653 von dem kaiserlichen Statthalter Kallioxas gefangen nach Konstantinopel geführt und als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, jedoch auf Fürbitten des Patriarchen Paulus die Todesstrafe in Verbannung verwandelt. Nach dem Chersones verwiesen, starb er dort 655. Später wurde er unter die Heiligen versetzt. — M. II. oder Marinus I., 882—884, und M. III. oder Marinus II., 942—946, werden sehr oft nicht mitgerechnet, und deshalb M. IV., 1281—

85, auch als der zweite aufgeführt. In des Kegtern Regierung fiel die Sicilische Ves-
per (s. d.). — M. V., aus dem alten Geschlechte der Colonna, wurde 1417, nach Gre-
gor's XII. Entsetzung und Benedict's XIII. Absetzung, während der Kirchenversammlung
zu Konstanz zum Papste erwählt. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je so feier-
lich geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Kurfürst
von der Pfalz, Beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine
ganze Kirchenversammlung bildeten den Zug. Seine Klugheit wußte die reformatorischen
Bestrebungen des Concils so zu beherrschen, daß nur unbedeutende Mißbräuche aufgehoben
wurden. Mit Deutschland, Frankreich und England schloß er Separatconcorvate, die nicht
in Ausübung kamen, und löste die Versammlung in der 45. Sitzung unter nichtigem Vor-
wande auf. Als Benedict XIII. 1424 gestorben, wurde zwar ein neuer Gegenpapst in Cle-
mens VIII. gewählt, doch dieser entzagte 1429 seinen Ansprüchen und erhielt als Ent-
schädigung das Bisthum von Majorca. Eine Kirchenversammlung, welche M. im J.
1423 nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde ebenfalls aufgelöst, ohne
etwas festgesetzt zu haben. M. starb 1431.

Martin (Christoph Reinh. Dietr.), einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer Deutsch-
lands, zumal im Fache des Processus, stammt aus einer franz. Refugiefamilie, welche sich
nach Hessen gewendet hatte, und wurde 1772 in dem damals noch Hess. Orte Döwenden,
unweit Göttingen, geboren. Er studirte in Göttingen, wurde 1790 Advocat und zugleich
akademischer Docent, 1798 Doctor der Rechte, 1797 Assessor der Juristenfacultät, 1802
außerordentlicher und 1805 ordentlicher Professor der Rechte daselbst, folgte aber noch in dem-
selben Jahre dem Rufe nach Heidelberg, wo er die Direction der juristischen Facultät als
Spruchcollegium übernahm. Als er hier wegen einer auf Beschleunigung der Einführung der
versprochenen landständischen Verfassung gerichteten Petition im J. 1815 in eine Unter-
suchung verwickelt wurde, fand er sich, obgleich dieselbe mit einer vollständigen gerichtlichen
Freisprechung endigte, doch bewogen, seine Entlassung zu nehmen. Unmittelbar darauf wurde
er Oberappellationsgerichtsath in Jena und zugleich ordentlicher Honorarprofessor der
Rechte; auch übernahm er noch gewisse Arbeiten für die Gesetzgebung des Großherzog-
thums Sachsen-Weimar-Eisenach und erhielt später den Charakter eines Geh. Justizraths.
Im J. 1840 legte er indes seine Unter nieder und lebt seitdem als Privatmann zu Mügeln
im Königreiche Sachsen. Unter seinen Schriften erwähnen wir das „Lehrbuch des deutschen
gemeinen bürgerlichen Processus“ (Gött. 1800; 12. Aufl., Heidelb. 1838), durch welches
er bedeutend auf die Fortbildung des Processus eingewirkt hat; „Rechtsgutachten und Ent-
scheidungen des heidelberger Spruchcollegiums“ (Heidelb. 1808); „Anleitung zu dem
Reseriren in Rechtsfällen“ (2. Aufl., Heidelb. 1829) und „Lehrbuch des deutschen gemeinen
Criminalrechts“ (2 Bde., Heidelb. 1820—25; 2. Aufl., 1829). Auch führte er 1816—
18 die Redaction des „Neuen rhein. Merkurs“.

Martin (Rob. Montgomery), s. Montgomery-Martin (Rob.).

Martin (Wincenza), einer der beliebtesten Componisten in der ältern ital. Manier,
geb. in Valencia 1754, machte sich zuerst bekannt durch seinen in Wien um 1785 ge-
schriebenen und von Kennern geschätzten „Barbero“. Den meisten Ruf aber erwarb er sich
1787 durch seine „Cosa rara“, welche zum ersten Male bei Gelegenheit der Vermählung
des Prinzen, nachmaligen Königs von Sachsen, Anton, aufgeführt wurde. Unter seinen
übrigen Compositionen erwähnen wir die Opern „Arbore di Diana“ (1787) und „La
capricciosa coretta“ (1800); ferner „Dodici canoni per il cembalo“; „Dodici ariette
italiane con accomp. di cembalo“ und die Cantate „Il sogno“. M. ging 1788 nach
Petersburg, wo er Kapellmeister bei der russ. Oper wurde und 1816 starb.

Martineau (Miss Harriet), engl. Schriftstellerin, geb. am 12. Juni 1802 zu Nor-
wich in der Grafschaft Norfolk, unter acht Kindern eines Fabrikbesizers eines der jüngsten,
erhielt, wie alle ihre Geschwister, eine gute Erziehung. Ihre schwache Gesundheit, die
Taubheit, an der sie seit früher Jugend litt, und ein inniges Verhältniß zu ihrem Bruder
(James M. in Liverpool) trugen viel dazu bei, in ihr die Liebe für die Wissenschaft hervorzu-
rufen und ihrem Geiste eine Verstandesrichtung zu geben. Seit ihrem 19. Jahre trat sie
als Schriftstellerin auf, zuerst aus freier Neigung, bald durch Familienunglück gezwungen,

die Schriftstellerei zum Erwerbe zu benutzen. Doch schlug sie 1840 die ihr von der Regierung angetragene Pension aus. Ihre zahlreichen Schriften haben fast alle die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände im Auge, daher sie keine Mühe gescheut hat, sich mit den für Frauen sonst abstoßenden Wissenschaften der Staatswirthschaft und Statistik aufs innigste vertraut zu machen. Ihre wichtigsten Werke in dieser Hinsicht sind die „Illustrations of political economy“ (9 Bde., 1832—34), in der Form von Erzählungen, welche die Staatswirthschaftslehre zur allgemeinen Kenntniß bringen sollen; „Poor laws and paupers“ (1834), eine scharfe Kritik der engl. Armengesetze; „Society in America“ (3 Bde., 1837) und „Retrospect of western travel“ (3 Bde., 1838), beides Schilderungen Nordamerikas, das sie 1836 bereist hatte. Außerdem schrieb sie die Romane „Deerbrook“ (1839) und „The hour and the man“ (1840); die Kinderschriften „The peasant and the prince“, „The settlers at home“ u. s. w., mehre Schriften über Erziehung, z. B. „Five years of youth“ (1823) und über Religion, z. B. „Traditions of Palestine“, und eine Masse Aufsätze für kritische Jahrbücher. Ihre Schriften zeichnen sich sämmtlich durch Gründlichkeit und Klarheit und durch eine frische, belebte, oft dichterische Schreibart aus; denn daß diese verstandesreiche Frau auch den dichterischen Schilderungen in hohem Maße gewachsen ist, hat sie durch ihr letztes Werk „Feats on the Fiend“ (1844) bewiesen.

Martinez de la Rosa (Don Francisco), ehemaliger span. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geb. zu Granada in Andalusien, entwickelte in der reichen, historisch-romantischen Umgebung seiner Vaterstadt frühzeitig sein schönes poetisches Talent. Nach Beendigung seiner Studien hielt er in Salamanca Vorlesungen über schöne Wissenschaften und Philosophie. Bei der ersten franz. Invasion, im J. 1808, wirkte er als Journalist nicht ohne Erfolg für die Grundsätze der Nationalunabhängigkeit. Später übertrugen ihm die in Cadix constituirten Cortes einige diplomatische Sendungen, unter Andern auch eine nach London, und 1813 wurde er von Granada in die erste Versammlung der ordentlichen Cortes gewählt. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr theilte er das Schicksal der Liberalen und wurde nach längerer Gefangenschaft exiliert. In dieser Zeit schrieb er das Trauerspiel „Morayma“. Nachdem Ferdinand VII. 1820 die Constitution von 1812 anerkannt, kehrte er zurück und wurde wieder der Vertreter Granada's in den Cortes, die ihn zum Präsidenten wählten. Über die Treflichkeit seines unbefleckten Charakters war nur Eine Stimme. Daher ernannte ihn der König Ferdinand im Febr. 1822 zum Minister des Auswärtigen und übertrug ihm die Wahl seiner Collegen. Wie M. früher als Redner und Publicist durch Mäßigung die Extreme zu besiegen gesucht hatte, so auch als Minister, und es wurde deshalb sein Ministerium das der Gemäßigten (de los Anilleros) genannt. Nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes der königlichen Gardes, am 7. Juli 1822, als er einsah, daß er mit seinem Systeme der Mäßigung nicht durchkomme, trat er zurück, worin die extreme Partei eine Schwäche erkannte. Bei der Invasion der Franzosen im J. 1823 ging er nach Italien, und von der Restauration geächtet, lebte er meist in Paris, wo er sich mit Literatur beschäftigte. Erst im J. 1830, als nach Aufhebung des Salischen Gesetzes der König und die Königin nach Stügen in der öffentlichen Meinung suchen mußten, um den karlistischen Umtrieben widerstehen zu können, erhielt auch M. die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren, wovon er indes erst 1833 Gebrauch machte. Durch seinen Geist, seinen Ruf als Dichter und seine lebhaftere Unterhaltung gewann er sehr bald das Vertrauen der Regierung in hohem Grade. An Jea-Bermudez's Stelle wurde er im Jan. 1834 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident im Cabinet. Er bewirkte sofort die Zurückberufung von Arguelles, Galiano, Isturiz, Quiroga, Baldez, Mina u. A., führte durch das Estatuto real vom 10. Apr. 1834 das Zweikammer-system ein und brachte zur Aufrechthaltung der neuen Ordnung auf der pyrenäischen Halbinsel die Quadrupelallianz zwischen Spanien, Portugal, Großbritannien und Frankreich zu Stande. Auch führte er nach dem Abgange des Generals Claudio interimistisch das Portefeuille des Kriegsministeriums bis zur Ankunft des Generals Baldez. Doch der Krieg in den nördlichen Provinzen und der Kampf der Procuradores mit den Anhängern der Constitution von 1812 bereiteten ihm so große Schwierigkeiten, daß er am 10. Juni 1835 aus dem Ministerium schied, in welchem er Lorenzo zum Nachfolger erhielt. Bei aller Gerechtigkeit, die

man seinem Charakter und seinen Talenten widerfahren ließ, machte man ihm mit Recht Mangel an Energie und Entschlossenheit zum Vorwurf. Hierauf trat er wieder bei den Cortes ein, wo er 1843 in der Commission wegen der Volljährigkeitserklärung der Königin Isabella den Vorsitz führte, und wurde bald nachher Gesandter am franz. Hofe. Als Redner ist er mehr durch einen blühenden und leichten Vortrag, sowie durch eine glückliche Improvisation ausgezeichnet, als durch Energie des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken. Als Dichter hat er vorzüglich die classische Schule der Franzosen zum Vorbild genommen. Er ist beständiger Secretair der königlichen Akademie, welche Stelle er auch, als er Minister war, beibehalten hatte. Seine „Obras literarias“ erschienen in Paris (4 Bde., 1832) und eine deutsche Übersetzung seiner „Ausserlesenen Schriften“ besorgte Schäfer (2 Bde., Heidelberg. 1835—36).

Martini (Giambattista), bekannt unter dem Namen Padre Martini, ein geschickter Componist und gelehrter Musiker, geb. zu Bologna 1706, durchreiste sehr jung mehrere Länder Europas und selbst einen Theil Asiens, und widmete sich nach seiner Rückkehr als Franciscaner mit Eifer dem Studium der Musik. Schon 1725 zum Kapellaristen des Franciscaner Klosters zu Bologna ernannt, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete, eröffnete er eine musikalische Schule, damals die gelehrteste in Italien, aus welcher eine beträchtliche Anzahl großer Künstler hervorging. Als Componist hat M. nur untergeordnete Bedeutung; doch sind immer noch seine Kirchenmusiken, seine Duette und Kanons für das Clavier oder die Orgel wegen ihrer Reinheit und Gründlichkeit geschätzt. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen „Saggio fondamentale pratico di contrappunto sopra il canto fermo“ (2 Bde., Bologna 1774, Fol.), und seine „Storia della musica“ (3 Bde., Bologna 1775—81). Durch anhaltendes Studiren verfiel er später in eine Schlassucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte, und starb 1784.

Martinifest, zu Ehren des heil. Martin (s. d.), wird in der katholischen Kirche am 11. Nov., als dem angeblichen Geburtstage desselben, gefeiert. Da eine Sage den heil. Martin zum Schutzpatron der Trinker gemacht hatte, so beging man sein Fest mit Schmausereien und Gelagen, woher die franz. Ausdrücke Martiner und faire la St.-Martin, d. i. schmausen, und mal de St.-Martin, d. i. verdorbener Magen, sich herschreiben. Am Martinifest empfing die Geislichkeit ihre Zinsen an Hühnern und Gänsen, daher man noch gegenwärtig an diesem Tage die Martinsgänse verpeißt.

Martinique, eine der kleinen Antillen oder Karaischen Inseln, von 26 □M. mit 42400 freien Einw. und 76200 Sklaven, ist nächst Guadeloupe (s. d.) die wichtigste Besizung der Franzosen in Westindien. Die Insel wurde 1493 von den Spaniern entdeckt, aber nicht in Besitz genommen und blieb daher nach wie vor den Karaischen, bis 1635 etwa 150 franz. Colonisten von der Insel St.-Christoph herüberkamen, sich hier niederließen, die Ureinwohner besiegten und zur Übersiedelung nach St.-Domingo und St.-Vincent nöthigten. Colbert kaufte sie 1664 den Colonisten für 40000 Thlr. ab. Von den Engländern wurde sie 1761, 1794 und 1809 genommen, beim Frieden aber jedesmal an Frankreich zurückgegeben. Sie ist durchgehends gebirgig, im Innern größtentheils noch mit Urwäldern bedeckt und nur längs der Meeresküste auf einer durchschnittlichen Breite von etwa einer Stunde in das Land hinein, angebaut. Sie wird von einer vulkanischen Bergkette durchzogen und die höchsten Gipfel derselben sind im südlichen Theile der Piton du Bancelain, in der Mitte der Pelee und an der Nordwestspitze der 7000 F. hohe Carbet mit einem furchtbaren Krater. Sie hat zahlreiche Vorgebirge, die sichere Baien und Häfen bilden, eine zahllose Menge Flüsse und Gießbäche, und bei ihrem vulkanischen Charakter viele heiße Mineralquellen. Das Klima ist trotz der Hitze und dem Witterungswechsel der Tropengegend sehr gesund. und die Ergiebigkeit des Bodens höchst bedeutend. Man gewinnt alle Arten von Colonialproducten, wie Baumwolle und Taback, in besonderer Güte aber Kaffee, Zucker und Cacao. Die Ausfuhr betrug seit 1831 jährlich über 3 Mill. Thlr. Im J. 1718 wurden aus dem botanischen Garten zu Paris zwei junge Kaffeebäume nach M. gesendet, die sich so außerordentlich vermehrten, daß man 1778 über 8 Mill. Kaffeepfl.

bäume zählte, welche jährlich gegen 100000 Ctr. Bohnen lieferten. Heftige Stürme richten freilich bisweilen große Verwüstungen an, und erst 1845 war die Insel der Schaurlag einer furchtbaren Verheerung, bei der auch viele Menschen umkamen. Sie ist in zwei Haupttheile, Basse-Terre und Gabes-Terre, eingetheilt. Die Hauptstadt St.-Pierre, an der Westküste, hat 30000 E., ein Fort und einen Hafen und ist besonders als Stapelplatz für den Schleichhandel, der in Westindien mit franz. Erzeugnissen getrieben wird, sehr wichtig. Andere wichtige Festungen und Häfen sind Fort Royal, die Residenz des franz. Gouverneurs, ebenfalls an der Westküste, und La Trinite, an der Ostküste gelegen.

Martius (Karl Friedr. Phil. von), Hofrath, Professor und Director des botanischen Gartens an der Universität zu München, geb. 1794 zu Erlangen, wo sein Vater Hofapotheker war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und bald diejenige Richtung, welche für ihn Lebenselement werden sollte. Er besuchte das Gymnasium, dann die Universität zu Erlangen, wo er Medicin studirte. Nachdem er sich die medicinische Doctorwürde erworben, nahm er Theil an der 1817—20 von der östr. und bair. Regierung veranstalteten Reise nach Brasilien und erwarb sich durch den Umfang und die Tiefe seiner Forschungen über jenes große und wichtige Land einen Namen, wie ihn unter den deutschen Reisenden, außer Alex. von Humboldt, noch keiner erlangt hat. Dggleich er nur mit den botanischen Arbeiten der Expedition beauftragt war, zog er doch auch Ethnographie, Statistik, Geographie und allgemeine Naturbeobachtung in seinen Bereich. Die Resultate derselben gab er in seiner „Reise nach Brasilien“ (3 Bde., Münch. 1824—31), die ebenso reich an neuen Thatsachen, als anziehend ist durch vortreffliche Schreibart und die mit Wahrheit und unverkennbarer Liebe wiedergegebenen Bilder einer mit dichterischem Geiste aufgefaßten Natur. Der zeitig verstorbene Spix (s. d.) hat zu diesem vortrefflichen Werke nur wenig Material geliefert und an der Abfassung selbst keinen Theil genommen. In rascher Folge ließ M. später die rein botanischen Früchte seiner Reise erscheinen und es sind diese Werke meist sehr reich ausgestattet und ohne Unterschied von hohem, wissenschaftlichem Werthe. Veranlaßt durch ein sehr reiches, aus Brasilien mitgebrachtes Material, beschäftigte er sich eine geraume Zeit ausschließlich mit den Palmen, jenen königlichen Formen des Pflanzenreichs, und wurde dabei von allen Seiten her so eifrig unterstützt, daß er eine vollständige Monographie der ganzen Familie („Genera et species palmarum“, Münch. 1824—36, Fol.) zu geben vermochte, die den größten Prachtwerken sich zur Seite stellen darf, und so gelungen ist, daß Endlicher wol schreiben durfte, es werde der Name von M. immerdar mit den Palmen in Verbindung genannt werden müssen. Abgehend von der herkömmlichen Trockenheit der Darstellung hat M. in den meisten seiner botanischen Werke Naturschilderungen eingewebt, die nicht allein durch ihre Form anziehen, sondern auch für die noch neue Wissenschaft der Pflanzengeographie von Wichtigkeit sind; landschaftliche Ansichten mit der charakteristischen Vegetation der beschriebenen Gegenden, durch geschickte Künstler entworfen und berechnet, auch dem Laien einen Eindruck der großartigen Natur der Tropenländer zu verschaffen, begleiten sowol das Werk über die Palmen, als die mit Unterstützung der bair. und östr. Regierung großartig angelegte „Flora brasiliensis“, von welcher seit 1834 erst sechs Bände erschienen sind. Als Lehrer zeichnet sich M. durch große Klarheit des Vortrags aus, und als Mitglied der bair. Akademie wirkt er auch in weiteren Kreisen. Seine Verdienste sind durch vielfache Auszeichnungen anerkannt worden.

Martyni-Laguna (Joannes Aloysius), nach seiner Verheirathung mit einer Polin, Namens Laguna, so genannt, da er eigentlich Karl Friedr. Martini hieß, ein Mann von hellem Verstande und ausgebreiteten Kenntnissen, namentlich ein Meister der ecktröm. Sprache und Darstellungskunst, geb. am 20. Jan. 1755 zu Zwickau, erhielt seit 1772 zu Leipzig, wo er sich besonders an Ernesti, Morus und Fischer angeschlossen, seine wissenschaftliche Bildung. Hierauf wurde er Lehrer bei dem Grafen von Hoffmannsegg in Dresden, und seit 1780 bei dem Grafen Urub in Warschau, durch den er mit dem sächs. Minister von Hohenthal in nähere Verbindung kam. Später kehrte er in sein Vaterland zurück, lehnte aber, jeglichen Zwang scheuend, mehre Berufungen zu den ehrenvollsten Ämtern ab und lebte allein, im steten Verkehr mit den ausgezeichnetsten Männern, den wissenschaftlichen Beschäftigungen abwechselnd in Dresden und in Zwickau, wo er am 19. Apr. 1824 starb.

Ein hartes Geschick traf ihn, als er im J. 1807 durch den Brand seines Landguts bei Zwickau seine ausgewählte Bibliothek, eine Anzahl von 74 der seltensten alten Handschriften, die er auf seinen Reisen und in Polen sich erworben hatte, und sämtliche handschriftliche Collectaneen verlor. In Folge des Verlustes seiner werthvollen Sammlung ist auch die Zahl seiner Schriften unbedeutend. Doch erwähnen wir, außer seinen Beiträgen zu den „Kritischen Blättern“, das satirische Libell „Hinc illae lacrimae“; ferner „Leben und Ende einer guten Tochter“ (Dresd. 1818); das classische Gedicht „Elegi ad comitem de Alta Valle“ (Lpz. 1823), besonders aber die von ihm begonnene Ausgabe der „Briefe“ Cicero's (Bd. 1, Lpz. 1804), die er nach jenem Brandunglücke nicht weiter fortzusetzen vermochte. Den von ihm hinterlassenen kritischen und exegetischen Apparat zu Lucan machte später Weber in seiner Ausgabe dieses Dichters (2 Bde., Lpz. 1828) bekannt.

Märtyrer, vom griech. martyr, d. i. Zeuge, nannte man im engeren Sinne Diejenigen, welche in den frühesten Zeiten des Christenthums und während der sogenannten großen Verfolgungen lieber den Tod erduldeten, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten. Die christliche Kirche zählt viele heroische Vorbilder dieser Art, obschon es unläugbar ist, daß sich auch manche Fanatiker zum Märtyrertum gedrängt haben. — Die Schilderung des Lebens, der Verfolgungen und Martern der christlichen Märtyrer findet man in den oft unglaublichen Martyrologien. Der Bischof Clemens I. von Rom soll das erste Martyrologium entworfen haben und das römische blieb unter den vielen Märtyrergeschichten immer das berühmteste. (S. Legende und Acta sanctorum.) — Märtyrere feste scheinen schon im 2. Jahrh. n. Chr. üblich gewesen zu sein. Man wallfahrte an den Todestagen der Märtyrer zu den Gräbern derselben und dankte Gott für das Beispiel, welches er durch sie gegeben. Auch wurden die Thaten und Leiden derselben verkündet und Lobreden auf sie gehalten und die Feier mit dem Genuße des Abendmahls und mit Armenspenden beschlossen. Die Todestage der Märtyrer nannte man sinnig ihre Geburtstage, weil sie durch den Tod für das ewige Leben gleichsam geboren waren. Nach und nach wurden auf diese Weise die Märtyrer selbst ein Gegenstand der Verehrung. (S. Heiligendienste.) — Martyria nannte man die den Märtyrern geheiligten Kirchen und Kapellen, die sehr oft bloß verschlossene Abtheilungen der größern Kirchen ausmachten und in denen meist die Gebeine des Märtyrers, dem sie geweiht waren, aufbewahrt wurden.

Marr (Adolf Bernh.), Professor der Musik und Musikdirector an der Universität zu Berlin, geb. zu Halle am 27. Nov. 1799, sollte nach dem Wunsche seines Vaters, eines Arztes, eine der Facultätswissenschaften studiren und wurde deshalb vorzugsweise in dieser Richtung hin unterrichtet und gebildet. Sehr frühzeitig lernte er indeß auch Clavier spielen und singen. Auf der Universität zu Halle studirte er die Rechte; doch blieb er fortwährend ein eifriger Jünger der Tonkunst. Nach beendigten akademischen Studien arbeitete er beim Stadtgericht zu Halle und wurde dann Referendar beim Oberlandesgericht in Naumburg. Hier componirte er seine beiden ersten Opern, zu denen er den Text selbst lieferte. Auch fing er an, Gluck's Werke zu studiren, deren Verständnis erst jetzt sich ihm eröffnete. Das dringend gefühlte Bedürfnis, in einer großen Stadt zu leben, um dort seine Kunstbildung zu erweitern und selbstthätig aufzutreten, veranlaßte ihn endlich, nach Berlin zu gehen, wo er zunächst eine Zeit lang Zelter's Unterricht genoß, dann aber vorzüglich Gluck's, Cherubini's, Spontini's und Seb. Bach's Werke studirte. Unterricht auf dem Clavier, im Gesange und in der Composition, später die Redaction der „Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung“ und mehre theoretische und praktische Musikwerke gewährten ihm die nöthigen Subsistenzmittel, bis er 1830 bei der Universität angestellt wurde. Schon zuvor hatte ihn 1827 die Universität zu Marburg zum Doctor der Musik ernannt. Seine Vorträge verbreiteten sich über alle Theile der Compositionslehre, über Geschichte der Musik und Philosophie derselben. Auch als Musikdirector hat er um den akademischen Chor sich wesentliche Verdienste erworben. Unter seinen Schriften haben wir zu erwähnen „Die Kunst des Gesanges“ (Berl. 1826); die Broschüren „Über Malerei in der Tonkunst“ (Berl. 1828) und „Über die Geltung Händel'scher Sologesänge für unsere Zeit“ (Berl. 1828); ferner seine Hauptwerke „Die Lehre von der musikalischen Composition“ (3 Bde.,

Epz. 1837—45) und „Allgemeine Musiklehre“ (Epz. 1839). Herausgegeben wurden von ihm Seb. Bach's „Große Passion“, „Hohe Messe“ und andere Kirchenmusiken. Von seinen eigenen Compositionen sind zu nennen die Musik zu „Jery und Bätely“ (1825) und zum Melodrama „Die Rache wartet“ (1827); ferner das „Evangelische Choral- und Orgelspiel“ (Berl. 1832); das Dratorium „Johannes der Täufer“; mehre Hymnen für Männerstimmen und weltliche Chorgesänge, und neuerdings das Dratorium „Moses“, und ein anderes Gesangwerk „Mahid und Dmar“.

Maryland, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, umfaßt das Uferland der innern Chesapeakebai und zieht sich zwischen Pennsylvanien, Delaware und Virginien mit einem schmalen Landstriche längs dem Potomak bis zum Westabhange des Alleghanygebirgs. Das Land ist im Innern sehr fruchtbar, und Eisen, Alaun, Steinkohlen, Tabak und alle Arten Getreide und Obst sind die Hauptzeugnisse des Bodens. M. hat ungefähr 500 □ M. Flächeninhalt mit 470000 E., darunter 53000 freie Farbige und gegen 89000 Sklaven; Zucker, Leder, Woll- und Baumwollenwaren, Hüte und Quincailleriearbeiten sind die Hauptgegenstände des Gewerbsleißes. Die gesetzgebende Gewalt haben der Senat und das Haus der Abgeordneten, die vollziehende ein Gouverneur. Zum Congresse sendet M. zwei Senatoren und acht Repräsentanten. Die Hauptstadt, als Sitz der Regierung, ist Annapolis mit 2800 E.; die bedeutendste Stadt aber als Handelsplatz und Hafen ist Baltimore (s. d.). Außerdem verdienen der Erwähnung Harford wegen der dasigen Deerbrücke, Cumberland wegen seiner Eisen-, Blei- und Kupfergruben und das fast ganz von Deutschen bewohnte Fredericktown.

Märzfeld (campus Martius) hieß unter den merovingischen Königen der Franken die allgemeine Volksversammlung, die regelmäßig im März gehalten wurde. Pipin der Kleine verlegte sie 755 auf den Mai, weshalb sie nun Maifeld (campus majus oder magicampus) genannt wurde, und so blieb es unter Karl dem Großen und so lange der Gebrauch unter den Karolingern sich erhielt. In dieser Versammlung, wie sie auch bei andern deutschen Stämmen im Frühjahr üblich war, erschienen nach altgerman. Sitte alle freie Männer, um über Dinge, die vor die Volksgemeinde gehörten, wie Krieg und Frieden u. s. w., zu berathen und zu beschließen, und zu Abhaltung der Heerschau. Diese letztere und die Versammlung zum Kriegszug wurden bei den Franken die Hauptsache, da die Könige bei dem steigenden Ansehen der königlichen Lehnsleute, namentlich Deter, die Hof- und Staatsämter bekleideten, sowie der Bischöfe und Abte, nicht mehr das gesammte Volk, sondern nur jene zur Berathung der Staatsangelegenheiten alljährlich auf dem großen Reichstag (placitum) vereinten, der ebenfalls im Frühjahr und in Verbindung mit dem März- oder Maifeld gehalten wurde, und neben welchem noch eine zweite Versammlung im Herbst stattfand, zu der der König bloß die angesehensten Großen und seine Räthe berief.

Marzipan, entstanden aus Marci panis, d. h. Markusbrot, ist eine Art feines Confect, das aus einem Teige von süßen und einigen wenigen bitteren Mandeln und Zucker bereitet, im Ofen bei gelindem Feuer gebacken, dann mit Zuckergelée übergossen und mit buntem Streuzucker bestreut wird. Vorzügliches Marzipan liefert Königsberg in Preußen.

Masaccio, eigentlich Tommaso Guidi, ein florentin. Maler, wurde 1402 wahrscheinlich zu San-Giovanni im Valdarno geboren. Ein ihm angeborener tiefer Ernst ließ ihn im Leben oft nachlässig und zerstreut erscheinen, daher die verächtliche Endsilbe seines Namens, welche so viel als der unbehülfliche Thomas bezeichnet. Hauptgegenstand seiner Studien waren die Werke des Brunelleschi und Donatello. Sein Leben brachte er meist in Rom und in Florenz zu, wo er auch 1443 starb. Es sind nur wenige Staffeleibilder, sämmtlich in Tempera gemalt, von ihm vorhanden; um so bedeutender, ja epochemachend sind seine Fresken, besonders diejenigen der Kapelle Brancacci in der Karmeliterkirche zu Florenz, die Geschichte des heil. Petrus darstellend. Hier zum ersten Mal läßt sich eine völlige Emancipation von der typischen Strenge des frühern Mittelalters, eine Darstellung der Menschengestalt um ihrer eigenen Schönheit willen, erkennen. M. hat zuerst vollständige Kenntniß des Nackten entwickelt und die Gegenstände nicht mehr halb andeutungsweise, sondern in ihrer ganzen Wirklichkeit dem Beschauer vor Augen geführt. Einzelne Gestalten sind bereits so frei componirt, so edel aufgefaßt, daß sie für alle spätern Florentiner, ja für

Rafaël und Michel Angelo Vorbild blieben und von Erstem nachgeahmt wurden. Wie in der Modellirung des Nackten, so eröffnete M. auch für die Drapirung einen neuen Stil, indem er dieselbe mehr den Körperformen folgen ließ. Um dem Beschauer vollends sein Werk möglichst nahe zu rücken, umgab er die handelnden Hauptfiguren mit schönen, lebendigen Gruppen von Zuschauern. Die Fresken zu San-Clemente in Rom sind entweder nicht von ihm oder bis zur Unkenntlichkeit übermalt.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello oder Agnello, der Hauptanführer beim Aufstande in Neapel im J. 1647, war zu Amalfi geboren und lebte in Neapel als Fischer. Obgleich sehr arm, unwissend und beschränkten Geistes, war er doch stolz und unternehmend. Liebe zur Freiheit und lebhaftes Ausserungen über den grenzenlosen Druck, den Neapel von Spanien erleide, hatten ihm einen Anhang unter dem Volke verschafft, welches seine Kühnheit bewunderte. Auch durch seine Beredsamkeit machte er Eindruck auf den großen Haufen, der zumal über die neue Auflage von einem Carlin für jedes Pfund Früchte und Gemüse erbittert war, die zu Anfange des J. 1647 eingeführt wurde. Als nun am 7. Juli 1647 M.'s Schwager einen Korb Früchte zur Stadt brachte, weigerte er sich, die Steuer zu bezahlen, und als die Einnehmer ihn bedrängten, rief er das Volk zu Hülfe. Sogleich trat M. an die Spitze des aufgeregten Haufens und stürmte das Steueramt, von wo aus man zum Schlosse des Vicekönigs, des Herzogs di Arcos, zog, um von ihm zu verlangen, daß er M. zum Collegen annehme. Arcos flüchtete sich in das Castello nuovo. Vergebens suchte der Cardinal und Erzbischof von Neapel, Filomarino, die Wüthenden zu beruhigen; der Aufruhr stieg nur noch höher und wendete sich nun auch gegen den Adel, der Banditen gegen M. gedungen hatte. Dieser, zum Capo del popolo erhoben und von Rathgebern aus der Hefe des Volks umgeben, gestattete die Plünderung mehrerer Paläste, ohne jedoch selbst sich etwas zuzueignen. Bald aber wurde ihm Alles verdächtig, sodas er Viele seinem leifesten Argwohn opferte. Sechs Tage verfloßen unter diesen Schrecknissen, bis man am 13. Juli in der Kathedrale eine Capitulation abschloß, nach welcher die Fruchtzölle abgeschafft und die alten Freiheiten wiederhergestellt werden sollten. M. legte hierauf die Waffen nieder, ohne irgend eine Belohnung zu fordern. Allein seine plöbliche Erhebung, seine Furcht vor den Banditen, die schlaflosen Nächte und die heftige Anspannung, in der er sich so lange befunden, versetzten ihn in einen fieberhaften Zustand, den er durch vieles Weintrinken noch vermehrte. Auch behauptet man, daß der Vicekönig, welcher ihn zu sich einlud, ihm Gift unter den Wein gemischt habe. Er rannte durch die Straßen, erschos seine besten Freunde und beging die äußersten Ausschweifungen, sodas seine Freunde ihn binden mußten. Am 16. Juli aber entzog er sich ihrer Aufsicht und rannte in die Karmeliterkirche, wo er wie ein Wahnsinniger handelte. Doch erklärte er dem Cardinal seinen Entschluß, alle Gewalt dem Vicekönig zu übergeben. Der Cardinal ließ ihn jetzt in das Karmeliterkloster bringen; allein schon war das Volk durch seine Gegner wider ihn aufgebracht. Die Verschworenen drangen in das Kloster ein mit dem Geschrei: „Lange lebe der König von Spanien! Tod dem Masaniello!“ — „Sucht ihr mich, meine Freunde?“ rief M., „hier bin ich“. Da streckten ihn vier Verschworene, ehemals seine Freunde, mit ihren Kugeln zu Boden. Der Leichnam wurde von dem Pöbel gemishandelt; am folgenden Morgen aber von M.'s Anhängern in königlicher Kleidung mit Krone und Scepter feierlich begraben. Nach vier Tagen, als das Volk die vorige Bedrückung wiederkehren sah, gedachte es des Märtyrers der Freiheit und seine Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth. Endlich wählte man am 4. Aug. den Prinzen von Massa zum Anführer, der einen Vergleich mit dem Vicekönige zu Stande brachte, welcher die Genehmigung des Königs von Spanien einzuholen versprach. Allein Don Juan d'Austria, Philipp's IV. natürlicher Sohn, der am 1. Oct. mit 35 Kriegsschiffen in den Hafen einlief und von dem Volke durch Abgeordnete bewillkommt wurde, verabredete mit dem Vicekönig einen gemeinschaftlichen Angriff und beschloß die Stadt. Doch nach dreitägigem Kampfe behaupteten die Insurgenten die Oberhand, worauf der längst verdächtige Prinz von Massa von Gennaro Annese ermordet und dieser zum Anführer ernannt wurde. Da stellte sich im Nov. 1647 der ritterliche Herzog Heinrich von Guise (s. d.) an die Spitze des Volks; allein seine Anstrengungen waren nicht glücklich. Das Volk ließ sich durch den Vicekönig gewinnen, der Herzog wurde gefangen

genommen, und Neapel unterwarf sich. Vgl. Mielle, „Mémoires du comte de Modène sur la révolution de 1647“ (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1828) mit der von Vastoret etwas ausgeschmückten Erzählung „Le duc de Guise à Naples“ (Par. 1828).

Mascagni (Paolo), ein ausgezeichnete Anatom, geb. 1752 zu Castellato, einem Dorfe bei Siena, widmete sich auf der Universität zu Siena der Heilkunde, vorzugsweise der Anatomie und Chemie und wurde 1774 Professor der Anatomie daselbst. Eine Preisaufgabe der Akademie der Wissenschaften zu Paris über die absorbirenden Gefäße lenkte seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und durch seinen „Prodrome d'un ouvrage sur le système des vaisseaux lymphatiques“ (Siena 1784) gewann er den Preis, wenn auch seine Schreibart mannichfachen Tadel fand. Hierauf setzte er seine Forschungen in diesem Gebiete fort und begann mit Fontana (s. d.) die Sammlung anatomischer Wachspräparate zu Florenz. Gleichzeitig erschien sein Prachtwerk „Vasorum lymphaticorum corporis humani historia et iconographia“ (Siena 1787, Fol., und 1789, 8.). Im J. 1800 ging er an die Universität zu Pisa, folgte aber schon 1801 wieder dem Rufe als Professor der Anatomie, Physiologie und Chemie am Krankenhaus Santa Maria zu Florenz, wo er nach einem erfolgreichen Wirken am 19. Oct. 1815 starb. Nach seinem Tode erschienen noch von ihm „Anatomia per uso degli studiosi di scultura e pittura“ (Flor. 1816) und „Anatomia universa 44 tabulis aeneis juxta archetypum hominis adulti accuratissime repraesentata“ (Pisa 1823—31).

Maschine bildet, im technischen Sinne genommen, den Gegensatz zu dem Begriffe Instrument. Unter letzterm versteht man im Allgemeinen jedes Geräth, dessen man sich zu Anfertigung irgend eines technischen Gegenstandes bedient. Das Instrument also bedingt nothwendig die führende Hand neben dem denkenden Geiste des Arbeiters; die Maschine dagegen ist eine mehr oder minder künstliche Zusammenstellung einzelner Theile, welche, sobald sie von irgend einer Seite her eine mechanische Kraft in Bewegung setzt, den technischen Gegenstand selbst fertigt und nur einer zeitweisen Beaufsichtigung bedarf. In der Maschine sind die Instrumente, deren sich der Arbeiter bei der Handarbeit bedient, oft sehr sinnreich modificirt, angebracht, und die Maschine ersetzt also die Handarbeit in den meisten Fällen vollkommen, beschränkt sie aber mindestens in allen. Ein Beispiel möge genügen. Die Feile ist ein Instrument, dessen man sich z. B. auch bedient, um metallene Scheiben an der Seite mit Zähnen zu versehen. In der Naderschneidemaschine ist jene Feile als eine kreisrunde Scheibe modificirt, welche auf ihrer hohen Kante den Feilenhieb hat (die Fraise), und durch eine mechanische Kraft in Umdrehung versetzt, jenes Einschnneiden verrichtet. Mit der Feile muß der Arbeiter darauf achten, daß er dieselbe stets genau auf die Theilung ansetze, genau in der Richtung des Halbmessers einschneidet und allen Einschnitten eine gleiche Tiefe gibt. Auf der Maschine eingestellt, schneidet die Fraise immer in der richtigen Lage, geht blind, sobald sie auf die gehörige Tiefe gelangt ist und die Scheibe dreht sich genau um einen Theilstrich des Rades und bietet der Fraise den richtigen Angriffspunkt für den neuen Einschnitt dar. Die Beaufsichtigung, welche der Arbeiter hier zu führen hat, beschränkt sich, wie man sieht, auf sehr Weniges und ein einzelner Mensch würde, wenn es erforderlich wäre, viele solche Maschinen beaufsichtigen können, während sonst zu jeder Feile ein geschickter Arbeiter nöthig wäre, dessen physische Kraft noch außerdem nicht einmal hinreichen würde, in derselben Zeit dieselbe Arbeit und in derselben Güte zu liefern. Die neuere Art der Anfertigung technischer Gegenstände hat gleichsam von selbst auf die Erfindung der Maschinen geführt. Früher und noch jetzt theilweise vollendete ein Arbeiter seinen Gegenstand allein, er mußte also jeden Zweig seines Faches vollkommen ausgelernt haben; spätere Unternehmer legten Anstalten an, in welchen die Arbeit so vertheilt wurde, daß ein Arbeiter dem andern in die Hände arbeitete, sodas einer immer nur denselben Gegenstand fertigte, oft nur aus dem Groben, und ihn dann einem zweiten gab, der ihn ausarbeitete und so fort, bis alle einzelnen Theile in die Hand des sogenannten Fertigmachers kamen, der Alles zusammenstellte, wo das Ganze dann wieder von andern Arbeitern die letzte Vollendung erhielt. Es liegt am Tage, daß so jeder einzelne Theil besser ausgeführt werden konnte, da der Eine, der immer nur eben diesen Theil machte, es bei demselben leicht zu großer Vollkommenheit bringen konnte. So entstanden die Fabriken. Wenn nun aber

eben die Anfertigung dieser einzelnen Theile sich meistens auf sehr einfache Handgriffe zurückführen läßt und fast eine rein mechanische, maschinenmäßige wird, so mußte man bald auf die Idee gerathen, diese Theile durch Maschinen anfertigen zu lassen, welche jedenfalls genauer und stätiger arbeiten konnten und mußten, da man sie stets mit derselben Genauigkeit und Kraft arbeiten lassen konnte. Auf diesen einfachen Grund lassen sich ohne Ausnahme alle Maschinen zurückführen, wenn man dabei nur bedenkt, daß die zusammengesetztern Maschinen die Arbeit mehrerer Menschen in sich concentriren, welche sie in nacheinander folgenden Operationen ausführen. Man denke sich die Maschine zur Verfertigung der Krempelbesläge. Sie schneidet den Draht nach der gehörigen Länge und gibt ihm die gehörige Biegung; sie sticht die Löcher in das Krempelleder; sie steckt die Drahthäkchen in die vorgestochenen Löcher. Dies sind eigentlich drei in eine zusammengezogene Maschinen, welche die Arbeit von drei Menschen verrichten, eine Arbeit, welche viel Genauigkeit verlangt und durch Menschenhände doch nicht so gut als durch die Maschine gemacht werden kann. Auf solche Weise müssen durch die Maschinen nothwendig viele Hände erspart werden, und wenn auch eine allgemeine bewegende Kraft, die noch obenein sehr oft eine schon zur Benutzung vorhandene Elementarkraft sein konnte, mit einigem Kostenaufwande herbeigeschafft werden mußte, so trat doch immer eine große Ersparniß an Arbeitslohn ein, während die Erzeugnisse selbst besser wurden. Nun erhoben sich natürlich viele Stimmen gegen die Maschinen, welche sich, wie es schien mit allem Rechte, darauf bezogen, daß durch dieselben eine große Menge von Menschen brotlos würden und eine baldige Verarmung voraussetzten, ja es dahin brachten, daß in einzelnen Staaten Prohibitivmaßregeln gegen die Einführung der Maschinen in den Fabriken ergriffen wurden. Wenn aber auch die Prämissen jener Voraussagungen richtig sein mochten, so waren nichtsdestoweniger die daraus gezogenen Schlussfolgerungen falsch. Die Feinde des Maschinenwesens übersahen die natürlichen Folgen jener Einführung. Allerdings werden für den Augenblick mehre Menschen brotlos, das ist nicht zu leugnen. Die Erzeugnisse der Technik werden aber durch Anwendung der Maschinen wohlfeiler und besser, die Artikel werden mehr gesucht, weil sie durch billigen Preis Jedermann zugänglich werden, die Consumtion steigert sich und es entstehen immer neue Fabriken, welche jene brotlosen Arbeiter wieder beschäftigen. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß an Orten, wo die Fabriken mit Maschinen besetzt wurden, sehr bald die früher vorhandenen Arbeiter nicht mehr zureichten, um jene Maschinen zu beaufsichtigen, während in den Staaten, wo man die Maschinen nicht einführen ließ, durch die Concurrenz des Auslandes eine solche Verarmung des Arbeiterstandes eintrat, daß man gern jene Prohibitivmaßregeln eingehen ließ. Außerdem erfordert auch die Anfertigung der Maschinen, selbst wenn wieder Maschinen die Maschinen anfertigen, eine Menge von Händen, die im Allgemeinen besser besoldet werden, als die der gewöhnlichen Fabrikarbeiter, und zuletzt bilden sich von Tage zu Tage neue Erwerbszweige, welche die menschliche Thätigkeit in Anspruch nehmen. Als die Eisenbahnen immer weiter um sich griffen, erhob man allgemein die Frage, „was soll aus den Frachtfuhrleuten und ihren Pferden werden?“ Die Eisenbahnen und die Wasserstraßen mehren sich von Tage zu Tage und die Frachtfuhrleute bestehen immer noch in derselben Menge und nirgend hat man gehört, daß man hätte die Pferde erschlagen müssen oder verhungern lassen. Endlich aber müssen wir noch eines Hauptvorthells gedenken, welchen das Maschinenwesen nach sich zieht, und der, wenn nicht erwähnt, dennoch sich fühlbar macht, wenn man auf das intellectuelle Wesen der arbeitenden Classe einen prüfenden Blick wirft. Die Maschine hat den Arbeiter zum Menschen gemacht, denn früher war er die Maschine. Der Betrieb der Maschine an und für sich erfordert schon eine größere Intelligenz und mehr Gewandtheit von Seiten des Arbeiters und diese Intelligenz eben führt ihn selbst darauf hin, und die Maschine gibt ihm zugleich die Zeit dazu, zu denken und an seiner übrigen Fortbildung zu arbeiten. Daß dies wirklich der Fall ist, beweist die fast durchgängig höhere Bildungsstufe, auf welcher seit einigen Jahrzehenden unsere arbeitende Classe steht und die sicherlich nicht allein in den technischen Lehranstalten u. s. w. ihren Grund haben kann.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des Maschinenwesens in den verschiedenen Ländern, welche in technischer Hinsicht eine gewisse Bedeutsamkeit erreicht

haben, so werden wir sehen, wie auf jene Ausbildung einerseits die Individualität des Volkscharakters, andererseits aber die Localität als Grundbedingungen sich darstellen. Als das eigentliche Vaterland des Maschinenwesens dürfen wir in der That England betrachten. Seine isolirte Lage, die Umständlichkeit, mit welcher die Erzeugnisse des Auslandes noch vor Kurzem zu beschaffen waren, weist den Engländer auf seine eigenen Mittel zurück, sein Seebienste aber, seine verhältnißmäßig große Kriegsmacht, sein Landbau nehmen viele Hände der nicht übermäßigen Bevölkerung in Anspruch, die Classe der Gewerbetreibenden ist also ohnehin nicht allzu zahlreich. Nichtsdestoweniger muß aber England viel Geld aus dem Auslande hereinziehen, und dies kann es nur, da es viele Producte von außen bezieht, durch die Menge und die Güte seiner Fabrikate erreichen. Um diese also hervorzubringen, bedurfte es der Maschinen, und es erfand sie. Begünstigt wurde es hierbei durch die große Menge eines guten Eisens und durch den Überfluß am besten Brennmaterial; daher fanden in England die Dampfmaschinen am schnellsten Eingang, da sie die an so vielen Orten fehlenden Elementarkräfte auf eine passende Weise ersetzten. Wie groß die Consumption des Eisens in England ist, davon gibt der Umstand den Beweis, daß das einzige Haus Synes in Hull jährlich 4000 Tonnen Eisen aus der Grube Danemora in Schweden bezieht, welche in England in Stahl verwandelt und verarbeitet werden. Aus den angegebenen Gründen hat sich das Maschinenwesen in England von allen Ländern Europas am meisten entfaltet. Der Engländer, mit pedantischer Strenge auf die Vollendung irgend eines Gegenstandes hinarbeitend, denkt stets auf Verbesserung, ergreift gierig jede ihm dargebotene und scheut keine Kosten, welche Versuche, oft sehr ins Große getrieben, ihm verursachen könnten. Dabei begünstigt ihn großer Scharfsinn und eine durch die nicht vom Staat besoldeten Civilingenieurs bis in die untern Arbeiterclassen hin verpflanzte technische Ausbildung. Erst in der neuesten Zeit geht man damit um, nach dem Muster der deutschen und französischen auch in England technische Lehranstalten und Gewerbeschulen zu gründen. Der Engländer ist rein praktisch, er erfindet erst eine Maschine, dann sucht er ihre Theorie auf und benutzt diese zur Verbesserung.

Einen andern Weg schlägt man in Frankreich ein. Die technischen Bildungsanstalten Frankreichs haben in diesem Jahrhunderte eine sehr hohe Stellung eingenommen; dem dort gezogenen Arbeiter sind die Theorien nicht fremd und ihnen folgend ist dort manche wichtige Erfindung gemacht worden, welche in das Maschinenwesen greift. Man denke nur an Prouy's Bremsdynamometer und die Turbinen und manches Andere dgl. Darum nimmt auch der Franzose, obschon er häufig Englands Erfindungen sich aneignet, dieselben nie auf guten Glauben an, sondern er legt erst an alle den Maßstab der Theorie und der strengen Prüfung, weshalb auch dort eigentliche Misgriffe im Großen zu den Seltenheiten gehören. Der Franzose faßt, schon vermöge seines lebhaften Temperaments, das Neue leicht auf und weiß es, durch natürlichen Instinct getrieben, für sich auf die eine oder die andere Weise nutzbar zu verwenden. Aus diesem Grunde steht das Maschinenwesen in Frankreich, auch von Seiten der Regierung gefördert, sehr hoch.

Für Deutschland hat eine sehr fühlbare Praxis die Lehre gegeben, daß auch hier dem allgemeinen Fortschritte gehuldigt werden müsse, und wenn man auch nicht überall mit dem ganzen Erfolge gegen das Vorurtheil gegen das Neue, selbst wenn es das Bessere ist, auftreten konnte, so beginnt doch auch hier der Maschinenbetrieb mächtig seine Schwingen zu entfalten. Leider aber stellen sich der vollständigen Einführung außer jenem größtentheils in der Bedachtsamkeit der Deutschen begründeten Vorurtheile leider noch manche Hindernisse anderer Art entgegen. Dahin rechnen wir den Mangel an gutem Eisen und Brennmaterial. Der Eisenhüttenbetrieb bedarf eines größern Aufschwungs, die Production ist noch zu theuer und England sendet sein schlechtes Eisen roh und fabricirt zu Schleuderpreisen nach Deutschland, während es von dort und aus Schweden und Rußland gutes Material aufkauft. Diesem Uebelstande können nur Schutzzölle abhelfen und man hat dieselben auch theilweis, aber immer noch zu gering eingeführt. Ist erst der Eisenbetrieb gehoben und die Einfuhr fremder Maschinen mehr erschwert, so werden die inländischen Maschinenfabriken besseres Erzeugniß und zu billigeren Preisen liefern können. Welche Summen für Maschinen ins Ausland gehen, mag nur die einzige Angabe zeigen, daß von

150 Locomotiven, welche auf 7 deutschen Eisenbahnen laufen, nur 27 in Deutschland selbst, 123 dagegen im Auslande (112 in England und Amerika) gebaut sind, und daß der größere Theil der Schienen zu diesen Bahnen aus England bezogen wurde. Einen andern Grund für das Zurückbleiben des Maschinenwesens in Deutschland liefern aber auch die hier durchgängig niedrigen Preise der Handarbeit und der Umstand, daß die eigentlich großartigen Fabrikanlagen durchschnittlich immer nur noch in sehr geringer Anzahl vorhanden sind. Nichtsdestoweniger dürfen wir es uns aber nicht verbergen, daß die neueste Zeit einen mächtigen Aufschwung des Maschinenwesens zu bringen scheint, wie einige großartige Maschinenbauanstalten beweisen, und daß die intensive und extensive Wirksamkeit der Industrie und Gewerbevereine und das Emporblühen technischer Bildungsanstalten demselben mächtigen Vorschub leisten, sodaß Deutschland wol bald der englischen Industrie rühmlich zur Seite stehen dürfte.

Nordamerika hat England hinsichtlich des Maschinenwesens fast überflügelt und dies ließ sich nicht anders erwarten. Hier ist der Preis der Handarbeit übertrieben hoch, der Speculationsgeist wird stets rege gehalten und dadurch unterstützt, daß von Europa aus nur solche Leute dorthin gehen, welche Geistes- und Willenskraft genug in sich fühlen, den Kampf mit den dort sich dem Geschäftsbetriebe entgegenstellenden Hindernissen einzugehen. Vergleicht man die jetzige Regsamkeit im gewerblichen Leben mit den schwachen Anfängen von etwa zwei bis drei Jahrzehnden, so wird man sehen, was von diesen Riesenanfängen sich in der Zukunft für eine Entwicklung erwarten läßt. — Belgien hat in der neuern Zeit sein Maschinenwesen bedeutend gefördert und es hält in dieser Hinsicht die Mittelstraße zwischen England und Frankreich, obgleich ihm manche Eigenthümlichkeiten nicht abzusprechen sind, welche in der Gestaltung seiner neuern Verhältnisse und seiner technischen Industrie begründet sind. — In Rußland walten ganz andere Verhältnisse ob. Sowie in andern Staaten das Maschinen- und Gewerbeswesen sich aus der industriellen Classe herauf bildet, so geht in Rußland Alles von den obern Staatsbehörden aus, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß von dort aus sehr energische Mittel ergriffen und sehr große Summen angewendet werden, um Rußland von der Industrie des Auslandes unabhängig zu machen, aus sich selbst heraus eine eigne, vaterländische Industrie zu schaffen, sowie auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß in manchen Zweigen der Zweck schon zum großen Theile erreicht ist. Über Maschinen und Maschinenwesen nennen wir in technischer Hinsicht die Schriften von Gerstner, Langsdorf, Pechel und Poppe, in staatswirthschaftlicher und rechtlicher Hinsicht Charl. Babbage, „On the economy of machinery and manufactures“ (Lond. 1833; deutsch von Friedenbergh, Berl. 1833).

Maschinerie oder Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle jene außerhalb des Kreises unser Wahrnehmung fallende Wesen, z. B. Götter, Engel, Teufel, Geister, Zauberer, Feen u. s. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darstellung erhöht, theils der sonst nicht lösbare Knoten gelöst werden soll. Der Ausdruck schreibt sich von der griech. Bühne her, auf welcher zu solchem Behufe Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaschinen (Deus ex machina) erschienen. Auch hat man diesen Ausdruck weiter ausgedehnt und ihn besonders auf das epische Gedicht bezogen und alle höhere Wesen, welche darin in die Handlung eingreifen, Maschinen genannt. Weil sie im Homer vorkamen, so glaubte man so fest an ihre Unentbehrlichkeit im Epos, daß man, allem Volksglauben zuwider, lieber durch personifizierte Abstracta die ganze Darstellung erkältete, als sie wegließ. Daß aber solche Maschinerie wegfallen kann ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epischen Gedichtes, hat Goethe's „Hermann und Dorothea“ gezeigt. Indessen würde man zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, die epische Maschinerie müsse überhaupt wegbleiben. Die Anwendung derselben wird vielmehr durch die Beschaffenheit des Inhalts bestimmt. Auch findet ein Unterschied zwischen dem ernstern und komischen oder romantischen Epos in dieser Hinsicht statt. Ob Maschinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt ebenfalls davon ab, ob der Stoff aus dem Kreise der Mythe und Religion, der romantischen oder natürlichen Welt genommen ist.

Mascov (Joh. Jak.), ein bekannter deutscher Publicist und Historiker, geb. zu Danzig am 26. Nov. 1689, studirte in Leipzig anfangs Theologie, dann die Rechtswissenschaft

und ging hierauf mit zwei jungen Grafen von Wapdorf auf Reisen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1719 außerordentlicher Professor zu Leipzig, noch in demselben Jahre in den dafigen Rath aufgenommen, später ordentlicher Professor der Rechte und der Geschichte, Hofrath und Proconsul der Stadt. Er starb am 22. Mai 1761. Unter den deutschen Staatsrechtslehrern behauptete er einen ausgezeichneten Rang. Seine „Principia juris publici rom.-german.“ (Lpz. 1729; 5. Aufl., 1769) wurden lange Zeit auf den meisten Universtitäten als Lehrbuch gebraucht. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um die deutsche Geschichtschreibung. Seine unvollendete „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränk. Monarchie“ (2 Bde., Lpz. 1726—37, 4.), die ins Englische, Französische und Holländische übersetzt wurde, zeigt, daß er richtigere Ansichten von dem Wesen der Geschichte hatte, als es sich von seiner Zeit erwarten läßt. Während in allen deutschen Geschichtsbüchern die Idee des Reichs vorwaltete, und sämtliche deutsche Historiker bloß entweder Reichs- oder Kaisergeschichten lieferten, unternahm er es, die Geschichte der Nation zu schreiben. Eine Fortsetzung derselben sind die „Commentarii de rebus imperii rom.-german.“ (3 Bde., Lpz. 1751—53, 4.). Außerdem schrieb er den „Abriss einer vollständigen Historie des Deutschen Reichs“ (Lpz. 1722—30, 4.) und eine „Einleitung zu der Geschichte des röm.-deutschen Reichs“ (Lpz. 1752, 4.).

Masern (morbilli) nennt man ein fieberhaftes Exanthem (s. d.), welches den Menschen nur einmal befällt und sich in der Gestalt kleiner, höchstens linsengroßer blaßrother Flecke darstellt. Dem Ausbruche des Exanthems geht ein meist leichtes Fieber voran, zu welchem sich Augenentzündung und Brustbeschwerden gesellen. Gewöhnlich am vierten Tage des Unwohlseins kommt der Ausschlag im Gesicht zum Vorschein, verbreitet sich in den nächsten drei Tagen über den ganzen Körper, bleibt drei Tage stehen, wird dann blaß und schält sich endlich nach unbestimmter Zeit, oft sehr spät, wieder ab. Dabei dauert gewöhnlich die Affection der Augen und der Brust fort und erreicht nicht selten einen sehr hohen Grad. Eine strenge Diät und gleichmäßige Temperatur sind die Hauptbedingungen einer guten Behandlung. Oft machen nur die Nebenbeschwerden ein energischeres ärztliches Verfahren nothwendig, besonders aber ist die Gewöhnung an die freie Luft mit großer Vorsicht zu bewerkstelligen, da Erkältungen den nachtheiligsten Einfluß auf die Lungen und andere edle Organe haben können.

Mafiniffa, König der Maffylter in Numidien, der Sohn des Gula, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Geistesgaben und voll Ehrgeizes, war im zweiten pun. Kriege seit 213 v. Chr. mit Karthago verbündet, da ihm Hasdrubal (s. d.), Gisgo's Sohn, seine schöne Tochter Sophonisbe verlobt hatte, und kämpfte in Spanien auf Karthag. Seite, während Syphax, ein anderer numidischer König, der auch um Sophonisbe geworben hatte, sich den Römern anschloß. Als aber nach der Niederlage der Karthager bei Bācula, 207 v. Chr., Hasdrubal, um den Syphax zu gewinnen, diesem M.'s Verlobte gab, näherte sich M. den Römern, wurde darum nach seiner Rückkehr aus Spanien durch Syphax und die Karthager bekriegt und schloß sich, nach Livius, als Flüchtling mit wenigen Reitern dem Scipio an, da dieser 204 in Afrika landete. Mit den Römern verbündet, kämpfte er nun gegen Karthago und gegen Syphax, der im J. 203 sein Reich und Sophonisbe an ihn verlor und besiegt in röm. Gefangenschaft kam. Er verzieh Sophonisben die Untreue und vermählte sich mit ihr, aber durch Scipio gedrängt, welcher fürchtete, daß sie den Gemahl auf Karthag. Seite ziehen möchte, und ihre Auslieferung verlangte, sendete er ihr den Giftbecher. Die Römer belohnten ihn mit königlichen Ehren und dem Lande des Syphax; nach der Schlacht bei Zama mußten ihn die Karthager im Frieden als König des ganzen Numidiens anerkennen. Nach Hannibal's Vertreibung suchte er Stücke des karthag. Gebiets an sich zu reißen und wurde jedesmal von den Römern, die als Schiedsrichter angegangen werden mußten, begünstigt. Endlich reizte er sie, da er einen der fruchtbarsten und bebautesten Striche in Anspruch nahm, zum Kriege, und diesen Vorwand benutzten die Römer, um den Frieden auch für sich als gebrochen anzusehen. Den Karthagern wurde im J. 150 v. Chr. Krieg, der dritte punische, angekündigt, in dessen zweitem Jahre M., 92 Jahre alt, 148 v. Chr. starb. Sein Reich wurde nach seinem Willen unter seine drei Söhne, Micipsa, Gulussa und Mastanabal getheilt; der Sohn des Letztern war Jugurtha (s. d.).

Maskat, ein arab. Staat auf der Ostküste der Landschaft Oman am pers. Meere, wird gegenwärtig von einem Imam beherrscht, der von den Engländern unterstützt, den *Wahabiten* (s. d.) widerstanden und durch seine ebenso milde, als kluge und einsichtige Regierung M. zu einem der mächtigsten Staaten Arabiens gemacht hat, der eine nicht unbedeutende Land- und Seemacht besitzt. Zu demselben gehören der lange, schmale Küstenstrich der pers. Provinzen *Laristan* (s. d.) und *Moghistan* (s. *Karamanien*) sammt den am Eingange des pers. Meerbusens gelegenen Inseln *Ormus* und *Kischm*, sowie auf der ostafrikan. Küste ein Landstrich vom Äquator bis südlich zum Vorgebirge *Delgado* mit den Landschaften und Inseln *Zanzibar*, *Quiloa*, *Melinda*, *Patta*, *Pemba*, *Dschuba*, *Montia* und *Lambo*. Die Insel *Sokotora* (s. d.) aber wurde 1835 vom Imam an England verkauft. Der ganze Staat enthält ein Gebiet von ungefähr 7500 QM. mit 800000 E., wovon 300000 auf das eigentliche M. in Arabien kommen. — Die Hauptstadt *Maskat* am pers. Meere, von Gärten und Dattelwäldern umgeben, ist ziemlich gut befestigt, besitzt einen Hafen, treibt bedeutenden Handel und ist der Stapelort zwischen Ostindien, Afrika und dem pers. Meerbusen. In Folge dieses Verkehrs und der guten Regierung des gegenwärtigen Imams, der hier wohnt, hat sich die Stadt in der Neuzeit außerordentlich gehoben und soll auf 50—60000 E. zählen. Von 1507, wo *Albuquerque* die Stadt eroberte, bis 1648, wo sie der arab. Emir *Alif* wieder nahm, gehörte dieselbe den Portugiesen.

Maskelyne (*Revil*), ein ausgezeichnete Astronom, geb. 1732 in London, erhielt seine Bildung in Cambridge und wurde 1761 von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London nach *St. Helena* geschickt, um dort den Durchgang der *Venus* zu beobachten. Auf dieser Reise machte er mehre Mondbeobachtungen zum Behufe von Längenbestimmungen. Im J. 1763 reiste er nach *Barbadoes*, um *Harrison's* Chronometer zu prüfen. Bald nachher wurde er königlicher Astronom. Er beobachtete 1774 die Verfinsternung der *Jupiterraubanten* in *Greenwich*, bestimmte die Dichtigkeit der Erde und starb 1811. Sein „*British mariner's guide*“ (Lond. 1763, 4.) enthält vollständige und faßliche Anweisungen zur Bestimmung der Länge auf dem Meere und auf dem Lande. Einen nautischen Almanach gab er seit 1767 heraus. Seine in *Greenwich* gemachten astronomischen Beobachtungen ließ er in vier Bänden erscheinen (Lond. 1776 fg., Fol.). Auch finden sich von ihm viele mathematische und astronomische Abhandlungen in den „*Philosophical transactions*“.

Masken, mittellat. *masca*, span. *mascara*, von dem arab. *mas-chara*, d. i. Spott oder Possenreißer, obgleich es Andere von dem spätern griech. Worte *baska*, d. i. Schreckbild gegen Zauberei, ableiten, lassen sich ihrem Entstehen und Gebrauche nach auf das früheste Alterthum zurückführen, und zwar auf die ländlichen Ernte- und Weinsesefeste der ältesten Bewohner Griechenlands, wobei bäuerische Possenreißer auftraten, die ihr Gesicht mit Weinhafen übermalt und so entstellt hatten. Sowie es aber bei den Einweihungen in die Drgien des *Bacchus* drei Grade gab, den der *Satyrn*, *Silenen* und des härtigen *Bacchus* selbst, so kamen auch sehr bald befondere, diese verschiedenen Grade charakterisirende Masken auf und in Folge dieser religiösen Bedeutsamkeit wurden sie nun auch bald bei allen andern geheimen Einweihungen, Festen und Processionen gebraucht, bald wie *Larven* (s. d.), als vermeintliche Mittel gegen Zauberei in Verbindung mit andern Symbolen angewendet, daher wir eine große Anzahl der mannichfaltigsten Abbildungen von Masken auf alten Gemmen und Siegelringen finden. Natürlich war es nun, daß die Griechen bei ihrem hohen Sinne für vollendete Schönheit auch die Bildung der Masken allmählig vervollkommneten und veredelten, und so entstanden aus jenen ursprünglich ungestalteten und verzerrten Zügen gefälliger *Silen-* und *Satyrmasken* und andere anmuthige und scherzhafte Künstlerphantasien, die nach und nach die *Groteske* (s. d.) und *Arabeske* veranlaßten. Wie der Ursprung des griech. Trauerspiels im innigsten Zusammenhange mit dem *Bacchusdienste* steht, so waren auch gleich anfangs in ersterm die Masken ein wesentlicher Bestandtheil. Unentschieden bleibt es, wann und von wem sie zuerst in der Komödie eingeführt wurden. Doch würde man sehr irren, wenn man sich die griech. und röm. Masken den heutigen durchaus gleich vorstellte; statt daß diese nur das Gesicht bedeckten, bestanden jene in einem Überzug über den ganzen Kopf, welcher außer den Gesichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorstellte. Sie waren anfangs von

Baumrinde, dann von Leder, später von Holz, welches geschickte plastische Künstler nach Angabe der Dichter gestalteten. Man unterschied tragische Masken, mit großem aufgeworrenen Munde und furchtbarem Ansehen, komische mit lächerlicher Geberde, Satyrmasken und orchestrische oder Masken mit regelmäßigen Zügen für die Tänzer. Sie hatten meist sehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallstangen oder andern tönenden Körpern versehen waren, um die Stimme des Schauspielers zu verstärken, eine Vorkehrung, die bei der Einrichtung der alten Theater und ihrer ungeheuern Größe sehr zweckmäßig zu nennen war. Wenn Viele die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauspiel tadelten, weil dadurch alle Mimik und sogar die dem Schauspieler zum Ausdruck der Leidenschaften nöthige Biegsamkeit der Stimme verloren gegangen sei, so bedachten sie nicht, daß, da die ganze tragische Mimik der Alten vor Allem auf die höchste Würde gerichtet, d. i. idealisch, war, jene Darstellung der Individualität, in welche die Neuern ihrer Schauspieler Meisterschaft zu setzen gewohnt sind, ihnen durchaus das Letzte sein mußte, zu dessen Darstellung ihr Theater herabsinken konnte. Hierzu kommt, daß bei der kolossalen Größe der griech. Theater unsere heutige Mimik wol ohnedies größtentheils verloren gegangen sein würde. Wie das röm. Theater fast in allen seinen Bestandtheilen auf Nachahmung des griechischen berechnet war, so fügte es auch im Gebrauche der Masken wenig Neues hinzu. Eine große Anzahl Abbildungen alter Masken, nebst historischen und artistischen Notizen, denen freilich Kritik und Geschmac meist fehlt, finden wir in dem Werke von Pacichelli „*De mascheris, capillamentis et chirothecis*“ (Neap. 1693), ferner in dem zwar ziemlich planlosen, aber prachtvollen Kupferwerke von Ficoroni (eigentlich Pietro Contucci) „*De larvis scenicis et figuris comicis*“ (Rom 1754, 4.) und in dem Werke von Berger „*De personis vulgo larvis seu mascheris, von der Carnevalsclust*“ (Frankf. 1723, 4.). Vgl. Böttiger, „Über das Wort Maske und über die Abbildungen der Masken auf alten Gemmen“ in den von Sillig herausgegebenen „*Kleinen Schriften*“ (Bd. 3, Dresd. u. Lpz. 1838), und „*De personis scenicis, vulgo larvis*“ in den „*Opuscula latina*“ (Dresd. 1837).

Nur das ital. Volkstheater, die sogenannte *Commedia dell' arte*, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin sie mit den altröm. Mimen und Pantomimen steht, noch den theatralischen Gebrauch der Maske. Denn jene Possenspiele Roms, keiner besonders gelehrten und dichterischen Bildung bedürftig, konnten sich auch während der Herrschaft der Barbaren erhalten. Schon im 12. Jahrh., als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrsamkeit errichtete, finden wir den bolognes. *Dottore*, auch *Graziano* genannt. Er hat eine Maske mit schwarzer Nase und Stirn und rothen Wangen und erscheint als ein pedantischer und langweiliger *Raisonneur*. Der *Pantalone* kam gegen Ende des 14. Jahrh. auf die Bühne. Er ist die Maskenrolle des Vaters und stellt einen reichen venetian. Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die sogenannte *Zimarra*, eine Art langer Mantel mit kurzen Oberärmeln und umgelegtem schmalen Kragen. Zugleich gehörte es zum Costume des *Pantalone*, daß Beinkleider und Strümpfe aus Einem Stück sein mußten, weshalb man auch später diese Strumpfhosen *Pantalone* nannte. Sie waren bei dem alten Costume stets roth; die *Zimarra* war stets schwarz. Als aber die Republik Venedig das Königreich Negroponte an die Türken verlor, verwandelte man auch bei dieser Tracht das rothe Untergewand zum Zeichen der Trauer in ein schwarzes. Ubrigens wurde die Weste verlängert; auch unterband man die oben faltenreichen *Pantalone* am Knie; *Zimarra* und *Pantoffeln* dagegen blieben sich gleich. Dem Charakter nach ist der *Pantalone* gewöhnlich ein gutmüthiger, einfältiger Alter. Er ist meist verliebt und wird stets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten, angeführt. In der neuern Zeit macht man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit, was sein gegebenes Wort betrifft, und seht streng gegen seine Kinder; doch bleibt es stets dabei, daß er angeführt wird. Er spricht venetianisch, wie der *Dottore bolognesisch*. Die *Zanni* gehören ebenfalls zu den ältesten Masken der ital. Bühne. Der eine derselben ist *Arlecchino* oder *Harlekin* (s. d.) ein Bergamaske, der andere *Scapin*; beide sind listige und schelmische Bedienten im Dienste *Pantalone's* und des *Dottore*. Weniger alt ist *Brigella*, wie sein mit grünen Bändern besetztes, im Geschmac des Mittelalters verfertigtes Kleid beweist. Er soll, wie Einige berichten, einen anmaßenden, herzhaften und ver-

schlagenen Plebejer von Brescia vorstellen und dadurch entstanden sein, daß, als der Adel von Brescia im J. 1200 die Bürger nöthigen wollte, die Waffen gegen die von Bergamo zu ergreifen, die Bürger sich widersetzten und die Adelligen vertrieben, und nachdem jene in Cremona einen militairischen Bund geschlossen, die Volkspartei einen ähnlichen Bund unter dem Namen Bruggella oder Brighella schloß. Doch widerspricht diese Ableitung der gewöhnlichen Annahme, nach welcher Brighella aus Ferrara stammt. Er macht meist den Kuppler. Der Doctor von Bologna, Pantalón von Venedig, Harlekin von Bergamo, Brighella von Ferrara und alle die Personagen, die man am besten unter dem Namen Janeschi zusammenfaßt, die bramarbasirenden Capitains Spaviento, ein Neapolitaner, Fracasso, Tempesta, die an des Plautus Pyrgopolynices erinnern, und Truffalbin waren also seit dem 15. Jahrh. auf der Bühne. Außerdem hatten die Römer den Don Pasquale und die Gelsomini, die Florentiner die Pasquale, die Calabresen den Gianguergolo, die Sicilianer die Travaglini, die Messineser die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello, Pasquariello, die Mailänder den Girolamo und die Piemonteser den Gianduja. Ferner kennt man Pedrolino, Bertolino, Tartaglio, Trivelino, Mezzolino und Don Plione Balanzoni. Endlich ist noch die Maske des Pulcinella (s. d.) zu erwähnen. Die weiblichen Charaktere der commedia dell' arte, Colombina und Spiletta, treten unmas্কirt auf und sprechen römisch oder toscanisch. Nuzzante soll 1530 die Maskencharaktere zuerst in das größere Lustspiel eingeführt haben. Vgl. Valentini, „Trattato sulla commedia dell' arte, ossia improvvisa, maschere italiane ed alcune scene del carnevale di Roma“ (Berl. 1826, 4., mit Kupf.). — Die bei Redouten (s. d.) oder Maskeraden gebrauchten Masken sind entweder von Wachs und feiner Leinwand oder von Pappe. Jene werden hauptsächlich in Berlin und in Venedig, diese in Paris und Rouen gefertigt. — Im Englischen bedeutet Maske auch ein ohne Rücksicht auf Theaterregeln und auf die Wahrscheinlichkeit der Handlung, aber doch im tragischen Stil geschriebenes, dramatisches Gedicht, wie z. B. Milton's „Comus“. — In der Befestigungskunst versteht man unter Maske eine vorliegende Brustwehr, durch welche ein anderes Werk, Batterie u. s. w. dem feindlichen Feuer entzogen wird; daher maskiren, d. h. eine Feldbatterie durch eine Truppenaufstellung dem Feinde so verbergen, daß sie erst sichtbar wird, wo sie ihre Wirkung thut.

Masonei, s. Freimaurerei.

Masora, d. i. Überlieferung, heißt die Sammlung von kritischen und exegetischen Bemerkungen, betreffend den Worttext und zum Theil auch die Vocalisirung der Bücher des Alten Testaments. Dieselben stammen ursprünglich von den alten Esoterim und jüd. Weisen aus den beiden Jahrhunderten v. Chr. und der darauf folgenden Mischnischen Epoche, wurden lange zum Theil mündlich fortgepflanzt, zum Theil hier und da am Rande der Handschriften angemerkt; endlich aber, wol zuerst in Tiberias, nach und nach gesammelt und von Zeit zu Zeit mit Zusätzen vermehrt. Diese Thätigkeit fällt zwischen das 6. und 8. Jahrh. Die gegenwärtige Masora ist indeß erst im 11. Jahrh. vollendet worden, und man theilt sie in die große und die kleine Masora, welche letztere nur in einem Auszuge besteht. Die Masora ist für die Geschichte und die Kritik der hebr. Bibel sehr wichtig. Vieles hat man ihrer Sorgfalt zu danken, namentlich auch schätzbare Beiträge zur Exegese. Indessen haben die Verfasser und Sammler, die sogenannten Masoreten, auch manches überflüssige gethan, z. B. Worte und Consonanten gezählt, die mittelsten Worte eines jeden Buches aufgesucht u. s. w. Die allmählig in Unordnung gerathene Sammlung wurde von Jakob Ben Chajim aus Tunis für den Buchdrucker Dan. Bomberg zu Venedig geordnet, und erschien zum ersten Male in der rabbinischen Bibel (Ven. 1525; abgedruckt in den Bibelausgaben, Ven. 1548, 1568 und 1617, Bas. 1618 und Amst. 1724—27). Eine Erklärung der masoretischen Ausdrücke geben Elias Levita („Masoreth hammasoreth“, deutsch von Semler, Halle 1772) und Burdorf („Tiberias“, Bas. 1620, 4.).

Masowien, s. Mazowien.

Maffa (Herzog von), s. Reynier (Claude Antoine).

Maffa-Carrara, das zum Herzogthum Modena (s. d.) gehörige kleine Herzogthum, das mit jenem nur durch einen schmalen Landstrich zusammenhängt, besteht aus dem Herzogthume Maffa am Mittelländischen Meere zwischen Toscana, Genua und Lucca,

und dem Fürstenthum Carrara im Apenninischen Gebirge und zählt auf $4\frac{1}{2}$ □M. gegen 29000 E. Es ist sehr gebirgig, aber gut angebaut, und Marmor neben Wein, Öl und Seide das Hauptproduct. Die Hauptstadt Massa mit 7000 E., in reizender Gegend, hat ein schönes Schloß und bedeutende Seidenfabriken; Carrara (s. d.) ist seiner Marmorbrüche wegen berühmt. Das Herzogthum gehörte bis ins 18. Jahrh. der Familie Gibo-Malaspina. Nach dem Tode Alderam's, des letzten Fürsten aus dieser Familie, ererbte das Herzogthum 1731 dessen Tochter Maria Theresia, die sich 1741 mit dem nachherigen Herzoge Hercules III. von Modena vermählte. Ihr folgte bei ihrem Tode in der Regierung von Massa-Carrara im J. 1790 ihre Tochter Maria Beatrice, geb. 1750, die mit dem Großherzog Ferdinand von Oestreich vermählt war. Wie Modena, so wurde auch Massa-Carrara 1796 von den Franzosen besetzt. Erst 1814 konnte die Herzogin wieder die Regierung von Massa-Carrara antreten, mit dem durch den Wiener Congreß noch die ehemaligen kaiserlichen Lehne in der Lunigiana verbunden wurden. Nach ihrem Tode erbte das Herzogthum ihr Sohn, Franz IV. (s. d.), Herzog von Modena.

Massachusetts, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen Nework, Connecticut und Rhode-Island, Vermont und Newhampshire, wird von den Flüssen Merrimack, Charles und Connecticut bewässert und von Zweigen der Apalachen, den Blauen Bergen, durchzogen. Die von Felsenriffen zerrissene Küste bildet viele Baien, namentlich die große Cap-Codsbai, und Vorgebirge. Nächst Eisen sind Marmor, Talkstein, der wie Holz zersägt und zum Häuserbau verwendet wird, Seesalz, Mineralwässer, Hopfen, Hanf, Wolle, Leder, Taback u. s. w. die Hauptzweige der Naturproducte, während Papier, Seilerwaaren, Thran, Seife, Lichte, Leder- und Wollwaaren die vorzüglichsten Fabrikate ausmachen und nebst dem Fischfang und Schiffbau einen bedeutenden Handel gewähren. Der Staat umfaßt auf ungefähr 370 □M. gegen 700000 E., darunter etwa 7000 freie Neger und 700 christliche und ansässige Indianer. Ungeachtet der starken Auswanderung nach dem Westen nimmt die Bevölkerung doch reißend zu. Die gesetzgebende Gewalt haben ein Senat von 40 Mitgliedern und das Haus der Abgeordneten, die ausübende ein Gouverneur und ein Untergouverneur, denen ein aus den Senatoren erwählter Rath von neun Mitgliedern zur Seite steht. Zum Nationalcongreß sendet M. zwei Senatoren und 13 Repräsentanten. Die Hauptstadt des Staats ist Boston (s. d.); andere vorzügliche Städte sind Cambridge (s. d.) mit der Harvard-Universität, Charlestown mit 10000 E. und einer großen Strafanstalt, und Springfield mit Arsenal und Waffenfabrik.

Massageten, ein nomadisches Volk, wahrscheinlich dem Stamme der Scythen (s. d.) angehörig, bewohnten die weiten Steppen im Nordosten des Kaspiischen Meeres, nördlich vom Fluß Araxes oder Zarartes (jetzt Sir deria Sikon), wo jetzt die Kirgiskalfaken wohnen. Herodot erzählt von ihnen, daß sie Gemeinschaft der Weiber gehabt, ihre Alten geopfert und verzehrt, die Sonne als Gott durch Pferdeopfer verehrt, von der Milch und dem Fleisch ihrer Heerden und von Fischen gelebt und mit Lanze, Bogen und zweischneidiger Art zu Ross und zu Fuß gestritten haben. Sie wurden von einer Königin Tomyris beherrscht und nach Herodot verlor gegen sie Cyrus (s. d.) im J. 530 v. Chr. sein Leben.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse heißt das Träge oder Undurchbringliche an einem Körper; während man den Raum (s. d.), welchen ein Körper einnimmt, seinen Rauminhalt (Volumen) nennt. Das Verhältniß der Masse zum Rauminhalte ist nicht bei allen Körpern gleich, weil die den Körper bildende Materie durch größere und kleinere Zwischenräume, die man Poren (s. d.) nennt, unterbrochen ist. — In Concurssachen versteht man unter Masse die gesammte Habe des Falliten, in welche sich die Gläubiger zu theilen haben.

Massena (André), Herzog von Rivoli, Fürst von Götting, Marschall des franz. Kaiserreichs, wurde am 6. Mai 1758 zu Nizza geboren. In seiner Jugend versah er auf einem kleinen Fahrzeuge die Dienste des Schiffsjungen, trat dann in die sard. Armee und wurde Unteroffizier. Da er als Bürgerlicher keine Aussicht auf Beförderung hatte, verließ er nach 14 Jahren den Dienst und kehrte nach Nizza zurück, wo er sich verheiratete. Während der franz. Revolution stellte er sich bei einem Freiwilligenbataillon des Wardepartements ein und wurde bereits am 1. Aug. 1792 Befehlshaber des Corps, am 22. Aug. 1793

Brigadegeneral und am 20. Dec. Divisionsgeneral. Er hatte sich in den Feldzügen in Oberitalien vielfach ausgezeichnet und die Östreicher unter Anderm 1795 bei Loano geschlagen, als ihm Bonaparte 1796 den Befehl über die Avantgarde übertrug. Stets entschlossen und scharfsichtig, war er auch in diesem Feldzuge vom Glücke so begünstigt, daß ihn selbst der Obergeneral in den Siegesbulletins „l'enfant chéri de la victoire“ nannte. Im J. 1798 schickte ihn das Directorium an Berthier's Stelle als Obergeneral in die röm. Staaten. Allein die Truppen des eifersüchtigen Bernadotte legten dagegen Protest ein, und M. verließ, um Blutvergießen zu verhindern, Rom nach drei Tagen und übergab das Commando dem General Dalkemange. Als Entschädigung erhielt er unter Jourdan (f. d.) den Befehl über die Armee in der Schweiz. Nachdem Jourdan am 25. März 1799 bei Stocach geschlagen worden, trat er unter den mißlichsten Verhältnissen an dessen Stelle, machte dem Erzherzog Karl das Terrain streitig und errang endlich über die Russen am 25. Sept. 1799 den Sieg bei Zürich, der Frankreich vor der Invasion bewahrte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire schickte ihn Bonaparte nach Italien. Infolge der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte vermochte er indeß gegen die Östreicher unter Melas wenig auszurichten und mußte sogar einige Tage vor der Schlacht von *Marengo* (f. d.) dem Feinde Genua überliefern. Indes verringerte sich durch dieses Mißgeschick die Achtung Bonaparte's vor M.'s Talenten keineswegs; vielmehr erhielt er nach dem Siege von Marengo den Oberbefehl über die ganze ital. Armee. Obschon M. bei aller Bevorzugung Republikaner blieb, gegen das Consulat auf Lebenszeit stimmte und Moreau vertheidigte, wurde er doch bei Errichtung des Kaiserthrons zum Marschall erhoben. Im Feldzuge von 1805 erhielt er nochmals den Befehl in Italien, wo er den Erzherzog Karl in einer Reihe von Gefechten an der Brenta und dem Tagliamento aufhielt, während Napoleon auf Wien loszog und die Schlacht von Austerlitz lieferte. Nach dem Frieden mußte er das neapolit. Gebiet für den König Joseph Bonaparte in Beschlag nehmen. Er führte dies ohne Widerstand aus, eroberte noch 1806 das starke Gaëta und nöthigte die in Calabrien gelandeten Engländer, sich wieder einzuschiffen. Im Feldzuge von 1807 vermochte er seine Verbindung mit der großen Armee in Deutschland erst nach der Schlacht bei Eylau auszuführen. Napoleon vertraute ihm hierauf den rechten Flügel der Armee und erhob ihn nach dem Waffenstillstande zum Herzog von Rivoli. Diese Gunst knüpfte M. endlich aufrichtig an den Kaiserthron. Er erschien zum ersten Mal bei Hofe, wo er mit Auszeichnung empfangen wurde, mußte aber diesen Schritt zufällig theuer bezahlen, indem ihm Berthier auf der Jagd unversehens das linke Auge ausschoss. Im östr. Feldzuge von 1809 befehligte M. die sämmtlichen Truppen auf dem rechten Donauufer. Während der Schlacht bei Esling am 21. Mai deckte er den Übergang der Armee über die Donau, indem er das Dorf Aspörs vertheidigte, welches an diesem Tage 14 Mal genommen und verloren wurde. Obschon am Tage vor der Schlacht bei Wagram durch einen Sturz vom Pferde verwundet, wohnte er doch dem Kampfe im Wagen bei und theilte sich dann an den folgenden Gefechten bei Hollabrunn und Znaym. Napoleon, mit dem er damals im besten Vernehmen stand, ernannte ihn jetzt zum Fürsten von Esling und übertrug ihm 1810 den Oberbefehl in Spanien. Er sollte die Engländer nach Portugal zurückwerfen und zur Einschiffung zwingen. Mit einer schlecht ausgestatteten Armee von 30000 M. begann M. muthig seine Operationen gegen das 100000 M. starke portug.-brit. Heer. Er drängte Wellington unter die Mauern von Lissabon, sah sich aber dessenungeachtet zu einer beobachtenden Rolle verurtheilt. Nachdem er zu Santarem sechs Monate vergebens auf Verstärkung gewartet, versuchte er die Linien des Tejo zu erzwingen, mußte aber zurückweichen zumal da ihm Ney den Gehorsam versagte. M. schlug die Briten nochmals am 3. Mai 1811 bei Fuentes d'Onoro und legte dann, krank und mißmuthig, sein Commando nieder. Erst als sich Napoleon zum Feldzuge nach Rußland vorbereitete, bot er seine Dienste wieder an, erhielt aber nur die achte Militärdivision in der Provence, wo er die Italiener im Saume halten sollte. In dieser Stellung traf und ließ ihn die Restauration: Ludwig XVIII. gab ihm einen Naturalisationsbrief und erhob ihn am 20. Dec. 1814 zum Pair. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, schrieb er an M. die kurze Aufforderung: „Prinz, pflanzen Sie die Fahne von Esling auf und folgen Sie mir“. Allein M. blieb den Ereignissen den Hundert

Lage fern; erst nach der Schlacht von Waterloo übernahm er den Befehl über die Nationalgarde zu Paris. Die Bourbons zeigten sich ihm mit der zweiten Restauration wenig günstig; er mußte sich sogar seines Betragens wegen rechtfertigen. In derselben Zeit lehnte er das Richteramt in Ney's Prozesse ab, angeblich, weil er dessen Feind gewesen. Er zog sich hierauf ins Privatleben zurück und starb am 4. Apr. 1817. Seine Würden erbte der Sohn. Auf dem Kirchhofe Père Lachaise zu Paris, wo er begraben liegt, ist ihm ein Obelisk von weißem Marmor errichtet.

Massenbach (Christian von), preuß. Oberst und Generalquartiermeister, geb. 1768 zu Schmalkalden in Kurhessen, wurde unter den Augen seiner Mutter auf dem Stammgute Massenbach bei Heilbronn in Württemberg erzogen und zu Ludwigsburg und auf der Militärakademie zu Stuttgart gebildet. Seit 1782 als Offizier in der württemberg. Garde und zugleich als Lehrer bei der Akademie angestellt, kam er bald in den preuß. Generalquartiermeisterstab. Durch seine schriftstellerische Thätigkeit empfahl er sich dem nachherigen Könige, Friedrich Wilhelm II., der ihm den Unterricht seines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum baseler Frieden bei und focht bei mehreren Gelegenheiten mit Auszeichnung. Einige Kriegspläne jedoch, die er entwarf, und manche Vorschläge zu Verbesserungen in der Einrichtung des Generalquartiermeisterstabs erweckten ihm, obschon sie nicht beachtet wurden, viele Gegner. Im J. 1805 sprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit Napoleon; als aber der Krieg entschieden zu sein schien, rieth er zu einer schnellen Bewegung gegen den Rhein, um Ostreich Luft zu machen. Die neue Richtung, welche die preuß. Politik nach der Schlacht von Austerlitz nahm, veranlaßte ihn, die militärische Besetzung von Hannover vorzuschlagen und einen Plan zu einem Angriffskriege gegen Rußland zu entwerfen. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 war er Generalquartiermeister bei dem Hohenlohe'schen Corps, zu dessen Übergabe bei Prenzlau er auf eine Art beitrug, die ihn in eine Untersuchung verwickelte, welche durch die Ereignisse des Kriegs unterbrochen wurde. Hierauf lebte er auf einem vom König von Preußen ihm geschenkten Landgute im Herzogthum Posen, später aber in Württemberg, und schrieb in dieser Zeit seine „Rückerinnerungen an große Männer“ (Amst. 1808), „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III.“ (3 Bde., Amst. 1809—10) und „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit 1792“ (2 Bde., Amst. 1809), die, obschon darin das Streben M.'s, sich geltend zu machen und darzuthun, daß er den Untergang des preuß. Staats durch seine Rathschläge abzuwenden gesucht habe, nur zu sichtbar ist, doch wegen vieler Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse von Werth sind. Er hatte wiederholt um seine Entlassung aus dem preuß. Kriegsdienste angehalten, sie aber noch nicht erhalten, als er 1817 in Frankfurt am Main auf Ansuchen des preuß. Hofes verhaftet, nach Küstrin gebracht und von neuem in Untersuchung gezogen wurde. Man gab ihm Schuld, wie früher, so auch neuerlich durch beabsichtigten Landesverrath die Staatsgesetze verlegt zu haben, welche die Bekanntmachung von amtlichen Schriften für eine Übertretung der Dienstpflicht erklären, und ein Kriegsgericht, das zum Theil selbst aus seinen Freunden zusammengesetzt war, verurtheilte ihn im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungshaft. Er wurde 1820 von Küstrin nach Glas gebracht, 1826 aber begnadigt und starb am 27. Nov. 1827 zu Bialokosj bei Pinne im preuß. Polen. Vgl. „Der Oberst M., eine biographische Skizze“ (1817).

Massilia, eine schon im frühesten Alterthume bedeutende Stadt an der Südküste des narbonens. Galliens, jetzt Marseille (s. d.), wurde bereits im 6. Jahrh. v. Chr. von Phocensern, welche aus Kleinasien vertrieben worden waren, gegründet, hob sich dann schnell durch Schiffahrt, Handel und Bildung und bestand als blühende Handelsrepublik bis auf Cäsar's Eroberung. Vgl. Deberich, „Über die Gründung von M.“ im „Rheinischen Museum“ (Bd. 4, Heft 1); Johannsen, „Veteris Massiliae res et instituta“ (Kiel 1817) und Brückner, „Historia reipublicae Massiliensium“ (Gött. 1826).

Massillon (Jean Bapt.), das vollendete Muster franz. Kanzelberedtsamkeit, geb. am 24. Juni 1663 zu Hières in der Provence, trat in seinem 17. Jahre in die Congrega-

tion des Oratoriums. Nachdem er sich schnell als Kanzelredner einen bedeutenden Ruf erworben hatte, zog er sich in das Kloster Sept-Fonts zurück, von wo ihn erst der General seiner Congregation, Pater de Latour, der auf ihn durch seine ausgezeichnete Leichenrede auf den Erzbischof von Vienne, Henri de Villars, aufmerksam geworden war, 1696 nach Paris berief. Hier wurde er anfangs Director des Seminars Saint-Magloire. Damals glänzten vor allen Rednern Bossuet (s. d.) und Bourdaloue (s. d.); M. wurde ihr würdiger Nachfolger, unterschied sich aber von Beiden dadurch, daß er im höhern Grade als sie auf das Gefühl wirkte. Nachdem Ludwig XIV. 1704 zum zweiten Male sein Zuhörer gewesen war, wählte er ihn zu seinem Hosprediger, namentlich auch wegen seiner friedliebenden Gesinnungen, indem er so den Cardinal Noailles mit den Jesuiten auszuföhnen meinte; allein M. mißfiel beiden Parteien. Vom Herzog von Orleans, als Regenten, 1717 zum Bischof von Clermont ernannt, erhielt er den Auftrag, vor Ludwig XV., der erst neun Jahre alt war, zu predigen. Zu diesem Zwecke verfaßte er jene unter dem Titel „Petit-Carême“ bekannten Reden, welche ein Meisterwerk der Kanzelberedtsamkeit sind, und in denen er manche für einen Fürsten hochwichtige Wahrheiten berührte. Im J. 1719 trat er in die franz. Akademie und durch den Cardinal Dubois erhielt er dann die Prälatur von Savigny. Seine letzte Rede, welche er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans. Seitdem verließ er seinen Kirchsprengel nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe gewannen. Er starb am 18. Sept. 1742. Seine Vorträge waren biblisch und evangelisch, freimüthig, einfach und voll Würde. Über alles Lob erhaben ist die Anmuth, Correctheit und Eleganz seiner Sprache, sodaß man ihn nicht mit Unrecht den Racine der franz. Kanzel genannt hat. Eine vollständige Ausgabe seiner „Sermons“ besorgte sein Neffe Jos. M. (15 Bde., Par. 1745—49); unter den neuern sind die vom Abbé Guillon (16 Bde., Par. 1828, 12.) und die vom Abbé Migne in seiner großen Sammlung der Kanzelredner die besten. Die unter M.'s Namen herausgegebenen „Mémoires de la minorité de Louis XV“ (Par. 1792) sind ein aus der Fabrik von Soullavie hervorgegangenes Nachwerk.

Massinger (Phil.), engl. Schauspieldichter, geb. 1584 zu Salisbury, studirte zu Oxford, verließ aber, noch ehe er seinen Cursus vollendet, die Universität und ging nach London, wo er zahlreiche Stücke für die Bühne schrieb. An einem Märzorgen des J. 1640 fand man ihn todt in seinem Bette. Seine Trauerspiele sind ernst und würdig, in ruhigem, aber kräftigem Tone gehalten; sein Vers ist glatt und wohlklingend. Seine Lustspiele gleichen denen Ben Jonson's in ungebundener Kraftäußerung und Wunderlichkeit; sie sind oft gemein und roh, namentlich wo er witzig und launig sein will, was ihm nicht gegeben war. Unter den 18 erhaltenen Stücken sind die besten „The Virgin martyr“, „The bondman“, „The fatal dowry“, „The city madam“ und „The new way to pay old debts“. Ausgaben seiner Werke besorgten Gifford (4 Bde., Lond. 1805) und Hartley Coleridge zusammen mit Ford's Werken (Lond. 1839).

Masson (Ant.), einer der berühmtesten franz. Kupferstecher, geb. 1636 zu Loury bei Orleans, war zugleich Waffenschmied und gravirte eine Menge Rüstungen in ausgezeichneter Weise. Von seinen unvergleichlichen Radirungen kennt man 65 Blatt. Er starb zu Paris im J. 1700.

Mast nennt man einen Baum von angemessener Länge und Stärke, um mittels der an denselben befestigten Segel ein Schiff durch die Kraft des Windes fortreiben zu lassen. Da die Masten auf den Seeschiffen oft über 100 F. lang sind, so bestehen sie hier aus drei Stücken, von denen nur das untere der Mast heißt, während das mittlere die Stenge, das oberste die Brahmstenge genannt wird. See- und größere Flußschiffe führen zwei bis drei Masten, das Dampfboot Great Britain sogar sechs, von denen aber einer höher als die übrigen ist und der große Mast heißt. Vor dem großen Mast steht der vordere oder Fockmast, hinter ihm der Besahnmast. Ebenso gibt es eine große Stenge, eine Vorstenge und eine Kreuzstenge, sowie eine große Brahmstenge, eine Vorbrahmstenge und eine Kreuzbrahmstenge. Wie der Länge nach, so bestehen die untern Masten der Linienschiffe und schweren Fregatten auch nach der Stärke aus mehren, miteinander verzahnten Hölzern; das mittlere

heißt die Zunge, an welche die übrigen Wangen genau angelegt und durch eiserne Bänder festgehalten sind. Die Stengen hingegen bestehen nur aus einzelnen Bäumen. Auf der Spitze des Mastes, dem Lopp, befindet sich ein starker Block von Eichenholz, das Geselshaupt, durch dessen rundes Loch die Stenge geschoben und eine Mars (s. d.) befestigt wird. Die Masten stehen mit ihrem Fuße zwischen einigen im Viereck liegenden starken Balken, dem Spuhr, und werden in den für sie bestimmten Löchern der Verdecke, den sogenannten Fischen, festgekeilt. Außer den Masten haben die Seeschiffe am Vordertheil noch einen schräge herausliegenden Baum, das Bugspriet, mit einer vorn ausgeschobenen schwächeren Verlängerung, dem Klüberbaum. Starke Taue, die Bandten und Stagen, halten den Mast nach allen Seiten.

Mastbarm (intestinum rectum) nennt man das unterste Stück des Darmkanals (s. Darm), welches in der Mitte der hintern Wand des kleinen Beckens an der vordern Fläche des Kreuzbeins vom fünften Lendenwirbel an bis zum After, mit dem es endigt, herabsteigt. Der Mastbarm besitzt dieselben Wandungen, wie die übrigen Theile des Darmes, nur sind sie dicker, was besonders durch die vielen ringförmigen Muskelfasern bewirkt wird, die ihn zusammenziehen und verschließen können und deswegen Schließmuskel (sphincter ani) genannt werden. Die Bestimmung des Mastbarmes ist die Entfernung der unbrauchbaren Stoffe aus dem Körper. Von den Krankheiten, welche diesen Theil des Darmes befallen können, sind vorzüglich Geschwüre, welche theils Fisteln (s. d.) bilden, theils andere Entartungen verursachen können, und der Mastbarmvorfall (prolapsus intestini recti) zu nennen. Bildungsfehler sind die Mastbarmerschließung (atresia ani) sowie das gänzliche Fehlen desselben, welche beide bei Neugeborenen beobachtet werden und von denen der erstere durch chirurgische Hülfe beseitigt werden kann, der letztere gewöhnlich baldigen Tod nach sich zieht.

Mastir heißt das Harz eines in Kleinasien, Griechenland u. s. w. wachsenden Baumes (Pistacia lentiscus), welches in kleinen, weißen oder gelben, durchscheinenden, in der Hitze wohlriechenden Körnern besteht und vielfach in der Medicin, zu Räucherpulvern, Firnissen und Lacken verwendet wird. Auch nennt man manche cement- oder kittartige Massen Mastir, aus Mißverständnis des engl. und franz. Namens Mastic, welcher keineswegs für das Mastirharz gebraucht wird.

Mastkorb, s. Mars.

Mastung hat den Zweck, durch eine reichliche Fütterung mit guten Futterstoffen viel Fleisch und Fett von den Thieren zu gewinnen. Für die Mastfähigkeit derselben sind Alter, Geschlecht, Gesundheit und Anlage von Einfluß. Weder zu junge noch zu alte Thiere mästen sich gut; am zuträglichsten ist der Mastung die mittlere Lebensperiode. Das zur Mastung aufgestellte Vieh muß gesund, nicht kraftlos und nicht ganz mager sein. Zur Mastung sind alle sonst gebräuchliche Futterstoffe geeignet; doch mästen Heu und Grünfütter allein sehr schwer. Die am meisten Fett erzeugenden Futterstoffe sind Kartoffeln und Rüben in gekochtem Zustande, Getreide, Dikuchen, Trebern, Branntweinspüllicht, die Abfälle von den Stärke- und Zuckerrfabriken. Wie im Stalle so werden die Thiere auch auf der Weide gemästet, die Schweine in Eichen- und Buchenwäldern, Schafe und Rindvieh auf Äckern und Wiesen. Das Mastvieh muß öfter als das Zuchtvieh gefüttert, reinlich und trocken gehalten, so wenig als möglich in Bewegung gesetzt und in einem mehr dunkeln als hellen Stalle gehalten werden. Je mehr das Futter durch Zerkleinern und Erweichen in den bestmöglichen Zustand der Verdauung gesetzt wird, und je mehr durch ein zweckmäßiges Zusammensetzen und Fortschreiten von minder nahrhaften Futterstoffen zu den nahrhaftern die Freßlust der Thiere rege erhalten wird, um so schneller erfolgt die Mastung. Man unterscheidet zwei Perioden derselben, die halbe und die ganze Mastung. Erstere geschieht, um den zu magern Thieren einen höhern Werth zu verschaffen, letztere, um Fett zu erzeugen. Ob die halbe oder ganze Mastung vortheilhafter sei, hängt von der Mastungsfähigkeit der Thiere und von dem Preise des Fleisches und Fettes gegen die Mastungsmittel ab. In der ersten Periode der Mastung nehmen die Thiere bei reichlichem und gutem Futter am meisten zu, weshalb auch die halbe Mastung in den meisten Fällen vortheilhafter ist als die ganze.

Maßur, eigentlich *Ma zur* oder *Ma zurek*, ein sehr lebhafter, graziofer und heiterer poln. Nationaltanz, zu welchem von dem poln. Landvolke auch häufig gesungen wird, im Dreiachteltakt, ist jetzt, doch ohne seinen ursprünglichen Typus ganz behalten zu haben, durch Europa verbreitet. Den Namen hat er von den *Ma zuren*, den Einwohnern des ehemaligen Herzogthums *Ma zowien* (s. d.).

Maßuren heißt der ostwärts von der Weichsel gelegene Landestheil von Ostpreußen, welcher die Kreise *Johannisburg*, *Sensburg*, *Lözen*, *Lyck* und *Dletzko* im Regierungsbezirk *Gumbinnen* u. s. w. umfaßt und auf ungefähr 300 □*M.* gegen 400000 *E.* zählt, die als die Nachkommen der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hier eingewanderten Polen, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein verderbtes Polnisch sprechen. Das Land ist bergig und reich an Naturschönheiten, namentlich in der Nähe der Stadt *Lyck*, die, am *Somnau*- und am *Lycker* reizend gelegen, gegen 4000 gewerbthätige *E.* zählt, ein Gymnasium hat und bis zur Absperrung Rußlands nicht unbedeutenden Handel trieb. Der Boden ist im Allgemeinen sandig und dürrig und deshalb sowie wegen geringer Intelligenz der Landleute der Ackerbau auf keiner hohen Stufe. Im Winter 1844 auf 1845 litt das Land durch verheerende Regengüsse und Überschwemmungen. Indes hatte die dadurch und durch russ. Grenzsperrung, welche allen Handel lähmte, herbeigeführte große Noth doch wenigstens das Gute, daß der König im Frühjahr 1845 die Provinz persönlich bereiste und sich so am besten von Dem überzeugte, was hier dringend Noth sei. Zunächst soll die Provinz durch *Chausseen* mit *Königsberg* und *Insterburg* in Verbindung gesetzt werden, wo sich allein nur Absatz für ihre Producte finden läßt.

Maß und Gewicht. Um die Größe oder Quantität irgend einer ausgedehnten Größe (*Raumgröße*) zu bestimmen, muß man sie mit einer bekannten Größe derselben Art, welche als Einheit dient, vergleichen, indem man untersucht, wie vielmal die letztere in der zu bestimmenden Größe enthalten ist. Diese Einheit nennt man *Maß*, die gedachte Vergleichung selbst aber *meßsen*. Aus dem Vorigen ist klar, daß beim Messen von Längen eine Länge oder Linie, beim Messen von Flächen eine Fläche, beim Messen von Körpern ein Körper als Einheit oder Maß angenommen werden muß; ebenso kann die Masse oder das Gewicht eines Körpers nur durch Vergleichung mit einem andern als bekannt angenommenen Gewichte bestimmt werden; die Einheiten des Flächen- und Körpermaßes lassen sich aber von der Einheit des Längenmaßes herleiten. Da die absolute Größe jeder Maßeinheit an sich willkürlich ist, so kann es nicht auffallen, daß die Maße der einzelnen Länder sehr verschieden sind, und ihre Mannichfaltigkeit ist so groß, daß die Kenntniß der in den verschiedenen Ländern gültigen Maße und Gewichte eine eigene Wissenschaft (die *Metrologie*) bildet. In der ältesten Zeit hat man die Einheiten des Längenmaßes (*Elle*, *Fuß*, *Zoll*) von dem menschlichen Körper entlehnt, eine Bestimmung, die offenbar im höchsten Grade schwankend ist und die noch jetzt statfindende Verschiedenheit zur Folge haben mußte, wie denn namentlich in Deutschland fast jede größere Stadt ihren besondern Fuß hat. Erst in der neuern Zeit ist man auf den Gedanken gekommen, unveränderliche Maßeinheiten aus der Natur zu entlehnen, um dadurch ein Universalmaß zu erhalten. Von den verschiedenen dahin zielenden Vorschlägen verdienen nur zwei eine nähere Erwähnung. Im J. 1673 schlug *Huyghens* die Länge des *Secundenpendels*, welche nach seiner Theorie auf der ganzen Erde unveränderlich sein mußte, oder vielmehr den dritten Theil derselben als Maßeinheit (*Zeitfuß*, *pes horarius*) vor. Aber abgesehen von der willkürlichen Eintheilung des Tags in 86400 *Secunden* steht diesem Vorschlage der fast gleichzeitig bekannt gewordene Umstand im Wege, daß die Länge des *Secundenpendels* nicht überall auf der Erde gleich, sondern von der geographischen Breite abhängig ist, weshalb *Bouguer* um 1749 die *Pendellänge* unter dem 45. Breitengrade, *Condamine* aber, gewiß weit zweckmäßiger, die Länge des *Pendels* unter dem *Aquator* als Maßeinheit vorschlug. Indes kam keiner von beiden Vorschlägen zur Ausführung; zwar erklärte sich im J. 1790 die franz. Nationalversammlung für die *Pendellänge* als natürliche Einheit und Grundlage des Maßsystems, aber die von der pariser Akademie der Wissenschaften zur Begutachtung ernannte Commission, welche *Borda*, *Lagrange*, *Laplace*, *Monge* und *Condorcet* bildeten, machte 1791 den Vorschlag,

die Maßeinheit vielmehr von der Größe der Erde herzuleiten und zwar den zehnmillionsten Theil des Erdquadranten oder der Entfernung des Pols vom Äquator als Einheit des Längenmaßes anzunehmen. Dieser Vorschlag wurde sofort angenommen, worauf die franz. Regierung eine möglichst genaue und sehr ausgedehnte Gradmessung veranstaltete, um durch diese die Größe jener Maßeinheit, welche Mètre genannt wurde, genau zu bestimmen. Auf die so bestimmte Einheit ist das ganze seit der Revolution in Frankreich geltende sogenannte metrische Maß- und Gewichtssystem gegründet. Obgleich gegen die Grundlage desselben, den Mètre, angewendet worden ist, daß er als Längenmaß zu groß zu verschieden von den bisher üblichen Längeneinheiten und überdies nicht einmal völlig richtig bestimmt sei, wie dies neuere Berechnungen allerdings dargethan haben, so ist doch dieses System seines strengen innern Zusammenhangs und seiner consequent durchgeführten Decimaleintheilung wegen in wissenschaftlicher Hinsicht als das vorzüglichste aller vorhandenen Maßsysteme anzusehen und für wissenschaftliche Bestimmungen auch außer Frankreich fast allgemein, mit Ausnahme Englands, in Gebrauch gekommen. Einige Staaten haben es sogar ganz angenommen, andere bei der Regulirung ihrer Maßsysteme wenigstens insofern zum Grunde gelegt, als sie einen bestimmten Theil des Mètre als Längeneinheit angenommen haben. Von den übrigen Staaten, welche in der neuern Zeit ihr Maßwesen gesetzlich geordnet haben, sind die meisten von dem altfranz., einige auch von dem engl. Längenmaße ausgegangen und haben sich begnügt, die bisher üblichen Maße durch Vergleichung mit den gedachten genauer zu bestimmen. Noch immer läßt aber der Zustand des Maß- und Gewichtswesens sehr viel zu wünschen übrig; in vielen Staaten fehlt es noch ganz an einer genauen gesetzlichen Regulirung der Maße und Gewichte, und namentlich in einem Theile von Deutschland ist die in dieser Beziehung herrschende Verwirrung sehr zu beklagen. Eine Abhülfe durch Einführung gemeinschaftlicher Maße und Gewichte innerhalb der Zollvereinsstaaten ist zwar in Aussicht gestellt, aber gewiß noch sehr fern. Im Folgenden wird eine gedrängte Übersicht der in den größern europ. Staaten geltenden Maße und Gewichte geliefert, wobei dieselben mit den neufranzösischen verglichen sind.

1) L ä n g e n m a ß. In den meisten Ländern heißt die Längeneinheit Fuß und ist entweder in 12 Zoll zu 12 Linien oder decadisch, d. h. in 10 Zoll zu 10 Linien eingetheilt; wo im Folgenden nicht das Gegentheil bemerkt ist, findet das Erstere statt. Im Handel rechnet man in Deutschland nach Ellen, deren eine in der Regel = 2 Fuß ist; noch größere Längeneinheiten sind die Klafter (zu 6 F.), die Ruthe und für das Messen von Weglängen die Wegstunde und die Meile. In Baden (Maßordnung vom 27. Jan. 1829) ist der Fuß = $\frac{1}{10}$ Mètre und hat 10 Z. zu 10 L.; die Ruthe hat 10 F., die Wegstunde beträgt 4444 $\frac{1}{10}$ Mèt. In Baiern (Verordnung vom 28. Febr. 1809) ist der Fuß = 129,38 pariser L. oder circa 0,292 Mèt.; die Elle hat 2 F. $\frac{10}{100}$ Z., die Ruthe 10 F., die Meile 25406 F. In der bair. Pfalz ist der Fuß = $\frac{1}{10}$ Mèt., die Elle = $\frac{1}{10}$ Mèt. In Belgien ist das franz. Maßsystem eingeführt. In Braunschweig (Gesetz vom 30. März 1837) hat der Fuß 126 $\frac{1}{100}$ par. L. oder circa 0,285 Mèt., die Ruthe 16 F., die Meile 26000 F. In Bremen hält der Fuß circa 0,289 Mèt., die Ruthe hat 16, zuweilen auch 18 und 20 F. In Dänemark gilt der rheinländ. Fuß von circa 139,09 par. L. oder circa 0,314 Mèt., die Ruthe hat 10, die Meile 24000 F. In Frankfurt am Main hält der Fuß 126 $\frac{1}{100}$, die Elle 242,62 par. L.; die Feldruthe hat 12 $\frac{1}{2}$ F., ist aber in 10 Feldschub getheilt. In Frankreich (Gesetze vom 7. Apr. 1795 und 10. Dec. 1799) dient seit der Revolution der Mètre, welcher genau 443,296 par. L. (der Toise von Peru) mißt und 10 Decimètres, 100 Centimètres, 1000 Millimètres hat, als Längeneinheit. Für größere Längen dienen der Kilomètre = 1000 Mèt., der Myriamètre = 10000 Mèt. und die Lieue = 5000 Met. Das altfranz. Maß hatte den Fuß (pariser oder königlicher Fuß, pied du roi, genannt) oder eigentlich die Toise (Klafter) von 6 F. zur Längeneinheit; die Ruthe (perche) hatte für Äcker 18, für Wälder 22 F., die Elle (aune) 526 $\frac{1}{100}$ L. In Griechenland ist seit dem März 1837 das franz. Maßsystem eingeführt. In Großbritannien und Irland rechnet man nach Yards zu 3 F.; der Fuß beträgt ca. 0,305 Mèt. und hat 12 Z. zu 10 L.; der Faden hat 6, die Ruthe 16 $\frac{1}{2}$ F., die Meile (in 8 Furlongs getheilt) 5280 F. In Hamburg (Maß- und Gewichtsordnung vom 16. Jan. 1843) ist der Fuß

$\frac{1}{2}$ des dortigen Secundendendels oder ca. 127,36 par. L.; er ist in 12 Z. zu 8 Theilen getheilt; die Ruthe hat 16 F. In Hannover (Gesetz vom 19. Aug. 1836) hat der Fuß $11\frac{1}{2}$ engl. Z. oder circa 0,292 Mèt., die Ruthe 16 F., die Meile 25400 F. In Hessen-Kassel hat der neue kasseler Fuß 11 preuß. Z. oder ca. 0,288 Mèt., der alte 126,3 par. L. oder ca. 0,285 Mèt., die Feldruthe 14 alte F. In Hessen-Darmstadt (Gesetz vom 10. Dec. 1817) ist der Fuß $\frac{1}{10}$ Mèt. und decadisch eingetheilt, die Elle $\frac{1}{2}$ Z. oder $\frac{1}{10}$ Mèt.; die Klafter hat 10 F., die Wegstunde 20000, die Meile 30000 F. Im Kirchenstaat hält der Baufuß oder Palmo ca. 0,223 Mèt.; 10 Palmi machen eine Canna; die im Handel übliche Elle oder Canna hält ca. 1,992 Mèt. In Lübeck und Mecklenburg hat der Fuß 129 par. L. oder ca. 0,291 Mèt. In Nassau ist der Feldfuß $\frac{1}{10}$ Mèt. und decadisch eingetheilt; 10 Feldfuß machen eine Ruthe; der Werkfuß ist dem neuen badischen gleich. In Neapel (Gesetz vom 22. Apr. 1840) ist der Fuß oder Palmo als Basis des Maßsystems $\frac{1}{7000}$ der ital. geographischen Meile, deren 60 auf den mittlern Grad des Erdmeridians gehen, also gleich $\frac{100}{375}$ oder ca. 0,26455 Mèt., und ist decadisch eingetheilt; 10 Palmi machen eine Canna. Im Königreich der Niederlande gilt das franz. Maßsystem. In Osterreich hat der wiener Fuß ca. 140 par. L. oder 0,316 Mèt.; die Elle hält 2,465, die Klafter 6, die Meile 24000 F. In Oldenburg ist der Fuß $\frac{1}{10}$ Mèt.; die Elle 257 $\frac{1}{2}$ par. L., die Ruthe = 18 oder 20 F. In Portugal ist der Fuß = 145,9 par. L. oder ca. 0,329 Mèt., die Elle für den Großhandel (Vara) = ca. 1,093 Mèt., die für den Kleinhandel (Covado) = ca. 0,678 Mèt. In Preußen (Maß- und Gewichtsordnung vom 16. Mai 1816) gilt der rheinl. Fuß, welcher gesetzlich 139,13 par. L. oder ca. 0,314 Mèt. hält; die Elle hält 2 $\frac{1}{2}$ F., die Ruthe 12, die Meile 24000 F. In Rußland gilt der engl. Fuß, in 12 Z. zu 12 L. getheilt; die Arschine oder Elle ist $\frac{2}{3}$ F., aber in 16 Werschok getheilt, der Sassen oder Faden hält 7 F. oder 3 Arschinen, die Werst oder Meile 3500 F. In Sachsen ist der bisher übliche (dresdner) Fuß = ca. 125,5 par. L. oder 0,283 Mèt.; die Elle hat 2, die Feldruthe 15 $\frac{1}{2}$ F. Nach dem neuen Maßsystem, dessen Einführung in den nächsten Jahren bevorsteht, ist der Fuß $\frac{1}{10}$ Mèt., wie in Baden, aber in 12 Z. zu 12 L. getheilt, wie bisher; die Elle hat 2 F., die Lachter beim Bergwesen 2 Mèt., die Ruthe 10 F., die Meile 25000 F. In Sachsen-Weimar hat der Fuß 125 par. L. oder ca. 0,282 Mèt., die Ruthe 16, die Meile 26096 F. In Sardinien ist der piede liprando = ca. 0,514 Mèt., der gewöhnliche Fuß nur = 8 Z. oder $\frac{2}{3}$ des vorigen; die Elle (raso) hält 1 $\frac{1}{10}$, die Klafter (tesa) 3 $\frac{1}{10}$, die Ruthe (pertica) 12 liprand. F. Auch hier soll (vom 1. Jan. 1850 an) das neufranz. Maßsystem eingeführt werden (Decret vom 11. Sept. 1845). In Schweden hat der Fuß ca. 131,615 par. L. oder 0,2969 Mèt., die Ruthe 16, die Meile 36000 F. In der Schweiz haben die zwölf Cantone Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Glarus, Lucern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Thurgau, Zürich und Zug sich am 30. Aug. 1834 zu einem gemeinschaftlichen Maßsysteme vereinigt; nach diesem ist der Fuß dem badischen gleich und decadisch eingetheilt; die Wegstunde hat 16000 F. Waadtland und Wallis hatten schon früher denselben Fuß angenommen; hier bilden 4 F. eine Elle oder Lune, 10 F. eine Klafter oder Toise; in Neuenburg ist der Fuß = 130 par. L. In Spanien hat der castilian. Fuß ca. 125,3 par. L. oder ca. 0,283 Mèt.; die Elle oder Vara hat 3 F. In Toscana (Gesetz vom 11. Juli 1782) hat die Elle 258,719 par. L. oder ca. 0,594 Mèt.; die Ruthe oder Canna hat 5, die Meile 2833 $\frac{1}{2}$ Ellen. In Württemberg (Maß- und Gewichtsordnung vom 30. Nov. 1806) hat der Fuß 127 par. L. oder ca. 0,2865 Mèt., und ist decadisch eingetheilt; die Elle hat 2,144 F., die Ruthe 10 F.

2) Flächen- oder Feldmaß. Baden: Morgen = 400 □R. oder 0,36 Hectare. Baiern: Tagwerk (Zuchart, Morgen) = 400 □R. oder ca. 0,341 Hect. Braunschweig: Feldmorgen = 120 □R. oder ca. 0,553 Hect. Frankfurt: Morgen = 160 □R.; 30 Morgen geben eine Hufe. Frankreich: Hectare oder metrischer Arpent = 10000 □Mètres; der Arpent des alten Maßsystems hatte 48400 □F. Großbritannien: Acre = 160 □R. oder ca. 0,405 Hect. Hannover: Morgen = 120 □R. oder circa 0,262 Hect. Hessen-Kassel: Acker = 150 □R. Hessen-Darmstadt:

Morgen = 400 □Klast. = $\frac{1}{2}$ Hect. Nassau: Morgen = 100 □M. Neapel: Morgio = 10000 □Palmen = ca. 0,070 Hect. Ostreich: Joeh = 1600 □Klast. oder circa 0,576 Hect. Oldenburg: Morgen = 356 □M. zu 400 □F. Portugal: Seira = 4840 □Varas. Preußen: Morgen = 180 □M. oder ca. 0,255 Hect. Rußland: Dessätine = 2400 □Faden oder 1,0925 Hect. Sachsen: alter Aker = 300 □M. oder ca. 0,553 Hect.; neuer Aker = 600 □M. oder 0,54 Hect. Sachsen-Weimar: Aker = 140 □M. Sardinien: Giornata oder Tagwerk = 100 □M. Schweden: Tonne Land = 56000 □F. oder ca. 0,494 Hect. Schweiz: in den zwölf concordirenden Cantonen Suchart = bad. Morgen; in Waadtland und Wallis Pose = 500 □Klast. Spanien: Fanega = 6000 □Varas oder ca. 0,459 Hect. Würtemberg: Morgen = 384 □M. oder ca. 0,315 Hect.

3) Hohlmäß für Flüssigkeiten. Baden: Maß = $\frac{1}{10}$ Cubikfuß oder $\frac{1}{10}$ Litre, getheilt in 10 Glas; ein Fuder hat 10 Dhm, 100 Stügen, 1000 Maß. Baiern: Maß (Maßkanne) = $\frac{23}{1000}$ Cubikfuß oder ca. 1,069 Lit., getheilt in 4 Schoppen; 64 Maß gehen auf einen Eimer. Belgien, s. Frankreich. Braunschweig: Quartier (faßt 2 Pfd. destill. Wasser bei 15° R.) = $\frac{52}{100}$ preuß. Cubikzoll oder ca. 0,937 Lit.; ein Orhst hat $1\frac{1}{2}$ Dhm, 6 Anker oder 240 Quartier, eine Tonne 108 Quartier. Bremen: Quart = ca. 0,805 Lit., getheilt in 4 Ringel; eine Dhm hält 45 Stübchen oder 180 Quart. Dänemark: Pott = $\frac{1}{2}$ Cubikfuß oder ca. 0,965 Lit., getheilt in 4 Pögel; ein Fuder hat 6 Dhm, 24 Anker, 930 Pott, eine Kanne 2 Pott, eine Biertonne 138 Pott. Frankfurt am Main: Alt- oder Richmaß = 90,384 par. Cubikzoll oder ca. 1,793 Lit., getheilt in 4 Schoppen; ein Fuder Wein hat 6 Dhm, 120 Viertel, 480 Richmaß, 540 Jungmaß; ein Stück hat 8 Dhm. Frankreich: Litre = $\frac{1}{1000}$ Cubikmetre; die Pinte des alten Maßsystems war = 48 Cubikzoll oder ca. 0,931 Lit. und in 2 Schoppen getheilt, das Faß oder Muid enthielt 2 Feuilletes, 4 Quartants, 36 Setiers, 288 Pinten. Großbritannien: Gallon (faßt 10 Pfd. Wasser bei 62° F.) = 277,271 engl. Cubikzoll oder ca. = 4,543 Lit., getheilt in 4 Quarts und 8 Pint; ein Peck hat 2, ein Bushel 8 Gallons. Hamburg: Stübchen = 266 Cubikzoll oder ca. 3,651 Lit., getheilt in 2 Kannen oder 4 Quart; ein Fuder hat 6 Dhm, 24 Anker, 30 Eimer, 120 Viertel, 240 Stübchen. Hannover: Stübchen = 270 Cubikzoll oder ca. 3,894 Lit., getheilt in 2 Kannen, 4 Quartier, 8 Rößel; eine Dhm hat 4 Anker, 40 Stübchen oder 160 Quartier. Hessen-Kassel: Maß = 144 Cubikzoll oder ca. 1,984 Lit., getheilt in 4 Schoppen; eine Dhm hat 20 Viertel oder 80 Maß. Hessen-Darmstadt: Maß = 128 Cubikzoll oder 2 Lit., getheilt in 4 Schoppen. Kirchenstaat: Faß oder Barile = ca. 45,51 Lit., getheilt in 32 Boccali, 128 Fogliette, 512 Cartocci; beim Öl hat das Faß 28 Boccali und hält ca. 53,11 Lit. Lübeck: Quartier = $45\frac{1}{2}$ par. Cubikzoll oder ca. 0,805 Lit.; eine Dhm hat 20 Viertel oder 160 Quartier. Nassau: Weinmaß = ca. 1,695 Lit., Biermaß = ca. 1,886 Lit. Neapel: Faß oder Barile = ca. 43,625 Lit., getheilt in 60 Caraffen; ein Botto = 12 Barili. Ostreich: Maß oder Kanne = 0,0448 Cubikfuß = ca. 1,415 Lit., getheilt in 4 Seidel; ein Faß hat 10 Eimer zu 40 Maß. Oldenburg: Kanne = 74 par. Cubikzoll = 1,468 Lit.; Anker = 26 Kannen oder 40 Quartier. Portugal: Almude = ca. 16,541 Lit., getheilt in 2 Votos, 12 Canadas, 48 Quartillos; eine Tonelada hat 2 Pipes zu 26 Almudes, ein Baril 16 Almudes. Preußen: Quart = 64 preuß. Cubikzoll oder ca. 1,145 Lit.; ein Orhst hat $1\frac{1}{2}$ Dhm, 3 Eimer, 6 Anker, 180 Quart; beim Bier hat ein Gebräue 9 Kufen, 18 Faß, 36 Tonnen, eine Tonne aber 100 Quart. Rußland: Stooß = 75 Cubikzoll oder ca. 1,229 Lit., getheilt in 10 Tscharken; ein Faß hat 40 Wedros zu 10 Stooß. Sachsen: alte drehdner Kanne = 47,213 par. Cubikzoll oder ca. 0,937 Lit., Eimer = 72 Kannen; neue Kanne = 64 Cubikzoll = Litre. Sardinien: Brenta = ca. 49,285 Lit., getheilt in 36 Pinte, 72 Boccali, 144 Quartini; 10 Brente geben ein Carro. Schweden: Kanne = $\frac{1}{10}$ Cubikfuß = 2,617 Lit., getheilt in 2 Stoy, 8 Quarter, 32 Jungfrur; Alm = 4 Anker von 15 Kannen. Schweiz: in den concordirenden Cantonen Maß oder Pot = $\frac{1}{2}$ Lit.; Saum oder Dhm = 100 Maß. Spanien: für Wein große Arroba oder Cantara = 1237 $\frac{1}{2}$ span. Cubikzoll = 16,073 Lit., getheilt in 8 Azumbres und 32 Quartillos; für

Di kleine Arroba = 986 $\frac{2}{3}$ span. Cubitzoll = 12,63 Lit., getheilt in 4 Quartillos und 100 Quarterones oder Panillos. Toscana: für Wein Barile = 45,584 Lit., getheilt in 2 Mezzobarili, 20 Fiaschi, 80 Mezzette, 160 Quartucci; für Di Barile = 33,429 Lit., getheilt in 2 Mezzobarili, 16 Fiaschi, 64 Mezzette. Württemberg: Maß (Hellaichmaß) = 78 $\frac{1}{8}$ Cubitzoll oder ca. 1,837 Lit., getheilt in 4 Schoppen; Fuder = 6 Eimer, 96 Zmi, 960 Maß.

4) Fruchtmaß. Baden: Malter = 100 Maß = 1 $\frac{1}{2}$ Hectolitre, getheilt in 10 Sester, 100 Mäßein, 1000 Becher; Zuber = 10 Malter. Baiern: Mese = 34 $\frac{2}{3}$ Maß oder ca. 37,066 Lit.; Scheffel = 6 Mese. Braunschweig: Himten = 2316 Cubitzoll oder ca. 31,145 Lit., getheilt in 4 Bierfaß oder 16 Mese; Wispel = 40 Himten. Bremen: Scheffel = 74,104 Lit., getheilt in 4 Viertel oder 16 Spint; Last = 40 Scheffel. Dänemark: Scheffel = 18 Pott oder ca. 17,375 Lit.; Korntonne = 8 Scheffel. Frankfurt: Malter = 64 Altemaß, getheilt in 4 Simmer, 16 Sechter, 64 Gescheid. Frankreich: Hectolitre = 100 Lit. Im alten Maßsysteme war ein Boisseau = 655,78 par. Cubitzoll oder ca. 13,008 Lit. und in 16 Litrons getheilt; ein Setier hielt beim Hafer 24, beim Korn 12 Boisseaux; Muid oder Tonne = 12 Setiers. Großbritannien: Bushel = 8 Bushels. Hannover: Himten = 1 $\frac{1}{4}$ Cubikfuß oder ca. 31,152 Lit., getheilt in vier Mese oder Spint; Last = 16 Malter oder 96 Himten. Hessen-Kassel: Mese = 729 Cubitzoll oder ca. 10,046 Lit., getheilt in 4 Becher oder Mäßein. Hessen-Darmstadt: Malter = 128 Lit., getheilt in 4 Simmer, 16 Kumpf, 64 Gescheid, 256 Mäßein. Kirchenstaat: Rubbio = ca. 294,46 Lit., getheilt in 4 Quarti, 22 Scorzi, 88 Quartucci. Neapel: Tomolo = 3 Cubikpalmi oder ca. 55,545 Lit., getheilt in 4 Quarti oder 24 Misure; Carro = 36 Tomoli. Österreich: wiener Mese = 1,9471 Cubikfuß oder ca. 61,499 Lit., getheilt in 8 Achtel, 32 Mäßein, 128 Becher; Muth = 30 Mese. Oldenburg: Scheffel = ca. 22,803 Lit.; Malter = 12, Tonne = 8 Scheffel. Portugal: Fanega = ca. 54,263 Lit., getheilt in 4 Alquires, 16 Quartos, 32 Ditavas und 128 Selemines; Moyo = 15 Fanegas. Preußen: Scheffel = 3072 Cubitzoll = ca. 54,961 Lit., getheilt in 16 Mese zu 3 Quart; Tonne = 4 Scheffel. Rußland: Eschetweril = 1800 Cubitzoll (64 Pf. Wasser) oder ca. 26,218 Lit., getheilt in 8 Garnez; Eschetwert = 2 Dsmil oder 8 Eschetweril. Sachsen: alter (bresdner) Scheffel = 7900 Cubitzoll oder ca. 103,829 Lit., getheilt in 16 Mese; Malter = 12, Wispel = 24 Scheffel; neuer Scheffel = 100 Lit. Sachsen-Weimar: Scheffel = ca. 76,965 Mèr. Sardinien: Sacco = ca. 115,028 Lit., getheilt in 5 Emine, 40 Coppi, 960 Cucchiari. Schweden: Kanne, s. unter 3); kleine Tonne = 56, große Tonne = 63 Kannen; Kappa = 1 $\frac{1}{4}$ Kanne. Schweiz: in den concordirenden Cantonen hält der Malter wie in Baden 150 Lit. und ist getheilt in 10 Viertel zu 10 Imni. Spanien: Fanega = ca. 56,3 Lit., getheilt in 12 Celemines; Cahiz = 12 Fanegas. Toscana: Stajo = 24,363 Lit., getheilt in 2 Mine, 4 Quarti, 32 Mezzette, 64 Quartucci. Württemberg: Scheffel = 7537 Cubitzoll oder ca. 177,226 Lit., getheilt in 8 Simmer, 32 Vierlinge, 256 Eklein, 1024 Viertellein.

5) Gewicht. Die Gewichtseinheit heißt in Deutschland überall Pfund und wird hier gewöhnlich in 32 Loth zu 4 Quentchen eingetheilt. Das beim Zollwesen im deutschen Zollverein zur Anwendung kommende Pfund ist = $\frac{1}{2}$ Kilogramm, der Centner = 100 Pf. In den einzelnen Ländern sind folgende Gewichte üblich. Baden: Pfund = $\frac{1}{2}$ Kilogramm, getheilt in 10 Zehning, 100 Centaf, 1000 Dekaf, 10000 Af; Ctr. = 10 Stein zu 10 Pf. Baiern: Pfund = 0,56 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Belgien s. Frankreich. Braunschweig: Pfund s. Preußen; Ctr. = 100 Pf. Bremen: Pfund = 0,4985 Kilogr.; Ctr. = 116 Pf. Dänemark: Pfund = ca. 0,499 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Frankfurt: leichtes Pfund = ca. 0,468, schweres = ca. 0,505 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Schweregewicht oder 108 Pf. Leichtgewicht. Frankreich: Kilogramm (= $\frac{1}{1000}$ Cubikmetre destillirtes Wasser), getheilt in 1000 Gramm; Quintal = 100 Kilogr. Im alten Maßsystem war ein Pfund = ca. 0,4895 Kilogr., getheilt in 16 Unzen zu 8 Gros zu 72 Grains; 100 Pf. gaben ein Quintal. Griechenland s. Frankreich. Großbritannien: Pfund Troggewicht

(gesetzliche Gewichtseinheit) = ca. 0,373 Kilogr., getheilt in 12 Unzen, 240 Pennyweight, 5760 Grains; Pfund Nvoirdupois-Gewicht (für den Handel) = ca. 0,4536 Kilogr., getheilt in 16 Unzen zu 16 Drachmen; der Ctr. hat 112 Pf. Nvoirdupois, die Tonne 20 Ctr.; 175 Pf. Troy-Gewicht geben 144 Pf. Nvoirdupois-Gewicht. Hamburg: Pfund = 0,481 Kilogr.; Ctr. = 112 Pf. Hannover: Pfd. f. Preußen; Ctr. = 100 Pf. Hessen-Kassel f. Preußen. Hessen-Darmstadt: Pfund = $\frac{1}{2}$ Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Kirchenstaat: Pfund = ca. 0,339 Kilogr., getheilt in 12 Unzen zu 24 Denari; Ctr. = 100, 160 oder 250 Pf. Lüneburg und Mecklenburg-Schwerin: Pf. = ca. 0,485 Kilogr.; Ctr. = 112 Pf. Mecklenburg-Strelitz f. Preußen. Nassau: Pfund = ca. 0,471 Kilogr.; Ctr. = 106 Pf. Neapel: Pfund = ca. 0,321 Kilogr., getheilt in 12 Unzen zu 30 Trappesi; Rotolo = $33\frac{1}{2}$ Unzen = ca. 0,591 Kilogr.; Cantaro = 100 Rotoli. Niederlande f. Frankreich. Ostreich: Wiener Pfund = ca. 0,560 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Oldenburg: Pfund = ca. 0,480 Kilogr.; Ctr. = 100 Pf. Portugal: Pfund = ca. 0,459 Kilogr., getheilt in 2 Mark, 16 Unzen, 128 Dutavas zu 72 Graos; Arroba = 32 Pf., Ctr. = 128 Pf., Tonne = 54 Arrobas. Preußen: Pfund (= $\frac{1}{100}$ Kubikfuß destillirtes Wasser bei 15° N.) = ca. 0,468 Kilogr.; Ctr. = 110 Pf., Schiffslast = 4000 Pf. Rußland: Pfund (= 25 Kubikzoll destillirtes Wasser bei 8° N.) = ca. 0,409 Kilogr.; Pud = 40 Pf., Verkoweg = 10 Pud. Sachsen: altes Pfund = ca. 0,467 Kilogr.; Ctr. = 110 Pf.; neues Pfund = Zollpfund, Ctr. = 100 Pf. Sachsen-Weimar f. Preußen. Sardinien: vor 1850 Pfd. = ca. 0,369 Kilogr., Rubbo = 25 Pf.; im J. 1850 wird das franz. Gewicht eingeführt. Schweden: Schulpfund = ca. 0,425 Kilogr.; Ctr. = 120 Pf.; Schiffspfund = 20 Riespfund zu 20 Schulpfund. Schweiz f. Baden. Spanien: Pfund = ca. 0,460 Kilogr., getheilt in 2 Mark, 16 Unzen u. s. w.; Arroba = 25 Pf., Ctr. = 100 Pf. Toscana: Pfund = ca. 0,3395 Kilogr., unmerklich größer als das römische. Württemberg: Pfund (Leichtgewicht) = ca. 0,468 Kilogr.; Ctr. = 104 Pf. Leichtgewicht = 100 Pf. Schwergewicht. — Verschieden von dem im Handel üblichen ist fast überall das Apotheker- oder Medicinal-, sowie das Gold-, Silber- und Juwelengewicht. Bei dem erstern wird das Pfund in 12 Unzen zu 8 Drachmen, die Drachme aber in 3 Scrupel zu 20 Gran getheilt. Dasselbe stimmt meistens mit dem Nürnberger (= ca. 0,358 Kilogr.) ziemlich genau überein und beträgt in Baden 0,35778, in Baiern 0,36, in Frankfurt am Main 0,357854, in Hessen-Darmstadt 0,357828, in Hessen-Kassel 0,357664, in den Niederlanden 0,75, in Sachsen-Weimar 0,349091, in Schweden 0,356437, in Württemberg 0,357647 Kilogr.; ferner in Ostreich $\frac{1}{2}$ Pf. oder ca. 0,42 Kilogr., in Preußen $\frac{1}{2}$ Pf. oder ca. 0,351 Kilogr., in Rußland $\frac{1}{2}$ Pf. oder ca. 0,358 Kilogr. Für Gold und Silber bedient man sich in Deutschland und in mehreren andern Staaten beim Münzwesen der köln. Mark, welche in 16 Loth, 256 Pfennige, 288 Gran und 65536 Nichtpfennigtheile getheilt wird, aber nicht überall völlig gleich ist. Die eigentliche köln. Mark hält nach Chelius 233 $\frac{1}{4}$ Gramm, die preussische, seit 1838 von allen Staaten des deutschen Münzvereins angenommene Münzmark aber beträgt 233,855 Gramm oder $\frac{1}{2}$ preuß. Pf., die wiener Mark 280,644 Gramm oder $\frac{1}{2}$ köln. Mark, die portugiesische 229,48 Gramm, die spanische (castilische) 230,043 Gramm oder $\frac{1}{2}$ span. Pf.; das dän. Pf. Silbergewicht wiegt 469,89 Gramm oder $\frac{16}{17}$ Pf. Handlungsgewicht. Das Gewicht von Edelsteinen und Perlen wird nach Karat zu 4 Gran bestimmt; ein Karat beträgt in Preußen $\frac{1}{100}$ Quentchen oder 0,2055 Gramm, in Ostreich 0,2061 Gramm.

Schließlich geben wir hier eine Übersicht der Maße und Gewichte bei den Römern. A) Maße, und zwar 1) das Längenmaß. Der Pes (Fuß) = 131,15 par. Linien = 0,910 par. oder 0,942 rhein. F., wurde eingetheilt sowohl in 12 unciae als, namentlich von Feldmessern und Künstlern, in 16 digiti (Finger oder Zoll); 4 digiti machten 1 palmus = $\frac{1}{4}$ pes; größere Maße waren namentlich der palmipes = $\frac{2}{4}$ pes; der cubitus oder das cubitum (Elle) = 24 digiti oder $1\frac{1}{2}$ pes; das Wort ulna wird theils gleichbedeutend mit cubitus, theils im Sinne von Klafter gebraucht. Der einfache Schritt, gradus, enthielt $2\frac{1}{2}$ röm. F.; der doppelte, passus, 5 röm. oder 4,55 par., 4,71 rhein. F.; 1000 (mille) passus betrug die röm. Meile, deren ungefähr 75 auf den Grad gehen; jedes milliarium war auf den Landstraßen durch einen Stein (lapis) bezeichnet, daher dies Wort selbst für

Meiße gebraucht wird. Die Meßruthe hieß decempeda, weil sie 10 pedes enthielt, oder pertica. 2) Das Flächenmaß. Das jugerum (Morgen) war 240 pedes lang, 120 pedes breit, enthielt also 28800 pedes quadrati (□F.) = 23889,33 par. oder 25591,01 rhein. □F.; es ward selbst in unciae, Zwölftheile, eingetheilt und sofort durch die Unterabtheilungen der uncia (s. beim Gewicht) bis zur scriptula (100 röm. □F.), deren es 288 enthielt. Außerdem waren noch in allgemeinem Gebrauch der actus (actus quadratus), 120 pedes lang und breit, also $\frac{1}{2}$ jugerum, während der actus minimus bei 120 pedes Länge nur 4 pedes Breite hatte. Zwei jugera hießen ein heredium (Erbe), 10 heredia eine centuria, 4 centuriae ein saltus. 3) Das Hohlm aß, a) bei Flüssigkeiten: die amphora oder das quadrantal ward getheilt in 8 congii oder 48 sextarii, oder 96 heminae, oder 192 quartarii, oder 384 acetabula, oder 576 cyathi. Der sogenannte farnesische congius in der dresdner Antikensammlung, ein im J. 878 der Stadt geaichtes Bronzegefäß, enthält 63460 par. Gran = 170,29 par. Cubitzoll oder 3,60 ($\frac{3}{10}$) dresdner Kanne; die amphora also 1362,32 Cubitzoll oder 28 $\frac{1}{2}$ dresdn. Kanne, und 5 amphorae vergleichen sich 2 Eimern zu 72 Kannen oder 1 Ohm. Der sextarius = $\frac{1}{6}$ Kanne zerfiel in 12 cyathi (kleinste Meßgefäße), deren 4 einen triens, Trirkgefäß von $\frac{1}{6}$ Kanne, machten. b) Trockenmaße. Der modius entsprach $\frac{1}{2}$ amphora, also 454,11 par. Cubitzoll, sodas also nahe an 12 modii auf 1 dresdner Scheffel gehen würden; er enthielt selbst 16 sextarii oder 32 heminae, oder 64 quartarii, oder 128 acetabula, oder 192 cyathi. B) Gewichte. Der as oder die libra (röm. Pfund) zu 6165 par. Gran; ungefähr = $\frac{1}{16}$ par., $\frac{1}{16}$ köln. Pf., ward getheilt in 12 unciae; 1 uncia enthielt 2 semiunciae oder 3 duellae, oder 4 sicilici, oder 6 sextulae, oder 24 scriptula (Skrupe), oder 144 siliquae, sodas also 288 Skrupel auf den as gingen. Damit ward in der spätern Zeit die Rechnungsbrachme verbunden, deren 8, jede zu 6 oboli, auf die uncia gingen. Die Mehrheiten vom as wurden bezeichnet durch dupondius (2 pondo oder 2 asses), sestertius (2 $\frac{1}{2}$ asses), tressis (3 asses), quatrussis, quinquessis bis zu centussis (100 asses). Das Wort as selbst aber brauchten die Römer überhaupt zu Bezeichnung eines Ganzen und theilten dies in 12 gleiche Theile (unciae) unter folgenden Benennungen: deunx = 11 unciae oder $\frac{11}{12}$, dextans = 10 unc. $\frac{2}{3}$, dodrans = 9 unc. $\frac{3}{4}$, bes = 8 unc. $\frac{2}{3}$, septunx = 7 unc. $\frac{1}{3}$, semis = 6 unc. $\frac{1}{2}$, quincunx = 5 unc. $\frac{1}{2}$, triens = 4 unc. $\frac{1}{3}$, quadrans = 3 unc. $\frac{1}{4}$, sextans = 2 unc. $\frac{1}{6}$, sesquunx = 1 $\frac{1}{2}$ unc. $\frac{1}{6}$, uncia $\frac{1}{12}$.

Mäßigkeitsvereine hat man die Verbindungen mehrerer Individuen genannt, welche sich gegenseitig versprechen, im Genuße geistlicher Getränke nicht auszuweichen und besonders des Branntweins sich entweder ganz oder bis zu einem gewissen Grade zu enthalten. Die Bemerkung, welches Unheil die Trunksucht in vielen, besonders den nördlichen Ländern nach sich zog, seitdem der Branntwein eine wohlfeilere Art der Bereitung und demzufolge eine bedeutendere Verbreitung erhielt, foderte Menschenfreunde und Staatsmänner auf, diesem Übel aus allen Kräften zu steuern. Wenn in manchen Ländern, z. B. in Schweden, Strafgesetze für Berauschte gegeben wurden, so hat man in andern durch Stiftung von Mäßigkeitsvereinen dem übermäßigen Genuß des Branntweins zu begegnen versucht. Entschiedenem Nutzen haben die Mäßigkeitsvereine in Nordamerika und in Großbritannien gebracht, wo besonders der berühmte Vater Matthew als Apostel derselben wirkt, und selbst in Deutschland zeigen sich bereits ihre wohlthätigen Folgen.

Maßmann (Hans Ferd.), ordentlicher Professor der ältern deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu München, wurde am 15. Aug. 1797 zu Berlin geboren und erhielt daselbst auf dem Friedrich-Werder'schen Gymnasium seine Schulbildung. Im Herbst 1814 bezog er die Universität zu Berlin, um Theologie zu studiren, schloß sich aber bald darauf den freiwilligen Jägern an, und setzte erst nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Herbst 1815 seine Studien, die sich auch auf Philologie und Geschichte bezogen, anfangs in Berlin und von Ostern 1816 — 18 in Jena fort, wo er, der Burschenschaft angehörig, manches Lied dichtete, auch die Feier des Wartburgfestes, bei der er gegenwärtig war, in einer anonym erschienenen Schrift schilderte. Für die Turnkunst, die er mit Eifer betrieb, hatte ihn schon als Schüler Friedr. Ludw. Jahn (s. d.) gewonnen. Im Sommer 1817 stand er eine Zeit lang während Jahn's und Eifelen's Abwesenheit der berliner Turnanstalt

vor. Nach bestandener Candidatenprüfung wurde er in Breslau Mitglied des pädagogischen Seminars und Hilfslehrer am Gymnasium und leitete die öffentliche Turnanstalt. Eine Stelle am Gymnasium zu Magdeburg, die er 1819 erhielt, gab er bald auf, wendete sich nach Berlin, wo er mit in die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe gezogen, dadurch aber nicht abgehalten wurde, theils früher begonnenen naturwissenschaftlichen Studien, theils der Erlernung des Drechselns und Schneidens in Holz und Metall obzuliegen. Im J. 1821 trat er in eine Erziehungsanstalt zu Nürnberg als Lehrer ein, die er aber auch bald wieder verließ, um nach Griechenland zu gehen. Von diesem Entschlusse brachten ihn indes Erfahrungen ab, die er unterwegs in der Schweiz machte; von Ferten, wo er Pestalozzi kennen lernte, ging er nach Göttingen, dann nach Berlin zurück, wo ihn namentlich das historische Studium der deutschen Sprache beschäftigte. Auf einer wissenschaftlichen Reise, die er 1824 nach Süddeutschland machte, erhielt er einen Ruf als Lehrer der Turnkunst bei dem königlichen Cadettencorps zu München, dem er 1826, nach einem längern Aufenthalt zu Heidelberg, folgte. Bald nachher wurde ihm auch der Turnunterricht bei den königlichen Prinzen, und 1828 die Stiftung und Leitung einer öffentlichen Turnanstalt für die münchener Schulen übertragen. Im J. 1829 erhielt er eine außerordentliche Professur an der Universität, an welcher er seit Beginn seines Aufenthalts in München Vorlesungen über altdeutsche Literatur gehalten hatte. Vier Jahre nachher machte er im Auftrage des Kronprinzen Maximilian von Baiern eine wissenschaftliche Reise nach Italien, von welcher er nach achtmonatlicher Abwesenheit außer Andern Facsimiles und Abschriften goth. Sprachdenkmäler aus Neapel, Rom und Mailand mit zurückbrachte. Im J. 1835 wurde er ordentlicher Professor und zugleich im königlichen Ministerium Referent für das Schulwesen. Unter Beibehaltung seiner Professur und des Indigenats, das ihm 1829 ertheilt worden war, ging er im J. 1842 auf einen Ruf der preuß. Regierung nach Berlin, um die Einrichtung des allgemeinen Turnunterrichts im preuß. Staate einzuführen. Von seinen literarischen Arbeiten erwähnen wir mit Übergehung der vielen in Zeitschriften zerstreuten kürzern Aufsätze und der poetischen Versuche, unter denen sich auch ein Paar in goth. Sprache (Münc. 1836 und 1837 erschienen) befinden, seine „Erläuterungen zum Wessobrunner Gebete des 8. Jahrh., nebst zweien noch ungedruckten Gedichten des 14. Jahrh.“ (Berl. 1824); seine Ausgaben der „Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus noch ungedruckten Handschriften des 8.—16. Jahrh.“ (Münc. 1828), der „Auslegung des Evangeliums Johannis in goth. Sprache, aus röm. und italänd. Handschriften“ (Münc. 1834, 4.), der „Deutschen Gedichte des 12. Jahrh. und der nächstfolgenden Zeit“ (2 Bde., Quedlinb. 1837), der „Gothischen Urkunden zu Neapel und Arezzo“ (Wien 1838, Fol.), der „Deutschen Abschwörungs-, Beicht-, Buß- und Betsformeln des 8.—12. Jahrh.“ (Quedlinb. 1839), von „Cracius. Deutsches und franz. Gedicht des 12. Jahrh.“ (Quedlinb. 1842), von „Sanct Alexius' Leben in acht gereimten mittelhochdeutschen Behandlungen“ (Quedlinb. 1843), des „Tristan“ Gottfried's von Straßburg (Stuttg. 1843) und des „Libellus auraria seu tabulae ceratae romanae in fodina auraria apud Atrudbaniam oppidum Transsylvanum repertae“ (Lpz. 1841); ferner seine „Bair. Sagen“ (Bd. 1, Münc. 1831), „Geschichte des mittelalterlichen, vorzugsweise des deutschen Schachspiels“ (Quedlinb. 1839), „Literatur der Tobtentänze“ (Lpz. 1844), „Armin, Fürst der Cherusker, Befreier Deutschlands“ (Lemgo 1839), „Die bunte Welt oder Bilder und Geschichten, Lieder und Reisen für Kinder“ (Münc. 1828), „Leibesübungen“ (Heft 1, Landsh. 1830) und „Die öffentliche Turnanstalt zu München“ (Münc. 1837). Auch hat M. viele Holzschnitte und Steinzeichnungen verfertigt und sich im Kupferstich versucht.

Maßstab heißt das Werkzeug, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, um hiernach die Ausdehnung einer Größe abzumessen, wie z. B. die Elle, der Zollstab u. s. w. Der verjüngte, d. i. der im genauen Verhältnisse zu dem wirklichen verkleinerte Maßstab dient dem Zeichner, wenn er einen großen Gegenstand verkleinert, aber vollkommen ähnlich darstellen will. Er heißt Transversalmaßstab, wenn er nach geometrischen Gesetzen durch horizontale, perpendiculare und diagonale Linien dergestalt abgetheilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit Längeneinheiten und Unterab-

Heisungen derselben, z. B. bei einem Ruthenmaßstabe die Ruthen, Füsse und Fulle, danach bestimmen kann. Solche verjüngte und Transversalmaßstäbe finden sich in allen bessern Meißzeugen. Auch ist auf allen Bau- und andern Plänen, Plänen und Landkarten der verjüngte Maßstab angegeben, nach welchem man mit dem Cirkel Größen abnehmen und messen kann. Eine andere Art von Maßstäben vertritt die Stelle von Tabellen; dahin gehören die quadratischen, cubischen und logarithmischen Maßstäbe. Die Artilleristen bedienen sich zum Messen der Geschütze des Kalibermaßstabes (s. Kaliber), und der Bisiristab (s. b.) dient zum Ausmessen des Inhalts von Hohlgefäßen.

Matador, vom lat. mactator, d. i. Todtschläger, nennt man in Spanien bei den Stiergefechten den Hauptkämpfer, der dem Thiere, wenn es aufs äußerste gebracht ist, den Todesstoß gibt. Im P-Hombre, Tarock, Solo und andern Kartenspielen bezeichnet man damit entweder einen der höchsten Trümpe oder die ununterbrochene Reihenfolge der Trümpe.

Matelotte, ein Tanz, s. Hornpfeife.

Mater, s. Matrije.

Materia medica oder Heilmittellehre, s. Pharmakologie.

Materie, im Allgemeinen so viel als Stoff, bedeutet im Gegensatz zur Form sowohl im wissenschaftlichen, als im populären Sprachgebrauche zunächst das Sachliche, Gegenständliche, den Inhalt im Unterschiede von der Art und Weise der Erscheinung, Gestaltung, Behandlung oder Darstellung. In diesem Sinne spricht man im gewöhnlichen Leben von der Behandlung oder Bearbeitung einer bestimmten Materie, oder unterscheidet man die Form eines Kunstwerks von seinem Stoffe; ebenso unterschied Kant die Form unserer sinnlichen Empfindungen, das Räumliche und Zeitliche, von der Materie derselben, d. h. von dem, was wir durch das Gehör, Gesicht u. s. w. wahrnehmen, und in einem andern Gebiete materiale Sittengesetze, d. h. solche, welche vorschreiben, nach welchen Objecten wir zu streben haben, von formalen, die nicht auf gewisse Gegenstände, sondern nur auf Verhältnisse unserer Thätigkeit gehen. Im engeren metaphysischen Sinne ist der Begriff der Materie eigentlich erst ein Product der platonischen und aristotelischen Philosophie und seine Auffassung und Bestimmung hat mit den Veränderungen der speculativen Denkweisen vielfach gewechselt. Die Veranlassung, ihn auszubilden, liegt in den Veränderungen der sinnlichen Erscheinungswelt. Die Frage, was denn eigentlich dem Wechsel der letztern zu Grunde liege, warfen sich schon die ältesten Denker auf, und beantworteten sie anfänglich so, daß sie einen oder mehrere bestimmte sinnliche Stoffe (Wasser, Feuer, Luft u. s. w.) als die elementarische Grundlage aller Erscheinungen betrachteten. Dabei trat aber der Begriff des Stoffes und der Kraft der Materie und der Form noch nicht sogleich in einen bestimmten Gegensatz; erst Plato führte den Begriff eines bloßen Stoffes, der durch keinerlei sinnlich wahrnehmbare oder denkbare Qualität bestimmt sein sollte, als Gegensatz der Ideen, d. h. Dessen, was die Dinge ihrer Qualität nach sind, in die Philosophie ein. Aristoteles machte von diesem Begriffe für einen viel weitern Umfang und mit größerer Entschiedenheit Gebrauch. Seine ganze Metaphysik beruht nämlich auf dieser Unterscheidung zwischen der Materie (Hyle) als einem bloß der Möglichkeit nach und der Form, als dem der Wirklichkeit nach Seienden, sodas das Entstehen und Vergehen der Dinge als eine Vereinigung und Trennung zwischen Materie und Form, und die Veränderung als ein Übergang der an sich form- und bestimmungslosen Materie von einer Form zur andern betrachtet wurde. Diese Auffassung des Gegensatzes zwischen beiden hatte ursprünglich gar nichts mit dem Gegensatz zwischen Körper und Geist, dem Raumfüllenden und dem Unräumlichen, gemein; die in ihr aufgestellte Unterscheidung zwischen dem potentialen und actualen Sein, sowie die darauf gegründete zwischen den materialen und formalen Ursachen beherrschte aber die Metaphysik Jahrtausende lang und gab namentlich der Scholastik Veranlassung zu der Frage, ob die Entstehung der Dinge als eine Bestimmung der Materie durch die Form (contractio materiae per formam) oder als eine Entwicklung der Form aus der Materie, in welcher sie der Möglichkeit nach schon liege (eductio materiae e forma), anzusehen sei. Eine ganz andere, später aber mit der erwähnten vielfach zusammenschließende Bedeutung bekam der Begriff der Materie durch Descartes (s. d.). Dieser ging nämlich von einem ursprünglichen Gegensatz zwischen der ausgebeuteten und denkenden Sub-

stanz, zwischen Materie und Geist aus, und die Materie wurde hier als das im Raume Ausgedehnte, Körperliche, Undurchdringliche, Bewegliche, Theilbare aufgefaßt. Der Gebrauch, den Descartes von dieser dualistischen Grundlage seiner Weltansicht machte, bestand im Wesentlichen in dem Versuche, alle Naturerscheinungen, soweit sie mit räumlichen Merkmalen in Verbindung stehen, aus den verschiedenen Verbindungsformen ihrer materiellen Bestandtheile, also mechanisch zu erklären, das Geistige aber von dem Zusammenhange mit dem Körperlichen und Materiellen ganz loszulösen. Diese Richtung der cartesianischen Philosophie verwickelte bald in eine doppelte Classe von Schwierigkeiten. Zuerst nämlich entstand bei der vorausgesetzten völligen Ungleichartigkeit zwischen Geistigem und Materiellem die Frage, wie man sich nicht nur die Entstehung der sinnlichen Empfindungen, sondern überhaupt das Verhältniß zwischen Leiblichem und Geistigem zu denken habe. Leugnete man zwischen beiden einen wirklichen ursächlichen Zusammenhang, und betrachtete man die Entstehung der Vorstellungen als etwas von den Affectionen des Körpers ganz Unabhängiges, so war dadurch einerseits Veranlassung zu idealistischen Meinungen gegeben, wie sie sich auch bei Berkeley (s. d.), Malebranche (s. d.), in gewisser Hinsicht auch bei Leibniz (s. d.) finden; andererseits tiefen Überspannungen dieser Art auch Versuche hervor, das geistige Leben ganz und gar als eine Reihe von Functionen und Thätigkeiten der materiellen Bestandtheile des Körpers zu betrachten. In der letztern Beziehung hatte schon Locke gefragt, worauf sich denn der Satz gründe, daß die Materie nicht vorstellen und denken könne, und namentlich die franz. Philosophie des 18. Jahrhunderts setzte dem Spiritualismus oder Immaterialismus den Materialismus entgegen, d. h. die Ansicht, daß die Seele ein körperliches, materielles, mithin auch der Zerstörung und Theilung unterworfenes Wesen sei, eine Lehre, an welcher man vorzüglich in religiöser und sittlicher Beziehung Anstoß nahm, zu deren Widerlegung es aber nicht einmal der Berufung auf solche nicht rein theoretische Gründe bedarf. Ehe man nämlich das geistige Leben aus materiellen Grundlagen und mechanischen Veränderungen zu erklären unternähme, mußte es gelungen sein, wenigstens die Erscheinungen der Körperwelt mit dem vorausgesetzten Begriff der Materie in einen genügenden Zusammenhang zu bringen, und gerade in dieser Beziehung verwickelt der durch Descartes herrschend gewordene Begriff der Materie in eine zweite Reihe von Schwierigkeiten. Ist nämlich dieser Begriff wesentlich und ausschließlich durch das Merkmal der räumlichen Ausdehnung bestimmt, so führt er wegen der unendlichen Theilbarkeit (Stetigkeit) des Raumes auf den Widerspruch der unendlichen Theilbarkeit eines endlichen Quantum Materie; umgekehrt aber, wenn man die letzten Bestandtheile der Körper als unräumlich, folglich als nicht ausgedehnt und untheilbar annimmt, entsteht die Frage, wie man sich die Entstehung des räumlich Ausgedehnten aus dem Raumlosen zu denken habe. Um diese Schwierigkeiten zu umgehen, haben sich die Naturwissenschaften, namentlich seit Newton, bei dem Grundgedanken des Atomismus (s. Atomen) beruhigt, daß die letzten Bestandtheile der Materie selbst wieder materiell, aber physisch untheilbar seien; sobald aber die Speculation zu der Einsicht gelangt ist, daß alle Raumbestimmungen unter den Begriff der Erscheinung fallen und nicht als ursprüngliche Prädicate Dessen, was in Wahrheit ist, betrachtet werden können, stellt sich auch das Bedürfnis ein, über obige Fragen zu einer bestimmten Entscheidung zu gelangen. Wie schwer diese zu erlangen sei, läßt schon der Ausspruch eines Leibniz (s. d.), die Stetigkeit eröffne einen Abgrund für das Denken, sowie die weite Lücke ahnen, welche zwischen seinen Monaden und der materiellen Körperwelt liegt. Die Kant'sche Philosophie versuchte die Schwierigkeiten, die in dem Begriff der Stetigkeit liegen, mehr zu umgehen, als zu lösen; sie erklärte das Räumliche für eine Form blos der menschlichen sinnlichen Anschauung und benutzte die von Newton in die Naturwissenschaft eingeführte Annahme anziehender und abstoßender Kräfte (s. Anziehung), um wenigstens den Widerstand, den die Materie dem Versuche, sie zu trennen, entgegenstellt (ihre Cohäsion), zu erklären. Die Art und Weise, wie der Schelling'sche und Hegel'sche Idealismus die Körperlichkeit zu erklären suchten, liegt zu weit von der Richtung der Naturwissenschaften ab, als daß sie einen bedeutenden Einfluß auf die letztern hätte gewinnen können; auch der scharfsinnige Versuch Herbart's, den Begriff einer fingirten Theilbarkeit auf Das überzutragen, was keine Theile

hat, hat bis jetzt noch nicht zu Resultaten geführt, die sich den physikalischen und chemischen Thatsachen und Theorien genau anschließen, und so steht zunächst nur Das fest, daß die Materie nicht selbst ein Princip ist, aus welchem die Phänomene erklärt werden könnten, sondern ein Problem, dessen Lösung nur im Zusammenhange der philosophischen Naturwissenschaft versucht werden kann.

Mathematik ist nach der gewöhnlichen Erklärung diejenige Wissenschaft, welche die Größen zu bestimmen, d. h. zu messen oder zu berechnen lehrt, genauer genommen aber die Wissenschaft von den verschiedenen Formen der Größen, weshalb sie am passendsten Größenlehre genannt werden kann. Man unterscheidet eine reine und eine angewandte Mathematik, je nachdem man die Größen an sich oder noch mit andern Eigenschaften verbunden betrachtet. Die reine Mathematik kann als Theorie, die angewandte als Anwendung der Theorie auf wirklich vorhandene Gegenstände angesehen werden. Die reine Mathematik zerfällt wieder in die Arithmetik (s. d.), wo die Zahlgrößen, und in die Geometrie (s. d.), wo die Raumgrößen behandelt werden. Angewandte Mathematik nennt man die Wissenschaften, die zwar auf anderm Boden fußen, aber von den Grundsätzen der reinen Mathematik ihre Bestimmung und Sicherheit erlangen. So das Feldmessen (s. d.), Nivelliciren (s. d.) und Markscheiden (s. d.); in den mechanischen Wissenschaften die Mechanik (s. d.), Dynamik (s. d.), Statik (s. d.), Hydraulik (s. d.), Hydrostatik, Aerometrie, Aerostatik u. s. w.; in den optischen Wissenschaften die Optik (s. d.), Dioptrik (s. d.), Katoptrik (s. d.), Perspective (s. d.); in den astronomischen Wissenschaften die Astronomie (s. d.), mit der die Chronologie (s. d.) und die Gnomonik (s. Gnomon) in genauer Verbindung stehen. Die mechanischen, optischen und astronomischen Wissenschaften bilden zusammen die physikalische angewandte Mathematik. Die Anwendung, welche die Mathematik beim Bauwesen, bei der Schiffahrt, in der Kriegskunst, Geographie, Physik, Technik u. s. w. findet, wird von Einigen ebenfalls zu den mathematischen Wissenschaften gezählt, kann aber passender als mathematischer Theil jener Wissenschaften und Künste bei ihnen abgehandelt werden.

Die wissenschaftliche Begründung der Mathematik dürfte bei den Indiern und Aegyptern zu suchen sein; die erste Ausbildung finden wir bei den Griechen. Thales, namentlich Pythagoras, Plato und Eudoros bereicherten ihr Gebiet. Doch scheint es, als sei die Geometrie damals sorgfältiger angebaut worden als die Arithmetik. Euklides, Archimedes und Apollonius von Perga brachten die Geometrie der Alten auf ihren Höhepunkt. Außerdem sind unter den griech. Mathematikern noch Eratosthenes, Konon, Nikomedes, Hipparch, Nikomachos, Ptolemäus, Diophantus, Theon, Proklus, Eutocius, Pappus u. A. zu nennen. Auffallend ist es, daß die Römer so wenig Sinn für die Mathematik hatten. Dagegen beschäftigten sich die Araber, die die Mathematik wie alle ihre wissenschaftlichen Kenntnisse von den Griechen entlehnten, sehr viel damit. Durch die Araber gelangte die Mathematik nach Spanien, wo sich unter Alfons von Castilien ein reger Sinn dafür zeigte; dann fand sie zunächst in Italien und Deutschland gedeihlichen Boden. In spätern Jahrhunderten erwarben sich um die Pflege derselben große Verdienste Johann von Smünden, Peurbach, Regiomontan, Paucio, Tartaglia, Cardanus, Maurolycus, Vieta, Ludolf van Ceulen, Nuñez, Just. Byrgius u. A. Durch die Erfindung der Logarithmen (s. d.) wurde dem Mathematiker ein Mittel in die Hände gegeben, rascher und sicherer auch die schwierigsten Aufgaben zu lösen, und Newton und Leibniz brachen durch ihre Infinitesimalrechnung (s. d.) Bahnen in Gebiete, in welche früher kein Mathematiker einzudringen vermochte. Von dieser Zeit an gewann die Mathematik eine bewunderungswürdige Ausdehnung und einen Einfluß auf das Leben, wie keine andere Wissenschaft, namentlich durch Galilei, Torricelli, Pascal, Descartes, l'Hopital, Cassini, Huyghens, Harriot, Wallis, Barrow, Halley, Jak. und Joh. Bernoulli u. A.; sowie nachher durch Manfredi, Nic. und Dan. Bernoulli, Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, Clairaut, d'Alembert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, den Erfinder der combinatorischen Analysis, Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß u. A.

Mathematische Geographie, s. Geographie.

Mathews (Charl.), ein ausgezeichnete engl. Komiker, geb. am 28. Juni 1776 in

London, kam noch vor Ablauf der Schulzeit bei seinem Vater, welcher Buchhändler war, in die Lehre. Wider den Willen desselben betrat er 1793 die Bühne und zwar zuerst in Richmond. Hierauf spielte er in Canterbury, Dublin und York, bis er 1803 nach London zurückkehrte. Hier wie in Edinburg, Glasgow u. s. w. fand er namentlich als Multiple im „Schwenzelkomödianten“ großen Beifall. In Amerika, wohin er 1822 ging, fand er eine weniger günstige Aufnahme, dagegen benutzte er die Gelegenheit, die Amerikaner zu studiren, die er nach seiner Rückkehr auf der engl. Bühne höchst ergötlich darstellte. Er blieb der Liebling des Publicums, bis 1833 Kränklichkeit ihn nöthigte, sich von der Bühne zurückzuziehen. Zwei Jahre später, an seinem Geburtstage, starb er zu Plymouth, wo er einen Freund hatte besuchen wollen. Nach seinem Tode ließ seine Frau die „Memoirs of Charl. M.“ (4 Bde., Lond. 1838) erscheinen.

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre Verbindung mit Papp Gregor VII. (s. d.), war eine Tochter des Markgrafen Bonifacius von Toscana und 1046 geboren. Sie vermählte sich zwar mit Gottfried dem Buckligen, einem Sohne des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt in Italien. Im 30. Jahre verwitwet, trat sie nun ganz auf die Seite Gregor's VII. gegen den Kaiser Heinrich IV., ihren Vetter. Sie war die unzertrennliche Gesellschafterin des Pappes, stets bereit, ihm in Allem, was er bedurfte, beizustehen, jede Gefahr, die sie nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm zu theilen und ihn zu ausdauerndem Muth anzufeueren. Diese enge Verbindung gab schon der Mitwelt zu ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch ungerecht waren. Im J. 1077 oder 1079 schenkte sie alle ihre Güter und Besitzungen an die Kirche. Sie allein stand 1081 dem Papse gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit ihren Schätzen, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst nach dem Tode desselben den offenen Krieg gegen den Kaiser fort. Sie starb in dem von ihr erbauten Benedictinerkloster zu Polirone 1115. Ihr Tod gab zu neuen Feinden zwischen dem Kaiser und dem Papse Paschalis III. wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der Mathildischen Güter dem Papse abtrat. Diese hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoleto, Verona und fast Allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Drivieto, nebst einem Theile der Mark Ancona bestanden.

Mathuriner, s. **Trinitarier**.

Matrikel heißt jedes schriftliche Verzeichniß gewisser Personen oder Einkünfte, so auf Universitäten das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (immatrikulirt) werden; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, meist jedoch nur der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte. Die deutsche Reichsmatrikel bestand in dem Verzeichniß aller Stände des Deutschen Reichs und ihrer Beiträge zu den Reichsanstalten. Die **wormser Matrikel** von 1521 enthielt das Verzeichniß der zu stellenden Contingente und der Kriegssteuer (Römermonate), eine andere das Verzeichniß der Kosten für die Unterhaltung des Reichskammergerichts (Kammerzinsen). Beide waren indes im Laufe der Zeit unbrauchbar geworden, ohne daß man sich über gesetzliche Berichtigung vereinigen konnte, daher behalf man sich nur mit **Usalmatrikeln**, d. i. den durch Reichsschlüsse und Observanzen modificirten ältern Matrikeln.

Matrize oder **Mater** nennt man in der Technik im Allgemeinen jede vertieft Form, in welche ein erhabener Körper paßt oder in der ein solcher gefertigt werden soll, so z. B. in Maschinen eine festliegende Schraubennutter, durch welche hin eine Schraube sich bewegen soll. In der Schriftgießerei versteht man unter Matrize das kupferne Plättchen, in welches mittels eines geschnittenen Stahlstempels ein Buchstabe vertieft eingeschlagen wird. Dieses Stäbchen kommt dann an seinen gehörigen Ort in das Gießinstrument und bildet die Form für das Auge der zu gießenden Letter. In der Galvanoplastik bezeichnet man mit Matrize den ersten Kupferniederschlag, welcher auf einem zu copirenden Original gemacht wird und nachher als Form für die nachfolgenden Niederschläge dient. Hier tritt der Fall ein, z. B. bei dem Copiren von gestochenen Kupferplatten, daß die Matrize eine erhabene Form bildet.

Matrosen nennt man die Seeleute, welche unter dem Befehle des Schiffsführers oder Steuermanns ein Schiff bemannen, betakeln, beladen oder stauen, über See führen und entlöfchen und auf der Reise alle Reparaturen an Tauwerk und Segeln besorgen. Ein befahrener Matrose muß steuern und rudern (rojen) können und nüchtern, verständig, gehorsam und entschlossen in Gefahren sein.

Matter (Jacq.), ausgezeichnete kirchenhistorischer und philosophischer Schriftsteller Frankreichs, geb. zu Alt-Edendorf am 31. Mai 1791 von deutschen Eltern, besuchte seit seinem 15. Jahre das von Oberlin geleitete Gymnasium zu Strassburg, hörte dann an der protestantischen Akademie daselbst philologische und philosophische Vorlesungen und erhielt, nachdem er sich die akademischen Grade erworben hatte, am Gymnasium, dessen Zögling er gewesen war, eine Anstellung. Sein Wissensdrang veranlaßte ihn aber, zu seiner weiteren Ausbildung noch einige deutsche Universitäten, z. B. Göttingen, zu besuchen. Der Erfolg seines „*Essai historique sur l'école d'Alexandrie*“ (Par. 1820; 2. Aufl., 1844) fesselte ihn für immer an eine literarische Laufbahn. Im J. 1819 erhielt er die Professur der Geschichte zu Strassburg, welche er indeß noch nicht zwei volle Jahre verwaltete, indem ihm die Direction des Gymnasiums dieser Stadt übertragen wurde. In dieser Stellung verfaßte er seine „*Histoire générale du christianisme et de la société chrétienne, considérée principalement dans ses institutions et ses doctrines*“ (4 Bde.; 2. Aufl., Par. 1838) und seine „*Histoire critique du gnosticisme*“ (3 Bde., Par. 1828; deutsch von Dörner, Heilbr. 1833). Der literarische Ruf, den er sich durch diese gediegenen Werke erwarb und der noch durch mehre akademische Preise, welche er davon trug, erhöht wurde, sicherte ihm den Posten eines Inspectors der Akademie, welchen er 1832 mit der höchst einflußreichen Stelle eines Generalinspectors der Universität zu Paris, d. h. des ganzen höhern Unterrichtswesens in Frankreich, vertauschte. In neuester Zeit wurde er zum Generalinspector der Bibliotheken in Frankreich ernannt. Außer den bereits erwähnten Werken verdienen besonders noch seine Preischrift „*De l'influence des moeurs sur les lois et de l'influence des lois sur les moeurs*“ (Par. 1832; deutsch von Bus, Freiburg 1833) und seine „*Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles*“ (3 Bde., Par. 1837) hervorgehoben zu werden. Außerdem war er in philologischer und pädagogischer Beziehung sehr thätig, wie er sich denn auch an vielen Sammelwerken und periodischen Schriften betheiligte. Seine Arbeiten haben für Frankreich außer ihrer allgemeinen Bedeutung den eigenthümlichen Werth, daß in ihnen die Forschungen deutscher Gelehrter auf das trefflichste benutzt sind, wobei ihm seine Kenntniß der deutschen Sprache, welche er auch durch Betheiligung an deutschen Zeitschriften bewiesen hat, sehr zu statten kam.

Matthäi (Friedr.), Historien- und Portraitmaler, geb. in Weissen am 4. März 1777, ein Sohn des Bildhauers und nachmaligen Inspectors über die Sammlung der Mengs'schen Gypsabgüsse in Dresden, bildete sich unter Anleitung seines Vaters und auf der dasigen Akademie unter Casanova. Er wurde 1796 Pensionair dieser Akademie und trat zuerst mit dem sein Talent bewährenden Gemälde, das Urtheil des Paris, auf. Nach Casanova's Tode setzte er seine Studien auf der Akademie zu Wien unter Füger fort und ging dann zu seiner weitem Ausbildung nach Italien. In Florenz gewann er 1803 bei der Preisvertheilung den Preis und wurde Professor honorarius der dortigen Akademie. In Folge mehrerer gelungenen Gemälde, die er später von Italien aus zur Ausstellung nach Dresden sendete und unter denen sich besonders die Ermordung des Agisthus und die Copie der Grablegung Christi von Rafael auszeichneten, erhielt er 1809 den Ruf als Professor an die Malerakademie zu Dresden. Hier lieferte er unter Andern ein Abendmahl für die Kirche zu Plauen im sächs. Voigtlande und den Tod des Kobrus im Auftrag der niederlauf. Stände für den Landyndicus Freiherrn von Houwald. Später wurde er erster Inspector der königlichen Gemädegalerie und erhielt dann den Titel eines Directors derselben. Er starb auf der Reise zu Wien im Oct. 1845, wurde aber in Dresden beerdigt. Unter seinen verdienstlichen Leistungen dürfte eine unbestrittene Stelle seine Wirksamkeit als Lehrer, namentlich auch außer der Akademie in frühern Zeiten, einnehmen. Steinla, der Kupferstecher, und der Maler Weir in Frankfurt am Main sind unter Andern Specialschüler von ihm. Insbesondere war seine Lehrthätigkeit höchst erspriesslich in Hinsicht auf

Nichtigkeit der Zeichnung. An seinen Gemälden rühmt man besonders die Composition, die tüchtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor Allem aber das Colorit, welches sich der alten florent. Schule nähert. Seine Portraits sind treffend und wahr.

Matthäus, einer der zwölf Apostel und wahrscheinlich mit dem im zweiten und dritten Evangelium erwähnten Levi eine Person, war vor seiner Berufung Untereinnehmer bei dem röm. Zoll am See Liberias und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten von seinen übrigen Lebensumständen und seinen Reisen in Aethiopien oder in verschiedenen asiat. Ländern sind unverbürgt. Merkwürdig ist er besonders als Verfasser des ersten Evangeliums, das er um 80 n. Chr. für paläst. Christen hebräisch entwarf, und das dann ins Griechische übersetzt und aus der allgemeinen Überlieferung, wie es scheint, vervollständigt in den Kanon aufgenommen wurde.

Matthaeus (Joh.), geb. zu Roßlig 1504, studirte in Ingolstadt Theologie, mußte aber wegen Armuth seine Studien unterbrechen und eine Kinderlehrerstelle bei München annehmen. Durch Luther's im J. 1520 erschienene Schrift „Von den guten Werken“ für die Grundsätze desselben gewonnen, ging er 1529 nach Wittenberg, beendete daselbst seinen akademischen Cursus und wurde hierauf Lehrer an der Schule zu Altenburg und 1532 Rector der Schule zu Joachimsthal. Zwar lehrte er 1540 nach Wittenberg zurück, doch schon 1541 ging er als Diakon und Pastor wieder nach Joachimsthal, wo er nach Einführung der Reformation erster evangelischer Prediger war und bis zu seinem Tode im J. 1568 blieb. Neben mehren Kirchenliedern, z. B. dem alten Begräbnißlied „Nun laßt uns den Leib begraben“, verfaßte er die geschichtlich nicht unwichtigen „Historien von Luther's Anfang, Lehre, Leben, standhaftem Bekenntniß seines Glaubens und Sterben“ (Mürnb. 1570, 4.; neue Aufl. von Ohler, Lpz. 1806), in 27 Predigten, und die „Excerpta oder Bergpostille“ (Mürnb. 1564, Fol. und öft.).

Matthia (Aug. Heinr.), ein ausgezeichnete Schulmann und Philolog der neueren Zeit, geb. am 25. Dec. 1769 zu Göttingen, wurde auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet und widmete sich dann seit 1786 auf der Universität daselbst dem Studium der Philosophie und des classischen Alterthums. Im J. 1789 ging er als Hauslehrer nach Amsterdam, wo er im Umgange mit mehren der gelehrtesten Männer für seine philosophischen und philosophischen Beschäftigungen vielfache Anregung fand und nebenbei vorzüglich neuere Sprachen und Literatur betrieb. Hierauf nahm er 1798 eine Lehrstelle an dem von Mounier zu Weimar gegründeten Institut an und erhielt 1801 das Directorat des Gymnasiums zu Altenburg, das er bis an seinen Tod, am 6. Jan. 1835, mit seltener Kraft und Würde behauptete, obwohl der Abend seines Lebens durch Intriguen und Parteilungen getrübt wurde. Unter seinen zahlreichen Schriften, in denen er als scharfer und selbstdenkender Forscher über viele Zweige der Alterthumswissenschaft sich ebenso gründlich als geschmackvoll verbreitet und besonders eine tiefere Kenntniß der griech. Sprache gefördert hat, bezeichnen wir namentlich als wichtig die „Griech. Grammatik zum Schulgebrauch“ (Lpz. 1808; 2. Aufl., 1824); die „Ausführliche griech. Grammatik“ (Lpz. 1807; 2. Aufl., 2 Bde., 1825—27; 3. Aufl., 3 Bde., 1833); den „Grundriß der griech. und röm. Literatur“ (Jena 1815; 3. Aufl., 1834); das „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie“ (Lpz. 1823; 3. Aufl., 1833; 4. Aufl., 1844); den „Entwurf einer Theorie des lat. Scils“ (Lpz. 1826); die „Encyclopädie und Methodologie der Philologie“ (Lpz. 1835); ferner „Versuch über die Verschiedenheit der Nationalcharaktere“ (Lpz. 1802); die Ausgabe der Homerischen „Hymnen und Batrachomyomachie“ (Lpz. 1805), wozu schon früher die „Animadversiones in hymnos Homericos“ (Lpz. 1800) erschienen waren; die treffliche Bearbeitung des Euripides (9 Bde., Lpz. 1813—29), zu der später ein Band „Iudices“ von Kampmann (Lpz. 1837) gekommen ist; sodann die Sammlung der Fragmente des Alcäus (Lpz. 1827) und die Handausgabe des Herodot (2 Bde., Lpz. 1825). Lediglich für den Schulzweck bestimmt, aber einsichtsvoll gewählt und erläutert, sind die „Carmina graeca selecta“ (Altenb. 1802), „Ciceronis epistolae selectae“ (Lpz. 1816; 3. Aufl., 1829), „Ciceronis orationes selectae“ (Lpz. 1818; 3. Aufl., 1831), und das „Griech. Lesebuch für die mittlern Classen gelehrter Schulen“ (Lpz. 1809). Eine Reihe gelehrter Untersuchungen machte er unter dem Titel „Miscellanea philologica“ (2 Bde.,

Jena 1803—4) bekannt, und seine Programme und Schulreden nebst andern Abhandlungen und Aufsätzen erschienen als „Vermischte Schriften in lat. und deutscher Sprache“ (Altenb. 1833). — Sein älterer Bruder, Friedr. Christian W., geb. 1762, welcher als Rector des Gymnasiums zu Frankfurt am Main 1822 starb, hat sich durch Herausgabe des Aratus, Cratosthenes und Dionysius Periegetes ebenfalls verdient gemacht.

Matthias, deutscher Kaiser, 1612—19, geb. am 24. Febr. 1557, war der vierte Sohn des Kaisers Maximilian's II. und erhielt, während sein Bruder, der nachmalige Kaiser Rudolf II., in Spanien am Hofe Philipp's II. erzogen wurde, unter den Augen seines Vaters in Deutschland durch den geistvollen und gelehrten Diplomaten Busbecq (s. d.) seine sehr zweckmäßige Erziehung und Bildung. Von regem Thätigkeitsriebe erfüllt, aber durch seinen argwöhnischen Bruder von der Theilnahme an Regierungsgeschäften ausgeschlossen, ergriff er beim Beginn des Aufstandes der Niederlande mit Freuden die Gelegenheit, die sich seinem Ehrgeize bot, als eine Partei unter den niederländ. Großen, die dem zu weitgreifenden Ansehen des Prinzen von Dranien ein Gegengewicht setzen wollte, ihn einlud, zur Rettung der katholischen Religion und der habsburgischen Herrschaft in jenen Provinzen sich an die Spitze zu stellen. Er ging 1577 heimlich in die Niederlande und empfing bei seiner Ankunft den Titel und die Huldigung als Souverain, legte aber, als er sein Bemühen, neben dem Prinzen von Dranien sich Einfluß zu verschaffen, für vergeblich erkannte, 1580 seine Würde nieder, erhielt vom Könige Philipp II. und von seinem Bruder durch die Vermittelung seiner Mutter Verzeihung und lebte nun aufs neue in geschäftloser Zurückgezogenheit. Erst als sein älterer Bruder, der Erzherzog Ernst, 1595 gestorben war, vertraute ihm Rudolf, den seine Neigung in Prag fesselte, die Statthalterschaft in Osterreich an. Aber von seinem Aufenthalte in den Niederlanden her gegen den Protestantismus mit Groll erfüllt, und zugleich von dem Wiener Cardinalbischof Klesel (s. d.) angereizt, erwies er sich in dieser Stellung den Protestanten äußerst ungünstig, rieth seinem Bruder, die von dem vorigen Kaiser ertheilten Religionsconcessionen in Osterreich aufzuheben und hinderte wenigstens, da dieser darauf nicht einging, die weitere Ausdehnung derselben, welche die Stände beantragt hatten. Als er hierauf, in Folge einer Verabredung mit seinen Brüdern und Vettern, förmlich zum Hauptregenten und Schutzherrn ihres Hauses ernannt worden war, zog er zu Felde gegen die Ungarn, die in Folge der sorglosen und verkehrten Regierungsweise des Kaisers Rudolf unter dem Magnaten Stephan Botskai einen Aufstand erregt und die Türken zu Hülfе gerufen hatten, und schloß mit ihnen am 23. Juni zu Wien und mit den Türken am 11. Nov. 1606 Frieden, wodurch die innere und äußere Ruhe wiederhergestellt wurde. Bald darauf durch einzelne Maßnahmen seines Bruders wegen der Erbfolge mißtrauisch gemacht, nöthigte er denselben, ihm im Juni 1608 Mähren, Osterreich ob und unter der Ens und Ungarn abzutreten und die Nachfolge in Böhmen zuzugestehen. Für den Beistand aber, welchen ihm die Protestanten hierbei geleistet hatten, mußte er ihnen erweiterte Religionsfreiheiten bewilligen, während zugleich der Kurfürst von Sachsen, der die Rolle eines Vermittlers zwischen den beiden Brüdern übernommen hatte, ihn dahin brachte, sich dem Einflusse der Jesuiten zu entziehen. Inzwischen war Kaiser Rudolf auch mit seinen böhm. Unterthanen in Handel gerathen. Vergebens suchte er sie 1609 durch Bewilligung des Majestätsbriefes und durch Zusicherung freier Religionsübung zu beruhigen. (S. Calixtiner.) Als er aus Haß gegen seinen Bruder M. dem Erzherzog Leopold den böhm. Thron zuzuwenden suchte, wendeten sich die Böhmen, die sich durch dieses Beginnen bedroht glaubten, an M., der alsbald mit einem Heer erschien und seinen Bruder zwang, ihm auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz am 11. Apr. 1611 abzutreten. Nachdem M. alsdann am 4. Dec. 1611 sich mit Anna, der Tochter seines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand, vermählt hatte, wurde er nach Rudolf's bald darauf erfolgtem Tode am 24. Juni 1612 von den Kurfürsten einstimmig zum Kaiser gewählt; doch mußte er in der Wahlcapitulation versprechen, daß er kein fremdes Kriegsvolk im Reiche dulden und die Rheinschiffahrt gegen die Holländer sichern wolle. Seine Regierung aber war keineswegs glücklich. Die bisher im Reiche und den östr. Ländern nur insgeheim thätige und gehässige Wirksamkeit der Glaubensparteien gegeneinander dauerte nicht nur fort, sondern

bildete sich sogar unter der Form zweier Verbindungen, der Union und der Liga, zu festen, einander öffentlich entgegenwirkenden Gewalten aus und vergebens versuchte der Kaiser auf Kiesel's Rath anfangs die Leitung der Liga von Baiern an Osterreich zu bringen, und da dies nicht gelang, die Bündnisse zu vernichten. Als er durch einen Machtpruch am 3. Apr. 1617 dieselben aufheben wollte, achtete weder der eine noch der andere Theil auf seinen Befehl. Auch die türk. Macht, im Besitze des größten Theils von Ungarn und der Hauptstadt des Königreichs, drohte mit einem Angriffe. Die Umstände wären gerade jetzt günstig gewesen, die Türken zu vertreiben und Siebenbürgen wieder zu erobern; aber M. mußte, da ebenso die Reichsstände wie die Abgeordneten seiner Erbländer ihm die zur erfolgreichen Führung eines Kriegs erforderlichen Mittel versagten, 1615 mit dem Feinde unter leidlichen Bedingungen auf 20 Jahre Frieden schließen. Bald erregte er auch bei den Protestanten in seinen Erbländern, durch Gestattung der ungerechten Übergriffe, welche die hohe Geistlichkeit dem Majestätsbriefe zuwider sich erlaubte, eine Unzufriedenheit, die noch stärker und allgemeiner wurde, als er zu kränkeln anfing, die Regierungsgeschäfte vernachlässigte und endlich, auf Andringen der übrigen Glieder des östr. Hauses, den bigoten Erzherzog Ferdinand, nachmaligen Kaiser Ferdinand II. (s. d.), 1617 zum Könige von Böhmen und 1618 zum Könige von Ungarn krönen ließ. Nicht sobald hatte daher die Geistlichkeit in Böhmen sich neuer Verlegungen des Majestätsbriefes schuldig gemacht, als hier, während der Abwesenheit M.'s zur Krönung Ferdinand's in Presburg, am 23. Mai 1618 eine offene Empörung ausbrach, welche weder des Kaisers milde Abmahnungsschreiben, noch auch, nach der von Ferdinand bewirkten Entfernung des zur Friedenspolitik geneigten Cardinalministers Kiesel, die Ergreifung kriegerischer Maßregeln zu dämpfen im Stande war. Die Böhmen, um ihr Schicksal besorgt, griffen zu den Waffen, stellten den Grafen von Mansfeld an ihre Spitze und hatten schon mehre bedeutende Vortheile über das kaiserliche Heer erfochten, als der Kaiser am 20. März 1619 mitten in dieser Bedrängniß starb. M. besaß mehr Ehrgeiz als Fähigkeit, mehr guten Willen als Entschlossenheit und Kraft. Durch seine schwankende, unsichere Regierungsweise machte er sich sehr bald alle Parteien abgeneigt, verlor den Einfluß auf sie und verschuldete so das Unglück des Dreißigjährigen Kriegs (s. d.), welches unter ihm über Deutschland hereinbrach.

Matthias Corvinus, der Große, König von Ungarn, der zweite Sohn Joh. Hunyad's (s. d.), wurde 1443 geboren und bestieg 1458 als Matthias I. den Thron Ungarns, nachdem er bis dahin durch die Feinde seines Vaters in Böhmen war gefangen gehalten worden. Mehre ungar. Große widerlegten sich aber seiner Wahl und luden den Kaiser Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen; auch waren die Türken, diese Spaltungen benutzend, in Ungarn eingefallen und verheerten es. M. zwang nun zunächst den Kaiser, ihm die Krone des heil. Stephanus auszuliefern, ohne welche er, nach der abergläubigen Vorstellung des Volks, nur dem Namen nach König gewesen wäre; dann eilte er gegen die Türken und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich, von dem Papste angetrieben, im Kriege gegen seinen Schwiegervater, den hussitischen Böhmenkönig Georg Podiebrad, Schlesiens, Mährens und der Lausitz, 1468—78, besiegte die Polen und eroberte, nachdem der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen, einen Theil Osterreichs nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn freilich auch, seinen Unterthanen viele Lasten aufzulegen, wie er denn überhaupt mit großer Willkür regierte. Nichtsdestoweniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung große Liebe für die Wissenschaften. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in Ofen zusammengebracht hatte, 20 Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Auch brachte er auf dem Reichstage zu Ofen im J. 1488 mehre Gesetze gegen den Zweikampf, die Schiänen in Processen und andere Mißbräuche zu Stande. Mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, starb er zu Wien 1490. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der sich umsonst bemühte, dem Vater auf dem Throne zu folgen. Sein Nachfolger wurde König Wladislaw VII. von Böhmen.

Matthisson (Friedr. von), einer der bekanntesten lyrischen Dichter Deutschlands, geb. am 23. Jan. 1761 zu Hohendobeleben bei Magdeburg kurz nach dem Tode seines Vaters,

welcher früher Feldprediger gewesen war, wurde bis in sein 11. Jahr von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen, und besuchte dann die Schule zu Kloster-Bergen, wo „Werther's Leiden“, „Sophiens Reisen“ und „Siegwart“ anregend auf ihn einwirkten. Er studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, wurde hierauf Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau und nachher Hofmeister der jungen liesländ. Grafen Sievers, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Manheim aufhielt. Dann lebte er zwei Jahre bei seinem Freunde Bonstetten zu Lyon am Genfersee, bis er 1790 als Erzieher in ein Handlungshaus nach Lyon ging. Als nach vier Jahren Familienangelegenheiten ihn in die Heimat gerufen hatten, wurde er 1794 Lector und Reisegeschäftsführer der regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, mit der er in den folgenden Jahren Italien, die Schweiz und Tirol bereiste. Nach ihrem Tode trat er 1812 in die Dienste des Königs von Württemberg, der ihn zum Geh. Legationsrath, Mitglied der Hoftheateroberintendantz und Oberbibliothekar ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Im Gefolge der Familie des Herzogs Wilhelm von Württemberg bereiste er 1819 noch einmal Italien. Nach dem Tode seiner Gattin im J. 1824 zog er sich nach Wörlitz bei Dessau zurück und starb hier am 12. März 1831. M. war seit 1787, wo er mit einer vollständiger Sammlung seiner „Gedichte“ (12. Aufl., Zür. 1824) auftrat, lange Zeit als lyrischer Dichter der Liebling des Publicums, das sich an seinen wehmüthig-sanften Darstellungen zarter Gefühle, insbesondere der Freundschaft und Liebe, an seinen malerisch lebendigen Naturschilderungen wie an dem Wohlflange und rhythmischen Flusse seiner Verse erfreute. Gleichwol ist es nicht zu verkennen, daß in seinen Gefühlsdarstellungen nicht selten eine gewisse Absichtlichkeit störend hervortritt, daß seine Naturschilderungen oft zur bloßen Landschaftsmalerei herabsinken, und daß die auf die Form verwendete Sorgfalt seinen Gedichten nur zu oft eine marmorartige und darum erkältende Glätte verleiht. Seine poetische Thätigkeit beschränkte sich überhaupt nur auf einen kurzen Zeitraum seines Lebens. In einer Ausgabe letzter Hand erschienen seine „Schriften“ in 8 Bänden (Zür. 1825²—31). Einige in Stuttgart herausgegebene Fest- und Hofgedichte konnten seinen Ruhm nicht vermehren. Als Prosaisker trat er auf in seinen „Erinnerungen“ (5 Bde., Zür. 1810—16), welche interessante Details über Orte und Gegenden und Nachrichten von berühmten Männern enthalten, aber in einer höchst manierirten Sprache geschrieben sind. Seinen „Literarischen Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde“ gab Schoch heraus (4 Bde., Berl. 1832).

Maturitätsprüfung, Abgangs- oder Abiturientenprüfung nennt man diejenige Prüfung auf höhern Schulen, durch welche ermittelt werden soll, ob ein Schüler nach vollendetem Schulcursum diejenige Bildung erlangt hat, welche zum Übergange auf die Universität oder in einen praktischen Lebensberuf erforderlich ist. Wie früher die höhere Bildung überhaupt freier gelassen war als später, so wurden auch erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die Anforderungen an die von den Gymnasien auf die Universitäten abgehenden Schüler genauer bestimmt und besondere Maturitätsprüfungen angeordnet. Eins der ersten, wo nicht das erste Abiturientenreglement war das in Preußen vom 23. Dec. 1788, welches unter dem 12. Dec. 1812 durch ein neues verbessertes abgeschafft wurde. Zufolge des letztern wurde eine mehr gleichmäßige encyclopädische Bildung in den allgemeinen Schulwissenschaften nicht zur unumgänglichen Bedingung für die Maturität gemacht, sondern es genügte auch schon die Vertrautheit mit einer der Hauptrichtungen des Wissens, wodurch der natürlichen Anlage und der Neigung des Schülers freier Spielraum blieb. Mehrere der Bestimmungen dieses Reglements wurden durch besondere Verordnungen später modificirt, namentlich unterm 11. Dec. 1828 die Anforderungen im Griechischen, bis endlich unter dem 1. Juni 1834 ein neues Maturitätsprüfungsreglement publicirt wurde, welches von dem frühern in wesentlichen Punkten abweicht. Als Zweck der Maturitätsprüfung wird aufgestellt, auszumitteln, ob der Abiturient den Grad der Schulbildung erlangt hat, welcher erforderlich ist, um sich mit Nutzen und Erfolg dem Studium eines besondern wissenschaftlichen Faches widmen zu können. Die bisher gebräuchlichen drei Censurgrade wurden abgeschafft, indem nur einfach der Abiturient für reif oder nicht reif erklärt werden

solte; indeß wurden diese Censurgrade dadurch gewissermaßen wiederhergestellt, daß bei der Reife drei Stufen unterschieden, mit A, B und C bezeichnet, und daß unter B auch diejenigen, die im Deutschen und Lateinischen zwar den Anforderungen genügen, und außerdem in den beiden alten Sprachen oder in der Mathematik bedeutend mehr als das Geforderte leisten, wenn sie auch in den übrigen Fächern das Erforderliche nicht leisten, unter C aber bei vorgerücktem Alter und bei vermuthlichem Vortheil für den Staatsdienst auch diejenigen für reif erkannt werden sollen, welche im Deutschen, Lateinischen und in noch zwei andern Gegenständen das Erforderliche leisten. Die Geschichte wurde aus der Reihe der Hauptfächer gestrichen. Die Anforderungen im Deutschen wurden, wenigstens äußerlich, gesteigert, im Griechischen, Lateinischen und Französischen ermäßigt. Als neue Prüfungsgegenstände kamen hinzu philosophische Propädeutik und Religion. Die schriftlichen Arbeiten wurden leichter gemacht, die mündliche Prüfung durch ihren Umfang etwas schwieriger, durch Ermäßigung einiger wichtiger Anforderungen im Ganzen aber auch leichter. Das neue Reglement forderte mehr eine formelle, allgemeine, encyclopädische Bildung, sicherte der rein philologischen und mathematischen Bildung ein Übergewicht und hatte die allgemeine Gleichheit aller Gymnasien des Landes zur Folge. Wie überhaupt das Gymnasialschulwesen Deutschlands, besonders des nördlichen, schon seit dem J. 1817 sich mehr oder weniger nach dem Muster des preussischen umgestaltet hat, so wurden auch die Maturitätsprüfungen nach und nach bei allen deutschen Gymnasien eingeführt, z. B. 1820 (umgeändert 1828 und 1834) in Kurhessen, 1826 in Braunschweig, 1827 in Oldenburg, 1829 in Hannover und im Königreiche Sachsen (hier 1831 erneuert), 1832 im Großherzogthum Hessen, 1833 in Mecklenburg, 1834 in Württemberg, und die Anforderungen im Ganzen meist nach den preussischen bemessen.

Unter dem 8. März 1832 wurden auch bei den höhern Bürger- und Realschulen in Preußen durch eine vorläufige Instruction Maturitätsprüfungen angeordnet und der Zweck derselben dahin bestimmt, denjenigen Jünglingen, welche den Unterricht in einer vollständigen höhern Bürger- und Realschule genossen haben und mit genügenden Kenntnissen aus derselben entlassen werden können, die bisher an den Besuch der obern Classen der Gymnasien geknüpfte Berechtigung zum Eintritt in den einjährigen freiwilligen Militärdienst, in das Post-, Forst- und Baufach und in die Bureau der Provinzialbehörden zuzusichern; den Aeltern und Vormündern eine zuverlässige Benachrichtigung über den Bildungsstand des zu entlassenden Zöglings zu gewähren, um darnach zu ermesen, ob er zum Eintritt in die für ihn bestimmte Laufbahn gehörig befähigt sei; endlich den Schulen eine Gelegenheit zu geben, sich über ihre Leistungen vor den ihnen vorgesetzten Behörden auszuweisen, durch den günstigen Erfolg sich in dem Vertrauen des Publicums zu befestigen und in den Lehrern wie in den Schülern den würdigen Eifer für die Erreichung eines bestimmten Ziels lebendig zu erhalten. Im J. 1841 erlitt diese Instruction durch zwei Ministerialverfügungen wesentliche Abänderungen. Nach der einen vom 2. Juni wurde die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste nicht mehr von einem Maturitätszeugnisse, sondern von der Reife für die oberste Schulklasse abhängig gemacht, und in der vom 30. Dec. wurde bestimmt, daß bei Mangel hinreichender Befähigung in der lat. Sprache ein Zeugniß der Reife nicht erteilt werden solle. Bei den Real- und höhern Bürgerschulen in andern deutschen Staaten, einzelne Anstalten vielleicht ausgenommen, sind bis jetzt ähnliche Maturitätsprüfungen nicht angeordnet worden, und es ist mindestens zweifelhaft, ob man dies zu bedauern hat; denn es liegen gegen Maturitätsprüfungen überhaupt, sowohl an Gymnasien als an Realschulen, gewichtige Bedenken vor. Diese Prüfungen sind hervorgegangen aus der falschen Ansicht, daß gehäufte Controle und Examina das sicherste Mittel sind, den Bildungsstand eines Schülers kennen zu lernen. Sie dienen aber nur dazu, dem bloß äußern Wissen ein unstatthafes Übergewicht zu verschaffen, das Augenmerk von der tiefern, namentlich von der Charakterbildung, abzulenken und einem äußern Ehrgeize Nahrung zu geben, welcher nachtheiligen Einfluß auf die sittliche wie die körperliche Gesundheit der jungen Leute auszuüben geeignet ist. Maturitätsprüfungen sind überdies ein sehr unsicheres Mittel, den Stand der Schulbildung eines jungen Menschen zu ermitteln, weil sie doch nur Einzelnes aus dem Kreise des Schulwissens herausheben und nur eine kürzere Zeit in An-

spruch nehmen können. Den Angehörigen der Schüler kann auf geeigneter Weise Nachricht über den Bildungsstand des Schülers zugehen, und die Schule hat außerdem Gelegenheit genug, über ihre Leistungen vor den vorgeordneten Behörden und dem Publicum sich auszuweisen. Die Reife oder Nichtreife eines Schülers vermag das Lehrercollegium einer Anstalt auch ohne Maturitätsprüfung richtiger zu beurtheilen, und dieses Urtheil wird bei stattfindenden Maturitätsprüfungen immer als letzte Norm gelten; deshalb dürfte es besser sein, die Maturitätsprüfungen, wie sie jetzt bestehen, ganz fallen zu lassen und sie nur für die Fälle beizubehalten, wo das Lehrercollegium selbst über die Reife eines Schülers zweifelhaft oder sehr getheilter Ansicht ist. Die Zulassung zu diesen ausnahmsweisen Maturitätsprüfungen müßte billigerweise auch denjenigen Schülern gestattet werden, die zwar das Lehrercollegium für nicht reif hält, die aber den Cursus in der obersten Classe durchgemacht haben. Durch eine solche Einrichtung würde dem sehr bedenklichen Umstande entgegengewirkt, daß jetzt die Primaner der Gymnasien, zum Theil auch der Realschulen, fast nur für die Maturitätsprüfung arbeiten.

Matuta, die Göttin der Frühe, war ursprünglich eine altital. Gottheit, welche sowohl mit der griech. Leukothea als mit der Albunea vermischt wurde. Die Sagen und der Cultus der Ino-Leukothea gingen auf sie über. Die Frauen führten auch in Rom eine Skavin in den Tempel der Göttin, schlugen sie mit Ruthen und trieben sie dann fort. Ferner nahmen die das Fest der Göttin (Matralia) feiernden Mütter ihre Schwesterkinder auf den Arm und begingen Feierlichkeiten, die sich auf die Leiden der Ino um den Dionysos, den Sohn ihrer Schwester Semele, bezogen. Der König Servius Tullius weihte der M. einen Tempel, welchen Camillus wiederherstellte.

Maubeuge, eine Stadt im Departement des Nordens in Frankreich, an beiden Ufern der Sambre gelegen und als starke Festung bekannt, die in Form eines unregelmäßigen bastionirten Siebenecks unter Ludwig XIV. von Vauban gebaut wurde, hat etwa 6000 E., die sich mit Fabrication von Tuch, Fayence, Eisenwaaren und Quincailleriefachen beschäftigen. Auch ist daselbst eine königliche Gewehrfabrik.

Mauerbohrer und Mauerbrecher, s. Kriegsmaschinen.

Mauguin (Franz.), einer der ausgezeichnetsten Parlamentsredner in Frankreich, geb. am 28. Febr. 1785 zu Dijon, wo sein Vater Procurator beim Parlamente war, studirte in Paris die Rechte und lebte dann mehre Jahre der wissenschaftlichen Muse, bis er 1813 als Advocat auftrat. Im J. 1815 übernahm er die Vertheidigung des Obersten Labédoyère (s. d.) und fand dabei Gelegenheit, sein großes Rednertalent zu zeigen. Fortan vertraute man ihm eine ganze Reihe wichtiger Processe an, in welchen es galt, den Liberalismus gegen die Bedrückungen des Hofes und der Regierung zu vertreten. Nach dem Processe des Oberst Fabvier (s. d.) mußte er jedoch 1819 in Rücksicht auf seine Gesundheit die Berufsgeschäfte aufgeben und Paris verlassen. Als er 1823 zurückkehrte, bewährte er sein Talent und seinen Freimuth vor den Gerichtshöfen wo möglich noch glänzender. Seit 1827 trat er als Abgeordneter des Wahlcollegiums zu Beaune in die Kammer, wo er als Vorkämpfer der Volksfreiheit seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Mit leidenschaftlichem Eifer unterstützte er kurz vor der Revolution von 1830 die Adresse der 221, sodaß ihm der Präsident Moyer-Collard das Wort entziehen mußte. Während der Julitage wurde er in die am 29. errichtete Municipalcommission gewählt, die fünf Tage lang die höchste Gewalt in Frankreich vereinigte. Ohne an seine persönlichen Vortheile zu denken, trat er in die Reihen der parlamentarischen Opposition zurück und bekämpfte als einer der hitzigsten Bewegungsmänner die Familiepoltik der neuen Dynastie. Besonders warf er sich mit dem General Lamarque auf die auswärtige Politik, widersetzte sich der Rücksichtnahme auf die absoluten Mächte und wollte nicht selten ganz Europa den Krieg erklären. Er wurde hierbei weniger von Kenntnissen, als von der Biegbarkeit und dem Reichtume seines Rednertalents unterstützt und zog sich durch die Eitelkeit, welche er in diesen Declamationen an den Tag legte, selbst die Abneigung der Gleichgesinnten und Liberalen zu. Da er überhaupt gegen die Opposition eine gewisse Unabhängigkeit beobachtete und oft gegen die Maßnahmen seiner Partei auftrat, so gerieth er allmählig in eine Vereinzelung, die seine Wirksamkeit gänzlich schwächte. Staunen erregte es, als er, in seiner

Eigenschaft als Advocat der Colonien, in der Kammer die Negersklaverei vertheidigte, nachdem er zwei Jahre vorher Europa aus den Fesseln der Knechtschaft hatte befreien wollen. Obwohl er später sein Amt als Sachwalter der Colonien aufgab, blieb doch das Vertrauen in die Aufrichtigkeit seines Liberalismus erschüttert, zumal da er nach einer Reise nach Russland im J. 1810 mehrmals ernstlich eine Allianz zwischen Russland und Frankreich vorschlug. Diese sogenannte Politik der Interessen machte er auch in dem „Journal du commerce“ geltend, dessen vornehmster Eigenthümer er seit mehreren Jahren geworden war.

Maucke ist eine Fußkrankheit der Pferde und des Rindviehs, welche sich durch einen in der Kronengegend des Hufs stattfindenden Abfluß einer wässerigen Feuchtigkeit zu erkennen gibt. Veranlaßt wird die Krankheit theils durch innere Schärfe der Säfte, theils durch nachtheilig auf die Füße einwirkende örtliche Ursachen. Das Wesen derselben besteht in dem Anschwellen eines oder beider Hinterfüße, wenn das Thier im Stalle steht; doch vergeht die Geschwulst, wenn es in Gang kommt. Die Krankheit endet mit gänzlicher Abmagerung. Verschieden von dieser Krankheit ist die ausfallende oder brandige **Maucke**, die durch vieles Waten in Eis, Schneewasser und gefrorenem Boden entsteht und bald in Schwärzung und Brand übergeht. Im Anfange ist die Maucke meist leicht zu heilen durch Reinlichkeit, Abführmittel, vermindertes Futter, mäßige tägliche Leibesbewegung und laue Fußbäder.

Maulbeerbaum (*Morus*), ursprünglich im gemäßigten Asien heimisch, verträgt auch, wenigstens in einigen seiner Arten, das europ. Klima. Hauptsächlich unterscheidet man zwei Arten, den schwarzen **Maulbeerbaum** mit schwarzen und den weißen **Maulbeerbaum** mit weißen Beeren. Jener wurde wegen seiner esbaren Früchte aus Persien, dieser aus China deshalb nach Europa verpflanzt, weil seine Blätter zur Nahrung für die Seidenwürmer dienen. Die Rinde des Maulbeerbaums ist sehr zähe und läßt sich zu Stricken verarbeiten; aus der des schwarzen Maulbeerbaums fertigt man in China und Japan Papier; das Holz des weißen Maulbeerbaums benutzt man in Italien und der Provence zu allerhand Gefäßen, da es im Wasser als sehr dauerhaft sich bewährt.

Maulthier heißt der Bastard von Esel und Pferdesute, der zwar dem Pferde ähnlich ist, aber hinsichtlich des Kopfes, der Ohren, des Kreuzes, Schwanzes und der Stimme nach dem Vater gerathet. Da die Maulthiere einen viel sicherern Gang und größere Ausdauer haben, auch genügsamer als Pferde sind, so zieht man sie in allen Gebirgsgegenden diesen vor. In Spanien und den span. Colonien sind sie besonders geschätzt und oft theurer als Pferde. Sie pflanzen sich untereinander nicht fort. Der Bastard vom Pferdehengst und der Eselin heißt **Maulesel**, sieht dem Esel ähnlicher als dem Pferde, ist kleiner als das Maulthier, graubraun, und wird gewöhnlich nur zum Lasttragen gebraucht.

Maultrommel, s. *Mundharmonika*.

Maulwurf, ein Säugthier, das zu den sogenannten Insektenfressern gehört, lebt fast beständig unter der Erde, wo es mit seinen breiten, starken Vorderpfoten und Krallen Gänge gräbt, aus denen es nur zur Begattung, oder wenn es durch Wasser vertrieben wird, herauskommt. Irrigerweise behauptete man sonst, daß der Maulwurf blind sei; doch sind seine Augen allerdings nicht größer als ein Stecknadelkopf, und in Italien findet sich eine Art, deren Augen sogar mit einem Fell überzogen sind. Die Nahrung des Maulwurfs besteht lediglich in Würmern, namentlich Regenwürmern, Insekten und ihren Larven; seine Gänge gräbt er nur seiner Nahrung wegen, deren er sehr viel bedarf. Ist er schon im Freien sehr geschwind, so ist er es noch viel mehr in seinen Gängen. Sehr interessante Beobachtungen über die Maulwürfe machte der berühmte Maulwurfsfänger Lecourt; veröffentlicht hat derselben Cadet de Vaux in der Schrift „Vom Maulwurf“ (deutsch von Leonhardi, Lpz. 1804).

Maupéau (René Charl. de), Vicelkanzler von Frankreich unter Ludwig XV., war 1688 zu Paris geboren. Er bekleidete seit 1710 die Stelle eines Raths am Parlament zu Paris, stieg 1743 durch Verbindung mit dem Hofe zum ersten Präsidenten auf und erlangte eine gewisse Berühmtheit durch einen langen Streit mit dem Erzbischof Beaumont in Sachen der Hospitalverwaltung und der Jansenisten. Der Hof verbannte demzufolge 1751 das Parlament nach Pontoise und den Bischof nach Conflans, ohne daß die Ruhe hergestellt wurde. Endlich mußte M. 1757 auf Betrieb seiner eigenen Collegen die Präsi-

deutschaft niederlegen. Der Hof erhob ihn indessen 1763 zum Vicekanzler, um durch ihn den Kanzler Lamoignon, welchen besonders die Pompadour haßte, vollends zu stürzen. Als endlich Lamoignon am 15. Sept. 1768 seine Entlassung genommen, erhielt M. die Kanzlerwürde, legte jedoch dieselbe schon am folgenden Tage zu Gunsten seines Sohnes nieder. Er starb 1775. — Nicol. Charl. Augustin de M., des Vorigen Sohn, bekannt durch seinen Streit mit dem Parlamente, wurde 1714 zu Paris geboren. Er besaß nicht das vortheilhafte Auser, aber mehr Kühnheit und Kenntnisse als sein Vater und erhielt zeitig die Stelle eines Parlamentsraths. Mit der Erhöhung des Vaters stieg er 1763 zum ersten Präsidenten, in welcher Eigenschaft er den Minister Choiseul (s. d.) zu gewinnen suchte. Nachdem er 1768 das Kanzleramt erhalten, verließ er seinen Gönner und betrieb, schon um seinen Vater zu rächen, mit dem Hofe die Demüthigung des Parlaments. (S. Ludwig XV.) Die Gelegenheit dazu gab ihm der Proceß des Herzogs von Aiguillon, der als früherer Gouverneur von Bretagne vom Parlamente zu Rennes bei dem zu Paris wegen Überschreitung und Mißbrauch der Amtsgewalt angeklagt worden war. M. ließ dem pariser Parlamente in einem Lit de justice im Juni 1770 die Fortsetzung der Procedur verbieten; allein das Parlamente kehrte sich daran nicht, sondern erklärte den Herzog am 2. Juli aller Pairrechte verlustig. Der König mußte nun auf Betrieb des wüthenden Kanzlers in einem zweiten Lit de justice den Proceß cassiren und dem Parlamente im Nov. 1770 das Recht absprechen, sich der Einregistrirung der königlichen Edicte zu widersetzen und mit den übrigen Parlamenten ein untheilbares Corps zu bilden. Das Parlamente stellte hierauf seine richterlichen Functionen ein und der Kampf steigerte sich mehr und mehr, als Choiseul zu Ende des Jahres gestürzt wurde und die Dubarry (s. d.) das berüchtigte Ministerium bildete, in welches auch der Herzog von Aiguillon trat. M. ließ in der Nacht vom 21. Jan. 1771 die Parlamentsglieder durch abgesendete Soldaten einzeln verhaften und verweisen und bildete am 23. aus dem großen Rathe ein Interimparlament; zugleich ernannte er für den Gerichtsbezirk von Paris sechs Obergerichte (Conseils souverains). Obgleich die Prinzen, die Parlamente der Provinzen, die übrigen Gerichtshöfe gegen den Gewaltstreich protestirten, so fuhr M. doch auf dem betretenen Wege fort, hob den Gerichtshof Châtelet, die Stenckerammer (s. Mallesherbes) auf und erklärte im Apr. 1771 das Interimparlament für ein ständiges, das er mit seinen Creaturen besetzte. Ebenso erfolgte die Auflösung des Parlaments zu Rouen, und die Mitglieder der übrigen wurden wenigstens größtentheils erneuert. Weil das Volk die Despotie des Hofes noch mehr haßte und fürchtete, als den aristokratischen Druck und die Anmaßungen der Parlamente, so gestaltete sich die Aufregung und die Unordnung für Hof und Minister täglich drohender. Der Tod Ludwigs XV., am 10. Mai 1774, machte endlich dieser Spannung ein Ende. M. wurde sogleich verbannt, und das alte Parlamente wiederhergestellt. Er ertrug seinen Fall und den Volkshaß mit Ruhe und starb vergessen zu Thuit am 29. Juli 1792. Vgl. „Journal historique de la révolution opérée dans la constitution de la monarchie franç. par M.“ (2 Bde., Lond. 1775).

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de), ein berühmter franz. Mathematiker, geb. zu St. Malo 1697 von vornehmen Altern, zeigte in seiner Jugend viele Neigung für Mathematik und Kriegswissenschaften und nahm 1718 Kriegsdienste, nach einigen Jahren aber seinen Abschied, um sich ruhiger jenen Studien widmen zu können. Er wurde 1723 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, ging später nach London und nachher nach Basel, wo er mit den Brüdern Bernoulli Freundschaft schloß. Sein Ruf und seine Talente lenkten 1736 auf ihn die Wahl, an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach Lapland schickte, um durch eine genaue Gradmessung in Verbindung mit einer zu gleicher Zeit in Peru ausgeführten die Gestalt der Erde zu bestimmen, eine Unternehmung, die mit Überwindung unsaglicher Schwierigkeiten in einem Jahre glücklich ausgeführt wurde, und welche M. in seinem Werke „De la figure de la terre, déterminée par les observations de M., Clairaut, Camus etc.“ (Par. 1738, mit Kupf.) ebenso unterhaltend als belehrend beschrieben hat. Nach Frankreich zurückgekehrt, folgte er 1740 dem Kaise Friedrich's II. nach Berlin, um die Präsidentenstelle bei der Akademie zu übernehmen. Er begleitete den König ins Feld und wurde in der Schlacht von Polwitz gefan-

gen, in Wien jedoch vom Kaiser sehr ehrenvoll aufgenommen und ihm erlaubt, nach Berlin zurückzukehren. Als er nachher Frankreich wieder besuchte, hofften seine Freunde ihn daselbst fest zu halten; er ging aber wieder nach Preußen, was er später vielfach bereuete, da er bei allen Wohlthaten und Vertrauen, welches der König ihm schenkte, sich doch in Preußen nicht wohl befinden konnte. Auch wurde er in mehre Streitigkeiten verwickelt, vornehmlich über einen Aufsatz in den „Memoiren“ der berliner Akademie (1746), die Befehle der Bewegung und Ruhe nach dem metaphysischen Princip der kleinsten Wirkung betreffend, welchen König in Francker angriff, indem er die Idee dazu Leibniz beilegte. Mehre Schriften waren die Folge dieser literarischen Fehde, in die sich auch Voltaire mischte, der anfangs mit M. in freundschaftlicher Verbindung gestanden und sich seinen Schüler genannt hatte, nun aber ihn, den er 1738 als ein erhabenes Genie, als einen zweiten Archimedes gepriesen hatte, als einen bizarren Kopf und unsinnigen Philosophen verschrie. Eine Brustkrankheit bewog M., 1756 nochmals nach Frankreich zu reisen. Im J. 1758 begab er sich nach Basel, wo er am 27. Juli 1759 starb. M. war außerordentlich lebhaft im Verkehr, ungemein höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Doch eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, herrischer Charakter und das allzugroße Bestreben emporzukommen schaden ihm. Als Schriftsteller ist er geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und paradox. Seine Werke, theils philosophischen, theils mathematischen Inhalts, erschienen in vier Bänden (Lyon 1756).

Mauren, eines der die Berberei (s. d.) bewohnenden Völker, haben ihren Namen von den Mauren der alten Welt überkommen, ohne deren echte Nachkommen zu sein. Jene alten Mauren, welche als Urbewohner Mauritanien bewohnten, waren wahrscheinlich mit den Numidiern eines Stammes und haben ihre unverfälschten Nachkommen in den Amazirghen des jetzigen Marokkos. (S. Kabylen.) In den ebenen Küstengegenden des Landes waren sie wol schon in der vorhistorischen Zeit mit Einwanderern orient. Stammes gemischt; noch mehr geschah dies, besonders in den Städten, mit den später angekommenen cultivirten Einwanderern, und am meisten zuletzt mit den arab. Eroberern des Landes. Während nun die echten Nachkommen der alten Mauren im Gebirge diesen Namen im Mittelalter verloren und wol schon damals den der Amazirghen annahmen, blieb er dem hauptsächlich aus arab. und altmaur. Blut entsprossenen Mischlingsgeschlecht in den Städten und der Küstenebene Mauritanien, und ging von da aus auch auf die Städtebewohner der übrigen Berberei über, die ebenfalls aus einer Mischung der Ureinwohner mit den Arabern entsprungen waren. So versteht man denn gegenwärtig unter Mauren denjenigen Volksstamm der Berberei, welcher vorzugsweise die eingeborene Bevölkerung der Städte der Berberei bildet. Die Mauren sind ein schöner Menschenschlag, mit edlen, orient. Gesichtszügen, die den Ausdruck von Milde und Melancholie tragen. Von Charakter sind sie zwar sanft und umgänglicher als die Berber und Beduinen, aber auch phlegmatisch, kraftlos und geistig stumpf, und trotz ihres muselmännischen Fanatismus feige, dabei grausam, wollüstig und hinterlistig, geizig und habfüchtig wie alle Mohammedaner, und in den größern Städten sehr verdorben. Ein großer Theil von ihnen treibt Kramhandel und Kaffeewirtschaft; die übrigen sind meist Handwerker, Gärtner und Landbauer. Da die Araber, welche Spanien eroberten, aus Mauritanien herüberkamen und auch wol viel mit Mauren gemischt waren, so werden auch sie Mauren genannt, und die Namen Mauren, Araber und Sarazenen in der Geschichte Spaniens synonym gebraucht. Von ihnen stammen die Moriscos, d. h. die Mauren, welche nach ihrer Befreiung durch Ferdinand den Katholischen gegen Ende des 15. Jahrh. scheinbar das Christenthum annahmen und daher nicht mit ihren dem Islam treu bleibenden Stammgenossen aus Spanien vertrieben wurden. Sie lebten als fleißige, ruhige Unterthanen bis auf Philipp II., welcher ihre gründliche Bekehrung oder ihren Untergang beschloß. Seine Bedrückungen und Verfolgungen brachten sie 1571 zu einem bewaffneten Aufstand, nach dessen Dämpfung über 100000 derselben vertrieben wurden. Indef blieben noch immer Viele zurück, die trotz aller Verfolgungen den Glauben ihrer Väter im Geheimen treu bewahrten. Erst den Verfolgungen unter Philipp III. gelang es, sie aus Spanien gänzlich zu vertrei-

ben. Fast eine Million Moriscos wanderte damals nach Nordafrika aus, wo sie sich aus Rache vorzüglich auf den Seeraub gegen die Christen legten.

Maurepas (Jean Frédéric Helippeaur, Graf von), Minister Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. von Frankreich, geb. 1701, wurde noch als Kind in den Matthesorden aufgenommen. Sein Vater, Jérôme, versah das Amt eines Ministers und Staatssecretsairs, das vermöge der Amtskäuflichkeit schon 170 Jahre in der Familie vererbt worden war, mußte aber 1715 abtanken und die Stelle dem 14jährigen Sohne überlassen. Der Marquis de Lavrillière, der Schwager des jungen Ministers, erhielt den Auftrag, denselben zu vertreten und in die Geschäfte einzuführen. Lavrillière starb 1725, und M. übernahm nun im Alter von 24 Jahren selbst sein Amt, das sich auf Paris, den Hof und das Seewesen erstreckte. Die Formen, in welche Ludwig XIV. die Verwaltung geschlagen hatte, machten allerdings die Geschäfte leicht, sodas weniger tüchtige Kenntnisse, als eine gewisse Routine erforderlich waren. M. zeigte sogleich alle Talente eines höfischen Ministers; er entwickelte Liebenswürdigkeit, Leichtfertigkeit und seltene Biegsamkeit. Doch erwarb er sich auch einige wirkliche Verdienste, indem er Seeschulen anlegte, die Häfen in Person besuchte und Mathematiker in den Dienst zog. Überhaupt unterstützte er die Gelehrten und Dichter und wollte nach der Mode seiner Zeit selbst als Schönegeist gelten. Als die Pompadour an den Hof kam, ließ er sich gegen dieselbe in kleine Intriguen ein, weil ihm diese niedrig geborene Frau die Ehre einer königlichen Maitresse nicht zu verdienen schien. Unter Anderm dichtete er auf ein Rosenbouquet, welches die Pompadour dem Könige an dessen Namenstage schenkte, ein sehr beißendes Epigramm, das bei Hofe die Runde machte. Ludwig XV. hatte den Herzog von Richelieu im Verdacht, es verfaßt zu haben; allein dieser bewies durch die Originalschrift, daß M. der Verfasser gewesen. Der Minister wurde sogleich vom Hofe verwiesen und lebte seit 1749 erst zu Bourges, dann zu Pontchartrain 25 Jahre hindurch in Ungnade. Als endlich Ludwig XVI. den Thron bestieg, empfing M. ein Schreiben, das ihn zum ersten Minister ernannte. Nur von seiner Tante gewissermaßen gezwungen, hatte der junge König Zuflucht zu einem Manne genommen, der kein anderes Verdienst besaß, als daß er das Opfer der Pompadour geworden. M. brachte in die schwierige Stellung nur die Leichtfertigkeit seiner Jugend mit, wählte aber Turgot, Malesherbes und Necke zu seinen Collegien. Um sich und den König populair zu machen und das Volk zu beschwichtigen, stellte er das alte, von Maupeau (s. d.) aufgelöste Parlament her. Nicht nur die Parteigänger des königlichen Despotismus, sondern auch viele freisinnige Männer mißbilligten diesen Schritt, weil der Regierung daraus ein neues Hinderniß erwuchs, den versinkenden Staat zu reformiren. In der That brachen sich alsbald die Bestrebungen der Minister an dem Widerstande des Parlaments, das sogleich seine frühere Politik wieder aufnahm. M., der sich außerdem ungern von dem Genie Turgot's überflügelt sah, war auch schwach genug, seine Genossen dem Parlamente zu opfern. Vielleicht noch verhängnißvoller sollte für die Zukunft die auswärtige Politik sein, welche er verfolgte. Mit der Absicht, die brit. Macht zu demüthigen, mußte der König auf sein Andringen die nordamerik. Colonien im Kriege gegen das Mutterland unterstützen. M. erlebte den Ausgang des Kampfes nicht; er starb, sechs Monate nach Necke's Rücktritt, am 21. Nov. 1781 und wurde weder vom Hofe noch vom Volke betrauert. Unter seinem Namen gab Soularie „Mémoires“ heraus, ein geistloses Nachwerk, das wahrscheinlich untergeschoben ist.

Maurer (Georg Ludw., Ritter von), bair. Staatsrath, lebenslänglicher Reichsrath und ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, geb. am 2. Nov. 1790 zu Erpolsheim bei Dürkheim in der bair. Rheinpfalz, wo sein Vater evangelischer Prediger war, kam in Folge dessen, daß seine Eltern wegen des Revolutionskrieges flüchten mußten, nach Heidelberg, wo er das Gymnasium besuchte, 1808—11 die Rechte studirte, dann von deren juristischer Facultät ohne vorhergegangenes Examen das Doctor-diplom erhielt und einige Zeit practicirte. Im J. 1812 ging er nach Paris, wo er für Recht, Sitten und Verfassung Germaniens gründliche Studien machte. Nach der Rückkehr im Juni 1814 wurde er wegen seiner genauen Kenntniß des franz. Rechts zuerst in Mainz, dann in Speier und Landau bei den Kreisgerichten als Substitut des Staatsprocurators verwendet; 1816 kam er als Substitut des Generalstaatsprocurators an das Appellations-

gericht in Zweibrücken, 1817 wurde er Appellations- und Revisions-Gerichtsrath und 1824 Staatsprocurator bei dem Bezirksgerichte zu Frankenthal. In dieser Zeit erschien seine von der Akademie der Wissenschaften zu München, die ihn 1824 zum correspondirenden Mitgliede erwählte, mit dem ersten Preise gekrönte „Geschichte des altgerman. und namentlich altbair. mündlichen Gerichtsverfahrens“ (Heidelb. 1824, 4.), welche die Veranlassung gab, daß er 1826 an die von Landshut nach München übersiedelte Universität für die Lehrfächer des deutschen Privatrechts, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, sowie des franz. Rechts berufen wurde. Nachdem er 1829 den Ruf an Eichhorn's Stelle nach Göttingen abgelehnt, erhielt er den Titel eines Geh. Hofraths. Gleichzeitig wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, noch in demselben Jahre Staatsrath und zu Anfange des J. 1831 lebenslänglicher Reichsrath. Im folgenden Jahre ernannte ihn der König neben dem Grafen Armanseperg (s. d.) und dem Generalmajor von Heidegger zum Mitglied der Regenschaft in Griechenland. M. galt als politisch gleichgesinnter Freund des Regenschaftspräsidenten Armanseperg, und wirkte, obgleich er sich sehr bald in seinen Ansichten über diesen getäuscht sah, in der neuen Laufbahn in der uneigennützigsten, für Griechenland überaus wohlthätigen Weise. Das größte Verdienst erwarb er sich durch die Abfassung des Strafgesetzbuchs, des Gesetzbuchs für das Strafverfahren, der Gerichts- und Notariatsordnung und des Gesetzbuchs über das Civilverfahren. Als endlich die Regenschaft in offenen Zwiespalt gerathen, war es M., der in Übereinstimmung mit Heidegger und Abel (s. d.) dem Präsidenten am entschiedensten entgegentrat. Deshalb mit Abel am 31. Juli 1834 nach Baiern zurückberufen, hatte er sich doch gleich diesem sehr bald wieder der Gnade des Königs zu erfreuen. In seiner Rechtfertigung ließ er die heftige Parteischrift „Das griech. Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834“ (3 Bde., Heidelb. 1836) erscheinen. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir den „Grundriß des deutschen Privatrechts“ (Münch. 1828), „Über die bair. Städte und ihre Verfassung unter der röm. und fränk. Herrschaft“ (Münch. 1829), „Über die deutsche Reichsterritorial- und Rechtsgeschichte“ (Münch. 1830) und die Ausgabe des „Stadt- und Landrechts Nuprecht's von Freysing“ (Stuttg. 1839), ein Beitrag zur Geschichte des Schwabenspiegels.

Maurerei, s. Freimaurerei.

Mauritius, eine der Mascarenhasinseln, unter 75° 30' östl. Länge und 20° südl. Br. im Indischen Ocean, hat einen Flächenraum von 35 □M. mit einer Bevölkerung von mehr als 100000 Seelen, die bis auf ein Zehntheil Weiße, Mulatten und Schwarze sind, zu denen in neuerer Zeit auch eingeführte ostind. Arbeiter, sogenannte Hill-Kulis, kamen. Die Insel ist sehr gebirgig und durchaus vulkanischer Natur, jedoch von Korallenbänken umgeben. Ihr Inneres, das sich bis gegen 3000 F. erhebt, bildet den ungeheuern Krater eines erloschenen Vulkans. Das Klima ist zwar tropisch, aber sehr mild und gesund, und war dies früher, ehe noch die Wälder gelichtet wurden, in noch höherm Grade. Nur die furchtbaren Wirbelwinde, von denen die Insel zu Zeiten heimgesucht wird, bilden eine Plage derselben. Die Vegetation trägt ganz den tropischen Charakter, dagegen ist die Fauna, wie gewöhnlich auf rein vulkanischen Inseln, ziemlich arm. Die Hauptproducte sind die gewöhnlichen tropischen Colonialwaaren. Die Insel wurde nebst den übrigen Mascarenhasinseln 1505 durch den Portugiesen Pet. Mascarenhas entdeckt und gehörte bis 1598 den Portugiesen und von da an den Holländern, die sie Mauritius nannten. Nachdem diese sie 1703 verlassen hatten, wurde sie 1715 von den Franzosen besetzt und Isle de France (s. d.) genannt. Im J. 1810 eroberten sie die Engländer, die ihr den alten Namen wieder gaben und sie im pariser Frieden von 1814 behaupteten. Die Hauptstadt ist Port Louis, der Sitz des Generalgouverneurs für die brit. Besigungen im Indischen Ocean und ein wichtiger Handels- und Stapelplatz zwischen Ostindien und Ostafrika, mit mehr als 20000 E. und einem Freihafen.

Maurofordatos, eine Fanariotenfamilie, stammt von Kaufleuten aus Chios ab, die ihren Ursprung vom genues. Geschlecht der Scarlati herleiten. — Alex. M., ursprünglich ein Arzt, bewies sich als Dragoman bei den karlowiger Friedensverhandlungen im J. 1699 als einen ausgezeichneten Diplomaten. — Sein Sohn, Nik. M., wurde 1709

Hospodar der Moldau und 1711 der Walachei. — Konstantin M., seit 1735 Hospodar der Walachei, schaffte die Sklaverei ab und machte sich durch gute Gesetze und Einrichtungen, besonders durch die Einführung des Maisbaues, um das Land verdient. — Alex. M., ein geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann, wurde beim Ausbruche der griech. Insurrection, obschon er keinen Theil daran genommen, verhaftet, seines Vermögens beraubt und nach Angora verwiesen; seine Gattin, eine geborene Morusi, und seine Töchter aber wurden der Noheit der Soldaten preisgegeben. — Sein Sohn, Fürst Alex. M., geb. 1787 zu Konstantinopel, folgte noch jung seinem Oheim, dem Fürsten Karadja, nach der Walachei, begleitete ihn dann ins Ausland und lebte hierauf in der Schweiz und in Italien. Im J. 1821, nach dem Ausbruche des griech. Aufstandes, schiffte er sich in Marseille nach Griechenland ein, wo es ihm, nach Atolien gesendet, gelang, die Sulioten für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Auf dem Congresse zu Argos drang er auf eine feste Centralregierung und wurde mit Entwerfung der Unabhängigkeitserklärung und der einstweiligen Regierungsform beauftragt. Der Congreß zu Epidaurus wählte ihn zum Präsidenten der vollziehenden Gewalt. Mit dem Oberbefehle bekleidet, unternahm er im Sommer 1822 den Feldzug in Epirus, der mit dem unglücklichen Trefsen bei Peta endigte; doch rettete M. den Peloponnes durch die ebenso entschlossene als kluge Vertheidigung von Missolonghi (s. d.). Durch die Partei Kolokotronis' und Demetrius Ypsilanti's angefeindet, zog er sich nach Hydra zurück. Hier bewog er die Schiffsbefehlshaber, mit einer Flotte Missolonghi zu entsetzen, und übernahm dann aufs neue den Oberbefehl im westlichen Griechenland. Durch kluge Maßregeln vereitelte er 1824 die Pläne des Omer Brione auf Atolien und Akarnanien. Als aber Kolokotronis (s. d.) gegen die Regierung in Nauplia die Waffen erhob, zog sich M. mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück, bis er endlich im Oct. 1829 seine Entlassung nahm. Während der Regentschaft Kapodistrias' stand er mit Miaulis und Konduriotis an der Spitze der Opposition gegen denselben. Unter der Regentschaft des Königs Otto wurde er Minister der Finanzen und im Oct. 1833 Präsident des Ministeriums. Bei der Veränderung im Ministerium im J. 1834 wurde er nacheinander Gesandter an den Höfen zu München, Berlin und London. Im J. 1841 trat er für kurze Zeit als Ministerrathspräsident an die Spitze der griech. Regierung. Darauf ging er als Gesandter nach Konstantinopel, von wo er in Folge der Septemberrevolution von 1843 nach Griechenland zurückkehrte, wo er anfangs als Minister ohne Portefeuille in das Cabinet Metaxas trat, dann aber nach dem Sturze desselben und der russischen Partei, am 11. Apr. 1844 ein neues Cabinet, dessen Präsident er wurde, zu Stande brachte. Doch die engl. Partei, als deren Haupt er von jeher in Griechenland galt und noch gilt, wurzelte zu wenig im griech. Volk, als daß sich ein derselben ergebenes Cabinet lange hätte halten können. Dasselbe fiel schon im Aug. 1844, und seitdem hat sich M. nur durch seine hartnäckige, häufig in die verwerflichsten Umtriebe und in die gefährlichste Parteilucht ausartende Opposition gegen das Ministerium Kolettis bemerlich gemacht.

Mauromichalis, eine Mainottenhäuptlingsfamilie, die jetzt gewöhnlich den fürstlichen beigezählt wird. Berühmt unter ihr sind: Georg M., der bei der Empörung der Mainotten 1770 der Hauptanführer derselben war. — Peter M., bekannt unter dem Namen Pietro-Bei, wurde 1816 Bei der Mainotten, schloß sich später der Hetairie an und erhob im Apr. 1821 in Morea nebst Kolokotronis die Fahne des Aufsturus. Von nun an einer der thätigsten und einflussreichsten Beförderer des griech. Freiheitskampfes, bekleidete er während desselben die Aemter als Mitglied des moreotischen Senats (1821), als Präsident der Nationalversammlung zu Astros (1822) und als Chef der ausübenden Gewalt (1824). Im Anfange mit Kolokotronis vereint, wurde er doch bald, als dieser immer mehr als Haupt der russ. Partei und im selbstsüchtigen Streben befangen auftrat, ein Gegner desselben und eines der Häupter der nationalen Partei. So konnte es auch nicht fehlen, daß er in schneidenden Gegensatz zu dem ganz in russ. Interesse handelnden Kapodistrias kam, der seinerseits den mächtigen Mainottenhäuptling auf alle Weise zu unterdrücken und unschädlich zu machen suchte. Die Folge davon war ein Aufstand der Mainotten gegen Kapodistrias, der die Verhaftung Pietro-Beis in Nauplia herbeiführte. Dies steigerte die Leidenschaft der Mauromichalis, die, wie alle Mainottenfamilien, durch die

regste und empfindlichste Familienpietät sich auszeichnen, auf den höchsten Grad, sodaß der Sohn des gefangenen Pietro-Bei, Georg M., und der Bruder desselben, Konstantin M., am 9. Oct. 1831 den Grafen Kapodistrias (s. d.) ermordeten. Konstantin wurde gleich nach der That auf der Stelle von dem Gefolge Kapodistrias' niedergehauen, Georg aber später, in demselben Jahre, hingerichtet. Nach dem Sturz der Kapodistrias'schen Regierung wurde Pietro-Bei wieder freigelassen, der sich dann als einen der treuesten Anhänger des Königs Otto bewährte und als solcher bis auf die neueste Zeit bewährt. Mannichfaltige Auszeichnungen, die sowohl ihm wie Gliedern seiner Familie zu Theil wurden, waren der Lohn dieser Treue; namentlich wurde er 1836 zu einem der Vicepräsidenten des Staatsraths ernannt.

Maurus (Grabanus), s. Grabanus Maurus.

Maurus (Congregation des Heiligen), s. Benedictiner.

Maury (Jean Siffrein), Cardinal, einer der ausgezeichnetsten geistlichen und politischen Redner Frankreichs, geb. am 26. Juni 1746 zu Valréas in der Grafschaft Avignon, war der Sohn eines armen Schuhmachers. Nachdem er seine Studien auf eine glänzende Weise beendet hatte, trat er in den geistlichen Stand und ging dann in seinem 19. Jahre nach Paris. Hier erhielt er anfangs in einem Privathause die Stelle eines Hofmeisters zeichnete sich aber dann durch sein „Eloge funèbre du Dauphin“ (1766), „Eloge de Stanislas“ und „Eloge de Charles V“ so vortheilhaft aus, daß er einer der königlichen Cabinetsprediger, Prior von Lions und Abt von Grenada wurde. Sein „Panégyrique de St.-Vincent de Paule“, der „Panégyrique de St.-Louis“, „Panégyrique de St.-Augustin“ (1775) und seine „Discours choisis sur divers sujets de religion et de littérature“ eröffneten ihm 1785 die franz. Akademie. Zum Deputirten der Geistlichkeit von Peronne im J. 1789 in die Nationalversammlung gewählt, bewies er sich als erklärten Widersacher Necker's und der neuen Staatstheorie. Mirabeau fand in ihm seinen gewichtigsten Gegner und der Klerus den tüchtigsten Vertreter. Gleich beim Beginn der Nationalversammlung widersetzte er sich aufs heftigste der Vereinigung der drei Stände und als diese dennoch bewirkt wurde, verließ er Versailles. In Peronne verhaftet, wurde er auf Befehl der Nationalversammlung freigelassen und erschien sehr bald wieder in derselben. Er war es, der am 13. und 30. Oct. sich am standhaftesten der Maßregel widersetzte, welche die Güter des Klerus zur Disposition der Nation stellte und dieser dagegen die Cultuskosten übertrug. Am 19. Juni sprach er gegen die Aufhebung der Adelsprivilegien und am 10. Juli lehnte er sich mit Ungeßüm gegen die Einverleibung von Avignon auf. Der Verlauf der Revolution zwang ihn zur Auswanderung; er ging nach Rom, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Der Papst gab ihm den bischöflichen Titel und schickte ihn als apostolischen Nuntius zur Krönung Franz's II. nach Frankfurt, ernannte ihn 1794 zum Bischof von Nicäa in partibus und am 21. Febr. 1798 zum Cardinal. Als die franz. Heere sich Rom näherten, flüchtete er zunächst nach Toscana, dann nach Venedig. Endlich begab er sich nach Rußland, kehrte aber bald in der Eigenschaft als Gesandter Ludwig's XVIII. zum Papste zurück. Das Verlangen, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, erklärt seine plötzliche Annäherung an Napoleon, bei dessen Huldigung er dem Papste assistirte. Indessen erhielt er erst 1806 eine förmliche Autorisation, nach Frankreich zurückzukehren, worauf ihn Napoleon zum franz. Cardinal und Almosenier bei seinem Bruder Hieronymus ernannte. Im J. 1810 nahm er vom Kaiser, welcher sich mit Hesh überworfen hatte, die Ernennung zum Erzbischofe von Paris an, mußte aber, da der Papst diese Promotion nicht genehmigt hatte, bei der Restauration seinen Sitz verlassen. Er wendete sich nun wieder nach Rom, wo er ein halbes Jahr auf der Engelsburg gefangen gehalten wurde. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, wurde er für den Verlust seiner Würden durch eine Pension aus dem päpstlichen Schatze entschädigt. Er starb zu Rom in der Zurückgezogenheit in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1817. Unter seinen hervorsteckendsten literarischen Leistungen gehört sein „Essai sur l'éloquence de la chaire“ (2 Bde., Par. 1810 und öft.). Seine „Oeuvres choisies“, worin auch seine Reden in der Nationalversammlung enthalten sind, erschienen in fünf Bänden (Par. 1827). Vgl. seines Neffen L. S. Maury „Vie du cardinal M.“ (Par. 1827).

Maury (Juan Maria), ein ausgezeichnetes span. Dichter und Kritiker, geb. zu Malaga, wo sein Vater ein angesehenes Kaufmann war, kam frühzeitig nach Frankreich, um dort seine Studien zu beginnen, und vollendete seine Bildung in England. Nachdem er auch Italien besucht hatte, ließ er sich in Paris nieder. Sein episches Gedicht „La agresion británica“ (Madr. 1806) zeichnete sich besonders durch sorgfältigen Versbau und schöne Sprache aus. Europäischen Ruf aber erwarb er sich durch seine „Espagne poétique“, (2 Bde., Par. 1826—27), eine Sammlung der span. Lyriker von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit metrischen franz. Übersetzungen und biographisch-kritischen Abhandlungen, worin er sich als einen feinen Kenner seiner vaterländischen Poesie, geschmackvollen geistreichen Kritiker und so gewandten Übersetzer bewies, daß die Franzosen selbst seine correcten und eleganten Verse bewunderten. Erst nach langem Zwischenraume ließ er wieder ein eigenes größeres Gedicht, das romantische Rittergedicht „Esvero y Almedora“ (Par. 1840) erscheinen, worin er Tasso und Ariost nachstrebte und sie wenigstens in technischer Meisterschaft, in Vollendung des Versbaues und Schönheit der Diction fast erreicht hat. Seine kleineren Gedichte und vermischten Aufsätze sammelte er in den „Poesías castellanas“ (3 Bde., Valencia 1845). Er starb zu Paris am 2. Oct. 1845.

Maus, eine bekannte Gattung von Nagethieren, in einer großen Menge von Arten, deren mehre durch starke Vermehrung und große Gefräßigkeit den Menschen schädlich werden. Dahin gehören außer der Hausmaus, die Hausratte, Wanderratte und Feldmaus. Die *Hausmaus*, meist dunkelgrau von Farbe, doch auch als Kakerlake, nämlich ganz weiß mit rothen Augen vorkommend, ist ursprünglich in Europa heimisch, findet sich aber gegenwärtig, durch Schiffe verbreitet, in allen Erdtheilen und wirft des Jahres vier bis sieben Junge. Größere Verwüstungen als sie richtet die *Hausratte* an, die 8 Z. lang ist und einen ebenso langen Schwanz hat, weil sie sich selbst durch die stärksten Mauern hindurcharbeitet, weil nur wenige Katzen, da sie sehr beißig ist, ihr nachstellen, und weil sie nicht leicht in irgend eine Falle oder an eine vergiftete Lockspeise geht. Die Hausratte sowohl als die Hausmaus werden von der *Wanderratte* vertrieben, die bedeutend stärker ist, 10 Z. mißt und einen 8 Z. langen Schwanz hat. Sie ist ein äußerst böses, beißiges Thier, das sogar gegen den Menschen sich zur Wehre setzt, unter dem Federvieh großen Schaden anrichtet und öfters sogar Kindern in der Wiege gefährlich wird. Sie ist sehr schwer zu tilgen, da sie sehr vorsichtig ist und eine Katze sich durchaus nicht an sie wagt. Die *Feldmaus*, oben rothgrau, mit sehr langen Ohren, erscheint in manchen Jahren in so großer Menge, daß sie den Ertrag der Ernte bedeutend schmälert. Füchse und Eulen stellen ihr eifrig nach, daher es nicht rathsam ist, dieselben unbedingt zu tödten.

Mausethurm, bei Bingen am Rhein, bekannt durch die Sage, welche sich an den Erzbischof von Mainz, Hatto II. (s. d.), knüpft, wurde erst zu Anfange des 13. Jahrh. als Zollthurm angelegt und 1635 durch die Schweden zerstört. Merkwürdig ist, daß sich in Polen eine ähnliche Sage findet. (S. Goplo).

Mausoleum hieß das Grabmal, welches dem Könige Mausolus von Karien seine Gemahlin *Artemisia* (s. d.) zu Halikarnas errichten ließ. Es wurde erst nach ihrem Tode vollendet und gehörte seiner Pracht wegen unter die Wunderwerke der Welt. Dasselbe hatte eine Höhe von 104 F., 140 F. im Umfange und war von 36 korinth. Säulen rings umgeben. Auf dem viereckigen Unterbau erhob sich ein pyramidenförmiger Bau von 24 Stufen, und oben darauf stand eine Quadriga. Die Baumeister waren Satyros und Pytheus, die Bildhauer Bryaxis, Leochares, Skopas und Timotheos.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jat.), einer der bemerkenswerthesten Anhänger und Verteidiger des Physiokratischen Systems (s. d.), auch als militärischer Schriftsteller und als Übersetzer bekannt, geb. zu Leipzig am 8. März 1743, kam 1756 nach Braunschweig, wo sein Vater als Professor der franz. Sprache am Carolinum angestellt wurde. Er sollte die Rechte studiren, interessirte sich aber mehr für Sprachstudium, Zeichnen und Mathematik, und hegte, obgleich schwächlich und verwachsen, viel Neigung für den Militärstand, weshalb er auch im Siebenjährigen Kriege als Ingenieur in hannov. Dienste trat. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied und ging nach seines Vaters Wunsche nach Leipzig, um

dort die Rechte zu studiren, was er jedoch bald aufgab. Er wurde 1766 Collaborator an der Schule zu Hefeld, dann Lehrer der Kriegsbaukunst in Kassel und Hauptmann. Im J. 1785 trat er als Major in braunschweig. Dienste und wurde später Oberstlieutenant bei dem Ingenieurcorps und als Lehrer an dem Carolinum angestellt. Ein Freund und Bewunderer Mirabeau's ging er lebhaft auf dessen Plan ein, gemeinschaftlich mit ihm ein politisch-philosophisches Werk über den preuß. Staat zu schreiben, dem er alle seine Muße widmete und zu welchem ihm Mirabeau von Berlin aus reichlich mit Materialien versah. Mirabeau ließ das Werk in Paris unter seinem Namen erscheinen, worauf M. dasselbe in seiner „Schilderung des preuß. Staats unter Friedrich II.“ (4 Bde., Lpz. 1793—95) neu bearbeitete. Die franz. Revolution fand an ihm einen enthusiastischen Anhänger; da er sich aber zu lebhaft für Freiheit und Gleichheit aussprach, so verwickelte er sich dadurch in mancherlei Unannehmlichkeiten. In dem Pasquill „Bahrdr mit der eisernen Stirn“ durch Kogebue unanständig angegriffen, zog er sich neuen Verdruss dadurch zu, daß er Zimmermann öffentlich als den Verfasser der Schrift bezeichnete. Er starb zu Braunschweig am 11. Jan. 1794. Mit Übergehung seiner Übersetzungen gedenken wir noch seiner „Physiokratischen Briefe an Dohm“ (Braunsch. 1780); der „Einleitung in die militairischen Wissenschaften“ (Braunsch. 1783), und der „Geschichte Ferdinand's, Herzogs von Braunschweig“ (2 Bde., Braunsch. 1794).

Māvius, s. Bāvius (Marcus).

Māvors, s. Mars.

Maren, ein Rittergut und Dorf zwischen Pirna und Dippoldiswalde im Königreiche Sachsen mit Marmorbrüchen, deren Ausbeute jedoch fast nur zu sehr bedeutenden Kalkbrennereien benutzt wird, liegt auf einem Höhenplateau, welches an drei Seiten von tiefen, steil eingeschnittenen Thälern umschlossen ist, und führte durch diese seine Lage eines der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Kriegs herbei. Nachdem nämlich in dem Feldzuge des J. 1759 der Prinz Heinrich von Preußen mit seinen weit geringern Streitkräften dem östr. Feldmarschall Daun zwischen der Elbe und Mulde nicht allein Widerstand geleistet, sondern ihn zu Anfange des Nov. auch zum Rückzug nach seiner befestigten Stellung bei Plauen unweit Dresden genöthigt hatte, war während dieses Manoeuvres auch Friedrich der Große von Schlesien aus bei der Armee seines Bruders angekommen, und hatte, von der Idee befangen, daß Daun seinen Rückzug nach Böhmen fortsetzen werde, um dort die Winterquartiere zu nehmen, noch auf dem Marsche am 14. Nov. durch den General von Wunsch dem General von Fink, der die Avantgarde des Prinzen Heinrich commandirte, den Befehl ertheilt, Dippoldiswalde zu besetzen, und selbst bis M. vorzurücken, um von hier aus die von Dresden nach Böhmen führenden Straßen beobachten und dem Feinde versperren zu können. Fink (s. d.), der das Mistliche dieses Auftrags sogleich überfah, versuchte gegen diesen Befehl Einwendungen zu machen, die jedoch der König unwillig zurückwies. Er nahm daher, nachdem er Dippoldiswalde besetzt, die Stellung von M., während der König selbst bis Wilsdruf vorrückte, und die Avantgarde unter Zietzen Kesselsdorf und den nördlichen Rücken des Plauischen Grundes besetzte. Die gefährliche Lage, in welcher sich jedoch das Fink'sche Corps befand, war so in die Augen fallend, daß sie selbst Daun nicht entging und diesen bestimmte, dasselbe mit bedeutender Übermacht anzugreifen. Während nun Fink am 18. und 19. Nov. in und um M. seine Dispositionen traf, um den ihm drohenden Unfällen möglichst vorzubeugen, entsendete Daun am 19. einen Theil seines Heers von Plauen aus auf der großen Straße nach Dippoldiswalde, vertrieb hier das kleine preuß. Detachement, das Fink s. hft gegen den Willen des Königs daselbst hatte stehen lassen, und ging von hier aus über Reinhardtsgrinna und Hausdorf auf M. los. Obwol es am Morgen des 20. Nov. etwas gefroren hatte und namentlich die steilen Anhöhen mit Glatteis bedeckt waren, so wurden sie doch von den östr. Grenadieren erstiegen und erobert, und hierauf M. selbst angegriffen. Während hier nun aufs hartnäckigste gekämpft wurde, war ein anderes östr. Corps von Plauen über Tronitz und Witgendorf gegen M. vorgerückt, sodas Fink bald zwischen zwei Feuer gebracht wurde. Zwar that Fink das Mögliche, um sich in M. zu halten, besonders da er hoffte, daß der König, der nur etwa drei Meilen von ihm entfernt stand, ihm zu Hülfe eilen würde, wenn er seinen Rapport erhalten und den Kanonendon-

ner vernehmen würde. Allein Letzteres hatte der abfliehende Wind verhindert, und von allen Ordnonnzen war nur eine einzige bis zum König gelangt; dagegen wurden die Angriffe der Feinde immer heftiger, und da nun auch die Reichsarmee von Dohna aus heranmarschirte, um an dem Kampfe Theil zu nehmen, so sah sich Fink endlich genöthigt, mit dem Ueberrest seines Corps sich auf Ploschwitz zurückzuziehen, um von hier aus vielleicht über Wesenstein, Liebstadt und Glashütte, Freiberg wieder zu gewinnen, oder über Sürfen und Pössendorf sich mit dem Könige wieder verbinden zu können. In der Hoffnung, den ersten Plan ausführen zu können, wurde er jedoch bald enttäuscht, da alle abgesandte Recognoscirungen die Gewissheit brachten, daß sämtliche Durchgänge durch die tiefen Schluchten von den Kroaten bereits besetzt waren; den letztgenannten Weg versuchte jedoch der General von Wunsch mit der gesammten Cavalerie; in der verzweiflungsvollen Lage, in der sich Fink befand, da er von allen Seiten eingeschlossen, kaum noch 3000 M. kampffähige Mannschaft dem zehnmal stärkern Feind entgegenzusetzen hatte, entschloß er sich, eine ehrenvolle Capitulation nachzufuchen; allein Daun ließ ihm nur die Wahl, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, ja Fink mußte sogar den General von Wunsch zurückrufen, während man jedoch den preuß. Offizieren, die auf Ehre dort gefangen bleiben sollten, ihre Bagage belassen wollte. Fink war nicht in der Lage, Bedingungen vorschreiben zu können, und wenn er selbst diejenige einging, welche die Zurückberufung der Cavalerie unter Wunsch vorschrieb, so hoffte er allerdings, daß dieser seinem Befehle nicht mehr Folge leisten werde, wenn er eine Aussicht gefunden, sich durch die Feinde durchzuschleichen. Allein noch während die Capitulation verhandelt wurde, kehrte Wunsch zurück, da er nirgend einen Ausgang gefunden, und so mußte nun der ganze noch übriggebliebene Theil des anfangs gegen 10—12000 M. starken Corps, das aber jetzt bis fast auf 2000 Combatanten geschmolzen war, mit sieben Generalen und 550 Offizieren das Gewehr strecken und sich im freien Felde als Kriegsgefangene ergeben. Indeß war die Katastrophe von M. ohne irgend einen wesentlichen Einfluß auf den weitern Gang des Kriegs.

Maxentius, röm. Kaiser, der Sohn des **Maximianus** (s. d.), wurde im J. 306 von den Prätorianern zum Augustus erhoben und von dem Volke und Senat zu Rom, die Galerius durch eine schwere Schagung erbittert hatte, anerkannt. Severus, den Galerius gegen ihn und seinen Vater, der sich mit ihm verband, sendete, mußte sich dem Letztern ergeben, und auch der Versuch, den Galerius selbst im J. 307 gegen ihn machte, war vergebens. Bald nachher entzweite sich M. mit seinem Vater, der vor ihm nach Gallien floh, und lebte nun in Uppigkeit, Trägheit und Grausamkeit in Rom. Das Glück, mit welchem eine Empörung der Afrikaner unter Alexander im J. 311 durch seinen Feldherren schnell unterdrückt wurde, reizte ihn zur Kriegserklärung gegen **Konstantin den Großen** (s. d.), an dem er den Tod seines Vaters rächen zu wollen vorgab. Während nun Konstantin nach Italien drang und die Feldherren des M. bei Turin und Verona schlug, lag dieser mit einem gewaltigen Heere unthätig in Rom. Erst nachdem Konstantin die unbesetzten Pässe des Apennin überstiegen hatte, rückte er ihm unvorsichtig entgegen, wurde in der großen Schlacht am Pons Milvius am 27. Oct. 312 geschlagen und ertrank in der Tiber.

Maxime ist ein Satz (eine Ansicht, Überzeugung u. s. w.), den ein Individuum zum Grundsatz seines Thuns und Lassens macht, wobei es unbestimmt bleibt, ob dieser Grundsatz bloß eine subjective oder auch zugleich eine objectiv allgemeine Gültigkeit hat. In den Maximen, nach welchen der Mensch handelt, wurzelt sein Charakter (s. d.) und deshalb ist die Untersuchung über die in den meisten Fällen unabsichtliche und unwillkürliche Entfestigung und Befestigung solcher oder anderer Maximen von großer Wichtigkeit für die Pädagogik und Ethik, indem die sittliche Bildung darauf beruht, daß die subjectiven Maximen des Menschen mit den objectiven Sittengesetzen in Übereinstimmung kommen, oder daß die letztern für ihn zu Maximen werden.

Maximianus (Marcus Aurelius Valerianus), genannt **Herculius**, röm. Kaiser, aus der Gegend von Sirmium gebürtig, hatte sich aus niederm Stande im Kriegsdienst emporgeschwungen und wurde von **Dioctianus** (s. d.) im J. 285 zum Cäsar und 286, nachdem er den Bund der Bagauda in Gallien (s. d.) unterworfen und die in dieses Land einfallenden deutschen Völker zurückgetrieben hatte, zum Augustus erhoben. Bei der Thei-

lung des Reichs, die er mit Diocletian, nachdem sie Galerius und Konstantius Chlorus zu Cäsaren ernannt hatten, im J. 292 vornahm, erhielt M. Afrika und Italien und nahm seinen Sitz zu Mailand. Durch Diocletian veranlaßt, legte er, wie dieser, 305 die Augustuswürde nieder, nahm sie aber 306, mit seinem Sohne Maxentius (s. d.) verbunden, wieder an. Severus, den Galerius gegen sie schickte, fiel in Ravenna in seine Hände; doch mußte M. bald darauf vor seinem eigenen Sohne aus Rom nach Gallien flüchten. Hier gewann er, nachdem er den Diocletian vergebens zur Wiederannahme der Kaiserwürde zu bewegen gesucht hatte, einen Theil des Heers seines Schwiegersohns, Konstantin's des Großen (s. d.), für sich, um diesen zu stürzen, wurde aber von ihm bei Massilia zur Ergabung und zur Niederlegung des Purpurs, den er zum dritten Male angenommen hatte, genöthigt, und im J. 310, als er einen Versuch gegen Konstantin's Leben machte, getödtet.

Maximilian I., einer der merkwürdigsten deutschen Kaiser, 1493—1519, Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich's III. (s. Friedrich IV.), geb. am 22. März 1459, nahm schon seit 1486, wo er zum röm. König erwählt wurde, Theil an den Regierungsgeschäften. Von ansehnlicher Statur, stark und schön gebaut, entwickelte er, nachdem er bis in sein zehntes Jahr wenig Geist gezeigt hatte, mit einem Male seine Fähigkeiten ebenso rasch als vielseitig und machte wie in Künsten und Wissenschaften, so in allen körperlichen Geschicklichkeiten und Übungen die ausgezeichnetsten Fortschritte. Im 19. Jahre vermählte er sich mit Karl's des Kühnen von Burgund Tochter und einzigen Erbin, Maria, und erwarb durch diese Heirath seinem Hause die weitläufigen burgund. Besitzungen. Da der König Ludwig XI. von Frankreich die Hülflosigkeit der Maria benutzte, um eines Theiles von Burgund sich zu bemächtigen, so zog M. gegen ihn alsbald zu Felde und zwang ihn zur Herausgabe der eroberten Provinzen. Dagegen mußte er nach dem früh erfolgten Tode seiner Gemahlin am 26. März 1482, bei der durch Ludwig's Ränke gegen ihn aufgeregten, mißtrauischen Stimmung der niederländ. Stände, es ruhig geschehen lassen, daß in Folge des Friedens zu Arras zwischen den niederländ. Ständen und Frankreich im J. 1482 seine vierjährige Tochter Margarethe dem Dauphin, dem nachherigen Könige Karl VIII., verlobt, nach Frankreich geführt und Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund ihr zur Mitgift gegeben wurden. Ungeachtet dieser erlittenen Kränkungen blieb M. in den Niederlanden, wo er den Krieg gegen das ihm fortdauernd feindselig gesinnte Frankreich mit wechselndem Glücke fortsetzte und in unaufhörlichem Kampfe mit seinen aufrehrerischen Unterthanen lebte, die weder Gewalt noch Milde ihm versöhnen konnten. Die von Frankreich fortdauernd angeführte Aufregung ging endlich so weit, daß die Bürger von Brügge ihn 1488 sogar mit List in ihre Stadt lockten und mehrere Monate lang gefangen setzten. Aus dieser Haft durch einen Heereszug seines Vaters und der deutschen Fürsten befreit, eilte er an die Donau, um mit dem Ungarbkönige Matthias, der einen großen Theil der östl. Länder erobert hatte, wegen deren Rückgabe zu unterhandeln, und nach Matthias' bald darauf erfolgtem Tode gelang es ihm 1490, die Ungarn aus dem Lande zu treiben. Seine Bemühungen um den ungar. Thron unterbrach der Einfall der Türken aus Bosnien nach Krain, Kärnten und Steiermark im J. 1492, die er mit einem schnell zusammengerafften Heere bei Villach schlug und nach Bosnien zurücktrieb. Schon wollte er auch gegen Karl VIII. von Frankreich, der ihm seine reiche Braut Anna von Bretagne abwendig gemacht, dagegen seine demselben verlobte Tochter zurückgesendet hatte, die Waffen ergreifen, als noch zu rechter Zeit durch des Kurfürsten Philipp von der Pfalz Vermittelung zwischen beiden Fürsten der Friede zu Senlis im J. 1493 zu Stande kam, in welchem M. wenigstens die bedeutende Mitgift seiner Tochter an Ländern zurück erhielt. Nachdem er Friedrich III. auf dem kaiserlichen Throne gefolgt, verheirathete er sich mit Blanca Sforza, der Tochter des 1476 ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, die ihm zwar 300000 Dukaten Heirathsgut mitbrachte, aber ihn auch in die italien. Handel ihres Hauses verwickelte. Dem unter seines Vaters langer und schlaffer Regierung im Reiche eingerissenen Zustand der Rechtslosigkeit und Willkür suchte er durch Errichtung des ewigen Landfriedens (s. d.) und die Einsetzung des Reichskammergerichts (s. d.) im J. 1495 und des Reichshofraths (s. d.) im J. 1501 zu steuern. Zum Behuf der Executionen bei Landfriedensbrüchen theilte er Deutschland in sechs und im J. 1512 in

zehn Kreise, in deren jedem ein Hauptmann das Kreiscontingent zur Erhaltung der Ruhe und Bestrafung der Ruhestörer führte. Auch trat er den Misbräuchen der *Femgerechtigkeit* (s. d.) entgegen. Er gab gute Policeigesetze, errichtete zuerst stehende Truppen unter dem Namen *Lanzknechte* (s. d.), verbesserte das grobe Geschütz, ließ zur Erleichterung der Communication Posten anlegen, beförderte Wissenschaft und Künste, unterstützte Gelehrte und Künstler und sorgte namentlich für die Universitäten zu Wien und zu Ingolstadt. Eine größere Thätigkeit für das Reich nach innen und außen zu entwickeln hinderten ihn seine Feldzüge gegen die Schweiz und gegen die Franzosen in Italien. Hier war der junge Herzog Giov. Galeazzo Sforza von seinem Oheim Ludwig ermordet, dieser aber, nachdem er sich des Herzogthums bemächtigt, von dem mit Galeazzo verschwägerten König von Neapel mit Krieg überzogen worden. Ludwig hatte die Franzosen zu Hülfe gerufen, die sofort mit großer Heeresmacht in Italien erschienen, Neapel eroberten und selbst Mailand bedrohten. Sich weiterer Eroberungen derselben zu erwehren, traten 1495 der Paps, der Kaiser, Spanien, Neapel und Mailand zu einem Bunde zusammen und zwangen den König Karl VIII., ebenso schnell als er gekommen, nach Frankreich zurückzukehren. Als jedoch 1500 die Franzosen ihre Eroberungsabsichten auf Italien erneuerten und Ludwig XII. nächst dem größten Theil von Neapel auch Mailand in Besitz nahm, blieb M., dem es an Geld und Truppen fehlte, nichts übrig als im Vertrag von Blois den König von Frankreich gegen ein Geschenk von 200000 Francs und gegen das Versprechen einer Heirath seines Sohnes mit dessen Tochter Claudia mit dem Herzogthume seines Schwagers zu belehnen. Da Ludwig XII. dieses Versprechen nicht hielt und seine Tochter anderweit verheirathete, zog M. mit einer kleinen Armee über die Alpen, um Mailand wiederzunehmen. Doch die mächtigen Venetianer lauerten ihm auf, verwehrten ihm den Durchzug, schlugen ihn bei Cadore und eroberten später sogar Fiume und Triest. Mit lebhaftem Eifer ergriff daher M. die Aufforderung zur Theilnahme an dem Bündnisse, welches der Paps Julius II., Ludwig XII. und Ferdinand von Aragonien zur Demüthigung der Republik Venedig unter dem Namen der Ligue von Cambrai schlossen, um auf diese Weise die erlittene Schmach zu rächen. Aber Venedig, geschreckt durch die heranziehenden Heere, die bereits einzelne Landschaften der Republik erobert hatten, eilte, sich mit dem Paps und Ferdinand zu vergleichen, und so sah M., für seinen Theil zu schwach, in allen weitern Unternehmungen sich gehemmt. Der Groll über den verfehlten Erfolg dieses Feldzuges, dessen Schuld er den Franzosen zuschrieb, bestimmte ihn, 1511 der sogenannten Heiligen Ligue zwischen dem Paps, Venedig, Ferdinand von Aragonien und Heinrich VIII. von England gegen Frankreich heimlich beizutreten. Von der feindlichen Übermacht überwältigt, mußten die Franzosen in kurzer Zeit die Lombardei räumen und Mailand dem Maximilian Sforza überlassen, und als Heinrich VIII., mit M. verbündet, in ihr Land einfiel, wurden sie in der sogenannten Sporenschlacht bei Guinegate am 17. Aug. 1513 völlig geschlagen. Doch im J. 1515 erneuerte der König von Frankreich, Franz I., seines Vorgängers Eroberungsversuche in Italien, eroberte Mailand und zwang M. im Frieden zu Brüssel nicht nur Mailand an Frankreich, sondern auch Verona an die Venetianer gegen eine Abstandssumme von 200000 Dukaten zu übergeben. Nicht glücklicher als in Italien war er in dem Kampfe mit den Schweizern, die im Frieden zu Basel 1499 sich für immer vom Deutschen Reiche lossagten. Um so besser gelangen ihm die friedlichen Eroberungen für das Haus Habsburg; denn außer der Erheirathung der burgund. Erbschaft, bekam er durch den Tod seines Veters, Erzherzog's Sigismund, dessen östr. Landesanteile Tirol; auch erwarb er Görz, Gradiska, das Pusterthal und nach dem landshuter Erbfolgestreite 1505 bedeutende Stücke von Baiern. Durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der span. Infantin Johanna und seiner Tochter Margaretha mit dem span. Infanten Johann legte er den Grund zur Erwerbung Spaniens, und durch die Wechselheirath seiner Enkel, Ferdinand und Maria, mit Anna und Ludwig, den Kindern Königs Bladislaw's von Ungarn und Böhmen, zur Erwerbung dieser beiden Länder an sein Haus. Er starb zu Wels in Oberösterreich am 12. Jan. 1519 und wurde in Wienerisch-Neustadt begraben. Ferdinand I. errichtete ihm zu Innsbruck ein schönes Denkmal. M. war ein wohlwollender heiterer Charakter, leicht begeistert, thätig und gut unterrichtet. Durch und

durch voll echt ritterlicher Gesinnung zeichnete er sich mehr durch Hang zu Abenteuern, z. B. auf der steilen Martinswand in Tirol, und durch die persönliche Galanterie und Tapferkeit eines Ritters, wie er denn z. B. den Ritter Claudius de Barre aus Frankreich, der die ganze deutsche Ritterschaft herausforderte, im Zweikampfe niederwarf, als durch consequente Staatsklugheit und großartigen Unternehmungsgeist aus. Übrigens war er nicht blos prosaischer Schriftsteller, sondern auch Dichter. Außer mehreren Schriften über Kriegskunst, Gärtnerei, Jagd und Baukunst, hatte er eine umständliche, aber romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. (S. Weiskunig.) Lange Zeit wurde er auch für den Verfasser des *Thuerdank* (s. d.) gehalten, dessen Held er ist. Sein Nachfolger, nach einer kurzen Zwischenreihe, war sein Enkel, Karl V. (s. d.).

Maximilian II., deutscher Kaiser, 1564—76, der Sohn und Nachfolger Ferdinands I. (s. d.), geb. am 1. Aug. 1527 zu Wien, gewann schon in der Jugend durch seinen Lehrer Wolff Severinus eine günstige Meinung für den Protestantismus. Nachdem er aus Spanien zurückgekehrt, wo er drei Jahre Vicekönig gewesen, wirkte er wesentlich mit für das Zustandekommen des passauer Vertrags. Er wurde im Sept. 1562 König von Böhmen, zwei Monate darauf röm. König und im Sept. 1563 König von Ungarn. Letzteres war das einzige Land, welches er bei seinem Regierungsantritte als Kaiser mit den Türken im Kriege fand. Doch wurde der alte Sultan Soliman II. sehr bald dadurch beschwichtigt, daß er ihm alle Eroberungen in Ungarn überließ und einen jährlichen Tribut von 300000 Fl. versprach. Als später Soliman, um des Fürsten von Siebenbürgen, Johann Sigismund's, Ansprüche auf dieses Königreich zu unterstützen, aufs neue seine Heere gegen M. marschiren ließ, endigte der Tod des Sultans vor Sigeth schon 1567 den Krieg, indem sein Nachfolger Selim mit M. einen achtjährigen Waffenstillstand schloß. Während Philipp II. von Spanien die Empörung der Niederländer zu bekämpfen hatte und Frankreich von Religions- und Bürgerkriegen zerrissen wurde, genoß Deutschland, da M. in keinen dieser Kriege sich einmischte, einer behaglichen Ruhe, die nur durch die Grumbach'schen Händel (s. Grumbach) und die Religionsstreitigkeiten auf dem Reichstage unterbrochen wurden. Dem östr. Ritterstande bewilligte er 1568 förmlich und den Städten unter der Hand freie Religionsübung; die Protestanten wurden in höhern und niedern Staatsämtern angestellt und die kirchlichen Angelegenheiten einer ständischen Religionsdeputation übertragen, ja man ließ sogar den evangelischen Theologen Chyträus aus Kostock zur Anordnung des evangelischen Gottesdienstes und zur Ausarbeitung einer Agende nach Osterreich kommen. An dem bei seiner großen Neigung für die evangelische Lehre von den Protestanten erwarteten förmlichen Übertritte zur protestantischen Kirche hinderten ihn die politischen Rücksichten auf Spanien und auf die katholischen Reichsfürsten, besonders auf das verwandte Baiern; auch thaten dabei etwas die dringenden Ermahnungen und Bitten, mit denen der Paps erst durch den Nuntius Stanisl. Hosius, dann durch den nach Wien gesendeten Cardinal Commendone ihn unablässig bestürmte. Die Jesuiten hielt er in engen Schranken und verstattete ihnen keinen Einfluß auf sich; doch verbreiteten sie sich, da er nichts Ernstliches gegen sie unternahm, unter seiner Regierung immer mehr und mehr und wußten sich eine nachhaltige Einwirkung auf die Glieder seiner Familie, seine Gemahlin, seine Brüder und seinen Sohn zu sichern, die später verderbliche Früchte trug. Durch diese Halbheit der Maßregeln, die er auch in den ungenügenden Religionsconcessionen an seine Unterthanen bewies, brachte M. bei aller Toleranz, durch die er sich über seine Zeit erhob, unablässlich über seine Erbländer die Religionsverfolgungen und Leiden, die dieselben unter seinen Nachfolgern erfuhren. Er starb am 12. Oct. 1576. Von den sechs Söhnen, die ihm nebst zwei Töchtern seine Gemahlin Maria, eine Tochter Kaiser Karls V., geboren hatte, folgte ihm in der Kaiserwürde und in den östr. Erblanden sein ältester Sohn, Kaiser Rudolf II. (s. d.), und diesem, der kinderlos starb, der vierte Sohn **Matthias** (s. d.).

Maximilian I., Kurfürst von Baiern, 1597—1651, der Sohn des Herzogs Wilhelm's V. von Baiern, geb. am 17. Apr. 1573 zu Landshut, erhielt eine sehr wissenschaftliche Bildung, erwarb sich namentlich eine große Fertigkeit in fremden Sprachen, studirte in Ingolstadt und machte seit 1591 mehre Reisen. Im J. 1597 übernahm er die Regierung

von Ober- und Niederbayern, die sein Vater, der erst 1626 starb, niederlegte, um desto ungestörter frommen Übungen obzuliegen. Er hatte die redliche Absicht, sein Land auf die höchste Stufe der Macht und Blüte zu erheben; allein der Dreißigjährige Krieg brachte Baiern um einen guten Theil der Früchte, die es von M.'s weiser Regierung erwarten konnte. Im J. 1607 hatte er die vom Kaiser Rudolf II. über Donauwörth (s. d.) ausgesprochene Acht zu vollziehen, das er hierauf trotz der nachdrücklichen Verwendung der evangelischen Stände im Besiz behielt. Als hierauf in Folge des Falls mit Donauwörth eine Union der evangelischen Stände sich bildete, stellte er sich an die Spitze der dieser gegenüber gebildeten katholischen Ligue. Im Bündnisse mit dem Kaiser Ferdinand II. gegen Friedrich V. von der Pfalz brachte er Oberösterreich zum Gehorsam, siegte am Weißen Berge bei Prag und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Zum Lohn dafür erhielt er 1623 die der Pfalz genommene Kurwürde und zur Vergütung für die 13 Mill. Fl. aufgewendeter Kriegskosten die Erblande Friedrich's von der Pfalz. Nach Lilly's Niederlage bei Leipzig sah er seit 1632 und namentlich 1647 sein Land unendlichen Verwüstungen der Schweden und Franzosen preisgegeben. Dagegen erhielt er im westfäl. Frieden die Oberpfalz und die Grafschaft Cham und die Bestätigung in der Kurwürde nebst dem Erztruchseßamt. Auch während des Kriegs war er für das Aufblühen seines Landes rastlos besorgt; er verschönerte und erweiterte die Residenz, baute das Zeughaus und das Josephshospital, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Sooleitung von Reichenhall nach Traunstein, begründete die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim und Heideberg, und ließ dem Kaiser Ludwig dem Baiern in der Frauenkirche zu München ein prächtiges Denkmal errichten. Er starb am 17. Sept. 1651 zu Ingolstadt. Merkwürdig ist die von M. für seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria (1651—79) aufgesetzte „Anleitung zur Regierungskunst“, die lat. und deutsch von Aretin (Würzb. 1822) herausgegeben wurde. Vgl. Pet. Phil. Wolf, „Geschichte M.'s I. und seiner Zeit“, fortgesetzt von Breyer (4 Bde., Münch. 1807—11).

Maximilian (II.) Maria Emanuel, Kurfürst von Baiern, 1679—1726, der Enkel des Vorigen und Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria, geb. am 11. Juli 1662, folgte seinem Vater 1679 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Baiern. Nachdem er die Regierung selbst übernommen, zog er 1683 her von den Türken belagerten Stadt Wien zu Hülfe und focht dann mit großem Ruhme im Interesse Osterreichs nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein. Im J. 1685 vermählte er sich mit des Kaisers Leopold's I. Tochter, Maria Antonia, und 1692 wurde er Gouverneur der Niederlande. Doch noch in demselben Jahre starb seine Gemahlin und mit dem Tode ihres einzigen hinterlassenen Sohnes im J. 1699 erloschen die Ansprüche seines Hauses auf die span. Erbfolge. Da überdies Osterreich ihm viele Ursachen zur Missstimmung gegeben hatte, so verband er sich beim Ausbruche des span. Erbfolgekriegs (s. d.) mit Frankreich, räumte den Franzosen die span. Niederlande ein und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Doch nach den verlorenen Schlachten am Schellenberge und bei Hochstädt (s. d.) im J. 1704 mußte er sein Land verlassen und wurde am 30. Apr. 1706 nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten Joseph Clemens von Köln, der ebenfalls auf franz. Seite getreten war, vom Kaiser Joseph I. in die Acht erklärt. Der Fürstenrath, dessen Einwilligung nicht eingeholt worden war, protestirte zwar gegen die Acht; allein diese wurde erst im badener Frieden von 1714 aufgehoben und M. wieder in Besiz seiner sämtlichen Länder gesetzt. Im J. 1717 schickte er dem Hause Osterreich ein Hülfscorps unter dem Kurprinzen wider die Türken. Mit der Pfalz verglich er sich 1724 wegen der Reichsverweisung, die nun von Beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Zum zweiten Male hatte er sich 1694 mit einer Tochter König Johann's III. von Polen vermählt, mit der er zahlreiche Nachkommen zeugte. Er starb am 26. Febr. 1726. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Karl Albrecht, 1726—45, der als Karl VII. (s. d.) die deutsche Kaiserwürde erhielt.

Maximilian (III.) Joseph, Kurfürst von Baiern, 1743—77, der Sohn Kaiser Karl's VII., geb. am 28. März 1727, versuchte zwar nach dem plötzlichen Abieben seines Vaters, der nach des Kaisers Karl's VI. Tode Ansprüche auf die östr. Staaten gemacht

hatte, noch einmal gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia das Glück der Waffen, entsagte aber, da der Erfolg kein günstiger war, in dem Frieden zu Füßen am 22. Apr. 1745 allen Ansprüchen auf Osterreich, wogegen er seine verlorenen Länder zurück erhielt. Seine erste Angelegenheit war nun, durch Einschränkung des Hofstaats, Einziehung eines Theils seiner Truppen und Überlassung eines andern Theils derselben an die Seemächte, überhaupt durch strenge und weise Staatswirthschaft dem erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden geordnet und 1758 eine neue Gerichtsordnung eingeführt. Den Fabriken wurde der nöthige Schutz gewährt und der Ackerbau durch zweckmäßige Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung oder Pflüge befördert. Auch die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert und 1759 die Akademie der Wissenschaften in München gestiftet. Bei aller Anhänglichkeit des Kurfürsten für die katholische Kirche verminderte er doch die Klöster und gestattete den Protestanten in München die Ausübung ihres Gottesdienstes. Auch war er einer der ersten Fürsten, welche dem Aufhebungsbreve der Jesuiten nachkamen. Als man ihm einst eine Liste sogenannter Freigeister überreichte mit der Bitte, diese gefährlichen Leute zu entfernen, antwortete er: „Gerade die besten Köpfe!“ und warf das Papier ins Feuer. Vermählt war er mit einer Tochter des Königs August's III. von Polen. Er starb als Opfer ungeschickter ärztlicher Behandlung an den Kinderblattern am 30. Dec. 1777. Mit ihm erlosch die jüngere Hauptlinie des Hauses Wittelsbach, und seine Länder fielen an das pfalzgräfliche Haus Sulzbach, aus welchem ihm der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor (s. d.), 1777—99 in der Regierung folgte.

Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern seit 1799 und König 1806—25, wurde am 27. Mai 1756 zu Schwefingen geboren. Sein Vater war der Prinz Friedrich von Zweibrücken-Wirkenfeld, östr. Feldmarschall, seine Mutter, Maria Franziska, die Tochter des Erbprinzen Jos. Karl Emanuel von Sulzbach. Im sechsten Jahre seines Alters kam er nach Zweibrücken unter die Aufsicht seines Oheims, des Herzogs Christian's IV. von Pfalz-Zweibrücken, wurde 1777 als franz. Oberst zu Strassburg seinem Regimente vorgestellt und 1778 zum Generalmajor erhoben. Nach mehren Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution in Strassburg, worauf er nach Manheim ging. Als sein Bruder, der Herzog Karl II. von Zweibrücken, am 1. Apr. 1795 kinderlos starb, folgte er ihm in der Regierung, und nach dem Erlöschen des pfalz-sulzbachischen Stammes durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor am 16. Febr. 1799 wurde er Kurfürst von Baiern und Herzog von Jülich und Berg. In der nächstfolgenden Zeit ließ er sich höchst angelegen sein, die Landwirthschaft und den Verkehr durch zweckmäßige Einrichtungen zu fördern. Das Criminalrecht wurde 1802 verbessert, den Protestanten und Reformirten 1803 freie Übung des Cultus im ganzen Lande gestattet und die Fonds und Gebäude der aufgehobenen Klöster und Stifter wurden zu Schulzwecken verwendet. Um seinem Lande die Verheerungen des Kriegs zu ersparen, schloß er sich 1805 dem Rheinbunde an und nahm hierauf am 1. Jan. 1806 den Königstitel an, der ihm im Frieden zu Presburg am 26. Dec. 1805 zugesprochen worden war. Nur um so kräftiger griff er von jetzt an in den Gang der Regierung ein. Die ganze Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, wurde umgestaltet; die Verschiedenheit der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und alle Ausnahmen von den allgemeinen Pflichten wurden 1807 vernichtet und die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1810 gegen Mißgriffe durch eine Dominial-, Fideicommiss- und Schuldenpragmatik, und der Staatsdienst durch eine Dienstpragmatik gesichert. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des Geh. Rathcollegiums durch das organische Edict von 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung von Generalkreiscommissariaten und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Außerdem wurden 1808 das Familienschutzgeld und das Postwesen geordnet, eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesetzt und 1811 modificirt, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung der Kriegslasten angeordnet und 1811 die Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen. Fast noch größere Verdienste aber erwarb sich M. durch Beförderung des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste. Die Universitäten zu Landshut, Erlangen und Würzburg wurden zweckmä-

sig organisiert; die Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfnis vertheilt und für die Gebiete Nürnberg und Regensburg 1809 neue errichtet. Ebenso wurde die Akademie der Wissenschaften in München vervollkommenet und ihr jährlicher Etat von 80000 Fl. festgesetzt, 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet und für die Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigene Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Obgleich Napoleon den bair. Staat ganz für sich zu gewinnen und M. durch die Vermählung von dessen Tochter mit dem Vicekönig Eugen von Neapel an sich zu fesseln gesucht hatte, so verkannte M. doch im entscheidenden Augenblicke nicht das wahre Interesse Deutschlands und sein Übertritt zur allgemeinen Sache durch den Vertrag zu Wien vom 8. Oct. 1813 war von wichtigen Folgen für dasselbe. Um seinem Lande alle die wohlthätigen Einrichtungen, die es ihm verdankt, auch für die Zukunft zu sichern, gab er demselben am 26. Mai 1818 eine Constitution, nachdem er zuvor den bis dahin dirigirenden Minister Montgelas (s. d.), der der Einführung derselben nicht geneigt war, entlassen hatte. (S. Baiern.) Vermählt war er in erster Ehe seit 1785 mit Wilhelmine Auguste, der Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Darmstadt, und in zweiter seit 1797 mit Karoline Friederike Wilhelmine, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden. Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchslose Einfachheit der Sitten bezeichneten seinen Charakter sowohl im öffentlichen als im Privatleben. Während war es zu sehen, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebte, wie das Volk voll patriotischer Begeisterung überall, wo er sich zeigte, froh und jubelnd sich zu ihm drängte und ihn als Vater liebte und verehrte. Er starb auf dem Schlosse Nymphenburg am 13. Oct. 1825, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Ludwig I. (s. d.). Vgl. Söltl, „Max Joseph, König von Baiern“ (Stuttg. 1837).

Maximilian (Joseph), Herzog in Baiern, der einzige Sohn des am 3. Aug. 1837 verstorbenen Herzogs Pius August in Baiern mit seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Artemberg, wurde am 4. Dec. 1808 in Bamberg geboren. Seine Erziehung leitete sein Großvater, der Herzog Wilhelm. Im J. 1817 wurde er der königlichen Erziehungsanstalt für Studierende zu München übergeben, wo er einen nachhaltigen Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte. Nachdem ihn 1824 sein Oheim, der König Maximilian Joseph von Baiern, zum Oberst und Inhaber eines Infanterieregiments ernannt hatte, wurde er auf der Marburg, die ihm zur Wohnung angewiesen worden war, durch Privatunterricht weiter gebildet und besuchte sodann seit 1826 ein Jahr lang naturhistorische, geschichtliche und staatswirthschaftliche Vorträge auf der Universität zu München. Im J. 1827 trat er als volljährig in die Kammer der Reichsräthe und wohnte seitdem allen Ständeversammlungen bei. Im folgenden Jahre machte er eine Reise nach Frankreich, um daselbst die sehr bedeutenden Güter seiner verstorbenen Mutter in Augenschein zu nehmen, und sodann nach England. Wenige Tage nach seiner Rückkehr vermählte er sich am 9. Sept. 1828 zu Tegernsee mit der Prinzessin Ludovica, der jüngsten Tochter des Königs Maximilian Joseph, die ihm am 22. Juni 1831 den Prinzen Ludwig gebar. Im J. 1830 verlieh der König Ludwig ihm das dritte Chevaurlegersregiment, das gegenwärtig seinen Namen führt. Nachdem er 1831 der Cholera wegen mit seiner Familie eine Reise nach der Schweiz und nach Italien gemacht hatte, bezog er bei seiner Rückkehr das neue Palais in der Ludwigsstraße. In Folge des Entschlusses seines Großvaters, des Herzogs Wilhelm, der den Rest seines Lebens in ruhiger Abgeschiedenheit zu Bamberg verleben wollte, übernahm er 1834, noch bei Lebzeiten seines Vaters, als Haupt der Familie alle Güter. Da er inzwischen bereits seinen gesammten Grundbesitz in Frankreich verkauft hatte, erwarb er nun dafür in Oberbaiern die schön gelegenen Güter am Starnbergersee und den Landsitz Possenhofen an den Ufern desselben, sowie in Franken die ehemalige suldbaische Domaine Holzkirchen und später Wittelsbach. Im J. 1837 wurde er zum Generalmajor befördert. Im Jan. des folgenden Jahres brachte er den längst gehegten Plan einer Wanderung nach dem Orient in Ausführung. Er besuchte Griechenland, Konstantinopel, Alexandrien, Kairo, Oberägypten, Nubien und drang bis zur zweiten Katarakte des Nils hinauf. In Kairo glücklich wieder angelangt, ging er sodann nach Palästina. Nach achtmonatlicher Abwesenheit traf er im Sept. 1838 in München wieder ein. Er beschrieb diese Reise in der „Wanderung nach

dem Orient im J. 1838, unternommen und skizzirt von dem Herzoge Maximilian in Baiern" (Münch. 1839; 2. Aufl., 1840). Im folgenden Jahre bereiste er Holland und Belgien. Übrigens ist es kein Geheimniß mehr, daß der Herzog der Verfasser mehrerer unter dem Namen *Phantasma* erschienenen dramatischen und novellistischen Arbeiten ist, die, zum Theil aus dem Französischen entlehnt, eine leichte Erzählungsgabe und einen fröhlichen Lebenssinn bekunden. Dahin gehören die „Novellen“ (2 Bde., Münch. 1831), das „Skizzenbuch“ (Münch. 1834) und die Novellen „Jakobina“ (Münch. 1835) und „Der Stiefbruder“ (Münch. 1838).

Maximilian Heinrich, Kurfürst zu Köln, war der Sohn des Herzogs Albrecht's VI. in Baiern und wurde am 6. Oct. 1621 geboren. Nach dem Tode Ferdinand's, seines Vaters, erhielt er 1650 das Kurfürstenthum Köln mit den Bisthümern Lüttich und Hildesheim. Mit dem Kurfürsten von Mainz gerieth er 1653 über das Recht, die Kaiserkrönung zu vollziehen, in einen Streit, der dahin geschlichtet wurde, daß sie fortan bei der Krönungszeremonie abwechselnd fungiren sollten. In ein langes und hartnäckiges Zerwürfniß kam er später mit der Stadt Köln, deren Privilegien er angetastet. Nicht nur der Kaiser, sondern auch die Generalstaaten der Niederlande erklärten sich für die Stadt und bedrohten ihn. Deshalb schloß er unter Vermittelung des Bischofs von Straßburg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, eines eifrigen Anhängers des franz. Hofes, 1669 mit Ludwig XIV. von Frankreich ein Bündniß, nach welchem dieser ihn bei einem Überfalle mit Truppen unterstützen wollte. Nachdem 1672 dieses Trug- und Schutzbündniß mit Frankreich gegen die Niederlande erneuert worden war, trat auch der kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen (s. d.) hinzu. Vergeltens suchten die Generalstaaten den Kurfürsten zufrieden zu stellen, indem sie ihm die 1633 genommene Festung Rheinbergen, um die es sich angeblich handelte, anboten. Der Kurfürst erklärte den Generalstaaten den Krieg, brach mit den Franzosen zugleich in die Niederlande ein und nahm, als sich der Kaiser gegen Frankreich in Bewegung setzte, franz. Truppen in Kaiserswerth, Neuß und Bonn ein. Zugleich eroberte er Deventer und belagerte mit dem Bischof von Münster Grönningen. Als jedoch im Laufe des J. 1673 die Verbündeten der Generalstaaten Bonn belagerten, floh M. nach Köln und leitete sogleich Friedensunterhandlungen ein. Hierauf kam am 22. Apr. 1674 der Vergleich der Generalstaaten mit Münster, am 11. Mai mit Kurköln zu Stande, in welchem die Niederländer Rheinfelden dem Kurfürsten abtraten. Im J. 1683 wurde er Bischof von Münster; weil jedoch die päpstliche Bestätigung ausblieb, so beschränkte sich seine Verwaltung nur auf die weltlichen Angelegenheiten. Er starb am 3. Juni 1688. Übrigens war er ein eifriger Alchymist.

Maximilian (Franz Xaver Joseph), letzter Kurfürst von Köln, 1784—94, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Osterreich, war der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz's I., geb. am 8. Dec. 1756. Nachdem er als Jüngling unter der Leitung des Grafen von Rosenbergs Deutschland, Frankreich, Holland und Italien durchreist hatte, machte er unter seinem Bruder, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., den bair. Erbfolgekrieg mit. Für den geistlichen Stand bestimmt, war er schon 1789 seinem Oheim, dem Prinzen Karl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister, und 1780 dem Kurfürsten und Erzbischof von Köln und Bischof zu Münster, Maximilian Friedrich, als Coadjutor adjungirt worden und erlangte 1780 die erstere, 1784 die letztern Würden. Sein Bestreben, die Finanzen, Policei und das Justizwesen in seinem Staate zu ordnen und zu verbessern, gelang ihm in ausgezeichnete Weise, namentlich unter Mitwirkung seines Ministers von Waldenfels. Als Kenner und Freund der Wissenschaften unterstützte er Talent und Verdienst. Die Universität Bonn erweiterte er durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den kostbarsten und ausgezeichnetsten Werken. Dagegen lebte er in seinem Hauswesen sehr einfach und häuslicherisch. Keinem Unterthan war der Zutritt zu ihm verwehrt; Allen schenkte er gleiche Aufmerksamkeit und gegen Jedermann sprach er sich mit liebenswürdiger Offenheit aus. Seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft originell und naiv. Er sprach mehrere Sprachen sehr fertig, war mit den besten Erzeugnissen der Literatur vertraut, liebte die Musik und spielte selbst einige Instrumente.

Seinen Sinn für Natur bezeugten seine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustsburg. Als der franz. Revolutionskrieg ausbrach, beobachtete er mit weiser Vorsicht für das Beste seines Landes die strengste Neutralität und nahm keinen Theil an der Sache der Emigrirten; sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbst 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, und ging nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen. Im Frühjahr 1800 begab er sich nach Wien und starb am 27. Juli 1801 zu Heggendorf. Vgl. Seida, „M. Franz, letzter Kurfürst von Köln“ (Nürnb. 1803).

Marimilian (Alex. Phil.), Prinz von Wied, früher von Neuwied, der berühmte Reisende, geb. zu Neuwied am 23. Sept. 1782, der Onkel des jetzigen Fürsten Hermann von Wied, stand früher in preuß. Diensten, aus denen er nach hergestelltem Frieden als Generalmajor seine Entlassung nahm. In der Umgebung seines Stammesitzes hatte er früh die Natur in ihren wunderbaren Formen und Erzeugungen, die schon dort so groß sich zeigt, liebgewonnen und beschloffen, diejenigen Länder der Erde zu erforschen, die bisher nur durch Sagen gekannt waren. Unter Vorbereitungen zu einer solchen Reise verlebte er die Zeit bis 1815 meist an der Seite seiner Mutter, Luise, einer geborenen Gräfin von Witgenstein-Berleburg, die zu den gebildetsten Frauen Deutschlands gehörte und 1823 starb. Hierauf ging er im Mai 1815 über London nach Rio Janeiro und trat dann in Begleitung der Naturforscher Freireich und Sellow die Reise an nach San-Salvador und dem Flusse Espírito santo. Die Feindseligkeiten der kriegerischen Botocuden, über welche er die ersten genauen Nachrichten gab, zwangen ihn, von Morro d'Arara im Sommer 1816 sich nach Villa-Bicoja zu begeben und in Folge neuer Anfälle der Wilden und wegen endemischer Krankheiten ging er dann nach Caravalles, Sta.-Cruz und Villa-Beimonte. Um weniger besuchte Gegenden zu besuchen, nahm er hierauf seinen Weg vom Flusse Beimonte nordwärts, quer durch die Waldungen, wo man erst mit der Art sich Bahn brechen mußte, bis zu den Grenzen von Minas-Geraes. Doch eine durch das Klima bewirkte Unpäßlichkeit bestimmte ihn, die Rückreise nach Bahia anzutreten, die durch einen Überfall und eine dreitägige Gefangenschaft in Nazareth gestört und verzögert wurde. Dieser Unfall, verbunden mit mancherlei Verlusten, trug dazu bei, daß er sich zur Rückkehr in die Heimat entschloß und sich am 10. Mai 1817 nach Lissabon einschiffte. Ein Theil seiner reichen Sammlungen war vor ihm bereits in Europa eingetroffen. Seine wohlaufgestattete „Reise nach Brasilien in den J. 1815—17“ (2 Bde., Frankf. 1819—20, mit Atlas in Fol.) gibt ein Zeugniß des Muthes und der Umsicht, womit er das Land längs der Ostküste Brasiliens vom 13—23° südl. B. erforscht hat und seines Eifers für die Wissenschaft. Sehr schätzbar und trefflich ausgestattet sind auch seine „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens“ (15 Lieferungen, Weim. 1823—31) und „Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens“ (4 Bde., Weim. 1824—33). Eine neue Reise unternahm er 1833 in Begleitung von guten Malern und geübten Sammlern nach dem äußersten Westen der Vereinigten Staaten. Er gelangte bis in die Nähe der Helfengebirge und kehrte mit sehr bedeutenden Sammlungen und einem reichen Material an Zeichnungen und Beobachtungen zurück. Seine „Reise durch Nordamerika“ (2 Bde., Kobl. 1838—43, 4., mit Atlas von 81 Kupf. in Fol.) ist ein Prachtwerk, dem Ähnliches in Deutschland nicht vorausgegangen ist, und von größtem Werthe für die Ethnographie jener Gegenden, die durch eine Reihe meisterhafter Portraits die ersten authentischen Belegstücke erhielt. Als Zoolog nimmt er keine geringe Stelle ein; auch besitzt er eine ausgezeichnete zoologische Sammlung, die er Forschern mit Humanität öffnet.

Marimilianische Thürme, nach ihrem Erfinder, dem Erzherzog von Osterreich, Marimilian in Modena (kaiserlicher General-Feldzeugmeister und Großmeister des Deutschen Ordens in Osterreich, geb. am 14. Juli 1782), benannt und zuerst bei der Befestigung von Linz angewendet, sind gemauerte, zur Vertheidigung eingerichtete, einzeln liegende Werke. Der Thurm besteht aus einem Erdgeschos, auf welchem zwei Etagen und eine Platteform ruhen, die zusammen eine Höhe von 32 F. haben. Alle Decken sind bombenfest gewölbt. Die Platteform ist mit einer kreisrunden Brustwehr von 80—100 F. Durchmesser versehen und die dafelbst aufgestellten schweren Geschütze sind so kassirt, daß man zehn Stücke derselben gleichzeitig auf einen Punkt kann wirken lassen. Die beiden

Etagen sind ebenfalls zur Aufnahme von Geschützen, die obern namentlich zu Wurfgeschützen, eingerichtet; die untere ist zur Aufnahme der Besatzung von 150 M. bestimmt. Im Erdgeschoss werden Pulver und Proviant aufbewahrt, auch befindet sich der Brunnen dafelbst. Der Thurm ist mit einem Graben excentrisch umgeben, die obere Breite desselben beträgt nach vorn 50, in der Kehle 12 F. Die Brustwehr vor dem Graben reicht beinahe bis zur Höhe der Sohle der Platteform. Die Kosten des Baues eines Thurmes sollen 40000 Fl. nicht übersteigen. Die Thürme sind in solcher Entfernung voneinander angelegt, daß der Zwischenraum zur Hälfte von jedem Thurme bestrichen werden kann. Ob es bei dem so sehr verbesserten Gebrauche der Wurfgeschütze und bei der Anwendung schwerer Bombenkanonen nicht möglich sein wird, das Feuer der Platteform zum Schweigen zu bringen und selbst das Mauerwerk ungeachtet des vorliegenden Erdwalls zu treffen und zu erschüttern, und welchen Einfluß der Fall eines Thurmes auf die ganze Linie haben wird, kann erst dann mit Sicherheit beurtheilt werden, wenn sich die Einrichtung künftig im Kriege selbst bewährt. Vgl. „Essai sur la fortification moderne“ (Par. 1845).

Mariminus ist der Name zweier röm. Kaiser. Der eine, **Cajus Julius Verus M.**, nach seiner Abstammung der Thrazier genannt, eines Hirten Sohn, hatte sich schon unter Septimius Severus als Krieger durch ungeheure Stärke und Tapferkeit ausgezeichnet, war von Alexander Severus (s. d.) zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden und wurde von diesem nach Alexander's Ermordung im J. 235 zum Kaiser ausgerufen. Während er als solcher seine kriegerischen Eigenschaften auf Zügen gegen die Deutschen bewährte, reizte er durch rohe Grausamkeit und durch die Härte, mit der auf seinen Befehl Geld eingetrieben wurde, die Bürger Roms und der Provinzen zur Empörung, die zuerst in Afrika ausbrach, dort aber durch die Besiegung der beiden Gordianus (s. d.) von M.'s Statthalter unterdrückt wurde. Der röm. Senat, der die Erhebung der Gordiane zur Kaiservürde gebilligt hatte, ernannte den Pupienus und Balbinus zu Kaisern, den dritten Gordian zum Cäsar. M., gegen den sich nun alle Provinzen erhoben, drang im Anfange des J. 238 in Italien ein; der Widerstand, den ihm Aquileja bot, erbitterte ihn bei der Belagerung zu maßloser Strenge gegen die Soldaten, und so wurde er mit seinem Sohne im Aufstande von ihnen erschlagen. — Der andere, **Cajus Galerius Valerius M.**, Daiza genannt, ein Äthyer von niederer Geburt, erhielt durch den Kaiser Galerius im J. 305 die Cäsarwürde und die Verwaltung des Orients, die er mit Willkür und Härte, besonders gegen die Christen, führte, und nahm 307 den Titel eines Augustus an. Als er die Vereinigung Konstantin's des Großen (s. d.) und des Licinius erfuhr, fürchtete er für sich und zog gegen den Letztern, wurde aber 313 von ihm bei Adrianopel geschlagen und tödtete sich auf der Flucht zu Tarsus.

Maximum nennt man denjenigen Werth einer Größe, über welchen hinaus keine Vergrößerung stattfindet oder stattfinden soll. So wurde zur Zeit der franz. Revolution für alle Lebensmittel ein höchster Preis, über den sie nicht verkauft werden durften, bestimmt, und dieser hieß das Maximum. Doch zeigte sich diese Maßregel für Landwirthschaft und Handel so nachtheilig, daß man sie bald wieder abschaffte. — In der Mathematik, wo von dem Begriffe des Maximums und Minimums, d. h. des Größten und Kleinsten, eine fruchtbare Anwendung gemacht wird, versteht man unter dem größten oder kleinsten Werthe einer veränderlichen Größe denjenigen, welcher größer oder kleiner ist als ein in der Reihe der Werthe dieser Größe vorangehender oder nachfolgender, so nahe auch beide an jenem größten oder kleinsten Werthe genommen werden. Demnach kann eine Function auch mehre Maxima und Minima haben. Die Untersuchung über das Vorhandensein eines Maximums oder Minimums und die nähern Umstände desselben wird am gründlichsten und leichtesten mit Hülfe der Differentialrechnung und bei schwierigen Aufgaben mittels der Variationsrechnung geführt. Ausgebildet wurde diese Lehre, deren Spuren schon in des Apollonius Werken über die Kegelschnitte zu finden sind, durch die Gebrüder Bernoulli, Newton und Maclaurin; besonders lichtvoll stellten sie dar Euler und später Lagrange.

Marinus, aus Tyrus gebürtig, daher Tyrius genannt, ein Lehrer der Beredsamkeit und Philosophie in der letzten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., lebte abwechselnd in Griechenland und Rom und hat 41 philosophisch-rhetorische Abhandlungen hinterlassen,

in denen er dem Platonismus huldigt, die aber bloß ihres Stoffes wegen Beachtung verdienen und nach der ersten Bekanntmachung durch Stephanus (Par. 1557) von Heinsius (Leyd. 1607), Davis (Cambr. 1703), Ward (Lond. 1740, 4.) und am besten von Reiske (2 Bde., Lpz. 1774) herausgegeben worden sind.

Mayenne (lat. Meduana), ein Fluß im nordwestlichen Frankreich, entspringt im Departement Orne, wird nach 24 M. langem Laufe bei Château Gontier schiffbar und fällt bei Pont de Cé in die Loire. Davon ist das Departement Mayenne benannt, ein Theil der alten Provinz Maine, von 95 □ M. mit 362000 E., die vielen Acker-, Obst- und Weinbau, Bienenzucht, Bergbau, Lein- und Wollenweberei und ansehnlichen Handel mit ihren Landesprodukten und Fabrikaten treiben. Den Titel Herzog von Mayenne führte Charl. von Lothringen, geb. 1554, gest. kinderlos 1601, der Sohn Franc. von Guise's und Bruder Henri's I. von Guise (s. d.).

Mayer (Joh. Tob.), ein berühmter Astronom, geb. zu Marbach im Württembergischen am 17. Febr. 1723, wurde zu Esslingen in Dürftigkeit erzogen und bildete sich ganz allein durch Privatleiß zum Mathematiker. Er war schon durch mehre schriftstellerische Versuche, z. B. „Allgemeine Methode zur Auflöfung geometrischer Probleme“ (Esslingen 1741), bekannt, als er in die Homann'sche Officin nach Nürnberg kam, in der er sich namentlich durch Verbesserung der Landkarten verdient machte. Nebenher versäumte er seine übrigen wissenschaftliche Bildung keineswegs und erwarb sich im lat. Stil eine Eleganz, die ihm, in seinem Verhältnisse, doppelt zur Ehre gereicht. Diese mehrfachen Verdienste bewirkten 1750 seine Berufung als Professor der Mathematik nach Göttingen. Um diese Zeit beschäftigte die Mondstheorie, behufs der Erfindung der Länge zur See, die Astronomen. M. überwand alle bisherigen Schwierigkeiten und machte seinen Namen unsterblich durch seine Mondtafeln, nach welchen man den Ort des Mondes für jeden Zeitpunkt bis auf eine Minute genau bestimmen kann. Er starb am 20. Febr. 1762 zu Göttingen und erst seine Erben erhielten, als einen Theil des von dem engl. Parlamente für Erfindung der Länge zur See ausgesetzten Preises, 3000 Pf. St. Anderweitige Verdienste um die Astronomie erwarb er sich durch Verbesserung der Winkelmessinstrumente, Einführung des Multiplikationskreises, Aufstellung einer Theorie der Refractionen und Finsternisse, durch seine Fixsternverzeichnisse u. s. w. Seine Hauptwerke sind die „Theoria lunae juxta systema Newtonianum“ (Lond. 1767, 4.) und die „Tabulae motuum solis et lunae“ (Lond. 1770). Aus seinen hinterlassenen Manuscripten gab Lichtenberg „Opera inedita“ (Gött. 1774, Fol.) heraus. — Sein Sohn, Joh. Tob. M., geb. zu Göttingen am 5. Mai 1752, der seit 1780 Professor der Mathematik und Physik in Altdorf, seit 1786 in Erlangen und seit 1790 in Göttingen war, wo er am 30. Nov. 1830 starb, folgte in des Vaters Fußtapfen und erwarb sich als Schriftsteller einen hochgeachteten Namen insbesondere durch den „Unterricht zur praktischen Geometrie“ (Bd. 1—3, 4. Aufl., Gött. 1814—18; Bd. 4, 4. Aufl., Erl. 1828; Bd. 5, 2. Aufl., Gött. 1821), „Anfangsgründe der Naturlehre“ (5. Aufl., Gött. 1823) und „Lehrbuch der höhern Analysis“ (2 Bde., Gött. 1819).

Mayr (Simon), ein berühmter Componist seiner Zeit, geb. 1763 zu Mendorf bei Ingolstadt in Oberbaiern, erhielt durch seinen Vater, welcher Organist daselbst war, den ersten musikalischen Unterricht, bezog dann nach des Vaters Willen die Universität, wurde aber durch Neigung sehr bald ganz der Musik zugeführt. In Bergamo fand er an dem Grafen Pesenti einen Gönner, der ihm die Mittel verschaffte, in Venedig unter Leitung des Kapellmeisters Bertoni das Studium der Musik fortsetzen zu können. Nach dem Tode seines Wohlthäters sah er sich genöthigt, die theatralische Laufbahn zu wählen. Im J. 1802 wurde er Kapellmeister der Kirche Sta. Maria Maggiore in Bergamo. In der nächstfolgenden Zeit als Operncomponist fast allein stehend und in hohem Ansehen, wurde er nur durch Rossini (s. d.) in den Hintergrund gedrängt, dem doch hauptsächlich er die Bahn geebnet hatte. Namentlich verdankt ihm die ital. Oper ein besseres Instrumentale. „Deutschland“, sagt G. Weber, „beschenkte England mit einem Handel, Frankreich mit Glück und Italien mit S. Mayr“. Er starb am 2. Dec. 1845. Die Zahl seiner Opern, Dratorien, Santaten u. s. w. ist sehr groß und am bekanntesten seine Oper „Lodoisca“ (1807).

Mayseder (Joseph), Director der Hofkapelle und Solospieler bei dem Hofopern-

theater zu Wien, einer der ausgezeichnetsten Violinspieler und Componisten für dieses Instrument, ist am 26. Dec. 1789 in Wien geboren, das er fast nie verlassen hat. Zum Lehrer hatte er den durch sein Quartettspiel besonders bekannten Schuppanzigh. Sein Spiel charakterisirt sich durch höchst saubere Fertigkeit und Eleganz. Namentlich sind sein kurzes Bogenstrich und sein zierliches Staccato bewunderungswürdig. Die reichsten Früchte seines Talents erntete er in den J. 1815 bis ungefähr 1820, wo er mit Hummel, später mit Moscheles Concerte gab, die nach dem Eintrittspreise den Namen der Ducatenconcerte erhielten, nichtsdestoweniger aber so besucht wurden, daß es große Mühe kostete, ein Billet zu erlangen. Von seinen zahlreichen, höchst dankbaren Compositionen für die Violine gelten besonders seine Concerte und Variationen für glänzende, zur öffentlichen Production geeignete Stücke, mit denen sich namentlich junge Spieler einzuführen pflegen. M. hat mehre ausgezeichnete Spieler gezogen, unter ihnen Panofka, und auch als Orchesterdirector der Hofcapelle sich große Verdienste um diese Anstalt erworben.

Mazarin (Jul.), Cardinal und Minister während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. in Frankreich, geb. am 14. Juli 1602 zu Rom, nach Andern zu Vicina in den Abbruzzen, war der Sohn eines sicil. Edelmanns. Er studirte in Rom, dann auf span. Universitäten die Rechte, trat aber 1622 in päpstliche Militärdienste und stand 1625 als Hauptmann im Veltlin. Im mantuan. Successionsstreite begleitete er die päpstlichen Legaten an die Höfe von Savoyen und Frankreich. In dieser untergeordneten Stellung lernte ihn in Lyon 1630 Richelieu kennen, der in ihm große staatsmännische Talente erblickte und sich seiner fortan zur Aufrechthaltung des franz. Interesses in Italien bediente. Nachdem er 1632 in Rom den Militärstand mit dem Staatsdienst vertauscht hatte, schickte ihn der Papst 1634 als Vicelegaten nach Avignon und bald darauf als außerordentlichen Nuntius in Angelegenheiten der lothring. Dynastie an den franz. Hof. Nachdem er 1636 nach Rom zurückgekehrt, wirkte er nun offen für die franz. Politik. Im J. 1639 trat er völlig in die Dienste Ludwig's XIII. und erhielt als Verwender Richelieu's, seines Meisters und Beschützers, am 16. Dec. 1641 den Cardinalshut. Richelieu empfahl ihn sterbend dem Könige als den Mann, der allein sein politisches System fortsetzen könne. Ludwig XIII. ernannte hierauf M. zum Staatsrath und erhob ihn auch zum Mitgliede des Regentschaftsraths, der unter der Präsidentschaft des Herzogs Gaston von Orleans (f. d.) das Reich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. verwalten sollte. M. aber mußte nach dem Tode des Königs, am 13. Mai 1643, alle Diegsamkeit des Italieners aufgeben, um sich den Großen und Prinzen gegenüber zu erhalten; besonders war ihm die Königin-Mutter, Anna von Osterreich, abgeneigt, weil er die Errichtung des Regentschaftsraths angerathen hatte. Diefelbe verband sich mit dem Herzoge von Orleans und dem Prinzen Ludwig II. Condé (f. d.) und ließ sich am 18. Mai 1643 vom Parlament zur einzigen Vormünderin und Regentin erklären. Indes behielt M. als ein äußerst geschickter Politiker sein Amt als Staatsrath und Minister und bald gelang es ihm, sich der Königin-Mutter unentbehrlich zu machen und, wenn auch sanfter, doch ebenso unumschränkt zu herrschen, wie früher Richelieu. Das Parlament, das unter der neuen Regierung auf Wiedererlangung seiner politischen Gewalt sann, benutzte bei der fortbauenden Unterdrückungspolitik des Hofes die Unzufriedenheit der Großen und das Elend des Staats und Volks und begann den Kampf gegen die Regierungsgewalt, indem es die Einregistriung drückender Steueredicte verweigerte. M. wagte endlich nach dem Siege der franz. Waffen bei Lens gegen das Parlament und dessen Anhang einen entscheidenden Schlag zu führen, und ließ am Tage der Siegesfeier, am 26. Aug. 1648, die Häupter der Opposition verhaften. Schon am folgenden Tage erhob sich die Hauptstadt, womit die sogenannten Unruhen der Fronde (f. d.) ihren Anfang nahmen. Nachdem sich der Hof im Jan. 1649 nach Saint-Germain zurückgezogen hatte, wurde M. am 8. Jan. vom Parlament geächtet, blieb aber nach dem Vergleich zu Ruel am 11. März stillschweigend Minister. Der Kampf gegen ihn und den Hof entbrannte noch heftiger, als die Königin-Regentin auf seinen Rath im Jan. 1650 die Prinzen Condé und Conti nebst dem Herzog von Longueville (f. Dunois) verhaften ließ. Er begab sich nun selbst an der Spitze der Hofstruppen in die aufgestandenen Provinzen und zeigte sich nach dem Siege bei Metel am 15. Dec. so übermüthig, daß die

Großen und das Volk der Hauptstadt sich verbanden und nicht nur die Absetzung, sondern sogar den Tod des Ministers und Ausländers verlangten. M. entwich unter diesen Umständen im Febr. 1651 aus Paris und kündigte am 12. zu Havre de Grace den gefangenen Prinzen in Person die Freiheit an, wurde aber mit solcher Verachtung aufgenommen, daß er es für gerathen hielt, sich über die niederländ. Grenze zu retten. Während ihn das Parlament ächtete und die Presse mit zahllosen Schmä- und Flugchriften (Mazarinades) verfolgte, ging er von Lüttich nach Köln, wo er seine Verbindung mit der Königin-Regentin herstellte. Die Empörung des Prinzen Condé gab ihm endlich den Muth, Frankreich wieder zu betreten. Er traf im Dec. 1651 mit einer Bedeckung von 2000 Reitern und vier Kanonen zu Poitiers ein und verband sich hier mit der Streitmacht des Hofes. Weil jedoch Paris seine Unterwerfung von der Entfernung des wiederholt geächteten Ministers abhängig machte, so entfernte er sich am 19. Aug. 1652 nach Sedan und von hier nach Rheims. Erst nachdem die Parteien den Frieden geschlossen und Condé nach Spanien entwichen war, hielt er am 3. Febr. 1653 einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt, wobei ihn das Volk mit tiefem Schweigen empfing. In kurzer Zeit jedoch hatte M. sich die Volksgunst, sowie seine frühere politische Gewalt wieder erworben; das Parlament, die Großen und die Prinzen beugten sich vor ihm. Unter seiner Leitung stieg der Einfluß Frankreichs nach außen gewaltig, im Innern aber befestigte sich der von Richelieu geschaffene Regierungsdespotismus, auf dessen Grundlage sich bald die Monarchie Ludwig's XIV. erheben sollte. Die Rechtspflege, der Handel, das Seewesen, besonders aber die Finanzen versanken in M.'s Händen in die tiefste Zerrüttung. Auch gab man ihm Schuld, daß er zur Verlängerung seiner Herrschaft die Erziehung des Königs mit Absicht vernachlässigt habe. Die Anstrengung, mit welcher M. die Unterhandlungen des pyrenäischen Friedens betrieb, zog endlich den gänzlichen Verfall seiner durch Sicht und Steinschmerzen geschwächten Natur nach sich. Er starb an der Wassersucht am 9. März 1661 zu Vincennes, wohin er sich einen Monat vorher hatte bringen lassen. Sein ungeheures Vermögen von 200 Mill. Livres, das ihm der König durch einen Schenkungsbrief kurz vor seinem Tode legitimiren mußte, erbte größtentheils der Marquis de la Meilleraye, der eine seiner berühmten Nichten, Hortensia Mancini, heirathete und den Titel eines Herzogs von Mazarin erhielt. M. war von Charakter äußerst sanft, übte seinen Einfluß mehr durch Feinheit und Geduld als durch Stärke und griff nur im äußersten Falle zur Gewalt. Von ihm erschienen „Lettres, où l'on voit les négociations pour la paix des Pyrénées“ (2 Bde., Par. 1745 und oft.). Vgl. Aubery, „Histoire du cardinal M.“ (4 Bde., Amst. 1751); Richard, „Parallele du cardinal Richelieu et du cardinal M.“ (Amst. 1716) und Bazin, „Histoire de France sous le ministère du cardinal M.“ (2 Bde., Par. 1842).

Mazeppa (Johann), Hetman der Kosacken, geb. um 1645, stammte nach Einigen aus einer armen adeligen poln. Familie in Podolien, nach Andern aus Kleinrußland. Als Page bei dem poln. Könige Johann Kasimir erhielt er Gelegenheit, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Ein Abenteuer wurde der Grund seiner spätern Erhebung. Ein poln. Edelmann, Kalibowski, überraschte ihn nämlich bei seiner Frau. Wuthentbrannt ließ er ihn völlig entkleidet und rückwärts liegend auf dessen eigenes Pferd binden und gab ihn seinem Schicksale preis. Das wilde Pferd brachte seinen Herrn übel zugerichtet bis zu dessen entlegenem Gute, welcher darauf aus Scham Polen verließ und sich 1663 in die Ukraine begab. Daß das Pferd selbst bis in die Ukraine gelaufen sei, ist durch historische Zeugnisse widerlegt. M. machte sich unter den Kosacken durch Gewandtheit, Körperstärke und Tapferkeit bemerkbar und beliebt. Seiner Kenntnisse und Einsichten wegen wurde er Secretair und Adjutant des Hetman Samoilowitsch und trat 1687 sogar an dessen Stelle. Auch gewann er das Vertrauen Peter's des Großen, der ihn mit Würden überhäufte. Kaum aber war er zum Fürsten der Ukraine erhoben, als er auf den Gedanken kam, aus der ihm lästigen, untergeordneten Stelle herauszutreten. Nach dem Frieden zu Alttransstädt näherte er sich dem Könige Karl XII. von Schweden, suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Zars zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Diese und andere Ränke wurden endlich Peter dem Großen durch den Kosackengeneral Kotshubey und den Obersten von Pustawa, Iskra, entdeckt; doch der Zar maß diesen Beschuld-

gungen keinen Glauben bei, schickte die beiden Ankläger M. selbst zur Bestrafung zu, die sie in der That hinrichten ließ. Als aber endlich der Zar doch anderer Überzeugung wurde, ließ er viele Anhänger M.'s einziehen und hinrichten, ihn selbst aber im Bildniß aufhängen. Mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern wendete sich M. nun zu Karl XII. und hatte großen Antheil an dessen verunglücktem Zuge in die Ukraine. Nach der Niederlage bei Pultawa flüchtete er 1709 nach Bender, wo er noch in demselben Jahre starb. Lord Byron hat ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte, Vulgarin zum Helden eines Romans gemacht, auch Horace Vernet ihn durch zwei Gemälde verherrlicht.

Mazowien hießen während des selbständigen Bestehens von Polen die fruchtbaren Gegenden an der Weichsel, dem Bug und Narew, mit den Hauptorten Warschau, Plock und Rawa. M. bildete in frühester Zeit einen Theil Polens und wurde erst in Folge der Landestheilungen der poln. Herzoge im J. 1207 ein besonderes Herzogthum unter Konrad I., der auch dadurch denkwürdig geworden ist, daß er, um sein Land vor den Verwüstungen der Porussen zu schützen, die Deutschen Ritter (s. d.) nach Preußen zog. Nachdem 1526 die piastische Linie mit den Herzogen Janusz und Sigismund in M. ausgestorben war, vereinigte der poln. König Sigismund I. (s. d.) das Herzogthum M. wieder mit Polen, dessen Loos es von nun an theilte. Die Einwohner heißen *Mazuren*, ihr Nationaltanz ist der *Masur* (s. d.).

Mazzini (Giuseppe), ein politischer Flüchtling, ist der Sohn eines angesehenen Arztes in Genua und widmete sich, nach sorgfältiger Erziehung im väterlichen Hause, den rechtswissenschaftlichen Studien und dem Berufe eines Advocaten, womit er zugleich umfassende literarische Studien verband. Nach 1830 betheiligte er sich an revolutionären Versuchen zur Herstellung der Einheit und Unabhängigkeit Italiens. Er mußte deshalb 1831 sein Vaterland verlassen und wurde in contumaciam zum Tode verurtheilt. Mit Ausdauer und Hingebung, aber nicht durchweg mit richtiger Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse, arbeitete er nun im Auslande, zunächst in Südfrankreich, dann in der Schweiz, an der Verfolgung seiner demokratischen politisch-socialen Pläne. Erst in Verbindung, dann in Opposition mit der *Carbonaria* (s. d.), war er es hauptsächlich, der die Gründung der Vereine des Jungen Italiens (s. d.) und Jungen Europas (s. d.) betrieb, und den bekannten *Savoyezug* (s. d.) veranlaßte. Zu Anfange des J. 1837 mußte er die Schweiz verlassen und lebt seitdem in England, von wo er auch den neuesten revolutionären Versuchen in Italien, zumal dem Unternehmen der unglücklichen Brüder *Bandiera* im J. 1844 nicht fremd geblieben ist. Unter diesen Umständen hielt sich das brit. Ministerium befugt, die Correspondenz M.'s auffangen zu lassen, was 1845 zu nicht unwichtigen parlamentarischen Verhandlungen führte. Bei dieser Gelegenheit tauchte gegen M. der durch gerichtliche Freisprechung beseitigte Vorwurf wieder auf, daß er während seines Aufenthalts in Frankreich im J. 1833 die Ermordung zweier der Spionerie verdächtigen Italiener veranlaßt habe, und auch jetzt versäumte der Beschuldigte nicht, diesen Vorwurf als Verleumdung energisch zurückzuweisen. M. setzte den Brüdern *Bandiera* und ihren Unglücksgefährten durch Herausgabe darauf bezüglicher Actenstücke ein literarisches Denkmal und ist Verfasser mehrerer werthvoller geschichtlicher, politischer und belletristischer Aufsätze in verschiedenen engl. Zeitschriften, wie namentlich der auch in die „*Revue britannique*“ (1839) übergegangenen interessanten „*Briefe über Italiens Gegenwart und Zukunft*“. In neuester Zeit veranstaltete und bevorwortete er in London die erste vollständige und kritisch geordnete Ausgabe der Werke *Ugo Foscolo's* (s. d.), seines verstorbenen Landsmanns und politischen Meinungsgenossen.

Mazzola (Francesco), genannt *Parmegiano* oder *Parmegianino*, einer der berühmtesten Maler der lombard. Schule, wurde zu Parma 1503 geboren. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, verschaffte ihm den Unterricht seiner Dheime und seines Landsmanns *Marmita*. Correggio's Anwesenheit in Parma, um 1521, machte ihn mit dem Stile dieses Meisters bekannt. In Rom, welches er 1523 besuchte, machte der Anblick der Werke *Rafael's* den tiefsten Eindruck auf ihn. Er bildete sich von nun an eine Manier, die Correggio's *Grazie* und *Rafael's* Ausdruck zu vereinigen suchte, weshalb man ihn auch *deä kleinen Rafael* (*Rafaellino*) nannte. Bei der Einnahme Roms im J. 1527 erlitt er

bedeutende Verluste und ging hierauf nach Bologna. Zu den ausgezeichnetsten Gemälden, welche er hier arbeitete, gehört der heil. Rochus für die Kirche des heil. Petronius, die in der bresdener Galerie befindliche Madonna della rosa, welche er aus einer Venus zur Madonna umgestaltete, und die heil. Margaretha. Später ging er nach Parma zurück, arbeitete den Cupido, welcher Bogen schnitt, und begann dann die neu erbaute Kirche della Steccata mit Gemälden auszumücken. Doch bei seiner geschwächten Gesundheit wurde ihm das Arbeiten sehr schwer. Als die Aufseher des Haus seine Nachlässigkeit bemerkten, ließen sie ihn, da er bereits im voraus eine Summe erhalten hatte, ins Gefängniß setzen. Zwar gaben sie ihn auf die Versicherung, die Arbeit vollenden zu wollen, wieder frei; doch M., über diese Behandlung empört, entfloß nach Casalmaggiore, wo er 1540 starb. Seine Arbeiten, namentlich Staffellebilder von ihm, sind außerordentlich selten. Die Grazie aber, welche schon bei Correggio oft nicht ganz echt ist, erscheint in M.'s Werken meist gesucht und unwahr; die Beweglichkeit, der lebendige Affect, gehen bei ihm fast überall in eine unerträgliche Ziererei und in die nüchternste Coquetterie über. Auch werden die allzulangen Verhältnisse seiner Figuren getadelt. Was ihm zu seinem großen Ruhme verhalf, war wesentlich die Nachahmung des Helldunkels in den Werken Correggio's; auch sind seine Bildnisse, wobei die Uppigkeit seiner Compositionsweise natürlich wegfiel, vorzüglich. Mit Unrecht hat man ihn sonst als Erfinder der Aekunst angesehen, die schon von A. Dürer geübt, in Italien jedoch zuerst von M. angewendet wurde, dessen Blätter hohe Auszeichnung verdienen.

Mazzolini (Lodovico), der berühmteste Maler der Schule von Ferrara, geb. 1481, gest. 1530, war ein Schüler des Lorenzo Costa, welcher seinerseits mit der paduanischen Schule Mantegna's (s. d.) zusammenhing. M. ist in der Auffassung der Gestalten wesentlich Naturalist und in den Bewegungen und Physiognomien nicht selten caricirt, zeichnet sich aber aus durch eine ungemeine Glut und Intensivität der Farben. Seine besten Bilder befinden sich gegenwärtig in Deutschland und das Museum von Berlin bewahrt sein Meisterwerk: Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten im Tempel. Die Reinheit und Naivetät der jugendlichen Gestalt contrastirt in dieser Arbeit auf sehr interessante Weise mit den übrigen Figuren, welche alle Grade der Sophistik und Rabulistik in sehr vergnüglicher Abstufung darstellen.

Méchain (Pierre Franç. André), franz. Astronom, geb. am 16. Aug. 1744 zu Laon, kam 1772 nach Paris, wo Lalande sich seiner annahm. Er machte sich 1781 durch die Entdeckung und Berechnung zweier Kometen bekannt und gehörte zu denen, welche die ersten vorläufigen Berechnungen der muthmaßlichen Bahn des kurz vorher entdeckten Planeten Uranus entwarfen. Zur Vermehrung seines Rufes trug noch bei, daß er 1782 den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 gesetzten Preis gewann. Seitdem entdeckte er elf Kometen, deren Bahnen er auch berechnete, wie denn überhaupt keine wichtige Erscheinung am Himmel ihm entging. Seine Beobachtungen legte er in der „*Connaissance des temps*“ nieder, die er seit 1788—94 herausgab. Als die constituirende Versammlung die Einführung eines neuen Maßsystems verordnet hatte, das auf den Erdmeridian gegründet sein sollte, war M. einer der Astronomen, die den Auftrag erhielten, den Meridianbogen zwischen Dünkirchen und Barcelona zu messen. Er bekam auf seinen Antheil an dieser schwierigen Operation die zwischen Barcelona und Rhodéz liegende Gegend, wo noch nie Meridianmessungen vorgenommen worden waren; dabei hatte er noch mit großen, aus den damaligen politischen Verhältnissen entspringenden Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die span. Regierung nicht nur die Fortsetzung seiner Triangulirung verhinderte, sondern ihn sogar eine Zeit lang seiner Freiheit beraubte. Erst 1803 konnte er zu seinen Arbeiten zurückkehren, um sie bis zu den balearischen Inseln fortzusetzen. Er starb am 12. Sept. 1804 zu Valencia am Gelben Fieber, ein Opfer seines unermüdblichen Eifers für seine Wissenschaft. Außer seinen Abhandlungen in der „*Connaissance des temps*“ und seinen Denkschriften über verschiedene Kometen findet man auch in der von Delambre herausgegebenen „*Base du système métrique décimal*“ (3 Bde., Par. 1806—10) die Ergebnisse seiner Beobachtungen.

Mechanik oder **Kraftlehre** heißt die Lehre von den Kräften, die von außen oder

innenher auf die Körper wirken und bei ihnen eine Veränderung im Raume hervorbringen. Insofern hierbei Größenverhältnisse, namentlich die Stärke der bewegenden Kräfte und die Größe und Schnelligkeit der Bewegung selbst als meßbar oder berechenbar in Betracht kommen, ist die Mechanik ein Theil der angewandten Mathematik und zwar einer der vornehmsten. Je nachdem die Kräfte in verschiedenen Zuständen betrachtet werden, bilden sich zwei verschiedene Unterabtheilungen der Mechanik. Nimmt man nämlich auf die Wechselwirkung Rücksicht, in welcher die verschiedenen Kräfte auf einen Körper wirken, indem die einen bewegend, die andern widerstrebend sich äußern und so einen Stand der Ruhe oder des Gleichgewichts hervorbringen, so erhält man die *Statik* (s. d.); betrachtet man dagegen die Kraft, welche erforderlich ist, um einem Körper eine gewisse Bewegung mitzutheilen und diese Bewegung selbst, so erhält man die *Dynamik* (s. d.). Eine zweite Eintheilung der Mechanik bezieht sich auf die Beschaffenheit der Körper, auf welche die Gesetze der Mechanik angewendet werden. In dieser Hinsicht spricht man von der Mechanik nur in Beziehung auf feste Körper. Sind die Körper gasförmige, so erhält man die *Aërometrie* und zwar die *Aërostatik* und *Aërodynamik* oder *Pneumatik* (s. Aër); sind sie aber tropfbarflüssig, so erhält man die *Hydrodynamik* und als ihre Unterabtheilungen die *Hydrostatik* und die *Hydraulik* (s. d.). Eine fernere Eintheilung der Mechanik ist die in *höhere* und *niedere Mechanik*. Letztere behandelt die Maschinen, welche man mit Hülfe der Lehren der Elementarmathematik zusammensetzen kann, und heißt daher auch gewöhnlich *Maschinenlehre*, während die höhere Mechanik zu ihren Betrachtungen über die Natur und die Eigenschaften der Bewegung die Lehren der höhern Mathematik anwendet. Es sind wenig Zweige der Intelligenz, welche, namentlich in den letzten Jahrhunderten, mit so vielem Scharfsinn verfolgt und ausgebildet worden sind, als die Mechanik. Praktisch war sie allerdings schon den frühesten Völkern bekannt, da ohne Anwendung der mechanischen Hülfsmittel jede Bewegung mühsam und zeitraubend ist; als Wissenschaft ist sie aber erst in ziemlich später Zeit ausgebildet worden. Die ersten Spuren finden wir in den Werken des Aristoteles in seinen Andeutungen über das Wechselverhältniß der Kräfte und der Geschwindigkeit. Als den Gründer der wissenschaftlichen oder theoretischen Mechanik ist Archimedes anzusehen, indem er die Theorie der einfachen Potenzen (Hebel, Schraube, Keil, Flaschenzug u. s. w.) und die Lehre vom Schwerpunkte entwickelte und bei seinen Erfindungen von Kriegs- und andern Maschinen praktisch anwendete. Unter den alexandrin. Mathematikern erwarben sich Ktesibios, Anthemios und die beiden Heron Verdienste um die Mechanik. Dann ruhte die Wissenschaft, und erst um 1577 traten Guido Ubaldi, der Marchese del Monte, Benedetti, Tartalea u. A. auf. Simon Stevinus stellte ein System der Statik und Hydrostatik auf und Valerius bildete die Lehre vom Schwerpunkte aus; Galilei legte den Grund zur Lehre von der Pendelbewegung und von der Schwerkraft, welche letztere Torricelli im 17. Jahrh. ausbildete, während Huyghens die erstere vervollkommnete. Borelli, Roberval, Descartes, Mersenne, Wallis und Wren bilden Glanzpunkte in der Geschichte der Mechanik; auf ihren höchsten Standpunkte erhob sie aber Isaak Newton durch seine Mechanik des Himmels, wo er sie auf die Bewegung der Weltkörper anwendete. Leibniz und Joh. und Dan. Bernoulli, Mariotte, L'Hôpital und Euler vervollkommneten die Wissenschaft durch Anwendung der Rechnung des Unendlichen; aus neuerer Zeit erwähnen wir d'Alembert, Lambert, d'Arcy und Lagrange, dessen „*Mécanique analytique*“ vielleicht das beste Werk über diesen Gegenstand ist. Auch Kant gewann in seiner Metaphysik der Natur dieser Wissenschaft eine neue Seite ab. Vgl. die Schriften von Poisson, Bezout, Francoeur, Prony, Robison, Gregory, Playfair, Jamieson, Whewell, Karsten, Kästner, Cytelwein, von Bader und Langsdorff.

Mecheln (franz. Malines), in der belg. Provinz Antwerpen, an der Dyle, früher der Siz des höchsten Gerichts der östr. Niederlande und noch gegenwärtig der Siz eines Erzbischofs, der sonst den Titel eines Primas der Niederlande führte, eine schöne Stadt mit 24600 E., zeigt durchgehend das Bild gefallener Größe und ist um hundert Jahre hinter dem übrigen Belgien zurück. Sie hat ansehnliche öffentliche Plätze, breite und regelmäßige Gassen, große palastartige Gebäude, aber es fehlt an Leben. Das bedeutendste Gebäude ist die Kathedrale des heil. Romuald, aus dem 12.—15. Jahrh., mit ihrem 375 F

hohen Thürme und mit herrlichen Gemälden im Innern, die JohannisKirche und die LiebfrauenKirche mit einigen Gemälden von Rubens; das Stadthaus, der Beyard genannt, aus dem 15. Jahrh. und der erzbischöfliche Palast. Die Stadt hat ein erzbischöfliches Seminar und eine Malerakademie, wichtige Manufacturen in Spitzen, Hüten, Wollwaaren u. s. w. und bedeutende Bierbrauereien. Sie ist der Knotenpunkt des belg. Eisenbahnsystems und das Hauptlager der katholischen Hierarchie in Belgien. *M.*, oder wie es im Mittelalter hieß *Malinae* kam von den fränk. Königen an Lothringen und im Anfange des 10. Jahrh. an die Bischöfe von Lüttich. Schon im 11. Jahrh. wurde es der Oberhoheit der Herzoge von Brabant untergeben und seit der Mitte des 14. Jahrh. gehörte es theils zu Flandern, theils zu Brabant und fiel dann an Burgund und Osterreich, worauf es 1490 zu einer edeln und ewigen Grafschaft erhoben wurde. Nach dem Abfall der sieben Vereinigten Provinzen wurde es wieder zu Brabant gezogen.

Mecheln oder **Meckenen** (Israel von) ist der Name eines niederdeutschen Malers und Kupferstechers aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., wenn nicht etwa zwei verschiedene Personen, Vater und Sohn, damit gemeint sind. Die einzigen festen Data sind Monogramme von 1462 und später, und ein Grabstein vom J. 1503. Der Heimatort ist jedenfalls nicht Mecheln in Brabant, sondern Meckenen oder Mecheln bei Bocholt oder ein gleichnamiger Ort bei Münster, oder endlich Meckenheim bei Bonn. Die dem Maler Israel beigelegten Gemälde gehören verschiedenen Meistern an; das Leben der Maria in der münchener Pinakothek einem trefflichen rheinischen Künstler um 1450, die Bilder in Nürnberg, Köln und an andern Orten späteren Malern; ein beglaubigtes Gemälde Israel's existirt nicht, obchon wir aus einer Notiz des 16. Jahrh. wissen, daß es einen Maler dieses Namens gab. — Um so genauer kennen wir den Kupferstecher I. von M., von welchem gegen 300 Blätter vorhanden sind, z. B. eine Passion und ein Leben der Maria, jedes in zwölf Blättern, Christus und die Apostel in 13 und wiederum in 15 Blättern, u. s. w. Im Ganzen erweist sich derselbe als dürre, geistloser Manierist und sehr mittelmäßiger Zeichner; gleichwol haben die Blätter für Sammler einen bedeutenden Werth.

Mechitaristen, eine Congregation armenischer Christen auf der Insel San-Lazaro bei Venedig, wurde ursprünglich in Konstantinopel von dem Armenier *Meckitar* (d. i. Tröster) *da Petro*, geb. 1676, 1701 zu dem Zwecke gestiftet, die armen. Nationalliteratur zu heben und die Kenntniß der altarmen. Sprache zu verbreiten. In Konstantinopel dem armen. Patriarchen verdächtig geworden, ließ *Meckitar* seine Schüler nach Morea gehen und erhielt 1703 von der venetian. Regierung, unter welcher Morea damals stand, die Erlaubniß, zu Modon ein Kloster und eine Kirche zu erbauen. Um diese Zeit trat er zu den mit der katholischen Kirche unirten Armeniern über, worauf 1712 die Congregation, die nun eine dem Benedictinerorden nachgebildete Regel erhielt, von Clemens XI. bestätigt wurde. Der Krieg zwischen den Venetianern und Türken nöthigte die Glieder derselben 1715 nach Venedig zu flüchten, wo sie 1717, als ihr Kloster und ihre Kirche zu Modon durch die Türken zerstört worden waren, durch den Senat die Insel San-Lazaro geschenkt erhielten. Von allen Seiten stieß ihnen Unterstützung zu, sodas Kirche und Kloster sehr bald aufgeführt werden konnten. *Meckitar* aber starb erst am 16. Apr. 1749. Ihr Hauptziel ist fortwährend, durch den Druck classischer Werke der armen. Literatur auf die Bildung ihrer Nation einzuwirken und sie von den mohammedan. Einflüssen zu befreien. Die Ausgaben der **Mechitaristen** sind die correctesten und besten der armen. Schriftsteller; auch erscheint in San-Lazaro eine Zeitung, die in der Levante viel gelesen wird. Vgl. *Boné*, „Le convent de St. Lazare à Venise ou histoire succinete de l'ordre de Méchitaristes arméniens“ (Par. 1837). — Auch in Wien ist seit 1811 ein **Mechitaristen-Collegium**, welches sich nächst literarischen Beschäftigungen der Jugendbildung widmet und den Verlag gemeinnütziger Schriften besorgt, und ebenso in München. Vgl. *Neumann*, „Geschichte der armen. Literatur, nach den Werken der Mechitaristen bearbeitet“ (Lpz. 1836).

Meckel (Joh. Friedr.), der Jüngere, ein ausgezeichnete deutscher Anatom, geb. zu Halle am 17. Oct. 1781, der Sohn des am 18. März 1803 als Professor der Chirurgie und Entbindungskunst verstorbenen *Phil. Friedr. Theob. M.*, besuchte die Domschule zu Magdeburg und studirte, nachdem er zuvor mit seinem Vater eine Reise nach Peters-

burg gemacht hatte, zu Halle und in Göttingen. Schon durch seine Inauguraldissertation „De conditionibus cordis abnormibus“ (Halle 1802) Aufsehen erregend, ging er hierauf nach Würzburg und Wien, später nach Paris und endlich nach Italien. Nach seiner Rückkehr im J. 1806 erhielt er in Halle die Professur der Chirurgie, die er sehr bald mit der Anatomie und Physiologie vertauschte. Vorzugsweise widmete er sich dem Studium der vergleichenden Anatomie, für welche er in Deutschland unstreitig das Meiste geleistet hat. Im J. 1810 vermählte er sich und fortan war seine Gattin ihm eine stete Begleiterin auf seinen vielfachen Reisen, die er namentlich zur Bereicherung seines vom Großvater überkommenen anatomischen Museums machte. In den höhern Lebensjahren zerfiel er in Folge von Kränklichkeit durch seine stete Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit mit allen seinen Umgebungen. Er starb zu Halle am 31. Dec. 1833. Unter seinen Schriften zeichnen wir aus die Übersetzung von Cuvier's „Vergleichender Anatomie“ (4 Bde., Lpz. 1809—10), welche in den Anmerkungen einen Schatz der seltensten Kenntnisse enthält, der dieselbe weit über das Original stellt; seine „Beiträge zur vergleichenden Anatomie“ (2 Bde., Lpz. 1809—13), reich an eigenthümlichen und scharfsinnigen Ansichten, und das „System der vergleichenden Anatomie“ (6 Bde., Halle 1821—33); ferner das „Handbuch der pathologischen Anatomie“ (3 Bde., Lpz. 1812—18); „Handbuch der menschlichen Anatomie“ (4 Bde., Halle 1815—20); „Tabulae anatomico-pathologicae“ (4 Hefte, Lpz. 1817—26, Fol.) und die „Descriptio monstrorum nonnullorum“ (Lpz. 1826, 4., mit Kupf.). Alle seine Arbeiten zeigen von dem unermüdeten Fleiße bei den mühsamsten Untersuchungen, von seltenem Scharfsinn in Aufstellung von Vergleichen und Combinationen und tiefer Einsicht in die Bildungsgesetze des Lebens. Eine von ihm mit Glück empirisch nachgewiesene Idee war die, daß der menschliche Organismus bei seiner Bildung stufenweise sich entwickle, und daß diese Stufen bleibenden Bildungen der Thierclassen entsprechen, wie er auch in den sogenannten Mißgeburten nur Hemmungsbildungen oder ein Stehenbleiben auf niedern Bildungsstufen erkannte. Sein ausgezeichnetes anatomisches Museum wurde nach seinem Tode von der preuß. Regierung für die Universität angekauft. — Schon sein Großvater, Joh. Friedr. M., geb. zu Weslar 1714, gest. zu Berlin 1774, hatte sich, wie durch andere Schriften, so durch seine Dissertation „De quinto pare nervorum cerebri“ (Gött. 1748) einen ausgezeichneten Namen als Anatom erworben.

Mecklenburg, Großherzogthum im ehemaligen Niedersächsischen Kreise, östwärts von Pommern, südwärts von Brandenburg, westwärts von Lüneburg, Lauenburg und Lübeck und nordwärts von der Ostsee begrenzt, zerfällt gegenwärtig in die beiden Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin (s. d.) und Mecklenburg-Strelitz (s. d.), die zusammen (ohne Rügen) einen Flächeninhalt von 273 QM. und 583000 E. haben. Vor der Völkerwanderung bewohnten das Land und überhaupt die Küsten der Ostsee Heruler und Wandalen, an deren Stelle, als sie dem Zuge der Völker nach Süden folgten, slawische Stämme von Osen her einwanderten. Die beiden mächtigsten unter ihnen waren die Obotriten und Wilzen. Erstere, die zur Zeit Karl's des Großen aus den eigentlichen Obotriten in dem westlichen Theile des heutigen M., den Polaben in Rügen und Lauenburg und den Wagriern in Holstein bestanden, überwandten um 782 die Wilzen im östlichen Theile von M. und übte nun der Obotritenfürst eine Art Oberhoheit über die wilzischen Fürsten der Redarier, Kessiner, Zirzipaner und Tollenser. Schon Karl der Große machte Versuche, die slawischen Bewohner sich tributpflichtig zu machen und sie zum Christenthume zu belehren. Doch erst nach langwierigen und verheerenden Kriegen gelang es dem Herzoge Heinrich dem Löwen von Sachsen, das Land vollständig zu unterwerfen, der es dergestalt verwüstete, daß es den wenigen übrigen Einwohnern wol verging, erneuete Versuche zur Behauptung der Religion ihrer Väter und der angestammten Freiheit zu machen. Später versöhnte sich Herzog Heinrich mit des im Kampfe erschlagenen slaw. Fürsten Niklot's Sohne Tribislaw, gab ihm 1167 seine Erbländer, mit Ausnahme von Wagrien, Stargard, Rügen und Schwerin, zurück und vermählte mit dessen Sohne Burwin in seine Tochter Mathilde. Den Namen Mecklenburg erhielt das Land von dem alten obotrit. Hauptorte Mecklinborg, jetzt einem Dorfe zwischen Wismar und Brüel. Nach dem Tode Heinrich Burwin's II. entstanden durch seine Söhne vier Linien zu M., Güstrow oder Werle, No-

stok und Parchim, von denen jedoch die beiden jüngern bald wieder erloschen. Die ältere Linie wurde von Johannes Theologus gestiftet, den die Universität zu Paris zum Doctor der Theologie machte. Des Johannes Enkel, Heinrich II., 1302—29, brachte durch seine Gemahlin, des Markgrafen Albrecht zu Brandenburg Tochter, die Herrschaft Stargard als Heirathsgut an sein Haus. Heinrich's II. Söhne, Albrecht und Johann, stifteten die Linien zu M. und zu Stargard, und wurden 1349 vom Kaiser Karl IV. zu Herzogen erhoben. Nachdem sodann die güstrower Linie mit dem Herzoge Wilhelm 1436 und die stargarder mit dem Herzoge Ulrich II. 1471 im Mannsstamme erloschen waren, wurde Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, Herzog von ganz M. Kurbrandenburg bestritt ihm zwar die Erbfolge, doch im Vergleiche zu Wittstok kam man dahin überein, daß der Herzog die ganze Erbschaft behalten, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen des mecklenburg. Fürstenhauses das ganze Land erben solle. Herzog Joh. Albert I., 1547—76, führte die evangelische Lehre in seinem Lande ein. Seine Enkel, Wolf Friedrich I. und Joh. Albert II., stifteten die Linien M.-Schwerin und M.-Güstrow. Beide wurden 1627 durch Kaiser Ferdinand II. wegen ihres Bündnisses mit Dänemark der herzoglichen Würden entsezt, und Wallenstein (s. d.) zum Herzoge von ganz M. ernannt; allein schon 1632 führte Gustav Adolf die vertriebenen Fürsten wieder in ihre Erblande zurück. Im westfäl. Frieden mußten sie jedoch an Schweden die Stadt Wismar und die Ämter Pöhl und Neukloster abtreten; als Entschädigung erhielten sie die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Raseburg und die Johanniter-Commenthureien Mirrow und Nemerow. Auf Adolf Friedr. I., gest. 1658, folgte in der Hauptlinie Mecklenburg-Schwerin (s. d.) sein Sohn Christian Ludwig, der zur katholischen Kirche zurücktrat und 1692 kinderlos starb. Seine nachgeborenen Brüder stifteten die Nebenlinien M.-Mirrow, die aber bald wieder ausstarb, M.-Grabow und Mecklenburg-Strelitz (s. d.). Vgl. Hempel, „Geographische Beschreibung von M.-Schw. und M.-Str.“ (Neustrelitz 1829); Rudloff, „Handbuch der mecklenb. Geschichte“ (3 Bde., Rost. 1781—94; Bd. 3, 2. Aufl., 1821) und Lützow, „Pragmatische Geschichte von M.“ (3 Bde., Berl. 1827—35).

Mecklenburg-Schwerin, das Großherzogthum, liegt an der nördlichsten Grenze Deutschlands und umfaßt einen Flächenraum von 228 □M. größtentheils vortrefflichen Bodens. Fast nach allen Seiten von sehr guten natürlichen Grenzen umschlossen, bildet es einen ziemlich ganz in sich abgerundeten Staat. Gegen Norden wird es durch die Dssee, gegen Osten von Pommern, gegen Süden von Brandenburg und Lüneburg, gegen Westen von Lauenburg und Raseburg begrenzt. Der Boden ist im Allgemeinen flach und eben, obschon er von mehreren Hügelreichen durchschnitten wird. Besonders reich ist das Land an Waldungen, welche noch zu Anfange des 18. Jahrh. fast die Hälfte des ganzen Flächenraums bedeckten. Seitdem sind zwar die großen Waldungen sehr gelichtet, aber noch immer werden mehre Nachbarstaaten durch M. mit Holz versorgt. Der Boden ist fast durchgehend sowol für den Getreidebau als für die Viehzucht von der vorzüglichsten Beschaffenheit; insbesondere gibt es auch trefflichen Wiesenwuchs, wenigleich in einigen Gegenden von Sandebenen und Moorgründen unterbrochen. Ausnehmend reich ist das Land an Seen, deren es mehr als 60 von mindestens einer Viertelmeile Länge gibt. Der größte darunter ist der Müritsee, $3\frac{1}{2}$ M. lang, $1\frac{1}{2}$ M. breit; sehr malerische Umgebungen hat der Malchinersee. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt, jedoch durch die Waldungen, die Landseen und durch die Nähe der Dssee feucht, theilweise rauh und veränderlich, im Ganzen aber gesund. Mehre Flüsse, wie die Warnow und die Elde, durchschneiden das Land, befördern so den innern Landesverkehr und sind wie die Landseen sehr fischreich. Für Wege und Landstraßen ist in neuester Zeit viel gethan worden und auch eine Eisenbahn projectirt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 488000. Sie bekennen sich zur protestantischen Kirche, mit Ausnahme von 3200 Juden und 580 Katholiken. Für den Charakter des Volks im Allgemeinen spricht sehr vortheilhaft der Umstand, daß grobe Verbrechen nur selten vorkommen. Ackerbau und Viehzucht sind der Hauptbetrieb des Landes und die Hauptquellen seines Wohlstandes. Schon seit früherer Zeit durch den vortheilhaften Betrieb der Ackerwirthschaft bekannt, hat sich dieser Theil der Landesindustrie ganz besonders seit der Mitte

des 18. Jahrh. in allen Zweigen ausgebildet und zu einer sehr hohen Stufe der Vollkommenheit erhoben. Hauptausfuhrartikel sind Weizen, Erbsen und Rappsp. Die Viehzucht anlangend, so beschränkt sich die Rindviehzucht gegenwärtig hauptsächlich auf den Bedarf des Landes; dagegen werden Schweine gemästet, in bedeutender Anzahl ausgeführt und wegen der ausgezeichnet guten Race auswärts sehr gesucht. Die beiden Hauptzweige der Viehzucht sind aber Pferde und Schafe. Wenn auch die echt nationale Pferderace in neuern Zeiten fast ganz ausgegangen, so ist dagegen wieder durch die Einführung engl. Vollblutspferde und durch Vermischung derselben mit den einheimischen sehr viel zur Veredelung des Pferdestammes geschehen. Beiwieitem die größte Vervollkommnung hat man in der neuern Zeit in der Schafzucht erzielt. Was die eigentliche Industrie und Gewerthätigkeit betrifft, so will es damit ungeachtet aller gemachten Anstalten und wiederholt gegebener Unterstützungen keinen rechten Fortgang haben; nur einige Eisengießereien liefern vorzügliche Erzeugnisse und machen sehr gute Geschäfte. Der Handel ist nicht unbedeutend, namentlich durch die Ausfuhr in Getreide, Wolle, Butter und Vieh und durch die Einfuhr von Colonialwaaren und fast allen Arten von Fabrikaten. Für das Schulwesen ist in neuere Zeit sehr viel gethan worden; es gibt fünf gelehrte Gymnasien, 50 Bürgerschulen und über 1000 Landschulen, bei welchen nur im Seminarium zu Ludwigslust gebildete Lehrer angestellt werden dürfen. Auch die Landesuniversität zu Rostock (s. d.) bewährt ihren wohl erworbenen Ruf. Die ausübende Staatsgewalt steht allein dem Landesherren zu, ist jedoch durch die aus frühern Zeiten, insbesondere vom landesgrundgesetzlichen Erbvergleiche von 1755 herstammende, mit Mecklenburg-Strelitz gemeinschaftliche ständische Verfassung in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden. Der Fürst übt die vollziehende Gewalt, theilt aber das Recht der Gesetzgebung und Besteuerung mit den Ständen, mit Ausnahme der Gesetzgebung in Beziehung auf die Domänen, die keine Zuziehung der Stände erfodert. Die Stände bestehen, da durch die Säkularisirung der Klöster in Folge der Reformation der Prälatenstand aufgehoben wurde, gegenwärtig aus der Ritter- und aus der Landschaft. Zu dem Stande der Ritterschaft gehören alle Besitzer ritterschaftlicher Güter; den Stand der Landschaft bilden die landtagsfähigen Städte. Jährlich wird zur Verhandlung und Beschlußnahme über die vorher schriftlich mitgetheilten Propositionen ein Landtag abgehalten. Zur Besorgung aller in der Zwischenzeit vorkommender Landesangelegenheiten besteht permanent zu Rostock ein engerer Ausschuss der Ritter- und Landschaft, der in dringenden Fällen definitiv entscheiden kann. Gemeinschaftlich mit den Ständen haben beide Herzogthümer das Oberappellationsgericht zu Parchim. Im engern Rathe des Deutschen Bundes hat M. zusammen mit Mecklenburg-Strelitz die 14. Stelle, im Plenum aber für sich allein zwei Stimmen. Zum zehnten Armee Corps des deutschen Bundesheers stellt es 3580 M. Infanterie, Cavalerie und Artillerie mit acht Kanonen. Die Staatseinkünfte werden zu 1,350000 Thlr. angegeben; die Staatsschuld ist sehr bedeutend und zerfällt 1) in Schulden, für welche das ganze Land haftet, im Betrage von 1,600000 Thlr.; 2) Schulden, für welche die Domänen haften, ungefähr 5 Mill. Thlr., und 3) Landessschulden, etwa 440000 Thlr.

Dem Stifter der regierenden Familie in M.-Schw., Adolf Friedrich I., folgte 1658 sein ältester Sohn, Christian Ludwig, mit dem 1692 die ältere strelitzer Linie erlosch. Wegen der Nachfolge entstanden zwischen der Linie Grabow und der Linie Schwerin Streitigkeiten, die sich noch mehr verwickelten, als 1693 mit Gustav Adolf auch die Linie Güstrow im Mannstamme erlosch. Endlich kam durch kaiserliche Commissionen zu Hamburg im J. 1701 ein Vergleich dahin zu Stande, daß Friedrich Wilhelm, aus der ältern Linie Grabow, Schwerin und Güstrow, der Herzog Adolf Friedrich II. zu Strelitz das Fürstenthum Rügen und die Herrschaft Stargard nebst Mirow und Nemerow erhielt. Gleichzeitig wurde das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Friedrich Wilhelm hatte 1713 seinen Bruder Karl Leopold zum Nachfolger, der wegen Eingriffs in die Rechte der Stände 1728 durch eine kaiserliche Commission der Regierung entsetzt wurde. Die Administration des Landes erhielt sein Bruder Christian Ludwig. Zwar machte Karl Leopold einen Versuch, sich mit Gewalt wieder in den Besitz der Regierung zu setzen, allein vergebens. Als er 1747 kinderlos starb, folgte ihm nun der Administra-

tör in der Regierung, der bei seinem Tode im J. 1756 seinen Sohn Friedrich zum Nachfolger hatte. Da dieser 1785 kinderlos verstarb, so kam nun seines Bruders Ludwig Sohn, Friedrich Franz zur Regierung, der sehr wohlthätig für sein Land wirkte, 1803 die an Schweden im westfäl. Frieden abgetretenen Ämter und die Stadt Wismar für 1,200,000 Thlr. zurückkaufte, im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 sieben lübeckische Dörfer erhielt, 1807 dem Rheinbunde als Souverain beitrug, dem er 1813 wieder entsagte, 1815 den Titel als Großherzog annahm und 1837 starb. Ihm folgte in der Regierung, da sein Sohn, der Erbprinz Friedrich Ludwig, vor ihm verstorben, sein Enkel, Paul Friedrich, geb. 1800, der schon am 7. März 1842 starb, worauf sein Sohn Friedrich Franz (s. d.) den großherzoglichen Thron bestieg.

Mecklenburg-Strelitz, das Großherzogthum, besteht aus zwei ganz voneinander abgeordneten, nicht bloß durch die Lage, sondern auch durch die Verfassung getrennten Theilen. Die Herrschaft Stargard, $45\frac{1}{2}$ □M., ist begrenzt gegen Norden von Pommern, gegen Osten und Süden von Brandenburg und gegen Westen von Mecklenburg-Schwerin; der andere Theil, das Fürstenthum Rügen, $6\frac{1}{4}$ □M., hat im Norden den drossower Binnensee, gegen Osten Mecklenburg-Schwerin, gegen Süden Lauenburg und gegen Westen den Rügenburgersee und das Gebiet der freien Stadt Lübeck zur Grenze. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 95000. Der Boden ist gleich dem in Mecklenburg-Schwerin, ebenso das Klima, doch ist es wegen weiterer Entfernung von der See etwas gemäßigter. An Producten erzeugt das Land vorzüglich Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine, viel Wildpret, Fische, Holz, Getreide aller Art und Obst. Die Industrie beschränkt sich auf Wollenweberei, Lederfabrikation, Taback, Glashütten, Branntweimbrennereien und Papiermühlen. Die Ausfuhr besteht daher größtentheils in rohen Naturproducten. Jedoch gibt der Handel und Absatz der rohen Naturproducte des Landes selbst gegen die bedeutende Einfuhr verarbeiteter Erzeugnisse für das Staatsvermögen keine ungünstige Bilanz. Die Staatseinkünfte betragen 3—400000 Thlr., die Staats- und Landesschulden, welche zum großen Theil aus den Zeiten der franz. Invasion herrühren, gegen 800000 Thlr. Der Großherzog hat sehr bedeutende Privateinkünfte; außer den sehr ansehnlichen, in vier Ämtern bestehenden Domainen besitzt er ein eigenes Cabinetsamt, das aus 15 nach und nach angekauften Gütern gebildet ist. In der deutschen Bundesversammlung nimmt es die 14. Stelle ein, in der weitem Versammlung hat es eine eigene, in der engern aber mit Mecklenburg-Schwerin eine gemeinschaftliche Stimme. Die herrschende Landesreligion ist die protestantische; neben ungefähr 80 Katholiken und wenigen Reformirten gibt es 700 Juden. Die Staatsverfassung ist, was die Herrschaft Stargard betrifft, dieselbe wie in Mecklenburg-Schwerin, da die Landstände beider Großherzogthümer von frühern Zeiten, wo beide unter Einem Fürstentham lebten, durch die Landesunion miteinander verbunden sind und das Bestehen dieser Union bei der Begründung von M.-Str. bedingt war. Das Fürstenthum Rügen hat gar keine Landstände. Gemeinschaftlich mit Mecklenburg-Schwerin hat M.-Str. das Oberappellationsgericht zu Parchim. Für die innere Bildung und Volksaufklärung ist in neuern Zeiten Vieles geschehen. Es gibt vier Gymnasien und zu Mirrow eine eigene Bildungsanstalt für Küster und Landschullehrer. Zum zehnten Armeecorps des Deutschen Bundes stellt es 588 M. Infanterie, Cavalerie und Artillerie mit zwei Kanonen. Im Allgemeinen sind in der Staatsverwaltung Verschwendung und Luxus vermieden und ein System weiser Oekonomie vorherrschend.

Der Stifter der Linie M.-Str. wurde 1658 der jüngste Sohn des Herzogs Adolf Friedrich's I. von Mecklenburg-Schwerin, Adolf Friedrich II., geb. 1658, gest. 1708. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn, Adolf Friedrich III., geb. 1686, gest. 1752, und diesem seines Bruders Söhne, Adolf Friedrich IV., geb. 1738, gest. 1794, und Karl Ludw. Friedrich, geb. 1741, gest. 1816, der 1807 dem Rheinbunde beitrug, 1813 nach der Schlacht bei Leipzig sich los sagte und auf dem Congreß zu Wien die großherzogliche Würde erhielt. Zum Nachfolger hatte er den Großherzog Georg (s. d.).

Medaille, s. Denkmünze.

Medea, die Tochter des kolchischen Königs Aetes und der Okeanide Jophia oder der Pekate, eine der berühmtesten Zauberinnen des Alterthums, verhalf dem Jason (s. d.)

zum Goldenen Blicß und entfloß mit ihm in Begleitung ihres Bruders Absyrtos, den sie aber unterwegs, als sie ihr Vater Aetes verfolgte, tödtete und in Stücken zerschnitten ins Meer warf. Aetes hielt sich bei dem Sammeln derselben auf, und so entkamen Beide glücklich nach Iolkos, nachdem sie auf der Insel der Phäaken miteinander vermählt worden waren. In der Heimat angekommen, beschloß Jason an Pelias Rache zu nehmen für die Ermordung seiner Ältern und seines Bruders. Dies gelang durch der M. List, welche des Pelias Tochter überredete, ihren Vater zu zerstückeln und zu kochen, um ihn zu verjüngen. Hierauf flüchteten sie sich nach Korinth, wo aber Jason nach zehnjähriger glücklicher Ehe die M. verließ, um sich mit der Glauke oder Kreusa zu vermählen. M. rief die Götter um Rache an und schickte durch ihre Söhne der Stiefmutter ein vergiftetes Gewand und Diadem zum Geschenke. Als diese die Geschenke anlegte, wurde sie nebst ihrem Vater, der ihr zur Hülfe kommen wollte, von dem Giftfeuer derselben verzehrt. Hierauf tödtete M. die Kinder, die sie vom Jason hatte, und entfloß auf einem von Helios erhaltenen Drachenzug nach Athen zum Aegeus, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier mußte sie fliehen, als man entdeckte, daß sie dem Theseus nachstellte, und ging in Begleitung ihres Sohnes Medos nach Aria, dessen Einwohner von nun an Meder genannt wurden. Zuletzt unsterblich, genoß sie göttliche Verehrung und wurde in den elyrischen Gefilden Gemahlin des Achilleus. M. war sehr oft Gegenstand der tragischen wie der bildenden Kunst. Des Achylus und Ovid Tragödien dieses Namens sind verloren, ebenso des Sophokles „Kolkhides“; nur des Euripides und Seneca Stücke dieses Namens sind noch vorhanden. In neuerer Zeit hat sie Grillparzer wieder auf die Bühne gebracht. Auch ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini führen diesen Namen. Die plastische Kunst läßt die M. theils in einfachem griech. Costum, theils mit oriental. Gewändern, besonders in dem übergehängten Sandys erscheinen.

Mediante, *Media* oder *Mitteltön* heißt in der Musik die Terzie des Dreiklangs.

Mediateur oder Vermittler nennt man im Völkerrechte die Macht, welche das gestörte Einverständnis zwischen andern Mächten durch Unterhandlung herzustellen und besonders den Frieden zu unterhandeln oder zu stiften sucht. Wesentlich verschieden von der Mediation ist die schiedsrichterliche Entscheidung, bei der sich beide feindliche Mächte dem Aussprüche einer neutralen Macht im voraus unterwerfen. (S. *Austrägalgericht*.) Bei der Mediation sind beide feindliche Mächte wohl einverstanden, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrerer vermittelnden Mächte anzuhören, aber darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Mediation nachgesucht; oft aber bieten auch benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst theilheilige Mächte ihre Vermittelung an, damit der Krieg zwischen jenen sie nicht zuletzt selbst in den Kampf verwickelt. Dies kann z. B. bei verbündeten Höfen der Fall sein; auch thut es wol ein neutraler Staat, wenn er glaubt, der schwächere möchte überwunden werden, und der siegende Theil dadurch seine Macht, zum Nachtheile des politischen Gleichgewichts, vergrößern. In frühern Zeiten haben namentlich der Papsi und Venedig öfters die Rolle des Mediateurs, besonders auf Congressen übernommen, wo dann der Mediateur den Vorschlag führt und die Verhandlungen in der Regel in der Form gepflogen werden, daß die Parteien ihre Noten und Eingaben an den Mediateur richten, der sie den Andern mittheilt. In den türk. Angelegenheiten trat früher besonders Frankreich, in den skandinav. Angelegenheiten traten die Seemächte, England und Holland als Vermittler auf. In neuerer Zeit hat die Mediation meist den Charakter der Intervention (s. d.) getragen und nicht bloß vermittelt, sondern vorgezwungen.

Mediatifirung. Als 1806 das Deutsche Reich auch dem Namen nach aufhörte und der Rheinbund (s. d.) sich bildete, konnte man unmöglich die ganze Masse kleiner Staaten, die nach der Säcularisation im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 in Schwaben, Franken, Baiern und am Rhein reichsunmittelbar geblieben waren, als Souverainetäten fortbestehen lassen. Es war ein Werk der Nothwendigkeit und der Pflicht gegen die Unterthanen, die kleinern Länder mit größern zu vereinigen, und in der ätern Geschichte des Deutschen Reichs fehlte es nicht an Vorgängen, wie kleinere Stände aus unmittelbaren Angehörigen zu mittelbaren, d. h. landsässigen Gutsherren geworden waren. Es hieß

bles erimiren, d. i. aus der Steuerrolle des Reichs herausnehmen, wobei man entweder den bisherigen Beitrag an dessen Stelle bezahlte (*exemptio cum onere*) oder nicht, weil er schon in dem eignen Matricularanschlage des Erimirenden enthalten war (*exemptio sine onere*). Namentlich waren in den östr. Erblanden sehr viele Reichsstände erimirt worden. Was indeß die Sache 1806 verhaßt machte, war theils der Mangel eines Princips, indem größere Besitzungen, z. B. die fürstenbergischen, leiningischen, hohenlohischen und schwarzenbergischen mediatisirt wurden, während viel kleinere zur Souverainetät gelangten, theils aber auch die Art und Weise, wie die rechtlichen Verhältnisse der Mediatisirten gegen ihre neuen Landesherren bestimmt wurden. Nach Napoleon's Sturze hofften die Mediatisirten durch den Congreß zu Wien wieder in ihre vorigen Rechte eingesetzt zu werden; allein es wurde nicht darauf eingegangen, vielmehr wurden sogar die Häuser Salm, Isenburg und von der Leyen mediatisirt. Doch wurde durch den 14. Art. der Deutschen Bundesacte für einen festen Rechtszustand der Standesherrn (s. d.), wie die Mediatisirten seit 1806 genannt wurden, gesorgt. Seit dem wiener Congreß hat keine Mediatisirung wieder stattgefunden, wol aber eine Demediatisirung, indem Hessen-Homburg aus einem abhängigen zu einem souverainen Staate erhoben wurde.

Medici, eine der berühmtesten und mächtigsten florent. Familien, wird zuerst zu Anfange des 13. Jahrh. erwähnt. Schon damals erscheint sie als reich und bedeutend, doch als unlängst erst durch Handel zum Wohlstande gelangt. Durch kluges Benehmen wußte sie es sehr bald dahin zu bringen, daß sie sich unter die Familien zählte, aus welchen die Bürgeroligarchie in Florenz bestand. Sie hauptsächlich trug zur Berufung Walter's von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber seiner Gewalt zur Demüthigung der herrschenden Geschlechter in Florenz bediente und unter Andern Giovanni dei M., weil er Lucca gegen die Pisaner nicht beharrlich genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die M. ließen sich deshalb mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, die zwar verrathen, aber vom Herzoge, welcher großmüthig erscheinen wollte, nicht unersucht wurde. Als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die M. unter den Hauptanführern desselben und fortan bei allen öffentlichen Angelegenheiten vorzugsweise theilhaftig. Da aber nach der Vertreibung des Herzogs die Aristokraten, nachdem sie seit 50 Jahren von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeschlossen gewesen, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, war es wieder Alamanno dei M., der Älteste seines Geschlechts, welcher das Volk zu den Waffen rief und den Adel verjagte. In den nächsten Jahrzehenden, wo Florenz durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt wurde, hielten es die M. mit der schwächern Partei der Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Salvest'ro dei M., der 1378 Gonfaloniere wurde, stürzte die Partei der Albizzi vollends und gewann, nachdem die Volkspartei die Oberhand gewonnen, das große Ansehen, das zu dem von nun an immer mehr steigenden Einflusse seines Hauses den Grund legte. Zwar wurden die M. in der nächsten Folgezeit und zuletzt im J. 1400 durch die argwöhnische Regierung bis auf wenige Glieder aus Florenz verbannt. Doch diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, wußten sehr bald den Flor ihres Hauses von neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei M. war seit 1402 wiederholt Mitglied der Signoria und wurde 1421 Gonfaloniere. Er starb am 20. Febr. 1429. Mit seinem ältesten Sohne Cosimo dei Medici I. (s. d.) beginnt die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer; der zweite, Lorenzo dei Medici, wurde der Stammvater der Großherzoge von Toscana. Cosimo's Vetter, der kluge Bernardo dei M., der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so vieles Verdienst erworben hatte, und sein Sohn, Giovanni dei M., waren vor ihm gestorben; sein anderer Sohn, Pietro dei M., aber schien wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupte geeignet. Er verzerrte gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath des Diotisalvi Neroni, die Summen, die sein Vater an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Claricia Orsini beim Volke erwachsene Ungunst beschloffen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren

Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die M. erbitterten Agnolo Acciajoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zur Veränderung der Regierung beschloffen sie den Pietro zu tödten und sich mit Hilfe des Marchese von Ferrara der Herrschaft zu bemächtigen. Doch der Anschlag wurde entdeckt, wodurch sich aber Pitti nicht abhalten ließ, im Aug. 1466 mit einer zahlreichen Schar Bewaffneter nach Florenz zu ziehen. Doch sehr bald söhnte er sich hier mit Pietro aus, und da das Volk durchaus nichts gegen die M. zu unternehmen geneigt war, so sahen sich die Häupter der unzufriedenen Partei genöthigt, aus Florenz zu flüchten. Von nun an wurden die M. immer mächtiger. Da indeß der stets kranke Pietro die Willkürlichkeiten aller Art, welche seine Freunde übten, zu hindern nicht im Stande war, ging er damit um, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bändigen, als der Tod ihn am 2. Dec. 1469 überleitete. Die geheimen Feinde der M. glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturze des mächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständnis mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nächst den M., einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der am 2. Mai 1478 in der Kirche Sta.-Reparata ausgeführt werden sollte. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworene, da das Volk alsbald zu Gunsten der M. sich bewaffnete, mit dem Tode, und das Haus Pazzi (s. d.) mit seinem Sturze büßen. Lorenzo dei Medici (s. d.), das nunmehr alleinige Haupt seines Hauses, hinterließ drei Söhne, Pietro, geb. 1471, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, den nachherigen Papst Leo X. (s. d.), und Giuliano, geb. 1478, gest. 1516. Pietro, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden mit Frankreich zu Sarzanella im J. 1494 sich den Florentinern verhaßt gemacht. Er wurde deshalb der Regierung entsetzt und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Nach mehreren Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, kam er 1504 in der Schlacht am Garigliano, die er im franz. Heere mitmachte, in diesem Flusse um. Erst 1513 erlangte sein Bruder, Giovanni, in Folge eines Aufstandes, der in Florenz ausbrach, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er kurze Zeit nachher Papst wurde, erhob er seine Familie wieder zu dem alten Glanze. An die Spitze des Staats trat Pietro's Sohn, Lorenzo, geb. 1492, den der Papst zum Herzog von Urbino ernannt hatte. Noch behielt der Staat seine republikanische Form; noch mangelte dem Staatshaupte der fürstliche Titel. Als aber nach Lorenzo's Tode im J. 1519 unter Alessandro's, seines Bastards, Verwaltung, 1523 abermals ein Mediceer, Giuliano, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (nach einigen Alessandro's Vater), unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, als 1533 Katharina, Lorenzo's Tochter, dem Könige Heinrich II. von Frankreich sich vermählte, da ließ sich das halbige Ende der Scheinfreiheit von Florenz voraussehen. Zwar schienen die Florentiner noch einen Versuch für ihre alte Freiheit machen zu wollen und verjagten 1527 den lasterhaften Alessandro; allein es war dieses das letzte Aufblühen des republikanischen Geistes. Auf Clemens' VII. Veranlassung belagerte 1531 Kaiser Karl V. Florenz, setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz und vermählte ihn mit seiner natürlichen Tochter Margaretha. Wegen seiner Leutseligkeit wurde er sogar bei der Nation noch beliebt, ergab sich aber zuletzt einer zügellosen Lebensweise. Er war der erste unabhängige Herzog von Florenz und der letzte Abkömmling des großen Cosimo.

Nachdem er von Lorenzo dei M., aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie, 1537 ermordet worden war, machten die Florentiner zwar noch einen letzten Versuch, die Republik herzustellen; doch sofort griff auch wieder Karl V. ein, und sein Nachwort beförderte Cosmus I. oder den Großen, aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie, zum Herzoge von Florenz. Cosmus I. besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor Allem angelegen sein, die Erbfeinde seines Hauses, die

Strozzi, 1554 gänzlich zu vertilgen. Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St.-Stephan. Er war ein eifriger Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Maler und vermehrte sortdauernd die Statuensammlung im Garten Lorenzo's des Prächtigen. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentin. und der Zeichenakademie im J. 1562. Sein „Viaggio per l'alta Italia, descritto da Fil. Pizzichi“ gab mit neuen Erläuterungen Moreni (Flor. 1828) heraus. Nachdem er sich mit Hilfe der Spanier 1557 auch zum Herrn von Siena gemacht und durch mehre andere Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert hatte, ließ er sich 1569 vom Papst Pius V. den Titel als Großherzog von Toscana geben und starb 1574. Erst in des sein Sohn und Nachfolger Franz erlangte 1575 vom Kaiser Maximilian II., dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung des großherzoglichen Titels. Franz's zweite Gemahlin war die berühmte Venezianerin, Bianca Capello (s. d.); seine Tochter Maria wurde die Gemahlin Heinrich's IV. von Frankreich. Dieser Zweig der M. hatte nicht, wie der ältere, den Handel aufgegeben. Selbst als Fürsten trieben ihn wie Cosmus I. und Franz so auch Ferdinand I., geb. 1549, der früher Cardinal, seinem als Bruder 1557 in der Regierung folgte, und sein Sohn Cosmus II., geb. 1599, Großherzog seit 1608. Unter ihnen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüte, und daran sowol als an der feinen Politik, besonders bei dem bedenklichen Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrh. Ganz anders aber wurde es unter Ferdinand II., geb. 1610, Cosmus' II. Sohn, der 1621 in einem Alter von elf Jahren zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit hatte die Geistlichkeit und durch sie der päpstliche Hof einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung gewonnen und ihn dahin gebracht, die Politik seiner Väter zu verlassen und sich Spanien und Osterreich anzuschließen, eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten Schatz der M. zu ziehen. Ferdinand II. regierte 49 Jahre und starb 1670; ihm folgte sein mönchisch erzogener, zur Regierung ganz unfähiger Sohn, Cosmus III., geb. 1642, der wieder 53 Jahre regierte und 1723 starb. Unter ihrer Regierung gerieth Toscana durch ungeheure Staatsschulden und durch Verfügen aller Quellen des Nationalwohlstandes in die traurigste Lage. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, geb. 1671, der Sohn Cosmus' III., der Letzte seines ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb am 9. Juli 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, zufolge der eventuellen Bestimmung des wiener Friedens von 1735, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Der Herzog Franz Stephan (s. d.) von Lothringen und Großherzog von Toscana, nachmals Kaiser Franz I., traf mit der Schwester Johann Gasto's, der verwitweten Kurfürstin von der Pfalz, Maria Anna, gest. 1743, einen Vergleich, wodurch er sämtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch alle Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden Ahnen gesammelt, an sich brachte. — Von einem jüngern Zweige der M., der fürstlichen Familie Detajano, der sich schon im 14. Jahrh. abtrennte, stammte der Staatsminister des Königs beider Sicilien, Don Luigi, gewöhnlich Ritter Medici genannt, geb. 1760, der sich schon als Acton's Nachfolger seit 1805 durch Verbesserung der Finanzverwaltung verdient machte, 1815 Polizeiminister, überdies 1818 Finanzminister, später auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Obersthofmeister wurde, und am 25. Jan. 1830 in Madrid starb.

Medici (Cosimo dei), geb. 1389, der Sohn Giovanni dei M., wurde schon 1416 Mitglied der Signoria. So wenig er auch gegen die herrschende Partei der Albizzi etwas unternahm, so bildete er doch bald durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichthum ihm gestattete, eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts versäumte, diese zu schwächen. Obgleich dies nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, so mußte er doch vom Anfange an den Albizzi als ihr gefährlichster Feind erscheinen. Endlich im J. 1433 verhaftet, vermochte er nur durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugeordneten Tod in eine Verbannung nach Pa-

dua zu verwandeln. Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß ein Jahr nachher die Signoria ihn zurückrief und Ninaldo und dessen Anhänger verbannte, sodas nun die Partei der M. die herrschende wurde. Gleichwol verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur einige Verdächtige ließ er 1442 verbannen. Auch als der verdiente Neri Capponi sich seiner Politik widersetzte, wußte er denselben durch Gunstbezeugungen für sich zu gewinnen. Immer in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, liebte er, Andere zu seinem Urtheil handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheissen, so ließ er, immer im Hintergrunde bleibend, seit 1458 die Republik durch Luca Pitti regieren. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Überfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte. Namentlich genossen Argyropulos, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße; denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum ein minder thätiger Kaufmann oder minder wachsender Staatsmann zu sein. Es wäre ihm leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern; aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florent. Bürger. Mit gleicher Klugheit leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermesslicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er Alles gethan, was seines Hauses Macht befestigen konnte, starb er am 17. Nov. 1464.

Medici (Lorenzo dei), mit dem Beinamen Magnifico, d. i. der Prachtige, geb. 1448, der Sohn des Pietro dei M., bekleidete nach des Vaters Tode im J. 1469 bis zu seines Bruders Giuliano Ermordung im J. 1478 gemeinschaftlich mit diesem die Würde eines Staatsoberhauptes von Florenz. Glücklich dem ihm ebenfalls zugedachten Tode entronnen, sah er sich, als nunmehr alleiniges Haupt seines Hauses, in dem Vorsteheramte der Republik durch die Liebe der Bürger um so mehr befestigt und führte dasselbe würdig seiner Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz zunächst gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er den König von Neapel, der bisher der erbitterteste Feind der Florentiner gewesen, sich zum herzlichsten Freunde und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treuloson Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine redliche und kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode Allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstandes gewährte. Große Unglücksfälle nöthigten ihn, den Handel, welchen er noch immer fortgeführt hatte, aufzugeben und beim öffentlichen Schatz große Summen zu borgen; dennoch blieb er, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, reich genug, um bedeutende Herrschaften anzukaufen und nicht nur diese mit prächtigen Palästen, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. Während des langen Friedens, den seine Klugheit der Republik sicherte, ließ er in Florenz glänzende Volksfeste feiern, sich selbst aber umgab er mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, wie Demetrius Chalcondylas (s. d.), Angelo Poliziano (s. d.), Cristoforo Landini (s. d.), Pico von Mirandola (s. d.) u. A., die sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und die seine Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosimo gestiftete, an Handschriften reiche Medicische Bibliothek und eröffnete eine Schule der zeichnenden Künste in einem eigens dazu eingerichteten Gebäude. Geehrt von allen Regenten Europas, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er am 8. Apr. 1492. Vgl. Fabroni, „Vita Laurentii M.“ (2 Bde., Pisa 1784, 4.) und Moscoe, „The life of Lor. M.“ (deutsch von Sprengel, Berl. 1797). Die „Opere di Lorenzo di M., detto il Magnifico“ (4 Bde., 4.), welche zu Florenz 1826 auf Kosten des Großherzogs Leopold's II. in einer Prachtausgabe erschienen, sind die erste vollständige Sammlung der Gedichte dieses berühmten Fürsten.

Medicin würde der Etymologie nach die Kunst zu heilen bedeuten, jedoch ist dieser Begriff viel zu eng gefaßt, als daß er Das enthielte, was wir unter diesem Worte verstehen.

Ehe wir nämlich zu der Kunst zu heilen vorschreiten können, müssen wir durch die Wissenschaft, welche uns diese lehrt, dazu vorbereitet werden, ehe wir Krankheiten annehmen können, müssen wir die Gesundheit kennen, und ehe uns der Begriff der Gesundheit im Ganzen klar werden kann, müssen wir das Einzelne im regelmäßigen Zustande erforscht haben. Dieses Einzelne ist aber nicht nur der Mensch in allen seinen körperlichen und geistigen Theilen, sondern auch Alles, was auf den Menschen irgend einen Einfluß haben kann, also die ganze Natur und das Leben. Daher können wir die Medicin in drei Wissenschaften abtheilen, deren jede an und für sich schon einen bedeutenden Umfang hat, nämlich die Naturkunde überhaupt mit der genauen Kenntniß des menschlichen Körpers und Geistes im regelmäßigen Zustande; ferner die Kenntniß des unregelmäßigen krankhaften Zustands des thierischen und menschlichen Organismus, und endlich die Lehre, den unregelmäßigen Zustand durch die von der Natur gebotenen Mittel wieder zur Regelmäßigkeit zurückzuführen. Die philosophische Verbindung dieser drei in ihrem Wesen abgeordneten Theile zu einem harmonischen Ganzen bildet erst den vollkommenen Begriff der Medicin. Hieraus ergibt sich zugleich die Reihenfolge, in welcher die Medicin gelehrt und gelernt werden muß, indem nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen ein Fortschreiten von der Theorie zur Praxis sich als nöthig herausstellt. Noch ehe jedoch die einzelnen Disciplinen mit Vortheil in Angriff genommen werden können, ist eine nicht geringe Masse von Vorkenntnissen erforderlich, ohne welche das Studium der Medicin unmöglich sein würde; dahin gehört die Kenntniß der alten und der gangbarsten neuen Sprachen, der Mathematik, der Philosophie und der allgemeinen Geschichte. Die erste Zeit des Studiums der Medicin wird sonach durch die Naturkunde in Anspruch genommen werden, und in diese gehören zuerst Physik (s. d.) im engern Sinne, Chemie (s. d.), Kosmologie (s. Kosmogonie), Geologie und Geogenie (s. Geognosie), Botanik (s. d.) und Zoologie (s. d.). Ist durch diese Wissenschaften eine Ansicht der Natur im Ganzen gewonnen worden, so folgen nun die den Menschen besonders betreffenden Disciplinen, die Anthropologie (s. d.), Psychologie (s. d.), Somatologie oder Anatomie (s. d.) und Physiologie (s. d.). Hierauf tritt als zweiter Haupttheil die Pathologie (s. d.) auf, welcher dann sich als dritter die Therapie (s. d.) anschließt. Sowie alle die genannten einzelnen Disciplinen wieder in Unterabtheilungen zerfallen, so umfassen namentlich die beiden letztern eine bedeutende Zahl derselben und zu der Therapie kommt noch die Lehre von den Arzneimitteln (s. Pharmakologie) und der Art ihrer Behandlung und Anwendung (s. Pharmacie) hinzu. In diese letzte Classe gehören eigentlich auch die früher noch mehr als jetzt mit Unrecht von der Medicin als völlig geschieden betrachtete Chirurgie (s. d.), welche nur eine besondere Classe Heilmittel kennen und anwenden lehrt, und die mit ihr verwandte Geburtshülfe (s. d.). Sowie die Medicin in dieser Reihenfolge ihrer einzelnen Unterabtheilungen nach und nach von dem großen Ganzen der Welt und Natur auf das einzelne Individuum übergeht, so breitet sie sich von diesem wieder auf eine größere Menge aus als Staatsarzneikunde (s. d.) und beschließt, wie sie mit allgemeinen Vorkenntnissen begann, mit ebenso allgemeinen Wissenschaften, nämlich der Literatur und Geschichte der Medicin, den ihr angehörigen Kreis. So verschieden voneinander auch alle diese Wissenschaften erscheinen mögen und in ihren Anfangsgründen gelehrt werden können, so stehen sie doch in inniger Verbindung, so daß die eine stets durch die andere ergänzt wird, wie z. B. oft auf pathologische Veränderungen die Anatomie sich stützt und durch therapeutische Beobachtungen erst pathologische Entdeckungen gemacht werden.

Dieses ist auch der Grund, daß die Medicin kaum in ihrem ersten Theile als eine feststehende, keinem Zweifel Raum gebende Wissenschaft erscheint, und daß bei der Lehre von den Grundstoffen des menschlichen Körpers schon die Verschiedenheit der Ansichten beginnt. Je mehr sich dann die Wissenschaft von der positiven Anschauung aus dem Reiche der Voraussetzungen und Schlüsse nähert, und in diesem selbst vorschreitet, um so abweichender werden die aufgestellten Behauptungen. Diese Abweichungen der Ansichten und die verschiedenen Wege, welche man zur Erreichung des Hauptzwecks der Medicin eingeschlagen hat, lassen sich am besten unter drei Gesichtspunkte bringen, welche auch zugleich in geschichtlicher Hinsicht die Entstehung und Fortbildung der Medicin darstellen. Die erste und unterste

Stufe ist der Empirismus (s. d.). Die zufällige Entdeckung eines Mittels und seiner Heilkräfte gegen eine Krankheit hatte die Anwendung desselben in einem ähnlichen Falle zur Folge und somit war der Grund zur künftigen Medicin gelegt. Allein der Empirismus blieb dabei stehen, hielt sich lediglich an die Erscheinung und handelte nach ihr, unbekümmert um die jedesmaligen Ursachen dieser Erscheinung und um die verschiedenen Individualitäten, die sie boten. Dem Empirismus im schroffsten Gegensatz gegenüber stellte sich der Dogmatismus (s. d.), welcher eine hypothetische Behauptung, die das Wesen des Lebens erklären sollte, aufstellte, von dieser aus weitererschließend, Gesundheit und Krankheit definierte, und so zu einer festen Regel die Gesundheit zu erhalten und die Krankheit zu heilen gelangt zu sein glaubte. So entstanden die Systeme der Medicin, welche sämmtlich auf unerweisbaren Sätzen beruhen, und sonach in den darauf gebauten Konsequenzen zwar geistreiche Auffassungen der Medicin, keineswegs aber sichere Anhaltspunkte für die Ausübung derselben darbieten. Auch sind nur selten die Urheber dieser Systeme in ihrem praktischen Wirken sich selbst trenn geblieben. Zwischen beide trat vermittelnd der Nationalismus (s. d.) ein, welcher nicht in der einseitigen Auffassung der Krankheits Symptome oder den aus einem System herausgesponnenen Krankheitsursachen den Weg zur Erkenntniß des Leidens und des anzuwendenden Mittels suchte, sondern sich auf treue Naturbeobachtung stützend, dieselbe zu vorsichtigen Schlüssen benutzend und stets die besondere Art des ihm vorliegenden Falles im Auge behaltend, vor Allem die Ursachen der Krankheiten und somit in den meisten Fällen diese zugleich zu heben strebte. Freilich muß auch er in nicht seltenen Fällen sich dem Empirismus nähern, wenn die pathologische Kenntniß nicht bis zur Ursache des Leidens dringt, aber er wird in solchen Fällen lieber ein bewährtes Mittel anwenden, auch wenn ihm die Art, wie es heilen kann, nicht klar ist, als der Natur durch ein Verfahren Zwang anthun wollen, welches sich auf eine Hypothese gründet. Auch ist die Heilkraft der Natur selbst die mächtigste Bundesgenossin des Nationalismus. Da das erste Entstehen der Medicin rein auf Empirismus sich gründete, so war auch ein langer Zeitraum nöthig, um diese Wissenschaft bis zum Nationalismus hindurchzuführen, wobei wohl zu bemerken ist, daß sie eigentlich von ihrem Ende aus begann, mit der Therapie den Anfang machte und die ganzen Kenntnisse, auf welche diese sich stützen soll, noch nicht vorhanden waren. Um diese Kenntnisse zu ersetzen, trat der Dogmatismus mit seinen hypothetischen Grundlehren auf, welcher, da immer neue Annahmen auftauchten, erst nach und nach durch Fortschritte in der Naturkunde in seinem Ansehen geschwächt werden konnte und auch jetzt noch nicht ganz verdrängt ist, indem noch immer einzelne Lehren und Systeme erschaffen werden, welche trotz ihrer Einseitigkeit Anhänger unter Ärzten und Nichtärzten gewinnen, da hingegen der Nationalismus schon oft und vor langen Zeiten durch einzelne hochbegabte Geister gestützt gemacht, aber fast ebenso oft von Andern, welche jene nicht verstanden, verdrängt, nur erst in der neuern Zeit zu einer Allgemeinheit gelangt ist, die er noch nie hatte und die er der außerordentlichen Vervollkommnung der Naturwissenschaften verdankt, welche der Fleiß der letzten Jahrzehende ihm als Stütze gab. So ist das Streben nach einem Universalmittel gegen alle Krankheiten, welches schon vom grauen Alterthume her viele Kräfte, die eines bessern Zieles würdig waren, aufzehret, noch immer nicht ganz erloschen, und gibt uns in der neuesten Zeit, in der strengsten Art, der Wasserheilkunde (s. d.), einen vollgültigen Beweis seines fortdauernden Daseins.

Den Gang, den in dieser Hinsicht die Fortbildung der Medicin genommen hat, lernen wir aus der Geschichte kennen, welche zugleich den Bestrebungen des Einzelnen sowol wie ganzer wissenschaftlicher Verbindungen und der sogenannten Schulen durch die einfache Thatsache ihres Fortbestehens oder Untergehens das gerechteste Urtheil spricht. Sie zeigt uns eine Menge glänzender Erscheinungen im Reiche der Medicin, aber ihr Verlauf läßt uns zugleich erfahren, inwiefern das Ansehen, welches eine, die Geister ergreifende und zuweilen unterjochende Lehre erlangte, in der Persönlichkeit des Urhebers derselben oder in ihr selbst begründet war, und inwiefern die Männer, denen die Medicin sichtbare Fortschritte verdankt, von ihrem Zeitalter richtig verstanden oder falsch aufgefaßt wurden. Sie zeigt uns, wie Wahres und Falsches in derselben Zeit entstanden ist und dasselbe Ansehen genossen hat, wie aber die nachfolgende Zeit nach und nach das Wahre vom Falschen sondert,

wie große und wichtige Entdeckungen erst von Vorurtheilen bezweifelt und bekämpft, ja zuweilen fast gänzlich wieder unterdrückt, doch am Ende, und geschah es auch erst nach Jahrhunderten, ihre siegende Kraft entfalteten und einem neuen Geschlechte auf der Bahn der Erkenntniß voranleuchteten. Im grauen Alterthume war die Medicin unig mit der Religionsehre verbunden; der Glaube an heilende Gottheiten, welche nicht nur den Menschen die Heilkunst lehrten, sondern auch selbst bei der Wirkung der Mittel auf eine unbegreifliche Art ihren Einfluß geltend machten, bildet die erste Periode der Geschichte der Heilkunde. Hier war noch, wie sich jede andere Art von Bildung in dem Priesterstande concentrirte, auch die Medicin in den Händen der unmittelbaren Diener der Gottheit, wobei die theoretische Kenntniß sich fast nur auf etwas Kräuterkunde beschränkte, und der Empirismus in seiner ganzen Macht herrschte. Besonders waren es die Asklepiaden (s. d.), denen die Pflege der damaligen Medicin anvertraut war. Durch die allgemeine Philosophie, welche in ihren Systemen den Ideen über Gottheit, Natur und Mensch eine bestimmtere Gestalt gab, gezwungen, den Schleier des Tempelgeheimnisses abzuwerfen, fand die Medicin im großen unsterblichen Hippocrates (s. d.) einen Bildner, der das gesammelte Erfahrungsmaterial und die philosophische Weltanschauung zu einer Wissenschaft zusammenfügte, in deren Pflege und Weiterbildung er selbst als unübertroffenes Muster dasteht, indem Zusammenstellung der Erfahrungen und Ableitung von Schlüssen einen reinen, echten Nationalismus in ihm hervorbrachten. Jedoch der Mangel an positiver Naturerkenntniß und an Beobachtungsgeliste, verbunden mit dem Streben, der jungen Wissenschaft eine Festigkeit zu geben, die sie ihrer damals freilich noch nicht erkannten Natur nach nie gewinnen konnte, ließ die Nachfolger des Vaters der Medicin in den Dogmatismus verfallen. Die Ausstellungen, die jeder nach Principien verfahrende Arzt an denen Anderer zu machen hatte, riefen eine Menge verschiedener Systeme ins Leben und durch die dogmatische, empirische, methodische, pneumatische und eklektische Schule wurden die Ansichten wie die Kräfte so zerplittert, daß ein Mann wie Galenus (s. d.) erfordert wurde, um diese Verwirrung wieder zu einer Harmonie zu vereinigen. Ausgestattet mit den Kenntnissen im Gebiete der Anatomie und Physiologie, welche namentlich unter und nach den Ptolemäern in Alexandria in dem vergangenen Zeitraume gewonnen worden waren, und eingeweiht in die Philosophie der Vor- und Mitwelt, führte er auf dem Grunde der ersten ein System der Medicin auf, welches nach ihm durch das ganze Mittelalter hindurch seine Festigkeit erhielt. Die politische Umgestaltung von ganz Europa mit ihren Stürmen hatte um diese Zeit die Medicin aus den von german. Stämmen besetzten Ländern gänzlich vertrieben und in die Hände der Araber gegeben, welche jedoch auch die Galenischen Lehren mit den Ländern, die sie eroberten, als Beute überkommen hatten und die Wissenschaft selbst fast neu erhielten, ohne sie weiter fortzubilden, denen aber das Verdienst nicht abzusprechen ist, durch Vervollkommnung einzelner Doctrinen zur spätern Vervollkommnung des Ganzen beigetragen zu haben. Der wahre wissenschaftliche Geist in seiner Allgemeinheit war in dem immer mehr und mehr sich verkleinernden griech. Kaiserreiche zurückgeblieben und flüchtete, als seine bisherige Heimat endlich ein Schauplatz der wildesten Verheerung wurde, in das nach langen Stürmen ruhende Abendland, wo er von dieser Zeit an eine bleibende Stätte fand.

Das erneuerte Studium der alten Schriften über Medicin, namentlich der des Hippocrates, erhob diesen Begründer der Wissenschaft endlich zu seinem verdienten, ihm vorher noch nicht gespendeten Ansehen und läuterte die auf irrigen Annahmen ruhenden Ansichten durch Zuziehung der unterdessen errungenen Kenntniß der Natur. Jedoch schon ehe die Hippokratistische Medicin durch einzelne glänzende Beispiele sich wieder in ihrer Reinheit erhob, mußte das Galenische System den aus ihm selbst genommenen Widerlegungsgründen und einer neuern, der Cultur und den Fortschritten der Naturwissenschaften entsprungenen höhern Anschauung der Medicin weichen, einer Anschauung, die in ihren Lehren sich einem Mysticismus anschloß, der nicht wie früher in die Tempel sich verschloß, sondern offen hervortretend um Verbreitung kämpfte. Durch Paracelsus (s. d.) Feuereifer stürzte das Galenus Gebäude zusammen. Vergebens suchte der Dogmatismus auf den Trümmern desselben sich von neuem eine Alleinherrschaft zu gründen; Paracelsus selbst, van Hel-

mont (f. d.), Sylvius (f. d.) unternahmen es, das iatrochemische System aufzuführen; nach Harvey's (f. d.) Entdeckung des Blutumlaufes traten die Iatromathematiker (f. d.) auf, und die verschiedenen Systeme von Friedr. Hoffmann (f. d.), Stahl (f. d.), Brown (f. d.), Hahnemann (f. d.), Broussais (f. d.) und Rasori folgten. Sowie von jeher die Gestaltung der Philosophie in einem jeden Zeitraume in der Auffassung der Medicin reflectirte, so konnte auch im 19. Jahrh. der Einfluß des naturphilosophischen Systems von Schelling (f. d.) nicht ausbleiben und erreichte auf der praktischen Seite in Kieser's (f. d.) System der Medicin und auf der theoretischen in R. M. Hoffmann's „Idealpathologie“ (Stuttg. 1834) seine höchste Spitze. Aber alle die Genannten gewannen nur einen beschränkten Kreis von Anhängern und ihre Systeme konnten den ungleichen Kampf mit der ruhig ihren Gang fortschreitenden Wissenschaft nur eine Zeit lang fortführen. Diese gewann aber durch den einfachen Grundgedanken, daß alles ärztliche Wirken sich auf eine getreue, unbefangene Naturbeobachtung stützen müsse und durch den Fleiß, welchen dieser Gedanke hervorrief, fortwährend an Ausbildung in allen ihren einzelnen Zweigen, welches die ungeheuern Fortschritte der Physik seit Galilei (f. d.), der Kosmologie seit Copernicus (f. d.), der Naturkunde im engeren Sinne seit Buffon (f. d.) und Linné (f. d.), der Anatomie und Physiologie seit Harvey und Haller (f. d.) u. s. w. genugsam beurlunden. Durch alles Dieses wurden dem Rationalismus hinreichende Mittel gegeben, sich unabhängig vom Empirismus und Dogmatismus zu erhalten, und derselbe berechtigt, in den schon errungenen Triumphen sichere Bürgen für künftige zu erblicken. Wenn freilich der Gewinn, den die Therapie als höchsten Endzweck der Medicin aus allen diesen Entdeckungen gezogen hat, noch Vielen, namentlich den Uneingeweihten, nicht klar ist, oder sich nicht als genügend herausstellt, so muß zwar bemerkt werden, daß allerdings dieser Theil der Medicin mit den andern in der Vervollkommnung nicht gleichen Schritt gehalten zu haben scheint, daß aber die Therapie die leidende Menschheit als Object hat und der Experimentation dadurch eine feste, nur vorsichtig zu überschreitende Grenze gesetzt ist, indem die bloße Überzeugung von der Heilkraft eines Mittels ohne gegründete Beobachtungen den Arzt noch nicht berechtigt, es andern genauer bekannten vorzuziehen. Hat sich nun durch den Mangel an Fortschritten in der Therapie in der neuesten Zeit auf der einen Seite ein oft vom Zweifel in der Wissenschaft bis zur Verzweiflung an derselben steigender Skepticismus geltend gemacht, so hat man auf der andern angefangen, durch Untersuchung der organischen Veränderungen, welche eine Krankheit im Körper hervorbringt, diese selbst genauer kennen zu lernen, um nach Feststellung der Beschaffenheit einer Abnormität leichter das Mittel zu finden, letztere zu entfernen. Es ist die pathologische Anatomie und Physiologie, welche mit Messer, Retorte und Mikroskop ausgerüstet, die Krankheit bis in ihre kleinsten Details verfolgt, welche weder allein den Erscheinungen, die auf der äußern Oberfläche des Körpers den unbewaffneten Sinnen sich darbieten, noch dem Schlusse, der sich aus einer Hypothese über das Wesen des Lebens herleiten läßt, die Gründe für ihre Diagnose entnimmt, sondern sorgfältig die Erscheinungen vor dem Tode mit den Ergebnissen der anatomischen Untersuchung nach demselben vergleicht, die gewonnenen Aufklärungen auf ähnliche Fälle überträgt und so die Masse des Positiven vermehrend, der Medicin und namentlich der Therapie eine breitere, festere Basis unterzulegen verspricht. Bei dem Fleiße, der in der neuesten Zeit sich in Hinsicht auf diese Wissenschaft sowohl als in allen andern zur Medicin gehörigen überall regt und einen unendlichen Schatz von Material aufgehäuft hat, ist es wohl zu erwarten, daß auch bald ein ordnender Geist prüfend und sichtig eingreifen und dem aufgefundenen Guten die Stelle anweisen werde, die es seiner Natur nach ausfüllt. Vgl. Kurt Sprengel, „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde“ (5 Bde., 3. Aufl., Halle 1821—28); Choulant, „Tafeln zur Geschichte der Medicin“ (Lpz. 1822, Fol.); Hecker, „Geschichte der Heilkunde“ (2 Bde., Berl. 1822—29) und Friedländer, „Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde“ (Lpz. 1838—39).

Medien hieß im Alterthume der größtentheils gebirgige nordwestliche Theil von Iran; es wurde im Norden durch das Kaspische Meer, im Osten durch Parthien, im Süden durch Persien, im Westen durch Assyrien begrenzt, und umfaßte die heutigen pers. Provinzen Aserbeidschan, Ghilan, Masenderan und Irak Adschemi. Die Meder waren

durch Sprache, Religion und Sitte mit den Sogdianern und Baktriern, am nächsten mit den eigentlichen Persern verbunden und bildeten mit ihnen den arischen Zweig des indogerman. Stammes. (S. Indogermanische Sprachen.) Nachdem sie, früher als die andern arischen Völker, sich von dem Joch der Assyrer befreit hatten, um 700 v. Chr., vereinigten sich, nach Herodot, die einzelnen Stämme und wählten den Dejoces zu ihrem Richter und Oberhaupt, dem sie Ekbatana (s. d.) als Hauptstadt erbauten. Sein Sohn Phraortes unterwarf die Perser, fiel aber gegen die Assyrer. Das Reich derselben, mit dem babylon. Nabopolassar verbunden, zerstörte um 600 v. Chr. des Phraortes Sohn Cyaxares (s. Assyrien), der auch die scythischen Horden, die Vorderasien und Syrien plündernd durchstreift hatten, als sie M. heimsuchten, überwand. Ein Krieg, den er mit Alyattes von Lydien (s. d.) führte, wurde durch die Verheirathung von dessen Tochter mit seinem Sohn Astyages beendet. Astyages selbst wurde 560 durch seinen Enkel Cyrus (s. d.) der Herrschaft beraubt. Damit hörte das medische Reich auf zu bestehen und an seine Stelle trat das der Perser, denen Cyrus durch seinen Vater angehörte. Die drei edelsten pers. Stämme erhielten durch ihn zwar den Vorrang vor den Medern, übrigens aber wurden diese den Persern völlig gleich behandelt, und die Priesterkaste der Magier bestand fortwährend nur aus Medern; Ekbatana aber wurde die Sommerresidenz der pers. Könige. Diese pers. Provinz M. eroberte Alexander der Große 330 v. Chr. und gab sie dem Parmenio zur Verwaltung; nach dessen Tode erhielt sie Pythion, der mit Antigonos gegen Eumenes kämpfte. Durch Seleukus I. Nikator wurde M. ein Theil des syr. Reichs der Seleuciden (s. d.) und einer derselben, Antiochus III. (s. d.), fügte nach 220 v. Chr. auch das Küstenland zwischen dem Albors und dem Kaspiischen Meere, das nach einem Satrapen des Darius, Atropates, bei dessen Nachkommen es blieb, Atropatene oder im Gegensatz gegen das übrige M. Kleinmedien genannt wird und das Alexander auf seinem Zuge nicht berührt hatte, zu seiner Herrschaft, da dessen Fürst Artabazanus sich willig unterwarf. Durch den Arsaciden Mithridates I. wurde M. dem syr. Könige Demetrius Soter 152 v. Chr. entrißen und gehörte nun zu den Ländern der Parther (s. d.). Einen eignen König hatte es um 36 v. Chr. an Artavasdes, gegen den der Triumvir Antonius Krieg führte. Im J. 216 n. Chr. machte Caracalla auf seinem Zuge gegen die Parther einen Einfall in M.

Medigo (Joseph Salomo des), der Sohn Elia's Ben Elieser, aus einer ausgezeichneten, aus Deutschland stammenden jüd. Familie, geb. am 16. Juni 1591 in Candia, studirte in Padua, wo er Galilei hörte und sich in Philosophie, Astronomie und Heilkunde große Kenntnisse erwarb. Nach kurzem Aufenthalte in seiner Heimat, die er 1616 wieder verließ, machte er Reisen nach Aegypten, der Türkei und Polen, wo er 1621—24 verweilte. Hierauf wurde er Hausarzt bei dem Fürsten Radziwil. Später wendete er sich nach Hamburg und Glückstadt, und ließ sich um 1628 in Amsterdam nieder, wo er gegen 20 Jahre gewohnt zu haben scheint. Zuletzt ging er nach Prag, wo er am 16. Oct. 1655 starb. Er strebte in allen Fächern nach klarer Erkenntniß, und behandelte jeden Gegenstand großartig. Namentlich war er auch ein großer Kenner der Literatur. Leider besitzen wir von ihm nur einzelne Versuche und Bruchstücke, die von seinen Zuhörern und Freunden herausgegeben wurden; dahin gehören „Elim und Majan Gannim“ (Amst. 1629); eine Sammlung von Aufsätzen über Philosophie, Kabbala u. s. w. (Waf. 1629); Hippokrates' „Aphorismen“ (hebr., Prag) und der Brief „Ahus“ über hebr. Literatur (Berl. 1840) in dem Werke „Melo Chosnajim“ (von Geiger). — Elia Ben Moses Abba del M., aus derselben Familie, unter dem Namen Elia Creten sis bekannt, lehrte Philosophie in Padua, wo Pico sein Zuhörer war, schrieb Mehres in hebr. und lat. Sprache, und starb 1493.

Medina, arab. Medinat al Nabi, d. h. die Stadt des Propheten, zwischen dürren Bergen gelegen, in der arab. Provinz Hedschas, mit einer Bevölkerung, die sehr abweichend von 6—20000 E. angegeben wird, ist berühmt durch Mo h a m m e d ' s (s. d.) Flucht dahin und dessen Tod daselbst. Der angeblich noch unversehrte Leichnam des Propheten befindet sich in einem mit kostbaren Teppichen bedeckten Sarge von weißem Marmor, welcher zwischen den Särgen der Khalifen Abubekr und Omar in der prächtigen Moschee steht, die auf der Stelle des Hauses erbaut ist, in dem Mohammed starb. Die Wache dabei versehen

40 schwarze Verschnittene. Die aus den Geschenken frommer Pilger in der Moschee aufgehäuften bedeutenden Schätze wurden in neuester Zeit von den Wahabiten geraubt. Außerdem ist die von Mohammed selbst bei seiner ersten Ankunft in M. erbaute Moschee merkwürdig. Die Stadt hat 30 öffentliche Lehranstalten, treibt einigen Handel, insbesondere über die nahe Hafenstadt Jambo am Rorhen Meere, nährt sich aber vorzüglich als heilige Stadt durch die Pilgrime und die dahin fließenden Geschenke und steht unter dem Großscherif von Mekka (s. d.).

Mednyänsky (Mioys, Freiherr von), bekannt als deutscher Schriftsteller, geb. aus einer alten ungar. Familie am 20. Apr. 1784 zu Priečopa in der thuroczer Gespanschaft, erhielt seine erste Bildung im Piaristencollegium zu Trenčin und in der Theresianischen Ritterakademie in Wien. Nach vollendeten Studien bei der ungar. Hofkammer angestellt, zeigte sich sein patriotischer Eifer besonders bei den Vorbereitungen zu dem Kampfe D'Alvidas im J. 1809. In Folge des unglücklichen Ausgangs desselben zog er sich auf seine Güter zurück. Durch seine Opposition auf dem Landtage von 1811 gegen das berufene Finanzpatent fiel er bei Hofe in Ungnade. Seitdem wirkte er mehr im stillen Privatkreise und im Vereine mit gleichgesinnten ungar. Patrioten, bis er 1825 von neuem in der Magnatenkammer als Vorkämpfer für die Freiheiten des Vaterlandes auftrat, und zwar in so würdiger Haltung, daß er zum Mitgliede des Ausschusses ernannt wurde, dem die Vorbereitung der Gesesentwürfe für den nächsten Landtag oblag. Im folgenden Jahre trat er auch wieder als Statthaltereirath in den Staatsdienst und wurde 1831 Wirklicher Geh. Rath und 1839 Präses der neuerrichteten Studiencommission und der damit verbundenen Censurstelle für Ungarn. Auch bekleidete er die Obergespanschaft der Comitate Neutra und Trenčin und starb am 14. Juni 1844. Wie überhaupt jedes für Ungarn gemeinnützige Unternehmen sich seiner Mitwirkung zu erfreuen hatte, so war er auch ein eifriger Beförderer der literarischen Bestrebungen seines Vaterlandes, die er durch zahlreiche Arbeiten in Hammer's „Fundgrube“, im „Hesperus“ und in dem „Archiv“ von Hormant fördern half, mit dem er 1820—29 das „Taschenbuch für vaterländische Geschichte“ herausgab. Von seinen selbstständigen Schriften sind zu erwähnen die „Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungarn“ (Pesth 1826; 2. verb. Aufl., 1844) und „Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit“ (Pesth 1829).

Medor, s. Bordeauxweine.

Medon, der Sohn des Kodrus (s. d.), machte, gleich seinem Bruder, nach dem Tode des Vaters Ansprüche auf den Königsthron, wurde aber statt dessen zum Archonten erwählt. — **Medon**, ein Sohn des Oileus und Bruder des Hjar; wanderte nach Phylate aus, weil er einen Verwandten seiner Stiefmutter Criopis erschlagen hatte, und wurde vor Troja von Aneas erlegt.

Medüsa, s. Gorgo.

Medüsen, s. Akalephen.

Meer heißt im Allgemeinen die ganze zusammenhängende Wassermasse, welche das Festland der Erde von allen Seiten umgibt und wahrscheinlich von Pol zu Pol reicht. Es bedeckt von den 9,280000 □M., welche die Oberfläche des Erdkörpers misst, 6,856000 □M. und nimmt sonach mehr als zwei Drittheile der gesammten Erdoberfläche ein. Die beiweitem größte Wassermasse kommt auf die südliche Hemisphäre; die Hauptmasse des Festlandes aber findet sich um den Nordpol. Um sich auf dieser großen Wasserfläche leichter orientiren und die wechselseitige Lage der Landmassen bequemer bestimmen zu können, haben die Geographen das Meer in gewisse Hauptabtheilungen zerlegt, deren sie fünf annehmen, die bald Oceane, bald Meere genannt werden. Diese Hauptabtheilungen sind das nördliche Eismeer und das südliche Eismeer (s. d.); das Atlantische Meer (s. d.); das Stille Meer oder der Große Ocean, der Australocean oder die Südsee (s. d.), und das Indische Meer. Von diesen Hauptmeeren unterscheiden sie wieder die sogenannten Nebenmeere, größere Meerearme, die von den Hauptmeeren aus in die Ländermassen hineinreichen, auch Binnenmeere genannt. Kleinere Einbiegungen des Meers in das Land heißen Meerbusen (s. d.) oder Golfe, Buchten, Baien (s. d.), Nheden (s. d.) und Häfen (s. d.); Meerarme, welche zwischen zwei Ländermassen hindurchgehen und größte Meere miteinander in Verbindung

legen, Meerengen (s. d.), Strafen, Kanäle oder Sunde; die Ränder des Festlandes, welche das allgemeine Gewässer auf der Oberfläche berühren, Küsten. Sie werden hohe oder Steilküsten genannt, wenn hohe Gebirgsmassen am Wasser endigen, dagegen Geslade oder Strand, wenn große Ebenen gegen das Meer auslaufen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westl. schot. Inseln. Die Meerestiefe ist noch sehr unvollkommen erforscht, weil die Mittel, deren man sich zur Messung derselben bedient, ihrem Zwecke nicht vollkommen entsprechen. In den tiefen Meeren vermag das Senkblei (s. d.) nicht mehr den Grund zu erreichen, weil, wie schwer man auch das Blei nehmen mag, dennoch die Leine endlich verhältnißmäßig so lang wird, daß sie das Blei schwimmend erhält. Daß aber die Tiefe an manchen Stellen sehr groß sein müsse, beweisen viele Erfahrungen; so fand in neuerer Zeit Ellis in der Hudsonsbai mit 891 Faden (zu 6 F.) und Capitain Ross in der Baffinsbai mit 1050 Faden erst Meeresgrund; und der jüngere Scoresby will in der Mitte zwischen Spitzbergen und Grönland das Bleiloth gar bis zu einer Tiefe von 1200 Faden hinabgelassen haben. Eine sehr schnelle Abwechslung der Meerestiefe findet namentlich in der Nähe der Küsten statt. Auch ist erwiesen, daß Binnenmeere in der Regel eine weit geringere Tiefe haben als der offene Ocean. Aus den verschiedenen Tiefen, welche das Meer an verschiedenen Orten hat, können wir nun schließen, daß auch der Meeresgrund, ähnlich der Oberfläche der Erde, wie mit Thälern und weiten Ebenen, so mit Anhöhen, einzelnen Bergen und ganzen Gebirgen ausgestattet sein werde. Die Spitzen und Rücken unterseeischer Berge zeigen sich vorragend als Inseln (s. d.) und sicherlich sind die unzähligen niedrigen Inseln, mit denen der Große Ocean übersät ist, und die ihr Dasein der Thätigkeit der Korallenthier verdanken, nichts Anderes als die höchsten Gipfel von weitgestreckten unterseeischen Hochflächen. Auch die Bänke im Meere sind solche Erhöhungen des Meeresbodens; sie heißen Sandbänke, wenn sie aus Sand bestehen, Korallenbänke, wenn sie mit Korallengewächsen bedeckt sind und Austerbänke, wenn sie diesen Schaalthieren zum Aufenthalte dienen. Riffe heißen die an der Küste sich hinziehenden Reihen von Felsen und Klippen. In der Ostsee führen die einen Theil der schwed. Küste einfassenden Klippen den Namen Scheeren. Das Meer nimmt die meisten das Land durchschneidenden Flüsse in sich auf, ohne selbst einen Abfluß zu haben; es würde daher un-
aufhörlich zunehmen und steigen müssen, wenn nicht durch die fortwährend an seiner Oberfläche stattfindende Wasserverdunstung ebenso viel Wasser, als in dasselbe zufließt, von der Atmosphäre aufgenommen, als Wolken über die ganze Erdoberfläche getrieben würde und als Nebel und Regen auf dieselbe wieder herabfiel.

Dem allgemeinen Gesetze des Wassers, daß es stets strebt, an seiner Oberfläche einen horizontalen Stand einzunehmen, folgt auch das Meer, und da alle Meere untereinander in Verbindung stehen, so ergibt sich hieraus, daß die Oberfläche des Meeres auch überall dieselbe Höhe haben muß. Deshalb wird auch der Meerespiegel als die einzig wahre Grundlage der Messungen, nach der wir die Höhe des Festlandes bestimmen, allgemein angenommen. So richtig dieser Grundsatz im Allgemeinen ist, so machen doch hiervon die Binnenmeere meist eine Ausnahme, indem diese in der Regel einen höhern Wasserstand haben, als der offene Ocean. Die Ursache davon liegt in der verhältnißmäßig größern, von den Küsten aus ihnen zufließenden Wassermenge, deren sie, vom Festlande nach den meisten Seiten hin eingeschlossen und mit der übrigen Wassermasse nur durch enge Kanäle verbunden, nicht so schnell sich entledigen können. Daß das Meer, wie Einige behauptet haben, in einer fortwährenden Abnahme begriffen sei, läßt sich, trotz der dafür angeführten scheinbaren Thatfachen, ebenso wenig erweisen, wie die entgegengesetzte Behauptung, daß eine allmähliche Erhebung desselben stattfindet. Nächst den Höhenverschiedenheiten einzelner Theile des Meeres bilden einen noch interessanteren Wechsel des Niveaus die Erscheinungen der Gezeiten oder der Ebbe und Flut (s. d.). Von den Gewässern des Festlandes unterscheidet sich das Meerwasser ganz besonders durch seinen eigenthümlichen Geschmack, der außer seiner salzigen Beschaffenheit noch einen Zusatz von widerlicher Bitterkeit hat, übrigens in den verschiedenen Meeren verschieden und bei größerer Entfernung vom Lande am salzigsten ist. Das Salz verhindert die Fäulnis des Seewassers keineswegs, die Erfahrung lehrt vielmehr, daß das Seewasser, selbst wenn es in Ruhe steht, und Alles im Seewasser

viel leichter fault, als in reinem Wasser. Dagegen gibt der Salzgehalt dem Meerwasser einen Zusatz von specifischer Schwere, der es geschickt macht, größere Lasten zu tragen und das Schwimmen erleichtert. Die Meeresfarbe im Allgemeinen ist schwach grünlich (meergrün); aber in dieser Grundfarbe treten vielfache Änderungen ein, die bald in dem Leuchten der Sonne, bald in der Farbe des Himmels, bald in der Nähe und Farbe des Grundes, bald in andern Einwirkungen ihre Ursachen haben mögen. Wenn die Sonne in schräger Richtung das Meer bescheint, so sieht man häufig auf der Lichtseite einen herrlich smaragdgrünen Schein, auf der Schattenseite zeigt sich dagegen ein ebenso herrliches Purpuroth. Bei Stürmen pflegt das Meer grün, und in Gegenden, wo das Senkblei bald den Grund erreicht, oft milchfarbig zu erscheinen; Klippen verursachen einen bräunlichen oder schwärzlichen, Schlammgrund einen graulichen Ton; Kalkküsten geben dem Wasser eine auffallend helle Farbe, und vom Ufer aus erscheint das Meer zuweilen ganz dunkelblau. Eine merkwürdige Erscheinung ist auch das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt und von Forster aus drei verschiedenen Ursachen erklärt wird. Zuweilen leuchtet nämlich bloß die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt, was Forster von der aus Reibung des Schiffs am Wasser, bei der schnellen Bewegung, erregten Electricität herleitet; öfters leuchten aber alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, was, besonders zur Zeit der Windstille, phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Stoffen zuzuschreiben ist; endlich scheint zuweilen das ganze Meer mit funkelnden Sternen übersät zu sein, wobei nicht nur die Oberfläche, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt und die Fische wie aus Feuer gebildet scheinen, was, wie genaue Untersuchungen dargethan haben, von leuchtenden Seewürmern herrührt. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Meeres ist auch noch seine außerordentliche Durchsichtigkeit, die im Allgemeinen weit größer als in dem mit fremden Theilchen reich geschwängerten Wasser der Flüsse und in den kalten Klimaten auffallender als in den heißen ist. Das Licht dringt, nach den Ausfagen der Taucher, 50—60 F. und noch tiefer unter die Oberfläche des Meeres ein und man hat häufig bei 200 F. Tiefe noch den Meeresgrund deutlich gesehen, ja Capitain Wood thatete bei seinem Versuche, die nordöstliche Durchfahrt zu entdecken, 1676 in der Nähe von Nowaja Semlja eine Tiefe von 480 F., wo nicht allein der Boden, sondern auch die auf dem Grunde liegenden Muscheln deutlich zu erkennen waren. Die Temperatur des Meerwassers an der Oberfläche hängt mit der Temperatur der Luft zusammen, nur ist die Veränderlichkeit derselben beim Wasser nicht so groß als bei der Luft. Es nimmt daher die Temperatur des Meeres ebenso wie die der Luft vom Pole gegen den Aequator hin zu, obwol locale Verhältnisse auch hier manche Anomalie bewirken. Dagegen verhält es sich mit der Temperatur des Meeres in größeren Tiefen gerade umgekehrt als mit der Temperatur des Festlandes. Diese nimmt zu, die Wärme des Meeres dagegen scheint fortwährend geringer zu werden, je tiefer man eingebrungen ist, und sinkt in den ansehnlichsten Tiefen selbst unter den Gefrierpunkt herab.

Da in Ruhe stehendes Meerwasser sehr bald in Fäulniß übergeht, so muß man als eine der weisen Einrichtungen der Natur, um die Reinheit desselben zu erhalten, die Bewegungen ansehen, die das Meer fortdauernd erfährt. Diese Bewegungen sind theils regelmäßig, theils unregelmäßig. Zu den regelmäßigen gehört, außer der Ebbe und Flut, vor Allem das großartige Phänomen der Meeresströmungen, unter denen die erste Stelle ohne Zweifel die sogenannte Aequatorialströmung oder der Oststrom, von Einigen auch Notation des Meeres genannt, einnimmt. Diese Strömung erscheint im Atlantischen Ocean unter dem Aequator und hat ihren Grund in den unter den Wendekreisen beständig herrschenden Ostwinden und in der täglich zwei Mal wechselnden Flut, sowie in dem Einflusse, welcher durch den Umschwung der Erde um ihre Achse auf die Wassermasse hervorgerufen wird. Sie nimmt ihren Anfang den Inseln Sanct-Thomas und Annobon im Guineischen Meerbusen gegenüber, hat bis zum Eintritt in die Caraibische See eine Länge von mindestens 4000 M., fließt gerade auf Westindien los, spaltet sich aber, sowie sie sich der amerikan. Küste nähert, in einen nördlichen und einen südlichen Zweig, welcher letztere beim Cap Saint-Roque wieder in eine südwestliche und westnordwestliche Abtheilung zerfällt. Diese ist die brasil. Küstenströmung, die jedoch das Gestade nicht selbst zu erreichen, sondern

sich in einer gewissen Entfernung von demselben zu halten scheint, diese dagegen bildet den Hauptarm der Äquatorialströmung, dessen Richtung sich nach den nördlichen Küsten Brasiliens bestimmt und der ebenso durch seine bedeutende Breite wie durch seine große Geschwindigkeit sich auszeichnet. Außerdem gibt es noch eine Anzahl besonderer Meeresströme. Zu den wichtigsten gehört der Golfstrom. Derselbe entsteht dadurch, daß die große Wassermenge des Atlantischen Meeres in ihrer westlichen Richtung durch die entgegenstehenden Küsten von Amerika gehemmt, sich nach Norden herumwendet und bei der Nordküste von Mittelamerika und der Südküste der Vereinigten Staaten vorbei um die Südspitze von Florida herum längs der Ostküste der Vereinigten Staaten hinläuft, sich dann nach Neufundland und von hier östlich nach Europa zurückwendet. Die Geschwindigkeit seines Laufs auf dem mehr als 420 M. langen Wege beträgt in der Stunde eine Meile und in der Straße von Florida steigt dieselbe bis auf 2—4 M. in der Stunde. Strömungen ähnlicher Art gibt es von St.-Katharina nach Brasilien und dann zum Vorgebirge der guten Hoffnung, ferner in der Sundastraße bei Sumatra, zwischen Malakka und Cochin, die vom Apr. bis Aug. ostwärts, dann aber mit solcher Heftigkeit nach Westen fließt, daß das Meer braust. Auch gibt es sogenannte Doppelströmungen des Meeres, die sich kreuzen, d. h. übereinander in direct entgegengesetzter Richtung sich ergießen. So hat man durch unwiderlegliche Erfahrungen nachgewiesen, daß unterhalb des sichtbaren, vom Atlantischen Meere durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer sich ergießenden Stromes ein anderer, entgegengesetzter durch dieselbe Meerenge vom Mittelmeer in das Atlantische gehe, und ähnliche Doppelströmungen kommen im Bosphorus bei Konstantinopel, im Bab el Mandeb, am Eingange des Nothen Meeres und im Sunde vor. Eine andere Art der Bewegung des Meeres, wodurch die Ruhe und das Gleichgewicht seiner Oberfläche gestört wird, ist auch die mittels der Stürme bewirkte Wellenbewegung. Verliert nämlich die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasseroberfläche und stört dadurch auch auf dieser das Gleichgewicht oder den wahren Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßene Theil über den nächstliegenden, dieser wird niedergedrückt, und es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdreht und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen großen Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, sodas sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Diesen Zustand, welchen die Seefahrer hohe See nennen, ist schrecklicher und gefährlicher als der Sturm selbst. Noch gehören zu den Bewegungen des Meeres die Strudel oder Wirbel, welche entstehen, wenn das Wasser an einem Orte mit heftiger Gewalt in kreisförmiger Bewegung herumgetrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Malstrom (s. d.). Im Alterthum waren die Skylla (s. d.) und Charybdis (s. d.) gefürchtet.

Meer (Jan van der), ein berühmter niederländ. Maler, geb. 1650 zu Utrecht, lieferte namentlich vortreffliche Landschaften und Genrestücke. Er starb im J. 1606.

Meerbusen oder **Golf** (sinus, ital. golfo) heißt ein schmaler Theil des Meeres, der sich tief in das feste Land hinein erstreckt. Von Buchten und Baien (s. d.) unterscheidet sich der Meerbusen bloß dadurch, daß er größer als diese ist.

Meereicheln, s. **Balancen**.

Meerenge (Bosphorus) oder **Sund**, auch **Straße** oder **Kanal**, nennt man den schmalen Durchgang des Meeres zwischen Ländern oder Inseln u. s. w.

Meergeräusen, s. **Geusen**.

Meergötter, göttliche Wesen, welche die Phantasie der Griechen, die Alles belebte, nach den verschiedenen Erscheinungen, die das Meer darbietet, individuell ausbildete, waren insgesammt dem Poseidon oder Neptun untergeordnet. Die wichtigsten sind **Dæaon** (s. d.), der Beherrscher des äußern Meeres, und dessen weibliche Nachkommen (die **Dæani**

den), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen (f. d.) bekannt sind, sowie Lethe (f. d.), des Okeanos Gattin; ferner Nereus (f. d.), der Beherrscher des innern Meeres, und dessen Gattin, die Okeanide Doris (f. d.) nebst ihren 50 Töchtern, den weissagenden Nereiden, unter welchen Galatea (f. d.) und Thetis, die Mutter des Achilles, hervorragten, und hauptsächlich Amphitrite (f. d.), des Poseidon Gemahlin; sodann der Sohn Poseidon's, Triton (f. d.), und die Tritonen, und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus (f. d.), Glaucus (f. d.), Leukothea (f. Ino) und Melikertes (f. d.) oder Palamon, bei den Römern Portunus genannt, die Skylla (f. d.), die täuschenden Sirenen (f. d.) und die Stromgötter, die männlichen Nachkommen des Okeanos, namentlich Achelous (f. d.). In der Kunst gehen die Dämonen des Meeres von der erhabenen Gewalt des Poseidon, der Schönheit der Amphitrite und Thetis, durch mancherlei Mittelstufen in die phantastisch geformten Ungeheuer der See über. Namentlich bilden einen schönen Contrast die fischgeschwänzten, oft mit Seepflanzen überwachsenen und auf Seemuschelblasenden Tritonen, und die meist menschlich gebildeten Nereiden, welche in der frühesten Kunst als leicht bekleidete, dann gewöhnlich als unbekleidete, sehr anmuthige Mädchengestalten dargestellt werden.

Meerkagen sind eine besondere Abtheilung schlaffschwänziger Affen der alten Welt. Der ursprüngliche Volksname mag wol daher gekommen sein, daß man diese Thiere nur über das Meer, aus Afrika, brachte. Der Arten sind ziemlich viele; die gemeinste ist der in allen Menagerien anzutreffende *Macaco*, dessen eigentliches Vaterland man sonderbar genug nicht kennt. Eine andere seit den ältesten Zeiten bekannte Art ist der von den Capverdischen Inseln stammende sogenannte *grüne Affe* oder *Callitricha*, von 2 F. Höhe, grünlichgelber Färbung, mit schwarzem Gesicht und gelbem Backenbart.

Meerman (Johann, Reichsfreiherr von), als Mensch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichnet, geb. im Haag am 1. Nov. 1753, aus einem alten, angesehenen Geschlechte, war der einzige Sohn des als Herausgeber des „*Thesaurus juris civilis et canonici*“ und der „*Origines typographicae*“ rühmlich bekannten Gerhard W., geb. in Leyden 1722, der in den deutschen Reichsfreiherrnstand erhoben wurde und als Rathspensionair in Rotterdam 1771 starb. Der Sohn erhielt seine erste Bildung im Haag und in Rotterdam. Kaum zehn Jahre alt, übersetzte er Molière's „*Mariage forcé*“ und ließ diese Arbeit ohne des Vaters Wissen drucken. Er studirte hierauf in Leyden, Leipzig und zu Göttingen, wo er sich Heyne's dauernde Freundschaft erwarb, bereiste England, Italien, Frankreich und den größten Theil Deutschlands und erwarb sich 1774 zu Leyden die juristische Doctorwürde. Im J. 1787 machte er eine neue Reise nach England, Schottland und Irland, Deutschland, Italien und den nord. Reichen. Unter der franz. Herrschaft wurde er 1811 franz. Senator. Nach der Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und starb am 19. Aug. 1816 als der Letzte seines Geschlechts. Neben seinen Reiseberichten und zahlreichen historischen und staatsrechtlichen Schriften erwarb er sich auch ein großes Verdienst bei der Bearbeitung der „*Jaarboeken van Wetenschappen en kunsten in het koningrijk Holland over de jaren 1806—7*“ (1809—10). Zuletzt beschäftigte ihn die Herausgabe von Jean Vandenesse's „*Histoire des voyages faits par l'empereur Charles V depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort*“, die er mit Anmerkungen begleitete. Auch übersetzte er Klopstock's „*Messias*“ ins Holländische (4 Bde., Haag 1803—15, 4.). Seine Witwe, eine geschätzte Dichterin, beschrieb sein Leben. Seine ausserlesene Bibliothek, deren Katalog eine literarische Merkwürdigkeit ist, wurde 1824 im Haag verauctionirt und gewährte einen Ertrag von 171000 holländ. fl.

Meerneffeln, f. Aktinien und Akalephen.

Meerrettig (*Cochlearia armoracia*), eine im wärmern Europa und in Deutschland einheimische sehr artenreiche Pflanze mit großer, starker, ästiger, kriechender Wurzel, zeichnet sich durch ein flüchtig scharfes Princip eigenthümlicher Natur in ihrer Wurzel aus, das auch im Samen des Senfs, in den Blättern und Stengeln der Brunnen- und Gartenkresse, des Löffelkrauts und in der Wurzel des Rettigs vorhanden ist. Diese Schärfe verhindert und heilt die unter dem Namen Skorbut (f. d.) bekannte Krankheit. Insbesondere findet sie sich im Meerrettig und Senfsamen so concentrirt, daß man beide medicinisch gleich den

Senfteigen benutzt, denen sie frisch gerieben im Herbst und Winter sogar vorzuziehen ist, weil sie die Haut weit schneller als diese röthet.

Meerschäum, ein in Griechenland bei Theben, in Kleinasien, in Spanien und in Frankreich am Montmartre vorkommendes, aber ziemlich seltenes Mineral, besteht aus kiesel-saurer Talkerde und bricht in weißen, dichten, zähen, an der Luft härter werdenden, jedoch immer noch schneidbaren, weißen Massen. Der Meerschäum wird theils im Orient, theils an verschiedenen Orten Deutschlands durch Einpressen in Formen zu Pfeifenköpfen verarbeitet, welche besonders in Deutschland, wo für die orient. Waare Triest und Wien die Hauptdepots bilden, großen Absatz haben und theils völlig roh, theils gefärbt, theils in Öl oder Wachs gesotten, in den Handel kommen. Eine schlechtere Art Meerschäumköpfe macht man aus Meerschäumabgängen; leicht zu erkennende Verfälschungen endlich aus Gyps und andern Massen.

Meerschwein, s. Delphin.

Meerschweinchen (*cavia*), ein kleines Nagethier von gelber, schwarzer und weißer Färbung, stammt ursprünglich aus Südamerika, hat sich aber in Europa sehr heimisch gemacht und wird hier und da wegen seines hübschen Aussehens als Hausthier gepflegt.

Meerzwiebel oder *Squilla* (*Scilla maritima*), eine an den Küsten des Mittelmeers häufig wachsende Pflanze, hat eine sehr große, eiförmige Zwiebelwurzel, welche aus breiten fleischigen Schuppen gebildet, außen mit dünnen, dunkelbraunen Häuten bedeckt ist und oft mehre Pfund schwer wird. Die bei gelinder Wärme getrockneten Zwiebelschuppen werden medicinisch bei Störungen im Unterleibe, Wassersucht u. s. w. angewendet.

Megalopölis, eine im Alterthume blühende und bedeutende Stadt in Arabien, mit dem größten Theater Griechenlands, wurde bald nach der Schlacht bei Leuktra, 371 v. Chr., auf Anrathen des *Pyrrhus* (s. d.) zum Schutze gegen die um sich greifenden Spartaner gegründet, von *Leonides* III. (s. d.) aber 222 v. Chr. erobert und größtentheils zerstört. Dasselbst wurden der große und edle Feldherr *Philopomen* (s. d.) und der Geschichtschreiber *Polybius* (s. d.) geboren. Eine genaue Beschreibung der Gegend und der alten Überreste der Stadt, die sich bei dem heutigen Orte *Sinanu* finden, ist in der „*Expédition scientifique de Morée*“ (Bd. 1, Par. 1831) enthalten.

Megapenthes, der Sohn des *Protos* und Vater des *Anaxagoras* und der *Iphigeneira*, war Herrscher von *Tiryns*, welches er später an *Perseus* gegen *Argos* vertauschte. Er tödtete den *Perseus*, um des Vaters Tod zu rächen — *Megapenthes*, der Sohn des *Menelaos* und der Sklavin *Pieris* oder *Leridaë*, vertrieb nach einer rhodischen Sage mit seinem Bruder *Nikostatos* die *Helena* nach des *Menelaos* Tode aus *Sparta* nach *Rhodos*.

Megara, die Tochter des Königs *Kreon* von *Theben*, war die Gemahlin des *Hera-kles*, mit dem sie den *Therimachos*, *Deifoon*, *Kreontiades* und *Deion* zeugte, die dieser in seiner Raserei umbrachte. Auch traf nach Einigen die *M.* dasselbe Schicksal; nach Andern aber verheirathete sie *Hera-kles* an den *Iolaos*.

Megara, die Hauptstadt von *Megaris* (s. d.), gegenwärtig der Sitz eines Bischofs, auf dem *Isthmus* gelegen, war im Alterthume berühmt durch den sogenannten *Muschel-marmor* und eine Art von weißem Thon, aus dem man Gefäße verfertigte. Stark befestigt, und während des pers. und peloponnes. Kriegs groß und mächtig, sank es später in Folge der unerhörten Sittenlosigkeit und Verderbtheit seiner Bewohner ganz herab, sodas zur Zeit der türk. Herrschaft seine Stätte nur noch ein elendes Dorf einnahm, welches im letzten Freiheitskampfe vollends zerstört wurde, bis man in neuester Zeit das Ganze wieder in eine neue Stadt umzuschaffen begonnen hat. Nach ihr sind die *Megarische Schule* (s. d.) und deren Anhänger die *Megariker* benannt.

Megara, eine der *Furien*, s. *Cumeniden*.

Megaraeus, der Sohn des *Hippomenes* oder des *Poseidon* und der *Enope* und Bruder der *Abrote*, der Gemahlin des *Nisos*, zog mit einem böotischen Heere dem *Nisos*, Könige von *Megara*, als dieses von *Minos* II. belagert wurde, zu Hülfe, fiel aber im Kampfe und wurde in *Megara* (s. d.), das von ihm den Namen erhielt, begraben.

Megaris, eine kleine gebirgige Landschaft in *Hellas* oder dem eigentlichen Griechenland, grenzte an *Attika*, *Korinth* und das Meer und bildet in dem jetzigen Königreiche die

Provinz gleiches Namens in dem Departement Attika. Die Hauptstadt war Megara (s. b.). Die Megarenser standen schon frühzeitig in dem Rufe der Verstellung und Falschheit, daher Megarensische Thränen, zumal da man dort auch viele Zwiebeln erbaute, von den Alten sprüchwörtlich für erheuchelte gebraucht wurden. Vgl. Meinganum, „Das alte M.“ (Berl. 1825, mit zwei Karten).

Megarische Schule heißt die von dem zu Megara (s. b.) geborenen Philosophen Euklides (s. b.) um 400 v. Chr. gestiftete Schule. Die vorzüglichsten Anhänger derselben, Megariker genannt, waren Eubulides, Diodorus Kronos, Philo und Stilpo aus Megara. Namentlich den beiden Erstern schreibt man die Erfindung verschiedener Trug- und Fangschlüsse zu, über deren Zusammenhang mit dem Ganzen ihrer Lehre kein gangbares Urtheil möglich ist, während Stilpo mehr die ethische Seite ihrer Lehre ausbildete. Vgl. Spalding, „Vindiciae philosophorum megaricorum“ (Berl. 1793); Ritter, „Über die Philosophie der Megarischen Schule“ im „Rheinischen Museum für Philologie u. s. w.“ (Jahrg. 2, Hft. 3) und Deycks, „De Megaricorum doctrina“ (Wonn 1827).

Megaspileon, das größte Kloster im Königreich Griechenland, in der Provinz Achaja im Gebirge oberhalb Postiza romantisch hoch an einer Felswand gelegen, in die es zum Theil gehauen, ist berühmt durch seine Höhlengänge und durch ein wunderthätiges Marienbild, das dem Evangelisten Lucas zugeschrieben wird und zahlreiche Pilgrime dahinzieht. Die Gründung des Klosters, das an der Stelle eines Drakels des Hercules stehen soll, fällt in das fünfte Jahrh. Die Mönche, sonst gegen 200 an der Zahl, treiben einen ansehnlichen Handel mit Reliquien.

Megerle (Ulrich), s. Abraham a Sancta-Clara.

Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten, geb. 1769 zu Kavala, einer kleinen Stadt in Macedonien, verlor zeitig seinen Vater, der Aga der Straßenwächter war, und wurde dann vom türk. Befehlshaber von Kavala, dem der Knabe seiner geistigen und körperlichen Gewandtheit wegen gefiel, in sein Haus aufgenommen. Die Erziehung, die er hier erhielt, war elend genug, denn erst später als Pascha lernte er lesen und schreiben. Auch ein in Kavala ansässiger franz. Handelsmann Namens Lion nahm sich seiner vielfach an und legte so den Grund zu M.'s Vorliebe für die Franzosen. Schon in seinem 14. Lebensjahre gab M. einen auffallenden Beweis seiner Geschicklichkeit und Energie, indem er einen in Kavala ausgebrochenen Aufruhr durch sein entschiedenes Eingreifen stillte. Eine Anstellung im Militärdienste war die Belohnung dafür, und 1787 verhalf ihm sein türk. Beschützer zu einer vortheilhaften Heirath. Eine Zeit lang gab er sich nun ausschließlich mit Handels speculationen in Taback ab; doch die franz. Expedition nach Aegypten machte dieser Beschäftigung ein Ende, indem M. im J. 1800 an der Spitze des Truppencontingents seiner Vaterstadt dahin gesendet wurde. Die glänzenden Beweise von Tapferkeit, die er auf diesem neuen Schauplatze seiner Thätigkeit bei Gelegenheit des Gefechts von Mahmanieh entwickelte, verhalfen ihm zu einer höhern Befehlshaberstelle; stufenweis stieg er nun immer höher bis zum Befehlshaber des Albanescorps in Aegypten. In dem Streite, der sich nach der Vertreibung der Franzosen aus Aegypten zwischen den Mamluken und den türk. Herrschern erhob, begründete er, mit seinen Albanesen eine eigene ziemlich zweideutige Stellung einnehmend und bald mit den Mamluken sich verbindend, bald sie bekämpfend, immer mehr seinen militairischen Ruf, zugleich aber legte er dabei den Grund zu der tödtlichen Feindschaft zwischen ihm und Khosrew Pascha, dem damaligen Pascha von Aegypten, indem er ihn entgegen half. Durch seine Klugheit, Mäßigung und Mannszucht bei den durch Türken und Mamluken gleich bedrängten Eingeborenen, insbesondere bei den Einwohnern von Kairo, die in ihm einen Erretter von der Tyrannei der Mamluken sahen, machte er sich indes so beliebt, daß diese ihn 1804 zum Pascha ausrufen ließen. Zwar nahm M., dem es zunächst nur auf die Gründung einer eigenen Partei ankam, diesen Titel nicht an, sondern ließ ihn dem neuernannten Pascha Khurschid; als aber die Erpressungen desselben das ganze Land aufbrachten, erklärte er sich offen gegen ihn, und brachte es mit Hülfe des franz. Consuls Drovetti dahin, daß er von der Pforte 1806 als Pascha von Aegypten bestätigt und zum Pascha von drei Rosischweifern ernannt wurde. Vor Allem hatte er es nun ebenfalls mit den Mamluken zu thun, die ihre alten Ansprüche

auf die Herrschaft des Landes nicht aufgeben wollten und von den Engländern unterstützt wurden. Letztere hatten sich 1807 Alexandria bemächtigt, allein M. schlug sie mehrmals, zwang sie, sich wieder einzuschiffen, und nöthigte einen Mamluken bei nach dem andern, theils mit gültlichen, theils mit gewaltsamen Mitteln zur Unterwerfung. Kaum hatte er diesen Feind bezwungen, als in den Reihen seiner eigenen Leute der Aufruhr ausbrach. Die Albanesen und Dehliis (kurdische Reiter) griffen M.'s eigenen Palast an und plünderten ihn; nur durch Geldaustheilung vermochte er den Aufruhr zu stillen. Da die damals herrschende Unordnung in den Finanzen Agyptens, die es unmöglich machte, den Sold der Truppen ordentlich zu entrichten, die Ursache zu diesen Aufständen war, so suchte M. nun seine Finanzen auf einen bessern Fuß zu bringen. Er that dies durch Vertreibung einer Menge Grundbesitzer aus ihrem Eigenthum und Einziehung der liegenden Gründe aller frommen Stiftungen und begann damit das von ihm später immer mehr ausgebildete Erpressungssystem. (S. Agypten.) Die scheinbare Unterwerfung der Mamluken dauerte indeß nicht lange, bald fingen sie ihr altes Treiben wieder an, das zwischen ihnen und M. einen Kampf herbeiführte, der nach echt oriental. Weise ebenso durch offene Gewaltthaten, wie durch Hänke aller Art und gegenseitigen Verrath geführt wurde, und dem sein Ausgang die Krone aufsetzte. Als nämlich M. sah, daß er auf die zeitherige Weise mit den Mamluken nicht fertig werden könne, beschloß er sie auf eine andere Weise zu vernichten. Zu dem Ende lud er alle in Kairo befindliche Mamlukenbeis zu einem großen Feste zu Ehren seines Sohnes Tuffun auf der Citabelle ein, und ließ sie, nachdem sie bewirthet worden, beim Fortgehen in einem engen Gange durch seine Albanesen niederschleßen, die Gefangenen aber auf der Stelle enthaupten. Gegen 470 Mamluken, darunter die angesehensten Beis, kamen bei dieser Gelegenheit um; ihre Häuser wurden geplündert, ihre Weiber geschändet; ebenso wurde in andern ägypt. Orten gegen die Mamluken verfahren, und man berechnet, daß über 1000 ermordet wurden. Der noch übrige Rest derselben warf sich nach Oberägypten, wurde aber 1812 auch hier von den Truppen M.'s geschlagen und vertrieben. Sie flüchteten nach Nubien, allein die Expedition, welche M. 1820 dahin sendete, zerstreute sie vollends. Erst jetzt nach der Vernichtung der Mamluken konnte M. zur ungehinderten Ausführung seiner Pläne schreiten. Mit starker Hand ergriff er die Zügel, und nach vielen Jahrhunderten wilder Unordnung erfreute sich Agypten endlich einmal einer geordneten Regierung und innerer Ruhe. Doch bald schien die wachsende Macht M.'s der osman. Pforte gefährlich; um sie zu brechen, trug sie ihm die Bekämpfung der immer mehr in Arabien um sich greifenden Wahabiten (s. d.) auf. Der erste Versuch unter Tuffun Pascha, M.'s zweitem Sohne, im J. 1811, mißlang; desto glücklicher war M.'s ältester Sohn, Ibrahim Pascha (s. d.), der die Wahabiten in den J. 1816—18 mit Glück bekämpfte und ihre Macht brach. So diente M. seine Herrschaft auch über einen großen Theil Arabiens aus, gleichwie er durch die Expedition gegen die Mamluken nach Nubien dieses ganze Land und selbst Nordosan sich unterwarf und dadurch den Handel mit schwarzen Sklaven in seine Gewalt bekam, den er von nun an auf die empörendste Art betrieb, indem er sich der Schwarzen auf förmlichen Jagden bemächtigte. Diese Expedition, die von 1820—22 dauerte, ist berüchtigt durch die furchtbaren Greuel, welche sich die Truppen M.'s in Folge der Ermordung ihres Anführers Ismael Pascha, des jüngsten Sohnes M.'s, durch einen eingeborenen Fürsten des Sennaar, an den Einwohnern dieses Landes erlaubten. Durch diese Kriege waren aber die albanes. Soldtruppen, die bisherigen Werkzeuge zu M.'s Erhebung, zusammengeschmolzen; es galt jetzt, da sie sich durch ihre Unbotmäßigkeit immer untauglicher zu M.'s Zwecken zeigten, sie durch einheimische Truppen zu ersetzen. So begann denn M. die Bildung einer eigenen ägypt. Kriegsmacht. Rekruten wurden aus den Fellahs ausgehoben und nach europ. Art eingeübt und organisiert; auch das Seewesen wurde auf europ. Art eingerichtet, Festungen, Werfte, Zeughäuser wurden erbaut und Werkstätten zur Verfertigung aller Arten von Kriegsbedarf und Maschinen errichtet. Um das Geld zur Durchführung dieser Unternehmungen zu gewinnen, bedurfte es aller der Maßregeln zur Hebung der materiellen Cultur des Landes, sowie zur Policing und Organisirung desselben, die ihn als Regenerator des Landes erscheinen lassen; doch nur dem Scheine nach, da sie alle ihm nur Mittel zur Befriedigung seiner Herrschsucht waren, wie der greuliche Despotismus, das schrecklichste

Ausgangssystem und die entsetzlichste Menschenchinderei beweisen, die parallel mit jenen Verbesserungen gingen und das Land mehr herunterbrachten als jene je es zu heben vermochten. Dazu wurden jene Verbesserungen auf die äußerlichste und oberflächlichste Art betrieben, und M.'s Eitelkeit und Unwissenheit bewirkte, daß eine Menge Abenteurer und Projectenmacher sich um ihn sammelten, die das Land ausbeuteten und durch verkehrte Unternehmungen ruinierten. Franzosen, insbesondere Offiziere, waren die treuen Helfer und Lehrer M.'s in allen diesen Bestrebungen, ein Umstand, der mit seiner frühern Vorliebe für diese Nation, viel dazu beitrug, ihn hinsichtlich seiner Politik immer enger mit Frankreich zu verbinden und sich auf dieses zu stützen.

Die erste große Unternehmung, die M. mit seiner neugebildeten Land- und Seemacht begann, war der Zug nach Griechenland (s. d.), mit dessen Unterwerfung ihn Sultan Mahmud beauftragte. Die Zerstörung der ägypt. Flotte bei Navarin trieb ihn zu verdoppelten Anstrengungen, den Verlust zu ersetzen, und damit zu vermehrten Expropiationen. Das Heer, von dessen Unfähigkeit, europ. Truppen gegenüber, er sich überzeugt hatte, wurde neu organisiert und eine ansehnliche Flotte in kurzer Zeit mit unsäglichem Aufwand wieder hergestellt. Der Zweck dieser eiligen Rüstungen war die Eroberung Syriens. Schon lange hatte M. auf dieses Bollwerk Agyptens sein Auge geworfen; deshalb verlangte er für seinen Sohn Ibrahim Pascha das Paschalik von Damaskus. Als er dieses nicht erhielt, suchte er einen Vorwand, mit Gewalt seine Pläne durchzuführen. Die Handel mit dem Pascha von St.-Jean d'Acre gaben dazu eine erwünschte Gelegenheit. So vollendete er denn vom Ende Oct. 1831 an im Laufe eines Jahres durch seinen Sohn Ibrahim Pascha die Eroberung Syriens, trotz der gegen diesen und ihn ausgesprochenen Amtsentsetzung und Achtung. Nach dem Siege bei Konieh in Kleinasien am 20. Dec. 1832 hätte er der Herrschaft des Sultans ein Ende machen können, wenn nicht die Landung der Russen im Bosphorus dem Vordringen Ibrahim's ein Ende gemacht hätte. (S. Dsmansische Reich.) Unter diesen Umständen konnte M. dem Andringen der europ. Großmächte nicht widerstehen, und willigte in den Frieden, der unter der Vermittelung der letztern am 4. Mai 1833 in Konieh zu Stande kam, und durch welchen M. unter Aufhebung des Achtungsfermans in seinen zeitlichen Besitztungen bestätigt wurde und dazu die Statthaltertschaft von ganz Syrien und den Bezirk von Adana als Pachtung für seinen Sohn Ibrahim erhielt, nachdem er schon früher nach dem griech. Zuge das Paschalik von Kreta erhalten hatte. Doch M. war hiermit nicht befriedigt, denn was er vor Allem erstrebte, Unabhängigkeit und Erblichkeit seiner Dynastie, hatte er nicht erreicht; ebenso war die Erbitterung des Sultans Mahmud's II. durch die widerfahrene Demüthigung und den Verlust zweier Provinzen nicht verloscht, sondern nur um so mehr entflammt worden. Der Friede war nur ein zeitweiliger Waffenstillstand, den beide Theile dazu benutzten, sich von neuem zu rüsten, um, wenn die passende Gelegenheit gekommen, den Kampf wieder zu beginnen. Unterdeß hatte M. viel mit der Beruhigung des unbotmäßigen Syriens zu thun; ebenso mit dem Aufstand der Städte des Hedschas in Arabien, welche unterworfen wurden. Als er seine Herrschaft bis über die arab. Provinz Semen ausdehnte, machte er dadurch die Engländer immer argwöhnischer gegen sich. Andere Umstände kamen hinzu, um die Lage der Dinge noch mehr zu verwickeln. So bezahlte M. seinen jährlichen Tribut von 16 Mill. türk. Piaftern an die Pforte nur höchst unordentlich; auch leistete er ihren Befehlen, besonders in Betreff der vielen Reclamationen der durch seine Monopole beeinträchtigten Seemächte, trotz aller scheinbaren äußern Ehrfurcht gegen den Sultan unter allerhand Ausflüchten keine Folge, und widersetzte sich vorzüglich der Ausführung des am 3. Juli 1838 von der Pforte mit Oestreich und England abgeschlossenen Handelsvertrags. Länger vermochte Sultan Mahmud nun nicht an sich zu halten; im J. 1839 erklärte er, kurz vor seinem Tode, M. den Krieg, der so unglücklich mit der Schlacht von Nisib am 24. Juni endigte. Der Verrath des Kapuban Pascha, der mit der türk. Flotte am 5. Juli zu M. überging, schien den Triumph M.'s vollenden zu wollen, der jetzt nichts weniger als die erbliche Herrschaft über Agypten sammt seinen Dependenzien, über Syrien mit Adana, und über Kreta, sowie die Absetzung seines alten Todfeindes Khosrew Pascha, den der junge Sultan Abdulmedschid zu seinem Großvezier erwählt hatte, verlangte. Noch glaubte M.'s

einzigster Verbündeter, Frankreich, den Streit in Güte vermitteln zu können, und suchte deshalb, nachdem es schon nach der Schlacht von Nisib ein weiteres Vorrücken Ibrahim Pascha's gehindert hatte, ihn von seinen hohen Forderungen abzubringen. Allein alle diese Anstrengungen waren vergebens, denn bereits war der Vertrag vom 15. Juli 1840 zwischen Oestreich, Preußen, England und Rußland zu London abgeschlossen worden. Die Ereignisse des J. 1840 in Syrien waren die Folge desselben. Als M. sich endlich sogar in Alexandria mit einer Blockade durch die engl.-östr. Flotte bedroht sah, schloß er am 27. Nov. 1840 den provisorischen Vertrag mit dem engl. Commodore Napier ab, in welchem er sich anheischig machte, Syrien zu räumen und die osman. Flotte wieder herauszugeben, wenn man ihm Aegypten lassen wolle. Hierauf erfolgte am 12. Jan. 1841 der großherrliche Hattischerif, durch welchen er, als Vasall der Pforte, mit der erblichen Statthaltertschaft über Aegypten beliehen wurde. Da der Hattischerif jedoch eine Menge Beschränkungen für M. enthielt, so kam unter Vermittelung der vier Mächte der Investitur-Ferman vom 1. Juni 1841 zu Stande, durch den M. in dem Besiz Aegyptens und Nubiens, der erblich auf seine männliche Nachkommenschaft übergehen sollte, bestätigt, zugleich aber auch verpflichtet wurde, als Vasall der Pforte einen jährlichen Tribut zu bezahlen, sich den allgemeinen Gesetzen des osman. Reichs zu unterwerfen, ohne Erlaubnis des Sultans seine Streitkräfte nicht zu vermehren, und alle obern Offiziere, vom Oberst an, durch diesen bestätigen zu lassen. Später wurde M. noch zum Sadrazan oder Ehrengroßvezier der Pforte ernannt.

So hatte denn M. als Ergebnis der ehrgeizigen Bestrebungen seines ganzen Lebens und all der unermesslichen dafür verschwendeten Mittel nichts als die unsichere Erbllichkeit seiner Dynastie errungen; Adana, Syrien und Kreta waren verloren, ebenso waren die mit unendlichem Aufwand an Geld und Menschen erkaufte Eroberungen in Arabien während dieses Kampfes mit der Pforte fast sämtlich wieder drausgegangen; von einem Heer von 130000 M. war nicht die Hälfte übrig, und die Flotte, aus 11 Linienschiffen, 7 Fregatten, 5 Corvetten und mehreren kleinern Schiffen bestehend, mußte er abtadeln und im Hafen von Alexandria ungenutzt verfaulen lassen, denn der Schatz war leer und das Land zu ausgefaugt und durch die unmenschlichen Rekrutierungen zu sehr entvölkert, als daß es eine so ungeheure Kriegsmacht hätte erhalten können. M. erklärte nun künftig nur mit den innern Angelegenheiten des Landes sich beschäftigen und der Verbesserung desselben leben zu wollen. Das erstere Versprechen hat er bis jetzt gehalten und seinen frühern unruhigen, eroberungsfüchtigen Geist gebändigt; vom andern hat man aber keine Erfolge gesehen. In der letzten Zeit ist, was sehr zu beklagen, mit dem Abnehmen der geistigen Kräfte M.'s ein Zustand desselben eingetreten, der häufig zwischen launenhafter Aufregung und apathischer Erschlaffung schwankt und, nahe an zeitweiligen Wahnsinn grenzend, zu den thörichtsten Beschlüssen führt, wie im Juli 1844, wo er, auf einmal über die Folgen seines zeitherigen despotischen Systems, welches das Land an den Abgrund des Verderbens geführt, erschreckt, mit seiner ganzen Umgebung und Familie, denen er die Verheimlichung dieses Zustandes kundgab, zerfiel und deshalb ab danken und nach Mekka reisen wollte, ein Beschluß, den er jedoch bald wieder aufgab, um in der alten Weise fortzuzugieren.

Mehl nennt man den zu Pulver zermalmten und von den Bestandtheilen der Samenhüllen (Kleien) durch das Beuteln (ein Durchsieben durch Gewebe von verschiedener Feinheit der Maschen) getrennten, sowie auch durch denselben Proceß in Sorten verschiedener Feinheit getrennten Inhalt der Getreidekörner und Hülsenfrüchte. Es gibt daher so viele Arten Mehl, als es Arten solcher Körner gibt. Die mechanischen Anstalten zu Gewinnung des Mehls nennt man Mühlen (s. d.), und die Qualität des Mehls hängt nicht bloß von der Beschaffenheit des Getreides, sondern auch von Einrichtung der Mühlen ab. Da das Mehl ein kleineres Volumen hat, als das Getreide, aus dem es erzeugt wurde, und doch für die technischen Anwendungen zu Gebäcken und Speisen das Getreide stets erst gemahlen werden muß, so vermahlt man Getreide häufig in großen Quantitäten zur Verwendung. Soll sich das Mehl zu langer Aufbewahrung, die stets an trocken, nicht zu warmen und von Ungeziefer freien Orten geschehen muß, besonders aber zu überseeischem Transport eignen, so muß es auf Mühlen gemahlen sein, welche das Getreide trocken mahlen, ohne es doch durch die Reibung sehr zu erhitzen. Nordamerika, Nordrußland, die

Küstenstädte Englands und Frankreichs und seit der neuern Zeit auch viele Orte Deutschlands liefern vorzügliches Mehl für die Versendung. Das Mehl besteht außer dem Kraftmehl oder Stärkemehl (s. d.) aus einem Gemenge verschiedener stickstoffhaltiger Samenbestandtheile, dem sogenannten Kleber (s. d.), und seine Eigenschaften lassen sich aus denen dieser beiden Stoffe ableiten.

Mehlthau nennt man den anfangs klebrigen, später weißen, pulverigen Anflug, der sich an den Blättern und Stengeln sowol angepflanzter als auch wilder Gewächse im Hochsommer, indessen nicht in allen Jahren gleich stark, einfindet, und diese Pflanzentheile zum Verwelken bringt. Im gemeinen Leben als ein Thau oder giftiger Niederschlag aus der Atmosphäre angesehen, besteht dieser Anflug in der That nur aus mikroskopischen Pilzen, die parasitisch auf dem Blatte leben und je nach ihrer Entwickelungsstufe einen mehr schleimigen oder trockenen Überzug darstellen. Nach Andern sind diese Blattpilze freilich nur krankhafte Gebilde, Pusteln oder Schorfe einer Hautkrankheit der Pflanzen. Nicht zu verwechseln ist damit der Honigthau (s. d.).

Méhul (Etienne Henri), ein bekannter franz. Componist, geb. 1763 zu Civet in den Ardennen, wurde schon in seinem zehnten Jahre Organist und dann Adjunct in der Abtei Valledieu, wo er bei einem geschickten deutschen Contrapunktisten, Hanfer, die Composition studirte. Im 16. Jahre ging er nach Paris, wo er nun auch in das Clavierpiel eingeweiht wurde. Zwei Jahre später verschaffte ihm der Zufall die Freundschaft Glück's, der ihn besonders in den philosophischen und poetischen Theil der Tonkunst einweihte. Nachdem er seit 1791 durch mehre Opern und andere Compositionen sich großen Beifall erworben, wurde er 1795 Professor der Musik am Nationalinstitut und später einer der drei Inspectoren des Unterrichts und Professor am Conservatorium. Er starb zu Paris 1817. Von seinen Opern, deren geschraubt declamatorischer, den dramatischen Ausdruck überbietender Stil nur in dem bizarren Volksgeschmack zur Revolutionszeit einige Rechtfertigung findet, haben besonders „Une folie“ („Die beiden Füchse, oder Je toller je besser“); „Les aveugles de Tolède“ und „Joseph en Egypte“ auch in Deutschland Glück gemacht. Indes hat nur die letztere, in welcher er zu einer kaum minder übertriebenen Einfachheit übersprang, bis auf die Gegenwart sich erhalten. Zugethan den Grundsätzen der Revolution, componirte er mehre Volksgesänge, unter denen der „Chant du départ“, „Chant de victoire“ und „Chant de retour“ mit Enthusiasmus aufgenommen wurden und seinen Ruf begründen halfen. Im J. 1835 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet.

Meibom (Heinr.), der Ältere, geb. 1555 zu Lemgo, gest. 1625 als Professor der Poesie und Geschichte zu Helmstedt, machte sich durch mehre Schriften um die deutsche Geschichte verdient. — Sein Sohn, Joh. Heinr. M., ein gelehrter Arzt, geb. am 27. Aug. 1590 in Helmstedt, gest. als Leibarzt des Erzbischofs zu Bremen in Lübeck am 16. Mai 1655, gab außer mehren medicinischen Schriften eine „Vita Maecenatis“ (Leyd. 1653, 4.) heraus. — Größere Berühmtheit, als Beide, erlangte des Letztern Sohn, Heinr. M., geb. in Lübeck 1638. Er studirte in Helmstedt und auf einigen holländ. Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Frankreich und Italien, wurde 1661 in Helmstedt Professor der Medicin, 1678 der Geschichte und Dichtkunst und starb daselbst 1700. In der Anatomie erhält sich sein Andenken durch die nach ihm genannten Meibom'schen Drüsen, Schleimdrüsen der Augenlider, welche die sogenannte Augenbutter absondern; ferner durch seine vortrefflichen Untersuchungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränenanges, und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge (Meibom'sches Loch) und der benachbarten Warzen. Geschäfter noch, als seine medicinischen Schriften sind die historischen, welche meist Deutschland betreffen, namentlich seine Ausgabe „Rerum german. scriptores“ (3 Bde., Helmst. 1688, Fol.). — Markus M., ein Verwandter des Vorigen, geb. 1630 in Tönningen, beschäftigte sich als Philolog hauptsächlich mit der Musik der Alten und gab namentlich die „Antiquae musicae scriptores septem graec. et lat.“ (2 Bde., Amst. 1652, 4.), sowie den Vitruv und Diogenes von Laërte heraus. In Folge der Widmung seiner Ausgabe der erwähnten alten Schriftsteller über die Musik wurde er von der Königin Christine von Schweden an deren Hof berufen, und diese schenkte seinen Beschreibungen der alten Musik so viel Beifall, daß sie, um einen

recht anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschreibung der griechischen fertigen ließ und M. bewog, in dem damit veranstalteten Concert eine griech. Arie zu singen, wozu der Professor Naudäus einen griech. Tanz tanzen sollte. Doch kaum hatte M. zu singen begonnen, als die ganze Versammlung in ein helles Gelächter ausbrach. M. wüthend darüber, sprang auf und gab Bourdelot, dem Leibarzt und Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf verließ er Stockholm und ging nach Kopenhagen, wo er gut aufgenommen und zum königlichen Rath und Professor am Gymnasium zu Sorø ernannt wurde. Später kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Allein seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn in so viele Zwistigkeiten, daß er auch diese Stelle niederlegte und sich nach Amsterdam als Professor der Geschichte an der dortigen Schule begab. Hier veruneinigte er sich indes wieder mit dem Bürgermeister, wurde entlassen, reiste nun nach Frankreich und England und kehrte endlich nach Amsterdam zurück, wo er 1711 starb.

Meier (Mor. Herm. Eduard), einer der gründlichsten Alterthumskenner der neuesten Zeit, geb. am 1. Jan. 1796 zu Glogau, wurde seit 1808 theils auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, theils auf dem zum Grauen Kloster in Berlin vorbereitet, und widmete sich seit 1813 zuerst ein Jahr lang in Breslau, später in Berlin den philologischen Studien, wo der Unterricht Böckh's und der freundschaftliche Umgang mit Gerhard und Dfr. Müller auf seine wissenschaftliche Richtung einen wesentlichen Einfluß hatten. Kaum war er 1820 als Privatdocent in Halle aufgetreten, als ihm eine außerordentliche Professur zu Greifswald übertragen wurde mit der Bestimmung, daselbst eine philologische Gesellschaft zu gründen. Im J. 1825 kehrte er indes als ordentlicher Professor der Philologie wieder nach Halle zurück, wo er noch gegenwärtig mit Auszeichnung wirkt. Unter seinen Schriften, in denen er das griech. Alterthum nach verschiedenen Seiten hin, besonders die Rechtsverfassung desselben, zu erläutern suchte, zeichnen sich die „*Historia juris attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum*“ (Berl. 1819) aus; ferner „*Der attische Proceß*“ (Halle 1824), den er in Verbindung mit Schömann bearbeitete, die noch unvollendete Ausgabe von Demosthenes „*Oratio in Midiam*“ (Halle 1832), und unter den vielen trefflichen Abhandlungen, die ihm seine amtliche Stellung zu schreiben gebot, die „*De Andocidis oratione contra Alcibiadem*“ (6 Abtheil., Hallz 1836 fg.) und „*Fragmentum lexici rhetorici*“ (Halle 1844). Im J. 1828 übernahm er die Mitredaction der „*Allgemeinen Literaturzeitung*“, die ihm mehre gediegene Aufsätze, besonders in dem zwischen Böckh und Hermann über Behandlung der griech. Inschriften geführten Streite, zu danken hat; auch redigirt er die dritte Section der Ersch- und Gruber'schen „*Allgemeinen Encyclopädie*“.

Meierotto (Joh. Heinr. Ludw.), ein vielseitig gebildeter Schulmann und Pädagog in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., geb. am 22. Aug. 1742 zu Stargard, wurde, nachdem er zu Frankfurt an der Oder seine Studien vollendet hatte, 1771 zum Professor an dem Joachimsthalschen Gymnasium, darauf zum Ephorus desselben und Oberschulrath ernannt und starb am 24. Sept. 1800. Er war es namentlich, der neben den sprachlichen auch den sachlichen Kenntnissen im höhern Unterrichtswesen eine würdige Stelle anwies und durch das lebendige Wort ebenso sehr wie durch seine Schriften den tödtenden Mechanismus in der Schule zu bekämpfen suchte. Unter letztern erwähnen wir mit Übergehung der vielen in einem eleganten Latzin geschriebenen Programme besonders seine „*Lat. Grammatik in Beispielen aus den classischen Schriftstellern*“ (2 Bde., Berl. 1785); die treffliche Schrift „*Über Sitten und Lebensart der Römer*“ (2 Bde., Berl. 1776; 3. Aufl., von Buttman vermehrt, 1814); ferner die „*Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern zu einer Anleitung der Wohlthedenheit*“ (Berl. 1794) und „*Ciceronis vita ex ipsius scriptis excerpta*“ (Berl. 1783). Über die Erdrevolutionen stellte er geistreiche Vermuthungen auf in den „*Gedanken über die Entstehung der baltischen Länder*“ (Berl. 1790); auch sein in mehre neuere Sprachen übersehtes „*Exemplarbuch für Seefahrer und Strandbewohner*“ (Berl. 1790) fand vielen Beifall. Vgl. Brunn, „*Versuch einer Lebensbeschreibung von M.*“ (Berl. 1802).

Meil (Joh. Wilh.), Zeichner und Kupferstecher, geb. am 23. Oct. 1733 zu Altenburg, wo sein Vater Hofbildhauer war, widmete sich in Baireuth und in Leipzig den Wis-

senschaften, bis 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunstwerke sein Talent für die bildenden Künste weckte, das er von nun an, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, selbständig auszubilden suchte. So schuf er sich eine eigne Manier im Radiren, welche ihm unter den berühmten Kupferägern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er alle seine Ideen mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf und mit einer bis dahin nicht gekannten Sauberkeit in kleinen lieblichen Gestalten ausführte. Die Zahl seiner reizenden Bignetten, welche die vorzüglichsten deutschen Schriften zieren, beläuft sich über 500. Zu den gelungensten gehören seine meisterhaften Blätter zu Engel's „Mimit“ und „Sebalbus Nothanker“, und zu „Gellert's Fabeln“. Er starb als Vicedirector der Akademie der Künste zu Berlin am 2. Febr. 1805.

Meiße, ein Längenmaß für weitere Entfernungen, hat seinen Ursprung von dem lat. mille, d. h. tausend, weil die röm. Meiße 1000 geometrische Schritte, jeden zu 5 röm. Fuß, ausmachte. Die Länge der Meiße ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Die geographische Meiße wird zu zwei Stunden oder 23650 rhein. Fuß gerechnet, und 15 geogr. M. gehen auf einen Aequatorgrad. Die deutsche Meiße ist zwar etwas größer als die geographische, beide Ausdrücke aber werden gewöhnlich gleichbedeutend genommen. Die engl. Meiße zählt 5135 rhein. Fuß, und eine geograph. Meiße $\frac{4}{5}$ engl. Meilen. Die Seemeilen sind ebenfalls nach den Ländern verschieden, und es gehen z. B. $17\frac{1}{2}$ span. und 20 franz., engl. und niederländ. auf 15 deutsche Meilen; in der Regel aber rechnen die Schiffer der nordischen Gewässer nach Seemeilen, deren 60 einem Aequatorgrade gleich sind und theilen darnach ihre Logleine. (S. Log.)

Meiße, s. Verkohlung.

Meinau, eine zum bad. Seekreise gehörige liebliche Insel im Überlingersee, einem nordwestlichen Arme des Bodensees, mit einem Schlosse, das früher dem Deutschen Orden gehörte, hängt durch eine 650 F. lange Brücke mit dem Festlande zusammen, hat $\frac{1}{4}$ Stunden im Umfange und ist mit Weinbergen, Feldern, Baumpflanzungen und Gärten bedeckt.

Meinberg, ein Badeort in dem Fürstenthum Lippe-Deimold, besitzt sechs Mineralquellen, welche theils zu den kohlenäurehaltigen Eisenwassern, theils zu den Kochsalzhaltigen Schwefelwassern, theils zu den Kochsalzquellen gehören. Sie haben sämmtlich nur geringe Temperatur und werden sowol zum Getränk als zum Baden benutzt, vorzüglich von solchen Kranken, welche die stärkern Eisenquellen nicht vertragen oder eine mehr auflösende Methode fordern. Außerdem sind hier noch ganz vorzügliche Anstalten zu Mineralschlamm-, Dampf-, Gas- und verschiedenen andern Arten von Bädern getroffen. Vgl. Sellhaus, „Über die Mineralquellen zu M.“ (Lemgo 1820).

Meineid (abgeleitet von Mein soviel als Betrug) heißt die eidliche Versicherung einer dem Schwörenden als unwahr bekannten Thatsache, also ein falscher assertorischer Eid (s. d.), wogegen Verletzung des provisorischen Eids Eidbruch ist. Das ältere gemeine Recht in Deutschland strafte den sogenannten gelehrten, d. h. mit allen Feierlichkeiten geschworenen Meineid, mit Infamie und Abhauung der beiden vordersten Finger der rechten Hand. Die spätere Praxis nahm dafür Freiheitsstrafen, welche durch die neuern Gesetzgebungen in verschiedenen Abstufungen festgesetzt wurden, je nachdem es sich um falschen Eid in Civilsachen, oder um falsches Zeugniß und dessen Einfluß auf Bestrafung Unschuldiger in Criminalsachen handelt. Mehre Gesetzgebungen gehen bis zur Todesstrafe, wenn ein Unschuldiger auf ein falsches, wol auch von Mehrern verabredetes Zeugniß hin mit dem Tode bestraft wurde. Daneben ist auch zumeist der leichtsinnige oder culpose, falsche Eid, d. h. die unüberlegte eidliche Versicherung einer unwahren Thatsache, mit Strafe bedroht.

Meineke (Joh. Alb. Friedr. Aug.), einer der scharfsinnigsten Philologen und Kritiker der neuesten Zeit, ebenso geachtet als Schulmann, geb. 1791 zu Soest, erhielt seine Bildung seit 1805 zu Schulpforta und später auf der Universität zu Leipzig, wo er namentlich durch Hermann's Vorlesungen und Umgang für die classischen Studien begeistert wurde. Hierauf folgte er einem Ruf an das damalige Konradinum zu Jenkau und bald nachher an das Athenäum zu Danzig, dessen oberste Leitung er 1821 übernahm. Im J. 1826 vertauschte er diese Stelle mit dem Directorate des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, wo er, wie früher in Danzig, langjährige Übelstände zu beseitigen, einen regen wif-

senfchaftlichen Sinn zu wecken und die gesunkene Disciplin wiederherzustellen wußte. Als Schriftsteller hat M. für die Kritik und Erklärung der alten, meist nur noch in Bruchstücken vorhandenen, Komiker und einiger alexandrinischer Dichter, sowie der griech. Anthologie, Außerordentliches geleistet und wir erwähnen in dieser Beziehung seine „Curae criticae in comicorum fragmenta ab Athenaeo servata“ (Berl. 1815); „Commentationes miscellaneae“ (Danz. 1822); „Quaestiones scenicae“ (3 Abth., Berl. 1826—30); „Philologicae exercitationes in Athenaeum“ (Berl. 1843); die Schrift „De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis“ (Danz. 1823); die treffliche Ausgabe von „Menandri et Philemonis reliquiae“ (Berl. 1823); vor allen aber die Bearbeitung der „Fragmenta poetarum comicorum graec.“ (5 Bde., Berl. 1839 fg.), die einen reichen Schatz des gediegensten Wissens enthalten, und die „Analecta alexandrina“ (Berl. 1843), in denen die Fragmente der Dichter Euphorion, Rhianus und Alexander Acolus gesammelt und erläutert sind. Außerdem verdanken wir ihm eine gute Textrecension der Bukoliker Theokrit, Bion und Moschus (Berl. 1836) und des Horaz (Berl. 1834); auch enthält die „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft“ eine große Anzahl gründlicher Aufsätze und Mittheilungen von ihm.

Meiners (Christoph), ein um die Geschichte der Philosophie mehr noch, als um die Philosophie selbst, sowie als Historiker und Antiquar verdienter Schriftsteller, geb. zu Ditterndorf im Lande Hadeln, brachte fast sein ganzes Leben in Göttingen zu, wo er studirte, 1772 außerordentlicher, 1775 ordentlicher Professor der Philosophie wurde und 1810 starb. Seiner nicht vollendeten „Revision der Philosophie“ (Gött. und Gotha 1772) lief er eine lange Reihe Schriften folgen, von denen wir nur folgende erwähnen: „Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Aegypter“ (Gött. 1775); „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom“ (2 Bde., Lemgo 1781—82), verbunden mit der „Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer“ (Lpz. 1782) und der „Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer“ (Wien und Lpz. 1791); „Allgemeine kritische Geschichte aller Religionen“ (2 Bde., Hannov. 1806—7); „Geschichte der Ethik“ (2 Bde., Hannov. 1800—1); „Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen“ (4 Bde., Gött. 1802—5); „Geschichte des weiblichen Geschlechts“ (4 Bde., Hannov. 1798—1800); „Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften“ (3 Bde., Zür. 1795—97); „Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten“ (2 Bde., Gött. 1801—2); und „Historische Vergleichung der Sitten des Mittelalters mit denen des 18. Jahrh.“ (3 Bde., Hannov. 1793—94).

Meiningen, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Meiningen-Hildburghausen (s. d.) und der Sitz der Landescollegien, liegt im sogenannten Unterlande, in einem Thale an der Werra, ist freundlich gebaut und hat 6000 E. In dem Schlosse, das von Herzog Bernhard 1681 angelegt und seiner Gemahlin zu Ehren Elisabethenburg genannt wurde, befinden sich die Bibliothek mit 24000 Bänden, verschiedene Kunstsammlungen und in einem besondern Locale das den Regierungen von Preußen, Sachsen-Weimar und Sachsen-Meiningen gemeinschaftliche hennebergische Gesamtarchiv. Der englische Garten des Herzogs ist einer der schönsten in Deutschland. Die Hofhaltung bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner; doch beschäftigt man sich auch mit Tuch-, Barchent- und Leinwandweberei. Ubrigens hat die Stadt ein Gymnasium (Bernhardinum), ein Schullehrerseminar, eine Industrieschule und ein neues Theater. Vgl. „M. und seine Umgebungen“ (Mein. 1842).

Meiosis oder Miōsis (griech.), eigentlich Verminderung, heißt eine mit der Litotes (s. d.) verwandte rhetorische Figur, nach welcher man sich in der Rede eines scheinbar verringern den Ausdrucks bedient, um denselben dadurch hervorzuheben.

Meißenheim, Grafschaft, s. Hessen-Homburg.

Meißen, im Königreiche Sachsen, ehemals der Sitz der Markgrafen, Burggrafen und Bischöfe von M., und noch gegenwärtig eines Domcapitels, liegt zwischen dem Flüssen Weiße, von dem es den Namen hat, und dem Triebischbache, auf und zwischen Hügeln, am linken Ufer der Elbe, über die hier eine Brücke führt, in herrlicher Gegend und hat

gegen 8100 €. Das berühmteste Bauwerk ist die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem merkwürdigen, dem sogenannten höckerigen Thurme, der in eine 60 F. hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit ausläuft, reich an herrlichen Verzierungen und Denkmälern aus sehr früher Zeit. Ihr erster Erbauer soll Kaiser Otto I. gewesen sein. Zu Anfange des 13. Jahrh. brannte sie gänzlich ab. Bischof Wittigo I., 1266—93, begann sie von Grund aus neu zu bauen; doch kam er damit nur bis zum Haupteingange der Südseite. Wittigo II., 1312—42, setzte das Werk bis auf die beiden westlichen Thürme fort, die zu Anfange des 14. Jahrh. vollendet wurden, aber schon 1413, vom Blitze entzündet, abbrannten und seitdem nicht wiederhergestellt, wol aber, um die Gewölbe zu schützen, durch den sogenannten Schaffstall ersetzt wurden, der erst in neuester Zeit einer gefälligen Plattform gewichen ist. Den westlichen Haupteingang des Doms verdeckt die Fürstenkapelle, die der Kurfürst Friedrich der Streitbare 1425 als Erbgrabniss seines Stammes erbaute und die unter Andern das eiserne Grabmal ihres Stifters enthält. Vgl. Ursinus, „Geschichte der Domkirche zu M. und ihrer Grabmäler“ (Dresd. 1782, 4.); Ebert, „Der Dom zu M.“, herausgegeben von Klemm (Meißen, 1835), und Schmechten, „Der Dom zu M. bildlich dargestellt“ (Berl. 1826, Fol., mit 22 Abbild.). Das an die Domkirche grenzende Schloß war in frühester Zeit zugleich markgräflische, burggräflische und bischöfliche Residenz, wurde seit 1471 durch den Kurfürsten Ernst und den Herzog Albert ganz neu gebaut, unter Kurfürst Johann Georg II. um die Mitte des 17. Jahrh. restaurirt und Albrechtsburg genannt und 1710 der Porzellanmanufaktur eingeräumt. Vgl. Puttrich, „Das Schloß und der Dom zu M.“ (Lpz. 1845, Fol., mit Abbild.). Nächstdem sind zu erwähnen die Stadt- und Marienkirche, die schon zu Anfange des 13. Jahrh. vorkommt, und die Kirche des ehemaligen St.-Astraklosters aus dem Anfange des 14. Jahrh. Vgl. Ursinus, „Ursprung der Kirche und des Klosters St.-Afra in M.“ (Lpz. 1780) und Ortel, „Das Münster der Augustiner Chorherren zu St.-Afra in M.“ (Lpz. 1843). Das Domcapitel, im Besiz bedeutender Grundstücke in der Stadt und zahlreicher Dörfer, besteht aus acht Capitularen, nämlich einem Dompropst, Domdechant, Senior, Cantor, Custos und drei Domherren, worunter die beiden ersten Professoren der Theologie an der Universität zu Leipzig. Wiederholt schon hat man an die Aufhebung desselben und eine zeitgemäßere Verwendung der Fonds gedacht; es mag aber Solches wol seine besondern Schwierigkeiten haben. Vgl. Stieglitz, „Das Recht des Hochstifts M. auf ungehindertes Fortbestehen u. s. w.“ (Lpz. 1834). Die Fürstenschule zu St.-Afra entstand aus der 1205 bei dem gleichnamigen Kloster gestifteten Sing- und Klosterschule, nach der Aufhebung derselben durch den Kurfürsten Moriz, im J. 1543 und liegt auf einem bedeutenden Hügel, den eine im 13. Jahrh. erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge verbindet; den Unterricht besorgen sieben Professoren und andere Lehrer und die Zahl der Alumnen ist 120; außerdem finden gegen besonderes Honorar auch Extraner und Pensionairs Aufnahme. Sie hat bedeutend zur Förderung namentlich der classischen Bildung beigetragen und steht in dieser Beziehung, sowie überhaupt in wissenschaftlicher Hinsicht, fortwährend in verdientem Rufe. Ihr erster Rector war Georg Fabricius (s. d.). Nächstdem hat M. eine Stadtschule, die ursprünglich eine Franciscanerschule, 1540 in eine Stadtschule und 1800 in eine Bürgerschule verwandelt wurde. Die Porzellanfabrik auf der Albrechtsburg wurde als die erste in Europa (s. Porzellan) von Böttger (s. d.) 1710 begründet und beschäftigt gegenwärtig mehr als 500 Arbeiter. Was die ferneerweiterte Industrie der Stadt anlangt, so besteht dieselbe in ansehnlichem Wein- und Obstbau, Bierbrauerei, Zuckerfabrik und Schiffahrt. Durch die Anlegung der Leipzig-dresdner Eisenbahn, die $\frac{1}{2}$ Stunde nordöstlich an der Stadt vorüberführt, hat dieselbe, als eine ehemalige Hauptstation der Dresden-leipziger Chaussee, bedeutend verloren. Eine Weinbaugesellschaft wurde daselbst im J. 1799 gestiftet. In der Nähe von M. sind zu nennen eine 1835 errichtete Eisengießerei, eine Sicherheitszündersfabrik und das Buschbad, ein Vergnügungsort, mit einer Kaltwasserheilanstalt. Vgl. Lindau, „Beschreibung der Stadt M.“ (Meißen, 1817).

M. ist eine der ältesten Städte Sachsens. Sie wurde von König Heinrich I. 928 als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen in hiesiger Gegend gegen die unterjochten Slawen angelegt; doch von den alten Befestigungen sind nur noch wenige Spuren vorhanden.

Zu ihrem schnellen Aufblühen, obschon sie wiederholt feindliche Anfälle zu erdulden hatte, trug am wesentlichsten bei, daß sie von ihrer Begründung an nicht nur der Sig der Markgrafen von M. war, bis diese im 13. Jahrh. ihre Residenz in Dresden nahmen, sondern auch der Burggrafen und der Bischöfe bis zur Zeit der Reformation. Indeß hatte sie bei den Fehden der Markgrafen und Bischöfe auch wieder Manches zu leiden. Durch die Husiten erlitt sie große Bedrängniß. Die Reformation wurde, abgesehen von dem Domcapitel, 1539 eingeführt. Vgl. Müling, „Geschichte der Reformation zu M. u. s. w.“ (Meiß. 1839). Wie schon 1547, so wurde die Stadt auch im Dreißigjährigen Kriege 1632 von den Kaiserlichen genommen, 1637 aber von den Schweden, die sie nicht nur ausplünderten, sondern auch zum Theil niederbrannten. Im J. 1745 fiel sie den Preußen in die Hände und am 13. März 1813 ließ der franz. General Davoust, um die Communication zu unterbrechen, die dasige Elbbrücke abbrennen. Vgl. Reinhard, „Die Stadt M., ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten u. s. w.“ (Meiß. 1829).

Das Markgraftum M. wurde 928 vom Könige Heinrich I. begründet und es gehörten dazu, außer der Stadt M., namentlich die Städte Lommassch, Rossen, Leisnig, Mügeln, Kolditz, Dresden, Baugen und Kamenz. Der Markgraf hatte die Grenzen der neuerworbenen Eroberungen der Deutschen zu schützen gegen die slaw. Nachbarn. Als der erste Markgraf wird Ribdag um 983 genannt; ihm folgte 985 sein Nefse, Eckard I. Des letztern Nachfolger gehörten verschiedenen berühmten Dynastengeschlechtern an, bis nach Egbert's II. Ermordung im J. 1090 die Markgrafschaft an das Haus Wettin kam, in welchem sie seit 1127 mit Konrad dem Großen (s. d.) erblich wurde. (S. Sachsen.) Vgl. Ritter, „Älteste meiß. Geschichte“, herausgegeben von Schröckh (Lpz. 1780). Das Bisthum M. verdankt seine Begründung dem Kaiser Otto I. im J. 965 und war, wie die gleichzeitig gestifteten Bisthümer zu Merseburg und Zeitz, in geistlichen Dingen dem Erzbisthum Magdeburg unterworfen. Der erste Bischof war des Kaisers Hofkapellan Burkhard. Sein Nachfolger Volkold brachte bereits die Stadt Wurzen und andere Orte an das Stift, und mehr und mehr sich erweiternd reichte nachmals der bischöfliche Sprengel bis an die böhm. Grenze und in die Nähe von Berlin. Unter allen Bischöfen wurde Benno (s. d.) der berühmteste. Nach Einführung der Reformation in der Stadt nahm in Folge Vertrags 1559 auch das Stift die protestantische Kirchenverfassung an; der Bischof aber wählte Wurzen (s. d.) zu seiner Residenz. Endlich trat 1587 der Bischof Johann von Haugwitz selbst zur protestantischen Kirche über und legte sein bischöfliches Amt nieder, worauf zunächst ein Vertrag zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Domcapitel dahin zu Stande kam, daß der Administrator desselben stets aus dem Kurhause Sachsen gewählt werden solle. Kurfürst Johann Georg II. erlangte 1663 durch einen anderweiten Vertrag für das Kurhaus Sachsen das Recht fortwährender Administration des Domcapitels, das nun völlig dem kursächs. Lande einverleibt wurde. Vgl. Calles, „Series misnens. episcoporum“ (Regensb. 1752, 4.). Das Burggraftum M. gehört zu den wenigen Burggrafenthümern, deren Inhaber von der niedern Stufe eines Befehlshabers der kaiserlichen Truppen sich zu höherer Macht, Ansehen und Erblichkeit erhoben und die Zeit des allgemeinen Verfalls der burggräflichen Würde im 12. Jahrh. überlebten. Der erste, 1011 vom Kaiser eingesetzte Burggraf war Graf Friedrich von Eilenburg, aus dem Hause Wettin. Die Besitzungen der Burggrafen umfaßten nach und nach die Schlösser Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg und eine Menge anderer weit zerstreuter Besitzungen. Der Burggraf Wiprecht von Groitzsch verlegte 1117 seine Residenz nach Leisnig; seine spätern Nachfolger residirten anfangs in Frauenstein, später in Hartenstein. Zulezt waren die Grafen Neuß zu Plauen seit 1426 mit der burggräflichen Würde in M. belehnt, die sie aber für den Fall des Erlöschens dieser Linie 1546 an das Kurhaus Sachsen zu überlassen versprachen, was im J. 1572 der Fall war, worauf die Burggrafenwürde aufgehoben wurde. Vgl. Märcker, „Das Burggraftum M.“ (Lpz. 1842).

Meißner (Aug. Gottlieb), ein sehr fruchtbarer deutscher Schriftsteller, dessen Werke eine Zeit lang zu den gelesensten in Deutschland gehörten, war zu Baugen in der Oberlausitz am 3. Nov. 1753 geboren und studirte von 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Nachmals wurde er Kanzellist beim Geh. Consil, spä-

ter Geh. Archivsregistrator zu Dresden und gewann ganz besonders die Gunst des damaligen Ministers von Würmb. Eine Reise durch einen Theil der östr. und deutschen Staaten verschaffte ihm 1785 den Ruf als Professor der Aesthetik und classischen Literatur nach Prag. Im J. 1805 folgte er dem Rufe als nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten nach Fulda, wo er am 20. Febr. 1807 starb. Die Bekanntschaft mit Engel veranlaßte ihn, sich zuerst in Lustspielen und Operetten nach dem Französischen für die Seiler'sche Schauspielergesellschaft zu versuchen. Unter seinen selbständigen Arbeiten für die Bühne ist sein „Johann von Schwaben“ (Lpz. 1780) die vorzüglichste. Mit Canzler war er 1783—85 Herausgeber der Quartalschrift „Für ältere Literatur und neuere Lecture“, und 1793—95 gab er die Monatschrift „Apollo“ heraus. Seine bekannteste Arbeit sind die „Skizzen“ (14 Sammlungen, Lpz. 1778—96) mit prosaischen Aufsätzen verschiedenen Inhalts, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. s. w.; seine historischen Romane, wie „Alcibiades“ (4 Bde., Lpz. 1781—88), „Bianca Capello“ (2 Bde., Lpz. 1785) und „Epiniondas“ (2 Bde., Prag 1798—1801), geben wegen vielfacher moderner Beimischungen kein treues Bild der geschilderten Zeiten. Auch schrieb er das „Leben des Julius Cäsar“ (2 Bde., Berl. 1799—1800; fortgesetzt und vollendet von Haken, 2 Bde., Frankf. 1811—12) und „Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's“ (2 Bde., Prag 1803—8). Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte Kuffner (36 Bde., Wien 1813—14). Sie empfehlen sich im Allgemeinen durch eine blühende Einbildungskraft, leichte Sprache, Anmuth und Wis und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstrich von Galanterie, obgleich man ihnen auf der andern Seite auch gezierten Ausdruck, spielenden Wis und leere Declamation, ja sogar Verflöße wider die Grammatik zum Vorwurf machen muß.

Meister und Meisterstück, s. Handwerk.

Meister werden in der Kunstgeschichte insbesondere diejenigen den Namen nach unbekanntesten ersten Formenschnitzer und Kupferstecher genannt, welche blos durch Monogramme oder einzelne wiederkehrende Zeichen kenntlich sind; so z. B. der Meister vom J. 1423 (der erste Formenschnitzer, welcher eine Jahrzahl anbrachte); der Meister E. S. (vielleicht Erhard Schön, einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher des 15. Jahrh., höchst wahrscheinlich der Solmarer Malerschule angehörig); der Meister F. V. B. (vielleicht Franz von Hocholt, ein Kupferstecher vom Ende des 15. Jahrh.); der Meister mit dem Anker, mit den Handrollen, mit dem Antoniuszeichen (T), mit dem Krebs u. s. w. Von manchen früher auf diese Weise bezeichneten Künstlern ist indeß durch neuere Forschungen der Name ausgemittelt worden. — Kleine Meister nennt man die Kupferstecher, welche als die Nachfolger Dürer's ihre meist kleinen Kupferstiche bis in die kleinsten Details herab mit der größten Genauigkeit und Sauberkeit ausführten. (S. Kupferstechkunst.)

Meister (Leonhard), ein schweizer. Schriftsteller, dessen poetische und historische Schriften der Vergessenheit anheimgefallen sind, während seine Arbeiten über die deutsche Sprache und Literatur noch immer Beachtung verdienen, war zu Neftenbach bei Zürich am 12. Nov. 1741 geboren und kam nach seines Vaters Tode, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich, wo Breitingen, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer seine Lehrer wurden, und nächst der classischen Literatur besonders Geschichte und schöne Wissenschaft ihn anzogen. Er wurde 1773 Professor der Geschichte an der Kunstschule zu Zürich, 1791 aber Pfarrer an der dasigen St.-Jakobskirche. Durch die politischen Ereignisse des J. 1799 in die Archive des helvet. Vollziehungsdirectoriums geführt, sehnte er sich sehr bald nach der gewohnten Ruhe und wurde im J. 1800 wieder Pfarrer zu Lagnau am Fuße des Albis. Einige Jahre später legte er jedoch auch dieses Amt nieder und lebte ausschließend den Wissenschaften und dem Unterrichte der ihm anvertrauten Jünglinge, bis neues Bedürfnis ihn nochmals zur Kanzel führte. Er wurde Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er am 18. Oct. 1811 starb. Er arbeitete mit einer Leichtigkeit, die, verbunden mit dem Beifall, den seine Schriften eine Reihe von Jahren fanden, wol oft der Gründlichkeit Eintrag that. Doch sind in allen eigenes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntnissen sichtbar. Am bedeutendsten sind seine „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur“ (2 Bde., Heidelb. 1780), seine „Geschichte der deutschen Sprache und

Schriftsteller des 15. und 16. Jahrh.“ (2 Bde., Bern 1796) und „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur“ (Bern 1777).

Meister (Simon), einer der besten neuern Maler, geb. zu Koblenz 1803, studirte in Paris unter Horace Bernet, wo sich seine Vorliebe für Pferde- und Schlachtenmalerei zur Virtuosität ausbildete. Später lebte er in Köln, wo er 1844 starb. Seine namhaftesten Bilder sind eine Löwenjagd, eine große Darstellung des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm's IV.) von Preußen zu Pferde, umgeben von seinem Stab, mehrere Scenen aus dem griech. Freiheitskampfe, die Schlacht bei Ligny u. s. w. Feuer der Darstellung und lebendiges Colorit zeichnen seine Werke aus, und lassen die Nachlässigkeit in manchem Einzelnen vergessen. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Nikolaus M. unternahm er 1840 die Verfertigung eines kolossalen Panorama, den Rheinübergang des Generals Hoche bei Neuwied darstellend, welches mit dem größten Beifall aufgenommen wurde und durch Lebendigkeit der Staffage sich auszeichnete.

Meistersänger pflegt man die vorzüglich dem bürgerlichen Stande angehörigen deutschen Dichter zu nennen, die, in Singschulen verbunden, seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. Gesang in künstlichen Formen, aber ohne sonderlichen poetischen Gehalt übten, und ihnen die *Minnesänger* (s. d.), als die ältern, vorzüglich dem ritterlichen Stande angehörigen deutschen lyrischen Dichter des 12. und 13. Jahrh., entgegenzusetzen, deren Lieder von dem Geiste der Poesie beseelt sind. Man kann diese Namen gelten lassen, um zwei verschiedene Stadien des Entwicklungsgangs der lyrischen Kunstpoesie des deutschen Mittelalters, ihre Blüte und ihren Verfall, zu bezeichnen, obschon die Begrenzung beider gegeneinander ihre Schwierigkeiten hat, und die Zeit des Übergangs von dem einen zu dem andern dabei übersehen wird; aber man darf sich nicht zu dem Glauben verleiten lassen, als habe man in diesen Namen historisch begründete Benennungen zweier Erscheinungen, die ohne innere Gemeinschaft einander dem Wesen wie der Zeit nach fremd, ja entgegengesetzt gewesen wären. Daß diese eine Zeit lang übliche Ansicht irrig und unbegründet sei, daß im Gegentheil die besten Minnesänger der schwäb. Zeit, wie man nach Bodmer's Vorgang sich ausdrückte, mit den spätesten handwerksmäßigen sogenannten Meistersängern geschichtlich und durch ein innerliches Band zusammenhängen, hat Jak. Grimm in seiner Schrift „Über den deutschen Meistergesang“ (Gött. 1811) zuerst nachgewiesen und gezeigt, wie Dasjenige, was den Meistergesang als solchen charakterisirt, in einer bestimmten Grundform des Strophenbaus liege, die mit dem ersten Entstehen lyrischer Kunstpoesie im deutschen Mittelalter zugleich, im 12. Jahrh., sich bildete, sich als ihr Gesetz die Zeit ihrer Blüte hindurch erhielt, und die auch, als diese Blüte nach der Mitte des 13. Jahrh. allmählig verwelkte und endlich im 14. Jahrh. schwand, noch lange als die Form einer bestimmten Gesangsübung fort-dauerte. Es beruht aber jene Grundform auf der Dreitheiligkeit der Strophe; jede Strophe, wofür die ältern Dichter das Wort *Lied*, die spätern das Wort *Gesäß* brauchen, besteht aus drei Gliedern, von denen zwei (später *Stollen* genannt, auch unter dem Namen *Aufgesang* zusammengefaßt) symmetrisch gemessen und gereimt sind, während das dritte Glied, der später sogenannte *Abgesang*, gewöhnlich seine eigne Messung und Reimstellung hat. Am häufigsten steht der Abgesang am Ende der Strophe, nicht selten aber wird er auch von den beiden Stollen in die Mitte genommen. Die Gleichheit der Stollen zeigt sich in der Zahl der Silben (und für die lyrische Poesie gilt die Regel des ununterbrochenen Wechsels der Hebungen und Senkungen) und Zeilen, sowie in der Stellung der Reime; doch wird der Eindruck der Gleichheit durch den zuweilen vorkommenden Fall nicht verlegt, daß die Reime in dem zweiten Stollen eine andere, namentlich umgekehrte Folge erhalten, wo dann die Silbenzahl sich entweder nach der Zahl oder nach dem Reim der Zeile richtet. Die eigentlichen lyrischen Lieder bestehen gewöhnlich aus mehreren Strophen; die sogenannten *Sprüche*, reflectirenden besonders und didaktischen Inhalts, aus einer einzigen; findet das Erstere statt, so sind der ersten Strophe in Stellung und Art der Reime die folgenden in der Regel, im Maß der sich entsprechenden Zeilen stets gleich, und diese Gleichheit unterscheidet die Form des *Liedes* von der des *Liches* (s. d.), die, von der mittelhochdeutschen lyrischen Kunstpoesie aufgenommen, die einzige wirkliche Ausnahme von jener ihrer Grundform bildet. Die Mannichfaltigkeit der Strophenarten oder *Töne*, wie sie die lyrische Poe-

sie ihrer Natur nach nicht nur erlaubt, sondern verlangt, wurde durch das gemeinsame Gesetz nicht ausgeschlossen; sie entwickelte sich aus der Freiheit, welche der Dichter in der Anwendung verschiedener Versarten, in der Bestimmung der Zeilenzahl von Stollen und Abgesang, in der Anordnung der Endreime, in der Anwendung von Mittelreimen und reimlosen Zeilen (Waisen) u. s. w. hatte, und namentlich in den Gedichten der ältern Zeit tritt uns, da gewöhnlich der Dichter ein neues Gedicht auch in einem neuen Ton schuf, ein unendlicher Reichthum von Tönen entgegen, während in einer spätern Zeit die Nachahmung früherer Töne häufiger wurde. Während aber den ältern Dichtern meist einfachere und kürzere Töne genügten, suchten die spätern, obwohl sie, auch was die Form anlangt, an erfinderischer Kraft jenen weit nachstehen, sie durch Künsteleien und Reimüberladungen in immer längern Tönen zu überbieten; und dies läßt sich schon einzeln in den Liedern der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. wahrnehmen, steigert sich aber später noch weit mehr. Die Lieder, sowie die Leiche und die ihnen gleichförmigen Reien, neben denen auch Tanzlieder vorkommen, wahrscheinlich auch, wenigstens in der besten Zeit, die Sprüche, waren für den Gesang bestimmt, und es war Sache des Dichters, die Melodie oder Weise zu erfinden, unter welcher letztern Benennung bisweilen auch das Maß oder der Ton mitbegriffen wird, während beiden der Text seinem Wortinhalt nach als Wort entgegengestellt wird. Daß nun die Technik, welche bei Abfassung der Lieder und ihrer Weisen, wie beim Vortrag in Ausübung kam, schon in der frühesten Zeit durch mündliche Belehrung von dem erfahrenen Dichter dem Jünger, der sich ihm anschloß, überliefert wurde, darf mit Gewißheit angenommen werden und wird durch Auserungen, wie Walthers von der Vogelweide, der Ostreich als das Land nennt, wo er „singen und sagen“ lernte, bestätigt. Aber an eine förmliche Stiftung des Meistergesangs ist nicht zu denken, wie spätere Meisterfänger eine solche erdichteten, die sie schon unter Otto dem Großen durch zwölf berühmte Meister geschehen lassen. Frühzeitig mögen auch schon einzelne Sänger zu freien Genossenschaften, an die dann jüngere sich der Belehrung wegen angeschlossen, sich vereinigt und in ihnen Wettkämpfe angestellt haben, worauf das Gedicht vom Wartburgkrieg hinweist. Aus solchen Vereinen gingen endlich die eigentlichen Sing- und Meisterschulen hervor mit schulmäßiger auf bestimmten Sagungen und Gebräuchen beruhender Einrichtung, die zuerst im Anfange des 14. Jahrh. unter der Genossenschaft, die sich in Mainz um Frauenlob (s. d.) versammelte, erscheint und die in der Folge, da sich vornehmlich Handwerker des Meistergesangs befleißigten, eine recht eigentlich kunstmäßige Gestalt annahm. In den Schulen wurde dann auch der Name Meister zur Benennung für Die, welche den höchsten Grad nach den Sagungen ihrer Singhule erlangt hatten, während er früher theils zur Anerkennung vorzüglicher Kunst, theils vom Schüler gegen den Lehrer, theils zur Bezeichnung des bürgerlichen Laienstandes, dem der Dichter angehörte, im Gegensatz gegen die Benennung „Herr“, die den Ritter und Geistlichen auszeichnete, gebraucht wurde.

Was nun die Geschichte der lyrischen Kunstpoesie anlangt, die wir unter dem Namen des deutschen Meistergesangs begreifen, so steht sie im engsten Zusammenhang mit der Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters überhaupt, deren Glied sie bildet, und unter dem Einfluß derselben Zeitverhältnisse und Bedingungen. (S. Deutsche Poesie.) Was den Meistergesang insbesondere betrifft, der namentlich das südliche Deutschland zu seinem Sitz hatte und behielt, so entwickelte sich derselbe bald nach der Mitte des 12. Jahrh. sowohl der Form als dem innern Gehalt nach aus dem Volksgesang. Der Provenzalen Troubadourpoesie hat weder auf seine Entstehung noch auf seine Ausbildung irgend wesentlich eingewirkt und nur von einem der vielen Dichter, Rudolf von Neuenburg, läßt sich nachweisen, daß er einen Troubadour, den Folquet von Marseille, nachgeahmt habe. Dem Tone des Volksgesangs gehören noch die ältesten Stücke lyrischen Gesangs an, die namenlos aus der Mitte des 12. Jahrh., ebenso die, welche unter dem Namen des von Kürnberg um 1170 und des Spervogel auf uns gekommen sind. Bald nachher leitete Dietmar von Eist zu der künstlichern ausgebildeten Form über, als deren eigentliche Begründer Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke, die Beide noch vor 1190 dichteten, zu betrachten sind, und in den nächsten Jahrzehnden entfaltete sich reich und schön die Blüte des lyrischen Gesangs durch viele Dichter, die zumeist, doch nicht alle, dem ritterlichen Stande,

überhaupt dem Pfleger der Poesie in jener Zeit, angehörten und ihre Kunst insbesondere an den Höfen milder, d. h. freigebiger Fürsten, wie des Landgrafen Hermann (s. d.) von Thüringen, übten (daher hofelicher Sang), welche dieselbe belohnten und nicht selten mittrieben. Im Zusammenhange mit der eigenthümlichen Entwicklung des Frauentienstes, die in jener Zeit unter dem Einfluß des Ritterthums stattfand, steht es, daß die Minne (s. d.) den Hauptinhalt für jene Lyrik gewährte, und insofern wird der Name Minnesänger für die ältern Meisterfänger nicht unpassend erscheinen. Nur darf man nicht glauben, daß die Minne und etwa, damit verbunden, die Lust an der Natur, namentlich am Erwachen des Lenzes und den Freuden, die er bringt, die einzige Triebfeder des Gesangs gewesen sei; eine nicht geringe Anzahl von Liedern und Sprüchen der ältern Zeit gibt es, in denen das religiöse Gefühl, die Theilnahme an den Weltbegebenheiten, die Verehrung milder, der Tadelarger Fürsten, die Feier echt ritterlicher Zucht und Sitte, häufiger noch die Klage über ihr Verschwinden, Müge und Warnung ob der einbrechenden Verderbnis, Scherz und Spott über Thorheit und Verkehrtheit sich aussprechen. Allerdings aber sind die größere Masse Minnelieder; viele Dichter, besonders ritterliche, haben nur dergleichen gedichtet, und keiner ist an reicher Mannichfaltigkeit mit Walthar von der Vogelweide (s. d.) zu vergleichen, der in dieser wie in jeder andern Hinsicht unter allen lyrischen Dichtern seiner Zeit, deren viele von einer gewissen Eintönigkeit nicht freizusprechen sind, hervorragt. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. fing die lyrische Poesie an zu sinken, und Künsteleien und Übertreibungen in der Form begannen das zu ersetzen, was an dichterischer Kraft und frischer Lebendigkeit gebracht; dies nahm gegen das Ende des 13. Jahrh. und noch mehr im Anfang des 14. Jahrh. zu, wo die Zahl der ritterlichen Sänger sich mindert, die der bürgerlichen steigt, zumal da einer eignen Lust an grübelnden Betrachtungen, einer Neigung zu geheimnißvollen Forschungen und zur Gelehrsamkeit auch begabtere Dichter der spätern Zeit, wie der Frauenlob, in ihren Gedichten, deren Form sie immer künstlicher zu machen strebten, sich ergaben; doch finden sich auch in der spätern Zeit des beginnenden Verfalls noch immer einzelne Gedichte, in denen Verworrenheit und Überkünstelung glücklich vermieden sind.

Von den vielen Dichtern, die vom 12. bis ins 14. Jahrh. den Meistersergang übten und deren die sogenannte Manessische Sammlung allein 130 aufführt, nennen wir namentlich aus der ältern Zeit, außer den bereits genannten, Heinrich von Morungen, Hartmann von Aue (s. d.), Reinmar den Alten, Wolfram von Eschenbach (s. d.), der die Lüge- oder Wächterlieder in die deutsche Lyrik einführte, Reihart (s. d.), den Erfinder der „höfischen Dorfpoesie“, Gottfried von Straßburg (s. d.), Graf Otto von Botenlaube (herausgeg. von Beckstein, Lpz. 1845), Ulrich von Singenberg, den Lanhäuser; um die Mitte des 13. Jahrh. Christian von Hameln, Gottfried von Reifen, Ulrich von Lichtenstein (s. d.), Schenk Ulrich von Winterfletten, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg (s. d.), den Marner, den Meißner; aus dem Ende des 13. und aus dem Anfang des 14. Jahrh. Konrad Schenk von Landeck, Herzog Heinrich IV. von Breslau, Markgraf Otto mit dem Pfeil von Brandenburg, Raumsland, Meister Joh. Hablaub (herausgeg. von Ettmüller, Zür. 1840), Heinrich von Meifen genannt Frauenlob (s. d.), den Schmied Regenbogen. Unter den Handschriften, durch welche uns die Lieder dieser Zeit erhalten worden sind, nimmt den ersten Platz wegen ihres Reichthums die pariser sogenannte Manessische Sammlung (s. d.) ein; andere berühmte Handschriften sind die weingartener, jetzt in Stuttgart befindliche, von welcher Fr. Pfeiffer einen genauen Abdruck (Stuttg. 1843) besorgt hat, die jenaer und mehre pfälzer oder heidelberger Handschriften. Aus der pariser Handschrift machte Bodmer zuerst „Proben der alten schwäb. Poesie“ (Zür. 1748), dann den größten Theil der in ihr befindlichen Strophen unter dem Titel „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäb. Zeitpunkte“ (2 Bde., Zür. 1758—59) bekannt; wichtige Ergänzungen gab besonders Benedek in seinen „Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur“ (2 Bde., Göt. 1810—32); die vollständigste Sammlung zugleich mit den Lebensbeschreibungen der einzelnen Dichter und vielen Erweiterungen besitzen wir in von der Hagen's „Minnesinger“ (4 Bde., Lpz. 1838); unter den Erneuerungen sind, außer Simrock's Übertragung von Walthar's Gedichten, besonders L. Tiedt's „Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter“ (Berl. 1803) zu erwähnen.

Nach der Mitte des 14. Jahrh. zieht sich der Meistergesang ganz in die Städte, besonders die Reichsstädte, des südlichen Deutschlands zurück; namentlich Handwerker sind es, die ihn hier in ihren sich immer mehrenden, vor der Berührung mit nicht kunstmäßigen Dichtern sich allmählig ganz abschließenden Singschulen, denen Karl IV. 1387 Freibrief und Wappenrecht bewilligte, zum ehrsamem Zeitvertreib, mit großem Eifer als den vorzugsweise von ihnen als kunstmäßig betrachteten Gesang üben. Von der Behandlung spitzfindiger scholastisch-theologischer Fragen wendete man sich nach und nach ab; auch die Liebe hörte auf, Gegenstand des Meistergesangs zu sein, und in dem 16. Jahrh. waren es in den protestantischen Städten, wo er, wie in Nürnberg, am meisten blühte, namentlich die Bibel, der Katechismus, Geschichten aus dem Alterthum, welche den Meisterfängern den Stoff für ihre Bar, wie jetzt die Lieder genannt wurden, darboten, so wenig für denselben die lyrische Form sich eignete. Diese blieb zwar in ihrer Dreitheiligkeit die alte, aber das Streben nach Schwierigkeiten, das Wohlgefallen an sonderbarer und geschmackloser Künstelei in den neuen Tönen, die man neben den alten zu erfinden bedacht war, die handwerksmäßige Weise, wie man dabei verfuhr, ertödeten in ihr alle Geschmeidigkeit und Lebendigkeit, und so sehr man über Reinheit der Sprache und des Versbaues zu wachen meinte, drang doch die allgemeine Verwilderung und Roheit in beiden auch hier ein. Poetischer Geist zeigt sich noch hier und da bei Meistern aus dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrh., wie bei Heinrich von Mügeln und Muscatblüt, in der Zeit also, wo das Volklied in neuer Frische und Kraft erwachte, und Dichter wie der letztgenannte sowie Hugo von Monfort und Oswald von Wolkenstein einen Übergang vom Meistergesang zum Volklied bilden. Später entwich er ganz und selbst ein wahrer Dichter wie Hans Sachs (s. d.) vermochte die reiche poetische Natur, die er in andern Werken so tüchtig bethätigte, in den 4275 Bar deutschen Meistergesangs nicht zu entwickeln, die er „die Schule zu zieren und zu erhalten“ nicht für die Öffentlichkeit gedichtet, und sich in ihnen nicht über die Trockenheit und Armuth seiner meisterfängerischen Zunftgenossen zu erheben. Die Regeln für die Abfassung und Vortragsweise der Meisterlieder und die ganze kunstmäßige Ordnung der Singschulen, ihrer Einrichtungen und Gebräuche wurden in Schriften verzeichnet, Tabulaturen genannt, die jedoch nicht über das Ende des 15. Jahrh. hinaufgehen. Jede Singschule bildete einen geschlossenen Verein, dessen Mitglieder nach dem Grade ihrer Kunstfertigkeit abgestuft und benannt waren. Zur feierlichen Aufnahme war bestandene Lehrgzeit bei einem anerkannten Meister und Prüfung nöthig. Zur Erlangung der Meisterschaft wurde in der Regel die Erfindung eines neuen Tones gefordert; die Töne selbst benannte man mit dem Namen des Erfinders und mit allerlei zum Theil sonderbaren Benennungen, die entweder auf ihre Beschaffenheit, namentlich ihre Länge, oder zufällige Veranlassungen sich bezogen; so Benedict's von Watt Niesenweis von 94, desselben überlanger Ton von 122, Puschmann's Adlerweis von 100 Zeilen, so die Beerweis, die spitzige Pfeilweis, die gelbe Lilienweis, die engl. Zinnweis, die blutglänzende Drahtweis u. dgl. m. Außer den gewöhnlichen Zusammenkünften, welche die Meisterfänger wie andere Zünfte auf ihrer Herberge oder Zechen hielten, fanden auch große angesagte Zusammenkünfte statt, bei denen jedes Mitglied der Schule erscheinen mußte, und die z. B. in Nürnberg in der Katharinenkirche an Sonn- und Feiertagen Nachmittags öffentlich gehalten wurden. Hier wurde der Anfang mit dem Freisingen gemacht, wo in der Wahl der Gegenstände mehr Freiheit gelassen war, bei dem aber weder Beurtheilung durch die Werker, d. h. auserwählte Richter aus der Zahl der Meister, noch Vertheilung von Preisen und Strafen stattfand. Beides erfolgte bei dem danach beginnenden Hauptsingen, für das nur aus der heiligen Schrift der Gegenstand gewählt werden durfte. Die Werker, die auf einem verdeckten Plage saßen, hatten ebenso auf die Wichtigkeit des Inhalts, als der Prosodie, der Reime und der Melodie (denn noch wurden alle Meisterlieder gesungen) zu achten. Nach Verschiedenheit der in den Tabulaturen als solche bezeichneten Fehler wurden die Strafen, die ebenfalls darin bestimmt waren, auferlegt. Der am fehlerfreiesten (glattesten) gesungen hatte, erhielt als Preis das Gehänge, eine Schnur oder Kette mit daranhängenden Münzen; der zweite Preis bestand aus einem Kranze künstlicher Blumen. Die Zünfte der Meisterfänger, oder wie sie sich aus Bescheidenheit gern nannten, der Liebhaber des deutschen Meistergesangs bestan-

den bis in das 17., nur wenige, wie die Nürnberger, erhielten sich länger, bis in das 18. Jahrh. In Ulm haben sie sich bis in das 19. Jahrh. erhalten; noch im J. 1830 gab es daselbst zwölf Meistersänger, meist alte Männer; im J. 1839, wo nur noch vier übrig waren, übergaben diese, unter der Benennung des geehrten Gemerke der letzten deutschen, ulmschen Meistersänger, ihr Eigenthum, bestehend in der Schultafel, Fahne und dazu gehörigen alten Kleinodien, der Lade, den Tabulaturen, Schul- und Liederbüchern, dem Liederkränze zu Ulm mit der Bitte, die Fahne bei Festzügen neben der des Liederkränzes tragen zu lassen. Über den spätern Meistersang, aus dessen Liederbüchern nur Weniges hier und da in Druck bekannt gemacht worden ist, handeln namentlich W. Puschmann, ein Schüler des Hans Sachs, im „Gründlicher Bericht des deutschen Meistersanges“ (2. Ausg., Bresl. 1584) und Wagenfeil, „Von der Meistersänger holdseliger Kunst“, hinter seinem Buche „De civitate noribergensi“ (Altorf 1697).

Mekka, die heilige Stadt der Mohammedaner, bei den Arabern *Dim el Kora*, d. h. Mutter der Städte, die Wiege der mohammedan. Tradition und der Geburtsort Mohammed's, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben diese Stadt zu besuchen, liegt in der arab. Provinz Hedschas, sechs Stunden vom Arabischen Meerbusen, in einer unfruchtbaren von Bergen umgebenen Ebene. Sie hat ziemlich regelmäßige Hauptstraßen, und die Häuser, sämmtlich von Stein, nähern sich dem ind. und pers. Stile. Zu ihrem Schutze dienen drei Caselle. Sonst hatte sie über 100000, jetzt kaum 40000 E. Früher brachten zahlreiche Karavane aus allen Theilen des mohammedanischen Morgenlandes reichliche Gaben nach der heiligen Stadt; doch haben diese frommen Spenden mit der Verminderung der Pilger fast ganz aufgehört, obschon noch immer jährlich die gewöhnlichen Pilgerkaravane daselbst ankommen. Auch hat der Handel in M. sehr abgenommen, was sonst durch das Zusammenströmen so vieler Pilger ein Hauptmarkt und Stapelplatz zwischen Arabien und dem übrigen Asien, Afrika und Europa war. Als Hafen von M. kann das benachbarte Dschidda am Rothen Meer gelten. Die Stadt besaß sonst angesehene Schulen und viele fromme Stiftungen und Anstalten, die aber insgesammt sehr im Verfall sind. Von einem Gewerbleiß der Einwohner, die lediglich von den Pilgern leben, kann fast gar nicht die Rede sein; nur die Fabrikation von Rosenkränzen ist von Bedeutung. Unter den vielen Moscheen ist die große mit der *Kaaba* (s. d.) die wichtigste. Wie in die Nähe von Medina, so dürfen auch in die von M. weder Juden noch Christen kommen. Die Geschichte der Stadt beginnt mit Mohammed, zu dessen Zeit sie im Besitz der Koreischiten war, und nach dessen Tode sie nebst ihrem Gebiet das Erbtheil der Nachkommen Mohammed's wurde. Das Haupt derselben regierte unter dem Titel eines Großscherifs und wußte eine Zeit lang den Khalifen das Gegengewicht zu halten. Später nahmen die osman. Sultane den Titel als Beschützer der heiligen Städte M. und Medina an und ernannten den Großscherif aus der Mitte der Scherifen, jedoch war ihr Einfluß immer nur sehr beschränkt. Im J. 1803 wurde M. von den *Wahabiten* (s. d.) eingenommen und geplündert. Doch dauerte ihre Herrschaft nur kurze Zeit. Später mußte sie sich dem Pascha von Aegypten Mehemed Ali, der den Großscherif nach Kairo als Gefangenen führen ließ, unterwerfen. Doch 1840 benutzten die Scherife die schlimme Lage des Vicekönigs von Aegypten und entzogen sich wieder seiner Herrschaft, und so wird auch M. gegenwärtig von einem Großscherif, Ibn al Nun, regiert.

Mela Pomponius, ein röm. Geograph, den Einige für einen Sohn des Rhetors Seneca, Andere für den Enkel des Philosophen Seneca halten, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. und schrieb unter dem Kaiser Claudius ein geographisches Compendium „*De situ orbis*“, nach des Eratosthenes System gearbeitet, kurz, reichhaltig und in könniger, selten gezielter Sprache. Nach der ersten Ausgabe (Mail. 1471, 4.) erwähnen wir als die vorzüglichsten die von Jf. Bosj (Haag 1658, 4.), Jat. Gronov (Leyd. 1685 und 1696), Abr. Gronov (Leyd. 1722 und 1748), Tzschucke (7 Bde., Lpz. 1807) und die guten Handausgaben von Tige (Linz 1804) und Weichert (Lpz. 1816), und unter den deutschen Übersetzungen die ältere von Diege (Gief. 1774).

Melampus, der Sohn des Amythaon und der Idomene oder Aglaia oder Rhodope, der Bruder des Bias, und Gemahl der Iphianassa oder Iphianeira, war als Seher und

Arzt außerordentlich berühmt und angeblicher Gründer des Dionysosdienstes in Griechenland. Ein Paar Schlangen, welche er aufgezogen, sollen sich ihm einst, während er schlief, genähert, seine Ohren geleckt und dadurch bewirkt haben, daß er die Sprache der Thiere verstand und mit ihrer Hülfe weissagen konnte. Als sein Bruder Bias die Pero, die Tochter des Neleus, Königs von Pylos, nur unter der Bedingung zur Gattin bekommen sollte, daß er die Rinderherde des Iphiklos als Brautgabe bringe, so versuchte M. dieselbe zu rauben, obschon er wußte, daß ihm dieses nicht gelingen werde. Als Räuber ins Gefängniß geworfen, vernahm er von den Holzwürmern, daß dieses bald einstürzen werde, und hat, daß man ihn herausbringe. Kaum war er heraus, so stürzte es zusammen. Als Iphiklos hierbei die Sehergabe des M. kennen gelernt und auf sein Befragen, wie er zu Nachkommenschaft gelangen könne, eine Antwort erhielt, die sich bewährte, bekam M. die Rinderherde und gewann so für seinen Bruder die Tochter des Neleus. Hierauf heirathete er die Tochter des Protos, Königs von Argos, und erhielt mit ihr ein Drittheil des Königreichs. Zu Agosthena, einem Flecken in Megaris, hatte er ein Heiligthum, wo seine Bildsäule aufgestellt war und ihm ein jährliches Fest gefeiert wurde.

Melancholie nennt man nicht nur die niedergedrückte Gemüthsstimmung, welche durch einen traurigen Vorfall herbeigeführt wird, sondern auch eine Seelenkrankheit, die in dem Verharren in einer derartigen Stimmung mit dem Verluste der Geistesfreiheit besteht. Der Melancholische lebt allein in dem Gedanken an das ihm widerfahrne Unglück, welches auch ein fingirtes sein kann, und nimmt keinen Zuspruch und Trost an; er kann sich in allen übrigen Geistesverrichtungen als gesund zeigen, aber Nichts ist vermögend, den traurigen Gedanken aus seiner Seele zu verbannen. Dieser niedergedrückte Zustand, der gleich anfangs jeder freieren Geistesthätigkeit hemmend entgegentritt, übt nach und nach einen lähmenden Einfluß auf den Geist aus, sodaß alle andern Seelenvermögen stumpfer werden und an der Krankheit Theil nehmen. So können sich im Gefolge der Melancholie alle übrigen Geisteskrankheiten einstellen. Die Ursachen dieser Seelenstörung sind entweder wirkliches Unglück, welches zu ertragen der Geist keine hinreichende Kraft hat, oder eingebildetes, welches als noch bevorstehend erwartet oder als schon geschehen angenommen wird. Die häufigsten Ursachen sind unglückliche Liebe, irrige Vorstellungen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. s. w. Auch körperliche Zustände, besonders Unordnungen in der Verdauung und dadurch bewirkten fehlerhaften Blutbereitung können Melancholie herbeiführen. Der Verlauf der Krankheit ist verschieden; sie kann von selbst verschwinden, oder durch ärztliche Mittel geheilt werden, oft aber verbindet sie sich mit andern Seelenkrankheiten, oder wird die Ursache von tödtlichen Körperkrankheiten, wie Brustwassersucht, Lungensucht, Gehirnwassersucht, Schlagfluß u. s. w. Ebenso verschieden ist die Behandlung; namentlich kann man, da Körperbeschaffenheit und vorherrschende Geistesrichtung oft schon früh die Anlage zur Melancholie anzeigen, durch eine zweckmäßige Lebensart der Ausbildung dieser Anlage vorbeugen.

Melanchthon (Philipp), eigentlich Melanthon, wie er selbst sich gewöhnlich schrieb, Luther's Mitarbeiter am Reformationswerke, wurde am 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rhein, im jetzigen Großherzogthume Baden, geboren und hieß ursprünglich Schwarzerd, wovon Melanchthon die griech. Übersetzung ist. Sein Vater, George Schwarzerd, war Rüstmeister, d. i. Waffenschmied, des Pfalzgrafen und starb 1507, seine Mutter, Barbara, war eine Verwandtin des Humanisten Reuchlin. Er besuchte die Schule zu Pforzheim und bezog bereits 1510 die Universität zu Heidelberg, wo er 1512 Baccalaureus der Philosophie und Instructor einiger junger Grafen wurde. Doch noch in demselben Jahre ging er nach Tübingen, widmete sich neben seinen bisherigen Studien besonders der Theologie und hielt 1514, nach erlangter Magisterwürde, Vorlesungen über die Aristotelische Philosophie und über die Classiker. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, die er um diese Zeit durch die Herausgabe einer griech. Grammatik bewies, und sein geistvoller Vortrag als akademischer Lehrer erwarben ihm bald allgemeine Achtung und selbst die Bewunderung eines Erasmus. Auf Reuchlin's Empfehlung im J. 1518 als Professor der griech. Sprache und Literatur nach Wittenberg berufen, entschied er sich bald für die Sache der wiedererweckten evangelischen Wahrheit, und sein durch classische Bildung

reifes Urtheil, sein Scharffinn als Dialektiker und Ereget, die ungemeyne Klarheit, mit der er Alles behandelte, seine Besonnenheit und Mäßigung auch gegen Feinde haben unstreitig ebensoviel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luther's Thatkraft und Unternehmungsgestalt im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leisteten. Schon 1519 in den Schriftenwechsel, der in Folge der Leipziger Disputation entstand, war er für die Sache Luther's aufgetreten, zwei Jahre später schrieb er seine „*Loci communes rerum theologicarum*“ (Wittenb. 1521, 4.; neueste Ausg. von Deger, Erl. 1828), ein Werk, das zu einer wissenschaftlichen und faßlichen Darstellung der christlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller protestantischen Bearbeitungen der Dogmatik wurde. Vgl. Strobel's „*Versuch einer Literargeschichte von M.'s Loci theologici*“ (Altd. und Nürnberg. 1776). Unmittelbar in die Kirchenverfassung Sachsens griffen seine 1527 auf Befehl des Kurfürsten Johann des Beständigen abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächs. Kirchen eine Instruction über die dem Volke vorzutragende Lehre und das Wichtigste aus der Kirchen- und Schulordnung an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation zu Speier, und bewundernswürdig ist die Sicherheit der religiösen Überzeugung, die er neben einer, jeder Rücksicht Genüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der Augsb. Confession (s. d.) bewies. Dieses Meisterwerk, und die bald darauf entworfene gelehrte „*Apologie der Augsb. Confession*“ trugen seinen Ruhm durch ganz Europa und bewirkten, daß er 1535 von König Franz I. zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berufen wurde, und bald darauf auch eine Einladung nach England erhielt. Er folgte indeß aus politischen Gründen keiner von beiden Einladungen; dagegen fanden sich andere Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Angelegenheiten seiner Glaubenspartei Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuspruch Luther's, der ihm nacheilte, rettete ihn. Da das beabsichtigte Religionsgespräch in Hagenau nicht zu Stande kam, ging er 1541 nach Worms und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichsverhandlungen mit den Katholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte er wegen der Gegenwirkung des päpstlichen Legaten den von ihm ersehnten Frieden nicht herbeiführen, und mußte von seiner eignen Partei bittere Vorwürfe über die von ihm bewiesene Nachgiebigkeit hören. Ebenso ging es ihm, da er, vom Kurfürsten Hermann von Köln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die katholischen Behörden einzuleiten suchte. Indes hat weder Luther noch sonst einer seiner Freunde an der Reinheit seiner Absichten und an seiner Treue gegen das Evangelium je gezeifelt. Wie viel M. auch hieweilen von Luther's Hefigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden Männer hielt ununterbrochen bis zu Luther's Tode aus, den M. kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal noch im Grabe ehrte.

Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen, fiel nun M. zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm den Wiederhersteller der Universität nach dem Schmalkaldischen Kriege, in welchem er bald hierhin bald dahin hatte flüchten müssen. Auch der Kurfürst Moriz zeichnete ihn aus und that in Religions-sachen nichts ohne seinen Rath. Doch gerade daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, sich diesem der protestantischen Kirche verdächtig gewordenen Fürsten zu unterwerfen, und daß die protestantischen Völker dennoch fortführen, ihn hochzuachten, konnten ihm einige Theologen nicht vergeben und machten deshalb seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte M. schon auf dem Convente zu Schmalkalden und bei jenen Verhandlungen mit den Katholiken gezeigt, daß ihm Manches, und selbst eine bedingte Anerkennung des päpstlichen Ansehens nicht so gefährlich schien als seinem Freunde Luther; ebenso war die allmähliche Annäherung seiner Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahle an die Calvin's Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der keiner Verstellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der Augsb. Confession vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden gerügt, von Freunden nicht unbedenklich gefunden worden; auch erklärte er in den spätern Ausgaben seiner „*Loci theologici*“ wie in andern öffentlichen Schriften in der Lehre von

der Rechtfertigung die menschliche Selbstthätigkeit für nicht ganz ausgeschlossen. Unstreitig hatte sein tieferes Durchdringen der Sache einen noch größern Antheil an dieser Veränderung als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden. Denn daß er aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem wesentlichen Punkte der evangelischen Wahrheit etwas vergeben hätte, ist nicht zu erweisen. Die Einführung des augsburger Interims (s. d.) in Sachsen, welche er nach langer Berathung 1549 unter Bedingungen zugab, schien den Eiferern die beste Veranlassung, ihn offen anzufechten. Die ärgerliche Fehde über die *Adiaphora* (s. d.), worin *Flacius* (s. d.) ihn alsbald verwickelte, die Beschwerden, welche *Dsiander* (s. d.) 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob, und endlich die synergistischen Streitigkeiten über die Mitwirkung des freien Willens bei der Besserung (s. *Synergismus*) häuften eine so große Menge Kränkungen über den durch vielfache Arbeiten geschwächten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er in seinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er nicht Ursache zu bedauern, daß der Krieg des Kurfürsten Moriz gegen den Kaiser seine Theilnahme am Concilium zu Trident, wohin er im Jan. 1552 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte; auch wurde seine Rechtgläubigkeit auf dem Theologenconvente zu Raumburg im J. 1554 anerkannt; doch mußte er die bleibende Gegenwirkung seiner Feinde in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs erkennen, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Vergleich mit den Katholiken machte. Die Einigkeit der Kirche war daher *M.*'s letzter Wunsch, als er am 19. Apr. 1560 zu Wittenberg starb. Ihn überlebten von seiner Familie ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste seines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meisten ähnliche, erstgeborene Tochter Anna starb schon 1547, seine Gattin 1557. Das schwache, ängstliche Gemüth der letztern hatte seine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgend lieber als unter den Seinigen. Bescheidenheit und Demuth verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn zum ersten Male sah, hätte in der kleinen Gestalt den großen Reformator gesucht; doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen kündigten bald den lebhaftesten Geist an, den diese Hülle umschloß, und erheiterten, wenn er sprach, sein ganzes Angesicht. So hat ihn *Lukas Kranach* in seinen Gemälden aufgefaßt. Heiter in der Unterhaltung, wohlthätig in einem Grade, daß er zuweilen selbst in Verlegenheit kam, offen, arglos und mild gegen Jedermann, erwarb er sich die Liebe Aller, insbesondere auch die seiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europas strömten Studirende nach Wittenberg, um ihn zu hören, und der wissenschaftliche Geist, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach seinem Tode wohlthätig fort, sowie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unvergesslich sind. Auch hat er besonders durch seine häufig aufgelegten und wohlgeschriebenen lat. Lehrbücher über Rhetorik und Philosophie, z. B. „*De dialectica*“; „*De anima*“; „*Epitome philosophiae moralis*“ u. s. w., die wissenschaftliche Bildung der Deutschen gefördert und den Ehrentitel *Praeceptor Germaniae* mit Recht verdient. Wenn daher gewaltigere Kräfte und größere Thaten ihm die erste Stelle unter den berühmten Männern seines Jahrhunderts streitig machen, so wird er doch immer in den Augen der gerechten Nachwelt der liebenswürdigste, reinste und gelehrteste Mann bleiben. Sein Leben beschrieb sein Freund *Joach. Camerarius*; ein „*Verzeichniß der Schriften M.'s*“ lieferte *Notermund* (*Brem.* 1814). Seine „*Opera*“ (5 Bde., Bas. 1541) enthalten seine sämtlichen theologischen, philosophischen und philologischen Schriften, mit Ausnahme seiner Reden; nicht einmal die theologischen vollständig enthält die von seinem Schwiegersohne *Peucer* besorgte Ausgabe seiner „*Opera*“ (4 Bde., Wittenb. 1562—64, Fol.). Von der neuesten und vollständigsten Ausgabe der Schriften *M.'s*, die *Bretschneider* in dem „*Corpus reformatorum*“ besorgt, sind bis jetzt 12 Bände (*Halle* 1834—45, Fol.) erschienen. Vgl. *Galle*, „*Versuch einer Charakteristik M.'s als Theologen*“ (*Halle* 1840) und *Matthes*, „*Phil. M., sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt*“ (*Altenb.* 1841).

Melanippe, die Tochter des *Cheiron*, floh von *Nolus* geschwängert in das Gebirge des *Pelion*. Hier bat sie die Götter, um in ihrem Zustande vom *Cheiron*, der sie suchte, nicht erkannt zu werden, um Verwandlung in ein Pferd. *Artemis* erhörte ihre Bitte und versetzte sie in dieser Gestalt unter die Gestirne. — Eine andere *Melanippe*, Tochter

Nolus' II. oder **Desmontes'**, gebar vom Poseidon zwei Söhne, den **Böoros** und **Nolus III.** Deshalb blendete sie **Desmontes** und sperrte sie in einen Thurm; die Kinder aber ließ er aussetzen. Doch eine Kuh säugte sie und Hirten zogen sie auf. **Theano**, in Gefahr, als unfruchtbar von ihrem Gemahl **Metapontos**, König von **Tharien**, verstossen zu werden, schob sie als die übrigen unter. Später aber gebar **Theano** selbst zwei Söhne, und stellte diese an jene zu ermorden. Allein die Söhne des **Poseidon** siegten, und **Theano** entleibte sich selbst. Hierauf gab sich ihnen **Poseidon** als Vater zu erkennen und theilte ihnen das Schicksal ihrer Mutter mit. Hierauf tödteten sie den **Desmontes**, befreiten ihre Mutter, der **Poseidon** das Gesicht wieder gab, und brachten sie zum **Metapontos**, der sich mit ihr vermählte. — Eine dritte **Melanippe**, die Königin der **Amazonen**, eine Schwester der **Hippolyte**, wurde von **Herales** im Kampfe mit den **Amazonen** gegen das **Wehrgehänge** freigelassen.

Melanippus, der Sohn des **Astakos**, erlegte bei der Vertheidigung **Thebens** den **Lydens** und **Melisteus**, wurde aber selbst durch **Amphiaros** (s. d.) getödtet. Sein Grab zeigte man bei **Theben** am Wege nach **Chalkis**. — **Melanippus** hieß ferner der Sohn des **Theseus** und der **Perigune**, der Tochter des **Sinis**, und Vater des **Lorus**, sowie der Sohn des **Ares** und der **Eritäa**, der Erbauer der Stadt **Eritäa** in **Achaja**.

Melas ist der Name mehrer Flüsse im **Alterthume**, unter denen wir den **Melas** in **Böotien** erwähnen, jetzt **Mauro Nero**, der bald nach seinem Ursprunge schiffbar wird und dann theils in den **Kephisos** (s. d.), theils in den See **Kopais** (s. d.) sich ergießt.

Melas (Baron von), östr. Feldmarschall, geboren in **Mähren**, begann seine militärische Laufbahn im **Siebenjährigen Kriege** als Adjutant des Feldmarschalls **Daan**. Er wurde 1793 Generalmajor und stand 1794 als Feldmarschalllieutenant an der **Sambre**, 1795 am **Rhein** und 1796 in **Italien**. Als Commandirender des östr. Corps in **Italien** focht er 1799 gemeinschaftlich mit **Suwarow** und siegte bei **Cassano**, an der **Trebia**, bei **Novi** und **Genoa**. Als er im J. 1800 während der Einschließung von **Genua** bis an den **Baro** gedrungen, wurde seine Verbindung mit **Österreich** durch **Bonaparte's** unerwartetes Übersteigen der **Alpen** unterbrochen. Er verlor am 14. Juni die schon gewonnene Schlacht bei **Marengo** und mußte in Folge einer deshalb abgeschlossenen Convention sich bis hinter den **Mincio** zurückziehen, nachdem er die von den **Österreichern** in der **Lombardei** besetzten Festungen an den **Sieger** übergeben. Bald nachher wurde er commandirender General in **Böhmen** und 1806 Präsident des Hofkriegsraths, starb aber bereits 1807 zu **Prag**.

Melbourne (**Will. Lamb**, **Biscount**), brit. Staatsmann und Minister, geb. am 15. März 1779, ist der älteste Sohn des **Sir Peniston Lamb**. Sein Vater wurde 1770 zum irischen **Lord Melbourne**, 1815 zum brit. **Peer** erhoben und starb 1828. Der junge **Lamb** erhielt seine Bildung zu **Eton** und studirte zu **Oxford**. Als er später ins **Parlament** trat, hielt er sich sogleich zur **Whigpartei** und zeichnete sich durch gewandte Beredtsamkeit aus. Seine Ernennung zum Staatssecretair von **Irland** verschaffte ihm zwei Jahre hindurch Gelegenheit, sich Geschäftskennnisse zu erwerben. Bei der Bildung des **Ministeriums Grey** (s. d.) im J. 1830 übertrug man ihm als Wortführer der **Whigs** im **Oberhause** die Verwaltung des **Irern**. Er fand das Land in großer Aufregung, die öffentliche Ruhe durch Verbindungen und Verbrechen gestört und vermochte nur mit Anstrengung die Ordnung einigermaßen herzustellen. Besonders gelang es ihm, die **Arbeiterassociationen** unschädlich zu machen. Als **Grey** nach der Durchsetzung der Reformbill im Juli 1834 die Entlassung nahm, bildete **M.** die neue Verwaltung und trat als erster **Lord** des **Schatzes** an die Spitze des **Cabinetts**. Schon am 17. Juli nahm er die irische Zwangsbill zurück. Nachdem er dieselbe in anderer Form eingebracht, wurde sie am 26. Juli von dem **Haufe der Gemeinen** und am 30. von den **Lords** angenommen. Dagegen verwarf das **Oberhaus** am 1. Aug. die Bill rückfichtlich der Zulassung der **Dissenters** zu den akademischen **Graden** und am 11. auch die irische **Zehntbill**, sodas sich die Regierung zur **Prorogation** des **Parlamentts** entschloß. Die **Whigs** legten **M.** Mangel an Energie, und zwar mit **Recht** zur Last, die **Tories** aber suchten dem Volke die Verbindung der **Minister** mit **O'Connell** als gefährlich vorzustellen und brachten es in der That dahin, daß der **König** am 14. Nov. 1834 das **Cabinet** und am 30. Dec. das **Parlament** auflöste. **Wellington** und **Peel** übernahmen nun mit ihrer Partei das **Staatsruder**, sahen sich jedoch zufolge der

Appropriationsclausel (s. d.), die Russell im Unterhause durchbrachte, genöthigt, ihre Aemter am 8. Apr. 1835 wieder niederzulegen. M. erhielt nun zum zweiten Male den Auftrag, ein Whigministerium zu bilden und wählte zu seinen Collegen die Lords Lansdowne, Auckland, Russell, Palmerston, Spring-Rice, Howick u. s. w. Erst die Vereinigung dieser großen Talente verschaffte dem Cabinet Muth und Festigkeit. Wiewol von einer nur geringen Majorität unterstützt, begann dasselbe nach innen und außen eine große glänzende Thätigkeit. (S. Großbritannien.) Durch die Thronbesteigung der Königin Victoria, die M. in den Geschäften unterwies, trat er zu dem Hofe in die freundlichste Beziehung. Um so mehr aber verlor seine Verwaltung, die sich bald nur auf die jüngern Whigs stützte, die Anerkennung der Parteien. Schon in der Sitzung von 1837 entzogen ihm sichtlich die Radicales ihre Stimme, und dieser Abfall trat noch entschiedener hervor, als die Agitationen der Chartisten und die Discussion der Korngesetze begannen. Als die Minister in der Sitzung von 1839 auf die Dispensation der Verfassung von Jamaica antrugen, erhielten sie nur die Majorität von fünf Stimmen. M. legte deshalb am 7. Mai mit seinen Collegen die Verwaltung nieder. Weil jedoch die Königin den Tories gegenüber die Whigs nicht aus den Hofämtern entfernen wollte, traten dieselben wieder zurück und M. ergriff mit den Seinigen nochmals die Zügel der Regierung. Doch die vereinzelt Stellung, in welche er sich versetzt sah, machte ihn im Parlamente völlig ohnmächtig. Dafür zeigte das Ministerium die größte Thätigkeit in den auswärtigen Verhältnissen und verwickelte sich in den Krieg mit den Afghanen und Chinesen. Bei den Verhandlungen über die Kornbill trug endlich Peel in der Sitzung von 1841 beim Unterhause an, dasselbe möge erklären, daß die Minister das Vertrauen des Hauses verloren. M. siegte nur durch die Majorität einer Stimme, löste das Parlament auf und berief zum 19. Aug. ein neues. Allein die Radicales entzogen abermals der Regierung ihre Unterstützung, sodaß M. endlich mit seiner Partei am 28. Aug. dem Ministerium Peel (s. d.) Platz machen mußte. Er ist ein gewandter, talentvoller und gebildeter Charakter. Er schrieb das Lustspiel „The fashionable friends“ („die Freunde nach der Mode“). Die Neigung zur Literatur führte ihn auch 1805 zur Vermählung mit der als Romanschriftstellerin bekannten Tochter des Grafen Besborough, Caroline Lamb (s. d.), die 1828 starb. — Der ältere Bruder M.'s, Frederik James Lamb, geb. am 17. Apr. 1782, war erst Gesandter in Frankfurt, dann in Madrid, endlich am Hofe zu Wien. — Ein jüngerer, George Lamb, geb. am 11. Juli 1784, trat in das Unterhaus und später als Unterstaatssecretair in das Ministerium des Innern und starb am 2. Jan. 1833.

Melchisedek, d. h. König der Gerechtigkeit, Herrscher von Salem (Jerusalem), das er begründet haben soll, und zugleich Priester, galt schon den Juden als Typus des Messias und wird daher im „Brieft an die Hebräer“ als Vorbild Jesu, des wahren Hohenpriesters, benutzt. Hierar, ein Anhänger des Origenes im 3. Jahrh., deutete den M. allegorisch vom heiligen Geiste. — Die Melchisedekiten, eine angeblich von einem gewissen Theodotus im 3. Jahrh. gestiftete Sekte, sollen Christum unter M. gestellt haben, weil jener nur für die Menschen, dieser aber für die Engel gewirkt habe. Vielleicht waren sie in Folge ihrer typologischen Auslegung zu deistischen Ansichten gekommen.

Melchthal (Arnold von), einer der Gründer der schweizer Freiheit, hieß eigentlich von der Halden; Melchthal nannte er sich nach seinem Wohnorte im Canton Unterwalden. Als der östr. Landvogt von Landenberg dem Vater Arnold's, einem reichen Gutbesitzer, um geringer Ursache willen ein Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen ließ, und der Knecht des Zwingherrn dabei äußerte: „Die Bauern mögen den Pflug selber ziehen, wenn sie Brot haben wollen“, konnte der Sohn sich nicht halten und schlug den Knecht. Um der Rache des Landvogts zu entgehen, flüchtete er; doch dieser ließ dem Vater die Augen ausstechen. Sofort verband sich nun M. mit seinen Freunden Walther Fürst und Werner Stauffacher, und alle Drei, nebst dreißig Männern, die sie mitgebracht, beschworen in der Nacht auf die Mittwoch vor Martini des J. 1307 auf dem Rütli am Waldstättersee den Bund zur Rettung des Vaterlandes. Jeder verpflichtete sich, in seinem Canton die Sache des Volkes zu vertheidigen und dasselbe mit Beirath der Gemeinden um jeden Preis in den Genuß seiner Freiheit zu setzen. Dabei aber wurde ausdrücklich verabredet, den Grafen von

Habsburg in seinen Gütern und Rechten nicht zu schädigen, sich nicht vom Deutschen Reiche zu trennen, und den Äbten und Edeln nicht zu verweigern, was ihnen gebühre. Auch sollte so viel als möglich vermieden werden, das Blut der Landvögte zu vergießen, da die Verbündeten nur das Verlangen hegten, sich selber und ihren Nachkommen die von den Alvordern ererbte Freiheit zu sichern. Der Tag der Freiheit erschien mit dem 1. Jan. 1308.

Meleager, der Sohn des Dneus, Königs von Kalydon und der Althäa (s. d.) und Gemahl der Kleopatra, nahm in seiner ersten Jugend am Argonautenzuge Theil und war vorzüglich als Jäger berühmt. Seine merkwürdigste That ist die Erlegung jenes kalydonischen Ebers. (S. Kalydon.) Dneus nämlich hatte einstmals der Artemis Opfer darzubringen vergessen, während die übrigen Götter sämmtlich deren in reichlichem Maße erhalten hatten. Hierüber erzürnt, sendete die Göttin einen gewaltigen Eber in die kalydonischen Gefilde, der Alles verwüstete. M. erlegte ihn. Nun erregte die Artemis Streit über den Kopf und die Haut des Ebers zwischen den Atolern, den Inhabern von Kalydon, und den Kureten. So lange M. mit gegen die Kureten auszog, war der Sieg stets auf Seiten der Atoler; als er aber dieses in Folge der Verwünschungen seiner Mutter unterließ, deren Bruder er im Kampfe erschlagen, wurde Kalydon von den Kureten hart bedrängt. Umsonst baten ihn lange Zeit die Ältesten der Stadt und die Seinigen, wieder am Kampfe Theil zu nehmen. Endlich ließ er sich von seiner Gattin bewegen und vertrieb die Kureten. Weiter erfährt man aus Homer nichts. Spätere bildeten diese Sage mannichfach aus. Nach einem Drafel war dem M. von dem Schicksal so lange zu leben verstattet, als ein während seiner Geburt auf dem Herde liegendes Scheit von dem Feuer nicht verzehrt würde. Als Althäa dieses gehört, nahm sie das brennende Scheit vom Herde, löschte es aus und verbarg es in einer Kiste. Nachdem er aber ihren Bruder getödtet, warf sie jenes in die Flamme, und M. starb. Althäa und Kleopatra erhängten sich. Die spätere Sage slicht in die kalydonische Jagd auch die Atlantide (s. d.) mit ein. Von den Künstlern wird M. dargestellt als ein schlanker, kräftiger Jüngling mit breiter Brust, gelocktem Haare und einer zurückgeschlagenen und nach Art der Jäger und Atoler um den linken Arm gewickelten Chlamys; sein Attribut ist der Eberkopf, auf den er sich stützt.

Meleager, ein griech. Epigrammendichter aus Gadara in Palästina oder Syrien, lebte um 60 v. Chr. noch unter den letzten Ptolemäern und machte sich dadurch namentlich verdient, daß er aus den epigrammatischen und ähnlichen Dichtungen der frühern und spätern Zeit unter dem Titel „Stephanos“, d. i. Kranz, eine reichhaltige Sammlung veranstaltete, welche die Erzeugnisse von 46 zum Theil berühmten Dichtern umfaßte, leider aber untergegangen ist. (S. Anthologie.) Vgl. Passow, „De vestigiis coronarum Meleagri et Philippi in anthologia graeca“ (Wresl. 1827). Seine eigenen Poesien, von denen wir noch eine ziemliche Zahl besitzen, sind besonders von Manso (Zena 1798) und am vollständigsten von Gräfe (Lpz. 1811) gesammelt und herausgegeben worden.

Melendez Valdes (Don Juan), einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter Spaniens, geb. am 11. März 1754 in dem Flecken Ribera del Fresno im Bisthum Badagoz, machte seine philosophischen Studien in Madrid und studirte nachher mit Unterstützung des Bischofs von Segovia zu Salamanca die Rechte. Hier hielt sich damals der Dichter Cardaloso (s. d.) auf und bald war M. der ausgezeichnetste in dem um jenen versammelten Kreise gleichgesinnter junger Leute. Von ihm datirt sich das Wiedererwachen des Nationalbewußtseins, das Abwerfen der franz. Fesseln und die Rückkehr zu den heimischen classischen Mustern. Er besang in dieser seiner Jugendperiode die Freuden des Studenten- und Landlebens mit reizender Anmuth und einfacher Natürlichkeit in den alten Nationalformen. Selbst die Akademie krönte 1780 seine berühmte Ekloge „Batilo“. Im folgenden Jahre lernte er in Madrid Jovellanos (s. d.) persönlich kennen, durch dessen Einfluß er Professor an der Universität zu Salamanca wurde. Im J. 1789 erhielt er eine Anstellung bei der Audiencia in Saragoßa, 1791 in der Justizkanzlei zu Valladolid und 1797 als Fiscal beim Obercriminalgerichtshofe zu Madrid, wo er nun auch Gelegenheit fand, sich als öffentlicher Redner im glänzendsten Lichte zu zeigen. Er hatte Hoffnung, zumal unter dem Einflusse des Justizministers Jovellanos, zu den höchsten richterlichen Würden emporzusteigen; doch schon im folgenden Jahre sah er sich in den durch den Friedensfürsten herbei-

geführten Sturz des Jovellanos verwickelt und wurde zunächst nach Medina del Campo und im J. 1800 nach Zamora verwiesen. Erst 1802 gelang es seinen Freunden, ihm die Rückkehr auszuwirken, worauf er Salamanca zu seinem Aufenthalte wählte. Nach dem Sturze des Friedensfürsten kehrte er nach Madrid zurück, aber nicht in die Studirstube, wie er sich gewünscht hatte, sondern sehr verwickelt in das Treiben der Parteien. Daß er sich durch Murat bewegen ließ, eine Reise nach Asturien zu machen, um die Gemüther zu beruhigen, brachte ihm in Oviedo dem Tode so nahe, daß er von dem gegen ihn als Vaterlandsverräter empörten Volke bereits hinausgeführt wurde, um erschossen zu werden. Fast durch ein Wunder gerettet, kehrte er nach Madrid zurück, wo er anstatt der Patriotenpartei sich anzuschließen, durch Napoleon's persönliche Aufforderung geschmeichelt, sich bewegen ließ, Fiscal, Staatsrath und Präsident der Junta des öffentlichen Unterrichts zu werden. Die Folge davon war, daß er bei dem Siege der nationalen Sache mit den Franzosen flüchten mußte und als Vaterlandsverräter proscribirt wurde. In Frankreich kaum vor Mangel geschützt, starb er zu Montpellier am 24. Mai 1817 und wurde zu Montferrier begraben, wo ihm der Herzog von Frias später ein Denkmal errichtete. Seine gesammelten Gedichte, die 1785 zuerst in einem Bande erschienen, dann in der zweiten Auflage drei Bände füllen (Balladolib 1797), von denen aber die neu hinzugekommenen sich durchaus nicht mehr mit jenen seiner ersten Dichterperiode vergleichen lassen, erschienen nach seinem Tode in der von ihm selbst vorbereiteten dritten Auflage (4 Bde., Madr. 1820; wieder abgedruckt, Par. 1832; neueste Aufl., Barcelona 1838). Eine Auswahl derselben findet sich in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas“ (Par. 1837). Neben den Gedichten sind von M. noch seine „Discursos forenses“ (Madr. 1820) zu erwähnen. Aber nicht allein durch seine eigenen Werke, sondern auch durch seinen noch dauernden Einfluß auf die Entwicklung der span. Poesie, sowie durch seine zahlreichen Schüler und Nachahmer hat er sich den Namen eines Restaurador del parnaso erworben.

Meletianer heißen in der Kirchengeschichte die Anhänger des Bischofs Meletius zu Lykopolis in Aegypten, der 306 wegen Wiederaufnahme der Lapsi (s. d.) und wegen willkürlich verrichteter Ordination mit dem Bischof Peter von Alexandria in Zwiespalt gerieth, dessen Metropolitanrechte über Aegypten nicht anerkannte und sich hierauf an die Spitze Gleichgesinnter stellte, die er die Kirche der Märtyrer nannte. Obgleich das Concilium zu Nicäa ihm die Verwaltung des bischöflichen Amtes untersagte, und er selbst 326 starb, so dauerte doch die Spaltung unter der ägypt. Geistlichkeit bis gegen Ende des 4. Jahrh. fort. — **Meletianer** heißen auch diejenigen Anhänger des Nicäischen Concils, welche den 360 zum Bischof von Antiochien durch die Arianer erwählten, aber wegen seiner bald sich kundgebenden Orthodoxie wieder abgesetzten Meletius als rechtmäßig anerkannten, während die Eustathianer an seiner Arianischen Einsetzung Anstoß nahmen. Zwar erlosch gleich nach dem Tode des M. im J. 381 der Sektename, allein die Spaltung dauerte noch lange fort.

Melia hieß die Tochter des Okeanos, die durch Inachos (s. d.) Mutter des Phoroneus und Agialeus wurde. Auch wird noch eine andere Tochter des Okeanos gleiches Namens erwähnt, welche von Apollon geraubt wurde und Mutter des Ismenios und des Seher's Lenereos war. In der Mehrzahl heißt ein Nymphengeschlecht so, welches die Erde, von den Blutstropfen bei der Entmannung des Kronos geschwängert, geboren haben soll.

Melikertes, der Sohn des Athamas (s. d.) und der Ino (s. d.), ist am bekanntesten als Meerergottheit unter dem Namen Palämon. Als nämlich seine Mutter, von der Here verfolgt, von dem Molurischen Felsen in das Meer sprang, wurden Beide in hülfreiche Meerergötter verwandelt, sie unter dem Namen der Leukothea, er unter dem des Palämon. Seinen Leichnam trugen die Wellen oder ein Delphin an die korinthische Landenge. Hier fand ihn Sisyphos, ließ ihn nach Korinth bringen und setzte zu Ehren des in eine Meerergöttheit Verwandelten, auf Geheiß der Nereiden, die istsmischen Spiele ein. Auf dem Isthmus stand auch ein Tempel des Palämon, das Palämonion, mit den Standbildern des Poseidon, Palämon und der Leukothea. Von den Römern wurde er mit ihrem Hafengott Portunus oder Portumnus identificirt. Die Kunst stellt ihn als einen von Meerergöttern oder Delphinen getragenen Knaben dar.

Melilotenklee oder **Steinklee** heißt eine in feuchten Gebüschern, an Ufern und Wegen häufig wachsende zweijährige Pflanze, welche von Linné zum Klee gerechnet wird. Kraut und Blüten nehmen beim Trocknen einen starken eigenthümlichen Geruch an, weshalb man beides zur Abwehrgung von Insekten in Pelzwerk und Kleidungsstücke legt. Außerdem liefert die Blüte den Saft, womit in der Schweiz der Käse grün gefärbt wird. In der Landwirthschaft verdient diese Kleeart keine besondere Berücksichtigung, indem sie sich weder als Mäh- noch als Weidepflanze empfiehlt. In der Medicin wird sie als erweichendes und schmerzstillendes Mittel in Breiumschlägen und Pflastern angewendet.

Melioration nennt man die Verbesserung eines Grundstücks oder einer ganzen Wirthschaft. Das Gegentheil heißt **Deterioration**. Um sich bei der Melioration vor Misgriffen möglichst zu schützen, hat man vorher den zur Ausführung nöthigen Aufwand zu berechnen und sich durch Versuche im Kleinen von dem wahren Nutzen der Melioration zu überzeugen. Erweist sich dabei die Verbesserung als nutzbringend, so ist die Ausgabe dafür zu machen, selbst wenn die nöthigen Fonds dazu geliehen werden müßten, weil durch solche Verbesserungen ein bleibender Gewinn, nämlich eine hohe Verzinsung des aufgewandten Capitals, erzielt wird. — Rechtlich kommen die **Meliorationen** vorzüglich zur Sprache, wenn Jemand ein Grundstück, Landgut, Haus oder Lehen wieder herausgeben muß, welches er als vermeintlicher Eigenthümer, als Ruznießer, Vasall, Pächter u. s. w. bisher innehatte. Dabei werden nothwendige, nützliche und zum bloßen Vergnügen gereichende (*impensae necessariae, utiles und voluptuariae*) unterschieden. Die nothwendigen, zur Erhaltung der Sache gereichenden Meliorationen müssen einem Jeden vergütet werden, wenn er auch wußte, daß er kein Recht an der Sache hatte (*possessor malae fidei*); auch die nützlichen müssen Dem, welcher die Sache redlich besaß (*possessor bonae fidei*), in der Regel ersetzt werden, dagegen Der, welcher wußte, daß er mit Unrecht besaß, nur die gemachten Verbesserungen wieder wegnehmen kann; ebenso können zum Vergnügen gemachte Meliorationen weggenommen werden, aber nur, so weit dieses ohne Schaden der Substanz möglich ist.

Melis, s. Zucker.

Melismatisch wird diejenige Art des Gesanges genannt, bei welcher auf eine Silbe des Textes mehre Töne gesungen werden, entgegengesetzt dem syllabischen Gesange, bei welchem jede Silbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. Der syllabische Gesang wird im Recitativo ganz und im Choral meist unvermischt gebraucht; der melismatische hingegen erscheint immer mit dem syllabischen untermischt. Das **Melisma** ist eine auf eine einzige Silbe zu singende oder eine geschlossene rhythmische Figur bildende Notengruppe; auch versteht man unter **Melismen** überhaupt Verzierungen, und unter **melismatisch** ein Gesang in diesem Sinne jeden verzierten Gesang.

Melisse ist eine in Süddeutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien wildwachsende, stark aromatisch riechende, ausdauernde Pflanze, welche auch besonders angebaut wird. Die getrockneten Blätter dienen als Arzneimittel; die grünen geben einen guten Thee. Verschieden davon ist die türk. Melisse, welche in der Moldau einheimisch ist. Die Blätter dieser Pflanze, welche häufig in Gärten angebaut wird, werden zum Würzen mancher Speisen und die Blüten zu Thee benutzt; auch gewähren letztere den Bienen reichen Stoff zu Honig.

Melisseus, ein König von Kreta, war von der **Amalthea** (s. d.) Vater der Nymphen **Dracöa** und **Ida**, denen die **Rhea** den kleinen Zeus zur Erziehung übergab.

Melissus, aus Samos, ein griech. Philosoph, vielleicht derselbe, der als Staatsmann und Feldherr erwähnt wird, blühte um 440 v. Chr. und war ein Anhänger der eleatischen Philosophie. (S. Eleatische Schule.) Von Parmenides wich er hauptsächlich dadurch ab, daß er das Sein für unbegrenzt und unendlich erklärte und daraus erst die Einheit Dessen, was ist, ableitete. Übrigens suchte er den Grundgedanken der eleatischen Philosophie vornehmlich auf indirecte Weise zu vertheidigen, indem er nachwies, daß die Erscheinungswelt mit ihren Veränderungen dem Begriffe des Seins nicht entspreche und man daher zu der entgegengesetzten Annahme eines einigen und unveränderlichen Seins genöthigt sei.

Melk oder **Mölk**, eine reiche Benedictinerabtei im östr. Kreise ob dem Wienerwalde,

bei dem Marktflecken gleiches Namens, liegt auf einem hohen Felsen an der Donau, ist prächtig gebaut, von bedeutendem Umfange und enthält ein Gymnasium, ein Priesterseminar, einen botanischen Garten nebst Naturaliensammlung und vor Allem eine große Bibliothek, die wegen ihrer Handschriften merkwürdig ist. Ursprünglich stand hier ein von den Römern gebautes Castell, welches den Avarn mit Erfolg widerstand; später wurde dieser Ort unter dem Namen Medelithe, d. i. Eisenburg, einer der festesten Plätze der Magyaren, bis ihnen Markgraf Leopold 984 denselben abnahm, zu seiner Residenz wählte und hier ein mit Benedictinern aus Subiaco besetztes Kloster gründete. Leopold IV. vermehrte die Güter dieses Klosters, welches zugleich unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Papstes gestellt wurde. Als später Unordnung eingerissen war, sendete Papst Martin V. 1420 abermals Benedictiner aus Subiaco zur Reformirung der Mönche dahin. Eine große Anzahl deutscher Klöster schloß sich an diese Reform unter dem Namen der Congregation von M. an, auch wurde dieselbe 1623 unter den rein östr. Klöstern noch inniger befestigt. Ein Beweis für die natürliche Festigkeit des Orts ist es, daß derselbe 1612 sogar eine Belagerung aushielt.

Melo (Don Francisco Manuel de), eigentlich Mello, einer der classischen Geschichtschreiber in span. Sprache, geb. den 23. Nov. 1611 zu Lissabon, stammte aus einer altadeligen Familie, die mit dem Hause Braganza stets eng verbunden war. Da er früh bedeutende Anlagen zeigte, so wurde er dem gelehrten Stande bestimmt. Als er aber mit 17 Jahren seinen Vater verlor, trat er, um schneller weiter zu kommen, in Militärdienste; auch wurde er später zu diplomatischen Sendungen verwendet. Aus Flandern, wo er als Oberster an der Spitze seines Regiments stand, als die Insurrection in Catalonien gegen Philipp IV. ausbrach, wurde er dahin entsendet und erhielt auch den Auftrag, die Geschichte dieses Kriegs aufzuzeichnen. Als 1640 Portugal von Spanien sich trennte, wurde er, als ein treuer Anhänger des nun auf den Thron seines Vaterlands erhobenen Hauses Braganza, dem span. Hofe verdächtig und eingezogen. Nachdem er sich gerechtfertigt, verließ er auf immer die span. Dienste und begab sich nach Lissabon, um sich ganz seinem Vaterlande zu weihen. Auch diesem diente er in diplomatischen Verhandlungen, vorzüglich mit England und Holland, und durch seine militairischen Kenntnisse. Endlich aber wurde er von seinen Feinden fälschlich des Mordmords des Francisco Cardozo angeklagt, eingekerkert, seiner Güter verlustig erklärt und trotz seiner Rechtfertigung auf immer nach Brasilien verbannt. Doch erwirkten Ludwig XIII. und der Cardinal Mazarin 1648 seine Zurückberufung, und von nun an beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Vollendung und Herausgabe seiner zahlreichen Werke, da an hundert Hände historischen, politischen, moralischen und poetischen Inhalts von ihm in Lissabon, Madrid, Rom, London, Lyon u. s. w. im Druck erschienen. Er starb zu Lissabon den 13. Oct. 1666. Von diesen vielen Werken ist sein berühmtestes, durch das er auf die Nachwelt gekommen, seine „Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV.“, die er zuerst unter dem Namen Clemente Libertino zu Lissabon 1645 herausgab, und wovon mehre Auflagen erschienen, die beste von Vicente Ferrer (2 Bde., Par. 1826—32), wieder abgedruckt in Dchoa's „Tesoro de historiadores esp.“ (Par. 1840) und in Jaime Tio's „Tesoro de los autores illustres“ (Barcelona 1841). Diese Geschichte, die er als Augenzeuge und im Geiste der Alten schrieb, gilt auch von Seiten des Stils als classisches Muster. Noch verdienen seine Gedichte, besonders die satirischen und komischen, erwähnt zu werden, die im Geschmacke Quevedo's, seines vertrauten Freundes, geschrieben sind („Las tres Musas de Melodino“, Lissab. 1649 und Lyon 1665).

Melodie heißt im Allgemeinen die geregelte Tonfolge im Gegensatz zur Harmonie oder gleichzeitigen Tonverbindung (dem Zusammenklang), im Besondern eine Tonreihe, welche sich durch den Wechsel der Verhältnisse nach Höhe und Tiefe, sowie nach dem Zeitwerth dem Ohre als ein abgerundetes Ganze oder als Glied eines Ganzen von bestimmtem Gepräge oder Gefühlsausdruck darstellt. Dann heißt auch oft die vorherrschende oder Hauptstimme eines Stückes Melodie. Obwohl in gewisser Beziehung ein rein melodisches Element (das Höhenverhältnis oder der Intervallwechsel) dem rhythmischen (Zeitverhältnisse) gegenübergestellt werden kann, so ist doch eine klare rhythmische Gestaltung wesentliche Be-

bensbedingung aller Melodie. Auch beim Choral erscheint der Rhythmus zwar auf die einfachsten Grundlagen, meist auf das Verhältniß von 1 : 2 zurückgeführt, aber unentbehrlich, und die schnelleren Durchgangsnoten, die Verlängerung der vorletzten Noten bei gewissen Strophenschlüssen, und selbst das scheinbar Unregelmäßige der Ruhepunkte in diesen Strophenschlüssen beweisen die Unabweislichkeit einer Gliederung und Abwägung nach bestimmten Gesetzen. Die Lehre von der regelrechten Gestaltung der Melodie heißt Melodik. Wenn die Rhythmik, die Harmonik und die Formenlehre einen schon vorhandenen Stoff zur Grundlage haben, also mehr materieller und positiver Natur sind, so kann die Melodik nur die äußere Ausbildung der Melodie und die Vermeidung von Fehlern lehren, also nur formell und negativ verfahren. Sie kann aber das eigentliche Erfinden einer Melodie so wenig wie die Logik das Denken selbst lehren. Dasselbe ist vielmehr einzig Ergebniß einer glücklichen Naturgabe und kann nicht gelehrt, sondern nur geregelt werden.

Melodrama nennt man ein kleines halbmusikalisches Drama oder diejenige Art des Dramatischen, wo der declamatorische Vortrag einzelner gesprochenen Sätze durch Instrumentalmusik unterbrochen wird. Es heißt *Monodrama*, wenn nur eine Person thätig ist, *Duodrama*, wenn deren zwei oder mehre vorkommen. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen „Pygmalion“ veranlaßt, Brandes 1775 die Gerstenberg'sche Cantate „Ariadne“ und nachher Gotter die „Medea“ bearbeitete, welche beide Benda mit Musik begleitete. Beide Stücke fanden zur Zeit ihrer Erscheinung großen Beifall und es könnte bestreiden, daß diese Gattung später so wenig Nachahmer und Freunde gefunden hat. Unstreitig aber trägt sie selbst die Schuld. Eine einzige Person ist außer Stande, eine dramatische Handlung zu beginnen, eine Verwicklung, an die sich ein dramatisches Interesse knüpfen könnte, durchzuführen und endlich harmonisch zu beenden. Um diesem Uebelstande zu begegnen, suchte man den Melodramen eine durchaus lyrische Haltung zu geben; allein hieraus entstand wieder der Widerspruch, daß wir stets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß die Handlungen, durch welche sie erzeugt werden, zu unserer anschaulichen Kenntniß gelangen. Etwas besser verhält es sich zwar mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Personen die Möglichkeit, eine dramatische Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, größer ist. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfordert, da die äußern Hülfsmittel immer noch sehr beschränkt sind. Hierzu kommt noch eine andere Schwierigkeit. Man glaubte diesen Melodramen einen ernsten Charakter geben zu müssen, um den Componisten hinlängliche Veranlassung zur Schilderung der Gefühle und Leidenschaften zu geben. Da aber die Handlung bei dem Mangel an äußerer Bewegung nothwendig sehr beengt bleiben muß, so ist auch damit nicht viel gewonnen worden. Was die Verbindung selbst, welche im Melodram zwischen Poesie und Musik stattfindet, betrifft, so soll dieselbe den Ausdruck des Sprechenden verstärken. Warum aber geht diese Verstärkung nicht unmittelbar von Demjenigen aus, welcher die Empfindungen äußert, oder mit andern Worten, warum wird die Rede nicht überhaupt Gesang? Die begleitende Instrumentalmusik kann hier nur der Reflex der Empfindungen des Sprechenden sein; wie kann aber dieser Reflex stärker werden als die Empfindung selbst? Nur ein Fall möchte denkbar sein, in welchem Musik mit gesprochener Rede sich verbinden kann, nämlich der, wo die Instrumentalmusik die Eindrücke der Natur und Umgebung auf den Sprechenden und Handelnden darstellt. Allein die Musik hat in der Schilderung der Naturgegenstände ein sehr beschränktes Gebiet, und da der Mensch an sich über den Naturerscheinungen steht, so würde das Melodramatische nur da vollkommen gerechtfertigt sein, wo die Natur als ein Übermächtiges, zauberisch Überwältigendes erscheint, oder Geistererscheinungen in die poetische Wirklichkeit treten, wie dies z. B. in der Scene der Wolfschlucht im „Freischütz“ der Fall ist. Endlich wird auch durch das Abwechseln zwischen Instrumentalmusik und Declamation die Ausbildung beider und ein befriedigender Totaleindruck fortwährend verhindert. Der Melodramendichter glaubt meist, dem Componisten nicht genug Gelegenheit zur Entwicklung seiner Kunst zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen sich untereinander selbst bestreiten läßt. Dadurch entsteht ein solcher Mangel an Einheit in der musikalischen Darstellung, daß fast jede musikalische Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verschiedenen Charakter zur Erscheinung bringt. Aus allen diesen Gründen geht hervor, daß

das sogenannte Melodrama eine Gattung dramatischer Erzeugnisse ist, die immer nur eine untergeordnete Wirkung hervorbringen wird, und die episodisch eingeflochtenen melodramatischen Partien in größern dramatischen Kunstwerken, wie z. B. in Goethe's „Egmont“, erscheinen leicht als störend und fremdartig. Die spätern, von den Boulevards in Paris ausgegangenen Melodramen, z. B. „Die Waise und der Mörder“, „Der Galeerenflave“ u. s. w., waren rohe Schauspiele, in welchen nur zuweilen das Melodramatische eingemischt ist, um den Effect zu steigern.

Melone (Cucumis Melo), nach der griech. Insel Melos benannt, eine Kürbisartige Garten- und Feldfrucht von angenehmem, süßgewürzhaftem Geschmack, ist ursprünglich in Asien heimisch, wächst aber gegenwärtig in allen Ländern des südlichen Europa und kommt in heißen, trocknen Sommern auch in Deutschland im Freien zur Reife. Sehr große, wohlschmeckende Melonen erbaute man in der Gegend um Astrachan. In den deutschen Gärten werden besonders zwei Arten gezogen, die *Kantalupen* mit plattrunden, warzigen, unförmlichen Früchten von schwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird, und die *Regmelone*, die mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnschaliger ist und früher reift als jene. Außerdem rechnet man hierher eine Kürbisart, die *Wassermelone* (*Cucurbita citrullus*), welche in vielen im Sommer regenlosen Ländern, z. B. in Persien, Südrussland, Ungarn, Spanien, Chile und Neuholland, sehr wohl gedeiht und von allen Volksclassen in Menge genossen und als kühlende Frucht sehr geschätzt wird. Vgl. Jacquin, „*Monographie complète du melon*“ (Par. 1833).

Melöplast ist eine in Frankreich erfundene Methode des Unterrichts in der Musik, welche Gatin und dessen Nachfolger Ph. de Geslin in dem „*Cours analytique de musique*“ (Par. 1824) beschrieben haben.

Melos, jetzt *Milo*, eine der Cycladen im Königreich Griechenland, zählt auf 3000 E., die sich theils zur griech., theils zur katholischen Kirche bekennen. Der vulkanische Boden, reich an mineralischen heißen Quellen und andern vulkanischen Producten, wirkt äußerst günstig auf die Vegetation und gibt den Weinen, Feigen und Melonen einen vorzüglichen Geschmack, ist aber nachtheilig für die Gesundheit der Menschen. Sonst kommt die Insel, der es auch an gutem Wasser fehlt, hinsichtlich ihres Klimas und ihrer Producte mit den übrigen Cycladen überein. Ausgeführt werden Alaun, Schwefel, Seesalz, Welle, Ziegenkäse, Weizen, Melonen und Wein. Die Hauptstadt *Milo*, der Sitz eines griech. und eines katholischen Bischofs, hat den geräumigsten Hafen im Archipel. In der Nähe derselben finden sich die prächtigen Überreste eines marmornen Amphitheaters. Nicht weit davon fand 1820 ein griech. Landmann die berühmte, nach der Insel benannte und jetzt im Louvre zu Paris befindliche Venusstatue nebst drei Hermen. Seit der letzten Pest, welche in der Stadt herrschte, hat sich der größte Theil der Einwohner in dem benachbarten Kastro niedergelassen, welches jetzt den bedeutendsten Ort der Insel bildet.

Melpomene, eigentlich die singende, heißt eine der neun *Musen* (s. d.), welche besonders als Vorsteherin des Trauerspiels angesehen wird.

Melusine, eine der *Feen* (s. d.), die ursprünglich dem keltischen Volksglauben angehören. Die Sage machte sie zur Gattin des Raimondin, eines Sohnes des Grafen von Forêt und Guy Lusignan, dem nachmaligen König von Cypern und Jerusalem, zu ihrem Sohn. Mit Schönheit reich begabt, mußte sie, wie die Sage erzählt, an gewissen Tagen zur Hälfte Fischgestalt annehmen. So überraschte sie einst ihr Gemahl; da stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft aber dem Königreich oder ihren Nachkommen, den Grafen von Lusignan, ein großes Unglück bevorstehe, wollte man sie drei Tage vorher auf dem Thurm des Schlosses von Lusignan in Poitou, das von ihrem Gemahl erbaut und ihr zu Ehren benannt worden sei (Lusineem, Anagramm von Melusine), in Trauer gesehen und ein schmerzliches Wehgeschrei ausstoßen gehört haben. Als der Thurm 1574 abgebrochen wurde, verschwand sie auf immer. Aus den Sagen von ihr, wie sie im Hause Lusignan selbst heimisch waren, bildete Jean d'Arras gegen 1300 ein Gedicht, das später in prosaischer Auflösung zum Volksbuch wurde. Zum deutschen Volksbuch wurde dasselbe durch Thüring von Ringoltingen aus Bern, der es 1456 übersetzte; gedruckt zuerst in

Augsburg 1474, auch in das von Feierabend, Frankfurt 1587, herausgegebene „Buch der Liebe“ aufgenommen.

Melville (Henry Dundas, Viscount), brit. Staatsmann und Pair von England, geb. am 28. Apr. 1739 zu Edinburg, wo sein Vater Präsident des obersten Gerichtshofes war, widmete sich mit Erfolg dem Rechtsstudium und erlangte seit 1763 als Sachwalter eine bedeutende Praxis. Die Regierung ernannte ihn 1775 zum Attorneygeneral von Schottland; bald darauf aber wählte ihn seine Vaterstadt ins Unterhaus. Dundas eröffnete seine politische Laufbahn in den Reihen der Opposition. Weil er sich durch Kenntnisse und klare Beredsamkeit auszeichnete, suchte ihn jedoch das Ministerium North zu gewinnen, dessen unselbige Politik rücksichtlich der Colonien er fortan mit großer Geschicklichkeit gegen Männer wie Fox, Burke und Sheridan vertheidigte. Auf seine Zukunft bedacht, verschaffte er sich ausgebreitete Kenntnisse im Verwaltungsfache, namentlich in den östl. Angelegenheiten. Nach North's Tode berief ihn der Hof 1782 in den Geheimrath, und einige Zeit darauf, unter der Verwaltung Shelburne's, wurde er Schatzmeister der Marine. Als Fox ins Ministerium trat, mußte er letztere Stelle aufgeben; dafür rächte er sich, indem er aufs Heftigste gegen dessen Indiabil das Wort ergriff. Unter der Verwaltung William Pitt's, den er unwandelbar und in allen Fällen unterstützte, erhielt er das Schatzmeisteramt zurück und zugleich die Controle der ind. Angelegenheiten. Besonders machte er sich den Hof verbindlich, daß er beim Ausbruche der Geisteskrankheit Georg's III. (s. d.) die Erhebung des Prinzen von Wales zum Regenten zu verhindern suchte. Er wurde dafür 1791 zum Staatssecretair für das Innere ernannt, welches Amt er 1794 mit dem Staatssecretariat des Kriegs vertauschte. In dieser Stellung theilte er die feindlichen Gesinnungen seines Collegen gegen das revolutionaire Frankreich und legte auch zugleich mit Pitt 1801 sein Ministerium nieder, als die Unterzeichnung des Friedens von Amiens bevorstand. Er wurde hierauf 1802 zum Baron Dundas und Viscount M. erhoben; mit dem Wiederbeginn des Kriegs aber trat er 1803 als Lord der Admiralität in die Verwaltung. Die Rückkehr Pitt's ans Staatsruder hatte 1804 zur Folge, daß er das Ministerium des Seewesens erhielt. Schon längst beschuldigte man ihn der Bevorzugung seines Geburtslandes und der Beförderung bei den Parlamentswahlen. Jetzt klagte ihn das Unterhaus der Verwendung öffentlicher Gelder zu fremden Zwecken an, sodaß er seine Ämter niederlegen mußte. Trotz der Bemühungen Pitt's eröffnete das Oberhaus seinen Proceß im Apr. 1806; schon am 12. Juni erfolgte jedoch die Freisprechung. M. beschränkte sich hinfort auf die Wirksamkeit im Oberhause und war im J. 1807 einer der heftigsten Gegner der Emancipation der Katholiken. Seitdem zog er sich ganz vom politischen Schauplatz zurück. Er starb am 29. Mai 1811. — Sein einziger Sohn, Lord Rob. Saunders Dundas, Viscount von M., geb. am 14. März 1771, trat nach dem Tode des Vaters 1812 in die Verwaltung, wurde erster Lord der Admiralität, Lord des Handels und der Colonien, Conservator der brit. Museen, Lord des Privatsiegels von Schottland und endlich Kanzler der Universität Edinburg. Im J. 1816 heirathete er die Nichte und Erbin des Admirals Saunders. Als nach dem Rücktritte Liverpool's, im Apr. 1807, Canning an die Spitze der Verwaltung trat, legte M. seine Ämter nieder und gesellte sich zur toryistischen Oppositionspartei.

Membran, eigentlich so viel wie Haut (s. d.), dann eine Handschrift auf Pergament. (S. Manuscripte.)

Memel, im Regierungsbezirk Königsberg, die nördlichste Stadt in Preußen, an der Mündung der Dange in das Kurische Haff, nicht weit von der russ. Grenze, hat gegen 8000 E., mehre Bernstein-, Seifen-, Brauntweinfabriken u. s. w., Schiffbau und bedeutenden Handel, besonders mit England. Die Stadt ist der Sitz einer Hafenpoliceibehörde und einer Navigationschule. Vortreffliche Arbeiten liefern die dasige Eisengießerei und Ketten schmiedewerkstätte. Der Hafen ist gut, sicher und hat bei der Einfahrt 13—15 F. Tiefe. Vor demselben steht auf einem Hügel ein Leuchthurm, der 73 F. hoch ist. Außer Getreide, Hanf und Häuten werden besonders guter Leinsamen und Holz aus Lithauen von da ausgeführt. — Memel ist auch der deutsche Name des Flusses Niemen (s. d.).

Memleben, ein Dorf in Thüringen, an der Unstrut, in der jetzigen preuß. Provinz

Sachsen, ist für die Geschichte der Baukunst noch gegenwärtig von hohem Interesse wegen der Ruine des daselbst im 10. Jahrh. angeblich von Mathilde, der Gemahlin König Heinrich's I., gestifteten Benedictinerklosters. Dasselbe wurde von Kaiser Otto II. und seiner Gemahlin Theophania in eine Abtei verwandelt und sehr reich ausgestattet, die unter des Kaisers unmittelbarem Schutze stand, bis er sie wegen der Zügellosigkeit der Mönche an das Stift Hersfeld überließ. Die Klosterkirche war eines der ausgezeichnetsten Bauwerke aus der Ubergangsperiode des byzant. in den goth. Baustil; noch sind von ihr bedeutende Ruinen erhalten, auf denen sich auch Wandmalereien befinden; die herrliche Krypta wurde in neuerer Zeit durch die Fürsorge der preuß. Regierung theilweise restaurirt, welche letztere auch sonst dem weitern Verfall des Ganzen möglichst zu begegnen gesucht hat. M. war der Lieblingsaufenthaltsort der deutschen Kaiser aus dem sächs. Hause, und sowol Heinrich I. wie sein Sohn Otto I. starben daselbst. Vgl. Wilhelm, „Geschichte des Klosters M.“ (Abth. I., Raumb. 1827, 4.) und Puttrich, „Die Kirchen zu M., Schraplau und Treben“ (Lpz. 1837, Fol.).

Memling oder **Hemling** (Hans), einer der vorzüglichsten Maler der altfland. Schule, war an poetischer Erfindungsgabe wol der ausgezeichnetste unter allen Nachfolgern der Gebrüder van Eyck. Die Niederländer schreiben ihn Memling, die Italiener Memelino, Andere Hemling, da die Aufschriften seiner Bilder nichts entscheiden, indem man den Anfangsbuchstaben seines Namens ebenso gut für ein H wie für ein M lesen kann. Daß seine Familie aus Konstanz hergestammt, beruht auf Vermuthung. Wahrscheinlich war er Schüler Rogier's von Brügge, der zwischen Joh. van Eyck und M. so ziemlich die Mittelstufe einnimmt. Er soll 1477 in der Schlacht bei Nancy unter Karl dem Kühnen von Burgund mitgefochten haben und von hier verwundet in das Johannisospital nach Brügge gebracht worden sein, wo er nun wahrscheinlich seinen bleibenden Aufenthalt nahm. In seinen letzten Lebensjahren scheint er nach Spanien gegangen zu sein, wenigstens haben mehre Gemälde in der Karthause von Miraflores und im Dom zu Valencia aus den J. 1496—1509 große Ähnlichkeit mit M.'s Arbeiten. Sein Todesjahr ist unbekannt. Das Eigenthümliche seines Talents besteht in der Gabe, jede Geschichte deutlich und anmuthig durch Figuren zu erzählen, und in der zartesten und vollendetsten Technik, die mit gewandter und edler, wenn auch noch magerer Zeichnung die größte Kraft und Naturwahrheit des Colorits verbindet. Die Figuren seiner Olgemälde sind meist klein und miniaturartig. Die schönsten Olgemälde von ihm sind, im Johannisospital zu Brügge, der Reliquienkasten der heil. Ursula, die Vermählung der heil. Katharina, die Anbetung der heil. drei Könige und eine heil. Jungfrau; in der Akademie daselbst die Taufe Christi und der heil. Christoph; in der Pinakothek zu München ein Christuskopf, die sieben Frauen der Maria und die Anbetung der Könige mit dem heil. Christoph und Johannes. Unter seinen Miniaturen sind besonders die in einem Breviarium auf der St.-Marcusbibliothek zu Venedig merkwürdig. Auch hat er mehre Manuscripte mit Miniaturen in Wasserfarben verziert.

Memnon, der Sage nach ein König von Aethiopien, der Sohn des Tithonus und der Eos oder Aurora, wurde zur Zeit des trojan. Kriegs vom Könige Priamus (s. d.), als Hector durch Achilles gefallen war, von der bedrängten Stadt Troja zu Hülfe gerufen und kam auch mit einem ansehnlichen Heere dort an, nachdem er alle Völker, deren Gebiet er betrat, besiegt hatte. Allein hier verließ ihn Glück und Ruhm, denn obgleich er den Antilochus (s. d.) erlegte und andere Beweise von Tapferkeit gab, so unterlag er doch im Kampfe mit dem Achilles. Ein hohes Grabmal, an den Ufern des Asopus errichtet, erhielt den Namen dieses heldenmüthigen äthiop. Jünglings auf der Nordküste von Vorderasien. Bei der Verbrennung seines Leichnams gingen Vögel aus der Asche hervor, die sogenannten Memnonsvögel, die dann jährlich zu seiner Grabstätte zurückkehrten und hier miteinander kämpfend gleichsam Leichenspiele zu seinem Andenken feierten. Doch nicht hier allein wurden die Asche und der Ruhm dieses Helden bewahrt; die Mythe und Dichtung erwähnen nicht nur an andern Punkten Asiens, namentlich zu Susa, dem alten Sitz der Perserkönige, ferner bei Palto in Syrien, Memnonien, d. h. Städte und Denkmäler, die man zu seiner Verherrlichung errichtete, sondern je näher wir seinem Vaterlande kommen, desto glänzender wird sein Name, und besonders berühmt waren die beiden Memno-

nien zu Abydos (s. d.) und Theben (s. d.) in Oberägypten. Das letztere vor allen war eines der ausgezeichnetsten Bauwerke der noch in ihren Ruinen wunderbaren Stadt und in der Nähe derselben stehen die gegenwärtig unter den Namen Chama und Lama bekannten beiden seltsamen Kolosse mit den Memnonstatuen, die ihrer außerordentlichen Höhe wegen schon aus der Ferne in die Augen fallen und durch die Länge der Zeit theilweise sehr verstümmelt, später aber, wahrscheinlich durch Probus zu Ende des 3. Jahrh. n. Chr., wieder ausgebeffert worden sind. Die Steinmasse selbst besteht nach Plinius aus Basalt, nach Neuern aus Granit, der von der Sonnenglut schwärzlich gefärbt ist. Ihre Stellung ist parallel mit dem Laufe des Nils. Erst als sich der Verkehr der Römer mit Ägypten vermehrte, etwa im Zeitalter des Augustus, verband man mit dem nördlichen dieser Kolosse die Erzählung von einem geheimnißvollen, dem Schwirren einer Saite ähnlichen Klange, den derselbe von sich gebe, und zwar beim Aufgang der Sonne in fröhlicher, beim Untergang in mehr klagender Weise; ja man setzte sogar hinzu, daß er Thränen vergossen und Orakelsprüche in Versen ertheilt habe. Diesen seltsamen Klang nun, den schon im Alterthume Pausanias und Strabo, in neuerer und neuester Zeit mehre reisende Engländer und Franzosen deutlich vernahmen, während er Andern, wie dem Deutschen Minutoli bei seinem dortigen Aufenthalte, versagt wurde, entsteht nach den zuverlässigsten Beobachtungen durch die schnelle Erhizung des Steins von der Sonne und das sich wiederherstellende Gleichgewicht der Temperatur. Andere aber, wie Letronne, bezweifeln überhaupt das Wiederkehren dieses Tons in neuer Zeit und halten die ganze Erscheinung im Alterthume für einen bloßen Priesterbetrug, indem ein Priester, um den Aberglauben des Volks zu benutzen, im Innern des Kolosses sich verborgen und so die geheimnißvollen Töne hervorgebracht habe. Alle diese Muthmaßungen fallen zusammen, wenn die Ansicht Dfr. Müller's im „Handbuche der Archäologie der Kunst“ begründet ist, wonach wir in dem sogenannten Memnonskoloss die Statue des ägypt. Königs Amenophis II., sowie in dem danebenstehenden Koloss das Bild Ramses' des Großen erblicken. Schon in frühester Zeit haben Reisende das Wunder des vorher erwähnten Klanges bald in griech., bald in lat. Sprache durch Inschriften bezeugt, die an dem Piedestal und an den Füßen der nördlichen Memnonssäule eingegraben sind und zuerst durch den Engländer Mich. Pococke (s. d.), der 1738 dort verweilte, wol nicht mit gehöriger Sorgfalt abgeschrieben und nachher bekannt gemacht wurden. Die Erzählungen von M. selbst und die verschiedenen Meinungen der Gelehrten über die beiden Kolosse, nebst Mittheilung und Erklärung der Inschriften, finden sich am besten zusammengestellt in Jacob's trefflicher Abhandlung „Über die Gräber des M.“ in seinen „Vermischten Schriften“ (Bd. 4 und 8). Eine zweite gründliche Untersuchung über diesen Gegenstand lieferte Letronne in der Schrift „La statue de M. considerée dans ses rapports avec l'Egypte et la Grèce“ (Par. 1833).

Memoiren oder Denkwürdigkeiten stehen zur eigentlichen Geschichtschreibung in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Chroniken, nur daß diese letztern die Thatfachen einfach und oft mit einer gewissen Dürftigkeit hinstellen, während das Wesen jener in einer Ausmalung des Details und in einer Darlegung der verstecktesten Motive besteht. Der Memoirenschreiber umfaßt gewöhnlich nur die Erscheinungen, an denen er selbst Theil genommen hat, oder deren Zeitgenosse er wenigstens gewesen ist. Er führt uns in die verborgenen Machinationen der handelnden Personen und zeigt uns das Treiben hinter den Coullissen. So müssen die Productionen dieses Genres, die seit dem Mittelalter eine höchst ergiebige Fundgrube für den Geschichtsforscher bilden, ihrer ganzen Anlage nach insgesammt ein mehr oder weniger individuelles Gepräge an sich tragen. Das classische Alterthum hat nur zwei Schriftsteller aufzuweisen, welche als Muster dieser Gattung genannt werden können; dies sind Xenophon und Cäsar. Unter allen modernen Völkern sind die Engländer und besonders die Franzosen bei weitem am reichsten an historischen Denkwürdigkeiten.

In England gewinnen dieselben besonders seit der glorreichen Regierung der Königin Elisabeth an Bedeutung, und es sind in Bezug auf diese Zeit vorzüglich die Memoiren von James Melvill zu nennen, welche sich bis auf König Jakob erstrecken. Auch sind für die Geschichte der Königin Elisabeth die von Th. Birch nicht unerheblich, während die

von Dav. Crayford of Drumsay besonders für schot. Verhältnisse eine reiche Ausbeute gewähren. Unter Denen, welche ihre Erinnerungen aus den religiös-politischen Bewegungen des 17. Jahrh. ausgezeichnet haben, erwähnen wir Rushwort, dessen Werk von 1618—42 geht, Ludlow, Nalson (1639—49), Clarendon (1621—60), Whitelock (bis Karl I.) und Will. Temple (1672—79). Die bedeutendsten dieser Erscheinungen sind zusammengestellt in Guizot's „Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre“ (33 Bde., Par. 1823). Peck gibt in seinen Denkwürdigkeiten eine lebendige Charakteristik Cromwell's, und John Dalrymple sowie Pepys behandeln den Verfall der Stuarts. An sie schließen sich Burnet und Marlborough an, dessen Memoiren zum Theil wenigstens aus authentischen Papieren zusammengesetzt sind. Die Denkwürdigkeiten von Bolingbroke, Walpole und John Ker of Kereland erstrecken sich auf die Regierungszeit von Georg I. Je mehr man sich der Gegenwart nähert, desto üppiger wuchert auch in England die immer mehr sich verflachende Memoirenliteratur. Von den zahllosen Denkwürdigkeiten, welche sich auf die lange Regierung Georg's III. beziehen, heben wir nur die von Dav. Ramsay (1755—63) hervor, die vom militairischen Standpunkte aus besonders wichtig sind.

Eine beieitem bedeutendere Rolle spielen die Memoiren in Frankreich. Wenn überhaupt schon die historische Literatur eine der glänzendsten Seiten der franz. Literatur bildet, so muß man gestehen, daß der Geist der Franzosen für diese leichtere Art der Geschichtschreibung, wo es besonders auf Schärfe der Beobachtung ankommt, ganz vorzüglich geschaffen ist. Hier sind besonders in derjenigen Gattung der Memoiren, deren wesentlicher Inhalt die historisch-psychologische Analyse von Hofintriguen und Cabalen ist, unübertreffliche Meisterwerke zu erwähnen. Die ersten Erzeugnisse dieses Genres finden sich im 13. Jahrh., zu einer Zeit, wo man allmählig anfing, sich zur Abfassung der anspruchlosen Chroniken der Vulgärsprache zu bedienen. Geoffroy de Villehardouin steht mit seinem naiven Geschichtswerke über das lat. Kaiserthum auf der Grenze der beiden Gattungen, während Joinville's Geschichtserzählung von Ludwig IX. mit Recht lange Zeit als das Muster der historischen Memoiren betrachtet worden ist. Froissart, der franz. Herodot, der ihm vielleicht die Palme streitig machen könnte, hat seinem Geschichtswerke, welches die Jahre von 1322—1400 behandelt, mehr den Charakter der Chronik gegeben, obwol seine lebensfrische Darstellung nicht selten memoirenartig auseinanderfällt. Christine de Visan, gest. 1415, welche Memoiren über Karl's V. Regierung, und Olivier de la Marche, der nach 1460 unter Ludwig XI. schrieb, nehmen einen viel zu untergeordneten Rang ein, als daß sie mit beiden Historikern verglichen werden könnten, an die sich nur Philippe de Comines als dritter Stern erster Größe anschließt. Seine Erinnerungen aus der Zeit Ludwig's XI. sind mit Recht zu den Meisterwerken der praktischen Politik gezählt. An diese Schrift schließen sich, aber in bescheidener Stellung, die Memoiren von Claude de Seyssel an, welche der Geschichte Ludwig's XII. gewidmet sind. Martin du Bellay's durch kraftvolle Darstellung und Nationalstimm merkwürdige Memoiren gehen von 1513—47. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit sind die Werke dieser Art aus dem 16. Jahrh., weil man aus ihnen die religiösen Spaltungen, sowie die endlosen politischen Conflicte dieser Zeit in viel lebendigeren Zügen kennen lernt, als aus den Schilderungen der officiellen Geschichte. Vor Allem zeichnen sich hier aus Blaise de Montuc, dessen ungekünstelte „Commentaires“ (von 1521—72) Heinrich IV. die Soldatenbibel nannte, Gaspard de Saulx-Tavannes (1530—73), welcher einen philosophischen Anstrich hat, und Margarethe von Valois, Heinrich's IV. erste Gemahlin, aus. Die Denkwürdigkeiten der Regtern beziehen sich ausschließlich auf das Hofleben, welches uns mit allen seinen großen Nichtigkeiten auch von Pierre de l'Etoile vorgeführt wird. Wichtig sind noch die „Memoriae nostrae libri VI“ von Guillaume Paradin und das später fallende gleichfalls lat. geschriebene Geschichtswerk von Thou oder Thuanus, welches den Zeitraum zwischen den J. 1544—1607 behandelt. Durch Kraft der Darstellung und Gediegenheit der Befinnung ragt Michel de Castelnau hervor, dessen „Mémoires“ von 1559—70 reichen. Außerdem erwähnen wir noch von protestantischen Schriftstellern jener Zeit Lanoue, welcher der Catinat des 16. Jahrh. genannt worden ist, Duplestis-Mornay (1572—1623) und Jean Mergey, der sich über die Verfolgungen der Protestanten mit großer Mäßigung äußert, obgleich er selbst dem Blut-

habe der Bartholomäusnacht nur mit Mühe entging. Der schriftliche Nachlaß von de Laforce ist erst neuerdings veröffentlicht worden. Endlich verdienen Villeroi (1567—1604), der Herzog von Nevers (1574—1610), der Herzog von Bouillon (1560—86) und Ludwig von Condé (1559—66; überarbeitet von Secousse) einige Beachtung. Brantome's Denkwürdigkeiten sind mit einer Trivulität abgefaßt, welche oft ans Dbscöne streift, während die „Economies royales“ von Sully, eines der wichtigsten Quellenwerke für die Geschichte Heinrich's IV., ein schönes Bild vom reinen Charakter ihres Verfassers gewähren. Einen gleichen Gegenstand mit diesem Werke behandeln Bellière, Sillery und der Erzbischof Vercire von Paris. Für die Regierungszeit Ludwig's XIII. liefern Graf von Pontchartrain (1610—20), der Herzog von Orleans, der Herzog von Rohan (1610—29), Bauciennes, der Marquis von Beauveau, Estrées (1610—17), Bassompierre, Montreuil, Aubery, Montglat und Richelieu in seinen wol etwas überarbeiteten Memoiren wichtige Beiträge, wie man zum Verständniß des sogenannten großen Jahrhunderts Ludwig's XIV. die Schriften von Larochefoucauld, vom Cardinal Neg, von Joly, vom Grafen Jacq. Sault-Lavannes, Puysegur, Brienne, Motteville, Rabutin, Talon, Estrades, Grammont, Dangeau, Saint-Simon, de Lafare, Luxembourg, Catinat, Noailles und viele andere weniger werthvolle Memoiren nicht ganz entbehren kann. Duolos behandelte das Ende von Ludwig's XIV. übertünchter Regierung und die Zeit Ludwig's XV. mit achtungswerthem Freimuth. Neben ihm müssen die Memoiren des Abbe Montyon (1725—31), des Herzogs von Choiseul und Chalotais benutzt werden. Eine durchaus verschiedene Richtung haben die „Confessions“ von Rousseau und die Memoiren der Madame Epinay, Suard's, Marmontel's und Morellet's. Der berühmte Verfasser des „Contrat social“ entwirft uns ein ergreifend treues Bild seiner eigenen Seelenzustände, während wir in den Schriften der Letztern mehr einen Einblick in die literarischen Verhältnisse und das Coteriewesen jener Zeit erhalten. Mit dem Beginn der Revolution schwoll die Memoirenliteratur in so ungeheurer Masse, daß wir uns mit der Angabe solcher Namen begnügen müssen, welche für wirklich stimmgebende Autoritäten gelten können. Es dürften dies etwa folgende sein: Necker, Besenval, Bouillé, Ferrière, M. Lameth, Lafayette, Montlosier, Madame de Staël, Campan, Barbaroux, Billaud-Varennes, Dumouriez, Madame Roland, Thibaudeau, Mirabeau, Mounier, Barère, Camille-Desmoulins und Grégoire. Vieles von Dem, was unter berühmten Namen in Umlauf gesetzt ist, kann keinen Anspruch auf Authenticität machen; wie denn überhaupt in neuerer Zeit die Memoirenfabrikation auf wahrhaft großartigem Fuße organisiert ist. Einer der bedeutendsten Unternehmer in dieser Beziehung war Soulavie, dessen Sammlungen jetzt durch die „Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution franç.“ (30 Bde., Par. 1822—28) und einige ähnliche Publicationen unbrauchbar geworden sind. Alle erwähnten Schriftsteller behandeln mehr die allgemeinen Ereignisse ihrer Zeit; unter den Denkwürdigkeiten, welche enger begrenzten Episoden gewidmet sind, heben wir nur die unvergleichliche Darstellung der Vendécunruhen aus der Feder der Marquise Laroche-Jacquelin hervor. Noch mehr müssen wir uns in Bezug auf die Memoiren über Napoleon beschränken, indem fast alle seine bedeutendern Generale, sowie unzählige nichtsagende Personen, welche mit diesem außerordentlichen Manne in Berührung kamen, sich für berechtigt hielten, ihre Beobachtungen und unverdauten Reflexionen der Nachwelt zu überliefern. Zu den wichtigsten Erscheinungen dieser Art gehören die Schriften von Bignon, Las Cases, D'Alava, Constant, Lavalette, Savary, Fain und von der etwas allzu geschwägigen Herzogin von Abrantes. Außer den Memoiren mit vorherrschender politischer Färbung gibt es nun auch Werke dieser Gattung, welche sich eine andere Aufgabe als Bepfechtung der eigentlichen Weltereignisse stellen. Unter Denen, welche mehr ein literarisches oder artistisches Interesse verfolgen, sind die Memoiren von Nivarol, Grétry, Talma und Charl. Nodier besonders bedeutend. Madame Genlis, die Fürstin Salm, der Fürst von Ligne und viele Andere beschränkten sich mehr auf eine Beleuchtung der höhern socialen Beziehungen. Es ist unmöglich, mit wenigen Zügen einen einigermaßen genügenden Überblick über das ganze Gebiet der Memoirenliteratur zu gewähren. Jede Persönlichkeit, jedes Ereigniß, welches der gesinnungslosen Feder der La-

geschriebener einige Ausbeute verspricht, wird in diesen Kreis herabgezogen. Die schamlose Fabrication, die Betrügerei frecher Speculanten machte es immer schwieriger, das Glaubhafte von der leichtsinnigen Lüge des Tages zu unterscheiden. Das hungrige Publicum verschlingt die Denkwürdigkeiten eines Bibocq und Sisquet, die anspruchsvollen Hergensergießungen anerkannter Mißethäter, wie Lacenaire und Madame Lafarge, mit gleicher Gier. Unter den wahrhaft gehaltreichen Memoiren, welche in Aussicht gestellt sind, werden die „Mémoire d'outré-tombe“ von Chateaubriand und die unverfälschten Denkwürdigkeiten von Carnot besonderes Interesse erregen.

In Deutschland ist die Gattung der politischen Memoiren noch eine zarte Pflanze, welcher erst, wenn ihr mehr Licht und die freie Luft einer größeren Öffentlichkeit gewährt wird, ein kräftigeres Gedeihen versprochen werden kann. Zwar nahm man zu den Zeiten der Reformation einen kräftigen Anlauf, und einige lat. Folianten jener Tage können sich, wenn auch nicht in Bezug auf Reiz und Anmuth der Form, doch wenigstens ihrem wissenschaftlichen Gehalte nach, mit ähnlichen Erscheinungen des Auslandes messen; aber bald wurden diese ersten Triebe durch die immer mehr überhandnehmende Schwerefälligkeit und Geheimnißthuerei, welche in den damaligen Verhältnissen begründet waren, wieder niedergedrückt. Nur in der Sphäre der literarischen Denkwürdigkeiten besitzen wir an Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ und einigen ähnlichen Werken Productionen, deren Werth auch spätere Zeiten nicht antasten werden. Was die Beleuchtung politischer Ereignisse anbetrifft, so haben wir von ältern Erscheinungen dieser Art außer Dohm's freilich etwas formlosen „Denkwürdigkeiten“ wenig von nachhaltiger Wirkung aufzuweisen. Unter den Männern, welche sich mit Talent und würdigem Ernste der Pflege dieses jetzt zum Theil noch dornigen Gebiets zugewendet haben, verdienen Barmhagen von Ense, von Sagen, Arndt, Ritter von Lang und Hormayr genannt zu werden.

Memphis, nach der die gleichnamige Stadt Aegyptens benannt sein soll, war die Tochter des Nilos, Gattin des Epaphos und Mutter der Libya; nach Diodor aber eine Tochter des Uchoreus und von dem Nilos Mutter des Aegyptos.

Memphis, eine altägypt. Stadt in Mittelägypten am linken Nilufer, eine Meile oberhalb des heutigen Kairo gelegen, wurde der Sage nach von Menes erbaut, und reicht, ob schon sie jünger als Theben in Oberägypten und wahrscheinlich eine Colonie desselben ist, in ihren Anfängen weit in die mythische Zeit der Geschichte des alten Aegyptens hinein. In der historischen Zeit finden wir sie als Residenz der Pharaonen an Thebens Stelle, dessen Glanz sie noch überstrahlte. Diodor gibt ihren Umfang auf 150 Stadien an; sie umschloß eine Menge der prachtvollsten Bauten. Die berühmtesten davon waren der kolossale Tempel des Pthha mit den prächtigen Säulengängen; ihm gegenüber der prächtige Palast des Apis; der Tempel des Serapis, zu dem eine Allee von Sphingen führte, die man noch im Sande der Wüste begraben sieht; und der ungeheure Palast der Pharaonen. Durch ein Kanalsystem stand M. mit den Seen Möris und Mareotis in Verbindung und wurde dadurch der Mittelpunkt des Handels und des Reichthums Aegyptens. Die Eroberung dieses Landes durch Kambyfes, der M. 524 v. Chr. theilweise zerstörte, brach die Blüte der Stadt; durch das Emporblühen Alexandrias sank sie immer mehr, bis ihr endlich durch die Sarazenen im 7. Jahrh. vollends ein Ende gemacht wurde. Doch standen noch im 12. Jahrh. bedeutende Gebäude. Jetzt bietet M. nur noch ein weites Ruinenfeld, zwischen dem die Dörfer Memf, Mit-Mahineh und Bedreschin liegen.

Mena (Suan de), der span. Ennius genannt, wurde 1411 zu Cordova geboren. Mit 23 Jahren begab er sich auf die Universität Salamanca und später nach Rom, um sich insbesondere mit der altclassischen Literatur noch vertrauter zu machen. Hier lernte er auch Dante und Petrarca kennen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland fand er an dem kunstsiebenden Hofe Johann's II. von Castilien bald Gelegenheit, seine Kenntnisse und Talente geltend zu machen und den sogenannten classischen Geschmac einzuführen. Ihn unterstützten hierbei der König und der Marques de Santillana (s. d.), die Beide selbst Dichter waren. Ersterer ernannte ihn zu seinem lat. Secretair und Historiographen und seine Vaterstadt nahm ihn unter die Zahl der Vierundzwanzig (der Stadtregenten) auf. Er starb 1456 und wurde zu Torrelaguna begraben. Bis zu M.'s Zeiten trat die Dichtkunst auch

in Spanien vorzugsweise als Volks- und Hofpoesie auf; M. machte die ersten größern Versuche, nach lat. und ital. Mustern castilianische Gedichte zu verfassen, und schrieb das allegorisch-didaktische Gedicht „El laberinto“, das in formeller Hinsicht zu offenbar eine Nachahmung Dante's und Petrarca's, zu sehr mit Gelehrsamkeit überladen ist, um auf einen bedeutenden, absoluten poetischen Werth Anspruch machen zu können; doch gibt M. in den Partien, welche die Geschichte seines Vaterlandes und seiner Zeit behandeln, Proben von wirklichem Talent. Neben der ältesten Ausgabe dieses Gedichts (Sevilla 1496) und der mit einem Commentar von Hernan Nuñez (Sevilla 1499) erwähnen wir von den folgenden Ausgaben nur die mit dem Commentar des Franc. Sanchez (Salamanca 1582). Außerdem schrieb M. ein Gedicht zur Feier der Dichterkrönung des Marques de Santillana (1492), ein allegorisch-ascetisches Gedicht „Contra los siete pecados mortales“ (Salamanca 1500), das er aber unvollendet ließ, und mehre kleinere Minnelieder, Räthselspiele und Anderes im höfischen Tone, die im „Cancionero general“ stehen. Seine sämtlichen poetischen Werke erschienen oft zusammengebrückt (Sevilla 1528; Anvers 1552; Madr. 1804 und Madr. 1840, Fol.) Er ist jedenfalls als epochemachend in der Geschichte der span. Poesie und als der Vorläufer von Boscan und Garcilaso anzusehen.

Menächmus, ein berühmter griech. Bildner oder Toreut aus Naupaktos, um 480 v. Chr., erwarb sich besonders durch Vorfertigung von Götterbildern, die mit Gold und Elfenbein überzogen oder ausgelegt waren, großen Ruhm und legte die Regeln seiner Kunst in einem leider verloren gegangenen Werke nieder.

Menage (Agib oder Gilles), der Varro des 17. Jahrh. genannt, geb. zu Angers 1613, wurde nach Vollendung seiner Studien königlicher Sachwalter an seines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juristische Laufbahn, seinem Vater diesen Posten zurück. Er trat nun in den geistlichen Stand, bekam einige Pfründen und bezog das Kloster Notre-Dame, wo er eine gelehrte Gesellschaft, Mercuriales, d. i. Mittwochsversammlung, stiftete, die gegen 40 Jahre bestand. M. besaß viele Kenntnisse und ein ungeheures Gedächtniß. Seine Gedichte in ital. Sprache verschafften ihm die Mitgliedschaft der Akademie della Crusca. Auch würde er in der franz. Akademie eine Stelle erhalten haben wenn er nicht in seinem „Requête des dictionnaires“, einer satirischen Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter, das Dictionnaire der Akademie spöttisch angegriffen hätte. Ueberhaupt hatte er die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten, und sein Leben war ein beständiger Krieg. Er starb 1692. Sein „Dictionnaire étymologique de la langue franç.“ (Par. 1630, 4.; beste Ausg. von Fault, 2 Bde.; Par. 1750, Fol.) und seine „Origini della lingua ital.“ (Genf 1669 und 1685, Fol.) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungener Etymologien. Seine lat., ital. franz. und griech. Poesien sind ziemlich werthlos. Dagegen begleitete er seine Ausgabe des Diogenes von Laerte (Lond. 1664, Fol.) mit brauchbaren Bemerkungen. Nach seinem Tode erschienen „Menagiana“ (Par. 1693; 3. Aufl., 1715), eine Sammlung von einzelnen Zügen aus seinen Gesprächen, deren Werth sehr ungleich ist.

Menander, der vorzüglichste unter den griech. Dichtern der sogenannten neuen Komödie, geb. zu Athen 342 v. Chr., soll sich aus Verdruss über den größern Beifall, den einst sein Nebenbuhler Philemon (s. d.) erntete, ersäuft haben. Er verfasste über hundert Lustspiele, deren Trefflichkeit ihm Ansehen und Ruhm bei den Griechen erwarb. Zwar sind wir nur noch im Besiz von einzelnen Bruchstücken, die am besten nebst denen des Philemon von Meineke (Berl. 1823) und in neuer Überarbeitung von demselben in den „Fragmenta comicorum graec.“ (Bd. 1 und 2, Berl. 1839 fg.) zusammengestellt und erläutert, auch von W. Dindorf der Gesamtausgabe des Aristophanes (Par. 1838) beigegeben worden sind; doch können uns, da die röm. Komödie eine Nachahmung jener griechischen ist, die offenbaren Nachbildungen bei Terentius (s. d.) einen Maßstab zur Beurtheilung der außerordentlichen Feinheit des Menandrischen Lustspiels geben. — Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein ebenfalls bekannter griech. Rhetor Menander, aus Laodicea, welcher im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. lebte und außer andern rhetorischen Erläuterungsschriften, die wir nur noch aus Titeln und Fragmenten kennen, eine Abhandlung „De encomiis“ oder

„De genere demonstrativo“ schrieb, besonders herausgegeben von Heeren (Gött. 1785), dann von Walz in den „Rhetores graeci“ (Bd. 9, Stuttg. 1836).

Mencius, s. Meng-t sü.

Mende ist der Name einer sehr verdienten deutschen Gelehrtenfamilie. — **Otto M.**, geb. am 22. März 1664 zu Oldenburg, wo sein Vater Kaufmann und Bürgermeister war, gest. als Professor der Moral zu Leipzig am 29. Jan. 1707, wurde durch die Herausgabe der *Acta eruditorum* (s. d.), seit 1682, der Begründer der ersten in Deutschland erscheinenden gelehrten Zeitschrift. — Sein Sohn, **Jo h. Burkhard M.**, geb. am 8. Apr. 1674 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie und wurde 1699 Professor der Geschichte, wendete sich aber bald nachher dem Studium der Rechte zu und promovirte in Halle als Doctor. Im J. 1708 ernannte ihn der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August, zu seinem Historiographen und später zum Hofrath. Er starb in Leipzig am 1. Apr. 1732. M. war ein sehr vielseitig und gründlich gebildeter Gelehrter. Das bleibendste Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe der „*Scriptores rerum germ. praecipue saxon.*“ (3 Bde., Lpz. 1728—30, 8cl.). Das größte Aufsehen in seiner Zeit machte er durch seine satirischen „*Orationes duo de charlataneria eruditorum*“ (Lpz. 1715 und öft.), die sowol ins Deutsche wie in mehre andere fremde Sprachen übersetzt wurden. Nach seines Vaters Tode setzte er die „*Acta eruditorum*“ fort; auch begründete er 1715 die „*Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen*“. Zugleich war er unter dem Namen Philander von der Linde ein beliebter Dichter und Vorsteher der Deutschübenden poetischen Gesellschaft in Leipzig. Seine Gedichte erschienen in vier Theilen (Lpz. 1705); seine kleinen und akademischen Schriften, meist historischen und literarischen Inhalts, wurden nach seinem Tode von seinem Sohne gesammelt in den „*Orationes academicae*“ (Lpz. 1734), „*Dissertationes literariae*“ (Lpz. 1734) und „*Dissertationum academicarum decas*“ (Lpz. 1734). — Sein Sohn, **Friedr. Otto M.**, geb. am 3. Aug. 1708 zu Leipzig, gest. daselbst als Professor der Rechte, Hofrath und Rathsherr am 14. März 1754, setzte als gelehrter Literator die von seinem Großvater und Vater begründeten gelehrten Zeitschriften fort und schrieb unter Andern eine „*Historia vitae Ang. Politiani*“ (Lpz. 1736, 4.). — Ein Vetter des erwähnten Otto M., **Lüder M.**, geb. zu Oldenburg am 24. Dec. 1658, gest. als Professor der Rechte und Ordinarius der Juristenfacultät zu Leipzig am 29. Juni 1726, schrieb mehre gelehrte juristische Werke.

Mendelssohn (Moses) wurde am 10. Sept. 1729 (nach jüd. Zeitrechnung am 12. Elul 5489) zu Dessau geboren. Sein Vater **Mendel**, welcher daselbst eine Elementarschule hielt, gab ihm trotz seiner Armuth eine gute Erziehung, unterrichtete ihn in der hebr. Sprache und den Anfangsgründen der jüd. Gelehrsamkeit und ließ ihn auch im Talmud unterrichten. Übrigens bildete er sich geistig aus durch fleißiges Lesen des Alten Testaments und durch eignes Nachdenken. Das Werk des Maimonides „*Mora Nebuchim*“ regte ihn zuerst zur Untersuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart an. Doch durch zu anhaltendes Studiren verfiel er in eine Nervenkrankheit, welche eine Rückgratkrümmung zur Folge hatte und seine Gesundheit für immer schwächte. Da sein Vater ihn nicht ferner unterstützen konnte, so wanderte er 1745 nach Berlin, wo er mehre Jahre in äußerster Dürftigkeit lebte. Gleiches Schicksal führte ihn mit Israel Moses, einem armen Schulmeister aus Galizien, zusammen, der ein tief sinniger Denker und großer Mathematiker war, wegen seiner Freimüthigkeit aber allenthalben verfolgt, recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Durch ihn wurde in M. der Trieb zur Mathematik geweckt, deren genaueres Studium seinen Verstand ungemein schärfte und ausbildete. Ein junger jüd. Arzt, Namens Kisch aus Prag, unterrichtete ihn im Lateinischen, und durch den Dr. Aaron Salomon Gumpertz bekam er seit 1748 Gelegenheit, mit der neuesten Literatur, insbesondere mit Leibnig's und Wolf's damals herrschender Philosophie sich bekannt zu machen. So lebte M. der Wissenschaft ohne irgend eine andere Aufmunterung als die, welche er aus sich selbst schöpfte, und ohne einen bestimmten Lebensunterhalt, bis ein reicher jüd. Seidenfabrikant zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher seiner Kinder, später zum Aufseher, seit 1750 zum Factor und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik machte. Unter seinen Glaubensgenossen wie unter den Christen gewannen ihm seine Lebensweisheit

und sein edler Charakter eine ausgebreitete Achtung. Als ein vortrefflicher Schachspieler wurde er 1754 mit Lessing bekannt, was auf seine Bildung und vorzüglich auf seine Darstellung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Beide haben die Schrift „Pope, ein Metaphysiker“ (Danzig 1755) gemeinschaftlich gearbeitet. Seit dieser Zeit wurde die Philosophie M.'s Hauptbeschäftigung. Zunächst ließ er die „Briefe über die Empfindungen“ (Berl. 1745) erscheinen, die durch Reinheit und Natürlichkeit der Darstellung sich auszeichnen. Ihnen folgte die Übersetzung von Rousseau's Abhandlung „Von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen“. Hierauf trat er mit Abbt und Sulzer, seit 1761 auch mit Nicolai in genauere Verbindung, und die Abbt'sche Correspondenz ist ein schönes Denkmal der Freundschaft und Vertraulichkeit dieser trefflichen Männer. Er nahm thätigen Antheil an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, an den „Briefen, die neueste Literatur betreffend“, und erhielt den von der berliner Akademie 1763 auf die Beantwortung der Frage „Über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften“ gesetzten Preis. Dessenungeachtet strich Friedrich der Große M.'s Namen aus der Liste der neu zu erwählenden Mitglieder, auf welche ihn die Akademie einstimmig gesetzt hatte. „Nur dann würde es mich schmerzen“, bemerkte M., „wenn die Akademie mich nicht hätte aufnehmen wollen“. Sein „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele“ (Berl. 1767 und öft.) machte ihn in noch größern Kreisen bekannt, ja für die damalige Zeit berühmt, und ohne Originalphilosoph zu sein, gehörte er auch wirklich zu den ausgezeichnetsten Denkern seiner Zeit. Die Aufforderungen und dringenden Vorstellungen Lavater's, der ihn dem Christenthume gewinnen wollte, wußte er mit zarter Feinheit abzulehnen; aber der Verdruß, sich auf eine so unerwartete Weise angegriffen zu sehen, zog ihm eine schwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In seinem „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum“ (Berl. 1783) legte er der Welt die trefflichsten Ideen vor, die zum Theil deswegen so schief verstanden wurden, weil sie tief eingewurzelte Vorurtheile seiner Stammesgenossen angriffen. M. zeigte sich stets als freidenkenden Mann, der mittels einer liberalen Auffassung der Urkunden des Alten Testaments in diesem die Grundsätze der natürlichen Religion, in die Gestalt der ehrwürdigsten Vorzeit gekleidet, zu finden glaubte, und deshalb auch äußerlich dem Ceremonialgesetze seiner Stammesgenossen anhing, ohne eine andere Religion zu verachten. Die Anfangsgründe seines philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, gab er in den „Morgenstunden“ (Berl. 1785), deren Fortsetzung sein baldiges Ende verhinderte. Als er die an ihn gerichtete Schrift F. H. Jacobi's „Über die Lehre des Spinoza“ erhielt, glaubte er seinen dahingeschiedenen Freund Lessing gegen die Beschuldigung, ein Anhänger des Spinozismus gewesen zu sein, vertheidigen zu müssen. Ohne Rücksicht auf seine erschöpften Kräfte eilte er, den ersten Eindruck der Jacobi'schen Beschuldigung durch die Schrift „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's“ zu vertilgen. Er befand sich aber in einem so gereizten Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben am 4. Jan. 1786 ein Ende zu machen. Deutschland hat M. um so williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwältigen hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philosophischen Untersuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philosophischen Dialoge machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben Plato und Xenophon nachbildete. Insbesondere hat er vortheilhaft auf die Bildung seiner Glaubensgenossen gewirkt. Außer seinen bereits genannten Schriften führen wir noch an seine „Philosophischen Schriften“ (2 Bde., Berl. 1761—71); „Über die Rettung der Juden“ (Berl. 1782) und seine Übersetzung der fünf Bücher Moses und der Psalmen. Jacobi machte M.'s Briefe über den von ihm angeregten Gegenstand bekannt. Eine „Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn“ gab Heinemann (Lpz. 1831) heraus; die vollständigste Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ besorgte G. B. Mendelssohn (7 Bde., Lpz. 1843—45).

Mendelssohn-Bartholdy (Felix), unter den jüngern Tonkünstlern der Gegenwart einer der ausgezeichnetsten, geb. am 3. Febr. 1809 in Berlin, ist der Enkel des Vorigen und der Sohn eines der angesehensten Bankiers, der auch als Stadtrath in Berlin sich

in den letzten Jahren durch rüstige Theilnahme sehr verdient machte und im Nov. 1835 starb. Im Schooße des Glücks war es M. gegönnt, das wunderbar früh sich zeigende Talent unter der trefflichsten Pflege und Ausbildung entwickeln zu können. Zelter, durch dessen Vermittelung später auch ein näheres Verhältniß zu Goethe sich gestaltete, wurde sein Lehrer in der Composition, der treffliche Ludw. Berger im Pianofortespiel. Im neunten Jahre spielte er zuerst öffentlich in Berlin, dann im folgenden Jahre in Paris, wohin er mit seinen Aeltern gereist war. Compositionen aller Art, selbst in schwierigen Formen, hatte er schon damals in großer Anzahl geschrieben; im J. 1824 erschien die erste derselben, drei Quartette für Pianoforte mit Begleitung der Streichinstrumente, im Druck. Im J. 1825 machte er eine zweite Reise nach Paris, weil sein Vater den Rath der dortigen Musiker, insbesondere Cherubini's, zuvor noch zu hören wünschte, ehe er es dem Sohne gestattete, sich ausschließend der Musik zu widmen. Er spielte dort mit Baillot sein Quartett aus Hmoll, und die Frage über seinen Beruf als Musiker war unbedingt mit Ja entschieden. Nach Berlin zurückgekehrt, brachte er 1827 seine erste größere Oper „Die Hochzeit des Gamacho“ zur Aufführung. Zum Jüngling allmählig herangereift, trat er nun zum ersten Male selbständig in die Welt, und begann eine dreijährige Reise durch England, Frankreich und Italien. In Paris gelang es ihm, im Conservatorium seine Ouvertüre zu Shakespeare's „Sommernachts Traum“, die er schon in Berlin in seinem 17. Jahre geschrieben hatte, zur Aufführung zu bringen und einen glänzenden Erfolg zu erringen. Auch als Virtuoso durch den Vortrag classischer Werke erwarb er sich große Anerkennung. Jetzt kehrte er in seine Heimat zurück und veranstaltete Concerte zu wohlthätigen Zwecken, worin er sich theils als Componist, theils als Spieler nach den mannichfachsten Richtungen hin mit größtem Erfolg bewährte. Da er indes hier wol Anerkennung, aber keinen Wirkungskreis fand, so ging er nach Düsseldorf, wo er mit Immermann (f. d.) gemeinschaftlich die Aufgabe unternahm, ein Theater, rein auf Kunstgrundsätze gestützt, ins Leben zu rufen, ein Unternehmen, welches jedoch bald zerfiel, da Differenzen unter den Dirigenten nicht ausblieben. Hatte dasselbe unter solchen Umständen nicht so bedeutende Folgen, als man erwarten konnte, so war doch der für M. daraus hervorgehende Gewinn insofern ein großer, als er hier ein unbedingtes musikalisches Ansehen erwarb und sich von diesem Zeitpunkte an die großen Erfolge desselben in England, wohin er, wie gleichzeitig in Deutschland, zur Leitung großer Musikfeste berufen wurde, datiren. Nachdem er die Düsseldorfer Verhältnisse gelöst hatte, wurde er 1835 als Musikdirector nach Leipzig berufen, um die Abonnementsconcerte im Gewandhause zu leiten. Hier, im Mittelpunkte deutschen Musiklebens, gehoben durch enthusiastische Anerkennung seiner Leistungen von Seiten des Publicums, gelang es ihm, die vorhandenen Kräfte in einer Weise zu steigern, daß die Leistungen des leipziger Orchesters zu den vollendetsten in Deutschland gerechnet werden konnten, und war daher sein Ruf schon vorher ein weitverbreiteter gewesen, so stieg er jetzt zur glänzendsten Höhe. Nach einigen Jahren der erfreulichsten Wirksamkeit schied M. von Leipzig, einem Rufe nach Berlin als Generalmusikdirector folgend. Bald jedoch gab er diese neue Stellung wieder auf und kehrte, nachdem er ein Jahr in Frankfurt am Main privatistirt hatte, im Sommer des J. 1845 nach Leipzig in seine frühere Stellung zurück, um aufs neue thätigen Antheil an einer bei seinem frühern Aufenthalt von ihm ins Leben gerufenen Schöpfung, an der Leitung des Conservatoriums der Musik, zu nehmen. Was nun die künstlerische Eigenthümlichkeit M.'s anlangt, so bemerken wir vor Allem bei ihm im Gegensatz zu so vielen Künstlern der Gegenwart, welche dem Augenblick und dessen Bedürfnissen dienen, das bewusste Streben nach dem Höchsten in der Kunst als das Charakteristische, und zugleich eine wahrhaft ausgezeichnete und nur wenigen Tonkünstlern in diesem Grade eigene, sowol musikalische, als allgemeine Bildung. Früh schon versuchte er sich in den edelsten und schwierigsten Formen und Gattungen; unverrückt und mit Energie arbeitete er auf Erreichung eines hohen Ideals hin, und diesem Streben ist er treu geblieben bis auf die Gegenwart. Früh schon zeichnete er sich aus durch feinsten Geschmack und klares, bewusstes Erkennen der Aufgaben, welche der Künstler der Gegenwart zu lösen hat. Ist die Kritik trotz dieser Vortrefflichkeit des Strebens und dem Vorhandensein aller Bedingungen, deren Erreichung von dem Fleiße und Studium des Künstlers abhängen, genöthigt, M. das Prädicat eines Meisters ersten

Manges zu versagen, so liegt der Grund in seinem Mangel an Ursprünglichkeit und Fülle der Phantasie, in dem Mangel an Naturkraft und Unmittelbarkeit des Schaffens, in dem Übergewicht der Reflexion, eine Eigenthümlichkeit, welche er mit seiner Vaterstadt gemein hat, und welche deshalb in dieser Beziehung jedenfalls nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen ist. Alles, was die edelste und reichste Bildung zu gewähren vermag, Alles, was der Künstler durch eigene Thätigkeit erlangen kann, sehen wir in M. verwirklicht, aber das natürliche Fundament, die andere Seite im künstlerischen Geiste, welche in gleicher Kraft vorhanden sein muß, wenn harmonische Schöpfungen hervorgehen sollen, entspricht jenem Erworbenen nicht ausreichend, und so tritt bei ihm die Thätigkeit des Verstandes auf Kosten der Phantasie hervor; die Abstraction und Kälte des Nordens ist vorherrschend, nicht das warme, sinnliche und phantasiereiche Leben des Südens. Wäre die Musik eine Wissenschaft, M. würde der größte Tonkünstler sein; in der Kunst aber ist die Naturkraft des Geistes das Primitive, und die Thätigkeit des Verstandes das Secundaire. Was die in seinen Werken ausgeprägte Weltanschauung betrifft, so müssen wir bemerken, daß die glücklichen Verhältnisse, in denen er lebte, ihn fern gehalten haben von den Abgründen des Schmerzes, fern gehalten von den Bewegungen des Tages und dem Schmerz und Kampfe desselben; ungeprüfte Heiterkeit, Lächeln des Glücks, Versöhnung, wie sie den Künstlern vor dem J. 1830 eigen war, sind daher die Grundzüge seines Wesens; zugleich richtete die ihm früh zu Theil gewordene umfassende Bildung seine Blicke vorzugsweise auf die Vergangenheit. Allgemein bekannt wurde er zuerst durch seine Overture zum „Sommernachtstraum“, der dann die zum Märchen „Die schöne Melusine“, „Meeresstille und glückliche Fahrt“ und die „Hebriden“, letztere die vorzüglichste unter den spätern Werken dieser Gattung, folgten; allgemeine Anerkennung als Meister errang er durch sein Oratorium „Paulus“, welches er in Düsseldorf schrieb. M. ist zugleich ausgezeichnete Pianofortecomponist; er schuf das „Lied ohne Worte“, und diese Compositionen waren es, welche ihm schon früh Eingang im größern Publicum verschafften. Viele andere Werke von größerm oder geringerm Umfange, Symphonien, Concerte für Pianoforte, Trios, Sonaten u. s. w. haben sodann seinen Namen immer mehr verbreitet und der musikalischen Welt reiche Genüsse geboten. Unter seinen zahlreichen Compositionen sind einige allgemein verbreitet und beliebt. Charakteristisch ist, daß er seit seinem Eintritt in die Epoche gereifter Kunstthätigkeit sich nicht entschließen konnte, sein Talent der Oper zu widmen. Dagegen umkleidete er den „Sommernachtstraum“ und des Sophokles „Antigone“ und „König Oedipus“ mit Musik, ein Unternehmen, welches wir, was Sophokles betrifft, so trefflich auch die Leistungen in musikalischer Hinsicht sind, und so sehr wir das Verdienst, dem Publicum auf diese Weise wieder Geschmack am Einfachen beigebracht zu haben, ehren, von dem Standpunkte nationaler Kunstentwicklung aus als ein wenig förderndes bezeichnen müssen.

Mendes, eine der angesehensten Gottheiten der alten Aegypter, ist eigentlich nichts anders als der vergötterte Ziegenbock, dem man dann eine astronomische Bedeutung als Bild im Thierkreise verlieh und mit dem man die Idee der Zeugung, des wollüstigen Naturtriebs verband, sodas er das pantheistische Symbol des befruchtenden Principis in der Natur wurde. Daher kommt es auch, daß ihn die Griechen mit ihrem Pan identificirten. Der Ziegenbock war das ihm geheiligte Thier. Sein Cultus, der mit den scheußlichsten orgiastischen Greueln verbunden war, blühte vorzüglich zu Mendes in Mittel- und zu Chemis in Oberägypten.

Mendicanten, s. Bettelmonche.

Mendizabal (Don Juan Alvarez y), ehemaliger span. Finanzminister und Conseilpräsident, soll um 1790 in Cadix geboren sein, wo sein Vater, der den Namen Mendez führte, noch vor wenigen Jahren als jüd. Handelsmann lebte. Ob der Sohn zum Christenthum übergetreten oder ob er dem Bekenntnisse seiner Väter treu geblieben sei, ist in Zweifel; gewiß dagegen ist, daß sich schon früh in ihm der speculative Geist, welcher seinem Vater eigen war, entwickelte. Er wurde ebenfalls Handelsmann und nach der Invasion der Franzosen im J. 1808 bei der Proviandverwaltung angestellt. Nach dem Kriege kam er auf das Comptoir des reichen Banquiers Don Vicente Beltran de Lis in Madrid, mit dem er sich indeß bald überwarf. In Cadix im J. 1819 durch Galiano und Isturiz in die Ver-

schwörung eingeweiht, welche die Wiederherstellung der Constitution von 1812 zum Zwecke hatte, wußte er sich dann wieder bei der revolutionären Armee durch die Beitreibung der nöthigen Gelder auf summarischem Wege sehr verdient zu machen. Nach der Wiederherstellung der Constitution leistete er dem Finanzminister Canga-Arguelles bei Ausführung seiner Pläne von Anleihen, Aufhebung der Klöster und Veräußerung der Nationalgüter bereitwillige und hülfreiche Hand. Als die constitutionelle Sache unterlag, flüchtete er nach England, wo er durch engl. Capitalisten, die mittels seiner Dazwischenkunft der constitutionellen Regierung in Spanien die letzten Summen vorgeschossen hatten und nunmehr sich an seine Person hielten, in Schuldarrest gebracht, aber sehr bald wieder freigelassen wurde. In London fing er, nachdem ihm ein alter Bekannter einen Vorschuß gemacht hatte, einen Detailhandel an, der bald sehr einträglich wurde. Seine geschäftlichen Reisen nach Lissabon brachten ihn 1827 mit einem Agenten des Kaisers Dom Pedro in Bekanntschaft, der für Letztern eine Anleihe suchte. M. erbot sich zu dem Geschäft, brachte die Anleihe wirklich zu Stande und wurde nun dadurch ein bekannter Name auf der londoner Börse. Das bereits erworbene sehr ansehnliche Vermögen setzte ihn in den Stand, seine Handelsunternehmungen unter der Firma des Hauses Ramon y Ramon Carbonell und Comp. immer weiter auszudehnen. Jetzt wurde der General Alava, der damals span. Gesandter in London war, auf M. aufmerksam und schloß 1833 mehre Lieferungsgeschäfte für die Bedürfnisse der Truppen der Königin von Spanien mit ihm ab. Durch Alava wurde M. auch in Madrid als ein sehr fähiger Mann empfohlen. Als einen Vertrauten der engl. Regierung und einen Mann, auf dessen erprobte Geschicklichkeit in Aufreibung von Geldmitteln man rechnen konnte, ernannte ihn der Graf Toreño am 13. Juni 1835 zum Finanzminister. M. zögerte nicht, diese Stelle anzunehmen, bat aber, noch einige Zeit in England verweilen zu dürfen, sowol um seine eigenen Handelsgeschäfte zu ordnen, als auch um die ihm übertragene Ausrüstung der Hülfeslegion zu beschleunigen. Schon am 4. Aug. 1835 schloß er in London mit dem Hause Ricardo (Ardoin) einen Vertrag ab über eine Anleihe von 1,150000 Pf. St. Darauf ging er über Paris nach Bordeaux und schiffte sich nach Santander ein. Mit Jubel wurde er überall auf seiner Reise nach Madrid empfangen. Binnen einem Monat verhielt er die Auflösung der Junten und die Beendigung des Bürgerkriegs, und so wurde er der Mann des Volks. Toreño mußte ihm weichen und nach einiger Ziererei ließ er es sich gefallen, im Sept. interimistischer Conseilpräsident zu werden. Er berief die Cortes, um das Estatuto real zu revidiren und verpflichtete sich in präbiterischer Weise, den Bürgerkrieg binnen sechs Monaten zu Ende zu bringen. Indes glaubte die Nation sich in einen solchen Zustand versunken, daß sie sich einbildete, nur ein Wunderthäter könne sie daraus retten; man entsagte dem gesunden Verstande, und jeder laute Zweifel an der Unfehlbarkeit M.'s war damals lebensgefährlich. Nie hat in Spanien ein König die Gewalt besessen, welche M. bei seinem ersten Auftreten ausüben konnte. Die Cortes gestatteten ihm die Aushebung von 100000 M. und bewilligten ihm fast einstimmig am 16. Jan. 1836 das von ihm verlangte Vertrauensvotum, durch das er ermächtigt wurde, sich alle Hülfsmittel zu verschaffen, welche er für nöthig fände, um den Krieg zu Ende zu bringen, jedoch ohne neue Anleihen abzuschließen und ohne die zur Deckung der Staatsgläubiger dienenden Nationalgüter anzugreifen. Er verfügte nun die Aufhebung aller noch vorhandenen Mönchsklöster, zog das Eigenthum der Nonnen ein, verschleuderte die Staatspapiere durch seine Finanzoperationen mit Ardoin, vermehrte die Lasten des Staats auf eine unerträgliche Weise und löste endlich am 27. Jan. 1836 die Cortes auf. Aus Uebermuth über die vertrauliche Weise, auf welche der engl. Gesandte mit ihm umging, beleidigte er den franz. Botschafter, Grafen Rayneval, der nun zunächst an M.'s Sturz zu arbeiten anfing. Auch war die Zeit abgelaufen, wo er dem Lande den Frieden hatte bringen wollen; durchaus nichts war geschehen, und allmählig zogen auch seine frühern Freunde und Rathgeber an, sich von ihm zurückzuziehen. Auch von den neuen Cortes auf das heftigste angegriffen, sah er sich endlich nothgedrungen, seine Entlassung zu nehmen, die ihm auch am 15. Mai 1836 bewilligt wurde. Bis zur Insurrection von Lagranja verhielt er sich in anscheinender Zurückgezogenheit und wurde so vergessen, daß die neuen Gewaltthäter sich nicht gleich seiner erinnerten. Erst als Calatrava keinen Finanzminister finden konnte,

dachte man wieder an M. und übertrug ihm, nachdem der Widerstand der Königin-Regentin besiegt war, am 11. Sept. 1836 abermals das Finanzministerium. Allein seine politische Bedeutung war dahin und sein neues Auftreten diente nur dazu, ihn immer mehr zum Gegenstande der öffentlichen Verachtung und des Hohns zu machen. Mit dem Ministerium Calatrava mußte er zum zweiten Male das Finanzministerium am 10. Aug. 1837 abgeben. In den drei folgenden Jahren war er Deputirter der Provinz Madrid in den Cortes. Als solcher gehörte er stets zu der heftigsten Opposition. Unter dem Regenten Espartero übernahm er 1841 nochmals das Finanzministerium, bis er als ein treuer Anhänger bei dessen Sturze sich genöthigt sah, nach Portugal zu flüchten, von wo er nach England und später nach Frankreich ging, wo er im Besitze eines großen Vermögens noch gegenwärtig sich aufhält.

Mendoza (Don Diego Hurtado de), ein span. Classiker, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr unter Karl V., geb. zu Granada um 1503, hatte kaum die Universität zu Salamanca verlassen, als ihn Karl V. als Gesandten nach Venedig schickte. Später ging er als kaiserlicher Bevollmächtigter auf die tridentin. Kirchenversammlung und 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof. Als Generalcapitain und Statthalter von Siena unterwarf er diese Republik und gab sie Cosimo I. Medici unter span. Oberhoheit zu Lehn. Verhaßt bei Allen, die noch Sinn für Volksrecht und Freiheit hatten, verabscheut vom Papsie Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte er nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchern der Mörder bedroht, die er sowol durch Gewaltmißbrauch als durch seine Liebesabenteuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, wo Karl V., ermüdet von den wiederholten Klagen seiner ital. Unterthanen, ihn zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war indessen M. in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griech. Manuscripte und Alterthümer, eifrig beschäftigt. Er sendete Gelehrte auf den Berg Athos, um in dem dortigen Kloster alte Handschriften aufzusuchen; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehen, in welchem er am Hofe Soliman's stand. Nach Karl's V. Abdankung lebte er an Philipp's II. Hofe, bis ein Streit wegen eines Liebeshandels mit einem Nebenbuhler ihn 1568 ins Gefängniß brachte, worauf er nach Granada verwiesen wurde, wo er Gelegenheit fand, den Gang des Aufstandes der Mauren genau zu beobachten. Er starb zu Valladolid 1575. Seine Bibliothek ist jetzt eine der Zierden des Escorial's. In seinen poetischen Episteln gab M. seinem Vaterlande das erste gute Muster für dieses Fach. Seinen Sonetten fehlen bei edlem Ausdruck Anmuth und Wohlklang, und seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. Seinen Satiren wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaisker machte er Epoche durch seinen komischen Roman „Vida de Lazarillo de Tormes“ (Burgos 1554; beste Ausg., Par. 1827; Tarragona 1536, 12.; fortgesetzt von de Luna, Par. 1620; deutsch von Keil, Gotha 1810), den er als Student schrieb, und sein ausgezeichnetes Geschichtswerk „Guerra de Granada etc.“, welches erst 1610 in Druck kommen durfte, unverstümmelt aber zuerst zu Valencia (1776, 4.) erschien. Seine poetischen Werke erschienen nur einmal zusammengedruckt (Madr. 1610, 4.). — Sein Bruder, Don Antonio Hurtado de M., war Bicekönig von Neuspanien und ließ das naturhistorische Werk „De las cosas naturales y maravillosas de nueva España“ erscheinen. — Ein anderer Don Antonio Hurtado de M. lebte unter Philipp IV. und war dessen Geh. Secretair und Rath der Inquisition. Man hat von ihm mehre Komödien und einen Band lyr. Gedichte (Lissab. 1690, 4.; 2. verb. Aufl., Madr. 1728, 4.). Auch schrieb er über die Cortes von Castilien (Madr. 1632, 4.).

Mendoza (Züigo Lopez de), s. Santillana (Marques de).

Menedemus, aus Cretria auf Cuböa, ein griech. Philosoph, der ungefähr um das J. 300 v. Chr. lebte, ist der Stifter der sogenannten Cretrischen Schule, die nur ein unbedeutender Nebenzweig der Megarischen Schule (s. d.) war. Das Wenige, was die Alten von M. sagen, zeigt nur sein Anschließen an die Megariker.

Menelaus, König von Lakedämon, einer der Atriden, ein jüngerer Bruder des Agamemnon (s. d.), Gemahl der Helena (s. d.), und Vater der Hermione und des Megapenthes, ist einer der schönsten Charaktere bei Homer und bekannt durch die Entführung seiner Gattin durch Paris. Er selbst führte 60 Schiffe gegen Troja, war daselbst unter

dem Schuß der Here und Athene einer der tapfersten Streiter und befand sich auch mit den andern Helden in jenem hölzernen Pferde. Nach Trojas Fall segelte er sogleich mit der Helena ab und war auf seiner Rückkehr schon in die Gegend von Maleia gelangt, als Zeus einen Sturm sendete, der seine Flotte zerstreute und ihn acht Jahre lang an den Küsten von Kypros, Phönizien, Aethiopien, Aegypten und Libyen umherzuirren nöthigte. Auf der Insel Pharos endlich, wo er zwanzig Tage verweilte, gab ihm Eidothea den Rath, ihren Vater, Proteus, durch List zu fangen und dann zu zwingen, Das zu verkünden, was er thun müsse, um glücklich nach Hause zurückzukehren. Dieses geschah, und M. kam glücklich mit der Helena in seiner Heimat wieder an, gerade an dem Tage, an welchem Drestes die Klytämnestra und den Agisthos bestattete. Als ihn hier Telemachos besuchte, vermählte er gerade die Hermione (s. d.) an Neoptolemos und den Megapenthes (s. d.) an die Tochter des Aektor. Als des Zeus Eidam nahm ihn endlich, wie ihm schon von Proteus prophezeit worden war, Elysium auf. Zu Therapne in Lakonien zeigte man sein und der Helena Grab; auch hatte er hier einen Tempel.

Menelaus, ein griech. Mathematiker aus Alexandria, lebte zu den Zeiten Trajan's und schrieb drei Bücher „Sphaerica“, die sich aber nur noch in einer lat. Übersetzung, herausgegeben von Maurolycus (Messina 1558, Fol.) und Halley und Costard (Drf. 1758), erhalten haben.

Menenius Agrippa hieß der Gesandte, welchen die röm. Patrizier bei der ersten Seceßion der Plebejer auf den heiligen Berg, im J. 496 v. Chr., an diese abschickten, und der sie durch die Erzählung von den Gliedern, welche dem Magen den Dienst verweigern, zur Eingehung eines Vergleichs überredete, der die Einsetzung der Volkstribunen zur Folge hatte.

Menestheus, der Sohn des Peteos, Führer der Athener im trojan. Kriege, soll mit Hülfe der Lyndariden den Theseus vom Throne verdrängt haben, der jedoch wieder an des Theseus Kinder kam, als M. vor Troja gefallen war.

Menestrels, **Menetriers**, s. Provençalen und Troubadour.

Mengs (Ant. Rafael), einer der ausgezeichnetsten Künstler und Kunstschriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Aussig in Böhmen am 12. März 1728, wurde von Jugend auf von seinem Vater, Israel M., einem mittelmäßigen Künstler, der, ein geborener Däne, Hofmaler in Dresden war, höchst tyrannisch behandelt. Zum Künstler bestimmt und vom Vater in die ersten Regeln der Kunst eingeweiht, mußte er demselben 1741 nach Rom folgen, wo er unter dessen fortwährend sehr strenger Leitung von den Meisterverken der alten Sculptur zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo und Rafael überging. Im J. 1744 kehrte er mit seinem Vater nach Dresden zurück und wurde vom König August III. zum Hofmaler ernannt, doch erhielt er zugleich die Erlaubniß, wieder nach Rom zurückzukehren zu dürfen, wohin ihn der Vater ebenfalls begleitete. Seit 1748 trat er nun mit eigenen größern Compositionen auf, die ungetheilten Beifall erhielten. Besonders trefflich gelang ihm eine heilige Familie, die er dort aufstellte und die noch insbesondere deshalb merkwürdig wurde, weil er sich in das schöne Bauermädchen, welches im Beisein der Mutter ihm zum Modell diente, verliebte, zur katholischen Kirche übertrat und sie heirathete. Nachdem er 1749 abermals nach Dresden zurückgekehrt, ernannte ihn der König zum ersten Hofmaler und als 1751 die katholische Kirche eingeweiht werden sollte, erhielt er den Auftrag zur Fertigung des Gemäldes für den Hochaltar und zugleich die Erlaubniß, dasselbe in Rom arbeiten zu dürfen. Hier übernahm er 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol. Im J. 1757 malte er für die Cölestinermonche die Decke in San-Gusebio, später für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde und dann verschiedene Dlgemälde, z. B. eine Kleopatra, eine heilige Familie und eine Magdalena. Ein junger Engländer, Webb, dem er seine Ideen über die Kunst mittheilte, gab diese in den „Untersuchungen über die Schönheit“ (Zür. 1771) für die seinigen aus und machte sich mittels dieses Plagiats berühmt. Im J. 1761 folgte M. einem Rufe König Karl's III. nach Spanien, wo er seine Himmelfahrt Christi für den Hochaltar in Dresden vollendete und unter Andern eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme malte. Intriguen seiner Gegner veranlaßten ihn, sich 1770 Urlaub zu erbitten, um nach Italien zu gehen, wo er in der vaticanischen Bibliothek ein großes allegorisches Deckengemälde ausführte.

Erst nach drei Jahren kehrte er nach Madrid zurück und arbeitete den Plafond im Speisesaale des Königs, darstellend die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms, der sein Hauptwerk wurde. Schon 1776 begab er sich indes wieder nach Rom, wo er am 29. Juni 1779 starb. Von seinen 20 Kindern überlebten ihn sieben. Sein Wohlthätigkeitsfinn, die Unterstützung junger Künstler, die sorgfältige Erziehung seiner Kinder, seine Liebe für die Kunst, die ihn bewog, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse, von denen er eine Sammlung der königlichen Akademie in Madrid schenkte, eine andere in Dresden sich befindet, Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, endlich auch seine vornehme Lebensart hatten, als er starb, die großen Summen, die er verdiente, aufgezehrt; doch seiner Familie nahmen sich seine Freunde und Verehrer an. Seine Composition und Gruppierung ist einfach, edel und studirt, vielleicht auch zuweilen gesucht; seine Zeichnung immer richtig und gewählt. Sein großes Vorbild, Rafael und die Antike, bewahrte ihn vor aller Manier und seine Bilder sind Werke des vollendeten Geschmacks. Gleichwol lassen sie den Beschauer kalt, weil sie eine gewisse Absichtlichkeit und Mangel an eigener Inspiration verrathen. Das Colorit, worin Tizian sein Muster war, ist kräftig und schön; überhaupt sind seine meisten Werke mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies. In Deutschland sind besonders seine drei Altarblätter in der katholischen Kirche zu Dresden bekannt, wovon das größte schon erwähnt wurde. Höchst belehrend sind auch seine Schriften, die ital. von Azara (2 Bde., Parma 1780, 4.) und deutsch von Prange (3 Bde., Halle 1786) herausgegeben wurden und bei deren Ausarbeitung ihn sein Freund Winkelmann sehr unterstützte.

Meng-tsü, von den Jesuiten Mencius genannt, ein berühmter chines. Sittenlehrer und Schriftsteller, lebte, etwas später als Kon-fu-tse, im 4. Jahrh. v. Chr. und wurde mit großer Sorgfalt durch seine Mutter erzogen. Er studirte früh die heiligen Bücher der Chinesen und wurde unter die Schüler des Tsi-ffe aufgenommen, welcher des Kon-fu-tse Enkel war. China bestand damals aus mehreren kleinen, voneinander unabhängigen Staaten, deren Herrscher im steten Kriege miteinander lebten. Vergebens suchte er bei mehreren derselben Aufnahme, um sie für seine bessern Ansichten über Staat und Volkswohlfahrt zu gewinnen. Daher kehrte er in seine Heimat zurück, wo er einen kleinen Kreis von Schülern um sich sammelte und ein moralisch-politisches Werk schrieb, und starb hochbetagt ungefähr 314 v. Chr. Sein erwähntes Werk steht in hohem Ansehen bei den Chinesen, und wird zu den Sse-shu, d. i. vier Büchern, gerechnet, welche nächst den heiligen Büchern den ersten Rang behaupten. Es enthält theils Aussprüche, theils Unterredungen des M. mit andern Personen über moralische und politische Gegenstände, rügt mit der größten Freimüthigkeit und Furchtlosigkeit die verderblichen Richtungen des Zeitalters auch an den vornehmsten Ständen, und deckt an ihren verkehrten Grundsätzen deren Verächtlichkeit und Lächerlichkeit auf. Den Originaltext mit lat. Übersetzung gab Julien (2 Bde., Par. 1824) heraus; andere Übersetzungen finden sich an mehreren Übersetzungen der Werke des Kon-fu-tse.

Meninski (Franz), eigentlich Menin, der vorzüglichste Förderer des Studiums der türk. Sprache unter den übrigen europ. Völkern, war in Lothringen 1623 geboren, studirte in Rom und begleitete in einem Alter von 30 Jahren aus Neigung den poln. Gesandten nach Konstantinopel. Hier erwarb er sich eine so vollkommene Kenntniß der türk. Sprache, daß er zum ersten Dolmetscher bei der Gesandtschaft und später zum Gesandten ernannt wurde. Nachdem er das poln. Indigenat erhalten, verwandelte er seinen Familiennamen Menin in Meninski. Indes schon 1661 trat er in die Dienste des deutschen Kaisers und wurde erster Dolmetscher der orient. Sprachen in Wien. Im J. 1669 besuchte er Jerusalem. Er starb 1698. An seinen „Thesaurus linguarum orient. sive Lexicon arab.-pers.-turb.“ (3 Bde., Wien 1680—87, Fol.) schließen sich seine „Linguarum orient., turb., arab., pers. institutiones sive grammatica turb.“ und das „Complementum thesauri linguarum orient. sive Onomasticum lat.-turb.-arab.-pers.“ als vierter und fünfter Band (Wien 1680, Fol.) an. Einen Wiederabdruck der Grammatik besorgte

Kollar (Wien 1756, 4.) und eine neue Ausgabe des Lexikons Zenisch (4 Bde., Wien 1780—1802, Fol.).

Menippe, die Tochter des Orion, und ihre Schwester Metioche wurden von Athenen in die Kunst zu weben eingeweiht und von Aphrodite mit Schönheit begabt. Als bei einer Pest in Aonien das Orakel des Apollon Gortynios zwei Jungfrauen zur Sühne verlangte, weihten sich Beide freiwillig dem Tode. Persephone und Hades verwandelten sie dafür in Kometen, und die Aonen errichteten ihnen zu Orchomenos einen Tempel.

Menippus, einer der berühmtesten Cyniker und Schüler des Diogenes, aus Gadara in Syrien gebürtig, hatte sich durch schändlichen Wucher ein bedeutendes Vermögen erworben, büßte dasselbe aber wieder ein und soll sich aus Gram über diesen Verlust erdroffelt haben. Mit beißendem Spotte verfolgte er die Verkehrtheiten der Menschen und namentlich der Philosophen, daher der Römer Barro (s. d.) unter dem Namen satira Menippea oder cynica eine besondere Art von Satiren verfaßte, die sich in einzelnen Bruchstücken noch erhalten haben. Über das Leben des M. und das Wesen der nach ihm benannten Menippeischen Satire handelt Dehler in „M. T. Varronis saturarum Menippearum reliquiae“ (Quedlinb. und Lpz. 1844).

Mennige nennt man das ziegelrothe Dryd des Bleis, welches entsteht, wenn man gewöhnliche Bleiglätte längere Zeit bei einer nicht bis zum Schmelzen steigenden Temperatur an der Luft erhitzt. Die Mennige findet als Malerfarbe und als Töpferglasure Anwendung; auch bedient man sich ihrer zur Bereitung eines Pflasters. Sie wird mit Ziegelmehl nicht selten verfälscht, dient ihrerseits wieder als Verfälschungsmittel des Zinnobers und unterliegt in der Anwendung denselben Vorsichtsregeln, wie andere Bleiverbindungen, deren giftige Eigenschaften sie theilt.

Menno (Simons), Stifter der Mennoniten (s. Taufgesinnte), wurde zu Witmarsum in Friesland 1496 geboren. Nach sorgfältiger Vorbildung trat er 1524 in den geistlichen Stand und bekleidete einige Jahre die Stelle eines Priesters, anfangs in dem benachbarten Dorfe Pinjum, nachher in seinem Geburtsorte selbst. Da aber das leere Formelwesen der katholischen Kirche ihn nicht befriedigte, so sagte er sich 1536 gänzlich von der Kirche los. Von der Schriftmäßigkeit der Taufe der Erwachsenen überzeugt, schloß er sich an die Taufgesinnten an, die damals in den Niederlanden unter dem Namen der Wiedertäufer sich als eine eigne Religionspartei constituirten, und wurde zu Leeuwarden getauft und als Lehrer und Bischof in Gröningen angestellt. Sein eigentlicher Aufenthalt blieb Friesland; doch durchwanderte er verschiedene Theile von Holland und Norddeutschland, und kam selbst bis nach Priesland und Gothland. Der Verfolgungen wegen in seinem Vaterlande flüchtete er nach Wismar, wo er das „Colloquium wismariense“ hielt, welches Joh. Wigand in seinem Werke „De anabaptismo“ (Lpz. 1582, 4.) uns aufbewahrt hat. Zuletzt ließ er sich in der Herrschaft Fresenburg bei Oldeslohe im Holsteinischen nieder, wo er nicht nur Freiheit und Schutz fand, sondern auch die Vergünstigung erhielt, eine Druckerei zur Verbreitung seiner Schriften zu errichten. Nachdem er noch eine Reise nach Köln unternommen hatte, wo er vergebens sich bemühte, die Streitigkeiten mit den hochdeutschen Taufgesinnten über den kirchlichen Bann beizulegen, starb er 1561. Sein freimüthiges Auftreten für die Wahrheit bekundete einen unabhängigen Geist; sein Wirken athmete einen regen Eifer für ein geläutertes praktisches Christenthum und in den mancherlei Spaltungen seiner Anhänger, vorzüglich über den kirchlichen Bann, neigte er sich stets zur Milde, Duldsamkeit und Verträglichkeit hin. Seine zahlreichen Schriften wurden später von seinen Anhängern gesammelt (Amst. 1600 und 1646, 4.; am vollständigsten, Amst. 1681, Fol.). Ihr Inhalt ist meist polemisch und ascetisch; sie ermangeln jeder stilistischen Zierde, zeichnen sich aber aus durch eindringliche Kraft und Wärme der Rede.

Menoikeus, ein Thebaner, der Enkel des Pentheus, war Vater des Kreon, der Sotakre und Hipponome. Sein Enkel, der Sohn des Kreon, weihte sich selbst dem Tode, entweder einer Weissagung des Teiresias oder einem Ausspruche des delphischen Orakels zufolge. Als nämlich Theben von den sieben argivischen Fürsten hart bedrängt wurde, sollte es nicht anders befreit werden können, als wenn sich M. selbst opfere. Er that es,

und Ares, deren Thebanern wegen des von Kadmos erschlagenen Drachen zürnte, wurde durch das Opfer versöhnt.

Menologium ist in der griech. Kirche gleichbedeutend mit dem röm.-katholischen Martyrologium. (S. Märtyrer.)

Menou (Jacq. Franc., Baron de), franz. General, geb. 1750 zu Bouffay in Touraine, stammte aus einem alten Geschlechte und trat sehr jung in die Armee. Beim Ausbruche der Revolution war er bereits *Maréchal-de-Camp*. Im J. 1789 vom Adel seiner Provinz zum Abgeordneten der Generalstaaten erwählt, vereinigte er sich ohne Zögern mit dem dritten Stande und gab seine Privilegien auf. Als Mitglied des Kriegscomitée beschäftigte er sich eifrig mit Bildung des neuen Heers und unterstützte dann die Bewaffnung der Nationalgarden. Nach der verunglückten Flucht des Königs half er zur Erhaltung des Thrones den Club der *Feuillants* (s. d.) stiften. Wiewol mit parlamentarischen Arbeiten überhäuft, blieb er stets im activen Dienst und befehligte die Truppen in der Nähe der Hauptstadt. Im J. 1793 kämpfte er in der Vendée, wurde von *Laroche-Jacuelin* entscheidend geschlagen und mußte sich auf *Robespierre's* Anklage vor dem Convente vertheidigen. *Barère* übernahm in dieser gefährlichen Lage seine Partei und rettete ihm das Leben. Als sich nach dem Sturze der Schreckensherrschaft die Vorstadt *St.-Antoine* am 2. Prairial (Mai 1795) gegen den Convent erhob, bezwang er die Empörer an der Spitze der Linientruppen, widerlegte sich aber dem Willen der Conventsabgeordneten, die Vorstadt anzuzünden. Der Convent verehrte ihm dafür eine volle Rüstung. Bei dem Aufstande der Section *Lepeletier*, am 13. Vendémiaire (Oct. 1795), bewies er als Befehlshaber weniger Energie; er weigerte sich, mit der Linie die Nationalgarde anzugreifen. Während ihm der junge *Bonaparte* im Commando folgte, wurde er verhaftet, aber auf dessen Verwenden vom Kriegsgerichte freigesprochen. Seitdem lebte M. zurückgezogen, bis ihn *Bonaparte* bei der Expedition nach Agypten als Divisionsgeneral anstellte. Ohne sich auszuzeichnen, kämpfte er während des Feldzuges nicht ohne Tapferkeit. In *Rosette* heirathete er die Tochter eines reichen Mohammedaners, trat selbst zum Islam über und nahm den Namen *Abdallah Jakob Menou* an. Nach *Kleber's* Ermordung erhielt er als der älteste Divisionsgeneral den Oberbefehl über die Heeresrümmen. Er machte sich in dieser Stellung durch Anhänglichkeit an den Islam lächerlich und verächtlich, zeigte sich auch schwach und nachlässig in der Landesverwaltung und erregte die Erbitterung seiner Vaterlandsgenossen und Kameraden. Bei der Landung der Engländer unter *Abercromby* machte er am 21. Mai 1801 einen ohnmächtigen Versuch, dem Feinde entgegenzutreten. Er wurde nach *Alexandria* zurückgeworfen und mußte capituliren. Als er am 8. Mai 1802 zu Paris anlangte, vertheidigte ihn der erste Consul gegen die Ankläger, besonders gegen seinen heftigsten Gegner, den General *Regnier*. Acht Tage darauf trat M. ins Tribunal; später schickte ihn *Bonaparte* als Gouverneur nach Piemont, wo er sich allgemeine Achtung erwarb. In der Folge wurde er Gouverneur von Venedig und starb daselbst am 13. Aug. 1810.

Mensch (*homo*) nennen wir das vollendetste Geschöpf der Erde, welches sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten läßt, besonders aber als einzelnes Wesen oder Individuum und als Gesamtheit aller dieser Wesen als Menschengeschlecht zu den interessantesten Nachforschungen hinreichendes Material liefert. Als einzelnes Wesen unterscheidet sich der Mensch in Hinsicht auf seinen Körperbau offenbar von allen andern auf der Erde lebenden Geschöpfen und namentlich von dem ihm am nächsten stehenden Geschlechte der Thiere, unter denen er seiner körperlichen Gestalt nach die erste Gattung der Säugethiere, die der Zweihänder, für sich allein bildet, zunächst durch den aufrechten Gang und den dazu eingerichteten Bau seiner Beine, durch die Einrichtung seiner Arme und Hände (s. Hand), die Form seines Kopfes (s. d.), durch seine bedeutend langsamere Entwickelung (s. d.) zur vollen Reife und mehre weniger auffallende Merkmale. Unter allen lebenden Geschöpfen ist der Mensch fast das einzige, welches nicht auf einen gewissen Erdstrich, auf ein gewisses Klima beschränkt ist, und selbst da, wo alles übrige Leben erstirbt, bietet er allein am längsten den Elementen Trost, ehe er ihnen weicht. Nur wenige Landstriche sind bis jetzt für ihn nicht bewohnbar, sonst ist die ganze Erdoberfläche ihm zum

Wohnplatz angewiesen und unter der drückenden Hitze des Aequators, wie auf den Eisfeldern der Polgegenden ist er im Stande, sein Leben fortzuführen. Jedoch scheinen allerdings die gemäßigtern Klimate einen wohlthuendern Einfluß auf seine Veredelung und Ausbildung zu haben als die kalten und das heiße. Ebensovienig ist dem Menschen eine besondere Nahrung angewiesen, Alles, was nur irgend genießbar ist, findet auch unter den Nahrungsmiteln (s. d.) des Menschen seine Stelle. Die bezeichnendsten aller Unterschiede sind jedoch die Vernunft und die aus geistigen und körperlichen Elementen zusammengesetzte articulirte Sprache. Die äußere Gestalt des Menschen ist vollkommen nach den Regeln der Symmetrie gebaut; anders verhält es sich mit seiner innern Einrichtung, welche nur im Innern des Kopfes symmetrisch ist; die Verhältnisse der einzelnen Glieder untereinander berechnet man nach der Länge des Gesichts eines jeden Individuums und zwar so, daß der Rumpf vom Kinn bis an sein unteres Ende 4, die untern Extremitäten von der Hüfte bis zur Spitze der großen Zehe $7\frac{1}{2}$ und die obern vom Achselgelenk bis zur Spitze des Mittelfingers $4\frac{1}{2}$ Gesichtslängen enthalten. Außerdem beträgt auch gewöhnlich die Entfernung der Spitze des einen Mittelfingers von der des andern bei horizontal ausgestreckten Armen ebensoviel als die Entfernung des Scheitels von der Ferse, während das Gewicht eines gesunden Menschen von mittlern Dimensionen sich auf 150 Pf. beläuft.

Die Gesamtheit aller menschlichen Individuen, deren Anzahl auf der Erde ungefähr 1000 Mill. beträgt, bildet das Menschengeschlecht oder die Menschheit (s. d.). Diese Gattung hat keine Unterabtheilungen und zerfällt nur in zwei große Hälften, die beiden Geschlechter (s. Geschlecht), welche, an Körperbau und Geistes-eigenthümlichkeit verschiedenen durch vereinigt Wirken die Fortpflanzung der Menschheit vermitteln. Wol aber finden sich zwischen den Bewohnern einzelner Landstriche in Hinsicht auf äußeres Ansehen und selbst auf den Bau einzelner Körpertheile, namentlich des Schädels, Verschiedenheiten, welche hinreichenden Grund zur Annahme besonderer sogenannter Menschenrassen geben konnten, ohne daß man die Ursache, welche diese Verschiedenheiten erzeugte, zu erklären im Stande war, da Klima und Erbllichkeit, welche als Hauptursachen angesprochen wurden, bei aufmerkamer Beobachtung gar oft die erwarteten Resultate nicht lieferten. Diese Verschiedenheiten sind jedoch nur in ihren Extremen so auffallend, daß sie von Jedem bemerkt werden, während sie durch fast unmerkliche Abstufungen ineinander übergehen und keine genauen Grenzen gestatten. Daher sind auch die Ansichten über die Menschenrassen so sehr voneinander abweichend, daß manche Naturforscher nur drei, andere deren bis zu 16 annehmen. Die meiste Verbreitung hat die Eintheilung von Blumenbach (s. d.) gewonnen, welcher fünf verschiedene Rassen annimmt, wobei er sich vorzüglich auf die Schädelform stützt. Diese sind 1) die kaukasische Race. Hierher rechnet man alle Europäer, mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die westlichen Afiaten diesseits des Obi, des Kaspiischen Sees, des Ganges, und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieser Race soll sein eine weißere Hautfarbe, mit einem Gemisch von Roth auf den Wangen, ein wohlgebildeter Schädel nebst einer schönen Gesichtsforn nach europ. Begriffen und die Abwesenheit der Kennzeichen anderer Rassen. 2) Die mongolische Race. Sie begreift die übrigen Afiaten mit Ausnahme der Malaien, die finnischen Völker in Europa, die Eskimos im nördlichen Amerika von der Beringstraße bis Labrador. Die Menschen dieser Race sehen meist weizengelb aus, haben wenig, straffes schwarzes Haar, ein plattes Gesicht, eng geschligte Augenlider und seitwärts hervorragende Backenknochen. 3) Die äthiopische Race mit hervorragenden Kiefern. Hierzu rechnet man die übrigen Afrikaner, besonders die Neger. 4) Die amerikanische Race, welche den Übergang von der kaukasischen zur mongolischen machen soll. Zu ihr gehören, die Eskimos ausgenommen, alle ursprüngliche Bewohner des übrigen Amerika. Hauptunterscheidungszeichen derselben sind die Kupferfarbe, ein schlichtes, straffes schwarzes Haar und ein breites, aber nicht plattes Gesicht mit starken Zügen. Den Übergang von der kaukasischen zur äthiopischen macht 5) die malaiische Race. Sie umfaßt die Bewohner der meisten ostind. Inseln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten, schwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Nase und einen großen Mund. Unter andern Gründen, welche die Verschiedenheit dieser Rassen erklären sollten, ist auch der angeführt worden, daß jede derselben von einem beson-

bern Menschenpaare abstamme, und diese Behauptung führt zu der Frage nach der Abstammung, und der frühesten Gestalt des ganzen Menschengeschlechts. Aus dem Umstande, daß, obwohl sich so viele Überreste längst erloschener vorweltlicher Thiergeschlechter finden, man noch nirgend Knochen von Menschen oder Kennzeichen der Gegenwart menschlicher Wesen angetroffen hat, außer wohin sie auch durch spätere Zufälle gelangen konnten, läßt sich wol mit Recht schließen, daß der Mensch erst nach vollkommen vollendeter Schöpfung der übrigen organischen Welt und Gestaltung der Erde erschaffen worden sei. Wie aber diese Erschaffung des Menschen selbst vor sich gegangen sei, darüber lassen sich nur Hypothesen ohne vollkommen haltbare Gründe aufstellen. Nach einer Ansicht, welche wenigstens in der übrigen Natur ihre Analogien findet, ist das Menschengeschlecht durch eine Entwicklung, eine Fortbildung des Unvollkommenen zum Vollkommenen entstanden; durch welche Gestaltungen aber diese Entwicklung den entstehenden Menschen geführt habe, läßt sie ungewiß. Diese Ansicht schließt die Möglichkeit keineswegs aus, daß die Entstehung des Menschen an mehreren Orten stattgefunden haben könne, und überhaupt ist in neuerer Zeit die aus dem hohen Alterthume stammende Sage, daß das ganze Menschengeschlecht nur von einem Menschenpaare abstamme, vielfältig bezweifelt worden. Allerdings kann schon der Umstand, daß diese Sage fast bei allen Völkern gefunden wird auf die Idee leiten, daß mehre Menschenpaare gewesen seien, von denen dann die ganze Bevölkerung der Erde abstamme, was auch noch dadurch bestätigt zu werden scheint, daß fast überall, wo der Europäer hinkam, Menschen sich schon vorfanden. Da nun diese von demselben Paare abstammenden Menschen vermöge des Klimas und der Erbslichkeit sich untereinander mehr gleichen als denen, welche einen andern Ursprung hatten, so mußte eine besondere Race entstehen, welche jedoch durch Vermischung mit Individuen einer andern Race wieder andere Arten hervorbrachte. Die edlern der erwähnten Race sind also wahrscheinlich erst durch Vervollkommnung der unedlern, wozu die geistige Cultur nicht wenig beigetragen haben mag, entstanden. Diese Fähigkeit, sich zu vervollkommen, welche nicht nur dem einzelnen Menschen inwohnt, sondern dem ganzen Geschlechte eigen ist, macht aber den Menschen erst zum Herrscher über die ganze Schöpfung und stellt ihn in einem unendlichen Abstände über die Masse der andern lebenden Wesen. Nur durch seinen Körper an den Boden gefesselt, auf welchem er wandelt, strebt er stets mit seinem Geiste nach einem höhern Dasein. Mit der moralischen Freiheit ausgerüstet, die ihn jeden Trieb, den das Thier auch hat, fühlen, aber auch denselben nach seinem Willen unterdrücken läßt, gehorcht er nicht allein der Sinnlichkeit, sondern das ihm eingepflanzte Streben, von den Fesseln derselben sich frei zu machen, unterwirft ihn dem innern Richter, dem Gewissen, dem Sittengesetz, welches zu verdrängen noch Keinem gelungen ist. Herr der Welt, aber auch seiner selbst, fühlt er es deutlich, wenn er seine eigene Würde gegen sich selbst nicht behaupten konnte, und verabscheut sehr oft Das, was er im Augenblicke vorher that, ja sogar jeden Augenblick wieder zu thun bereit ist. Durch dieses in jedem Einzelnen waltende Sittengesetz werden auch die menschlichen geselligen Verbindungen zusammengehalten, von denen als die einfachste die Ehe, als die festeste der Staat zu betrachten ist. In diesen Verbindungen durch gegenseitige Kraft gestützt und gehoben erstreift das ganze Menschengeschlecht eine Stufe nach der andern in der Vervollkommnung und je inniger, je geordneter diese Verbindungen sind, um so schneller eilen sie in ihrer Bildung vorwärts, wie die Weltgeschichte im Ganzen, sowie an vielen einzelnen Beispielen lehrt. Endlich im Gefühle der innern Unabhängigkeit, aber der äußern Fesseln erkennt der Mensch nicht die Erde, die er unter sich sieht, sondern ein höheres Wesen über sich als seinen Herrn an, ordnet sich dem höhern Willen, gleichviel welches Bild er sich davon macht, unter und findet so seine hier möglich höchste Vollendung in der Religion, welche ihn auch durch die Idee eines nach dem Tode anzutretenden höhern Daseins über das irdische erhebt. Vgl. Seiler, „Naturlehre des Menschen mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie“ (Dresd. 1826, mit Kupf., Fol.); Prichard, „Researches into the physical history of mankind“ (2 Bde., Lond. 1826); Choulant, „Anthropologie oder Lehre von der Natur des Menschen“ (Dresd. 1828) und Latenède's „Les âges de la nature et histoire de l'espèce humaine“ (2 Bde., Par. 1830) und „Histoire naturelle de l'homme“ (Par. 1827).

Menschenkenntniß heißt bald die Kenntniß des Menschen, d. h. der allgemeinen Menschennatur und ihrer Gesetzmäßigkeit, bald Kenntniß der einzelnen Individuen, mit denen uns Umgang, Verkehr und Geschäfte zusammenführen. In der erstern Bedeutung ist die Quelle der Menschenkenntniß die Anthropologie. (s. d.) in ihrem Zusammenhange mit der Physiologie, Psychologie und Geschichte; die Menschenkenntniß in der zweiten Bedeutung stützt sich in der Regel nicht auf wissenschaftliche Untersuchung, sondern auf Erfahrung und Beobachtung einzelner Fälle, die als Grundlage für inductive Schlüsse dienen. Eine vollkommene Menschenkenntniß würde da vorhanden sein, wo die bestimmten Eigenthümlichkeiten des einzelnen Individuums als Ausdruck und Modification einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit erkannt würden. In der Wirklichkeit kommt es nur sehr selten vor, daß Beides miteinander vereint ist; die größten Kenner der menschlichen Natur sind oft bedeutenden Fehlgriffen in der Beurtheilung einzelner Individuen ausgefetzt, und praktische Köpfe, die Diejenigen, mit welchen sie zu thun haben, leicht durchschauen und sehr richtig behandeln, würden oft nur wenig Geschick zu allgemeinen Untersuchungen haben. Daß das Studium und die Beobachtung des Menschen interessant, wichtig, nützlich, ja unvermeidlich ist, bedarf kaum einer Bemerkung; denn abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, welches es darbietet, ist schon im gemeinen Leben Das, was wir zu erwarten, zu fürchten und zu hoffen haben, meist an unsere Verhältnisse zu andern Menschen geknüpft, und wer mit Menschen verkehren, sie beherrschen, leiten, bilden und erziehen, sich vor ihnen schützen oder sie benutzen will, muß vor Allem kennen, was der Wahrscheinlichkeit nach von ihnen zu erwarten steht oder nicht, um sein eigenes Handeln darnach einzurichten. Daher nennt man gewöhnlich Den einen Menschenkenner, der in seinem Urtheil sich über das Temperament, die Gemüthungen, Neigungen und sonstigen psychischen Eigenschaften Anderer nicht täuscht und danach mit mehr oder weniger Sicherheit Schlüsse auf ihr zukünftiges Handeln macht, um sein eigenes Verhalten danach zu regeln.

Menschenraub (plagium) kann in der eigentlichen, dem röm. Rechte zu Grunde liegenden Bedeutung nur da vorkommen, wo es Sklaverei gibt, indem dieses Verbrechen darin besteht, einen freien Menschen widerrechtlich zum Sklaven zu machen, was nach röm. Rechte mit dem Tode bestraft wurde. Diejenigen analogen Verbrechen, welche man gegenwärtig unter Menschenraub begreift, sind eigentlich Abarten des Verbrechens der Gewalt (crimen vis); hauptsächlich rechnet man hierher diejenige widerrechtliche Handlung, wodurch Jemand mit Veraubung seiner Freiheit in den Zustand einer dauernden Abhängigkeit von fremder Gewalt versetzt oder in entfernte Weltgegenden geschleppt wird, also das Verkaufen in fremden Kriegs- oder Schiffsdienst, die sogenannte Seelenveräußerung u. dgl.; ferner den Kinderdiebstahl und Verkauf von Kindern an Seiltänzer, Bettler u. s. w., wiewol hier zum Theil noch Verletzung der Familienrechte hinzutritt.

Menschenrechte heißen überhaupt die ewigen, unveräußerlichen Rechte, die dem Menschen in Gemeinschaft mit Andern eine freie, sich selbst bestimmende Persönlichkeit sichern, ohne welche Niemand seiner vernünftig-sittlichen Bestimmung nachleben kann. Es bedurfte einer Arbeit von Jahrtausenden, ehe die Völker und Staaten auf die Höhe der Sittlichkeit und Civilisation gelangten, daß dem Einzelnen die allgemeinen Rechte und Güter auch nur in der Theorie zugestanden wurden. Ein Sklave, ein Leibeigener, ein Höriger, selbst ein Bürger, der seiner nichtadeligen Geburt wegen auf gewisse Rechte verzichtet muß, kann nicht persönlich frei genannt werden. Die franz. Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrh. erwarb sich das Verdienst, die Freiheit der Person als rechtsphilosophisches Princip aufzustellen. Mitten in den lastenden, schimpflichen Zuständen des öffentlichen Lebens, in dem Zerwürfniß der Zeitbildung mit dem Feudalstaate und dem Hofdespotismus ergriff das franz. Volk diese Grundidee und bildete dieselbe zu seiner Weltanschauung aus. Je näher der Bruch mit der geschichtlichen Gegenwart heranrückte, um so entschiedener machten die Wortführer der gebildeten Masse eine Reihe praktischer Forderungen geltend, welche jener Idee und jener Anschauung entsprungen waren. Indessen erhielten diese praktischen Forderungen ihre erste positive Anwendung schon in Nordamerika, wo der Congreß der Vereinigten Staaten im J. 1776 die Menschenrechte als die leitenden Grundsätze des Staatsrechts anerkannte. Lafayette soll nach diesem Vorgange der franz. Nationalver-

sammlung zuerst den Vorschlag gemacht haben, der zu entwerfenden Constitution die Grundsätze der freien Persönlichkeit voranzustellen. Nach längerer Verhandlung, wobei sich besonders Sieyès, Mirabeau, Condorcet und Vétion betheiligten, wurde im Aug. 1789 die berühmte Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers (Déclaration des droits de l'homme et du citoyen) zum Decret erhoben und hierauf der Constitution vom 3. Sept. 1791 einverleibt. Als der Nationalconvent nach Proclamation der Republik die Verfassung änderte, brachte Robespierre eine neue, sehr demagogische Erklärung der Rechte zu Stande, die als das Seitenstück zur Verfassungsurkunde vom 24. Juni 1793 das Mißfallen aller Gemäßigten erregte. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft fügte darum der Convent der Constitutionsacte vom 5. Fructidor des J. III (22. Aug. 1795) eine gereinigte und beiweitem geordnetere Erklärung der Menschenrechte bei. Die Cardinalrechte, die hiernach dem Menschen im Staate und in der Gesellschaft zukommen, sind das Recht der Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und des Eigenthums. Die Freiheit gibt dem Menschen das Recht zu allen Handlungen, welche die Rechte Anderer nicht verletzen. Die Gleichheit besteht darin, daß Jeder vor dem Gesetze gleichen Schutz und gleiche Strafe zu erwarten hat, daß alle Vorrechte der Geburt und alle erblichen Privilegien aufhören. Die Sicherheit beruht in der Vereinigung Aller zur Aufrechterhaltung der Rechte des Einzelnen. Dem Eigenthumsrechte nach kann Jeder über sein Vermögen und die Früchte seines Fleißes frei disponiren. Das Gesetz gründet sich auf den Willen Aller, der von der Majorität der Bürger oder deren Vertreter ausgesprochen wird. Was im Gesetze nicht verboten ist, kann auch nicht gehindert werden. Niemand kann anders vor Gericht gezogen, angeklagt, verhaftet und beunruhigt werden, als in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen. Das Gesetz darf nur Strafen feststellen, die nothwendig und dem Vergehen angemessen sind. Kein Gesetz hat eine rückwirkende Kraft. Jeder Mensch besitzt das Recht, seine Zeit und seine Fähigkeiten zu verbinden; allein er kann sich nicht verkaufen noch verkauft werden, denn seine Persönlichkeit ist ein unveräußerliches Eigenthum. Die Abgaben, welche im allgemeinen Interesse zu erheben sind, müssen auf alle Bürger, und zwar mit Berücksichtigung ihrer Erwerbs- und Vermögensverhältnisse, vertheilt werden. Die Souverainetät beruht wesentlich in der Gesamtheit der Bürger; kein Individuum und keine Vereinigung Einzelner kann die Souverainetät in Anspruch nehmen. Nur Der, welchem eine Autorität oder ein öffentliches Amt gesetzlich übertragen ist, darf dasselbe ausüben. Jeder Bürger hat das Recht, bei der Gesetzgebung, den Wahlen der Volksvertreter und öffentlicher Beamter mittelbar oder unmittelbar Theil zu nehmen. Die öffentlichen Ämter können nie das Eigenthum Derer werden, welche sie verwalten. Das Bestehen der öffentlichen Ordnung macht die gesetzliche Trennung und Beschränkung der Gewalten, sowie die Verantwortlichkeit der Beamten nothwendig. Der Erklärung der Rechte war auch eine Erklärung der Pflichten beigegeben, die folgende Punkte enthielt. Thue nur Das, von dem du wünschst, daß dir es auch Andere thun. Jeder Bürger hat die Pflicht, den Staat zu vertheidigen, der Gesellschaft zu dienen und sich den Gesetzen und deren Vollstreckern zu unterwerfen. Niemand ist ein guter Bürger, der nicht zugleich ein guter Sohn, Vater, Bruder, Freund und Gatte ist. Nur wer offen und gewissenhaft die Gesetze beobachtet, darf auf den Namen eines rechtschaffenen Menschen Anspruch machen. Wer die Gesetze offen verletzt, hat der Gesellschaft den Krieg erklärt; wer dieselben heimlich umgeht, muß die Achtung und das Wohlwollen seiner Mitbürger verlieren. Die ganze Ökonomie der Gesellschaft hängt wesentlich von der Achtung vor dem Eigenthum ab. Wenn das Vaterland die Bürger zur Vertheidigung der Freiheit, der Gleichheit und des Eigenthums ruft, hat Jeder die heilige Pflicht, dem Rufe zu folgen. Die Erklärung der Rechte von 1789 fügte noch ausdrücklich die Freiheit des Gewissens, des Cultus, der Meinungsäußerung und der Presse, die von 1793 außerdem das Recht des Bürgers auf Unterricht, auf Unterstützung und, im Falle einer Gesetzübertretung von Seiten der politischen Autorität, das Insurrectionsrecht hinzu. Die Verfassung, welche den Ereignissen vom 18. Brumaire folgte, sowie die Institutionen des Kaiserreichs schwiegen von den allgemeinen Rechten und Pflichten. Dagegen erkannte die von Ludwig XVIII. am 4. Juni 1814 verlichene Charte die allge-

meinen Menschenrechte als die Principien des öffentlichen Rechts wieder an. Die Revolution von 1830 hat diesen Grundsätzen in der reformirten Charte eine neue Sanction verliehen. Dem Beispiele Frankreichs folgten auch die jungen südamerikanischen Staaten und stellten ihren Verfassungen allgemeine und leitende Rechtsgrundsätze voran. Der Parteigeist hat die Erklärung der Menschenrechte auf das heftigste angefeindet und herabgesetzt; immer bleibt diese Erklärung der erste denkwürdige und folgenreiche Versuch, die Idee der freien Persönlichkeit, das tiefe Princip, welches seitdem in den politischen Gestaltungen der Gegenwart arbeitet, in die Wirklichkeit zu versetzen.

Fast in allen Ländern haben politische Clubs und Vereine die Erklärung der Menschenrechte versucht, oder die Erklärungen der franz. Revolution zum Glaubensbekenntniß und zum Symbol ihrer politischen Bestrebungen gemacht. Unter diesen Vereinen nimmt die sogenannte Gesellschaft der Menschenrechte (Société des droits de l'homme), die sich nach der Revolution von 1830 in Frankreich bildete, rücksichtlich ihrer Ausbreitung und Mittel die erste Stelle ein. Dieselbe trat zu Paris nach den Unruhen vom 5. Juni 1832, bei dem Begräbnisse Lamarque's, aus den Trümmern des republikanisirten Vereins Aide-toi (s. d.) und der von Cavaignac, Raspail und Bastide geleiteten Amis du peuple zusammen. Um das Gesetz, das alle periodischen Versammlungen von mehr als 20 Personen verbot, zu umgehen, theilte sich die Gesellschaft in Sectionen von 10—20 Mitgliedern, die sich zu Quartieren und diese wieder zu Arrondissements vereinigten. Diese Einrichtung wurde in den Departements und großen Städten, über welche sich die Verbindung rasch verbreitete, ebenfalls festgehalten. Dem Ganzen stand ein erst von Cavaignac, dann von d'Argenson geleiteter Ausschuss vor, der seine Befehle an die Vorsteher der Abtheilungen erließ. Die Erklärung der Menschenrechte vom J. 1793 war das politische Glaubensbekenntniß und die Verbreitung politischer Belehrung durch Zusammenkünfte wie durch die Presse der ostensible, der Umsturz des Thrones und die Errichtung der Republik aber der verschwiegene Zweck der Gesellschaft. Hiernach unterstützten die Vereine durch ihre reichlichen Geldmittel die Zeitblätter, welche in diese Ansichten eingingen. Als ihr Hauptblatt galt die „Tribune“ und später, als dasselbe zu erscheinen aufhören mußte, der „Réformateur“. Da die Gesellschaft schon ihrer Organisation nach zu keiner Zeit eine wirklich geheime war, so wurde es der Regierung leicht, ihre Agenten einzuschleichen, die nicht selten in den Sectionen die Rolle der Häupter spielten. Aus diesem Grunde, auch weil es mehren Häuptern mit der Aufregung nicht rasch genug ging, nahm man im Nov. 1833 eine Organisation der Gesellschaft vor. Kersausie bildete in der Gesellschaft eine zweite geheime Verbindung, die Association d'action, deren Mitglieder als die allezeit Schlagfertigen militairischen Gehorsam geloben mußten. Namentlich zu Lyon machte die Gesellschaft zu Ende des J. 1833 reißende Fortschritte. Hier trat die Masse der erregbaren, nicht nur auf politische, sondern auch auf sociale Umwälzungen sinnenden Fabrikbevölkerung hinzu, wodurch dem Ganzen ein noch gefährlicherer Charakter aufgedrückt wurde. Für die Dauphiné und Burgund hatte sich sogar ein eigener Centralausschuss gebildet, der über größere Mittel als der in der Hauptstadt gebot. Die Regierung begann darum schon zu Anfange des J. 1834 ihre Gegenmaßregeln zu ergreifen. Sie brachte ein Gesetz gegen die öffentlichen Ausrufer von Flugschriften zu Stande und leitete ein Gesetz gegen die Associationen ein. Die Gesellschaft dagegen, als sie sich bedroht sah, nahm eine revolutionaire Haltung an und bereitete sich, nachdem sie zuvor am 30. März 1834 mit der 2000 M. starken communisistischen Verbindung der Mutuellisten zu Lyon sich vereinigt hatte, ziemlich offen zum Kampfe vor. Ein Proceß gegen einen Mutuellistenchef gab am 9. Apr. zu Lyon das Zeichen zum Beginn der Revolution. Zugleich brachen Unruhen zu Saint-Etienne, Marseille, Grenoble, Chalons-sur-Marne, Perpignan und vielen andern Städten aus; endlich erhob auch die Gesellschaft ihre Waffen am 13. Apr. zu Paris. (S. Frankreich.) Die Aufstände endeten mit der vollständigsten Niederlage der republikanischen Partei. Die Häupter wurden schon vor dem Ausbruche des Aufstandes verhaftet, oder mußten ins Ausland fliehen. Der riesenhafte Proceß, der gegen die Verschwörer im Apr. 1835 vor der Pairskammer geführt wurde, vollendete die Zerstörung des Vereins, der zuletzt 60—70000 Mitglieder gezählt haben soll. Dessenungeachtet bildeten sich schon im

Laufe des J. 1835 aus den Trümmern der Gesellschaft wieder mehr Associationen, von denen die Association des familles die bedeutendere war. Dieselbe verwandelte sich 1837 in die Société des quatre saisons, an deren Spitze Blanqui und Barbès standen. Die Mitglieder dieses kaum 2000 M. starken Vereins waren meist arme, niedrige Leute, die mehr communistiche Umwälzungen, als republikanische Institutionen im Sinne hatten. Ungefähr 500 der am meisten fanatisirten Mitglieder begannen am 12. Mai 1839 einen Aufstand in den Straßen von Paris und erst am zweiten Tage gelang es der Regierung, die mit kalter Verzweiflung kämpfende Schar völlig zu überwältigen.

Menschheit bezeichnet das menschliche Geschlecht, die menschliche Gattung in ihrer Gesamtheit, namentlich wie sie im Unterschiede von andern Thiergattungen durch die ihr specifisch eigenthümlichen Merkmale charakterisirt ist. Diese Merkmale liegen weniger in dem leiblichen, als in dem geistigen Leben, indem allein die menschliche Gattung einer von Generation zu Generation fortschreitenden Ausbildung und Vervollkommnung ihres innern geistigen und dadurch auch ihres äußern, namentlich gesellschaftlichen, politischen und religiösen Lebens fähig ist. Die Menschheit allein hat deshalb eine Geschichte (s. d.); zugleich aber liegt in der Mannichfaltigkeit der Gestaltungen und Äußerungen der Menschennatur, daß die Geschichte der Menschheit nur als das Resultat aus eben den Ursachen und Verhältnissen aufgefaßt werden kann, die auf den Gang der menschlichen Entwicklung im Einzelnen wie im Ganzen Einfluß haben. Jeder einseitige Standpunkt, sei es der Culturgeschichte oder der politischen Geschichte, ist daher der Geschichte der Menschheit unangemessen; vielmehr setzt sie die reife Ausbildung aller Richtungen des historischen Studiums voraus. Insofern sie aber nicht bloß Gemälde, Schilderung und Darstellung, sondern zugleich Untersuchung der Ursachen, Nachweisung der Zusammenhänge, Hinweisung auf die Ziel- und Endpunkte Dessen sein will, was der Menschheit begegnet und was sie aus sich selbst macht, streift sie nothwendig an die Aufgaben der Philosophie der Geschichte, welche noch viel größere Schwierigkeiten zu überwinden hat, als die Philosophie der Natur, schon deshalb, weil es die Untersuchung hier mit einem Stoffe zu thun hat, der auf Überlieferung beruht, während die Natur dem Forscher immer gleich gegenwärtig ist. Unter Denen, welche die Aufgabe einer philosophischen Geschichte der Menschheit zuerst ins Auge gefaßt haben, wird immer Herder (s. d.) mit Achtung genannt werden müssen; daß die spätern Systeme sowol diese Aufgabe selbst als die Methode ihrer Lösung je nach der Eigenthümlichkeit ihrer Principien verschieden bestimmt haben, liegt in der Natur der Sache; häufig hat man dabei, namentlich in der Hegel'schen Schule, vergessen, daß alle Menschengeschichte nur ein Fragment und noch nicht am Ende ist, und daß im Schooße der Zukunft noch ganze Reihen verschiedener Entwicklungen ruhen können, von denen wir nichts ahnen und auf welche wir höchstens mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen können.

Menstruation oder **Monatliche Reinigung**, auch die **Regeln** (menses oder catamenia), nennt man jene den Frauen und auch einigen weiblichen Thieren eigenthümliche Blutausscheidung durch die Geschlechtsorgane, welche mit der Entwicklung der Mannbarkeit eintritt und bis zu Ende der zeugungsfähigen Jahre periodisch wiederkehrt. Sie beurfundet am zuverlässigsten die eingetretene Empfänglichkeit des Weibes für die Einwirkung der Zeugungskraft des Mannes, verräth gewissermaßen körperlich das Bedürfniß des Weibes nach Schwängerung und ist übrigens so innig mit der ganzen Natur des Weibes verwebt, daß ihr nicht nur die Frauen aller Menschenrassen, Länder und Stände unterworfen sind, sondern überhaupt auch die Gesundheit des mannbaren Weibes bei Unregelmäßigkeiten derselben nicht lange ungestört bleibt. Durch sie entledigt sich der Körper seines überschüssigen Nahrungstoffes, so lange dieser nicht seiner Bestimmung gemäß zur Ausbildung der Frucht verwendet wird. Ihr erstes Erscheinen, das häufig mit mannichfachen Beschwerden verbunden ist, naturgemäß aber ohne alle krankhafte Zufälle stattfindet, fällt in den gemäßigten Klimaten in das 13.—20. Lebensjahr; in den heißern um einige Jahre früher und in den kältern später. Der Blutabgang dauert mehr oder weniger stark drei bis vier, oft aber auch acht Tage, hört dann von selbst auf und kehrt hierauf alle vier Wochen, oft mit dem Tage, regelmäßig zurück. Doch gibt es auch Frauen, welche alle drei Wochen, ja alle 14 Tage menstruiern. Die Menge des in der genannten Zeit tropfenweise ausfließen-

den Blutes richtet sich hauptsächlich nach der körperlichen Constitution, Lebensweise u. s. w. Städterinnen, zumal wenn sie vielleicht eine verweichlichende Erziehung erhalten haben und ein mehr müßiges Leben führen, verlieren in der Regel durch die Menstruation mehr Blut als Mädchen und Frauen auf dem Lande und sind außerdem einer Menge Beschwerden ausgesetzt, welche letztere nicht kennen. Insbesondere gefellen sich bei ihnen gern Schleimausfluß, Schmerzen, Krämpfe, Mattigkeitsgefühl u. s. w. hinzu. Bei eintretender Schwangerschaft verschwindet die Menstruation entweder sogleich und völlig, was der gewöhnlichere Fall ist, oder sie kehrt während der ersten Monate nach stattgefundenener Empfängniß noch einige Male, aber schwächer, zurück, hört dann ganz auf und stellt sich nicht eher wieder ein als nach Beendigung des Säugens. Abgesehen von solchen Unterbrechungen, die auch in Folge von Krankheiten eintreten können, währt der monatliche Blutabgang so lange fort, als die Zeugungsfähigkeit des Weibes dauert, und verschwindet naturgemäß erst mit dieser für immer. Dies geschieht am gewöhnlichsten in den vierziger Lebensjahren. Wie aber Klima, körperliche Constitution, Lebensweise u. s. w. ihren Einfluß auf früheres oder späteres Erscheinen der Menstruation ausüben, so bedingen sie auch zum Theil das naturgemäße Aufhören derselben. Die Menstruation bietet eine Menge Abweichungen dar, welche stets mehr oder weniger auf das übrige Befinden des Weibes einwirken, und kann so die Quelle sehr verschiedenartiger Krankheiten werden. Ueberhaupt ist bei Beförderung der stockenden oder spärlichen sowol als bei Beschränkung der übermäßigen Menstruation die größte Vorsicht zu beobachten.

Mensur gebraucht man in der Musik vorzugsweise von dem mathematischen Verhältniß der Töne. Die Instrumentmacher verstehen unter *Mensur* sowol die mathematische Eintheilung, nach welcher sie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Steges, überhaupt die Verhältnisse der wesentlichen Theile des Instruments bestimmen, wie diese Verhältnisse selbst. Beim Orgelbau bezeichnet man mit *Mensur* das Verhältniß der Weite der Pfeifen zu ihrer Länge. Zwei Stimmen unterscheiden sich demnach durch engere und weitere *Mensur*, wenn die Pfeifen bei gleicher Länge von verschiedener Weite sind. Bei dem Clavier, der Geige u. s. w. redet man von einer guten oder schlechten, einer langen oder kurzen *Mensur*. Die kleine *Mensur* der Instrumente hängt mit der erhöhten Stimmung des Orchesters zusammen. In der Bildhauerkunst nennt man *Mensur* das Maß, nach welchem die Theile des Modells auf dem Blocke mit Circel und Bleistich aufgetragen werden.

Mensuralgesang oder *Mensuralmusik* nannte man in den ältern Zeiten diejenige Musik, bei welcher alle Noten nach einem genau bestimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, zum Unterschiede von der Choralmusik (s. *Canto fermo*), die in keiner strengen Taktbewegung vorgetragen wird. Ubrigens pflegt man alten und neuen *Mensuralgesang* zu unterscheiden. Der alte, der schon von den Griechen ausgeübt wurde und sich bis in das 13. Jahrh. erhielt, hat nur zwei verschiedene Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, sodas jede lange Silbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal so viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Silbe. Der neue *Mensuralgesang*, dessen Erfinder man nicht kennt und der besonders seit *Franco von Köln* (s. d.) vervollkommenet wurde, welcher die Zeichen für das Zeitmaß genauer bestimmte und anwendete, ist nichts Anderes als der gegenwärtige *Figuralgesang* (s. d.), in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Takten mit Unterabtheilungen verändert werden kann.

Mentor, der Sohn des Alkimos, war der vertraute Freund des Odysseus, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute, und der Lehrer des Telemachos, den er zur Tugend und Weisheit anleitete. Sein Name wurde später zum Appellativum, welches einen Lehrer und Führer von Jünglingen bezeichnet.

Mentschikow (Aler., Fürst), gewöhnlich *Menzikow*, Herzog von Ingernantland, russ. Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. 1670, war der Sohn eines Bauern aus dem moskautischen Gouvernement. Nach der gewöhnlichen Annahme entdeckte er als Bäckerbursche in Moskau dem Zar Peter dem Großen eine Verschwörung der Strelitzen und eröffnete sich dadurch die Bahn, die ihn zu den höchsten Ehrenstellen führte. Nach Le-

fort's (s. d.) Tode räumte ihm Peter der Große die Stelle dieses Günstlings ein, und beehrte ihn mit einem solchen Vertrauen, daß er nichts ohne seinen Rath unternahm. M. war aber auch unbestreitbar eines der größten Genies seiner Zeit, gleich groß als Feldherr und Diplomat, wie als Bildner des Volks und als Förderer der Künste und Wissenschaften, des Handels, Bergbaus, der Schifffahrt und aller Gewerbe überhaupt. Ihm verdankt Rußland zumeist sein Ansehen im Auslande, und die Pläne Peter's des Großen gingen zum Theil von ihm aus, der in seiner Jugend weder zu lesen noch zu schreiben verstanden hatte. Selbst der Fürst Dolgoruky läßt in seiner „Notice sur les principales familles de la Russie“ (Brüss. 1843) dem hohen Geiste M.'s alle Gerechtigkeit widerfahren, was um so erfreulicher ist, da die Mänke der in ihrem Ehrgeiz gekränkten Dolgoruky'schen Familie es hauptsächlich waren, die M. den Untergang bereiteten. M.'s Eigennuz und Habsucht, die ihn mehrfach zu Veruntreuungen führten, hatten allerdings schon Peter den Großen oft wider ihn aufgebracht und ihm selbst persönliche Bücktigungen von Seiten desselben zugezogen. Dennoch hatte sich M. unter ihm stets zu behaupten gewußt. Eine noch gewaltigere Rolle spielte er während der Herrschaft Katharina I., welche allein durch seinen Willen und seinen Einfluß regierte. Mit kühner und sicherer Hand ergriff er auch nach ihrem Tode unter Peter II. die Zügel der Regierung, übte die unumschränkste Gewalt, und stand bereits auf dem Punkte, durch Vermählung seiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, als er, von dem stets wachsenden Einfluß der Dolgoruky's verdrängt, plötzlich nach Sibirien zu ewiger Gefangenschaft verbannt wurde, während sein Vermögen, das außer ansehnlichen Gütern mit mehr denn 100000 Seelen, aus 3 Mill. Rubeln an Juwelen, Kostbarkeiten und baarem Gelde bestand, der Krone verfiel. Im Sept. 1727 reiste der Mann, den Kaiser Leopold I. 1702 zum Grafen, 1705 zum deutschen Reichsfürsten erhoben, dem Peter der Große 1707 die Würde eines russ. Fürsten und auf dem Schlachtfelde von Pultawa den Feldmarschallstab verliehen, der die höchsten Ehren, wie Keiner vor ihm, bekleidet hatte, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern nach Beresow ab, wo er in die tiefste Schwermuth versank, nichts sprach, nur Brot und Wasser genoß, und sein kummervolles Leben im Nov. 1729 beschloß. — Sein Sohn, Fürst Alex. M., wurde ein Jahr nach dem Tode des Vaters aus der Verbannung zurückberufen, und ein Großenkel des berühmten M., Fürst Alex. M., ist der gegenwärtige Minister der russ. Marine, einer der trefflichsten und thätigsten Männer, dem Rußland hauptsächlich das Wiederaufblühen seiner unter der Regierung Kaiser Alexander's I. in Verfall gerathenen Seemacht und den gegenwärtigen Flor derselben verdankt.

Menu, eigentlich *Manu*, in der ind. Sage Stammvater des Menschengeschlechts, soll das älteste Gesetzbuch der Inder verfaßt haben, eine Sammlung von Rechtsprüchen in Sanskrit-Versen, in 12 Bücher vertheilt. Die Zeit der Abfassung läßt sich nicht genau bestimmen; die Zusammenstellung aber fällt vielleicht schon mehre Jahrh. v. Chr. Eine engl. Übersetzung gab Jones (Lond. 1796; deutsch von Hüttner, Weim. 1797) heraus; der Originaltext von dem ind. Commentar des Kulluka Bhatta erschien zu Kalkutta (4 Bde., 1813, u. 2 Bde., 1830); den bloßen Text mit Jones' engl. Übersetzung lieferte Haughton (Lond. 1825) und denselben mit franz. Übersetzung Delongchamps (Par. 1830).

Menuet nennt man ein kleines, zum Tanzen eingerichtetes Tonstück im langsamen Dreivierteltakt, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Takten besteht. Djeers kommt noch ein Trio, auch Menuetto secondo genannt, hinzu, ebenfalls aus zwei Theilen bestehend, welches dieselbe Bewegung und denselben Rhythmus behält, und nach dessen Beendigung der Menuet wiederholt wird. Der musikalische Charakter des Menuet ist reizender Anstand, mit edler Einfachheit verbunden, daher abgemessene, langsamere Bewegung und Vermeiden aller harten Ausweichungen. Der den Menuet begleitende Tanz, ein franz. Nationaltanz, soll aus der Provinz Poitou stammen und ursprünglich eine schnellere Bewegung gehabt haben. Der Componist Lully (s. d.) soll der Erfinder desselben sein, und Ludwig XIV. 1660 die erste Menuet zu Versailles getanzt haben. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie an Ludwig's Hofe erst den graziosen Charakter annahm. In den Symphonien und Quartetten erschien früher der Menuet gewöhnlich als dritter Satz; gegenwärtig hat ihn das Scherzo (s. d.) verdrängt.

Menzel (Friedr. Wilh.), Geh. Secretair und Kanzlist in dem königlichen Cabinet zu Dresden, geb. um 1726, trug durch Verrath viel zu dem beschleunigten Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs bei. Friedrich II. hatte nämlich Grund, zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden Unterhandlungen gegen ihn gepflogen würden, und gab deshalb seinem Gesandten am sächs. Hofe den Auftrag, ihm darüber Licht zu verschaffen. Ein Zufall machte den Gesandten mit M. bekannt, den Sucht zu glänzen und Hang zu einem verschwenderischen Leben in Verlegenheiten gestürzt und sogar eine Kasse anzugreifen verführt hatten. Durch ein größeres Verbrechen hoffte sich der Unglückliche zu retten und lieferte für große Summen dem preuß. Gesandten Abschriften von der geheimen Correspondenz, welche zwischen Sachsen, Rußland und Osterreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die Spur. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, kam aber nur bis Prag, wo er auf Requisition des sächs. Hofes festgenommen und nach Brünn, und nach Abschluß des hubertusburger Friedens nach dem Königstein gebracht wurde. Hier lebte er 33 Jahre lang, namentlich die erste Zeit, in sehr strenger Haft. Er starb im Mai 1796.

Menzel (Karl Adolf), Consistorial- und Schulrath in Breslau, geb. am 7. Dec. 1784 zu Grimberg in Niederschlesien, erhielt seine wissenschaftliche Vorbereitung auf dem Elisabethanum zu Breslau und auf der Universität zu Halle und hatte sich anfangs für die Theologie bestimmt, wendete aber sehr bald, da ihn der in dieser Wissenschaft damals herrschende Geist dieses Studium verleidete, seine Neigung auf Philosophie, Philologie und besonders Geschichte. Nach beendigten Universitätsstudien wurde er, nachdem er seit 1804 als Privatlehrer auf der schles. Herrschaft Wartenberg, in Breslau und in Liegnitz gelebt hatte, 1809 als außerordentlicher Professor und zweiter Colleague am Elisabethanum zu Breslau, bald nachher erster Colleague und 1814 Prorector und zweiter Professor, auch Bibliothekar der Rhediger'schen Bibliothek, welches Amt er auch beibehielt, als 1824 seine Ernennung zum Consistorial- und Schulrath erfolgte. Zwar hörte 1825 seine Thätigkeit beim Consistorium auf in Folge der Neubestimmten Verhältnisse der Behörden, dagegen erhielt er im Provinzialschulcollegium neben der Aufsicht über die evangelischen Gymnasien und Seminare auch noch die über das Bürger- und Elementar-Schulwesen. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus früherer Zeit sind zu erwähnen „Topographische Chronik von Breslau“ (2 Bde., Bresl. 1805—7); „Geschichte Schlesiens“ (3 Bde., Bresl. 1807—10); „Die Geschichte der Deutschen“ (8 Bde., Bresl. 1815—23), die erste in lebendiger, schöner Darstellung geschriebene deutsche Geschichte, übrigens auf gutes Quellenstudium gestützt und mit patriotischem Geiste aufgefaßt, und die Fortsetzung zu Becker's „Weltgeschichte“, „Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrich's II.“ (2 Bde., Berl. 1824—25). In letzterem Werke sprach er eine entschiedene Abneigung gegen die Revolution und eine ebenso entschiedene Anhänglichkeit an das monarchische Element aus, ohne jedoch zu verkennen, daß die Monarchie selbst durch ihre Verdorbenheit und Entfittlichung die Revolution gewissermaßen hervorgerufen habe, daß es einen neuen, nicht verwerflichen Weltgeist gebe, mit dem die Monarchie sich in Harmonie setzen müsse und daß diese Vereinbarung beider Elemente, was wenigstens angedeutet wird, noch nicht gefunden sei, sondern die Aufgabe der Zukunft bilde. Das größte und bedeutendste seiner Werke ist die „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte“ (Bd. 1—11, Bresl. 1826—44). Aus gründlichen Quellenstudien hervorgegangen, ist dasselbe nicht sowol eine politische Geschichte, sondern vielmehr ein Versuch, in das Innere der bürgerlich-politischen Zustände, in das Provinzielle des Volkslebens tiefer, als dies bisher geschehen, einzudringen. Dieses provinzielle Leben stellt sich aber im 16. und 17. Jahrh. hauptsächlich als theologische Streitigkeit, als Wortgezänk heraus, namentlich als die erste begeisternde Blut der Reformation vorüber war. Diesen Geist jener Jahrhunderte verfolgt nun M. bis in das Speciellste, jedoch so, daß er im Ganzen eine feindliche Stellung gegen die Reformation einnimmt. Man kann nicht glauben, daß seine in dieser Beziehung ausgesprochenen Ansichten aus einer wahren innerlichen Feindschaft gegen die Glaubensverbesserung hervorgingen; es ist falsche Unparteilichkeit, die er erstrebt, und die ihn bisher gehindert hat, den tiefen, innern Grund, welcher

Katholicismus und Protestantismus trennt, zu fassen, weshalb er auch nicht im Stande ist ihn darzustellen.

Menzel (Wolfgang) in Stuttgart, geb. am 21. Juni 1798 zu Waldburg in Schlesien, verlor frühzeitig seinen Vater, welcher praktischer Arzt war, und folgte dann seiner Mutter auf ihr Gut, wo er indeß in der hinterlassenen Bibliothek seines Vaters reiche Nahrung fand. Erst 1814 kam er auf das Elisabethanum nach Breslau, verließ dasselbe aber bald wieder, um 1815 an dem Feldzuge Theil zu nehmen. Nach der Rückkehr, ein leidenschaftlicher Turner, folgte er, als das Turnen untersagt wurde, Fahn nach Berlin. Im J. 1818 bezog er die Universität zu Jena, wo er Philosophie und Geschichte studirte, und als nach Kogebue's Ermordung allen Studirenden aus Preußen untersagt wurde, fremde Universitäten zu beziehen, wendete er sich nach Bonn. Im J. 1820 ging er nach der Schweiz und wurde in Aarau erster Lehrer an der Stadtschule, legte aber zwei Jahre nachher seine Stelle freiwillig nieder und privatisirte daselbst, bis er 1824 sich nach Heidelberg begab, um die Bibliothek zu benutzen, worauf er im nächsten Jahre seinen Aufenthalt in Stuttgart nahm und mit Cotta in Verbindung trat. Im J. 1830 als Deputirter des Oberamts Walingen in die Ständeversammlung gewählt, schloß er sich an Schott, Uhland und Pfizer an, mit denen er sich, nachdem er den Landtagen von 1833, 1836 und 1838 beigewohnt hatte, von der politischen Thätigkeit zurückzog. In der literarischen Welt machte er sich zuerst bekannt durch die „Streckverse“ (Heidelb. 1823), welche eine Fülle von originellen Lebens- und Kunstansichten, von Poesie und Wisz enthalten, und durch die mit Trorer, Lisi, L. A. Follen und Mönlich begründeten „Europ. Blätter“ (Zür. 1824—25), in welchen er zuerst den Vernichtungskampf gegen die hohle Form in der Poesie und gegen gepriesene Nullitäten der deutschen Literatur eröffnete, zugleich aber durch seine Polemik gegen die Goethe'sche Schule sich zu den Verehrern Goethe's in ein kriegerisches Verhältniß setzte. Hierauf erschien seine „Geschichte der Deutschen“ (3 Bde., Zür. 1824—25; 2. Aufl., in einem Bande, Stuttg. 1834; 4. Aufl., 1843), bestimmt für das größere Publicum und die Schulen. Bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Bof und Kreuzer schrieb er die kleine Schrift „Bof und die Symbolik“ (Stuttg. 1825), durch welche er sich den Haß Bof's und seiner Anhänger zuzog. Durch den polemischen Theil seines Werks „Die deutsche Literatur“ (2 Bde., Stuttg. 1828; 2. Aufl., 4 Bde., 1836) rief er von vielen Seiten heftige Angriffe hervor. Inzwischen blieb er beharrlich auf seiner Bahn und verschaffte sich durch die planmäßige Umgestaltung des „Literaturblatts“, das er seit 1825, anfangs ohne sich zu nennen, redigirte, einen Waffenplatz für seine Ansicht, von welchem aus er sich nicht nur vertheidigte, sondern auch angriff. Ein entschiedener Liberaler trat er nach der Julirevolution immer heftiger dem franz. Einflusse und der denselben unterstützenden Literatur entgegen, sodasß Börne endlich die Schrift „Menzel der Franzosenfresser“ (Par. 1837) wider ihn ausgehen ließ. Als Dichter ist M. hauptsächlich in den zwei geist- und phantasie-reichen, auch in der Form meisterhaften Märchen „Rübezah!“ (Stuttg. 1829) und „Narcissus“ (Stuttg. 1830) aufgetreten. Seine „Reise nach Osterreich“ (Stuttg. 1831) schildert wahrhaft und treffend den Nationalcharakter der Ostreicher und namentlich der Wiener sowie die dortigen literarischen Verhältnisse. Interessant und verdienstlich ist auch sein „Taschenbuch der neuesten Geschichte“ (5 Bde., Stuttg. 1829—35; „Neue Folge“, Abth. 1, Stuttg. u. Augsb. 1837, 12.). Von seinen neuern Arbeiten sind noch zu erwähnen „Die Reise nach Italien im Frühjahr 1835“ (Stuttg. 1835); die kleine Schrift „Geist der Geschichte“ (Stuttg. 1835); „Europa im J. 1840“ (Stuttg. 1839) und „Mythologische Forschungen und Sammlungen“ (Bdchn. 1, Stuttg. 1842). M. gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten unter den lebenden Kritikern, doch wird seine Consequenz nicht selten zur Einseitigkeit, und der Eifer, mit dem er Alles verfolgt, was ihm die Schranken der Zucht und Mäßigung zu überschreiten scheint, verführt ihn nicht selten zu unbillig harten Urtheilen und hat ihn in manche unangenehme Streitigkeiten verwickelt.

Menzikow (Aler.), s. Mentschikow.

Mephistopheles, s. Teufel und Faust (Doctor Johann).

Mephitisch heißt jede Luftart, in welcher kein Licht und Feuer brennt, und welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödtlich zu wirken. Die Be-

nennung kommt von dem lat. Mephitis, d. h. Schwefelgeruch, her, unter welchem Namen zu Rom auch eine Göttin als die Schützerin wider schädliche Ausdünstungen verehrt wurde.

Meran, eine Stadt an der Mündung des Passerenthal in das Etschthal, in der Grafschaft Tirol, mit 2300 E., einem Gymnasium und Fräuleinstift, war im Mittelalter der Sitz der mächtigen Grafen von Andechs (s. d.), deren Besizungen, welche an der Etsch und am Inn in Tirol lagen, durch Kaiser Friedrich I., 1180, zum deutschen Herzogthum Meran erhoben wurden. Die Herzoge von M. erweiterten sehr bald die Grenzen desselben, starben jedoch schon 1248 aus, worauf ihre Besizungen zumest an den Grafen Albrecht von Tirol kamen. In der Nähe von M. wächst ein guter Wein, Hochschütter genannt. Auch liegt unfern der Stadt das alte Schloß Tirol, gegenwärtig im Besiz des Kaisers, der es im wohllichen Zustande erhalten läßt.

Mercadante (Saverio), Capellmeister am Dom in Novara, ein in Italien sehr bekannter Operncomponist, geb. 1798 in Neapel, studirte die Musik in dem Collegium von San-Sebastian daselbst. Früher für die Violine bestimmt, widmete er sich erst später der Composition. Nachdem er mannichfache Versuche darin gemacht hatte, rieth ihm der Director der Anstalt, Zingarelli, sich der Vocalmusik zu widmen. M. folgte dieser Weisung, entzog sich jedoch der Leitung des Meisters früher, als dieser billigen konnte, sodaß derselbe später erklären mußte, daß er selbst ihn noch nicht entlassen habe. M. erhielt hierauf eine Anstellung als Componist am großen Theater San-Carlo in Neapel, wofelbst seine erste Oper 1819 mit vielem Beifall gegeben wurde. Von jetzt an war er ununterbrochen thätig im Fache der Operncomposition und eine sehr große Anzahl seiner Werke wurde in Italien auf verschiedenen Theatern bald mit großem Beifall, bald mit dem entgegengesetzten Erfolg aufgeführt. Im J. 1830 war er beim Hoftheater in Madrid angestellt. Bald indeß kehrte er wieder in sein Vaterland zurück, wo er 1833 die Capellmeisterstelle in Novara erhielt. M. gehört zu den bessern Tonsetzern des gegenwärtigen Italiens. Neben vielfach Entlehntem, geradezu Abgeschriebnem in seinen Werken und vielen andern Mängeln finden sich hin und wieder doch auch originelle Gedanken. Jedenfalls war es der Verbreitung seines Rufes nachtheilig, daß seine Thätigkeit in die Epoche Rossini's fiel, während neuere Tonsetzer diesen Rival nicht zu fürchten hatten, und darum, ohne M. im hohen Grade überlegen zu sein, allgemeinem Eingang auch in Deutschland finden konnten. Als die beste seiner Opern bezeichnet man „Elisa e Claudio“; sie ist charakteristischer als die übrigen, in denen er allein der Mode des Tages gehuldigt hat.

Mercantilsystem ist ein zuerst in Frankreich von Colbert auf die Bahn gebrachtes und seitdem fast in allen Ländern nachgeahmtes System der Staatswirtschaft. Es lehrte, der beste Weg zum Reichthum für ein Volk sei das Verhindern der Einfuhr solcher fremder Waaren, welche daheim erzeugt werden könnten, und daß man am sichersten über die Zu- oder Abnahme des Reichthums eines Volks durch den Handel mit dem Auslande urtheilen könne, wenn man untersuche, ob das Inland von ihm Geld empfangt oder ihm sende. Denn wenn man mehr Waaren abschicke als erhalte, so sei es offenbar, daß dem Inlande die Ausgleichung in Gold oder Silber gewährt werde; wenn man aber mehr ein- als ausführe, so sei es ebenso sicher, daß die dadurch eingegangene Schuld durch Gold- oder Silber getilgt werden müsse. Ein Volk könne durch Handel und Wandel sehr reich werden, aber auch arm, wenn ihm nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet werde. Wenn Länder den Waaren eines andern Landes den Eingang gewährten, und doch ihre rohen Erzeugnisse dahin ausführten, so werde diesem jährlich ein großer Theil des Reichthums entzogen. Es sei daher die Einfuhr nicht nur solcher fremder Waaren zum einheimischen Verbrauch zu hemmen, die im Lande selbst erzeugt und verfertigt werden könnten, sondern fast aller Arten von Waaren aus solchen Ländern, mit welchen der Handel eine nachtheilige Handelsbilanz herbeizuführen drohe. Es müsse stets darauf gesehen werden, daß mehr aus- als eingeführt werde, also die Handelsbilanz günstig bleibe, und der active Handel vor dem passiven, der directe vor dem indirecten, und der Eigenhandel vor dem Expeditionsvorkehr begünstigt werde. Dieses System wurde endlich durch die franz. Nationalökonomie erschüttert, durch Adam Smith bündig widerlegt, und vom wissenschaftlichen Publicum ganz Europas aufgegeben. Turgot und Pitt gehörten zu den ersten Staatsmännern, welche das Irrthüm-

siehe dieser Theorie anerkannten und sich bemühten, sie außer Wirkung zu setzen. Der äußere Handel ist nämlich für das Gedeihen eines Landes von großer Wichtigkeit. Durch ihn erhält ein Land von außen die Waaren, welche der Boden, das Klima, Capital und die Industrie anderer Länder billiger liefern als es das Land vermag, wogegen es diejenigen ausführt, zu deren Erzeugung seine specielle Lage es geeigneter macht. Die Befreiung von allen Fesseln muß dem äußern Handel die größte Ausdehnung geben und dem Capital und der Industrie den besten Weg zeigen. Der Grundsatz, den Jedermann in seinen Privatangelegenheiten befolgt, da zu kaufen, wo es am wohlfeilsten ist, und zu verkaufen, wo der Preis am höchsten steht, muß auch bei dem Handel der Nation angewendet werden. Eine auf diese Grundsätze basirte Politik wird aus dem Welthandel einen Austausch gegenseitiger Vortheile machen, und unter die Bewohner jedes Landes mehr Reichthum und Wohlbefinden verbreiten. Ist ein Zweig der Industrie nicht im Stande, die auswärtige Mitbewerbung auszuhalten, so wird das Bedürfnis auszuführen, diejenigen Industrien aufzumuntern, worin es geschickter ist, und auf diese Art dem Capital und der Arbeit eine wenigstens gleiche, wahrscheinlich aber beträchtlichere und sicher vortheilhaftere Anlegung gesichert werden. Die Kriege während und nach der franz. Revolution verhinderten gänzlich die Fortschritte der Handels-gesetzgebung, und in Frankreich ist auch nach dem Frieden hierin nichts geschehen. Dürich hat allerdings Einiges gethan, was auf ein späteres Verlassen dieses Systems hindeutet. In Rußland dagegen steht es noch in voller Blüthe. In Großbritannien aber wurde das Mercantil- oder, wie man es später nannte, das Verbotsystem, selbst unter den Classen unpopulair, von welchen man glaubte, daß sie dadurch gewonnen; Huskisson, Robinson, Canning, Gray und in neuerer Zeit Peel haben es bekämpft und bis auf die *Free Bill* (s. d.) beseitigt. In Preußen ist es durch Friedrich den Großen eingeführt, im J. 1818 aber verlassen worden.

Mercator (Gerhard), Mathematiker und Geograph, geb. zu Ruremonde in Flandern am 5. März 1512, studirte zu Löwen, trat dann als Kosmograph in die Dienste des Herzogs von Jülich, und starb zu Duisburg am 2. Dec. 1594. Seine Verdienste um die Geographie haben ihm ein bleibendes Andenken geschaffen; insbesondere verbesserte er die Seefarten, weshalb man auch die Manier, in welcher er sie entwarf, *Mercator's Projection* genannt hat. (S. *Projection*.) Auch stach er selbst einen von ihm entworfenen großen Atlas in Kupfer und fertigte mehre Globen, unter denen besonders einer, für Kaiser Karl V., von vorzüglichster Schönheit war.

Mercia, das Land der Mercier (Merce), eines Stammes der Angeln, hieß das von diesen bei der Eroberung Britanniens zuletzt, vielleicht erst zu Ende des 6. Jahrh., durch Croda, einen Abkömmling Wodan's, gestiftete Reich, das sich von dem Meere, wo um Lindcoln (Lindum) der verbundene Stamm der Lindisvaren wohnte, auf beiden Seiten des Trent bis an die Gebirge von Wales erstreckte, im Norden an Northumbrien, im Süden an Ostangeln und die sächs. Staaten an der Themse grenzte. Ein König von M., Penda, ein gefürchteter Kriegsheld, den endlich Oswiu, der Bretwalda von Bernicien (s. Angelfachsen), 654 fällte, war der letzte mächtige Anhänger des Heidenthums unter den Angelsachsen. Im J. 823 suchten die Ostangeln gegen die übermächtigen Mercier, die mit ihren Nachbarn in häufigen Kriegen lebten, Hülfe bei Egbert, dem König der Westsachsen; der Sieg bei Ellendoune, den dieser erfocht, und die bald darauf im J. 825 folgende Unterwerfung Wiglaf's, des mercischen Königs, war der erste Schritt zur Vereinigung der angelsächs. Reiche unter Egbert's Herrschaft.

Mercier (Louis Sebastian), einer der geistreichsten Genremaler der franz. Literatur, geb. zu Paris am 7. Juni 1740, war vor der Revolution Advocat in Rheims und beim pariser Parlament. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einigen Heroïden auf, welche aber einen so unbefriedigenden Erfolg hatten, daß er sich später ausschließlich der Prosa zuwendete, indem er die anstößige Behauptung aufstellte: „Les prosateurs sont nos vrais poètes“. Mehre seiner Dramen, z. B. „Le déserteur“, „L'habitant de la Guadeloupe“, „L'indigent“, welche unter dem Titel „Théâtre“ (4 Bde., Amst. 1778—84) gesammelt erschienen, wurden eine Zeit lang mit Beifall aufgeführt. Sich zu den Grundsätzen der Revolution mit Interesse hinneigend, wurde er in den Convent, wo er gegen den Tod

Ludwig's XVI. stimmte, und in den Rath der Fünfhundert gewählt, wo er zur republikanischen Partei gezählt wurde. Nachdem er eine Zeit lang den Posten eines Lotteriereinnehmers bekleidet hatte, wurde er Professor der Geschichte an der Centralschule und Mitglied des Nationalinstituts. Er starb zu Paris am 25. Apr. 1814. Seine eigentliche literarische Bedeutung hat M. als Zeichner frischer, kräftiger Skizzen, in denen sich das Volksleben in allen seinen Richtungen abspiegelt. Es ist dies ein Genre, in welchem der scharf beobachtende Geist der Franzosen vorzüglich glänzt. Der erste Versuch M.'s in demselben war sein „L'an 2440“ (Par. 1770), worin er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt. Größeres Interesse gewährte sein „Tableau de Paris“ (12 Bde., Amst. 1782—88), welches das Muster zahlloser Schilderungen des pariser Volkslebens geworden ist. Die Fortsetzung „Le nouveau Paris“ (5 Bde., Par. 1797), welche die Sitten der Pariser während der Revolutionszeit schildert, steht ungeachtet schöner Einzelheiten an Gehalt tiefer. Mit Interesse werden auch noch jetzt sein „Bonnet de nuit“ (4 Bde., Amst. 1778—84) und „Bonnet de matin“ (2 Bde., Par. 1786) gelesen. Als Kritiker war er sehr absprechend, wie unter Andern sein „Essai sur l'art dramatique“ und seine „Satire contre Racine et Boileau“ (1808) beweisen. Deshalb wurde er auch in vielfache literarische Fehden verwickelt. Namentlich machte man ihm seine ungehemmten stilistischen Freiheiten und sein Abweichen vom sanctionirten Sprachgebrauche zum Vorwurfe. Er suchte die Berechtigungen seiner Neuerungen auf theoretischem Wege durch seine „Néologie ou Vocabulaire de mots nouveaux à renouveler, ou pris dans des acceptations nouvelles“ (2 Bde., Par. 1801) darzuthun. Man kann M. als einen Vorläufer der stilistischen Emancipation von den Fesseln der akademischen Bestimmungen, die freilich unter den Händen der Romantiker zum Theil in literarischen Sankulotismus ausgeartet ist, ansehen.

Mercoeur (Elise), eine junge franz. Dichterin, war 1809 zu Nantes geboren, wo sie als Kind schon durch ihr poetisches Talent eine gewisse Berühmtheit erlangte. Nachdem ihr Ruf immer mehr in der Provinz sich verbreitet hatte, wurde sie durch die aufmunternden Urtheile eines Chateaubriand, eines Victor Hugo und Lamartine, von denen der Letztere mit Bezugnahme auf ihre 1827 erschienenen „Poésies“ (neue Aufl., 1829) an einen Freund schrieb: „Dieses kleine Mädchen wird uns Alle überflügeln“, veranlaßt, sich nach der Hauptstadt von Frankreich überzusiedeln. Auf Verwendung des Ministers Martignac erhielt sie von Karl X. eine Pension aus seiner Privatkasse, durch welche ihr und ihrer Mutter ein dürftiger Unterhalt gesichert wurde. Die Julirevolution raubte ihr die Pension; die wenigen Privatstunden, die sie mühsam erlangte, wurden schlecht bezahlt; sie kam immer tiefer ins Elend, aus dem sie 1835 der Tod erlöste. Unter ihren Gedichten finden sich einige reine lyrische Klänge, und es ist wol anzunehmen, daß sie, wenn ihr ein längeres und weniger gedrücktes Leben vergönnt gewesen wäre, bei ihrem heiligen Enthusiasmus und ihrem feinen Gefühl für Formschönheit Bedeutendes geleistet haben würde.

Mercuriales nannte man vor der Revolution in Frankreich die bei verschlossenen Thüren gehaltenen Versammlungen des Parlaments, in welchen sich der Generalprocurator im Namen des Königs über die disciplinarische Haltung des richterlichen Corps aussprach und Lob und Tadel vertheilte. Weil diese Versammlungen am Mittwoch (dies Mercurii) gehalten wurden, erhielten sie den Namen Mercuriales. Eine Ordonnanz von 1498 führte die Abhaltung solcher Sitzungen von zwei zu zwei Wochen, eine andere von 1539 von Monat zu Monat ein. Heinrich III. bestimmte endlich, daß dieselben jährlich zweimal, zu Ostern und zu Martini, abgehalten würden, wobei es auch blieb. Im Munde des Volks heißt Mercuriale noch gegenwärtig so viel als eine Strafpredigt. Unter Napoleon erschien ein Decret vom 6. Juli 1810, welches eine der alten nicht unähnliche Anordnung traf. Nach demselben mußte der Generalprocurator jährlich den Gerichtshof zu einer feierlichen Versammlung berufen und den Mitgliedern in einer Rede ihre Pflichten einschärfen und begangene Fehler rügen.

Mercurialis (Hieronymus), ein vorzüglicher ital. Arzt und Humanist, geb. am 30. Sept. 1530 zu Forli, gest. daselbst am 9. Nov. 1596, erwarb sich ein nicht geringes Verdienst um die weitere Verbreitung der Schriften des Hippocrates. Seine „Censura et

dispositio operum Hippocratis" (Frankf. 1585) enthält allerdings manches Willkürliche; insbesondere machte er sich durch das noch jetzt geschätzte Werk „De arte gymnastica libri VI" (Ven. 1601, 4. und öft.) bekannt, worin alles auf die Gymnastik der Alten Bezügliche mit außerordentlicher Gelehrsamkeit und Belesenheit zusammengestellt ist, sowie durch seine „Variae lectiones" (Ven. 1571, 4.), welche sich auf die Kritik und Erklärung der alten Classiker beziehen.

Mercurialmittel und Mercurialsalze, s. Quecksilbermittel und Quecksilber.

Mercurius, bei den Griechen *Hermes*, ein Sohn des Zeus und der *Maja*, geboren in einer Höhle des Berges *Kyllene* in *Arkadien*, schlüpfte gleich in den ersten Stunden nach seiner Geburt aus der Wiege, ging nach *Pierien* und stahl dem *Apollon* Rinder, die er nach *Pylos* trieb. Um sich hierbei nicht auf die Spur kommen zu lassen, zwang er die Rinder rückwärts zu gehen, indem er auch selbst so ging, und band ihnen Baumzweige an die Schwänze, um die Fußtapfen zu verwischen. Hierauf begab er sich schnell an seinen Geburtsort zurück, fand daselbst eine Schildkröte, tödtete dieselbe, spannte Saiten über die Schale und erfand so die *Lyra* (s. d.). *Apollon* aber entdeckte durch seine Wahrsagergabe den Dieb seiner Rinder, der indeß die Sache leugnete, und brachte ihn vor Zeus. Endlich führte *M.* den *Apollon* nach *Pylos*, wo er die Rinder verborgen hatte; doch überließ sie ihm *Apollon* gegen Abtretung der *Lyra*. Nun weidete *M.* die Rinder und erfand die *Syrinx* (s. d.), die er ebenfalls an *Apollon* abtrat, der ihm dafür den goldenen Stab *Caduceus* (s. d.) gab. Später lehrte ihn *Apollon* aus *Loopen* die Kunst der Weissagung; Zeus aber machte ihn zum Götterherold, und in dieser Eigenschaft erscheint er bereits bei *Homer*. Ursprünglich gehörte *M.*, als ein pelasgischer Naturgott, in den Kreis der *chthonischen* Gottheiten, welche aus der Tiefe Früchte und Segen spenden, und als solchen setzte ihn das alte Griechenland auf alle Straßen und Wege in der Form eines mit einem härtigen Kopfe und einem *Phallus* versehenen Pfahles. Spuren dieses seines ursprünglichen Wesens finden sich auch noch bei *Homer*. Allmählig aber wurde dieser Segensgott zu einem ökonomischen und mercantilen Gotte des Gewinns und Verkehrs; vornehmlich verehrten ihn nun die in der Vorwelt den Verkehr vermittelnden Herolde. In der Gestalt derselben erscheint er schon in der ältern Poesie. Auch die ältern Kunstwerke zeigen ihn in dieser Eigenschaft als einen kräftigen Mann mit spitzem Bart, langen Haarflechten, in einer zurückgeschlagenen *Chlamys*, mit einem Reishute, Fußflügeln und dem *Caduceus* in der Hand. Hier ist er noch nicht jener schlanke, gymnastisch ausgebildete Jüngling. Diese höhere Ausbildung ging von den Gymnasien aus, denen er seit alten Zeiten als Spender leiblichen Wohlgedeihens in phallischen Pfeilerbüsten vorgestanden hatte. Zur Bekleidung hat er auch hier die *Chlamys*, welche gewöhnlich sehr zusammengezogen ist, und nicht selten den *Petasis* als Bedeckung des Kopfes, dessen Haar kurz abgeschnitten und wenig gelockt ist. Die Züge des Gesichts zeigen einen ruhigen und feinen Verstand und ein freundliches Wohlwollen an. Verehrt wurde *M.* schon früh durch ganz Griechenland; der älteste Sitz seiner Verehrung aber war *Arkadien*. Seine Feste hießen *Hermäa*. Auch in *Rom* hatte er mehre Tempel, und sein Fest fiel auf den 15. Mai. An diesem brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer dar, damit er ihnen im Handel Glück bringen möchte. Der german. und gallische *M.*, welche von *Cäsar* und *Tacitus* erwähnt werden, sind einheimische Gottheiten jener Völker, welche nur wegen irgend einer Ähnlichkeit mit dem *M.* von den Römern so genannt wurden. Unter den Kunstwerken tritt eine Classe besonders hervor, in der das *Hermes*-Ideal sich am höchsten steigert. Der Gott erscheint als Vorsteher gymnastischer Übungen in reifer Jünglingsgestalt voll gediegener Kraft, in fester, ruhiger Stellung und mit der *Chlamys*, welche zurückgeworfen und um den linken Arm gewickelt ist. Hieran schließen sich ähnliche Statuen, bei denen indeß der erhobene rechte Arm zeigt, daß er hier als *Hermes Logios*, als Gott der Redegewandtheit, zu fassen sei. Als Bote des Zeus findet er sich abgebildet halb sitzend und halb schon wieder aufspringend, um davon zu eilen, aber auch in ruhender Stellung, wobei er den Arm auf einen Pfeiler stützt. Ein Hauptattribut des Gottes war in der spätern Zeit der Beutel. Als Opferanrichter, Beschützer des Viehes, besonders

der Schafferden, Erfinder der Leier, dem als solchem die Schildkröte heilig ist, und als Seelenführer und Wiederbeleber der Todten sieht man ihn meist nur in geringern Kunstwerken.

Mercy (Franz, Freiherr von), ein ausgezeichnete General im Dreißigjährigen Kriege, stammte aus einem alten lothring. Geschlechte und wurde zu Longwy in Lothringen geboren. Noch sehr jung nahm er in der kaiserlichen Armee Dienste; im J. 1631 war er unter dem damaligen Oberst Piccolomini Oberstwachmeister und 1633 Befehlshaber eines Regiments. Als solcher hielt er 1634 Rheinfeld im Oberelsaß besetzt, das er dem Rheingrafen Johann Philipp kurz vor der Schlacht bei Nördlingen ausliefern mußte. Im J. 1635 trat er als Generalwachmeister in bair. Dienste. Er eilte dem Herzoge von Lothringen in der Belagerung von Kolmar zu Hülfe und wohnte dann der Entsetzung von Dôle bei, wurde aber 1637 mit dem Herzoge von Lothringen wiederholt geschlagen. Nachdem er 1638 zum Generalfeldzeugmeister aufgestiegen, focht er 1640 gegen den Herzog von Longueville in der Untereisach und widerstand sich dem schwed. General Banér bei Regensburg. Den General Schlangen aber umzingelte er bei Waldneuburg und nahm denselben mit vier Regimentern gefangen. Im Feldzuge von 1643 überfiel und schlug er den franz. General Ranzau bei Duttlingen in Schwaben, wofür ihn der Kurfürst von Baiern zum Generallieutenant, der Kaiser zum Feldmarschall erhob. Im folgenden Jahre nahm er Überlingen und Nottweil und eroberte Freiburg, zog sich aber endlich unter heftigen Gefechten mit dem Herzog von Enghien auf Billingen zurück. Im J. 1645 gelang es ihm, Germersheim und Mergentheim zu nehmen, in welchem letztern Treffen am 5. Mai er Turenne besiegte. Am 3. Aug. 1645 lieferte er Enghien bei Allersheim ein heftiges Treffen, wobei er seinen Tod fand. — Sein Bruder Kaspar von M., ebenfalls ein ausgezeichnete Krieger und bair. Generalwachmeister, fiel bei Freiburg. — Claudius Florimund, Graf von M., des Vorigen Enkel, geb. in Lothringen 1666, zeichnete sich in kaiserlichen Diensten zuerst im Kriege gegen die Türken aus. Als Oberstlieutenant kämpfte er 1701 in Italien, wo er bei Borgoforte mit 300 Reitern eine Batterie wegnahm und ein ganzes Cavalerieregiment in die Flucht schlug. Im Feldzuge von 1702 befehligte er die kaiserliche Reitercorps vor Cremona, wurde aber gefangen. In den nächsten Jahren zeigte er sich als fühner Reitergeneral am Rhein. Er stürmte 1705 die Linien von Pfaffenhofen und zwang die Franzosen zum Rückzuge unter die Mauern von Strasburg. Im J. 1706 deckte er durch geschickte Märsche Landau, welches er verproviantirte, und am 24. Sept. 1707 schlug er den franz. General Vivans bei Offenbürg. Als er jedoch im Feldzuge von 1709 zu tief im Elsaß eindrang, wurde er bei Numersheim von dem General Dubourg am 26. Aug. gänzlich geschlagen. Gegen Ende des Krieges zum Feldmarschall ernannt, befehligte er hierauf 1716 in der Armee gegen die Türken und theilte sich an den Siegen von Peterwardein und Belgrad. Im J. 1719 führte er mit Auszeichnung das Commando der kaiserlichen Armee in Sicilien. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1720 das Gouvernement von Temeswar und machte sich um die Cultur des Bannats sehr verdient. Als Generalfeldmarschall übernahm er 1733 den Oberbefehl in Italien, wurde aber während des Feldzuges vom Schlage gerührt. Im folgenden Jahre besetzte er Parma; gegen den Rath seiner Generale unternahm er am 29. Juni 1734 in Person den Angriff auf das feste Schloß Croisetta, wobei ihn eine Kugel durchbohrte. Man bestattete seine Leiche zu Reggio. Da er keine Kinder hinterließ, erbte das Lehn Mercy mit dem Grafentitel einer seiner Verwandten, Ant. von Argenteau, der gleichfalls in kaiserliche Dienste trat, sich in Ungarn, Baiern, besonders in den Niederlanden ausgezeichnete und 1767 als Generalgouverneur in Essel starb.

Mergel nennt man jedes Mineral, welches aus 10—20 Proc. kohlenfauren Kalk, 30—50 Proc. Thon und 30—50 Proc. Sand besteht. Nach den verschiedenen Mischungsverhältnissen wird der Mergel in Thon-, Kalk- und Sandmergel eingetheilt. Im Allgemeinen zeichnen sich die Mergelbodenarten durch eine große natürliche Fruchtbarkeit aus, weil sie bei jeder Bitterung ein angemessenes Feuchtigkeits- und Wärmeverhältniß zu bewahren vermögen. An der Luft liegend zerfällt der Mergel leicht. Derselbe wird mit günstigem Erfolg als Dünger und als mechanisches Verbesserungsmittel des Bodens angewendet. Er wirkt theils durch seinen Kalk-, theils durch seinen Thongehalt und gibt deshalb den zu lockern

Bodenarten größern Zusammenhang und den zu bündigen größere Lockerheit. Außerdem wirkt er mittels des Kaltgehalts auflösend auf die organischen Stoffe und tilgt die schädlichen Säuren im Boden. Daher wirkt er auch um so besser, je düngkräftiger der Boden ist, oder je mehr unzersehten Humus derselbe enthält. Doch darf man einen und denselben Acker nicht zu oft mergeln, weil er sonst unfruchtbar wird. (S. Dünger.)

Mergentheim oder **Mergenthal**, ursprünglich **Marienthal** genannt, ein Städtchen in Schwaben, im jetzigen Württemberg, Jartkreise, an der Tauber, mit 2500 E., einem Gymnasium, Kloster und Schlosse, war sonst mit seinen Umgebungen (10 □ M. mit 32000 E.) die bedeutendste der elf Balleien des Deutschen Ordens und seit 1527 der Sitz der Hochmeister, die sich für gewöhnlich in dem nahe dabei gelegenen Schlosse Neuhaus, in welchem sich gegenwärtig ein Oberamt befindet, aufhielten. (S. Deutsche Ritter.) In der Nähe von M. wurden am 5. Mai 1645 die Franzosen unter Turenne von den Österreichern unter Mercy geschlagen.

Merian ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie. — **Matthäus M.** der Ältere, geb. zu Basel 1593, lernte bei Dietr. Meyer in Zürich und bei Theod. de Bry zu Oppenheim, der nachmals sein Schwiegervater wurde, und lebte längere Zeit in Paris. Später ließ er sich in Frankfurt am Main nieder, wo er einen starken Kunsthandel trieb, und starb zu Schwabach 1651. Er arbeitete sehr sauber und fleißig mit der Radirnadel. Am berühmtesten wurde er durch seine Abbildungen der wichtigsten Städte Europas, besonders Deutschlands, die er mit Beschreibung unter dem Titel „*Topographien*“ erscheinen ließ und die auch nach seinem Tode fortgesetzt wurden (30 Bde., Frankf. 1640—88, Fol., nebst Register, 1726). Die von ihm nach der Natur gezeichneten Städteansichten, namentlich die perspectivischen, sind in der That meisterhaft, ebenso seine frühesten Landschaften; da aber seine Unternehmungen allmählig eine ungeheure Ausdehnung gewannen, so wurde das Meiste von Gehülfen zum Theil nachlässig und schlecht ausgeführt. Nichtsdestoweniger ist seine Topographie ein historisch wichtiges Werk und noch gegenwärtig geschätzt. Unbedeutender sind die unzähligen Geschichten, Schlachten, Ceremonien u. s. w., womit er eine Anzahl von Büchern illustrierte, so z. B. die Bibel, das „*Theatrum europaeum*“, *Gottfried's*, *Chronik*“ u. s. w.; Stich und Composition ist dabei insgemein etwas fabrikmäßig und nur Dasjenige antiquarisch wichtig, was sich auf die Zeitgeschichte, nämlich auf den Dreißigjährigen Krieg, bezieht. — Sein Sohn, **Matthäus M.** der Jüngere, geb. zu Basel 1621, ein guter Portraitmaler, war ein Schüler von Joach. von Sandrard und Ant. van Dyk, hielt sich um 1644 in Rom auf und bereiste nachher England, die Niederlande und Frankreich. — Ein zweiter Sohn, **Raspert M.**, übte die Aekunst, jedoch nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters. — Des jüngern Matth. M. Sohn, **Joh. Matth. M.**, war ebenfalls ein geschickter Bildnißmaler und starb zu Frankfurt 1716. — Des ältern Matth. M. Tochter, **Maria Sibylla M.**, verehelichte Gräff, geb. zu Frankfurt am Main 1647, gest. zu Amsterdam 1717, machte sich gleichfalls als Künstlerin berühmt. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jak. Morrels oder Marrel und bei Abr. Mignon und erlangte einen großen Ruf durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken und Insekten aller Art in Wasserfarben, meist auf Pergament, malte. Aus Liebe für dieses Fach ging sie von Holland aus, wohin sie sich aus Religionsseifer begeben hatte, nach Surinam, um die Verwandlungen der einheimischen Insekten zu beobachten. Sie verweilte daselbst zwei Jahre und zeichnete eine Menge Gewürme, Pflanzen und Früchte auf Pergament, die in der That nichts zu wünschen übrig lassen. Unter der großen Zahl ihrer hinterlassenen Werke, zu denen sie die Kupfer selbst gestochen hat, bemerken wir „*Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blümenahrung*“ (2 Bde., Nürnberg. 1679—83) und „*Metamorphosis insectorum surinamensium*“ (lat. und holländ., Amst., Fol.).

Meridian oder **Mittagskreis** heißt der Kreis der Himmelskugel, welchen man durch die beiden Pole und durch das Zenith, also auch durch das Nadir eines Orts der Erde zieht. Er durchschneidet demnach senkrecht den Aequator und den Horizont. Es ist für einen Ort und gleichzeitig für alle diejenigen Orte der Erde, welche unter demselben Meridiane liegen, Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt. Alle Orte,

welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge, und derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erste Meridian. (S. Länge.) Jeder Meridian wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geographischen Breite (s. d.). Der Meridian hat ferner die Eigenschaft, daß die Gestirne, sobald sie in ihn treten, nicht nur ihren halben Tagbogen zurückgelegt, sondern zugleich ihre größte Höhe erreicht haben. Dieses zu benutzen, stellen die Astronomen Meridiankreise auf, künstliche Kreise, deren Flächen genau in die Fläche des Meridians ihrer Sternwarte fallen. Mit diesem Kreise ist ein Fernrohr verbunden, das sich in der Richtung des Kreises auf- und abbewegen läßt und zur genauen Beobachtung des Augenblicks dient, in welchem ein Gestirn den Meridian passirt, weshalb es *Mittagsrohr* oder *Passageinstrument* genannt wird. Als Erfinder derselben kann der dän. Astronom Römer betrachtet werden.

Meridianmessung. Die Größe der Erde genau zu kennen, ist nicht nur für die Astronomie und Geographie von großer Wichtigkeit, sondern überhaupt von hohem Interesse. Mit dem Maßstabe und der Meßkette läßt sie sich aber augenscheinlich nicht bestimmen, und man muß daher zu andern Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Glücklicherweise erleichtert die beinahe genau kugelförmige Gestalt der Erde dieses schwierige Geschäft. Um nämlich die Größe einer Kugel zu finden, braucht man nur den Umfang eines größten Kreises derselben zu kennen und auch hierzu ist es nicht nöthig, den ganzen Umfang desselben unmittelbar zu messen, da man durch die Messung eines bestimmten Theils desselben, von welchem man auf das Ganze schließt, zum Ziele gelangt. Angenommen, man hätte gefunden, daß 10 Grade von dem Umfange eines Kreises (gerade der 36. Theil desselben) 38 F. lang sind, so geht daraus hervor, daß der ganze Umfang 36 Mal so viel oder 1368 F. beträgt. Um also die Größe der Erde zu bestimmen, muß man die Länge eines bestimmten Theils von einem größten Kreise der Erdkugel messen. Ganz vorzüglich hierzu sich eignende größte Kreise sind die Meridiane, weshalb man eine solche Messung eine *Meridianmessung*, auch eine *Gradmessung* oder *Breitengradmessung* nennt. Die Meridianmessung zerfällt in einen geodätischen und einen astronomischen Theil. Nachdem der Astronom die Richtung des Meridians, d. i. die Richtung, in welcher gemessen werden soll, genau angegeben, dann aber die Größe des zu messenden Bogens nach Graden, Minuten, Secunden, und die Endpunkte desselben auf der Erde auf das genaueste bestimmt hat, muß der Geodät, nachdem er auf der Erde eine hinreichend große Basis unmittelbar ausgemessen hat, die von dem Astronomen bezeichnete Richtung durch Verbindung von geeigneten Dreiecken (s. *Triangulirung*) so verfolgen, daß er aus denselben die Länge des bezeichneten Bogens zu berechnen im Stande ist. Eine solche Messung dient übrigens nicht blos zur Bestimmung der Größe der Erde, sondern auch zur Bestimmung ihrer Gestalt. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Erde keine vollkommene, sondern eine an ihren Polen abgeplattete Kugel (s. *Abplattung*) oder, was noch richtiger, ein elliptisches Sphäroid sei. Ist aber dieses der Fall, so wird die Länge der Meridiangrade zunehmen müssen, je mehr man sich den Polen nähert, und genaue Messungen einiger Meridiangrade im hohen Norden und in der Gegend des Äquators werden auch das Verhältniß des Äquatorialhalbmessers zum Polarhalbmesser oder die Abplattung der Erde kennen lehren. (S. *Gradmessungen*.)

Mérilhou (Joseph), Pair von Frankreich, ein Vorkämpfer der Julirevolution, wurde am 15. Oct. 1788 zu Montignac im alten Guyenne geboren und studirte die Rechte. Bereits 1812 trat er als Auditeur beim kaiserlichen Gerichtshofe ein, welche Stelle er auch während der ersten Restauration behielt. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba wurde er Substitut des Generalprocurators, weshalb er mit der zweiten Restauration den Staatsdienst verlassen mußte. Er widmete sich nun der Sachwaltertschaft und wurde bald durch sein Auftreten in politischen Processen, die sich zu förmlichen Parteikämpfen gestalteten, eine Hauptstütze der Volkspartei und des Liberalismus. Unter Anderm wählte ihn der General *Berton* (s. d.) zum Vertheidiger. Der Minister *Peyronnet* versagte ihm aber die Erlaubniß, sich nach *Voitiers* zu begeben, wo die Affisen gehalten wurden; auch durfte er den Angeklagten, wie es herkömmlich ist, nicht als Freund vertheidigen. Ebenso wenig vermochte er die Cassation des Verfahrens, bei welchem er Fälschung nachwies, durchzu-

setzen. Im J. 1828 kam er als Abgeordneter in die Volkskammer. Wiewol er neben den vielen ausgezeichneten Rednern der Opposition nicht ganz den Erwartungen seiner Freunde entsprach, galt er doch immer als einer der bedeutendern Wortführer; besonders betheiligte er sich am Kampfe gegen das Ministerium Polignac und unterschrieb die Adresse der 221. Außer der Kammer hatte er längst schon in den öffentlichen und geheimen Gesellschaften gewirkt. Er gehörte zu den vornehmsten Begründern des Vereins der Freunde der freien Presse, sowie der sogenannten Nationalsubscription. Diese letztere politische Verbindung hatte den ausgesprochenen Zweck, milde Beiträge zur Unterstützung Derer zu sammeln, die durch die Eingriffe des Hofes in die persönliche Freiheit in unverdiente Noth gerathen waren; insgeheim verfolgte jedoch dieser Bund auch weitere Zwecke. Nach der Julirevolution nahm M. an der Begründung der neuen Ordnung wesentlichen Antheil. Als Laffitte am 2. Nov. 1830 an die Spitze der Verwaltung trat, erhielt er das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts und nach Dupont's de l'Eure Ausscheiden das ihm angemessenere Justizministerium. Ein persönlicher Streit mit seinem frühern Freunde, dem Procurator Comte, und dem Generalprocurator Persil, in welchem sich das Cabinet für Letztern erklärte, bestimmten ihn indeß sehr bald, wieder seine Entlassung zu nehmen. Er trat zwar in die Reihen der Opposition zurück, zeigte aber fortan gegen die Regierung und den Hof so entschiedene Mäßigung, daß man ihn zur Belohnung zum Rath am Cassationshofe und 1837 zum Pair ernannte. Als solcher war er Berichterstatter im Proceße gegen die Theilnehmer an den Maiunruhen. Unter Andern schrieb er die Biographie Mirabeau's, die dessen Werken (Par. 1825) vorangestellt ist.

Mérimée (Prosper), franz. Dichter, geb. 1800 in Paris, wo er auch seine Erziehung und Bildung erhielt, ließ sich nach beendigtem Studium der Rechte als Advocat aufnehmen, ohne jedoch zu plaidiren, indem er es vorzog, sich der politischen Journalistik, der Poesie und dem Studium der bildenden Kunst zuzuwenden. Nach der Julirevolution, als Graf d'Argout wieder in das Ministerium trat, wurde er zunächst dessen Cabinetssecretair, dann Secretair im Handelsministerium und etwas später Bureauchef im Ministerium des Seewesens. Als Vitet die von Guizot geschaffene Generalinspektion der historischen Denkmäler im J. 1835 abgab, übernahm M. diese Stelle, gab sie aber 1837 an Vatout ab und übernahm nun wieder die Stelle eines Bureauchefs in einem der Ministerien. Im J. 1844 wurde er an Nobier's Stelle Mitglied der franz. Akademie. Das erste Werk, mit dem er selbständig auftrat, war sein pseudonymes „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole“ (Par. 1825; neue Aufl., 1840), welches als bloße Übersetzung geboten wurde, um die classische Kritik zu verwirren. Auch „La Guzla, ou choix de poésies illyriques, recueilles dans la Dalmatie, la Bosnie etc.“ (Par. 1827) war eine ganz glückliche Mystification, die von Goethe, der um das Geheimniß wußte, zuerst in Deutschland verrathen wurde. „La Jacquerie, scènes féodales, suivies de la famille Carvajal“ (Par. 1828) und „1572, Chronique du règne de Charles IX“ (Par. 1829), ein historischer Roman, bieten zwar wegen ihres fleißigen Materials und der durchgebildeten Darstellung manches Interesse; aber es fehlt ihnen doch das eigentliche poetische Element. Überhaupt geht ihm dieses bei einem zu großen Anschmiegen an die Wirklichkeit in seinen Romanen, die insgesammt durch hervorragende stilistische Vorzüge glänzen, nicht selten verloren. Zu den bedeutendern darunter gehören das treffliche Sittenbild „La double méprise“ (Par. 1833) und „Colomba“ (1840). Eine Sammlung seiner kleinern Romane und Novellen enthält das Buch „Mosaïque“ (Par. 1833). Von besonderm Werthe sind seine Aufzeichnungen über die Resultate seiner zahlreichen Wanderungen, welche meist archäologischen Forschungen gewidmet waren. Dahin gehören seine „Notes d'un voyage dans l'ouest de la France“ (Par. 1837). Ähnliche Berichte hat er über die Provence, über Corsica und andere Theile Frankreichs geliefert.

Merino, ein glattes, verschiedenfarbiges Wollenzuch, wozu gewöhnlich die feinste Wolle von Merinos (s. d.) genommen wird, ist erst in neuerer Zeit zu einem der bedeutendsten Handelsartikel geworden. Während anfangs die engl. Fabriken, namentlich in Manchester, den Merino in bester Qualität lieferten, sind ihnen hierin gegenwärtig die franz. und sächs. beiveitem voraus und selbst Schlesien und Böhmen fangen an, ihnen den Rang streitig zu machen.

Merino (Don Geronimo), bekannt unter dem Namen des Pfarrers Merino, ein berühmter span. Parteigänger, geb. um 1770 in Villaobispo, einem Dorfe Altcastiliens, von armen Eltern, bereitete sich in dem Collegium zu Lerma für den geistlichen Stand vor, wurde aber nach vier Jahren von den Eltern zurückberufen, um ihnen bei der Bewirthschaftung ihres Güthens behülflich zu sein. Dessenungeachtet erhielt er nachher die Pfarrstelle in seinem Geburtsorte. Beim Ausbruche des Kampfes gegen die Franzosen erschien er schon im Mai 1808, einer der ersten der unter dem Namen Guerrilleros so berühmt gewordenen Parteigänger, an der Spitze eines bewaffneten und berittenen Haufens, mit dem er den Franzosen großen Abbruch that. Durch die Grausamkeiten, die er an den Gefangenen beging, wurde sein bloßer Name sehr bald ein Schreckbild, vor welchem ganze Haufen der Feinde die Flucht ergriffen. Die Wälder von Burgos und Soria gaben ihm eine sichere Zufluchtsstätte. Nie suchte er sich zu bereichern; der gemachte Raub wurde stets das Eigenthum seiner Mannschaft. Unterstützt durch eine eisenschte Gesundheit, setzte er sich den größten Beschwerden und Entbehrungen aus. Er besaß persönliche Tapferkeit und außerordentliches Glück, sodaß es dem Feinde niemals möglich war, seiner habhaft zu werden. Allmählig entwickelte sich während des Unabhängigkeitskriegs die Grausamkeit seines Charakters auf eine furchtbare Weise. Im Mai 1811 nahmen die Franzosen vier Mitglieder der Provinzialjunta von Burgos gefangen und ließen dieselben erschießen. Um sie zu rächen, ließ M. 110 franz. Gefangene, 20 für Cinen, und die übrigen in Kauf, mördermachen. Nach Beendigung des Kriegs zog er sich in seine Heimat zurück, gefürchtet und gemieden selbst von seiner eigenen Familie. Nach der Wiederherstellung der Constitution im J. 1820 erklärte er sich fogleich als Feind derselben und kehrte zu dem alten Handwerke der Guerrillero zurück. Vertheidigung des absoluten Königs und des Altars, Ausrottung der Liberalen wurden sein Wahlspruch und der Deckmantel, unter welchem er die unerhörtesten Grausamkeiten beging. Nach der Wiederherstellung der unumschränkten Gewalt befohlte der König die Dienste M.'s, indem er ihn zum Brigadier ernannte und ihm nachher eine Pension von 36000 Reales anwies. Abermals zog M. sich in seine Heimat zurück, und lange Zeit vernahm man nichts von ihm, bis er am 20. Jan. 1833 in voller Uniform in Madrid erschien, um der Königin Maria Christina auf das feierlichste zu versichern, daß er stets die von Ferdinand VII. bestimmte Thronfolge, als die allein rechtmäßige, aus allen Kräften vertheidigen werde. Gleichzeitig aber arbeitete er bereits im Stillen an einem Aufstande zu Gunsten des Don Carlos. In Burgos, wo er sich gewöhnlich aufhielt, hatte sich insgeheim unter dem Vorsitze des Don Gregorio Alvarez eine Junta gebildet, welche sich zum Zwecke stellte, nach dem Tode Ferdinand's VII. Don Carlos als König auszurufen. Mit den einzelnen Mitgliedern der Junta nicht im besten Vernehmen, verzögerte er nach Ferdinand's VII. Tode den Aufstand, bis er für seine eigene Person zu fürchten begann. Am 14. Oct. 1833 entwich er heimlich von Burgos und soll das ganze Bataillon der königlichen Freiwilligen folgte ihm. Er ging zunächst nach San Pedro de Cardena, dann nach Sepulveda, verfezte die ganze Gegend zwischen Burgos und Aranda in Aufruhr und stand im Nov. bereits an der Spitze von 20000 meist bewaffneten königlichen Freiwilligen. Als hierauf in Folge des Einrückens des Generals Dufada mit einem Armeecorps in Altcastilien die Freiwilligen die Waffen niederlegen mußten, flüchtete sich M. in die Wälder von Soria. Sehr bald aber fing er den kleinen Krieg wieder an, den er nun mit mehr oder weniger Erfolg fortführte, bis er 1838 eine so entscheidende Niederlage erlitt, daß er eine Zuflucht in den Nordprovinzen suchen mußte und nicht wieder auf dem Kriegsschauplatze zum Vorscheine kam. Mit dem Prätendenten flüchtete er nach Frankreich, wo er im Innern des Landes einen Aufenthaltsort angewiesen erhielt.

Merinos ist der span. Name einer aus der Verberei stammenden, seit dem 14. Jahrh. in Spanien eingeführten und daselbst heimisch gewordenen Schafrace, die sich vor andern Schafen durch gedrungenen, kleinern Körperbau und vorzüglich durch Feinheit und Weichheit der Wolle auszeichnet. (S. Schafrucht.) Die Merinos weiden auf den Gebirgen fast ganz Spaniens, waren ursprünglich ein ausschließendes Eigenthum der Krone, gingen aber später durch Verkauf in Privathände über. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh.

wurden sie nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen, Preußen und Östreich und in neuerer Zeit von Sachsen aus nach Rußland verpflanzt.

Merinthus und Merinthianer, s. **Cerintus**.

Merkel (Garlieb), eine Zeit lang durch seine Verbindung mit Kogebue und als Gegner der Schlegel'schen Schule bekannter Literat, geb. 1776 in Liefland, widmete sich philosophischen und geschichtlichen Studien und war eine Zeit lang Privatdocent in Frankfurt an der Oder. Im J. 1803 übernahm er, nachdem er sich schon durch verschiedene Schriften bekannt gemacht, gemeinsam mit Kogebue die Redaction des „Freimüthigen“ in Berlin. Wegen mancher politischer Äußerungen hieß er es aber 1806 bei Annäherung der Franzosen für gerathen, in seine Heimat zurückzugehen. Erst 1816 kehrte er nach Berlin zurück, wo er es vergebens versuchte, den „Freimüthigen“ in der alten Weise neu zu beleben, weshalb er sich bald wieder auf sein Landgut bei Riga zurückzog, wo er seitdem der Landwirthschaft obliegt. Unter seinen selbständigen Schriften haben die auf die Geschichte seines Vaterlandes sich beziehenden, z. B. „Die Vorzeit Lieflands“ (2 Bde., Berl. 1798), wirklichen Werth; doch sind sie jetzt ebenso vergessen als seine tiefer stehenden erzählenden Schriften. Am bekanntesten machte er sich seiner Zeit durch die heftigen Angriffe, die er zu Anfang dieses Jahrhunderts gegen die Häupter der romantischen Schule richtete, und die ihm reichlich vergolten wurden. M. zeigte in diesen Kämpfen große Eitelkeit und Anmaßung bei sehr mangelhafter Sachkenntniß, weshalb sein Auftreten auch nur ein rasch vorübergehendes Aufsehen machte. In der spätern Zeit schrieb er „Über Deutschland, wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wieder fand“ (2 Bde., Riga 1818). Ein neuerer Versuch, durch „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben“ (2 Bde., Riga 1839) sein Andenken zu erneuern, ist nicht gelungen.

Merlin, der Zauberer, ist eine der bedeutendsten Gestalten in den Sagen von **Artus** (s. d.), die, wie es scheint, durch die Verschmelzung zweier Personen entstand. Die eine ist der Barde **Merddhin**, der unter Artus gegen die Sachsen stritt und nach dem Verlust der Schlacht beim Walde **Celidon** in wahnsinnigem Schmerze in diesen floh. Ihm wird ein Gedicht „**Afallenau**“, das jene Kämpfe schildert, zugeschrieben, welches in „**The Myvyrian archaology of Wales**“ (Bd. 1, Lond. 1801) mit den Liedern anderer Barden gedruckt ist, deren Echtheit **Turner** in den „**Vindications of the genuineness of the ancient british poems of Aneurin, Taliesin, Llywarch-Hen and Merddhin**“ (Lond. 1803) vertheidigt hat. Die andere Person ist der wunderbare Knabe **Ambrosius**, von dem **Nennius** in seiner wol dem 9. Jahrh. angehörigen „**Historia Britonum**“ erzählt, daß er vor dem König **Vortigern** gebracht wurde, als das Kind ohne Vater, welches seine Zauberer ihn suchen heißen, damit auf dem mit seinem Blute besprengten Boden der vergeblich versuchte Bau einer Burg gelänge. Er entdeckte ihm, was die Zauberer nicht vermochten, die Geheimnisse, die an jener Stelle der Boden barg, und als deren letztes bei der Nachgrabung sich ein rother und ein weißer Drache zeigten, von denen jener, nachdem er fast unterlegen, den andern doch zuletzt im Kampfe vertrieb, was der Knabe auf den nach langer Unterdrückung doch endlich erfolgenden Sieg der Briten über die Sachsen deutete. Während aber bei **Nennius** der Knabe als seinen Vater, den selbst seine Mutter nicht kannte, einen röm. Consul angibt, ist bei **Gottfried von Monmouth** (1130—50) in seiner brit. Chronik und in seiner poetischen „**Vita Merlini**“, **Merlin**, wie hier der streitbare Barde des Artus heißt, auf den nun die geheimnißvolle Geburt, die Weissagungsgabe des **Ambrosius** und deren erste Kundgebung beim Burgbau übertragen worden, aus der Vermischung eines Dämon mit einem irdischen Weibe entstanden, und der **Merlin** der franz., dem bretonisch-normand. Sagenkreis angehörigen Romane aus dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh. wird von einem Teufel mit einer Jungfrau erzeugt, um durch seine Hülfe Das wieder zu gewinnen, was der Erlöser der Hölle entriß. Das Abenteuer des **Ambrosius** beim Burgbau ist auch in diesen Romanen auf M. übertragen, außerdem die wälsche Sage von der Versetzung eines großen Felsenbaues von Irland nach **Salisbury**. Er verhilft, wie auch **Gottfried** erzählt, dem **Uterpendragon** zum heimlichen Umgang mit der schönen **Iguerne**, aus dem Artus entsproß; dann aber sind die Sagen von **Graal** (s. d.), von **Joseph von**

Armathia und der Tafelrunde (s. d.) hereingezogen, und obwol M. den Artus begleitet und ihm durch seine Zauberei meist zum Siege verhilft, so scheint doch hier die Gestalt des alten Bardes verwischt. Endlich wird M. von der schönen Viviane, für die er in Liebe entbrennt und die ihm seine Kunst ablernt, im bretagnischen Walde von Brezeliande in einen unsichtbaren Kerker verschlossen. Die nationale Erinnerung an M. erhielt sich durch geheimnißvolle Dichtungen, die schon Gottfried als „*Prophetiae Merlini*“ seiner Chronik einfügte, und in denen man noch lange nachher Voraussetzungen über die Geschichte Englands finden wollte. Vgl. „*M's life, his propheties and predictions*“ (Lond. 1813); Friedr. von Schlegel, „*Geschichte des Zauberers M.*“ (Lpz. 1804) und San-Marte, „*Die Arthur-sage*“ (Quedlinb. und Lpz. 1842).

Merlin de Thionville (Ant. Christophe), ein merkwürdiger Charakter der franz. Revolution, wurde 1762 zu Thionville geboren, wo er beim Ausbruche der Revolution das Amt eines Huissier versah. Er wendete sich mit Enthusiasmus der politischen Bewegung zu, trat 1791 als Abgeordneter des Moseldepartements in die Nationalversammlung und gesellte sich sogleich den leidenschaftlichsten Gegnern des Hofes bei. Als eines der Häupter im Club der Jakobiner ging er eines Abends zu den Feuillants, wurde aber von denselben wegen Schimpfreden hinausgeworfen. Am folgenden Tage denuncirte er die Feuillants in der Nationalversammlung, was die Schließung des Clubs zur Folge hatte. Im Verein mit *Chabot* (s. d.) und *Bazire* verfolgte er mit besonderer Festigkeit die Priester, welche den constitutionellen Eid verweigerten, und schlug deren Deportation in Masse nach Amerika vor. Bei den Unruhen vom 20. Juni 1792 erhielt er als Deputirter den Auftrag, die Volksmasse aus den Tuilerien zu entfernen. Der Anblick der mishandelten Königsfamilie rührte ihn so, daß er Thränen vergoß. „*Sie weinen*“, wendete sich die Königin an ihn, „*bei solcher Behandlung eines Fürsten, der sein Volk nur glücklich machen wollte*“. „*Es ist wahr, Madame*“, erwiderte M., „*ich weine beim Anblick einer schönen unglücklichen Frau und Mutter; aber ich hasse die Könige und Königinnen*“. Während des Aufstandes am 10. Aug. erschien er vollständig bewaffnet im Schlosse zum Schutze des Königs. Sein Anblick hauptsächlich soll den Procureur *Roederer* veranlaßt haben, Ludwig XVI. zur Flucht in die Nationalversammlung zu drängen. Von der Hauptstadt in den Convent gewählt, nahm er seinen Sitz unter den eifrigsten Mitgliedern des Berges. Auch ließ er sich in die Legion der Tyrannenmörder aufnehmen und erklärte auf öffentlicher Straße, daß er Den, welcher die Dictatur oder die Herstellung des Thrones zu fordern wagen würde, erdolchen müsse. Im Processe des Königs nannte er denselben insan und wollte ihm den Vertheidiger entziehen; da er sich bei der Abstimmung auf einer Sendung in Mainz befand, so stimmte er schriftlich für den Tod des Königs, doch wurde seine Stimme nicht mitgezählt. Bei der Belagerung von Mainz durch die Preußen entwickelte er mit seinem Collegen *Reubell* eine wüthende Tapferkeit. Als die Offiziere der Besatzung nach der Capitulation angeklagt wurden, übernahm er deren Vertheidigung und setzte ein Decret durch, in welchem die Hingebung jener Besatzung Anerkennung erhielt. Der Reichthum, den er seit seiner Rückkehr von Mainz blicken ließ, zog ihm die Anklage zu, daß er dort die kurfürstlichen Schätze geplündert habe. Doch wurde er mit Hülfe seiner Freunde freigesprochen und ging hierauf als Volksrepräsentant in die Vendée, wo die vom Convent verfolgten Generale *Canclaur* und *Westermann* an ihm einen warmen Vertheidiger fanden. Noch vor dem Sturze *Robespierre's* neigte er sich gemäßigtern Ansichten und Gesinnungen zu, und am 9. Thermidor unterstützte er die Angriffe gegen dessen Partei. Am Abend dieses Tages bemächtigte sich *Henriot* (s. d.) seiner; allein er rief mehre Bürger zu Hülfe und verhaftete den Rebellen. Als einer der zehn Conventscommissariien stellte er sich an die Spitze der bewaffneten Macht und trug durch seine Entschlossenheit sehr viel zur Vervollständigung des Sieges bei. Die Anerkennung, welche er im Convente für sein Betragen erntete, machte ihn bald zu einem entschiedenen Thermidoristen und Beförderer der politischen Reaction. Wie er früher die Royalisten verfolgt, so verfolgte er jetzt die Jakobiner, deren Club er eine Höhle von Räubern nannte. Zu Ende des J. 1794 erhielt er eine Sendung zur Rheinarmee, wo er sich äußerst mild gegen die gefangenen Emigranten benahm und Hunderten das Leben rettete. Bei Einführung der Constitution vom J. III trat er in den Rath der

Fünfhundert. Auch hier setzte er seine Mäßigung fort und arbeitete der republikanischen Reaction vom 18. Fructidor entgegen. Nachdem er 1798 sein Amt als Abgeordneter niedergelegt, ging er als Commissar der Regierung zur Armee nach Italien; nach seiner Rückkehr aber wurde er zu Paris bei der Postverwaltung angestellt. Weil er gegen das Consulat auf Lebenszeit stimmte, verlor er auch diese Stelle und zog sich nun auf ein kleines Landgut zurück, das er in der Picardie gekauft hatte. Als die Verbündeten zum zweiten Mal Frankreich überzogen, wirkte er sich ein Patent als Oberst aus und errichtete ein Freicorps, das jedoch nicht zum Kampfe gelangte. Seitdem lebte er in der größten Abgeschiedenheit von dem öffentlichen Leben. Er starb zu Paris am 14. Sept. 1833.

Merlin de Douai (Phil. Ant., Graf), Director der franz. Republik und Rechtsgelehrter, wurde von wohlhabenden Landleuten am 30. Oct. 1754 zu Arleux in der Nähe von Douai geboren und erhielt seine Bildung im Collège zu Douai. Nach vollendeten Studien ließ er sich am Parlament von Flandern (Douai) nieder und erwarb sich bald eine große Praxis. In dieser Zeit gründete er seinen wissenschaftlichen Ruf als Mitarbeiter an dem „Répertoire universel de jurisprudence“ (64 Bde., 1775—1786), sowie in den berühmten Processen Beaumarchais und des Präsidenten Dupaty. Während der Revolution wurde er als Deputirter in die Nationalversammlung gesendet. Wiewol seine Thätigkeit durch den Umstand gelähmt war, daß er durchaus nicht aus dem Stegreife sprechen konnte, erlangte er bald entscheidenden Einfluß in den legislativen Arbeiten. Unter Anderm erstattete er am 3. Febr. 1790 den berühmten Bericht, in welchem er nachwies, daß die Reform mit der einfachen Aufhebung des Feudalwesens noch nicht vollendet sei. Das Directorium stellte ihm d. Aufgabe, aus den unzusammenhängenden Gesetzen und Decreten den neuen Strafcodex vom 3. Brumaire des J. IV zu redigiren, durch welche Arbeit er sich das größte Verdienst erwarb. Er wurde hierauf Justizminister und ersetzte nach der Revolution vom 18. Fructidor Barthélemy im Directorium. Diese Stellung war jedoch weder seinem Charakter noch seinen Erfahrungen angemessen; er unterstützte die streng republikanische Partei und mußte zufolge der Krisis vom 30. Prairial (18. Juni 1799) austreten. Nach der Revolution vom 18. Brumaire gab man ihm das Amt des Generalprocureur beim Cassationshofe. In dieser Eigenschaft erwarb er sich bei der Lückenhaftigkeit der Gesetzgebung außerordentliche Verdienste, indem ihm die umfassendste Gesezkenntniß aller Länder und Zeiten und eine scharfe Logik zu Gebote standen. Napoleon, der ihn nicht liebte, ernannte ihn zwar zum Staatsrath, hütete sich aber, den alten Republikaner bei der Abfassung seiner Gesezbücher zu verwenden. Mit der Restauration verlor M. seine Ämter und mußte, weil er dieselben während der Hundert Tage wieder angetreten, 1815 nach Belgien entfliehen. Auch hier von der franz. Regierung verfolgt, schiffte er sich mit seinem Sohne nach Amerika ein, erlitt jedoch noch an der europ. Küste Schiffbruch und rettete sich ans Land. Hierauf erlaubte man ihm, zu Haarlem zu wohnen, wo er sich ganz juristischen Arbeiten widmete. Erst 1832 kehrte er in sein Vaterland zurück. Er starb zu Paris am 26. Dec. 1838. Von seinen gelehrten Werken erwähnen wir noch den „Recueil des questions de droit, qui se présentent le plus fréquemment dans les tribunaux“ (8 Bde., Par. 1804—10 und öft.). — Sein Sohn, Ant. Franc. Eugène, Graf M., geb. zu Douai am 27. Dec. 1778, zeichnete sich in den Feldzügen des Kaiserreichs aus und war beim Eintritt der Restauration Brigadegeneral. Er verließ mit seinem Vater Frankreich, kehrte aber 1818 zurück und lebte bis zur Julirevolution in der Zurückgezogenheit. Im J. 1832 wurde er zum Generallieutenant erhoben, 1835 in die Deputirtenkammer gewählt und am 7. Nov. 1839 mit der Pairswürde bekleidet.

Merode (Grafen von), eine der ältesten, angesehensten, populairsten und reichsten belg. Adelsfamilien, die bei den vielen Streitigkeiten zwischen Volk und Regierung in Belgien fast immer auf der Seite des erstern stand und insbesondere in der Revolution von 1830 auf der Seite der hierarchisch-revolutionären Partei eine große Rolle spielte. Das Haupt derselben ist **Heinr. Maria Ghislain**, Reichsgraf von M., Marquis von Westerlo, Fürst von Nubempre, Grande von Spanien erster Classe und Senator des Königreichs Belgien, geb. am 15. Aug. 1782. In der Revolution von 1830 machten sich besonders die Grafen Friedrich und Felix von M. berühmt. — **Ludw. Friedr. Ghis-**

Lain, Graf von M., war am 9. Juni 1792 geboren und hielt sich 1830 in Paris auf. Sofort nach dem Ausbruche der Unruhen in Brüssel eilte er nach dieser Stadt, um in den Reihen des aufgestandenen Volks gegen die Holländer zu kämpfen, und trat hier unter das Corps der Chasteler'schen freiwilligen Jäger, in welchem er an allen Gefechten gegen die weichenden Holländer Theil nahm, bis er am 25. Oct. 1830 im Gefecht auf dem Kirchhofe von Berchem vor Antwerpen so schwer verwundet wurde, daß er am 4. Nov. zu Mecheln starb. Hierdurch einer der gefeiertsten Helden Belgiens, wurde ihm in der Kathedrale zu Brüssel ein großartiges Monument, von Geefs, errichtet. — *Phil. Felix Balth. Otto Ghislain, Graf von M.*, ist am 13. Apr. 1791 geboren. Auch er nahm am brüsseler Septemberräufte sogleich den thätigsten Antheil und machte dabei vorzüglich seinen Einfluß auf die Geistlichkeit und die mittlern und untern Volksclassen geltend. Gleich von vorn herein, als Mitglied der provisorischen Regierung, stellte er sich, den katholisch-hierarchischen Interessen ergeben, der republikanischen Partei entgegen und betrieb besonders die Gründung einer constitutionellen Monarchie. Nach Ernennung Surlet de Chokier's zum Regenten Belgiens blieb er Mitglied des Congresses, und wirkte in dieser Stellung für die Annahme des Systems friedlicher Unterhandlungen, sowie später für die Wahl des Königs Leopold, als dessen treuen Anhänger er sich seitdem fortwährend gezeigt hat. An der Regierung des Landes nahm er nur kurze Zeit activen Theil, nämlich vom 15. März bis 20. Mai 1832 als interimistischer Kriegsminister, nachdem er schon am 12. Nov. 1831 zum Staatsminister ohne Portefeuille ernannt worden war. Seit dieser Zeit beschäftigten ihn die öffentlichen Angelegenheiten nur als Mitglied der Deputirtenkammer, der er seit ihrem ersten Zusammentritt im J. 1831 angehört, und in der er sich stets als entschiedenen Anhänger der katholischen Partei bewiesen hat. Doch zeichnete er sich fortwährend durch eine gemäßigte Haltung aus, die ihn nur 1838 bei den Verhandlungen über den definitiven Friedensvertrag mit den Mächten der londoner Conferenz und mit Holland verließ, indem er entschieden für die Nichtannahme der vorgeschlagenen Bedingungen war, und deshalb die thörichtsten kriegerischen Maßregeln in Vorschlag brachte. Da jedoch eine Sendung, mit der man ihn zu Anfang des J. 1839 an den König Ludwig Philipp nach Paris beauftragte, ihn von der Unausführbarkeit seiner Vorschläge überzeugte, gab er seine Stellung als Staatsminister ohne Portefeuille auf, um sich seitdem immer mehr von der politischen Bühne zurückzuziehen.

Meroë, ein Priesterstaat im nordöstlichen Afrika, der den fruchtbaren Theil der vom Nil und Ataboras (jetzt Tacazze und Atbara) gebildeten und von äthiop. Negern bewohnten Halbinsel, der gegenwärtigen Landschaft Schendy in Nubien, umfaßte, stand schon im frühesten Alterthume in Beziehung auf Verfassung, Regierung, Gesetze und Religion auf einer hohen Stufe der Ausbildung. Die Regierung war in den Händen einer wahrscheinlich als Eroberer aus Indien eingedrungenen Priesterkaste, die aus ihrer Mitte den König wählte, der durchaus nach der bestimmten Vorschrift der Gesetze leben und handeln, und wenn es die Priester befahlen, sich sogar den Tod geben mußte. M. war berühmt durch sein Drakel des Ammon (s. d.) und Priestercolonien gingen von hier aus nach Aegypten, wie denn z. B. Theben eine solche Colonie war. Nach und nach wurden die Könige von M. so mächtig, daß sie sogar eine Zeit lang Aegypten beherrschten. Erst dem Könige Ergamenes, um 300 v. Chr., gelang es, sich von der drückenden Priesterherrschaft durch Ermordung der damaligen Priester am goldenen Tempel freizumachen. M. war frühzeitig der Hauptsitz des großen Karavanenhandels zwischen Äthiopien, Aegypten, Arabien, dem nördlichen Afrika und Indien und blieb es nebst Arum (s. d.) in Abyssinien bis auf die Zeiten der Araber. Die Hauptstadt des Landes, das alte Meroë, lag etwas unterhalb des jetzigen Schendy, in dessen ganzer weiter Umgebung sich noch Trümmer alter Bauwerke befinden. Die Hauptgruppen liegen bei den jetzigen Orten Assur, Naga und Mesaurat und bestehen hauptsächlich aus Tempeln und Pyramiden.

Merope, die Tochter des Kypselos und Gemahlin des Kresphontes, Königs von Messenien, wurde durch Polyphontes, der sich der Herrschaft bemächtigte, ihrer Kinder beraubt. Nur ihren jüngsten Sohn Apytos hatte sie bei einem Gastfreunde in Aolien verborgen; seiner habhaft zu werden war schließlich ein Hauptbestreben des Polyphontes.

Er setzte Preise für den Tod desselben aus, welche Apptos, als er glücklich das Jünglingsalter erreicht hatte, selbst zu erwerben beschloß, indem er sich zugleich mit der Absicht, die Seinen zu rächen, bei Polyphontes als den Mörder des Apptos darstellte. Als die Mutter, welche, besorgt wegen dieses Wagnisses, Boten entsendet hatte, um über den Ausgang schnelle Mittheilungen zu erhalten, die Nachricht erhielt, daß ihr Sohn verschwunden sei, entschloß sie sich, in der Überzeugung, daß er von Polyphontes ermordet sei, diesen im Schlafe zu ermorden. Schon war sie im Begriffe, ihren Entschluß auszuführen, als sie ihren Sohn wiederfand, mit dem sie sich nun zu des Polyphontes Untergang verband. Zum Schein bot sie dem Polyphontes Versöhnung an und versprach ihm, seine Liebe zu erwidern. Sogleich ordnete Polyphontes Dankopfer an, doch am Altare ermordete ihn Apptos, der sich hierdurch die väterliche Herrschaft wiedererwarb. Euripides hatte diese Mythe zu einem Trauerspiele „Kresphontes“ benützt; unter den Neuern haben sie Voltaire, Maffei u. A. bearbeitet.

Merops, König der Insel Kos, war der Vater des Gumeos und Gemahl der Nymphe Etheamea, welche von der Artemis getödtet und von der Persephone in die Unterwelt geführt wurde. M. wollte sich aus Sehnsucht nach seiner Gattin ebenfalls tödten, wurde aber von der Here in einen Adler verwandelt und unter die Gestirne versetzt. — **Merops**, König von Rhynndakos, aus Perkte, der Vater der Kleite, Arisbe, des Adrastos und Amphios, war ein berühmter Seher, der deswegen auch seinen Söhnen nicht gestattete, in den Krieg zu ziehen. Sie achteten aber darauf nicht und fanden den Tod.

Merovinger, s. Frankreich.

Mersch (van der), Anführer der brabantischen Patrioten im J. 1789, geb. zu Meenen oder Menin in Westflandern, stand zuerst in franz., dann in öst. Diensten, die er als Oberlieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Hier lebte er ruhig, bis die mit Kaiser Joseph's Verwaltung misvergnügten Belgier 1789 sich in Breda versammelten. M. schloß sich sogleich den sogenannten Patrioten an und übernahm das Commando eines zusammengerasteten Haufens, mit dem er schnell nach Brabant vorrückte und die Dstreicher bei Hoogstraaten unweit Antwerpen besiegte. Von noch größerer Wichtigkeit war das Treffen in und um Turnhout, wo den Patrioten die Artillerie und Bagage der Dstreicher unter General Schröder in die Hände fielen. Nachdem M. auch Gent und Brüssel genommen, wurde er zum General en chef der sämmtlichen belg. Truppen ernannt. Doch als van der Noot und van Cuper Einfluss erlangten und man anfing, die öffentlichen Gelder zu vergeuden, hatten die Vorstellungen, welche M. bei der Regierung dagegen machte, sehr bald die Folge, daß man ihn verdächtigte. Um ihn im Commando wenigstens zu beschränken, stellte man zunächst den General Schönfeld an die Spitze eines zweiten Corps und als man es wagen zu können sich getraute, wurde M. verhaftet, vor Gericht gestellt und in die Citadelle von Antwerpen gebracht, wo man ihn festhielt, bis die Dstreicher das Land wieder besetzten. Er starb am 14. Sept. 1792 auf seinem Gute bei Meenen.

Merseburg, die Hauptstadt im gleichnamigen Regierungsbezirke (1887/4) □M. mit 715000 E.) der preuß. Provinz Sachsen, mit Magdeburg abwechselnd der Versammlungsort der Provinzialstände des preuß. Herzogthums Sachsen, Sig der Regierung und eines evangelischen Domcapitels, liegt an der Saale, über welche hier eine steinerne Brücke führt, und zählt mit den drei Vorstädten Altenburg, Neumark und Venenien (eigentlich Klein-Venedig) 10400 E. Sie hat ein alterthümliches Ansehen und ist schlecht und unregelmäßig gebaut. Ein herrliches Denkmal mittelalterlicher Baukunst ist die Domkirche mit vier schönen Thürmen und einer der größten Orgeln Deutschlands. In derselben befindet sich neben andern Merkwürdigkeiten das metallne Grabmal Rudolfs von Schwaben; auch bewahrte man sonst daselbst gebürt dessen rechte Hand, die ihm 1080 in dem Treffen gegen Heinrich IV. abgehauen wurde. Vgl. Puttrich, „Die Kirche zu M.“ (Lpz. 1836, Fol.). Ein zweites interessantes Gebäude ist das ehemalige Residenzschloß, welches mit der Domkirche einen ansehnlichen viereckigen Hofraum umschließt. Dasselbe dient gegenwärtig zum Regierungsgebäude und enthält in seinem Garten ein Denkmal des Feldmarschalls Grafen Kleist von Dollendorf und ein altes heidnisches Grabdenkmal, das 1750 bei Göhlitz ausgegraben wurde. Nächstdem sind von öffentlichen Gebäuden zu erwähnen das Stiftea-

gierungsgebäude, das Capitelhaus und die Kirche in der Altenburg. Die Stadt hat eine Domschule, ein Hebammeninstitut, mehre wohlthätige Anstalten, eine königliche Stuterei, eine große Obstbaumschule und Fabriken in Pappwaaren und bunten Papieren; ferner Färbereien, Essigsiedereien und Weberei. Weit und breit wurde sonst das Merseburger Bier versendet. M. ist eine der ältesten und berühmtesten Städte Deutschlands, doch sind von ihrem frühern Glanze nur noch geringe Spuren vorhanden. Sie war seit dem 9. Jahrh. der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft und dann die Lieblingsresidenz König Heinrich's I. und seines Sohnes Otto's I. Jener umgab sie 922 mit steinerner Mauer und erbaute 930 eine massive Kirche, dieser erhob sie zur kaiserlichen Pfalz und begründete daselbst ein Bisthum. Zahlreiche Reichsversammlungen wurden unter Legtern und seinen Nachfolgern in M. gehalten. Wie sie durch größere Brände in den J. 1323, 1387, 1444, 1479 und 1662 heimgesucht wurde, so hatte sie auch im Bauernkriege 1525, namentlich aber im Dreißigjährigen Krieg viel zu leiden, wo sie von den Kaiserlichen, wie von Schweden gebrandschatzt und geplündert wurde. Seit 1656—1738 war sie wieder Residenz der herzoglichen Linie von Sachsen-Merseburg. Am 29. Apr. 1813 wurde sie nach hartem Kampfe von den Franzosen, am 18. Sept. aber von Thielemann wieder genommen.

Die Grafschaft M., welche schon im 9. Jahrh. vorkommt, umfaßte außer der Stadt M. namentlich auch die Städte Memleben, Wurzen, Rochlitz, Leisnig u. s. w. Unter die berühmtesten Grafen von M. zählt Erwin, zu Anfange des 10. Jahrh., dessen Tochter die Gemahlin König Heinrich's I. wurde. Der letzte Graf war Esko, der 1007 zu Leipzig starb. Das Bisthum M. wurde 968 vom Kaiser Otto I. gestiftet und dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet, von dem Bischof Giseler, nachdem derselbe Erzbischof von Magdeburg geworden, 982 wieder aufgehoben und in eine Abtei verwandelt, durch Kaiser Heinrich II. aber 1004 wiederhergestellt. Die Schutzgerechtigkeit stand dem Kaiser zu, der in den ersten Zeiten auch die Bischöfe ernannte. Später wurden dieselben vom Capitel erwählt, bis dasselbe mit den Markgrafen von Meißen den Vertrag machte, die Bischöfe stets aus deren Hause zu nehmen, womit die Reichsunmittelbarkeit des Bisthums verloren ging. Der erste Bischof war Woso, der sich um die Bekehrung der Slawen in seinem Sprengel große Verdienste erwarb. Am wichtigsten aber wurde Bischof Dietmar (s. d.). Nächstdem sind als Erbauer und Verschönerer des Schlosses und der Kirche zu erwähnen die Bischöfe Heinrich von Warin im 13. Jahrh. und Thilo von Trotta, gest. 1514, Letzterer, ein eifriger Mann, der überall sein Wappen mit dem Raben anbrachte und von dem auch noch die Stiftung herrührt, daß fortwährend ein lebender Rabe gehalten und sorgsam gepflegt wird, an den sich die Sage knüpft, daß der Bischof Trotta seinen Kammerdiener auf den Verdacht hin, einen Ring ihm entwendet zu haben, hinrichten ließ, der Ring aber nachher im Neste eines Raben wiedergefunden wurde. Unter dem Bischof Sigismund von Lindenau fand 1543 die Reformation in M. Eingang. Nach seinem Tode wählte 1544 das Capitel den Prinzen August von Sachsen, einen jüngern Bruder des Herzogs Moriz, zum Administrator des Stiftes, der zwar nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 noch einmal einem katholischen Bischof, Michael Helding, genannt Sidonius, weichen mußte, nach welches Legtern Tode aber die Administration des Stiftes wieder an Kursachsen kam, dem sie im westfälischen Frieden mit Einwilligung des Capitels auf ewige Zeiten zugesprochen wurde. Infolge des Testaments des Kurfürsten Johann Georg's I. wurde dessen dritter Sohn Christian 1656 der Stifter der herzoglichen Linie Sachsen-Merseburg, die aber 1738 wieder erlosch. (S. Sachsen.) Schon im J. 1731 hatte das Domcapitel mit Kursachsen den Vergleich abgeschlossen, künftig stets den Kurfürsten von Sachsen selbst als Administrator zu postuliren und dieser dagegen versprochen, das Capitel im Besitze seiner Rechte zu belassen. So blieb es, bis durch den Congreß zu Wien im J. 1815 das Stift, welches unter der Verwaltung einer besondern Stiftsregierung stand und die Ämter Merseburg, Schleuditz, Lützen und Lauchstädt umfaßte, zum größten Theil an Preußen kam. Das Domcapitel besteht noch gegenwärtig und zwar aus einem Dompropst, Dombachant, Senior, Cantor und 12 Domherren. Die Gegend von M. ist historisch merkwürdig durch die Schlacht an der Elster bei Mößsen, am 15. Oct. 1080, wo Heinrich IV. seines Gegners, Rudolf's von Schwaben, sich entledigte, und durch die große Hunnenschlacht bei Reuscher g (s. d.) im J. 933, die auch oft die Schlacht bei

M. genannt wird. Chroniken von M. lieferten Brotuff (Epz. 1557, Fol.) und Vulpus (Quedlinb. 1700, 4.).

Meseritz, eine Kreisstadt im Großherzogthum Posen an der Obra, mit 6000 E., worunter viele Juden, hat eine katholische und eine evangelische Kirche mit einem herrlichen Altargemälde und eine Realschule.

Mesmer (Franz, nach Andern Friedr. Ant.), der Begründer der Lehre vom thierischen *Magnetismus* (s. d.), geb. am 23. Mai 1733 zu Izmang am untern Bodensee (nach Andern 1734 zu Meersburg in Schwaben oder in einem kleinen schweiz. Orte am Bodensee), besuchte die Schulen zu Dillingen und zu Ingolstadt und begab sich dann nach Wien, wo er studirte und 1766 die medicinische Doctorwürde erlangte. Seit 1772 begann er mit dem Pater Hell die Heilkräfte des Mineralmagnets zu untersuchen und kam dadurch auf den Gedanken an eine der des Magnets ähnliche Kraft, welche diesen gänzlich entbehrlich mache. Er nannte sie thierischen Magnetismus und machte, nachdem er sie medicinisch angewendet, die neue Entdeckung in seinem „Sensschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetcur“ (Wien 1775) bekannt. Er wurde vom Kurfürsten von Baiern als Mitglied der Akademie nach München gerufen, kehrte aber nachher nach Wien zurück und legte daselbst ein Hospital zur weitem Verbreitung und Vervollkommnung seiner Entdeckungen an. Endlich ging er 1778 nach Paris und gewann hier nicht nur unter den Laien, sondern auch unter den Ärzten Anhänger und ein solches Ansehen, daß er das Anerbieten der Regierung, ihm für sein Geheimniß 20000 Livr. jährliche Rente zu bewilligen, nicht annahm, wol aber gegen eine Subscription, die sein Anhänger Bergasse veranstaltete und die ihm über 340000 Livr. einbrachte, den Subscribenten seine Heilmethode mitzutheilen versprach, was jedoch niemals geschehen ist. Das Aufsehen, welches diese Begebenheit machte und das Geheimnißvolle des magnetischen Verfahrens veranlaßten die Regierung, eine Untersuchung desselben zu veranstalten, wobei sich beide niedergesetzte Commissionen, denen die vorzüglichsten Ärzte und Naturforscher Frankreichs beigegeben waren, nicht zu Gunsten M.'s aussprachen. Auf diese Weise verlor er auch in Paris sein Ansehen, ging nun nach England und von da nach einiger Zeit nach Deutschland zurück, wo er in ziemlicher Vergessenheit am 5. März 1815 zu Meersburg starb.

Mesonero y Romanos (Ramon de), einer der geistreichsten Sittenschilderer, geb. am 19. Juli 1803 zu Madrid, sah sich durch den frühen Tod seines Vaters im J. 1820, trotz seiner Vorliebe für literarische Beschäftigungen, genöthigt, dessen Handelsgeschäft zu übernehmen. Dabei benutzte er jede Mußestunde, um die Geschichte seiner Vaterstadt in den Quellen zu studiren. Ein Ergebnis dieser Studien war der „Manual de Madrid, descripcion de la corte y de la villa“ (Madr. 1831; 3. Aufl., 1844), der nicht nur in historischer, topographischer und statistischer Beziehung volle Befriedigung gewährte, sondern auch durch beigegebene geistreiche und lebendige Sittenschilderungen sich auszeichnete und in der neuesten Auflage in jeder Hinsicht das beste Buch über diese Residenz ist. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von Sittengemälden und Genrebildern in Zeitschriften unter dem Namen „El curioso parlante“, worin er sich die Engländer Addison und Sterne und die Franzosen Mercier und Jouy zu Mustern nahm, und die bald auch durch Lebendigkeit, Treue, Wig und Anmuth des Stils so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zogen, daß er 1835 die erste Reihe als selbständiges Werk unter dem Titel „Panorama matritense“ (2 Bde.) herausgab, der 1837—42 die zweite Reihe folgte, die beide in der dritten Auflage unter dem Titel „Escenas matritenses“ (4 Bde., 1842) erschienen; auch gab er 1842 „Recuerdos de viage por Francia y Bélgica“ heraus und schloß seine 1836 begonnene Zeitschrift „Semanario pintoresco español“ (Madr., 7 Bde., Fol., mit vielen Illustrationen). Bereits seit 1838 hat er sich von den Geschäften zurückgezogen, auch jede Anstellung abgelehnt; dagegen benutzte er seine unabhängige Stellung, um an allen das Gemeinwohl fördernden Anstalten den regsten Antheil zu nehmen. Er ist Mitglied der span. Akademie. Proben aus seinen Sittenschilderungen in Prosa und Versen finden sich in Dchoa's „Apuntes para una biblioteca de escritores esp. contemp.“ (Par. 1840).

Mesopotamien heißt in weiterer Bedeutung das ganze Land zwischen dem Euphrat und Tigris, das im Norden von den südlichen Randgebirgen Armeniens begrenzt wird und

einen Flächenraum von ungefähr 5000 □M. begreift; in engerer Bedeutung der größere nördliche, von den Arabern al Dschesirah, d. h. die Insel, genannte Theil dieser Landschaft, während der südliche unter dem Namen Babylonien, jetzt Irak Arabi (s. d.), bekannt ist. Nur der nördlichste Theil M.'s mit den südlichen Ausläufern der Gebirge Armeniens ist gebirgig, das Ubrige ist eine, selten von felsigen Erhöhungen unterbrochene, nach Süden sich abdachende Ebene, deren Niveau bei ihrem nördlichen Anfang auf 1500 F. sich erhebt. Der Charakter dieser Ebene ist größtentheils der einer steinigten und mitunter sandigen Wüste, oder einer dünnen, bloß in der nassen Jahreszeit grünenden Steppe; nur da, wo die Natur oder die Kunst für hinreichende Bewässerung sorgt, zeigt sich noch eine glänzende Vegetation. Das Klima ist im Sommer im höchsten Grade heiß, während der Winter für diese Breite ganz ungewöhnliche Kältegrade zeigt. Die Hauptproducte des Landes sind die gewöhnlichen der Ebenen und Wüsten Vorderasiens. Die Einwohner bestehen aus wenigen Türken, ferner aus Kurden, Turkomanen und wilden Hejids, sowie aus christlichen Syrern (Nestorianern), Armeniern im nördlichen gebirgigen Theil, und aus Syrern und Arabern im Flachlande. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in der Viehzucht; Handel und Gewerbsleiß sind gegen ihre frühere Blüte sehr zurückgekommen, wie überhaupt das ganze Land nicht mehr einen Schatten der Cultur bietet, die im Alterthum und noch im Mittelalter in demselben herrschte. Gegenwärtig steht es unter türk. Herrschaft und bildet die Gjalets Diarbekr, Mossul, Rakka, Bagdad und Bassora (letztere beide im Irak Arabi). Die bedeutendsten Städte in M. im engern Sinne sind Diarbekr, das Amida der Alten, am Tigris, mit 60000 E.; Mardin mit 20000 E.; Edessa (s. d.); Nisib, das alte Nisibis, berühmt durch den jüngsten Sieg Ibrahim Paschas; das verfallene Haran oder Karrä, der Hauptort der Sabäer; Mossul am Tigris, mit mehr als 60000 E., der Mittelpunkt des noch übrigen Handels und Gewerbsleißes M.'s; Rakka am Euphrat. M. enthält viele Ruinen und Denkmäler sowol aus dem Alterthume als aus dem Mittelalter; die merkwürdigsten sind die in der neuesten Zeit entdeckten von Ninive (s. d.). Von den Ursprüngen der Menschheit an bis auf das Mittelalter herab spielte M. eine wichtige Rolle in der Geschichte. Eine der Wiegen der menschlichen Cultur, zeigten sich in M., dessen Ureinwohner, zu denen später die Chaldäer (s. d.) kamen, semitischen Stammes waren, die ältesten Staatenbildungen in Vorderasien. Hier war der Sitz von Nimrod's Reich; später um 2000 v. Chr. herrschte hier der gewaltige König Kusan Nischataim; am bedeutendsten und blühendsten aber war es unter der assyr. und babylon. Herrschaft. (S. Babylonien.) Auch nach dem Sturze der letztern unter pers., griech., röm. und sassanid. Herrschaft war es fortwährend von höchster Bedeutung und durch ein künstliches Bewässerungssystem auf einem hohen Grade der Cultur. Unter der Herrschaft der mit dem Islam erobernd eingefallenen Araber wurde es der Sitz der Khalifen (s. d.) und erhob sich zu einer zweiten hohen Blüte. Erst mit den Einfällen der Völker Mittelasiens seit dem 11. Jahrh., der Seldschuken, Tataren und Türken begann das Sinken dieser Landschaft, das fort und fort, besonders unter der barbarischen Herrschaft der Türken, fortgebauert, und unter den unaufhörlichen Kriegen und Raubzügen das Land dahin gebracht hat, daß es zum größten Theile eine entvölkerte Wüste geworden ist.

Messa di voce, im Gesange das allmähliche Anschwellen und Abnehmen der Töne, findet statt bei Noten von längerer Dauer, insbesondere auf Fermaten und bei Vorbereitung einer Cadenz, darf aber nicht zu häufig vorkommen. Nach der Länge der Noten richtet sich die Gradation im piano, crescendo, forte und decrescendo. Bei kürzeren Tönen findet geringere Gradation statt.

Messala oder Messalla (Valerius Corvinus), ein von seinen Zeitgenossen hochgeschätzter röm. Redner und Geschichtschreiber, der Gönner und Freund des Tibullus (s. d.), geb. um 70 v. Chr., erhielt seine Bildung zu Athen. Nach seiner Rückkehr schloß er sich mit jugendlicher Kraft und Begeisterung der republikanischen Partei an und nahm selbst an dem Kampfe gegen Octavianus bei Philippi Theil, trat aber später zuerst zu Antonius, und dann zu Octavianus über. Im J. 30 v. Chr. zum Consul erwählt, erkämpfte er sich ein Jahr nachher einen Triumph in Gallien und übernahm bald darauf die Leitung der Angelegenheiten in Asien. Zuletzt lebte er zurückgezogen von öffentlichen Geschäften allein den Wissen-

schaften. Er starb um 3 n. Chr. Von seinen Reden, die sich durch eine würdevolle und imponirende Sprache auszeichneten, haben sich wenige Bruchstücke erhalten, welche Meyer in „*Oratorum rom. fragmenta*“ (2. Aufl., Zür. 1842) zusammengestellt hat; seine historischen Schriften, wie die „Über den Bürgerkrieg“, welche Plutarch als Quelle benutzte, und die „*De rom. familiis*“, kennen wir nur dem Namen nach; das früher ihm beigelegte Buch „*De progenie Augusti*“, welches von Tschucke (Lpz. 1793), Meccenate (Rom 1820) und Egger in „*Latini sermonis vetustioris reliquiae*“ (Par. 1843) herausgegeben und von Dubois ins Französische übersetzt wurde (Par. 1844), ist offenbar ein Nachwerk des Mittelalters. Vgl. Wiese, „*De Val. Messalae Corvini vita et studiis*“ (Berl. 1829) und Egger, „*Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste*“ (Par. 1844).

Messalianer oder **Eucheten**, d. h. **Betrüder**, auch **Enthusiasten** oder **Pneumatiker**, hießen die Glieder einer mystischen Sekte, die um 360 zuerst in Mesopotamien entstand und unter Adelphius, einem ihrer Lehrer, noch im 4. Jahrh. sich nach Syrien verbreitete. Sie waren Verächter des herrschenden Kirchenthums und hielten das Gebet für eine unablässig fortzusetzende Übung, weil nur dieses, nicht die Taufe und das Abendmahl, von der Herrschaft der Dämonen befreie. Merkwürdig ist, daß Epiphanius gleichzeitig heidnische Eucheten erwähnt. Ungeachtet der Gegenwirkung der Concilien, Kaiser und Bischöfe erhielten sich Messalianer, obwol nicht zahlreich, unter den oriental. Christen bis in das 6. Jahrh. Fälschlich trug man ihren Namen später auf die **Bogomilen** (s. d.) über.

Messalina (Valeria), die Tochter des M. Valerius Messala Barbatus und erste Gemahlin des röm. Kaisers Claudius, ist berüchtigt wegen ihrer schamlosen Wollust und Üppigkeit. Dieser und einer unersättlichen Habgier opferte sie, die blödsinnige Schwäche des Kaisers benutzend, das Leben vieler Menschen, wie des Appius Silanus, des zweiten Gatten ihrer Mutter, der ihre blutschänderischen Anträge zurückgewiesen hatte, und des edeln Valerius Asiaticus, der hingerichtet wurde, damit sie die Gärten des Lucullus, die er besaß, erhielte. Endlich ging sie so weit in ihrer Frechheit, daß sie nicht bloß wie die öffentlichen Dirnen ihre Reize feilbot, sondern während einer Abwesenheit ihres Gemahls sich mit ihrem damaligen Liebling Cajus Silius öffentlich vermählte. Dieses Beginnen stellten Pallas und Narcissus, die Freigelassenen des Kaisers, die ihn mit M. beherrschten, jetzt aber ihre Übermacht fürchteten, dem Claudius als auf seinen Sturz und Tod abzielend dar und erlangten von ihm den Befehl zu ihrer Hinrichtung, den sie sogleich ausführen ließen, 48 v. Chr. — **Statilia M.** hieß die dritte Gemahlin des Kaisers Nero, die er, nachdem er ihren Gatten Atticus Vestinus hatte tödten lassen, heirathete.

Messe (lat. missa) hieß in der alten Kirche jeder Theil des öffentlichen Gottesdienstes; vornehmlich aber unterschied man die mehr belehrende Messe der Katechumenen und die in der Communionfeier, an der Jene nicht Theil nehmen durften, bestehende Messe der Gläubigen oder Getauften. Am Schlusse beider rief ein Kirchendiener: *Ite, missa est* (nämlich *concio*), d. h. Gehet, die Versammlung ist entlassen. Dieses Wort *missa* trug man nun auf die Theile des Gottesdienstes selbst über und nannte sie Messe. Späterhin erhielt der Ausdruck in der röm.-katholischen Kirche die Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium, d. h. Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck „*Messe lesen*“), und vor Allem das sogenannte *Messopfer*, d. h. die priesterliche Handlung, versteht, durch welche Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt und so als ein Versöhnungsoffer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Paps Gregor der Große bildete die Messgebräuche aus und bereits im 8. Jahrh. kamen die Privatmessen auf, bei denen der Priester allein das Abendmahl feierte. Da die Messe zugleich eine sinnbildliche Wiederholung des Opfertodes Jesu sein sollte, so mußten die Handlungen des Priesters auf die besondern Umstände der Passion anspielen, wobei auch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Messe, wie sie in der röm.-katholischen Kirche stattfindet, wird in drei Theile getheilt: 1) das *Dffertorium* (s. d.); 2) die Wandlung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3) die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit der Messe verbunden, so wird sie gewöhnlich *Pöchamt* genannt. Nach den Graden der Feierlichkeit und der Zahl der

dabei ministrirenden Personen wird sie eingetheilt in hohe oder große und niedrige Messe, zu welcher auch die stille, wo die Gebete still gelesen werden, und die Handmessen, welche täglich gelesen werden und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, gehören. Die hohe Messe wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diakons und Subdiakons gehalten. Sie wird feierlicher dadurch, daß der Bischof sie hält; die feierlichste Messe aber ist die päpstliche. Auch sind die Messen nach den Festen verschieden, an welchen sie gehalten werden, z. B. die Messen der Heiligen, sowie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie stattfinden, z. B. die Heiligegeistmesse bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen. Eine besondere Art sind die Seelenmessen und Todtenmessen für die Errettung der Seelen der Gestorbenen aus dem Fegefeuer und die Linderung ihrer Qualen. Sie werden theils von den Sterbenden, theils von ihren Verwandten bestellt und gaben früher eine Hauptveranlassung zu Vermächtnissen an Kirchen und Geistliche. Die Todtenmesse (*missa pro defunctis*) hat ihre besondern Feierlichkeiten. (S. Requien und Requiem.) Die sogenannte trockene Messe wird auf der See gelesen, weil man bei derselben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem consecrirten Weine verschüttet werde. Die griech. Kirche weicht in mehren Messgebräuchen von der röm. ab, die evangelische aber verwirft die Messe und vor Allem die Idee des Messopfers auf das entschiedenste. — Die Musik während des Hochamts in der katholischen Kirche, gewöhnlich ebenfalls Messe oder Messe benannt, besteht nach den Anfangsworten des zu singenden Textes 1) aus dem Kyrie eleison oder Christe eleison; 2) aus dem Gloria in excelsis Deo, wozu noch das Laudamus te etc.; Gratias agimus tibi etc.; Domine Deus rex coelestis etc.; Qui tollis peccata etc. und Cum sancto spiritu kommen; ferner 3) aus dem Credo oder apostolischen Glaubensbekenntniß; 4) dem Sanctus und Hosanna; 5) dem Benedictus und 6) dem Agnus Dei. Da die Messe einen wesentlichen Theil des katholischen Gottesdienstes bildet, so haben von jeher die größten Tonkünstler ihre Kraft an der Composition dieser zum Theil hochpoetischen Werke versucht, weshalb wir hier die bedeutendsten Werke der Kirchenmusik zu suchen haben. Das Herrlichste in der Messe haben Italien und Deutschland geleistet. Palestrina's „Missa papae Marcelli“ erlangte einen Weltruf und Seb. Bach's „Hohe Messe“ aus H moll ist als ein unsterbliches und als das größte Werk dieses Meisters zu bezeichnen. Aus neuerer Zeit sind als Componisten von Messen zu nennen Jos. und Mich. Haydn, Mozart, Cherubini, Raumann, Seyfried, Eybler, Tomaschek u. A. — Messbücher oder Missale heißen die Bücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten beim Gottesdienst der katholischen Kirche enthalten. (S. auch Missale.) — Messgewand nennt man die Kleidung des katholischen Priesters beim Messlesen. Dasselbe hat je nach der Zeit fünferlei Farben. Es ist weiß vom Christabend bis mit Octava epiphaniae, wie auch in den Messen de Spiritu Sancto, de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Paschate; roth vom Pfingstheiligabend bis auf den folgenden Sonnabend, wie auch in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, das Johannisfest ausgenommen; grün von der Octava epiphaniae bis zu Septuagesimae; violet vom ersten Advent bis zum Christabend, auch in der Fastenzeit, und schwarz am sechsten Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelenmessen. — Messgewand nannte man auch die Kleidung der früher in der protestantischen Kirche beim Abendmahle ministrirenden Chorknaben.

Messen oder Handelsmessen. Wenn selbst gegenwärtig der gewöhnliche Handelsverkehr viele Bedürfnisse gar nicht oder doch nur in geringer Menge befriedigt, so war dies in frühern Zeiten in noch viel höhern Grade der Fall. Man wählte daher schon früh vortheilhaft gelegene Orte aus, wo man zu bestimmten Zeiten die verschiedensten Handelsgegenstände und zum Theil in großen Massen zum Verkauf brachte, und fand dazu die nächste Umgebung der damals noch spärlich vorhandenen Kirchen am geeignetsten, wo nach Beendigung des Gottesdienstes, also nach Lesung der Messe, der Verkehr begann, den man nun ebenfalls Messe nannte. Ort und Zeit trugen dazu bei, der einen Messe den Vorrang vor der andern zu verschaffen und nur den größern Handelsversammlungen verblieb der Name Messe, während die kleinern Märkte oder Jahrmärkte genannt wurden. Erstere erhielten nach und nach eine Menge besondrer Freiheiten, um immer mehr Ein- und Ver-

Käufer, besonders aus der Ferne, herbeizuziehen. Durch die Messen wurden zuerst entlegene Länder in Verührung gebracht und Handelsverbindungen mit dem Auslande wesentlich gefördert. In neuerer und neuester Zeit, wo der gewöhnliche Handelsverkehr in Folge der größern Sicherheit und durch die so sehr vervollkommeneten Fortschaffungsmittel und das Musterreisen (s. d.) die Bedürfnisse beuweitern vollständiger zu befriedigen vermochte, sind die Messen von manchen Seiten für überflüssig erachtet worden. Allein es ist dies eine sehr irrige Ansicht; denn während in frühern Zeiten wegen noch nicht vorhandener Maschinen die Erzeugung dem Verbrauche näher stand und die Mode weniger wechselte, häuften sich gegenwärtig Massen auf Massen und dem Neuen folgt schnell wieder etwas Neues. Hat man demnach früher, wo eine Mode vier und fünf Messen überdauerte, den Messverkehr für nöthig gefunden, so ist er gegenwärtig bei den Massen von Waaren und der unendlichen Menge von Artikeln und neuen Moden nur um so dringender nothwendig. Abgesehen davon, daß persönliche Bekanntschaften, welche die Messen vermitteln, sehr fördernd auf den Verkehr wirken, können wir der Messen auch gegenwärtig nicht entbehren, weil Probefendungen für alle gemusterten und Modeartikel nicht ausreichen, von denen man erst durch Anschauung des Ganzen eine richtige Ansicht erhält; weil bei den zahlreichen und durch so verschiedenartigen Handelsgegenständen ein Austausch der Ideen nöthiger ist als sonst; weil noch immer sehr viele Gegenstände auf die Messen kommen, die durch Reisende und Probefendungen nicht angeboten werden können, sowie von Fremden, welche oft von der ganzen auf die Messe kommenden Kundschaft für ihre Artikel nicht die geringste Kenntniß haben. Auf den Messen finden Gegenstände ihren Käufer, die außerdem noch lange auf ihn würden haben warten müssen, während auf der andern Seite Käufer unerwartet auf Gegenstände stoßen, die ihnen wenigstens die Reisespesen und den Zeitverlust ersparen. Die Messen werden endlich auch dadurch gehalten, weil das Publicum bei dem raschen Wechsel der Moden sich zu der Meinung hinneigt, daß, wer die Messen nicht besucht, auch keine Neuigkeiten zu verkaufen haben könne und weil die Orientalen viele Bedürfnisse immer noch nicht dahem zu befriedigen im Stande sind. Auch viele Rohstoffe erfordern persönlichen Verkehr, wie dies namentlich in Leipzig, besonders in Hinsicht der Rauchwaren, der Fall ist, von denen daselbst der Osten bis von Sibirien und der Westen bis von der amerikan. Nordwestküste ihren Ueberfluß austauschen und oft in einer Messe einen Verkehr von 2—3 Mill. Thlr. bewirken, der ohne persönliches Zusammenkommen gar nicht zu bewerkstelligen sein würde. Hauptsächlich die Lage eines Orts, welche entfernte Fremde herbeizieht, bedingt die Blüte der Messen. In Deutschland ist dies mit Leipzig der Fall, in Frankreich mit Beaucaire, in Italien mit Sinigaglia, in Rußland mit Nischnei-Nowgorod. Andere bedeutende Messen in Deutschland sind die zu Frankfurt an der Oder, zu Braunschweig und zu Frankfurt am Main. Der Hauptmessplatz für den deutschen Buchhandel (s. d.) ist Leipzig. Früher besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst und machten ihren Verlag durch Kataloge bekannt, von welchen der älteste bis jetzt entdeckte der des augsburger Druckers Joh. Bämser um 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte und die Büchermessen zu Frankfurt am Main der Hauptsiß desselben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 zuerst auf den Gedanken, jede Messe einen Messkatalog, d. h. ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Auch seine Söhne, Elias und Georg Willer, druckten solche Kataloge noch bis 1610. Sehr bald fanden andere Buchhändler, sowol zu Frankfurt als zu Leipzig, z. B. Pet. Port, J. G. Portenbach, Thom. Luz u. A., sich bewogen, neben jenem von Willer ebenfalls dergleichen Verzeichnisse zu liefern. Ein Verzeichniß sämmtlicher in den Katalogen von 1564—92 aufgeführten Bücher besorgte Nik. Bassäus (3 Bde., Frankf. 1592, 4.) und ein ähnliches über die Zeit von 1593—1600 erschien zu Leipzig (1600, 4.). Von 1600—16 erschien der Messkatalog, obgleich der frankfurter noch bis 1616 unter kaiserlichem Privilegium herauskam, mit sächs. Privilegium bei Albr. Lamberg zu Leipzig; hierauf kam er in den Verlag des dasigen Buchhändlers Henning Große, dann an dessen Nachkommen und endlich an die Weidmann'sche Buchhandlung, die ihn noch gegenwärtig fortsetzt. Die frü-

here systematische Einrichtung desselben wurde später mit der alphabetischen vertauscht und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt. In Hinsicht der bessern Einrichtung desselben ist zwar Vieles erinnert worden, namentlich schon 1797 von Fr. Koch im „Allgemeinen literarischen Anzeiger“ (1797), der hier eine neue Bearbeitung des Ostermesskatalogs dieses Jahres als Muster lieferte; auch ist Einiges geschehen; allein noch entspricht sie keineswegs den Anforderungen, welche der Literatur und Bibliograph und selbst der einsichtsvollere Buchhändler an ein solches Verzeichniß zu machen berechtigt ist. Dem Messkataloge ähnliche Bücherverzeichnisse erscheinen halbjährig seit 1821 in der Hinrichs'schen und seit 1843 in der Klinckschardt'schen Buchhandlung in Leipzig.

Messenien, eine überaus fruchtbare und namentlich durch seine Weizenernuten bei den Alten berühmte Landschaft im Südwesten des Peloponnes, östlich von Laonien, nördlich von Arkadien und Elis, südlich und westlich vom Ionischen Meere begrenzt, erhielt bald nach der dorischen Einwanderung Selbständigkeit und eigene Herrscher, gründete mehre wichtige Städte, besonders Messene mit der Bergfestung *Ithome* (s. d.), Methone und *Pylos* (s. d.), und gelangte schnell zu Wohlstand und Macht. Doch wurde es schon frühzeitig, der Sage nach wegen des Raubes spartan. Jungfrauen, wahrscheinlich aber in Folge von Grenzstreitigkeiten, mit Sparta in blutige Kämpfe verwickelt. In dem ersten dieser Kriege, von 743 — 724 v. Chr., siegten anfangs die Messenier, von den Achäern, Arkadiern und Sicyoniern unterstützt, unter ihrem Könige Aristodemus; doch, nachdem sich Letzterer auf dem Grabe seiner Tochter getödtet, wurden sie unterworfen und zinspflichtig. Über die harte und unwürdige Behandlung, die sie von jetzt an zu erfahren hatten, erbittert, ergriffen sie nach fast 40 Jahren die Waffen und vertheidigten sich, von 685 — 668 v. Chr., unter Anführung des jugendlichen und heldenmüthigen Aristomenes und mit Hilfe ihrer frühern Bundesgenossen voll Verzweiflung gegen die Spartaner unter *Lyrtaüs* (s. d.), unterlagen jedoch abermals und wanderten zum großen Theile nach Sicilien aus, wo sie Bantle einnahmen, welches von nun an Messina (das jetzige Messina) hieß, während die Zurückgebliebenen in schimpfliche Sklaverei verfielen. Der flüchtige Aristomenes ging nach Sardinien, wo er starb. Nach beinahe 200jähriger Knechtschaft benutzten sie in Gemeinschaft mit den spartan. *Heloten* (s. d.) die allgemeine Verwirrung, die in Sparta 465 v. Chr. bei einem furchtbaren Erdbeben entstand, und machten den letzten Versuch, ihre Freiheit wiederzugewinnen, wurden aber nach zehnjähriger tapferer Gegenwehr, von 465 — 455 v. Chr., unterjocht und aus dem Peloponnes nach *Naupaktos* (s. d.) und an andere Orte verwiesen. Später von dem edeln *Epaminondas* aus politischen Gründen wieder zurückberufen, bauten sie Messene 369 v. Chr. wieder auf und behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis 146 v. Chr. der Peloponnes mit Hellas zur röm. Provinz vereinigt wurde. Ihr Schicksal hat *Delavigne* (s. d.) in schönen Elegien besungen. Seine Kämpfe, in der Geschichte unter dem Namen der *messenischen Kriege* bekannt, von denen die beiden ersten mit epischer Ausschmückung durch die Alten überliefert worden sind, kosteten den Spartanern theils wegen ihrer langen Dauer, theils wegen des heldenmüthigen Widerstandes der Messenier unglaubliche Anstrengungen und Opfer. Eine genaue Beschreibung des alten M. und seiner Alterthümer nebst einer Karte findet sich in *Leake's „Travels in the Morea“* (Bd. 1, Lond. 1830) und in der „*Expédition scientifique de Morée*“ (Bd. 1, Par. 1831).

Messias, ein hebr. Wort, bedeutet der Gesalbte, entsprechend dem griech. *Christos*. Über den Messias nach jüd. und christlichen Vorstellungen s. *Christus*, *Christologie* und *Christismus*.

Messina, eine sehr alte Stadt auf Sicilien, dem Range nach die zweite des Landes, im Val Demona, die Hauptstadt der gleichnamigen Intendanz und der Sitz eines Erzbischofs, hat eine reizende Lage an der Meerenge von Messina, einen vortreflichen Hafen, der 1000 Schiffe aufnehmen kann, mit zwei Leuchthürmen und wird durch eine starke Citadelle und sechs Forts vertheidigt. Der Corso theilt sie in die See- und Hügelstadt; längs des Meeresufers führt die eine Meile lange Straße *Marina*. Sie hat mehre schöne Plätze, mit Lava gepflasterte Straßen, einen alterthümlichen Dom, viele andere, auch griech. Kirchen und Paläste, unter welchen letztern sich der königliche, der des Senats und der Er

Ubiensa auszeichnen, mehre Bibliotheken und das große Hospital Loggia. Von dem Kloster San-Gregorio hat man die schönste Aussicht auf die Meerenge. Die Zahl der Einwohner wird bald zu 25000, bald zu 30000 angegeben. Der Handel hat gegen früher sehr abgenommen; jährlich findet im Aug. eine Messe statt; die Industrie, namentlich die Seidenweberei, ist noch immer sehr bedeutend. M. hieß im frühesten Alterthume Zankle und wurde im 7. Jahrh. v. Chr. durch die nach dem zweiten messenischen Kriege auswandernden Messenier genommen und nun Messana genannt. In neuerer Zeit erfuhr die Stadt 1743 durch die Pest eine große Abminderung ihrer Bewohnerzahl; 1783 wurde ein großer Theil derselben durch ein Erdbeben zerstört, und 1823 wieder durch eine Überschwemmung fürchterlich verwüstet.

Messing, ist eine Legirung aus Kupfer und Zink, welche gegenwärtig in den Messinghütten meist unmittelbar gemacht wird, früher aber, wie auch noch jetzt, an vielen Orten durch Zusammenschmelzen aus Kupfer und Galmei (kieselsaurem oder kohlen-saurem Zink) erzeugt wurde. Das Messing enthält gewöhnlich 70 Theile Kupfer und 30 Theile Zink, doch wird das Verhältniß für die verschiedene Anwendung des Messings vielfach geändert. Das Messing ist hochgelb und desto heller, je mehr Zink es enthält; es nimmt eine schöne Politur an und ist hart, wird aber durch wiederholtes Glühen und Hämmern sehr dehnbar und elastisch. Seine Verwendung ist vielfach und es gibt fast keinen Zweig der Technik und des Haushaltes, in welchem es nicht unter irgend einer seiner Gestalten erschiene. Seine rohe Erzeugung geschieht auf den Messinghütten, und man bedient sich dazu entweder des reinen Rosettekupfers oder alten Bruchkupfers, dem man den gehörigen Zuschlag gibt. Das geschmolzene reine und brauchbare Metall wird schließlich zu Platten von 100 Pfd. Schwere und $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Z. Dicke geformt. Das Bruchkupfer, welches meist unrein, verzinkt oder mit Eisen versetzt ist, und nach der ersten Schmelzung in eine Grube gegossen wird, heißt dann *Ar cot* oder Stückmetall, und muß mit einem Zusätze von neuem Kupfer umgeschmolzen werden. Zu Uhren, Filtergold und Leonischem Draht wird das Kupfer nur camentirt, d. h. den Galmeidämpfen ausgesetzt ohne zu schmelzen. Aus der Hütte kommen die Platten unter den Latunhammer, wo sie zu Blechen gewalzt oder zu Kesseln u. s. w. ausgetrieben werden. Die verschiedenen Arten des in den Handel kommenden Messings sind das *Nollenblech*, die dünnste Art, das *Klempnerblech* in 17 Nummern, das *Schlosserblech*, zu Beschlägen, das *Trommelblech* von verschiedenen Nummern, das *Drahtband*, für den Drahtzug in schmale Raine geschnitten und das *Tafelblech* in schwarzen dicken Tafeln von $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{2}$ Z. Dicke. Flittergold ist das dünnste Nollenblech. Deutschland hat am Harze, in Baiern, am Rhein, in Sachsen, in Schlesien, Tirol und Steiermark vor-treffliche Messingwerke, England in Birmingham, Schweden in Bjufors und auch Norwegen und Frankreich haben viele Messinghütten.

Messis oder *Metsys* (Quentin), genannt der Hufschmied von Antwerpen, einer der größten Maler der niederländ. Schule, geb. zu Antwerpen um 1450, trieb bis in sein 20. Jahr daselbst das Schmiedehandwerk und verfertigte, wie man glaubt, die eleganten eisernen Bierathen, welche dem Ziehbrunnen vor dem dasigen Dome zur Bedachung dienen. Zur zeichnenden Kunst trieb ihn zuerst die Noth, indem er während einer Krankheit mit Fertigung von Holzschnitten für Kinder sich zu beschäftigen anfing, dann die Liebe zu einem Mädchen, welches einen Maler zum Manne zu haben wünschte, und hierauf bezieht sich die Inschrift unter seinem Bildniß in Basrelief an der Fassade des Domes: *Conubialis amor de Mulcibre fecit Apellem*. Daß er ohne Anleitung eines Meisters die Malerei gelernt, mag im Wesentlichen wahr sein; wenigstens ist er von seinen Vorgängern völlig unabhängig. Er hat nicht nur zuerst unter allen nord. Künstlern eine bis ins Einzelne gehende Darstellung der Menschengestalt in Lebensgröße gewagt, sondern auch den geistigen Ausdruck des Individuums und des Moments, die ganze Scala der Leidenschaft zuerst vollständig dargestellt. Sein Colorit ist nicht glänzend, und dabei von einem sanften Licht durchdrungen, die ganze Behandlung frei und scharf; seine wahre Größe aber beruht in den ergreifenden, oft mächtigen Charakteren. Sein wichtigstes Werk ist die berühmte Grablegung mit ihren beiden Seitenbildern (dem Marterthum des Evangelisten Johannes und der Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers), gegenwärtig im Museum zu Antwerpen; auch das

Leben der heil. Anna, in der Kathedrale von Löwen, ist von hoher Vortrefflichkeit. Die lebensgroßen Genrebilder, welche M. wahrscheinlich nur um seines Unterhaltes willen malte, behandeln meist zwei Bucherer, einen Geldwechsler mit seiner Frau und dergleichen mehr; von den beiden Bucherern befindet sich das beste Exemplar in Windsor. Echtere Bilder von M. sind nicht häufig. Er starb in seiner Vaterstadt 1529. Sein Sohn Joh. M. war ein unbedeutender Nachahmer seines Stils.

Messungen, um die Ausdehnung von Raumgrößen auszumitteln, machen einen sehr wichtigen Theil der angewandten Mathematik aus, den man auch die praktische Geometrie oder die Geodäsie zu nennen pflegt. Das Vermessungsgeschäft erfordert eine tüchtige Kenntniß der reinmathematischen Lehren, besonders der Geometrie und Trigonometrie, sowie Fertigkeit im Gebrauch der Hülfsmittel, d. h. der Meßinstrumente, und in Anwendung der mathematischen Formeln und Sätze. Das Feld messen oder das Ausmessen eines Feldes oder einer Fläche von geringerm Umfang ist einfach und geschieht nach geometrischen Sätzen mit Hilfe einer Meßkette oder der Meßstäbe, auf denen eine gewisse Anzahl in Fuße abgetheilte Ruthen bezeichnet ist. Hat das zu vermessende Stück mehr als drei Seiten, so lehrt die Geometrie es in Dreiecke zu zerlegen, diese auszumessen und ihren Inhalt zu berechnen. Auch bedient man sich beim Feldmessen gewöhnlich der Boussole (s. d.), um die Winkel zu bestimmen. Da, wo es nicht auf Schärfe, sondern nur auf ungefähre Bestimmung der Größe und Gestalt abgesehen ist, schreitet man die Linien aus und schätzt die Entfernungen und Winkel nach dem Augenmaße, was bei einiger Übung oft ziemlich genaue Resultate gibt. Allein das beim Feldmessen übliche Verfahren würde bei größern Fluren oder Districten für das Ganze keine Genauigkeit ergeben, wenn es in den einzelnen Theilen auch noch so richtig ausfällt. Hier muß in der zu vermessenden Gegend eine möglichst lange, gerade Linie, die Standlinie, äußerst genau gemessen und als Basis für ein System von Dreiecken angenommen werden, deren Scheitelpunkte ausgezeichnete, leicht erkennbare Gegenstände, wie Thurmspitzen, Schornsteine, Bäume u. s. w., und in deren Ermangelung besonders aufgerichtete Signalstangen oder Jalons abgeben, und deren Lagen sodann entweder durch Winkelmessinstrumente und trigonometrische Berechnungen bestimmt oder durch Operationen auf dem Meßtisch gefunden werden. Alle diese Dreiecke bilden gewissermaßen ein Netz, und es ist das durch Construction erhaltene dem in der Natur vorhandenen im mathematischen Sinne ähnlich, aber verjüngt, d. h. die gleichliegenden Winkel der Dreiecke sind in der Construction und in der Gegend einander gleich, die gleichliegenden Seiten hingegen stehen in einem bestimmten Verhältnis und zwar in demjenigen, welches der angenommene verjüngte Maßstab bestimmt. Durch dieses Verfahren erhält man nicht allein ein vollkommen ähnliches Bild der Gegend im Grundriß, sondern es läßt sich auch der Flächeninhalt derselben auf das genaueste berechnen, und man nennt dieses Geschäft gewöhnlich das Aufnehmen einer Gegend. Je weiter und umfassender aber der zu vermessende Raum wird, desto verwickelter und zusammengesetzter wird das Dreiecksystem oder das Netz, und man bezeichnet dann die ganze Operation mit dem Namen Trianguliren. Bei Landesvermessungen, wo schon die sphäroidische Gestalt der Erde in Betracht kommt, werden astronomische Vorarbeiten nöthig, auch genauere Winkelmessinstrumente, z. B. Astrolabien, Theodolite, Spiegelfertanten und Theilungskreise, der Reflector u. s. w., sowie mancherlei Anstalten, besonders die Errichtung von Signalstangen. Es müssen mehre Orte, wenigstens 20—30 M. voneinander entfernt, astronomisch nach ihrer Länge und Breite genau bestimmt und ihre Mittagslinien auf dem Boden bemerkt werden. Diese Punkte bilden das Hauptnetz, welches sich auf eine große Basis stützt, die sowohl durch genaue Messung als auch aus trigonometrischen Berechnungen oder durch sorgfältiges Trianguliren entstanden, wo möglich, in Einem Meridian gelegen und astronomisch orientirt und geprüft ist. In jedes große Dreieck des Hauptnetzes wird dann ein System von kleinern Dreiecken gelegt und das Ganze in Quadratssectionen getheilt, sodas in jede etliche der trigonometrischen Netzpunkte fallen, um der Special- oder Detailvermessung als Richt-, Anhalt- oder Prüfungspunkte zu dienen. Zur Specialvermessung dient der Meßtisch (s. d.). Zu Messungen ganz kleiner oder ihrer Entfernung wegen nur als klein erscheinender Gegenstände bedient man sich des Mikrometers (s. d.).

Die astronomischen Messungen der Größen, Entfernungen und Bahnen der Weltkörper lehrt die praktische Astronomie; zur Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde dienen die geographischen Gradmessungen (s. d.) und zur genauen Kenntniß der Unebenheiten der Erdoberfläche die Höhenmessungen (s. d.).

Mestizen (span. Mestizos), wahrscheinlich von dem lat. mixtus, d. i. gemischt, nennt man in Südamerika und Westindien Diejenigen, welche von einem europ. Vater und einer amerikan. oder hinduischen Mutter, oder auch umgekehrt abstammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Gesichtsfarbe als die Europäer und wenig Barthaare, wurden früher von den Spaniern sehr zurückgesetzt und machten die dritte Classe der Bewohner des span. Amerika aus. — In der Landwirthschaft nennt man diejenigen Schafe **Mestizen**, die aus einer Paarung zwar noch nicht constanter Racen hervorgegangen oder das Product von Altern sind, von denen nur der eine Theil Racethier ist.

Mestisch oder **Mensel** heißt das sehr einfache, für den Feldmesser unentbehrliche Instrument, welches der Professor Joh. Prätorius zu Altdorf, gest. 1616, erfunden haben soll, von welchem es lateinisch mensula Prätoriana genannt wurde. Dasselbe besteht aus einem kleinen mit drei beweglichen Füßen versehenen Tischchen, dessen quadratförmige Platte, die zugleich als Zeichenbret dient und deshalb mit Papier überzogen wird, mittels dreier Schrauben horizontal gestellt werden kann. Um von dem Nutzen und Gebrauch desselben eine Idee zu geben, nehmen wir an, es sei ein Feld, das die Form eines Dreiecks hat, zu vermessen. Dieses zu bewerkstelligen, muß der Geometer zuerst in die Ecken des Feldes Pfähle oder Stangen einschlagen, die ihm als Signalzeichen dienen. Den Mestisch stellt er horizontal ungefähr in der Mitte des Feldes, steckt in das Reiß- oder Zeichenbret eine Nadel ein und bezeichnet überdies den Punkt auf dem Felde, über welchem diese Nadel steht. Ist dieses geschehen, so legt er an die Nadel sein Dioptrilineal (s. d.) an, und visirt damit auf eines der Signalzeichen an den Ecken des Feldes. Hierauf zieht er an der der Nadel zugekehrten Seite des Dioptrilineals eine Linie, läßt die Entfernung des genannten Zeichens von dem Punkte, über welchem die Nadel sich befindet, mit der Kette messen und trägt sie mit Hülfe eines Circels, nach einem verjüngten Maßstabe, auf die Linie auf. Ebenso verfährt er mit den andern Ecken des Feldes, und verbindet dann, wenn sie alle aufgetragen sind, die verzeichneten Endpunkte durch gerade Linien, wodurch er eine Zeichnung erhält, die dem Felde vollkommen ähnlich und zu jeder Berechnung desselben geschickt ist.

Metabasis (griech.), eigentlich das Übergehen, bezeichnet als rhetorische Figur theils die Wiederaufnahme des Gegenstandes, über den man spricht, nachdem man unvermuthet davon abgekommen ist, theils den schnellen und effectvollen Übergang auf eine Person oder Sache in der Rede, die man dann gleichsam als gegenwärtig antebet, wie wenn Jemand in der Schilderung eines unglücklichen Menschen an das Schicksal selbst fragend sich wendet. In der philosophischen Sprache versteht man darunter die Abschweifung oder fehlerhafte Einmischung des Unwesentlichen und Fremdartigen im Begriffe.

Metaböle (griech.), eigentlich das Umsetzen oder die Veränderung, nennt man in der Grammatik die Versetzung von Buchstaben, wie sie in einigen Wörtern des Wohlklanges, bisweilen wol auch des Versmaßes wegen vorgenommen wird, in der Rhetorik aber das Zusammenstellen von Gegensätzen in umgekehrter Ordnung. (S. **Metathesis**.)

Metachronismus heißt im Gegensatz zum **Anachronismus** (s. d.) der Fehler in einer geschichtlichen Angabe, wenn man Etwas in eine spätere Zeit versetzt, wo es nicht stattfinden konnte.

Metalepsis (griech.), eigentlich Vertauschung oder Verwechslung, heißt eine zur **Metonymie** (s. d.) gehörige rhetorische Figur, nach welcher man das Folgende für das Vorhergehende setzt, z. B. „Ahren“ statt „Sommer“, oder „Grab“ statt „Tod“.

Metalle nennt man alle chemisch einfache, undurchsichtige, den sogenannten Metallglanz besitzende, oder unter dem Polirstahl annehmende, die Electricität und Wärme, wenigstens in zusammenhängenden Massen, gut leitende, an und für sich in Wasser unlösliche Körper. Sonst fügte man noch eine gewisse spezifische Schwere und andere Eigenschaften hinzu; seit Entdeckung der in den Alkalien und Erden enthaltenen Metalle durch Davy ist

jedoch der Begriff des Metalls mehr ein chemischer, als ein physikalischer geworden, und man kennt jetzt Metalle, an denen auch die oben angeführten Eigenschaften nur sehr wenig hervortreten, während es nichtmetallische Körper gibt, die unter gewissen Umständen großen Glanz annehmen und selbst die Elektricität leiten, z. B. die Kohle. Alle Metalle sind übrigens bei gewöhnlicher Temperatur nicht gasförmig und verbinden sich ohne Ausnahme mit Sauerstoff zu Dryden von theils basischen, theils sauren Eigenschaften, sowie mit Chlor, Brom, Jod und Schwefel. Man unterscheidet leichte Metalle, nach John Metalloide, und schwere Metalle. Zu den leichten Metallen gehören alle Metalle von einem specifischen Gewicht nicht über 5,0, die sich mit Sauerstoff sehr lebhaft zu Dryden verbinden, die sämmtlich basisch und durch Wasserstoffgas nicht reducirbar sind, nämlich a) die Metalle der Alkalien, leichter als Wasser, dasselbe unter Feuererscheinung zerlegend und mit Sauerstoff die bekannten in Wasser löslichen Alkalien gebend (Kalium, Natrium und Lithium); b) die Metalle der alkalischen Erden, schwerer als Wasser und Schwefelsäure, das Wasser rasch zerlegend, die Dryde ebenfalls mit alkalischer Reaction in Wasser löslich, aber weit schwerer als die vorigen (Baryum, Strontium und Calcium), und c) die Metalle der Erden, schwerer als Wasser, dasselbe bei gewöhnlicher Temperatur nur langsam zerlegend, die Dryde starke Basen, aber in Wasser unlöslich (Aluminium, Zirkonium, Beryllium oder Glycium, Magnesium, Cerium, Yttrium und die noch wenig bekannten Thorium, Lanthan, Erbium, Terbium und Didym). Die schweren Metalle, die eigentlichen Metalle der ältern, von einem specifischen Gewicht über 5,0, und sämmtlich mit deutlichem Metallglanz, die die Elektricität unzweifelhaft leiten und deren Dryde, mit Ausnahme des Mangans, durch Wasserstoffgas reducirbar sind, sind a) strengflüssige, welche Masse im Rothglühen für sich, mit Säuren bei gewöhnlicher Temperatur (mit Ausnahme der drei letzten) zerlegen, an der Luft sich ganz von selbst allmählig oxydiren und mit Sauerstoff eine ganze Reihe von Verbindungen geben, deren höchste saure Eigenschaften haben, während die niedrigeren kräftige sind (Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Chrom, Uran, Molybdän, Vanadium und Wolfram); b) leichter schmelzbare, die Wasser im Glühen, aber nicht durch Säuren zerlegen, zwei basische Dryde bilden, deren höheres sich auch als Säure verhält (Zinn und Kupfer); c) leicht schmelzbare, zum Theil flüchtige, die Wasser zerlegen und nur ein basisches Dryd bilden (Wismuth, Blei, Zink und Cadmium); d) sogenannte edle Metalle, welche Wasser bei keiner Temperatur zerlegen, sich an der Luft nicht von selbst oxydiren und deren Dryde schon durch bloße Erhitzung zerlegbar sind (Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium und Iridium). Endlich gibt es noch einige Körper, die sich im Aeußern wie Metalle verhalten, deren Stellung unter den Metallen aber zweifelhaft ist (die Metalloide Liebig's und einiger Anderer). Sie bilden sämmtlich saure Dryde mit Sauerstoff und verbinden sich zum Theil mit Metallen auf ähnliche Art wie der Schwefel; dahin gehören Titan und Tantal, das neuentdeckte Niobium, Antimon, Arsenik und Osmium. Manche rechnen selbst Selen, Tellur und Silicium noch zu den Metallen.

An den eigentlichen Metallen sind technisch bemerkenswerthe Eigenschaften: a) die Fähigkeit, eine hohe Politur anzunehmen, welche aber nur bei den edlen Metallen an der Luft beständig ist, daher sich nur diese zu Metallspiegeln eignen, und nächst ihnen Kupfer und seine Legirungen (Bronze und Messing), wenn sie gehörig rein gehalten werden; b) die Schmelzbarkeit, wovon die Möglichkeit abhängt, Metalle durch den Guß zu formen, in welcher Beziehung die Metalle so folgen: Zinn, Wismuth, Blei, Zink, Kupfer, Silber, Gold, Eisen und Platin (letzteres selbst vor der Esse nicht, sondern nur im Knallgasgebläse schmelzbar); c) die Schweißbarkeit, d. h. die Eigenschaft, sich in Weißglühhitze so zu erweichen, daß man getrennte Theile unmittelbar vereinigen kann, welche nur dem Eisen und dem Platin zukommt. Destillirbar sind das Quecksilber, Zink und Cadmium. Die Farbe der Metalle ist sehr verschieden, und die Eigenschaft derselben, Legirungen zu geben, d. h. sich untereinander in verschiedenen Verhältnissen zusammenschmelzen zu lassen (s. Legiren), gestattet eine große Mannichfaltigkeit, wie die verschiedenen Farben des mit Kupfer und Silber legirten verarbeiteten Goldes, das Messing und die andern Legirungen aus Kupfer und Zink (Zombak, Semisor, Chrysolakal u. s. w.), die Bronzen (aus Kupfer, Zinn und Zink) und das Argentan oder Neusilber (Kupfer, Zink und

Nickel) beweisen. Manche Metalle nehmen beim Erkalten eine krystallinische Structur an, wovon z. B. das Metallmolybden (s. d.) der verzinnnten Blechwaaren abhängt. Hart sind die Metalle, mit Ausnahme der kohlehaltigen Verbindungen des Eisens (des Stahls), nur in geringem Grade; damit hängt zum Theil ihre Elasticität und Biegsamkeit zusammen, sowie die Fähigkeit, zu klingen. Auch hierin lassen sich durch Legirungen besonders technisch anwendbare Zwischenstufen erzeugen. Die meisten technisch nicht anwendbaren Metalle sind spröde; hämmerbar sind Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Platin, Blei, Zink und Eisen, letzteres besonders in der Hitze, was jedoch nach dem Grade der Reinheit manche Abänderung erleidet. Zu Drähten und Blechen dehnbar sind dieselben Metalle, doch in etwas anderer Ordnung, nämlich Gold, Silber, Platin, Eisen, Kupfer, Zink, Zinn und Blei.

Metallguß oder **Erzguß**. Schon die alte Welt kannte und übte die plastische Darstellung in Metall, meist in Erz, in größter Ausdehnung. Abgesehen von der künstlerischen Veredlung des gewöhnlichsten metallenen Hausgeräths, besonders der Waffen, Leuchter, Wagen u. s. w., worin die Griechen, ja zum Theil auch Halbbarbaren, wie die Kelten, so geschickt waren, galt auch in südlichen Himmelsstrichen das Metall als das einzige Material für Monumente, welche im Freien stehend, Jahrhunderte überdauern sollten. Die Statuen der Sieger im Hain zu Olympia waren von Erz; ja es gab Sculptoren, welche nur in Erz arbeiteten, wie z. B. Lysippus (s. d.) zur Zeit Alexander's. Die antiken Güsse sind technisch meist von größter Vollkommenheit, sodas man der Meinung sich zugeneigt hat, die damalige Zeit habe Kunstgriffe in diesem Fache besessen, welche man gegenwärtig nicht mehr kennt. Die röm. Güsse sind zum Theil schon roher, und mit der Völkerwanderung werden die Erzgüsse vollends selten und unvollkommen. Damals beschränkte sich besonders die konstantinopolitanische Sculptur fast ganz auf edle Metalle, was die natürliche Folge gehabt hat, daß fast nichts von ihren Werken auf unsere Zeit gekommen ist. Erst mit dem 9. Jahrh. lebte der Erzguß wieder auf, hauptsächlich wol deshalb, weil für das gesteigerte Bedürfnis nach Bildwerken im Abendlande die edeln Metalle nicht ausreichten. Sehr schön sind die um 800 gegossenen ehernen Geländer und Thüren des Doms zu Aachen; aus den folgenden Jahrhunderten besitzt namentlich Deutschland eine ausgezeichnete Reihe von Gußarbeiten; so die Figuren am sogenannten Krodoaltar in Goslar aus dem 10. Jahrh., den Leuchter der Abtei Essen, gefertigt um 1000; die eine Thür des Doms zu Augsburg, die Grabplatte König Rudolfs zu Merseburg und die Thür des Doms zu Hildesheim aus dem 11. Jahrh.; das Taufbecken in Hildesheim aus dem 12. Jahrh. In der Folge wurden besonders Grabdenkmäler, Lesepulte, Kirchthüren, Glocken, Taufbecken, später fogar Kanonen u. s. w. mit reichen Zierathen in Erz gegossen, und bis ans Ende des Mittelalters dauerten wenigstens theilweise reine und schöne Güsse fort. (S. Deutsche Kunst, Italienische Kunst, Ghiberti, P. Vischer und B. Cellini.) Allerdings wurde noch sehr Vieles gelöthet, und manche Ungleichheiten des Gusses sind unleugbar nachzuweisen; allein im Ganzen ist derselbe sauber, ohne bedeutendes Nachfeilen und von schöner Legirung. An große freistehende Erzstatuen wagte sich zuerst wieder das 16. Jahrh.; wir nennen nur die Statuen am Grabe Kaiser Maximilian's zu Innsbruck, die Brunnenfiguren in Augsburg, meist aus dem Ende des 16. Jahrh., Ammanati's figurenreicher Brunnen auf dem Signorenplage zu Florenz, die zahlreichen Werke des Giov. da Bologna u. s. w. Fürstliche Prachtliebe wies damals den Erzguß auf das Massenhafte hin, worunter das rein künstlerische Element leiden mußte. Doch hatten die zum Theil äußerst prachtvollen Erzmonumente des 17. Jahrh. das Verdienst, die Technik weiter zu fördern. Dies gilt besonders von den Reiterstatuen, welche man seit dieser Zeit für einen unentbehrlichen Schmuck großer Residenzstädte betrachtete. Vielleicht die vorzüglichste derselben ist A. Schlüter's Statue des großen Churfürsten in Berlin (1700), welche außer ihrer technischen Vollendung auch als Kunstwerk von außerordentlicher Wirkung ist. Auch die beiden Reiterstatuen Ludwig's XIV., nach Girardon's Modell von J. B. Keller aus Zürich im J. 1692 gegossen, und zwar in einem Guß vollendet, erregten die höchste Bewunderung der Zeitgenossen. Das Geheimniß solcher Kolossalgüsse aus einem Stücke ging jedoch wieder verloren und mußte beim Gusse der Reiterstatue Ludwig's XV., von Gor nach Bou-

ardon, neu entdeckt werden; eine umständliche Beschreibung stellte damals zuerst das technische Verfahren nach allen Seiten fest. Zunächst folgten Falconet's (s. d.) berühmte Statue Peter's des Großen (1775) und die Friedrich's V. von Dänemark (von Salz gegossen 1772), sowie auch die des Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz in Düsseldorf. Das Verfahren, wie es sich im Laufe des 18. Jahrh. gestaltete, bestand darin: man bohrte die Statue über einem feuerfesten Kern aus Wachs, legte darüber eine Form von Thon und ließ dann das Wachs wieder ausschmelzen, um dem hineinzugießenden flüssigen Erze Platz zu machen; oder man machte die thönerne Form unmittelbar über das Modell, garnierte sie mit Wachs, goß den Kern in den leer gebliebenen Mittelraum, schmolz dann das Wachs wieder heraus und goß das Erz hinein, wie dies schon bei der Statue Ludwig's XV. geschah; oder, und dies ist die jüngste Methode, die Entleerung der Form geschieht ohne das Herauserschmelzen des Wachses, mittels eines weichen Thones, der aus der zerlegbaren Form wieder herausgenommen werden kann. Von neuern Kolossalwerken sind besonders Schadow's Quadriga auf dem Brandenburger Thore in Berlin (zum Theil in getriebenem Kupfer) und das gewaltigste Bronzewerk dieses Jahrhunderts, die Vendôme'säule in Paris zu nennen; ebenfalls riesig ist der Siegeswagen und die reitenden Friedensgöttinnen auf dem Arco della pace in Mailand von Mansfredini. Unter den neuern Reiterstatuen sind zu erwähnen: Heinrich IV., von Lemot, auf dem Pont neuf in Paris; Philibert von Savoyen, in Turin, und der Herzog von Orleans, im Hofe des Louvre, beide von Marochetti, gegossen von Soyer und Inge; Joseph II. von Zauner in Wien; Maximilian von Baiern, auf dem Wittelsbacher Platz in München, von Stiglmaier gegossen; Georg III., von Wyatt; Georg IV., von Chantrey; Karl III. und Ferdinand von Neapel, von Nighetti nach Canova. In neuerer Zeit hat der Erzguß eine ganz plötzliche Ausdehnung gewonnen durch die gegenwärtig auf ihrem Gipfelpunkte stehende Liebe zu Monumenten berühmter Männer. Thorwaldsen, Schwanthaler, David von Angers haben bereits wol über hundert Denkstatuen für den Guß modellirt. Die hauptsächlichsten Gießstätten sind gegenwärtig folgende. In Paris: Crozatier, Soyer und Inge, Carbonneur, Richard, Cortos, Dumoulin, St.-Denis, Quésnel, Triguetti, Denière u. A.; überhaupt wird vielleicht in Paris am meisten gegossen, weil von da aus der Ton angegeben wird für die zahllosen Modegeräthschaften aus Bronze, welche nach allen Gegenden der Erde versendet werden; ja es wohnen in Paris über 500 Gießer, die allerdings auch viel in Blei und Zink arbeiten. In Berlin: Fischer, Lequine, Hopfgarten, Kalick, Krebs u. A.; für kleinere Geräthe Werner und Steffen; für den Eisenguß die königliche Eisengießerei unter der Leitung von Grütner, Müller, Bollgold u. A., deren Werk z. B. das kolossale Monument auf dem Kreuzberge ist; für den in größter Ausdehnung auch für architektonische Ornamente angewendeten Zinkguß M. Geiß. In München: die königliche Erzgießerei, jetzt die thätigste aller Erzgießereien, bisher unter Leitung des großen Technikers J. B. Stiglmaier (s. d.), in der namentlich das Denkmal Max Joseph's, der eiserne Obelisk, die Schillerstatue, das große Reiterbild des Kurfürsten Maximilian, die Wittelsbachischen Fürsten (für den Thronsaal), die Goethestatue in Frankfurt am Main und endlich die bis jetzt vollendeten Stücke der riesigen Bavaria gegossen wurden. In Dresden: Schrötter; in Nürnberg: Burgschmiet, der die Statuen Dürer's und Beethoven's goß; in London besonders Wyatt, Westmacott, Dean u. A. In Mailand: Mansfredini; in Neapel: Nighetti u. s. w. Für das Ausland arbeitet unstreitig die königliche Erzgießerei in München das Meiste. Seit den Zeiten des Alterthums hat im Allgemeinen kein Jahrzehend eine solche Masse von Gußproductionen hervorgebracht als das gegenwärtige.

Metalliques oder Rescriptions métalliques, d. i. Scheine für klingende Münze, wurden in Frankreich die von dem Directorium 1797 ausgegebenen und die *Mante* (s. d.) erfesenden Staatspapiere genannt. Später erhielten diesen Namen die östr. Staatsobligationen, welche auf Conventionsmünze ausgestellt und darin verzinst wurden, im Gegensatz der in Papiergeld verzinsten und realisirten, und ebenso die russ. Staatspapiere, welche auf Silberrubel lauten und in Silbermünze verzinst werden, im Gegensatz der Papiere, die auf Banco-Assignationen gestellt sind und in solchen verzinst werden.

Metallmohr kommt in zweierlei Bedeutungen vor. In der Pharmaceutik bezeichnet es, gleichbedeutend mit *Athiops*, mehre schwarze pulverartige Präparate, in denen allen,

mit Ausnahme des Eisenmohrs, des Platinamohrs und des vegetabilischen Mohrs, mehr oder weniger das Quecksilber als Agens mit eintritt. — Dann aber ist Metallmoir die deutsche Übersetzung für *Moiré métallique*, eine in Holland erfundene und von Allard in Paris 1818 verbesserte Methode, das verzinnete Eisenblech zu verzieren. Aus dem Metallmoir werden allerlei Gegenstände verfertigt; doch sind diese Arbeiten jetzt aus der Mode.

Metalloide nannte man sonst die Metalle der Alkalien und Erden. Berzelius braucht den Namen für alle nichtmetallischen Elemente; Liebig u. A. nur für Phosphor, Arsenik, Antimon, Bor, Silicium, Titan und Tantal.

Metalloryde, s. *Calciniren*.

Metallurgie ist die Lehre von der Verarbeitung der Metalle; sie umfaßt demnach die Darstellung der Metalle aus ihren Erzen oder die Hüttenkunde (s. d.) und deren weitere mechanische Verarbeitung zu rohen Formen, die Gießerei, Blechfabrikation, Drahtzieherei u. s. w.

Metamorphose (griech.) heißt eigentlich jede Verwandlung in eine andere Gestalt oder eine Umgestaltung; doch bezeichnet man mit *Metamorphosen* vorzugsweise in der Mythologie der alten Welt die zahlreichen Sagen und Fabeln über die Verwandlungen von Menschen in Thiere, Steine, Bäume, selbst in Feuer oder Wasser u. s. w., deren Ursprung und Deutung sich meist nicht mehr sicher nachweisen läßt. Viele derselben mögen in der frühesten Beobachtung der Erscheinungen und Veränderungen der Natur, andere in den symbolischen und allegorischen Darstellungen auf Kunstwerken oder in der Bildersprache der Dichter, die man eigentlich auslegte, die meisten aber wol in dem Aberglauben und dem Streben, eine einfache Begebenheit ins Übernatürliche und Abenteuerliche zu ziehen, ihren Grund haben, während in der spätern Zeit mehre solcher Erzählungen zum Zwecke moralischer Belehrung erfunden wurden. Die kühne und lebhaft e Einbildungskraft der Morgenländer hat eine lange Reihe von Dichtungen dieser Art geschaffen; ihnen zunächst stehen die Griechen und Römer, von denen die Erzählungen dieser Art in gebundener und ungebundener Sprache mit Vorliebe zusammengestellt und bearbeitet wurden. Unter den Griechen geschah dies besonders von den Dichtern, Sophisten, Rhetoren und Grammatikern des alexandrin. Zeitalters, namentlich von Kallisthenes, Antigonos, Nikander, Parthenios u. A., aus deren Werken uns Antoninus Liberalis (s. d.) in seinen „*Metamorphoses*“ noch Bruchstücke erhalten hat; unter den Römern vor Allen von Ovidius (s. d.) in dem unter demselben Titel bekanntesten Gedichte. Ebenso geben in der deutschen Literatur die Feen-, Zauber- und Volksmärchen eine reiche Ausbeute, und welche Anmuth und Gefälligkeit diesen Verwandlungen sich geben läßt, hat in späterer Zeit Wieland, und noch mehr Herder in seinen „*Paramythien*“ bewiesen. Vgl. Mellmann, „*De causis et auctoribus narrationum de mutatis formis*“ (Lpz. 1786).

Metapher oder *Metaphōra* (griech.) heißt in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen oder gewöhnlichen Ausdrucks mit einem bildlichen oder übertragenen, ohne daß dadurch die grammatische Stellung und Geltung verändert wird. Sie gehört zu den gangbarsten Tropen (s. d.) und dient, da sie die abstracte Vorstellung durch ein versinnlichendes Bild bezeichnet, namentlich zur Veranschaulichung und Belebung des Gedankens und der Rede überhaupt. In diesem Sinne gebraucht man „Hafen“ statt „Zuflucht“, „Wunde“ statt „Kränkung“ oder „Verlust“, „kalt“ für „gefühllos“. Mehre schöne Metaphern enthält der Anfang der Elegie Matthiffon's, „Schweigend in der Abenddämmerung Schleier ruht die Flur; das Lied der Haine stirbt“. Obgleich aber die Metapher einen weit freieren Gebrauch zuläßt als die Allegorie (s. d.) und das Gleichniß (s. d.), so hat man dennoch einen zu schnellen Übergang aus dem uneigentlichen Ausdruck in den eigentlichen ebenso sehr zu vermeiden als die Vermengung zweier Metaphern unter sich, wie in folgenden Beispielen: „Diese Säule des Staats ist ihrem Tode nahe“, und „Du hast jeden Keim des Stolzes in mir ausgelöscht“. (S. *Katachrese*.) Überhaupt muß die Metapher, wenn sie zur Verschönerung des Ausdrucks dienen soll, stets dem Wesen, der Würde und Bedeutung des Gegenstandes entsprechen und daher weder unanständig und gemein, noch dunkel und zu weit hergeholt oder gelehrt sein, wie letzteres in den Schriften von Jean

Paul häufig der Fall ist. Auffallende Metaphern pflegt man dann wenigstens durch einen mitberedenden Zusatz, wie „so zu sagen“ oder „gleichsam“, einzuleiten.

Metaphrase oder *Metaphrasis* (griech.) nennt man die Umschreibung oder wortgetreue Übersetzung einer Schrift in eine andere Sprache, wie wir unter diesem Titel aus späterer Zeit griech. Übersetzungen lat. Schriftsteller, z. B. des Eutrop von einem gewissen Pānius und des Julius Cäsar von Planudes, besigen. Besonders aber bezeichnet man damit die Übertragung eines Gedichtes in die Prosa, dergleichen in späterer Zeit von den Fabeln des Aesop und Phädrus mehre geliefert worden sind. (S. *Paraphrase*.)

Metaphysik kann ganz kurz als die Wissenschaft von den Realprincipien der Erscheinungen bezeichnet werden. Der Name soll zufällig entstanden sein, indem der Theil der Schriften des Aristoteles, der die Untersuchungen über die höchsten theoretischen Begriffe enthält, als der auf die physischen Bücher folgende bezeichnet wurde. Bei den Alten ist dieser Name nicht gewöhnlich gewesen; bei ihnen bezeichnet der Ausdruck Physik nicht wie in der neuern Zeit nur die empirische Auffassung der Naturerscheinungen und die mathematische Bestimmung ihrer Gesetze, sondern Das, was die Neuern Metaphysik oder theoretische Speculation nennen. Die Sache ist daher älter als der Name, und das Bedürfnis der Metaphysik hat sich, bewußt oder unbewußt, von jeher darauf gegründet, daß die Begriffe, durch welche die gegebene Erscheinungswelt factisch aufgefaßt worden, sich als unzureichend oder mangelhaft erweisen und daher eine Berichtigung, Umbildung und Erweiterung verlangen, die nur durch ein die Erfahrung überschreitendes Denken zu erreichen ist. Gerade deshalb, weil es die Metaphysik mit Begriffen zu thun hat, die gleichsam das Knochengestütze aller theoretischen Erkenntnis bilden und von allen übrigen theoretischen Wissenschaften vorausgesetzt werden, mit den Begriffen des Seins und des Werdens, der Kraft und des Stoffs, des Raums und der Zeit u. s. w., sind die metaphysischen Untersuchungen von jeher das Gebiet gewesen, auf welchem sich die Gegensätze der philosophischen Systeme vorzugsweise begegnen mußten, und die Geschichte der Metaphysik ist geradezu die Geschichte der theoretischen Speculation selbst. Schon in der Zeit vor Sokrates hatten sich die verschiedenen Grundansichten über die Realgründe der Erscheinungswelt beinahe vollständig geltend gemacht, und auf die Fragen, ob das Reale, ob das Erscheinungen zu Grunde liege, eines oder vieles; ob es als körperlich oder als unkörperlich zu denken sei; ob Dem, was ist, die Veränderung an sich selbst zukomme, oder ob alle Veränderung nur ein äußerer, das Seiende selbst nicht berührender Schein; ob die vorliegende Naturordnung ein Product des Zufalls oder der Nothwendigkeit oder das Werk einer vernünftigen Intelligenz sei? diese und ähnliche Fragen hatten die Denker ebenso beschäftigt, wie voneinander getrennt. Die Platonische und Aristotelische Philosophie sind als die umfassendsten und großartigsten Vermittelungsversuche dieser speculativen Gegensätze zu betrachten und namentlich die Art, wie Aristoteles die Grundbegriffe der Metaphysik bestimmt hatte, ist lange Jahrhunderte hindurch maßgebend gewesen und läßt sich das ganze Mittelalter hindurch bis herab auf Leibniz und Wolf verfolgen. Im Laufe der Zeit wurden die metaphysischen Fragen theils durch die Rücksicht auf religiöse Voraussetzungen und die Glaubenslehren des Christenthums, theils durch die Erweiterung der empirischen Naturerkenntnis, theils durch die unvermeidliche Verwicklung der Metaphysik mit der Psychologie immer verwickelter; die einfachen und ursprünglichen Probleme, welche die alten Denker beschäftigt hatten, traten in den Hintergrund und in dem Streite über überlieferte Lehrmeinungen gerieth die Philosophie oft in Gefahr, den natürlichen Gang der Speculation zu verkennen. Die Schwierigkeit und die Unsicherheit der metaphysischen Erkenntnis gab überdies dem Scepticismus Nahrung und es ist für das Verhältniß der neuern Philosophie seit Cartesius zu der alten hellenischen charakteristisch, daß jene sich vorzugsweise der Erforschung der Quellen der menschlichen Erkenntnis zuwandte, während diese über den Inhalt dieser Erkenntnis ins Reine zu kommen suchte. Daher sollte an die Stelle der Metaphysik die sogenannte Transcendentalphilosophie oder Wissenschaftslehre treten, d. h. an die Stelle der Untersuchung über die Natur der Dinge die über die Art und Weise, wie das denkende Subject zur Erkenntnis derselben gelangt. Diese Richtung, welche Locke vorbereitet hatte, trat am bestimmtesten bei Kant und Fichte hervor, und der früher vorherrschende *Realismus* (s. d.) machte bei Kant (s. d.)

erst einer Verzichtleistung auf die Erkenntniß der letzten Gründe der Erscheinungen, dann bei den Späteren einem entschiedenen Idealismus (s. d.) und der Behauptung einer Identität zwischen dem Sein und dem Denken Platz. In der neuesten Zeit macht sich die Einsicht wieder geltend, daß die Beantwortung der psychologischen oder erkenntnistheoretischen Frage, wie unsere Begriffe entstehen, ob sie ursprünglich im Geiste liegen oder nicht, keinerlei Entscheidung über die Frage enthält, welche Begriffe wahr oder falsch sind, der Natur der Dinge entsprechen oder nicht; und daß daher, welches auch der Ursprung, die natürliche Genesis unserer Begriffe sei, dadurch der Versuch einer Kritik und nöthigenfalls einer Berichtigung und Erweiterung unsers Gedankenkreises, ja selbst einer Erzeugung neuer Begriffe nicht überflüssig gemacht wird, ein Versuch, dessen systematische Begründung und Durchführung eben die Metaphysik sein würde. Dabei haben die beiden entgegengesetzten Pole der nachkantischen Philosophie, die Herbart'sche und Hegel'sche, zu der Anerkennung geführt, daß das Bedürfnis der Metaphysik auf den in den gegebenen Erfahrungsbegriffen unerkannt liegenden Widersprüchen beruht; beide Systeme trennen sich aber auf das entschiedenste durch die Art, wie sie diese Widersprüche behandeln. Daß übrigens die Metaphysik als die theoretische Grundwissenschaft, welche die Aufgabe hat, über die Gültigkeit aller der Begriffe, welche die übrigen Wissenschaften stillschweigend voraussetzen, in letzter Instanz zu entscheiden, mit der Religionsphilosophie, der Naturphilosophie, der Psychologie, der Mathematik in der engsten Verbindung steht, bedarf kaum einer Erwähnung. Weil sich hier alle Schwierigkeiten und Zweifel concentriren, nennt man im gewöhnlichen Leben metaphysisch oft allgemein das schwer zu Durchdringende, Dunkle, Tiefinnige, die gemeine Ansicht überschreitende, worüber der gemeine Verstand sich eines Urtheils enthalten soll.

Metaplasmus (griech.), d. i. Umbildung, heißt in der Grammatik eine solche Casusform, die neben der regelmäßigen Form von einem nur vorauszusetzenden, nicht wirklich vorhandenen Nominativ gebildet wird, wie der Pluralis „Lorbeeren“. *Metaplasia* heißen daher alle Wörter, die einer solchen Umbildung unterworfen sind.

Metaschematismus (griech.) bezeichnet die Verwandlung einer Krankheit in eine neue Form, z. B. den Ubergang eines Wechselfiebers in ein anhaltendes Fieber. Von der *Metastasis* (s. d.) unterscheidet er sich dadurch, daß man damit keinen so bestimmten Begriff materieller Übertragung oder Wanderung des Krankheitsstoffs, wie mit dieser, verbindet.

Metastase oder *Metastasis* (griech.) nennt man die Veretzung oder Übertragung einer Krankheit auf einen bisher noch nicht bemerkbar afficirten Theil des Körpers, worauf das frühere Leiden entweder ganz verschwindet oder wenigstens verringert wird. Geschieht dieser Uebertritt von einem wichtigern Organ auf ein minder wichtiges, so nennt man ihn eine gute, im Gegentheil eine böse *Metastase*. Indem die gute *Metastase* sehr häufig als eine *Kritise* gelten kann und dieser gleich geachtet wird, nennt man sie auch eine *Kritische*. Beispiele von *Metastasen* sind namentlich *Abscesse* (s. d.) in bösartigen Fiebern, nach deren Entstehung das Fieber weicht, überhaupt mehre Hautauschläge, nach deren Erscheinen sich die gefährlichen Symptome mindern, sowie umgekehrt die Gefahr steigt, wenn nach dem plötzlichen Verschwinden eines Ausschlags Fieber, Gehirnaffectionen, Brustkrankheiten u. s. w. eintreten. Die ganze *Ableitende Methode* (s. d.) bei der Behandlung von Krankheiten, namentlich aber die Anwendung von Cauterien, Fontanelen, Blasenpflastern u. s. w., ist eigentlich nur eine Nachahmung der Natur, durch welche ein Leiden von einem gefährlichen Orte an einen minder gefährlichen veretzt werden soll.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), ein classischer ital. Dichter, der Schöpfer des neuern ital. Singspiels, geb. zu Assisi 1698, hieß eigentlich *TrapaSSI*, und war der Sohn eines gemeinen Soldaten. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch das Lesen des Tasso. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren; doch mußte er letzteres, seines angegriffenen Nervensystems wegen, bald aufgeben. Zufällig lernte ihn der berühmte Rechtsgelehrte Gravina kennen, der nun, nachdem er ihm den Namen *Metastasio* beigelegt hatte, nicht nur für seine sorgfältige Erziehung und Bildung sorgte, sondern ihn auch bei seinem Tode im J. 1717 zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte. So konnte sich *M.* ganz seiner

Neigung für die Poesie überlassen. Er betrat die Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter mit dem Singspiel „*Didone abbandonata*“, das von Sarti in Musik gesetzt, 1724 in Neapel aufgeführt wurde und worin er sein Verhältniß zu der damals berühmten Sängerin Maria Romanina, nachherigen Vulgarelli, geschildert haben soll. Schon nach wenigen Jahren hatte er sich einen solchen Ruf erworben, daß ihn 1729 Kaiser Karl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahresgehalt von 4000 Fl. bewilligte. Seitdem fand am kaiserlichen Hofe kein Fest statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Zu dem Glücke, das er in ganz Europa und besonders an den Höfen machte, trug hauptsächlich bei, daß er nicht bloß vermöge seines Amtes, sondern auch durch seine Manieren Hofdichter war. Er starb am 12. Apr. 1782. Am berühmtesten machte er sich durch seine Opern und Cantatendichtungen, die von den Componisten sehr gesucht waren; doch haben sich wenige der von ihm gedichteten Opern auf der Bühne erhalten. Die besten Ausgaben seiner Werke sind die zu Paris (12 Bde., 1780—82) und zu Mantua (20 Bde., 1816—20).

Metathesis (griech.) nennt man in der Grammatik die Umstellung von Buchstaben, die man häufig bei Verpflanzung von Wörtern in eine andere Sprache wahrnimmt, z. B. bei den aus der griech. Sprache in die lateinische übergegangenen Eigennamen „*Hercules*“ und „*Carthago*“, „*Carthodon*“ und „*Carthago*“. (S. *Metabole*.)

Metellus, s. *Lesbos*.

Metellus ist der Name einer Familie des plebej. Geschlechts der Cäcilier, die zu den Angesehensten der röm. Nobilität gehörten, seitdem *Lucius Cäcilius M.*, der im ersten pun. Kriege zweimal (250 und 247 v. Chr.) Consul war und 243 als Pontifer Maximus das Palladium aus dem Tempel der *Vesta* bei einem Brande rettete, die Größe seines Hauses begründet hatte. Am bekanntesten sind *Quintus Cäcilius M.*, *Macedonicus* benannt, weil er als Prätor im J. 148 v. Chr. den *Andriscus* besiegte, der sich unter dem Namen *Philippus* zum König von *Macedonien* aufgeworfen hatte. Nach seinem Consulat im J. 143 kämpfte er 142 gegen *Viriatius* (s. d.) und im J. 131 bekleidete er mit *Quintus Pompejus* die Censur. Von den Alten wurde sein Glück gepriesen, das sich theils in seiner Abkunft, seinen körperlichen und geistigen Kräften, dem Ruhm und den Ehrenstellen, die er erlangt, und in dem Besiz einer tugendhaften und fruchtbaren Gattin, theils darin bewährt habe, daß, als er 115 starb, schon der dritte seiner Söhne Consul war, einer von ihnen, *Quintus*, der von der Unterwerfung der *Balearischen Inseln* im J. 123 und 122 den Beinamen *Balearius* erhielt, triumphirt hatte, und der vierte sich um das Consulat bewarb. — Sein Neffe *Quintus Cäcilius M. Numidicus* wurde 109 v. Chr. Consul, kämpfte siegreich gegen *Jugurtha* in *Numidien*, bis ihm 107 der Oberbefehl durch *Marius* (s. d.) entzogen wurde. Im J. 102 bekleidete er die Censur, wurde im J. 100 wegen seiner Weigerung, das *Ackergesetz* des Volkstribun *Saturninus* (s. d.) als Senator zu beschwören, verbannt und starb bald, nachdem er im J. 99 aus *Asien* zurückberufen worden. Er war einer der reinsten und festesten Männer seiner Zeit. — Sein Sohn *Quintus Cäcilius M.* erhielt wegen des zärtlichen Eifers, den er bei dem Volke für die Rückrufung seines Vaters bitend dargelegt hatte, den Beinamen *Pius*. Er focht als Prätor 89 und 88 v. Chr. im *Bundesgenossenkriege* und entfloh nach des *Marius* Rückkehr im J. 87 nach *Afrika*. Im J. 83 schloß er sich an *Sulla*, da dieser nach *Italien* zurückkehrte, an und siegte für ihn bei *Faventia* über *Papirius Carbo* und *Norbanus*. Mit *Sulla*, den er in den *Proscriptionen* zu mäßigen gestrebt hatte, bekleidete er im J. 80 das Consulat; dann erhielt er im J. 79 das jenseitige *Spanien* zur Provinz und gegen *Sertorius* (s. d.) den Oberbefehl, den er 76—72 mit *Cnejus Pompejus* theilte. Er starb 64 als Pontifer Maximus. — *Quintus Cäcilius M. Creticus* erhielt diesen Beinamen von seinen Kriegen in *Kreta*, das von ihm, nachdem er 69 v. Chr. mit *Hortensius* Consul gewesen, im J. 68 und 67 unterworfen und zur Provinz gemacht wurde. Dem *Cnejus Pompejus*, der ihm den Ruhm dieser Unternehmung hatte entziehen wollen und seinen Triumph bis zum J. 62 hinzuhalten wußte, war er verfeindet. — *Quintus Cäcilius M. Celer* focht 66 v. Chr. unter *Pompejus* in *Asien* und besetzte im J. 63 gegen die *Catilinarien* als Prätor die Pässe, die über den *Apennin* nach dem *cisalpinischen Gallien* füh-

ren, das er 62 unter dem Titel Proconsul verwaltete. Im J. 60 trat er als Consul gegen die Anmaßungen des Pompejus, im J. 59 gegen Cäsar's Ackergesetz auf und starb, vielleicht durch seine Gattin Clodia (s. d.) vergiftet. — Sein jüngerer Bruder, *Quintus Cæcilius M. Nepos*, hatte unter Pompejus im Seeräuberkrieg und in Asien gefochten. Als Volkstribun trat er im J. 63 v. Chr. gegen Cicero beim Schluß von dessen Consulat und 62 für Pompejus auf; sein Vorschlag, daß dieser mit dem Heere zur Herstellung der Ruhe nach Rom berufen werde, scheiterte an dem Widerstande des Senats und namentlich des *Cato Uticensis* (s. d.). Er floh zu Pompejus, kehrte mit ihm zurück und wurde im J. 60 Prätor und 57 Consul. — *Quintus Cæcilius M. Pius Scipio*, bald *Quintus Scipio*, bald *Scipio Metellus* genannt, der Sohn des *Publius Cornelius Scipio Nasica* und der *Licinia*, wurde vom oben erwähnten *Metellus Pius* im Testament adoptirt und durch seine Tochter *Cornelia* im J. 52 v. Chr. Schwiegervater des Pompejus. Im Aug. desselben Jahres von Pompejus zu seinem Collegen im Consulat ernannt, war er für ihn bis zu Anfange des J. 49 gegen Cäsar im Senat einer der Thätigsten. Namentlich betrieb er den Beschluß, durch den dieser für einen Feind des Staats erklärt wurde. Beim Ausbruch des Kriegs ging er nach Syrien, stieß im J. 48 zu Pompejus, unter dem er in der Schlacht bei Pharsalus befehligte, und floh dann nach Afrika zu Zuba, wo er, obschon verhaftet wegen seiner Uppigkeit und Grausamkeit, durch Cato's Vermittelung den Oberbefehl über das Heer der Pompejaner erhielt. Nach dem Verlust der Schlacht bei Thapsus im J. 46 tödtete er sich selbst auf der Flucht nach Spanien, nachdem seine Schiffe durch das Geschwader des Cäsarianers *Publius Sittius* überwältigt waren.

Metempsychose und Metensomatosis, s. Seelenwanderung.

Meteore oder Lufterscheinungen heißen im weitern und wissenschaftlichen Sinne alle Erscheinungen, welche vorübergehenden Veränderungen in der Atmosphäre ihren Ursprung verdanken, z. B. Wolken, Nebel, Schnee, Regen, Regenbogen, Morgen- und Abendröthe, Höfe um Sonne und Mond, Sternschnuppen und Feuerkugeln; im engerm Sinne aber bloß die seltenern Erscheinungen letzterer Art. Man unterscheidet gewöhnlich vier Classen von Meteoren: 1) luftige, wohin die Winde gehören; 2) wässerige oder Hydrometeore, z. B. Thau, Reif, Nebel, Wolken, Regen und Hagel; 3) feurige, z. B. Blitz, Wetterleuchten, Nordlicht und Sternschnuppen, und 4) glänzende und optische, wie die Regenbogen, Höfe, Nebensonnen und Nebenmonde.

Meteorologie heißt derjenige Theil der Physik, welcher sich mit den Meteoren (s. d.) beschäftigt. Da aber die Reihenfolge, in welcher sich die meisten der Meteore an einem Orte zeigen, die Witterung bestimmt, so wird dieser Ausdruck auch gleichbedeutend mit Witterungskunde genommen. Unstreitig war dieser Theil der Physik derjenige, auf welchen die Menschen zuerst ihren Scharfsinn wendeten, da die hierhergehörigen Erscheinungen viel zu auffallend und einflußreich sind, als daß sie hätten lange unbeachtet bleiben sollen. Die ältesten Völker schrieben dieselben mächtigen Gottheiten zu. Schon die Griechen und Römer bemühten sich, die Meteorologie wissenschaftlich zu bearbeiten; sie machten manche scharfsinnige Bemerkungen und wichtige Beobachtungen, allein ein bedeutendes Resultat ihrer Forschungen vermochten sie nicht zu erzielen, weil es ihnen an gehörigen Instrumenten, und vorzüglich an den nöthigen Vorkenntnissen der Physik mangelte. Nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften wurde auch an der Meteorologie von neuem gearbeitet, jedoch mit keinem günstigen Erfolge, da die verkehrte Richtung und Sucht der meisten Gelehrten aus ihr eine Lehre der Vorausagung des Wetters machte. Eine neue Epoche erblühte der Geschichte dieser Wissenschaft in Folge der Erfindung des *Barometers* (s. d.) und *Thermometers* (s. d.), welche noch immer die vorzüglichsten Instrumente der Meteorologen ausmachen. Noch immer aber herrschte jener Vorhersagungsstrieb, es fehlte noch an über die ganze Erde sich erstreckenden und guten Beobachtungen in hinreichender Zahl, und hauptsächlich an Männern, die Scharfsinn genug besaßen, um sich in der Combination so mannichfacher Erscheinungen zu versuchen. Endlich erklärte *Franklin* (s. d.) die elektrische Natur des *Blizes* (s. d.), *Saussure* (s. d.) und *Deluc* (s. d.) erfanden neue Instrumente, verfolgten die wechselnden Erscheinungen in den Alpen, und der Kurfürst *Karl Theodor* von der Pfalz entschloß sich zur Stiftung einer meteorologischen Societät in

Manheim. Instrumente wurden von Lesterer nach allen Punkten in Deutschland, Frankreich, Rußland und Italien versendet, die Beobachtungen genau verzeichnet und gedruckt, und noch lange werden die „Ephemeriden“ dieser Societät wahre Fundgruben für die Meteorologie bleiben. Doch alle oder wenigstens die meisten der damals gemachten meteorologischen Forschungen bezogen sich nur auf die westliche Halbkugel, von dem Witterungsverhalten der übrigen Weltgegenden, namentlich der Äquinoctialgegenden, war wenig bekannt. Alex. von Humboldt (s. d.) war der Erste, der innig vertraut mit den Phänomenen des Westens wie des Ostens mit kräftigen Zügen das Gemälde der Tropen entwarf; er zeigte die Verschiedenheit in dem Witterungsverhalten in niedern und höhern Breiten, auf Inseln und im Innern der Länder, und durch scharfsinnige Combinationen verband er eine Menge paradox scheinender Phänomene zu einem harmonischen Ganzen. Demnächst entwarf Leop. Buch (s. d.), welcher die Erscheinungen des hohen Nordens, des südlichen Europas und der Canarischen Inseln sorgfältig beobachtet hatte, eine meisterhafte Übersicht der wichtigsten Erscheinungen, welche das Barometer zeigt. Er wies nach, daß das Steigen und Fallen des Barometers hauptsächlich von der Temperaturänderung benachbarter Gegenden verursacht wird, und nur insofern als Witterungsprophet dienen kann, als jene Aenderung Störungen der Atmosphäre nach sich zieht. Hieraus ging aber hervor, daß das Vorhersagen der Witterung zur Zeit noch etwas Unmögliches sei, und daß man nur dann über den allgemeinen Charakter ganzer Jahreszeiten und Landstrecken etwas mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen könnte, wenn man gleichzeitig die Beschaffenheit der ganzen Atmosphäre zu überblicken im Stande wäre. Insbesondere verdankt die Meteorologie den beiden zuletzt genannten Gelehrten vortreffliche Aufklärungen über die Entstehung und Richtung der Winde, die auf Klima und Witterung so großen Einfluß haben. Vgl. Kämtz, „Lehrbuch der Meteorologie“ (2 Bde., Halle 1831—32).

Meteorsteine, auch **Mondsteine**, **Meteorolithen**, **Aërolithen** oder **Uranolithen** nennt man vom Himmel herabgefallene steinartige Massen, die beim Zerplatzen von Feuerkugeln auf die Erde geschleudert werden. Die letztern, auch **Boliden** genannt, erscheinen plötzlich in der Atmosphäre, bewegen sich in der Regel mit reißender Geschwindigkeit, die zuweilen der der Erde in ihrer Bahn gleichkommt, und zerplatzen nach kurzer Sichtbarkeit mit heftigem Knalle meist in großer Höhe in mehre Stücke, welche noch heiß und mit einer dünnen schwarzen Rinde überzogen, mit solcher Gewalt herabfallen, daß sie oft mehre Fuß in die Erde eindringen. Diese Steinfälle und somit auch die von den alten Schriftstellern oft erwähnten Steinregen sind erst in neuern Zeiten seit Chladni durch zahlreiche Beobachtungen außer allen Zweifel gesetzt. Die Bestandtheile der Meteorsteine sind in der Hauptsache immer dieselben, vorzüglich Eisen, Kieselerde, Nickel, in geringer Menge Chrom- und Manganoryd, Schwefel, Kalk, Talkerde, Thon, zuweilen auch Natron, Kali, Wasser, Kohle, Salzsäure, Kupfer und Zinn. Die Größe und Menge der herabgefallenen Steine ist sehr verschieden. Bei Nigle fielen im J. 1803 gegen 2000 Stück von 2 Quentch. bis 17½ Pf.; die Steine von Ensisheim und Verona wogen 2—300 Pf. Außer den eigentlichen Meteorsteinen fallen zuweilen große Massen gebiegenes Eisen, sogenanntes **Meteor-eisen**, herab, deren Herabfallen aber in der Regel nur auf Vermuthung beruht und aus ihrer isolirten Lage, Zusammensetzung u. s. w. geschlossen wird. Oft sind diese Massen von ungeheurer Größe; das bei Gradschina in Kroatien 1751 vor Augenzeugen gefallene Meteorstück wiegt aber nur 71 Pf. Über den Ursprung der Meteorsteine hat man nur Hypothesen aufgestellt, nach denen sie tellurischer, atmosphärischer, lunarischer oder kosmischer Natur sind. Einige Physiker, namentlich die Gebrüder Deluc, hielten sie für Auswürflinge von Erdvulkanen, was theils ihrer großen Verschiedenheit von vulkanischen Producten, theils der zum Emporschleudern solcher Massen in solche Weiten ungenügenden Wirkkraft der Vulkane wegen unstatthaft ist. Mayer, Diruf, Freygang, Wrede u. A., in der neuesten Zeit namentlich Egen, hielten sie für Gebilde, die sich in der Atmosphäre, durch unbekannt chemische Prozesse, aus den von der Erde aufgestiegenen mineralischen Dämpfen erzeugen. Dagegen spricht aber namentlich die große Höhe, in der wir die Feuerkugeln erblicken und den Ursprung der Meteorsteine suchen müssen. Olbers sprach 1795 die Idee aus, daß Auswürflinge von Mondvulkanen auf die Erde gelangen könnten, und wies die Möglich-

keit, wiewol nur unter der Bedingung nach, daß beide Körper sich in Ruhe befänden. Ihm stimmte Laplace im J. 1802 bei und mehrere andere Geometer zeigten gleichfalls durch Rechnung die Möglichkeit jenes Ereignisses. Die Rechnung wies nach, daß eine vom Monde mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von etwa 8000 F. nach der Erde zu geschleuderte schwere Masse nicht wieder zum Monde zurückkehren, sondern in Folge der starken Anziehung der Erde möglicherweise in einem Zeitraume von 60—70 Stunden auf dieselbe gelangen könne und mit einer Geschwindigkeit von etwa $1\frac{1}{2}$ M. in der Secunde ankommen werde. Hierauf gestützt nehmen Bauquelin, Pechtl, Fourcroy, Benzenberg und Berzelius den lunarischen Ursprung der Meteorsteine an, Letzterer besonders deshalb, weil dieselben metallisches Eisen enthalten, das sich als solches nicht an einem Orte erhalten könnte, wo es Wasser gibt, und daher sehr wahrscheinlich aus dem Monde komme, wo es keins gibt. Indes ist die lunarische Hypothese schon darum unhaltbar, weil nur durch das ohne Zweifel höchst seltene Zusammentreffen günstiger Bedingungen ein vom Monde ausgeworfener Körper in den Bereich der Anziehung der Erde gelangen und dieselbe nicht nur umkreisen, sondern erreichen könnte, was mit der verhältnismäßigen Häufigkeit der Meteorsteinfälle unvereinbar ist, abgesehen davon, daß man den Mondvulkanen, deren Dasein ohnehin gar nicht erwiesen ist, wegen der Größe vieler Meteorsteinmassen und der reisenden Geschwindigkeit vieler Feuerkugeln ganz ungeheure Wurfkräfte zutrauen müßte. Demnach bleibt als wahrscheinlich nur die zuerst 1819 von Chladni ausgesprochene, neuerdings außer vielen Andern auch von von Humboldt vertheidigte Annahme übrig, nach welcher die Meteorsteine kosmischen Ursprungs sind, nämlich Massen, die sich, sei es nun als Bruchstücke eines größern Weltkörpers oder als selbständige kleine planetarische Körper, im Weltraume bewegen und auf die Erde fallen, wenn sie der Erde zu nahe kommen und von dieser angezogen werden. Das Hauptwerk über Meteorsteine ist noch immer das von Chladni, „Über Sonnenmeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen“ (Wien 1819). Des Verfassers große Sammlung von Meteorsteinen befindet sich jetzt in Berlin, eine andere vorzüglich reichhaltige im Mineralienkabinet zu Wien.

Meth oder **M e h t** ein weinartiges hauptsächlich in Polen und Rußland beliebtes Getränk, wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung gewonnen und zwar in desto besserer Qualität, je besser der Honig ist. Auch gibt man dem Meth durch Zusatz von allerhand Obst, z. B. von Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren u. s. w., durch Gewürz und Kräuter größere Annehmlichkeit. Füllt man ihn mit gutem alten Franzwein auf, nachdem er seine Weinfarbe erhalten hat, so wird er dem Weine täuschend ähnlich. Die passendste Zeit zur Bereitung des Meth sind die Hundstage. Je älter er wird, desto mehr gewinnt er an Stärke und Lieblichkeit. Als Handelsartikel ist er für Ungarn von Bedeutung.

Methfessel (Albert), Hofkapellmeister zu Braunschweig, wurde 1786 zu Stadtilm im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt geboren, wo sein Vater Cantor und Musikdirector war. Sein älterer Bruder, **F r i e d r. M.**, geb. 1771, der gleichfalls als Sänger und Liedercomponist sich einen Namen erwarb, starb bereits 1807. Bei seinem Vater lernte M. Pianoforte, Violine und Guitarre; zugleich besaß er eine wohlklingende Tenorstimme, deren fleißige Ausbildung er früh sich angelegen sein ließ. Später lebte er in Rudolstadt, bis die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt zu seiner weitem Ausbildung als Musiker und Sänger ihn nach Leipzig und Dresden sendete. Nach dreijähriger Abwesenheit erhielt er 1810 ein Engagement als Kammerfänger in Rudolstadt. Im J. 1824 ging er nach Hamburg, wo er als Gesanglehrer und durch Stiftung einer Liedertafel nach Zelter'schem Vorbilde sich verdient machte. Im J. 1831 folgte er dem Rufe nach Braunschweig. Er stand eine Zeit lang als Liedercomponist in bedeutendem Rufe, wußte dankbar für den Gesang zu schreiben und war nicht ohne gefälligen melodischen Reiz. Doch Mangel an Tiefe ließ ihn nicht zu einer nachhaltigen Wirksamkeit kommen, sodas seine Geltung nur eine ephemere genannt werden kann. Ganz vortrefflich ist das von ihm herausgegebene „Commerzbuch“, eine Sammlung beliebter Gesänge, worin sich auch viele von ihm selbst finden. Gelungene Lieder für Männerstimmen schrieb er vorzugsweise zur Zeit seines Aufenthalts in Hamburg.

Method, s. **Cyrill**.

Methode bezeichnet im Allgemeinen die Regelmäßigkeit eines Verfahrens, welches

angewendet wird, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Der Begriff der Methode ist daher keineswegs auf die Erziehung oder die Wissenschaft beschränkt, sondern er gilt ebenso gut für die gewöhnlichen Geschäfte und Arbeiten des täglichen Lebens, für das Verfahren der Agricultur, der Gewerbe u. s. w. Entgegengesetzt ist dem methodischen Verfahren das fragmentarische, tumultuarische, thapsodisch abspringende, planlose und bloß von subjectiven Einfällen und Launen abhängige. Die Angemessenheit der Methoden hängt überall von der Natur des Gegenstandes, mit dem man zu thun hat, von den ihn beherrschenden Gesetzen, und dem dadurch bedingten Verhältniß zwischen Mittel und Zweck ab, und es wird deshalb für die verschiedenen Gebiete, in welchen ein methodisches Verfahren möglich ist, eine unbefinmbare Mannichfaltigkeit von Methoden geben. Eine besondere Wichtigkeit hat der Begriff der Methode theils für die Zwecke der Erziehung, theils zur Bestimmung des wissenschaftlichen Verfahrens überhaupt. In der ersten Beziehung unterscheidet man je nach der Form des Vortrags die *akroamatische Methode*, d. h. die Lehrart, wo der Lehrer ununterbrochen allein spricht und dem Lernenden die Auffassung des Gesprochenen überläßt, von der *erotematischen* oder *dialogischen*, d. h. der abfragenden, welche auf einem gegenseitigen Gedankenaustausch des Lehrenden und Lernenden beruht, daher die Selbstthätigkeit des Lernenden unmittelbar in Anspruch nimmt und dem Lehrer ebenso Gelegenheit gibt, die Art, wie der Lehrstoff aufgefaßt wird, zu controliren, als auch der eigenen Gedankenentwicklung des Lernenden zu Hülfe zu kommen. Dadurch geht die *erotematische Methode* in die *katechetische* über, welche man häufig auch die *sokratische* nennt, weil Sokrates vorzüglich die Kunst geübt hat, den Lehrstoff im Gespräch mit den Schülern durch geschickt aneinander gereichte Fragen entstehen zu lassen; eine Kunst, die er als geistige *Mäeutik* (Hebammenkunst) bezeichnete. Einen ähnlichen äußern Unterschied bietet die Methode des gewöhnlichen einseitigen und des gegenseitigen Unterrichts dar. (S. *Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem*.) Wichtiger als diese Unterschiede ist es geltend zu machen, daß jede rechte pädagogische Methode auf das Ziel hinarbeiten muß, Das, was gelernt werden soll, auf die leichteste, sicherste und natürlichste Weise zum geistigen Eigenthum des Lernenden zu machen. Die Factoren, von welchen die Bestimmungen der pädagogischen Methoden abhängen, sind daher die Natur des Unterrichtsgegenstandes selbst, die allgemeinen psychologischen Bedingungen seiner Aneignung, der Standpunkt, auf welchem der Unterricht den Schüler findet, endlich die Individualität des Lernenden. Je nachdem diese Factoren in dem einzelnen Falle so oder anders zusammentreffen, werden sich die pädagogischen Methoden höchst mannichfaltig modificiren. Da jedoch aller Unterricht den Zweck hat, entweder den schon vorhandenen Gedankenkreis des Schülers demselben zum vollen Bewußtsein zu bringen, oder ihn zu berichtigen, zu erweitern und zu bereichern, so werden sich die verschiedenen Unterrichtsmethoden unter die Begriffe des bloß darstellenden, des *analytischen* und des *synthetischen* Unterrichts subsumiren lassen. Zu dem analytischen Unterricht gehört der allergrößte Theil Dessen, was seit *Pestalozzi* (s. d.) als *Umschauungsübung* (s. d.) so vielfach angewendet worden ist und so wohlthätig gewirkt hat. In der Praxis sind diese Arten des Unterrichts nicht voneinander zu trennen, sondern die pädagogische Kunst beruht auf der zweckmäßigen Verknüpfung derselben, für welche jedoch die verschiedenen Unterrichtsgegenstände nicht durchaus die gleichen Bedingungen darbieten; daher die zweckmäßigste Art des Unterrichts in den Sprachen, in der Geschichte, der Mathematik, der Religion u. s. w. immer noch ein besonderer Gegenstand des pädagogischen Nachdenkens bleibt. Unabhängig von solchen pädagogischen Rücksichten sind die eigentlich wissenschaftlichen Methoden, welche ausschließlich durch die Natur der wissenschaftlichen Probleme und den innern Zusammenhang der wissenschaftlichen Erkenntniß bedingt sind. Für solche Wissenschaften, die sich damit begnügen können, aus einer Vielheit beobachteter Fälle allgemeine Gesetze abzuleiten, sind vorzüglich die Methoden der *Induction* (s. d.) wichtig; wo es sich um einen innern Zusammenhang der Begriffe handelt, wird sich die Methode zu einer *speculativen* auszubilden suchen. Insofern in diesem letztern Falle das wissenschaftliche Erkennen durch einen Fortschritt von den Gründen (Principien) zu den Folgen, oder durch einen Rückgang von den Folgen zu den Gründen erzeugt wird, unterscheidet man *progressive* und *regressive* Methoden,

die man bisweilen auch als synthetische und analytische bezeichnet. In nahem Zusammenhange damit steht ein anderer Unterschied des methodischen Verfahrens, indem man entweder ein Ganzes der Erkenntniß schon als gefunden betrachtet und unabhängig von der Art seiner Entstehung darstellt, oder in der Art der Entstehung selbst die Gründe der einzelnen Sätze darlegt. Die letztere Methode ist die eigentlich heuristische oder genetische, deren Anwendbarkeit sich nach der Beschaffenheit des Erkenntnißgegenstandes modificirt. Mit dem größten Erfolge ist sie in neuerer Zeit, namentlich von Steiner, auf die Geometrie angewendet worden. Für die methodischen Hülfsmittel, deren jede Wissenschaft je nach der Beschaffenheit der Probleme mannichfaltige bedarf, bietet die Logik mit ihrer Lehre von den Definitionen, Eintheilungen und Beweisen nur die allgemeinste Grundlage dar und es war eine zu enge Ansicht, wenn man die sogenannte mathematische oder Euklidische Methode, die eben von Erklärungen und Axiomen zu Lehrsätzen fortschreitet, für den alleinigen Ausdruck einer strengen wissenschaftlichen Methode hielt und, wie Spinoza und Wolf thaten, in dieser äußerlich erkennbaren Sonderung von Definitionen, Axiomen, Theoremen, Corollarien, Scholien, Lehrsätzen u. s. w. das Wesen der mathematischen Methode suchte. In der Philosophie würde die Methode den willkürlosen Gang eines nothwendig fortschreitenden Denkens bezeichnen. (S. Dialektik.) Das Verfahren der Philosophie rücksichtlich der Wahl ihrer Methoden ist zum größten Theil sehr unsicher. Zu der Zeit, als man das philosophische Wissen, statt auf Begriffe, auf intellectuelle Anschauungen gründen zu können meinte, wurden alle Methoden, die auf der Reflexion beruhten, sehr geringgeschätzt. Die Behauptung, daß es für die ganze Philosophie nur eine einzige Methode gebe, hat Hegel (s. d.) am entschiedensten ausgesprochen. Hegel's dialektische Methode trat mit dem Anspruch auf, in der Entwicklung der Gedanken und Begriffe zugleich die Natur der Dinge vor Augen zu legen; sie machte Anspruch, die wahrhaft genetische, das Wesen der Sache selbst ewolvirende Methode zu sein; gerade über diesen Punkt jedoch, ob sie nur einen Proceß des Denkens oder zugleich den objectiven Proceß des Geschehens bezeichne, sind die Ansichten der Schüler Hegel's getheilt. Andere Denker, wie namentlich Herbart (s. d.), gestatten nicht nur, sondern fordern für die Auflösung der verschiedenen philosophischen Probleme verschiedene Methoden, weil jede Methode ihrem Gegenstand immanent sei und die Verschiedenheit der Gegenstände auch verschiedene Methoden verlange.

Methodik oder **Methodologie** heißt die Anweisung zur methodischen und zweckmäßigen Behandlung irgend einer Aufgabe, z. B. zur Erlernung oder zum Vortrag einer Wissenschaft, zur Ausführung eines Geschäfts u. s. w. So spricht man von einer Methodologie des akademischen Studiums, der Medicin u. s. w. (S. Hodegetik.) Eine allgemeine wissenschaftliche Methodologie ist noch eine ungelöste Aufgabe, die nur durch ein sehr specielles Eingehen in den Geist der einzelnen Wissenschaften würde gelöst werden können, man müßte denn die logische Lehre von der Methode so nennen, die aber deshalb sehr dürftig ist, weil sie nur diejenigen methodischen Gesetze berührt, die allen Wissenschaften gemein sind. In der Kant'schen Schule nannte man denjenigen Theil einer Untersuchung Methodenlehre im Gegensatz zu der Elementarlehre, der sich mit der Anwendung der Elementarbegriffe auf das durch sie beherrschte Erkenntnißgebiet beschäftigte.

Methodiker nannten sich die Anhänger einer von Themison aus Laodicea im letzten Jahrh. v. Chr. gestifteten medicinischen Schule, welche auf dem Mittelwege zwischen Dogmatismus (s. d.) und Empirismus (s. d.) eine feste Regel für die Therapie zu geben versuchte. Das sehr einfache System leitete alle Krankheiten aus einer mit Trockenheit verbundenen Zusammenziehung, oder einer durch vermehrte Aussonderungen sich aussprechenden Erschlaffung der die Säfte enthaltenden Kanäle oder endlich von einem aus diesen beiden gemischten Zustande her. Die Zusammenziehung wurde nun mit erschlaffenden, die Erschlaffung mit zusammenziehenden, der gemischte Zustand aber mit solchen Mitteln behandelt, welche dem in ihm vorherrschenden Krankheitsprincip nach derselben Regel entsprachen. Ein besonderes sogenanntes prophylaktisches Verfahren jedoch machten die Vergiftungen nöthig. Allerdings war dieses System aus Empirie und Dogmatismus zusammengesetzt, hielt aber keineswegs die richtige Mitte zwischen beiden, indem es höchst einseitig nur von jedem dieser beiden Extreme einen Theil seiner Lehre entlehnte und so weniger

die Vorzüge als die Fehler derselben in sich vereinigte. Das Hauptverdienst der Methodisten ist die erste Anregung des Gedankens an allgemeine Indicationen (s. Heilanzeigen) und somit an eine allgemeine Therapie (s. d.). Der Leichtigkeit wegen, welche dieses System in seiner praktischen Anwendung bot, fand es viele Anhänger, von denen aber die bedeutendsten fast sämmtlich Veränderungen damit vornahmen; die ausgezeichnetsten unter ihnen sind Soranus aus Ephesus, welcher unter Trajan und Hadrian lebte und von dessen Werken noch einige in der lat. Bearbeitung von Lätius Aurelianus übrig sind, Lesther selbst und Moshion. Vgl. Clarus, „De methodicae scholae principibus“ (Lpz. 1799, 4.).

Methodisten heißen die Mitglieder einer Religionsgesellschaft, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. im Schooße der engl. Kirche entstand. Einige junge Theologen zu Oxford hatten sich um 1720 zu frommen Übungen und strengern Sitten vereinigt, namentlich beabsichtigten sie eine genauere Beobachtung der Vorschriften des N. T., als damals in der engl. Kirche gebräuchlich war, und widmeten sich Werken der Liebe. Andersgesinnte nannten sie wegen ihrer methodischen Frömmigkeit Methodisten, ein Name, der später von ihnen selbst angenommen wurde. In dem Bunde zeichneten sich John Wesley (s. d.), der eigentliche Stifter desselben, sein Bruder Karl Wesley und der 1732 beigetretene Georg Whitefield (s. d.) durch Talent, Eifer und Ansehen aus. John Wesley ging 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er als Heidenbefehrer zwei Jahre arbeitete. Durch seine Verbindung mit den dortigen Herrnhutern angeregt, beschloß er, den frühern Bund bei seiner Rückkehr nach England nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Durch Whitefield's Predigten unterstützt, sammelte er zu London sehr bald eine kleine Gemeinde. Als die Geislichkeit der bischöflichen Kirche den methodistischen Predigern die Kanzel verbot, predigten sie im Freien. Der eigne Charakter dieser Feldpredigten vermehrte sehr bald den Anhang der Methodisten; auch trug hierzu bei, daß man wichtige, aber durch Lauigkeit und Skepticismus der brit. Geislichkeit von den Kanzeln verdrängte Glaubenssäge in den methodistischen Versammlungen behandelte und das natürliche Verderben des Menschen, die Versöhnung durch den Tod Christi, die Buße und Wiedergeburt wieder zur Sprache brachte. Sie bauten sich nun eigene Bethäuser, die sie Tabernakel nannten, und da die Regierung ihr Unternehmen nicht hinderte, schritten sie zur Errichtung einer Kirchenverfassung, die, obgleich das gute Vernehmen mit den Herrnhutern schon 1739 aufgehört hatte, doch zum Theil nach dem Muster der Brüdergemeinde zu Stande kam. Innerer Streit über die Gnadenwahl verursachte 1741 eine Trennung der Whitefieldianer, die sich zu dem calvinistischen Particularismus bekennen, von den Wesleyanern, die, wie die Arminianer oder Remonstranten, eine allgemeine Vorherbestimmung zur Seligkeit annehmen. Die Zahl der 39 Artikel der bischöflichen Kirche haben sie auf 25 herabgesetzt. Ihre Liturgie ist das Rituale der bischöflichen Kirche, nur beobachten sie es mit mehr Wärme und Innigkeit. An den Wochentagen versammeln sie sich früh vor und Abends nach 6 Uhr zum Gottesdienste; die Sonntagsfeier beobachten sie sehr genau. Monatlich ein Mal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields bei London zur Feier des Stiftungsfestes zusammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht sind die Gemeinden in Classen von 10—20 Mitgliedern, und diese wieder nach den Geschlechtern in kleinere Gesellschaften oder Bands getheilt, deren jede unter ihrem eigenen mit der Seelsorge und einer strengen Sittencensur beauftragten Vorsteher wöchentlich zusammenkommt. Alle Bands und Classen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinschaftliches Liebesmahl. Geleitet werden die Gemeinden von den Bischöfen, Predigern und Laienpredigern, die oft niedern Ständen angehören, und ungeachtet der Befoldung, die sie erhalten, ihr Gewerbe fortsetzen dürfen, auch keine besondere geistliche Tracht haben. Den Predigern stehen in jeder Gemeinde sieben Älteste zur Besorgung der bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten zur Seite; außerdem die Vorsteher der Classen und Bands und die Krankenbesucher. Die Conferenz, aus einer gewissen Anzahl Prediger bestehend, die sich jährlich versammeln, berathet die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft. Die Gemeinden haben eigene Schullehrer, und zu Kingswood bei Bristol besteht eine von Wesley gegründete Bildungsanstalt für methodistische Predi-

ger. Alle diese Diener der Gesellschaft wurden ehemals allein von den Predigern durch das Loos gewählt. Als aber nach Wesley's Tode im J. 1791 unter seinen Anhängern die Frage entstand, ob man nicht das Abendmahl, das sie bisher nach Wesley's Willen in den Versammlungen der bischöflichen Kirche genossen hatten, in den eigenen Tabernakeln halten und sich gänzlich von dieser Kirche lossagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abstimmung, sondern wieder durchs Loos entschieden, bildete sich unter dem Namen der neuen Methodistischen eine besondere Partei unter den Wesleyanern, die 1796 ein aus Predigern und Laien zusammengesetztes Kirchendirectorium bildete und jetzt zahlreicher ist als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Die Methodistischen sind in Großbritannien sehr zahlreich und wirken theils durch Missionen unter den Sklaven in Westindien und unter den Wilden auf den Südseeinseln, theils dadurch heilsam, daß sie die niederen Volksklassen zur Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht gewöhnen.

Die Methodistischen in Nordamerika sind zwar Wesleyaner, unterscheiden sich aber von den brit. Gemeinden auf mehrfache Weise. Schon 1766 gründeten methodistische Prediger aus Irland eine Gemeinde in Newyork, für die zwei Jahre später ein Bethaus angelegt wurde. Die erste Konferenz der amerikanischen Methodistischen wurde 1773 zu Philadelphia unter dem Vorfige Thom. Rankin's gehalten, dem Wesley die Oberaufsicht über die Gemeinden in den Colonien übergeben hatte. Nach der Revolution sendete Wesley 1784 einen seiner Jünger nach Amerika, welcher in einer Versammlung zu Baltimore einen Oberaufseher oder Bischof der amerikanischen Gemeinde einsetzte und zugleich zwölf Prediger zu Ältesten ernannte. Seitdem ist die bischöfliche Verfassung in Amerika eingeführt, und die Methodistischen heißen die methodistische Episkopalkirche. Sie besteht aus Diakonen, Ältesten und Bischöfen. Jeder, der sich vom heiligen Geiste ergriffen glaubt, wendet sich an seinen Prediger und erhält von ihm, wenn er für befähigt gehalten wird, die Erlaubniß, zu ermahnen. Hat er seine Befähigung auf diese Weise einige Zeit bewährt, so ertheilt ihm die örtliche Predigerconferenz die Erlaubniß, in einer Gemeinde aufzutreten, oder es ernennt ihn die jährliche Konferenz zum reisenden Prediger. Wenn er zwei Jahre lang gereist ist, wird er Diakon und zwei Jahre später Ältester. Die Prediger in den Gemeinden sind, wie in England, Laien, die nur Sonntags predigen. Die jährliche Konferenz besteht aus allen reisenden Predigern; die Generalconferenz bilden die Abgeordneten der jährlichen Konferenzen; sie wird von vier zu vier Jahren gehalten und hat alle Anordnungen für die Gemeinden zu machen. Die Bands bestehen aus drei bis vier Mitgliedern, entweder Männern oder Frauen, Verheiratheten oder Unverheiratheten, die besonderes Vertrauen zueinander zieht. Im J. 1842 zählte man 3 Mill. Methodistischen in Amerika in 3506 Gemeinden; ein methodistisches Seminar wurde 1831 zu Middletown in Connecticut eröffnet. Vgl. Southey, „J. Wesley's Leben, die Entstehung und Verbreitung des Methodismus“ (nach dem Englischen von Krummacher, 2 Bde., Hamb. 1828) und „The life of G. Whitefield“ (nach dem Englischen von Tholuck, Lpz. 1834).

Methuenvertrag heißt der von dem brit. Gesandten Methuen in Lissabon 1703 mit der portug. Regierung abgeschlossene Handelsvertrag, welcher festsetzte, daß wollene Tuche und andere Wollenwaaren brit. Ursprungs, die seit 1684 nicht mehr hatten eingeführt werden dürfen, wieder zu dem frühern Eingangszolle von 23 Procent vom Werthe in Portugal zugelassen werden sollten, wogegen Großbritannien sich verpflichtete, die portug. Weine bei der Einfuhr stets um ein Drittel niedriger als die französischen zu besteuern. Dieser Vertrag galt lange Zeit als ein höchst vortheilhafter für Großbritannien, wie ihn denn die Schule des nationalen Systems der politischen Oekonomie auch noch gegenwärtig für sich als einen solchen erkennt. Allein ein nur geringes Nachdenken lehrt, daß Großbritannien wol selten einen ihm gleich nachtheiligen Vertrag abgeschlossen haben möge. Denn da der Vertrag sich nur auf Portugal, nicht auf dessen Colonien bezieht, so wird durch ihn den portug. Weinen ein zehnmal größerer Verbrauch der Seelenzahl nach in Großbritannien, als den brit. Wollenwaaren in Portugal zugewiesen; sodann hat Großbritannien doch sicher ein größeres Bedürfniß und Vermögen für portug. Weine, als Portugal für brit. Tuche, und endlich verringerte Großbritannien noch dadurch seinen Verkehr mit

Frankreich, daß es einen der Hauptausfuhrartikel desselben, den Wein, von seinem Markte ausschloß und Frankreich zu Vergeltungsmaßregeln veranlaßte.

Methymna, jetzt Molivo, eine ehemals bedeutende Stadt auf der Ostküste von Lesbos (s. d.), berühmt durch seinen Weinbau und als Geburtsort des Avion (s. d.), blieb im peloponnes. Kriege allein den Athenern treu, als alle übrigen Städte der Insel die Bundesgenossenschaft mit denselben aufgegeben hatten. (S. *Mitylene*.)

Metis, die Klugheit, eine Tochter des Okeanos und der Tethys, war die erste Gemahlin des Zeus, welche auf Bitten desselben dem Kronos ein Brechmittel eingab, wonach er seine verschlungenen Kinder wieder von sich geben mußte. Als dem Zeus Gaa und Uranos verkündeten, daß sie zuerst ein Mädchen, dann einen Knaben gebären werde, der einst die Herrschaft erhalten werde, verschlang er sie, als sie noch mit der Athene schwanger war, und gebar dann diese selbst. (S. *Minerva*.)

Metonymie (griech.) nennt man in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen oder allgemeinen Begriffs mit solchen, die nothwendig oder zufällig mit ihm verbunden sind, um dadurch beim Leser oder Hörer eine bestimmtere und anschaulichere Vorstellung zu erwecken. Dahin gehört namentlich die Vertauschung 1) von Ursache und Wirkung, wie „kalt“ statt „todt“; 2) von Vorhergehendem und Nachfolgendem, wie bei Herder: „Nimm den Kern des Heers und zieh tapfer wider die Kroaten“ statt „Kämpfe“; 3) des Stoffes und des daraus Gebildeten, wie bei Schiller: „Jenem Gotte, den sein Marmor preißt“, oder „Kränze pflücken“ statt „Blumen“; 4) der Eigenschaft und ihres Subjects oder des Abstractum und Concretum, wie „Tugend“ statt „Tugendhafte“, „Laster“ statt „Lasterhafte“; 5) des Werkzeugs mit dem Gebrauche desselben, wie bei Engel: „Die Zunge und der Griffel machten den Menschen endlich zu Dem, was er werden sollte“; 6) des Orts und der Zeit mit den darin enthaltenen Personen und Begebenheiten, wie „Markt“ statt „Menschen“, „Griechenland“ statt „die Griechen“, „Gegenwart“ statt „die Zeitgenossen“; 7) des Zeichens mit der Sache selbst, z. B. „sie treten unter die Fahnen“. (S. *Troen*.)

Metopen oder **Zwischenfelder** nennt man in der Baukunst diejenigen Theile des dorischen Frieses, welche sich zwischen den mit den Triglyphen versehenen Balkenköpfen befinden. Sie bilden den Uebergang der Holzconstruction in die Steinconstruction, indem die letztere noch die Formen der erstern darstellt, welche die spätere Baukunst immer mehr und mehr verwischte. Über die Säulen hin ist der Länge nach ein Tragebalken, der Architrav, gelegt, auf welchem die Querbalken, die die Decke bilden, ruhen. Ihre Enden, die Balkenköpfe, sind zum bessern Wasserabfluß mit kleinen Kanälen, den Triglyphen, versehen, und die Felder zwischen den Balken, die Metopen, sind offen. Diese Verbindung bildet den Fries. Später wurden die Metopen ebenfalls geschlossen, standen aber immer etwas hinter den Balkenköpfen zurück; nachmals brachte man auch Sculpturen, z. B. am Tempel des Theseus u. s. w., in den Metopen an. Da dieselben fast quadratisch waren, machte ihre Eintheilung später, als man größere Säulenweiten annahm, Schwierigkeiten; sie erschienen zu lastend, und die ionische, schon weiter ausgebildete Säulenordnung zeigt nur noch den glatten Fries. Auch sie hat eine Art Metopen, aber an einer andern Stelle, nämlich am Kranzgesims.

Metre, s. **Maß** und **Gewicht**.

Metrik (griech.) ist die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus (s. d.) als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der verschiedenen, von den Dichtern gebrauchten Versmaße, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind, obgleich man gewöhnlich nur die Theorie der Verskunst darunter versteht. Sie erhielt bei den Griechen, die sich schon frühzeitig durch Gesang und Tanz an eine feste Wahrnehmung der rhythmischen Ordnung gewöhnt hatten und deren Dichter zugleich Tonkünstler und Gesetzgeber der Musik waren, durch vielseitigen Reichthum und Wohlklang der Versarten die vollendetste Ausbildung, während die Römer sich einen weit beschränktern und mehr praktischen Kreis derselben schufen und sich auch hierin meist sklavisch an ihre Vorgänger, die Griechen, hielten. Als Wissenschaft aber wurde sie von den alten griech. Musikern, Grammatikern, Rhetoren und Scholiasten, namentlich von *Aristoxenus* (s. d.), *Pepphastion* (s. d.) u. A. sehr mangelhaft behandelt, ebenso von den lat. Grammatikern, wie

von Priscian (s. d.) und Terentianus Maurus (s. d.), da man lediglich die praktische Nothdurft berücksichtigte und mit einer oberflächlichen Silbenzählung oder mit bloßen Schematismen sich begnügte. So lag das Studium der Metrik fast ganz in Vergessenheit, mit Ausnahme der nothwendigsten Regeln für das heroische Versmaß, bis Rich. Bentley (s. d.) mit Hintansetzung der Theorie der Grammatiker und der rein mechanischen Messung der Verse das Wesen der Metrik in dem rhythmischen Elemente erfaßte und so eine neue Bahn zeigte. Doch blieb seine Reform nur eine partielle und ohne tiefen Einfluß, da sich seine feinen Beobachtungen ausschließend auf die röm. Komiker beschränkten. Die Verdienste Bentleys hat Hermann in der Schrift „De Bentleio eiusque editione Terentii“ (Lpz. 1819, 4.; auch im 2. Bde. der „Opuscula“) trefflich gewürdigt. Zwar stellten auch nach Bentley mehre Gelehrte, besonders Brunck (s. d.) und Neiz (s. d.), recht gute und zum Theil scharfsinnige Bemerkungen über die antike Metrik auf; ein eigentlich und streng wissenschaftliches System derselben aber begründete zuerst Gottfr. Hermann (s. d.), der auf dem Wege, welchen ihm die kritische Philosophie vorzeichnete, zunächst nach den Kant'schen Principien aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die neue Wissenschaft entwickelte und die vorher ungeordneten Massen unter allgemeine und besondere Gesetze reichte. Diese gänzliche Umgestaltung blieb nicht ohne Widerspruch und Tadel, indem Einige, besonders Apel in seiner „Metrik“ (2 Bde., Lpz. 1814—16), den Mangel aller musikalischen Grundlage rügten, Andere, wie Böckh (s. d.), nur in der Theorie der alten Grammatiker als der einzig sichern historischen Basis das Wahre zu finden meinten. Vgl. Freese, „De Hermann metrica ratione“ (Halle 1829). Nach Hermann's Grundsätzen unterwarfen Friedemann, Spizner und Seidler einzelne Versarten mit glücklichem Erfolge einer genauern Untersuchung, Andere dagegen, wie Lange, hatten dessen Ansicht nicht einmal richtig verstanden, und so bietet gerade diese Wissenschaft bis jetzt noch die meisten Widersprüche und Verkehrtheiten dar. Theils jene schwankenden Principien selbst, theils der immer mehr überhandnehmende Wahn, daß die Kenntniß der antiken Metrik zu abstract und ungenießbar sei und zu wenig praktischen Gewinn verheißt, haben dieser Wissenschaft selbst auf Schulen und Universitäten nur geringen Eingang verschafft, obschon die neueste Zeit mehre brauchbare Handbücher darbietet, unter denen wir das von Munk „Die Metrik der Griechen und Römer“ (Glogau 1834) und von Freese „Griech.-röm. Metrik“ (Dresd. 1842) hervorheben. Die Metrik der deutschen Sprache hat J. H. Wolf in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache“ (2. Aufl., Königsb. 1831) zuerst begründet.

Metrometer oder **Metronom**, s. **Taktmesser**.

Metropolis, eigentlich Mutterstadt, im Gegensatz der Colonialstädte, hieß in Griechenland die Hauptstadt einer Provinz und in Asien überhaupt jede größere Stadt. Daher erhielten auch die Erzbischöfe, welche in großen Städten ihre Sitze hatten, den Titel **Metropolit** oder **Metropolitane**, und die erzbischöfliche Haupt- oder Mutterkirche den Namen **Metropolitankirche**.

Metrum (griech.), eigentlich Maß überhaupt, wird vorzugsweise in der Dichtkunst das Silben- oder Versmaß genannt, welches aus einer rhythmischen Aufeinanderfolge der Silben besteht und die bestimmte Form der Dichtersprache bildet. (S. **Rhythmus**.) Über das Wesen und den Werth des Metrums, worüber schon Aristoteles seine Ansichten mittheilte, hat in neuerer Zeit namentlich Klopstock in seinen „Grammatischen Gesprächen“ und in der Schrift „Über Sprache und Dichtkunst“ sich verbreitet.

Mette, vom lat. *matutina*, heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der katholischen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. die Christmette. Andere leiten den Ursprung des Wortes daher, daß Karl der Große zu Metz die erste fränk. Sängerschule gründete und deshalb der Kirchengesang *cantilena Metensis* (Mette) genannt wurde. Ubrigens sind auch in der protestantischen Kirche noch hier und da dergleichen Metten üblich.

Metternich ist ein sehr altes rheinländ., ursprünglich jülich'sches Dynastengeschlecht, welches schon im Freiherrnstande, noch vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde, das Sitz- und Stimmrecht auf dem Reichstage übte. Von den einstmaligen zwölf Linien der

Familie ist nur noch eine einzige vorhanden, die 1679 die reichsgräfliche, 1803 die reichsfürstliche Würde für den jedesmaligen Senior und durch Kaiser Franz I. 1813 die fürstliche Würde für alle Nachkommen erhielt. Als nach dem Erlöschen der Linien Winneburg und Weilstein deren Besitzungen, die Reichsgrafschaften Winneburg und Weilstein, die zwischen der Mosel und dem Hundsrück lagen, dem Kurfürstenthum Trier anheimfielen, belehnte mit ihnen der Kurfürst und Erzbischof Lothar von M., 1599—1623, seine Vettern, Karl Heinr. von M., der 1679 Kurfürst von Mainz wurde, und Phil. Emmerich von M., der durch Kaiser Leopold I. die Reichsgrafwürde erhielt. Als die erwähnten und andere unmittelbare reichsritterschaftliche Herrschaften und Güter jenseit des Rheins 1801 an Frankreich kamen, erhielt die Familie M. 1803 die Reichsabtei Dachsenhausen in Schwaben zur Entschädigung, die dann als Landesherrschaft den Namen Fürstenthum Winneburg erhielt, 1806 mediatisirt und an Württemberg abgetreten und 1825 vom Könige von Württemberg angekauft wurde, zu dessen unmittelbaren Domainen sie seitdem gehört. Den fürstlichen Titel erhielt zuerst Franz Karl Georg von M., geb. zu Koblenz 1746, der seit 1773 kaiserlicher außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Kurhöfen von Mainz, Trier und Köln und am Westfälischen Kreise, 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopold's II., 1791—94 dirigirender Minister in den Niederlanden war, bei dem rastädter Congresse als östr. Principalcommissarius fungirte, 1810 in Abwesenheit seines Sohnes provisorisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwaltete und am 11. Aug. 1818 starb. Gegenwärtig besitz die Familie M. die Herrschaften Königswart (s. d.) und Plass in Böhmen, die Herrschaft Kojetein in Mähren und die übrigen Kaunig'schen Allodialgüter; am Rhein die Güter Gramme, Bronbach, Oberehe und Reinhardtsstein; am Bodensee das Gut Herberg und endlich das Schloß und Gut Johannisberg (s. d.) unter nassauischer Landeshoheit. Die jährlichen Einkünfte betragen 2—300000 Fl. Der gegenwärtige Standesherr ist der Fürst Clemens Wenzel Nepomuk Lothar von Metternich (s. d.).

Metternich (Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von), Herzog von Portella, östr. Haus-, Hof- und Staatskanzler, geb. am 15. Mai 1773 zu Koblenz, bezog 1788 die Universität zu Strassburg und verfab bei der Krönung des Kaisers Leopold's II. 1790 das Amt eines Ceremonienmeisters. Nachdem er hierauf noch bis 1794 die Rechte zu Mainz studirt und sodann eine Reise nach England gemacht hatte, wurde er kaiserlicher Gesandter im Haag und vermählte sich 1795 mit der Gräfin Eleonore von Kaunig, der Enkelin und Allodialerbin des berühmten Ministers Kaunig. Seine diplomatische Laufbahn eröffnete er bei dem rastädter Friedenscongreffe als Gesandter des westfäl. Grafencollegiums. Er wurde 1801 östr. Gesandter in Dresden, war im Winter 1803—4 in Berlin, wo er, als der dritte Coalitionkrieg ausbrach, den Allianzvertrag zwischen Osterreich, Preußen und Rußland zu Stande brachte, und ging 1806 als Botschafter nach Paris. Als solcher schloß er 1807 zu Fontainebleau die für Osterreich vortheilhafte Uebereinkunft, durch welche Brauman zurückgegeben und der Isonzo als Grenze gegen das Königreich Italien bestimmt wurde. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen Osterreich und Frankreich im J. 1809 wurden ihm die Pässe verweigert, die er erst kurz vor der Schlacht bei Wagram erhielt. Als Graf von Stadion am 9. Juli seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten niederlegte, erhielt M. erst provisorisch, dann am 8. Oct. definitiv die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Er brachte die Friedensverhandlungen zu Ungarisch-Altenburg mit dem franz. Minister Champagny zu Ende und begleitete dann die Kaiserin Marie Luise nach Paris. Seine Bemühungen, als er Napoleon 1812 in Dresden sah, den Ausbruch eines neuen Kriegs im Norden zu verhindern, scheiterten an dessen stolzen Entwürfen. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Verträge und Verpflichtungen, sowie der Rücksichten, welche die Familienverbindung erforderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht dazustehen, wo Europa Osterreichs Hilfe erwartete. In Prag führte er nun das Geschäft der bewaffneten Vermittelung Osterreichs, welche nach einer Zusammenkunft M.'s mit dem Kaiser Alexander zu Dpotschna an der böhm. schles. Grenze im Juni 1813 von Rußland und Preußen, und zufolge des mit Napoleon zu Dresden am 30. Juni unterzeichneten Vertrags auch von Frankreich anerkannt wurde. Als aber mit dem peremptori-

sehen Termine, am 10. Aug., das Friedensgeschäft noch nicht begonnen hatte, verfaßte M. in der Nacht vom 10. zum 11. Aug. die Kriegserklärung Osterreichs gegen Frankreich, und schon am Morgen des 11. überschritten die russ.-preuß. Heere die böhm.-schles. Grenze. Hierauf brachte M. in Reichenbach und in Teplitz, wo er am 9. Sept. 1813 die Quadrupelallianz unterzeichnete, jene feste Verbindung mit den Allirten zu Stande; auch schloß er am 8. Oct. zu Ried den Vertrag mit Baiern. Am Abend der Völkerschlacht von Leipzig ertheilte Kaiser Franz ihm die östr. Fürstenwürde für sich und seine Nachkommen. Frankfurt, Freiburg, Basel, Langres und Chaumont waren sodann Zeugen der diplomatischen Thätigkeit M.'s. Während des Congresses zu Chatillon leitete er die Verhandlungen im Hauptquartiere des Kaisers und von Dijon aus die mit dem Grafen von Artois, der in Nancy eingetroffen war. Dann begab er sich nach Paris, unterzeichnete die mit Napoleon bereits geschlossene Übereinkunft von Fontainebleau, sowie den Frieden vom 30. Mai und ging dann nach England, um den neuen Quadrupelallianztractat abzuschließen, bei welcher Gelegenheit ihm die Universität zu Oxford die Doctorwürde verlieh. Bei Eröffnung des Congresses in Wien übertrugen ihm die versammelten Minister einstimmig den Vorsitz. Er unterhandelte nebst Talleyrand und Wellington mit dem Könige von Sachsen in Presburg den Frieden zwischen Sachsen und Preußen und schloß als östr. Bevollmächtigter den zweiten pariser Frieden am 20. Nov. 1815 und im folgenden Jahre zu Mailand den Vertrag mit Baiern. Im J. 1817 verhandelte er mit dem röm. Stuhle; er war 1818 östr. Bevollmächtigter auf dem Congresse zu Aachen, führte 1819 den Vorsitz bei dem Congresse zu Karlsbad, leitete zu Wien 1820 die Ministerialverhandlungen zur Vervollständigung der deutschen Bundesacte und hierauf die zu Troppau und Laibach. Im J. 1821 zum Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt, war er sodann mit der Leitung der Verhandlungen zu Wien und auf dem Congresse zu Verona vom Oct. bis Dec. 1822 beauftragt und erhielt nach dem Tode des Staats- und Conferenzministers, Grafen Karl Zichy, im Oct. 1826 das Präsidium der Ministerialconferenzen für die innern Angelegenheiten. Nach Kaiser Franz's 1. Tode im J. 1835 blieb er im Besitze aller seiner Ämter und seines vollen Einflusses; er begleitete den Kaiser Ferdinand I. im Sept. 1835 nach Teplitz und Prag zur Zusammenkunft mit den Monarchen von Preußen und Rußland, war fortdauernd für Aufrechthaltung des Friedens, namentlich bei Gelegenheit des Conflictes über die orientalische Frage 1840 und 1841, thätig, zog Frankreich durch den Tractat vom 13. Juli 1841 wieder in den Bund der Großmächte und wußte bei den mehrmals hervorbrechenden Unruhen in Italien und in der Schweiz stets den Principien seiner conservativen Politik Geltung zu verschaffen. So glänzt M.'s Name in allen Staatsverhandlungen, welche die neue Gestaltung Europas und die Herstellung der alten Ordnung betrafen, und M.'s Ministerium ist die Epoche der glänzendsten Machtbegründung Osterreichs. Auch nahm er an den innern Angelegenheiten des Landes den wirksamsten Antheil. Er stand umfassenden Unternehmungen zu Gunsten der Nothleidenden thätig vor und beförderte vaterländische Wissenschaft und Kunst. Wie Kaunitz der Stifter, so war er der Wiederhersteller der Akademie der bildenden Künste in Wien. Im Anerkenntniße seiner ungemeynen Verdienste um den östr. Staat beschenkte ihn, sowie den Fürsten Karl von Schwarzenberg, der Kaiser Franz I. im Mai 1814 in Paris mit dem Rechte, das östr. und lothring. Wappenzeichen in das erste Feld seines Familienwappens aufzunehmen. Der König beider Sicilien, Ferdinand IV., erhob ihn im Febr. 1816 zum Herzog, mit einer Dotation von 60000 neapolit. Ducati und gab ihm am 1. Aug. 1818 den Titel eines Herzogs von Portella. Auch erhielt er am 1. Aug. 1816 von dem Kaiser Franz I. das Erbeigenthum des Schlosses und Gutes Johannisberg mit Vorbehalt des Rückfalls an Osterreich im Falle des Aussterbens der Familie. Der König von Spanien verlieh ihm die Grandeza erster Classe mit dem Herzogstitel, und mit Ausnahme des engl. Kniebandordens ist er Ritter aller ersten europ. Orden. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, gest. 1819, vermählte er sich 1827 mit der schönen Freiin von Lepkam, die zur Gräfin von Weilsheim erhoben wurde und 1829 starb, und 1831 zum dritten Male mit der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris, geb. 1805. Neben drei Töchtern hat er einen Sohn, Richard, geb. 1829, aus der zweiten, und zwei andere aus der dritten Ehe, nämlich Paul, geb. 1834, und Lothar, geb. 1837.

Meß, eine sehr starke Festung mit Citadelle und mehren Forts, die Hauptstadt des franz. Moseldepartements, am Einflusse der Seille in die hier schiffbare Mosel, hat im Ganzen ein altmodisches Ansehen, doch fehlt es nicht an graden und gut gepflasterten Straßen, schönen Häusern und mehren öffentlichen Plätzen. Sehenswerth sind der schöne Dom, das Zeughaus, eines der wichtigsten in Frankreich, die Ruinen einer röm. Wasserleitung und die Ruinen des Grabmals Kaiser Ludwig's des Frommen. Sie ist der Sitz eines Bischofs und hat ein Lyceum, eine vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule und eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste. Außer wichtigen Wollen- und Baumwollfabriken findet man daselbst viele Gerbereien und Färbereien. Auch treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel mit Landeserzeugnissen und bauen viel Obst. Jährlich wird im Mai eine Messe gehalten. M. ist das Divodurum der Gallier und das Mediamatrica der Römer. Unter der Herrschaft der Franken erlangte es große Wichtigkeit und wurde die Hauptstadt Austrasiens. In der Theilung der karolingischen Länder kam es an das Deutsche Reich, dem es als freie Reichsstadt unmittelbar unterworfen blieb, bis 1552 die Franzosen sich seiner bemächtigten, denen es erst im westfälischen Frieden förmlich abgetreten wurde.

Mezu oder **Met su** (Gabr.), einer der vorzüglichsten niederländ. Genremaler, geb. zu Leyden 1615, lebte meist zu Amsterdam und starb daselbst, von übermäßiger Arbeit erschöpft, im J. 1658. Seine Gemälde gehören meist dem feinern, gemüthlicheren Genre an; seine Auffassung ist ungezwungen und einfach, die Ausführung höchst vollendet, sodas er mit Terburg und Dow, nach deren Werken er sich bildete, in eine Linie gestellt werden kann. Sein „Laboratorium“, seine „Frau mit Früchten“, vor Allem die mehrfach vorhandene „Kranke mit dem Arzt“ gehören zu den Geistreichsten, was das niederländ. Genre geschaffen. Seines langsamen Arbeitens und seines frühen Todes wegen sind verhältnißmäßig nicht viele Werke seiner Hand vorhanden, weshalb dieselben außer allem Preise stehen. Er genoß schon bei Lebzeiten hohe Achtung, und sein Umgang war sehr gesucht. Seine besten Schüler waren J. van Geel und van der Meer von Delft.

Meudon, ein sehr altes königl. Lustschloß im gleichnamigen Flecken in der Nähe von Paris, unfern der Seine, gehörte im 16. Jahrh. der Geliebten König Franz's, Anna de Pisseleu, der nachherigen Herzogin von Etampes, und im 17. Jahrh. dem Minister Louvois, der den Park erweiterte und das Schloß der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu ihren Sitzungen einräumte. Nach Louvois' Tode kaufte es Ludwig XIV. und schenkte es dem Dauphin (Ludwig XV.), welcher neben dem alten von Philibert Desorme erbauten Gebäude einen neuen Palast aufzuführen und durch *Le nostre* (s. d.) den Garten verschönern ließ. Nachdem es unter Ludwig XVI. der Marie Antoinette und dem jungen Herzog von der Normandie, nachherigem Dauphin (Ludwig XVII.), zum Wohnorte gedient hatte, erhielt es während der Revolution durch Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 20. Oct. 1793 die Bestimmung, dem Nationalinstitut zur Vorbereitung nützlicher, besonders militärischer Erfindungen zu dienen. So fertigte man daselbst unter Anderm die in der Schlacht von Fleurus 1794 angewendeten Luftballons und später wurde es der Sitz einer aeronautischen Schule. Zur Zeit des Kaiserreichs wurde das Schloß prächtig wieder erneuert, und hierauf dem König von Rom, so lange er noch die Brust erhielt, und während des russ. Feldzugs auch Napoleon's Gemahlin als Aufenthaltsort angewiesen. Den Bewohnern des Fleckens M. gibt der Weinbau und die Arbeit in den Kreidebrüchen vollkommen Arbeit. Bekannt ist im Handel die Kreide unter dem Namen *blanc de Meudon*.

Meulen (Ant. Franz. van der), Schlachtenmaler, geb. zu Brüssel 1634 von reichen Eltern, hatte den dasigen Hofmaler Pet. Snaeyers zum Lehrer. Einige seiner Arbeiten, die nach Frankreich kamen, machten Lebrun auf ihn aufmerksam, worauf er von Colbert an die Gobelinmanufaktur berufen wurde. Durch sein Talent als Schlachtenmaler setzte er sich bei Ludwig XIV. in Gunst, der ihn auf seinen Feldzügen stets in seinem Gefolge hatte, und nicht selten ihm selbst die Gegenstände anwies, die er durch den Pinsel verewigt wünschte. So fand M. Gelegenheit, sich immer mehr in seinem Fache zu vervollkommenen, und erhielt bald den Ruf als einer der vorzüglichsten Schlachtenmaler. Auch zeichnete er sich in der Genre- und Landschaftsmalerei aus. Unter die berühmtesten seiner Arbeiten ge-

hören der Einzug Ludwig's XIV. in eine eroberte Stadt, dessen Einzug in Arras und die Belagerung von Maastricht; ferner ein Ritter, welcher, ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer spricht, die ihre Guitarre stimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand, und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man von ihm viele trefflich gearbeitete Ansichten der königlichen Schlösser in Frankreich und mehre Arbeiten, die er zum Behuf der Gobelinmanufactur lieferte. Seine große Gewandtheit in der Pferdematerei bewog seinen Freund Lebrun, dessen Richte er heirathete, ihm die Ausfuhrung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Er wurde 1673 Mitglied der Akademie und starb 1690. Unter seinen Schülern ist Jean van Hugtenburgh (s. d.) der berühmteste.

Meurfus (Johannes), der Ältere, eigentlich de Meurs, einer der thätigsten Philologen und Alterthumsforscher, geb. 1579 zu Loosduinen beim Haag, studirte zu Leyden Philologie und bereiste nach Vollendung seiner akademischen Studien einen großen Theil Europas. Bei seiner Rückkehr im J. 1610 erhielt er die Professur der Geschichte und ein Jahr darauf die der griech. Sprache in Leyden. Später nahm er, als in den Generalstaaten die politischen Parteilungen überhand nahmen und auch ihn, den zurückgezogenen und friedliebenden Gelehrten, unangenehm berührten, eine vom Könige von Dänemark ihm angetragene Lehrerstelle an der Akademie Soroe an, die er auch bis an seinen im J. 1639 erfolgten Tod bekleidete. Außer den Ausgaben von mehren griech. Schriftstellern der spätern Zeit, insbesondere des Lykophron (Leyd. 1597), der „Wundergeschichten“ des Antigonus Karystius (Leyd. 1619, 4.), des Apollonius Dyskolos (Leyd. 1620, 4.) und Phlegon Trallianus (Leyd. 1620, 4.), und des „Glossarium graeco-barbarum“ (Leyd. 1614, 4.), sowie der Schrift „Athenae batavae“ (Leyd. 1625, 4.), bearbeitete er namentlich in einer großen Anzahl von Monographien einen fast encyclopädischen Kreis der griech. Alterthümer, die in dem „Thesaurus antiquitatum graec.“ von Jak. Gronov (13 Bde., Leyd. 1697—1702, Fol.) und in der von Lami besorgten Gesamtausgabe der Werke des M. (12 Bde., Flor. 1741—63, Fol.) enthalten sind, freilich aber ganz im Geiste jener Zeit mehr Sammelfleiß und Belesenheit als Kritik und Geschmack verrathen. — Sein Sohn Johannes M., der Jüngere, geb. 1613 zu Leyden, welcher seinem Vater nach Dänemark gefolgt war und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, aber schon 1653 starb, hat die Alterthumswissenschaft ebenfalls durch einige gründliche Abhandlungen bereichert, während er an den unter seinem Namen erschienenen schmutzigen „Elegantiae linguae lat.“ (beste Ausg., Leyd. 1757), die den Franzosen Chorier aus Grenoble zum Verfasser haben, auch nicht den entferntesten Antheil hatte.

Meurthe, ein in dem ehemaligen Lothringen gelegenes Departement des nordöstlichen Frankreichs, das seinen Namen von der auf den Vogesen entspringenden Meurthe, einem Nebenflusse der Mosel, hat, mit 444000 E. auf 118 QM., ist nach den Vogesen hin sehr gebirgig und waldig, reich an Flüssen und ergiebig an Feld- und Gartenfrüchten, Eisen, Salzquellen, Fischen, Bienen und Wild. Die meist katholischen, arbeitsamen Bewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Verfertigung von Glas, irdenen Waaren und mit Weberei. Die Hauptstadt des Departements ist Nancy (s. d.).

Meufel (Joh. Georg), ein äußerst fleißiger Kunst- und Literaturhistoriker, geb. 1743 zu Eyrichshof bei Bamberg, wo sein Vater Cantor war, erhielt seine akademische Vorbildung in Koburg und studirte 1764—66 zu Göttingen. Hierauf wendete er sich nach Halle, wo er sich habilitirte, wurde 1769 Professor der Geschichte in Erfurt und 1780 in Erlangen, wo er am 19. Sept. 1820 starb. Die Menge seiner Schriften ist ein Beweis des ersten Fleißes und der Vielseitigkeit seiner gelehrten Thätigkeit. Sein „Gelehrtes Deutschland“ (fortgesetzt von Ersch und von Lindner, 23 Bde., Lemgo 1796—1834), das „Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller“ (15 Bde., Lpz. 1802—16) und seine nicht beendigte Bearbeitung von B. G. Struve's „Bibliotheca historica“ (Bd. 1—11, Lpz. 1782—1804) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit und Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Partien derselben bearbeitet hatte, größere Sammlungen unternahm. Dahin gehören sein

„Deutsches Künstlerlexikon“ (2 Bde., Lemgo 1778; neue Aufl., 3 Bde., 1808—9); „Miscellaneen artistischen Inhalts“ (30 Hefte, Erf. 1779—87); „Museum für Künstler und Kunstliebhaber“ (18 Stück, Manh. 1787—92); „Neues Museum u. s. w.“ (4 St., Lpz. 1794—95); „Neue Miscellaneen artist. Inhalts“ (14 St., Lpz. 1795—1803) und „Archiv für Künstler und Kunstliebhaber“ (4 St., Dresd. 1803—8). Um die Statistik endlich, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, machte er sich durch die „Anleitung zur Kenntniß der europ. Staatenhistorie“ (5. Aufl., Lpz. 1816), die „Literatur der Statistik“ (2 Bde., Lpz. 1806—7) und das „Lehrbuch der Statistik“ (4. Aufl., Lpz. 1817) verdient, und ebenso um die allgemeine Geschichte durch mehrere Journale und Sammlungen. Weniger glücklich war er mit seiner „Geschichte von Frankreich“, die den 36.—39. Theil der „Allgemeinen Welthistorie“ bildet, und mit seinem „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit“ (3 Abth., Lpz. 1799), indem besonders in dem letzten Werke der große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffes werden lassen.

Meuterei heißt das meist geheime Aufregen Anderer zu einer Empörung, indem man seine Unzufriedenheit gegen sie ausspricht und sie verleitet, sich gegen die bestehende Ordnung und ihre Obrigkeit aufzulehnen. (S. Uufruhr.) Das Verbrechen der Meuterei ist vor dem Gesetze stets strafbar und wird an den Meutereern im Kriege und auf der See jedesmal auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Mexico oder Mejico, eine Republik Nordamerikas, wird im Norden vom Oregongebiet und den Vereinigten Staaten, im Osten von den letztern und dem Amerikanischen Meerbusen, im Süden von den Staaten Mittelamerikas und dem Stillen Ocean und im Westen von diesem Meer allein begrenzt und hat einen Flächenraum von 44000 QM. Die Bodengestaltung M.s wird von den das Land durchziehenden Cordilleren bestimmt, die hier einen eigenthümlichen Charakter haben, indem sie durchaus als ein Plateau auftreten, dessen südlicher Theil ein völliges Tafelland, das von Anahuac, bildet, auf dessen Scheitelfläche sich nur eine Reihe isolirter vulkanischer Schneegipfel erhebt, während im nördlichen Theil wieder Kettengebirge sich erheben, die das Plateau von Neumexico, sowie die Hochflächen von Durango und Sonora und das Tafelland von Neucalifornien bilden. (S. Cordilleras.) Das Tafelland von Anahuac oder dem eigentlichen M. liegt zwar innerhalb der Wendekreise; doch besitzen in Folge der Höhe dieses Plateaus (7000 F.) nur die Küstenterrassen zu beiden Seiten desselben ein tropisches Klima, das von der furchtbarsten Hitze am Küstenraume durch alle Nuancen des Klimas hindurch bis zum ewigen Schnee auf den Gipfeln der riesigen Vulkane sich abstufet. So unterscheidet man denn hauptsächlich drei klimatische Abstufungen, die heiße, die gemäßigte und die kalte Region. Die nördlichen Plateaulandschaften M.s außerhalb der Wendekreise haben natürlich ein um so weniger heißes Klima als das Plateau von Anahuac, je mehr sie nach Norden liegen. Eine Landplage sind die Erdbeben und die Orkane an den Küsten. Sämmtliche Plateaus M.s, besonders die nördlichen, leiden an großer Trockenheit, da die Tropenregen nur im südlichen M. während der Monate Juni—Sept. herrschen. Daher kommt es auch, daß M. weder viele noch große Flüsse aufzuweisen hat; die bedeutendsten sind der Rio del Norte, der im Hochlande von Neumexico entspringt und in den Mexicanischen Meerbusen mündet, und der Colorado de Occidente, der ebenfalls im Hochlande von Neumexico entspringt und in den Meerbusen von Californien mündet. In Folge seiner klimatischen und der Bodenbeschaffenheit ist M. im Ganzen nicht überall gleich fruchtbar. Das eigentliche M. oder das Plateau von Anahuac gehört wegen seiner ungemeinen Fruchtbarkeit zu den gesegnetsten Gegenden der Erde; doch finden sich schon hier neben der üppigsten Tropenvegetation dürre, sandige Striche, und auf dem Plateau neben den herrlichsten Hochthälern viele wasserlose, öde Gegenden; noch mehr ist dies in den nördlichen Gegenden der Fall, in denen des eigentlich anbaufähigen Bodens verhältnismäßig nicht viel ist, indem der größere Theil von Savannen, die in der heißen Jahreszeit fast ganz verbrannt und nur in der nassen mit schönem Graswuchs bedeckt sind, oder von völligen Einöden und kahlen Felsgebirgen eingenommen wird. Die terrassenförmige Gestalt des Landes verleiht ihm in Folge der damit verbundenen klimatischen Abstufungen gleichzeitig die Nahrungspflanzen der Tropenwelt und die Culturgewächse des Nordens. Es gedeihen die Banane, der Brotfruchtbaum, die Co-

coyapalme und der Cacaobaum; aber ebenso Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Mais und Weizen in der größten Uppigkeit, sowie Gerste und Kartoffeln. Der Landbau ist daher die wichtigste und ergiebigste Nahrungsquelle M.s. Er wurde, wie schon vorher von den Eingeborenen, so zur Zeit der span. Herrschaft auf den Meiereien (haciendas) der Creolen mit großem Fleiß und Eifer betrieben; doch die unaufhörlichen innern Unruhen haben demselben Hände und Capitalien entzogen, die Felder verwüstet, die Dörfer verödet, die künstlichen Bewässerungsanstalten, die in einem so trockenen Lande wie M. die erste Bedingung eines gedeihlichen Anbaus sind, verdorben, und bei der Unsicherheit der Existenz den Anbau auf das Nöthigste beschränkt. Auch die Viehzucht ist allgemein und erstreckt sich auf alle europ. Hausthiere, leidet aber ebenfalls unter dem gegenwärtigen traurigen politischen Zustande des Landes. Hinsichtlich des Mineralreichthums steht M. noch immer unter allen edle Metalle ausbeutenden Ländern auf erster Linie; denn wenn es auch nicht mehr die ungeheuern Massen Gold und Silber wie zur Zeit der span. Herrschaft, die den Bergbau als Hauptquelle ihres Einkommens vor Allem schützte und förderte, liefert, und die innern Kriege auch diesen Gewerbszweig in Verfall gebracht haben, so schlägt man die jährliche Ausbeute doch noch immer auf 4000 Mk. Gold und 1,956000 Mk. Silber an. Neuerdings hat sich der Bergbau in Folge der Bemühungen und Capitalien auswärtiger, besonders engl. Bergwerksgesellschaften wieder mehr gehoben; doch werden unedle Metalle, obschon sie ebenfalls in großer Menge vorhanden sind, verhältnißmäßig nur wenig zu Tage gefördert. Noch nachtheiliger als auf die Erzeugung der Naturproducte haben die gegenwärtige politische Zerrüttung des Landes auf die Gewerbe, die sich übrigens auch unter der span. Herrschaft in fortwährender Kindheit befanden, und auf den Handel eingewirkt, der außerdem durch den Mangel an Straßen, an Credit und öffentlicher Sicherheit, an guten Häfen auf der östlichen Küste, sowie durch die Widrigkeit der im Mexicanischen Meerbusen herrschenden Winde und Strömungen so benachtheiligt wird, daß die reichen Naturproducte des Landes, seine kostbaren Mahagony- und Campeche- und andere Hölzer, seine Baumwolle und Colonialwaaren, sein Taback, Cacao und Getreide, seine Vanille, Cochenille u. s. w. aus Mangel an Vertrieb keinen Absatz finden. So kommt es denn, daß von den 21 Mill. Thlr., welche die Ausfuhr M.s beträgt, 19 Mill. in edlen Metallen bestehen, während die Einfuhr fast nur aus Gewerbszeugnissen besteht und auf 22 Mill. Thlr. sich beläuft.

Die Einwohnerzahl M.s beläuft sich auf mehr als 7 Mill., deren größerer Theil auf dem Plateau von Anahuac concentrirt ist, während die nördlichen Provinzen schwächer und Neumexico und Californien am schwächsten bevölkert sind. Die gesammte Bevölkerung zerfällt ihrer Abstammung und Sprache nach, seitdem alle geborene Spanier, in M. Chapeones genannt, im J. 1829 aus dem Gebiet der Republik verbannt worden sind, in vier Haupttheile: 1) Creolen oder Weiße span. Abkunft, deren Zahl man auf 1 Mill. schätzt, und deren Sprache, die spanische, da sie bis auf die neueste Zeit die Herrschenden waren, die allgemein verbreitete und auch der Mehrzahl der ursprünglichen Einwohner bekannt und geläufig ist, ohne jedoch die verschiedenen Sprachen derselben verdrängt zu haben; 2) Indianer oder Ureinwohner, etwa 4 Mill., am zahlreichsten die aztekischen Völker auf dem Plateau von Anahuac, wogegen die neumerican., californ. und nichtaztekischen Indianerstämme meist nur schwache und größtentheils herumschweifende Jägerhorden sind; 3) Neger, deren Zahl jedoch kaum 60000 beträgt und in Folge der Aufhebung der Sklaverei täglich mehr abnimmt; 4) die aus der Vermischung der drei vorgenannten Racen entstandene Bastardbevölkerung, Mestizen, Mulatten, Zambos, Chinos u. s. w. in ihren verschiedenen Abstufungen (Tercerones, Quaterones u. s. w.) und Übergängen, die auf 2 Mill. Seelen sich beläuft und seit der Freierklärung aller Racen in dem Volks- und Staatsleben M.s ein höchst bedeutsames Element bildet. Dabei ist zu bemerken, daß die farbigen Racen an Zahl gewinnen, während die Creolen, theils durch die immerwährenden Bürgerkriege, theils durch ihre häufigen Verbindungen mit Mischlingen, theils in Folge des Mangels an Einwanderung aus Europa, fortwährend sich mindern. Mit Ausnahme von ungefähr 200000 wilden Indianern, die im Gegensatz zu den Indios fideles, den gläubigen, d. i. christlichen Indianern, Indios bravos genannt werden und in den nördlichen Provinzen herumschweifen, bekennet sich die ganze eigentliche Bevölkerung zur röm.-katholischen Kirche; denn die

wenigen Protestanten, die in den größern Städten des Handels oder der Gewerbe wegen sich angesiedelt haben, sowie die Abenteurer, die seit der Revolution nach M. eingewandert, sind mehr als Ausländer denn als mexican. Staatsangehörige zu betrachten. Die katholische Kirche, die durch einen Erzbischof und acht Bischöfe, abgesehen von dem zu Yucatan, verwaltet wird, hat durch kluges Nachgeben und thätiges Eingreifen bei der Losfagung von Spanien, noch den größten Theil ihres alten Ansehens, ihren Pomp und ihre Einkünfte, ihre Klöster und einen zahlreichen Klerus gerettet, welcher letztere jedoch keineswegs auf der sittlichen und intellectuellen Höhe steht, um einen wahrhaft heilsamen und bildenden Einfluß auf die meist sehr rohe, ohne allen Unterricht aufwachsende Menge ausüben zu können. Daher kommt es auch, daß der Gottesdienst in M. lediglich in äußern Ceremonien, in Bilderdienst, Processionen und Schaustellungen besteht und um so weniger die alten heidnischen Traditionen und göpdienerischen Gebräuche bei einem großen Theil der Ubevölkerung auszurotten gewußt hat, als er einestheils selbst noch den Charakter halben Heidenthums trägt, andertheils aber unter dem gebildeten oder halbgebildeten Theile der Bevölkerung eine religiöse Gleichgültigkeit erzeugt hat, die täglich weiter um sich greift.

Das gegenwärtige M. begreift das ehemalige Vicekönigreich Neuspanien, das in das eigentliche M. oder Altmerico, den mittlern und südlichen, in Neumerico, den nordöstlichen, und in Californien, den nordwestlichen Theil des Landes umfassend, zerfiel. Unter den Namen der Vereinigten mexican. Staaten (Estados unidos mexicanos) bildet M. eine Republik, die auf der Verfassung vom 4. Oct. 1824 beruht, welche, größtentheils der der Vereinigten Staaten nachgebildet, wie diese eine föderative, demokratische und repräsentative ist. Die Souverainetät steht dem Volke zu, die gesetzgebende Gewalt aber wird von dem aus einer Abgeordnetenkammer und einem Senat bestehenden Congress ausgeübt. Jede Provinz wählt zwei Senatoren, und auf je 40000 E. einen Deputirten. Ein Präsident und ein Vicepräsident, auf vier Jahre gewählt, stehen an der Spitze der ausführenden Gewalt. Die Freiheit der Presse ist garantirt, dagegen ist der katholische Cultus die Staatsreligion und keine andere darf neben ihr bestehen. Alle Mexicaner ohne Unterschied genießen gleiche Rechte und sind mit 18 Jahren vollkommen selbständig. Die Richter sind unabhängig; Güterconfiscationen, Tortur und Einkerkungen auf bloße Verdachtsgründe sind aufgehoben. Neben dem Congress bestehen in jeder Provinz noch Provinzialversammlungen, um die Verwaltung derselben zu leiten. Doch hiervon ist zur Zeit wenig in der Wirklichkeit ins Leben getreten. Alle Theile der Verwaltung liegen danieder; die Gerechtigkeitspflege verdient diesen Namen nicht; die Finanzen sind in der größten Unordnung, die Ausgaben übersteigen bedeutend die Einnahmen, die man auf 30 Mill. Thlr. berechnet, und die Staatsschulden belaufen sich auf 44 (nach einer andern Angabe auf 80) Mill. Thlr.; das Heer besteht aus einer ebenso feigen, als zuchtlosen Soldatesca, welche jedem Abenteurer feil ist und seit 20 Jahren nach Art der Prätorianer durch Militairrevolutionen das Land regiert; die Marine zählt nur wenige kleine Schiffe, die sich nie vor einem Feinde zu zeigen wagen und im Hafen von Vera-Cruz verfaulen; an Straßen-, Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei fehlt es so gut wie ganz und das Unterrichtswesen ist im höchsten Grad vernachlässigt. Die Verfassung ist durch die vielen Revolutionen fortwährend verändert worden, bald im Sinne des föderalistischen oder demokratischen Princip, bald im Sinne des centralistischen oder aristokratisch-hierarchischen, je nachdem das eine oder das andere siegte. Im Ganzen war in den letzten Jahren das centralistische vorherrschend, dem gemäß die Föderativrepublik der souverainen Staaten in eine einzige untheilbare Republik, welcher allein die Souverainetät zukommt, verwandelt wurde. Die ganze Republik besteht, wenn man Yucatan (s. d.), das jedoch factisch unabhängig ist, dazu rechnet, aus 20 Departements und fünf Gebieten, worunter die beiden Californien (s. d.). Die wichtigsten Städte sind Mexico (s. d.), Guadalarara (s. d.), Guanajuato (s. d.), Valladolid, San Luis Potosi, Puebla de los Angeles oder Tlascala, Queretaro, Guayaco, Vera-Cruz (s. d.), Tampico und Acapulco (s. d.).

Die Geschichte M.s vor der Ankunft der Spanier liegt in großem Dunkel; doch geht mit Gewisheit hervor, daß das Plateau von Anahuac in den ältesten Zeiten schon von verschiedenen Völkerschaften, von denen einige einen gewissen Grad von Civilisation sich er-

worben hatten, bewohnt wurde. Um die Mitte des 7. Jahrh. n. Chr. wanderten die Tolteken ein, ein gebildeter Volksstamm, dem die meisten Trümmer von Städten, Befestigungen, Tempeln und Palästen, die man noch in M. findet, zugeschrieben werden, die in Gold und Silber arbeiteten, Mais und Baumwolle bauten, Hieroglyphenschrift besaßen und ein Sonnenjahr hatten. Sie kamen von Norden her, weshalb die Hypothese sich geltend gemacht hat, daß sie aus Ostasien stammen und die Nachkommen eines von den Hiognu im 4. Jahrh. n. Chr. vertriebenen civilisirten ostasiat. Volks seien, das über die Aleutischen Inseln nach Nordamerika gewandert und dann daselbst immer mehr nach Süden vorgeückt, bis es die Völker auf dem Plateau von Anahuac erreicht, sie unterworfen und ein Reich gegründet habe, das durch einen hohen Grad von Civilisation, sowie ihre Religion durch Milde und sittlichen Charakter sich auszeichnete. Spätere Einwanderer, die sich mit den Tolteken vereinigten und ihre Gesittung annahmen, waren die Chechemeken und die Acolhuier, von welchen letztern das von den Tolteken gegründete Reich den Namen Acolhuacan erhielt. Doch dieses Reich wurde im 15. Jahrh. von den Azteken oder eigentlichen Mexicanern gestürzt, wilden Stämmen, die im 12. Jahrh. ebenfalls von Norden eingewandert waren, sich anfangs in gedrückten Verhältnissen niedergelassen hatten, aber nach und nach immer mehr auf Kosten der Acolhuier um sich griffen, kleine Reiche bildeten, bis endlich das von Tenochtitlan oder Mexico die Suprematie erlangte und die meisten totekischen und übrigen aztekischen Staaten unterwarf. Es ist dies das Reich, welches die Spanier vorfanden und stürzten. Der sociale und sittliche Zustand, in dem sich dasselbe um diese Zeit befand, läßt sich folgendermaßen charakterisiren. Der aztekische Staat von Tenochtitlan bildete ein Feudalreich, das von einem Könige regiert wurde, dem eine doppelte Aristokratie von Adligen und Priestern zur Seite stand. Zahlreiche feste Völkerschaften, die in einem vollständig geordneten gesellschaftlichen Zustande sich befanden, trieben eifrig den Ackerbau, waren geschickte Weber und Färber, wußten die härtesten Steine kunstvoll zu bearbeiten, Gold und Silber zu gießen und zu formen und besaßen Werkzeuge von Bronze. Sie lebten in großen wohlgebauten Städten mit gigantischen Tempeln, weiten Palästen und prächtigen Gärten, und waren in der Astronomie so weit, daß sie ein vollkommeneres Sonnenjahr als die Griechen und Römer hatten. Sie besaßen in Hieroglyphen abgefaßte Jahrbücher und der König hatte seine Polizei, seine Diplomaten u. s. w. Die aztekischen Häuptlinge bildeten eine compacte Aristokratie. Das Schicksal der untern Classen und der überwundenen Völker war höchst elend. Der Götterdienst bestand hauptsächlich in Menschenopfern, die in unzählbarer Menge und auf die scheußlichste und fürchtbarste Weise dargebracht wurden, denn die Priesteraristokratie glaubte nur durch den blutigen Schrecken, welchen sie verbreitete, herrschen und das Volk in Unterwürfigkeit halten zu können.

Im J. 1508 entdeckten die span. Seefahrer Solís und Pinzon zuerst Yucatan; doch erst 1518 wurde die Ostküste von Anahuac von Grijalva aufgefunden. Das Jahr darauf landete Cortez (s. d.) daselbst und eroberte das ganze Reich von M., das nun unter dem Namen eines Königreichs Neuspanien unter span. Herrschaft kam und von Vicekönigen regiert wurde, die aller fünf Jahre wechselten. Zwar versuchten die Eingeborenen häufig durch Aufstände das Joch der Spanier abzuschütteln; aber nie gelang es ihnen. Das Land vegetirte wie die übrigen span. Colonien, bis die Vertreibung der bourbon. Dynastie aus Spanien auch hier einen Umschwung der Dinge herbeiführte. Schon im J. 1809 hatte in Folge davon, da die Mexicaner sich nicht unter das Joch Napoleon's beugen wollten, in M. eine Regierung im Namen Ferdinand's VII. sich gebildet, die aber gegen die hohe Junta in Spanien sich erklärte, da sie die Abschaffung der alten Mißbräuche und Beschränkungen, wie sie auf den span. Colonien lasteten, verlangte, welche die letztere nicht gewähren wollte. Denn bereits damals hatten sich zwei Parteien gebildet, die altspan. und die der Creolen, welche letztere, die reichsten und einflußreichsten Grundbesitzer des Landes in ihrer Mitte zählend, nach größerer Unabhängigkeit und Betheiligung an der Regierung des Landes strebten. Der Vicekönig Venegas suchte M. im Gehorsam gegen die Regentschaft und die Cortes in Cadix zu halten, reizte aber durch seine Verfolgungen der Freisinnigen nur um so mehr zur Revolution, die denn auch mit dem Aufstande des Pfarrers Hidalgo, eines talentvollen und bei den Indianern beliebten Mannes, im Sept. 1810 begann. Mächtig von den India

nern unterstützt, marschirte er mit 80000 M. vor die Hauptstadt, wurde aber, da er mit seinen undisciplinirten Banden dieselbe nicht anzugreifen wagte, von den Truppen des Vicekönigs in mehren Gefechten geschlagen, von den Seinen dann verrathen und den Spaniern ausgeliefert, die ihn am 27. Juli 1811 hinrichten ließen. Der Parteigängerkrieg dauerte in den Provinzen zwar noch fort; aber die Ausschweifungen der Insurgentenbanden waren den Creolen ebenso lästig wie den Spaniern. Die Revolution würde nach und nach aus Mangel an Unterstützung von Seiten der mächtigsten Volksclasse erloschen sein, wenn nicht die Grausamkeiten des neuen Vicekönigs Calleja von neuem den Aufstand angefaßt hätten. Zwar suchte der Nachfolger desselben, Admiral Apobaca, durch Güte den Aufruhr zu beschwichtigen, aber schon war es zu spät. Weber die Unterwerfung mehrer Insurgentenhäuptlinge, noch die Gefangennehmung Nicholas Bravo's, noch die Verjagung Vittoria's, noch die Erschießung des aus Europa zur Verfechtung der Sache der Freiheit gekommenen Faver Mina (s. d.) vermochten den Gang der Revolution aufzuhalten. Immer kräftiger und bewußter entwickelte sich das Streben nach Unabhängigkeit; aus den Provinzialmilitzen wurden Provinzialjuntos, aus diesen Provinzialregierungen und Congressen und 1820 war das Wort Unabhängigkeit die allgemeine Losung. Die Hauptstütze des Aufstandes um diese Zeit war Guerrero, der sich allein fortwährend aufrecht gegen die Spanier erhielt. Mit ihm vereinigte sich Iturbide (s. d.), um als Kaiser von M. eine kurze Rolle zu spielen. Doch erst nach des Letztern Sturz vollendete der Congress das Werk der Constitution vom 16. Dec. 1823, welche am 4. Oct. 1824 in Wirksamkeit trat. Zum ersten Präsidenten wurde vom Congress der General Fernandez Vittoria erwählt und der Sklavenhandel vom 13. Jan. 1825 an durch ein Gesetz abgeschafft. Am 29. Dec. 1824 erklärte der Congress seine Sitzung für geschlossen. Von diesem Tage an erst datirt eigentlich das Bestehen der Republik M., die zuerst von den Vereinigten Staaten und am 1. Jan. 1825 von Großbritannien, hierauf von Portugal, Brasilien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark und Preußen anerkannt wurde. Erst später trat Frankreich in Handelsverbindungen mit M. und ernannte Handelscommissarien. Auch der Papsi Leo XII. hatte am 29. Juni 1825 ein Schreiben an den Präsidenten Vittoria, worin er die kirchlichen Angelegenheiten des neuen Bundesstaats unter seine Obhut nahm, erlassen. Spanien widerstand den Vorstellungen Englands und dem Rathe Frankreichs, die Unabhängigkeit M.s unter vortheilhaften Bedingungen anzuerkennen. Endlich verlor es den letzten Punkt, den es noch in diesem Reiche besaß, die Feste San-Juan de Ulloa, die am 19. Nov. 1825 capituliren mußte. Alles schien in Eintracht und Ruhe, als ein encyclisches Schreiben des Papsies Leo, das die Mexicaner ermahnte, sich wieder dem Mutterlande zu unterwerfen, unruhige Bewegungen veranlaßte. Die Partei der aristokratischen Independenten, die Escosesos, wünschten einen Prinzen des Hauses Spanien auf dem Throne von M. zu sehen; an die Partei der demokratischen Independenten, die Yorkinos, schlossen sich die europ. Spanier und die Centralisten oder Aristokraten an, welche statt der demokratischen Föderation eine aristokratische Centralregierung vorzogen. Erstere gewannen unter dem Vicepräsidenten General Bravo eine Zeit lang die Oberhand; allein im Jan. 1828 siegten die Yorkinos unter dem General Guerrero. Hierauf mußten die einflußreichsten der Altspanier das Gebiet der Republik räumen. Die Wahl des neuen Präsidenten am 1. Sept. fiel auf den verdienstvollen Kriegsminister Pedrazza, der bei den Yorkinos für einen Aristokraten galt. Erbittert griffen sie zu den Waffen, und Santana (s. d.) trat an ihre Spitze. Am 2. Dec. 1828 wurden die Parteien in der Hauptstadt handgemein; am 4. blieb der Sieg den Yorkinos und der Pöbel plünderte drei Tage lang die Häuser der Escosesos und Spanier. Pedrazza hatte sich geflüchtet, legte die Präsidentenstelle nieder und begab sich im Febr. 1829 nach Europa. Die Wahl seines Nachfolgers fiel auf Guerrero; Bustamante wurde Vicepräsident, General Santana Kriegsminister und die Yorkinos kamen in die Verwaltungsstellen. Der Congress bestätigte am 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl und promulgirte am 20. März ein Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme und für immer verbannte. Gegen 22000 Spanier sollten damals M. verlassen und ihr Vermögen mitgenommen haben. Inzwischen hatte Spanien eine Expedition zur Wiedereroberung M.s in Havana ausgerüstet und dem General Barradas den Oberbefehl über die Truppen gegeben. Die Expeditionstruppen, ungefähr

34000 M., landeten am 24.—27. Juli bei Punta de Xeres, vier Meilen von Tampico, und bemächtigten sich dieser Stadt am 7. Aug., wurden aber von Santana eingeschlossen, sodas Barradas sich genöthigt sah, am 11. Sept. 1829 zu capituliren, Waffen, Fahnen und Kriegsvorräthe auszuliefern, Tampico zu räumen und sich nach Havana wieder einzuschiffen. Kaum zwei Monate später brach gegen den unwissenden und als Mexizze verhassten Präsidenten Guerrero eine Verschwörung aus, an deren Spitze der Vicepräsident Bustamente stand. Guerrero dankte ab und am 1. Jan. 1830 wurde nun Bustamente zum Präsidenten gewählt. Zwar versuchte Guerrero im Juli 1830 sich wieder an die Spitze der Republik zu stellen; allein mehrmals geschlagen und zuletzt durch Verrath gefangen, wurde er nach kriegsgerichtlichem Urtheil am 17. Febr. 1831 zu Daraca erschossen. Bustamente stellte die Ordnung wieder her; allein auch er beleidigte die Patrioten durch aristokratisches Regiment und hauptsächlich durch Aufhebung des Decrets, welches die Spanier verbannte. Daher stellte sich im Jan. 1832 Santana an die Spitze einer Insurrection und proclamirte Pedrazza als den rechtmäßigen Präsidenten, für den sich auch die Mehrheit der Staaten erklärte. Nach mehren Gefechten entschied Santana's Sieg über Bustamente bei Puebla am 1. und 2. Oct. 1832 den Kampf. Bustamente schloß mit Pedrazza und Santana eine Übereinkunft, nach welcher Pedrazza bis zum 1. Apr. 1833 Präsident bleiben und für alle Ereignisse seit 1828 eine allgemeine Amnestie eintreten sollte. Am 2. Jan. 1833 rückte Santana's Heer in M. ein, und Pedrazza bezog den Nationalpalast. Im März 1833 wurde nun Santana zum Präsidenten und der Arzt Valentin Gomez Farias zum Vicepräsidenten gewählt. Die liberale Partei schien nach vierjährigem Kampfe obgesiegt zu haben; allein die Geistlichkeit und die wenigen in M. trotz der beiden Verbannungsdecrete noch ansässigen Spanier setzten Alles in Bewegung, um die durch den Congreß beschlossene Reform des geistlichen und Militärstandes rückgängig zu machen, die besonders in der Einziehung der geistlichen Güter und Beschränkung des die Einkünfte des Staats verzehrenden Militärbudgets bestehen sollte. Santana erschien dabei in einem zweideutigen Lichte; er begünstigte im Geheimen die Ansprüche des Klerus und des Militärs. Auf Anregung des Generals Bravo und des aus der Verbannung zurückgekehrten Bischofs von Puebla entstanden in mehren Provinzen zu Anfange des J. 1834 neue aufrührerische Bewegungen; doch General Bravo wurde vom General Vittoria geschlagen. Santana trat im Mai wieder an die Spitze der Regierung; allein am 2. Febr. 1835 reichte er dem versammelten Congresse seine Resignation ein, worauf der General Don Miguel Baragan zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Doch die Umtriebe der Geistlichkeit, welche die Indianer und die niedern Classen fanatisirte, erzeugte eine neue Militärrevolution, an deren Spitze sich Santana stellte, der, plötzlich die Masse abnehmend, nun auf einmal aus einem Föderalisten zum entschiedenen Centralisten geworden war. Er löste vor Allem den Congreß auf, rief einen neuen zusammen und erstreckte durch blutige Maßregeln jeden Widerstand. Nachdem er so einen Gegenstand unterdrückt, erließ er das Edict vom 23. Oct. 1835, welches die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten aufhob und überhaupt die ganze Republik aus einer föderativen zu einer centralistischen machte. Diese Ereignisse beschleunigten den Aufstand und den Abfall von Texas (s. d.), das am 2. März 1836 sich für unabhängig erklärte, nachdem Santana von den Texanern in einem Treffen geschlagen und gefangen worden war. Gegen Ende des J. 1836 erfolgte nach langen Unterhandlungen die Anerkennung der Republik M. auch von Seiten Spaniens. Durch die Gefangenschaft Santana's ging die Präsidentschaft an Bustamente über, der die Politik seines Vorgängers fortsetzte. Um diese Zeit begannen in Folge der Beeinträchtigung, welche franz. Bürger in ihren Rechten in M. erfuhren, die Zwistigkeiten mit Frankreich, die am Ende zum Kriege mit diesem Staat führten, der mit der Beschießung und Capitulation des Forts von San-Juan de Ulloa am 27. Nov. 1838 und der Einnahme von Vera-Cruz durch die Franzosen am 5. Dec. 1838 endigte und zuletzt zum Abschluß eines Friedens am 9. März 1839 führte, in welchem M. Genugthuung und eine Entschädigung von 600000 Dollars an Frankreich leisten mußte. Santana war während dessen aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, und in Folge davon begannen gleich nach dem Friedensschlusse von neuem wieder die innern Kämpfe zwischen Centralisten und Föderalisten, welche letztere in dem Kriege mit Frankreich durch die Ge-

walt der Umstände für eine kurze Zeit die Oberhand erhalten hatten, jedoch schon im Sept. 1841 wieder völlig den Gegenbestrebungen Santana's erlagen, der ganz als Dictator schaltete und nach Bustamente's Abgange die Präsidentenstelle übernahm. Dieser Kampf zwischen beiden Parteien hatte die Ablösung und Unabhängigkeitserklärung von Yucatan, wo die Föderalisten die Oberhand behielten, zur Folge. Von nun an bis zum J. 1845 herrschte Santana so gut wie unbeschränkt, mit dem nur zu sichtlichen Bestreben, förmlich sich zum Dictator zu machen, und mit einer Annäherung gegen die auswärtigen Mächte, die zu einer Menge Differenzen mit den Vereinigten Staaten, England und Frankreich führte. Dabei wuchs die innere Zerrüttung immer mehr, sodas Santana, trotz seiner Willkürherrschaft, nichts weniger als möglich war, seine Herrschaft zu consolidiren. So lag es denn ganz in der Natur der Dinge, daß durch seine willkürliche Veränderung der Verfassung im Dec. 1842 und seine übrigen Gewaltmaßregeln die Opposition gegen ihn so zunahm, daß sie ihn im Anfange des J. 1845 völlig zu stürzen und aus dem Lande zu verbannen vermochte. Er floh nach Havana, und Herrera wurde an seiner Stelle Präsident. Die Versuche, welche M., besonders unter Santana, zur Unterwerfung Yucatan's und Texas gemacht, sind bis jetzt völlig erfolglos gewesen und haben nur dazu gedient, eine neue Seite des Verfalls zu enthüllen, nämlich die Gefahren, welche ihm von außen durch das immer weitere Umsichgreifen der Vereinigten Staaten von Nordamerika drohen, die im Laufe des J. 1845 nicht nur ganz Texas incorporirt haben, sondern auch noch mit der Befestigung Californiens und in der Ferne mit der Unterwerfung ganz M.s unter die anglo-amerikan. Macht drohen.

Mexico, die Hauptstadt der Republik gleiches Namens, der Sitz der Regierung, des Congresses und eines Erzbischofs, die prächtigste Stadt Amerikas, die mit ihrem Gebiet, gleich Washington in den Vereinigten Staaten, einen eigenen District bildet, wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. von den Azteken gegründet und Tenochtitlan genannt. Sie liegt 7100 F. hoch an zwei Seen, die gegen 30 Stunden im Umkreise und schwimmende Gärten (Chinampas) haben, in einem von schneebedeckten Vulkanen umgebenen Thale, wo ein ewiger Frühling herrscht, bildet ein Viereck und hat schnurgerade Straßen, fast durchgehends niedrige Häuser, da sie durch Erdbeben ebenso häufig leidet wie durch Überschwemmungen, und keine Thore und keine Wälle. Zwei große Wasserleitungen führen ihr gesundes Wasser zu. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 170000. Dasselbst bestehen eine Universität, eine Akademie der schönen Künste, eine Bergwerksschule, ein botanischer Garten und andere Anstalten, freilich gegenwärtig im höchsten Verfall. Unter den vielen Kirchen, die sich sämmtlich durch Überladung mit Schmuck aller Art, besonders an edeln Metallen, auszeichnen, ist die große Domkirche zu erwähnen, erbaut auf den Trümmern eines alten Tempels. Unter span. Regierung war die Stadt der Mittelpunkt eines bedeutenden innern Handels und der Sitz einer Bildung, durch die sie sich im ganzen span. Amerika auszeichnete; allein in beider Rücksicht ist sie seit der Unabhängigkeitserklärung in Folge der innern Kriege unendlich zurückgekommen, und nur Überreste des alten Reichthums und der alten Civilisation und Bildung sind noch zu finden. Die alte Geschichte M.s haben Antonio de Solís (s. d.) und Ant. Herrera (s. d.) geschrieben. Vgl. ferner „Antiquities of M.“, gemessen und beschrieben von Dupair und erklärt von Aglio (4 Bde., Lond. 1829 fg., Fol.); Humboldt's verschiedene Werke, besonders sein „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne“ (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1827), und von neuern Werken die von Mühlensfordt, Stephens, Löwenstern, von Koppe, Latrobe, Mora, Ward, Dumartray und Rouhaud, Montgomery, Chevalier, Thompson, Haefken, Beltrami, Nebel, Catherwood und Duflot de Mofras.

Mexicanischer Meerbusen wird der Theil des Atlantischen Oceans genannt, der, im Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika liegend, im Norden von den südlichen Provinzen dieser Republik, im Westen und Süden von Mexico, im Osten aber von den Halbinseln Florida und Yucatan eingeschlossen wird, zwischen deren äußersten Spigen er in einer Breite von mehr als 100 M. dem Ocean offen steht, vor welchem Eingange die Insel Cuba (s. d.) liegt. Im Meerbusen selbst finden sich nur wenige kleine Inseln; doch hat er keine bedeutende Tiefe. Seine seichten Ufer bestehen sämmtlich aus angeschwemm-

tem Land und bieten nur wenige unbedeutende Häfen. Außer den kleinern Flüssen des mexican. Plateaus und des nordamerikan. Tieflandes münden bloß zwei größere Flüsse in denselben, der Mississippi und der Rio del Norte.

Meyendorff (Georg, Freiherr von), aus einer altadeligen liefländischen Familie, ist besonders durch seine Reise von Drenburg nach Buchara wichtig, die er im J. 1820 ausführte, wobei er seinen Weg mitten durch jene öde, unwirthliche und vor ihm nur selten von einem Europäer betretene Steppe nahm, die sich westwärts vom Aralsee bis zu den Ufern des Kaspiischen Meeres hin ausbreitet. Ihn begleiteten auf dieser Reise die Naturforscher E. Evermann und Vander, und alle drei um Rußland so hochverdiente Gelehrte haben ihre wissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen in jenem Steppenlande, wo sie eine große Strecke entlang (von Kungrad bis Khiva) dem Laufe des Amiu Darja folgten, der Mitwelt durch gelehrte Schriften mitgetheilt. Vgl. „Voyage d'Orenbourg à Boukhara fait en 1820 etc.; rédigé par le Baron Georg de M. et revu par A. Jaubert“ (Par. 1826; deutsch von Scheidler, Jena 1826) und E. Evermann's „Reise von Drenburg nach Buchara u. s. w.“ (Berl. 1823.). — Sein jüngerer Bruder, Alex., Freiherr von M., seit 1839 russ. wirklicher Staatsrath und gegenwärtiger Handelspräsident in Moskau, war früher viel auf Reisen in Frankreich, Italien, Deutschland und im Innern Rußlands, und ist Besitzer des schönen liefländischen Guts Noop, das an der großen Heerstraße von Tauroggen nach Petersburg liegt. Durch seine Bemühungen, den Handel und Gewerbefleiß Rußlands zu heben, hat er sich große Verdienste um sein Vaterland erworben. Er war es auch, der die erste Anregung zu den großen russ. Fabriksschulen gab, deren jetzt allein schon in Moskau mehr als 20 bestehen, und der überhaupt auf alle Weise für die Ausbildung des Volks, dessen gesunden Sinn und Bildungsfähigkeit er wohl zu schätzen weiß, Bedacht nimmt. In neuester Zeit hat er sich durch die Anfertigung einer mit Paul Sinowjew gemeinsam unternommenen industriellen Karte des russ. Reichs, welche 1842 zu Petersburg in russ. Sprache, und 1844 zu Berlin auch in einer deutschen Übersetzung erschien, eine ehrende Anerkennung auch von Seiten der deutschen Gelehrten erworben.

Meyer (Friedr. Joh. Lorenz), Präses des ehemaligen Domcapitels zu Hamburg, der Freund Klopstocks, geb. zu Hamburg am 22. Jan. 1760, studirte in Göttingen und machte seit 1782 Reisen in der Schweiz, Italien und Frankreich. Er war Mitglied der Deputation von Lübeck und Hamburg, welche 1796 an das franz. Directorium, sowie der, die 1801 an den ersten Consul gesendet wurde. Außerdem machte er sich ganz besonders verdient um seine Vaterstadt als Mitglied der patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe. Er starb am 21. Oct. 1844. Als Schriftsteller erwarb er sich einen geachteten Namen hauptsächlich im Fache der Länder- und Völkerkunde und der Kunstgeschichte. Seine „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg“ (6 Hfte., Hamb. 1800—4), die „Darstellungen aus Italien“ (Berl. 1792) und die „Fragmente aus Paris“ (2 Bde., Hamb. 1798) stehen noch immer in gutem Andenken. Seine „Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs“ (2 Bde., Lzb. 1803) enthalten interessante Beiträge zur Geschichte aus Bonaparte's ersten Regentenjahren. Wie in ihnen, so hat er sich auch in seinen „Darstellungen aus Norddeutschland“ (Hamb. 1816), den „Brieffragmenten vom Laurus, Rhein, Neckar und Main“ (Hamb. 1822) und den „Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt und ihrer Umgegend“ (Hamb. 1829) als Welt- und Menschenkenner, als geistreichen Beobachter und Darsteller bewährt.

Meyer (Joh. Friedr. von), Schöff, Syndicus und Gerichtschultheiß der freien Stadt Frankfurt am Main und deren Gesandter am Bundestage, bekannt auch als Verfasser mehrerer religiöser Schriften, geb. zu Frankfurt am 12. Sept. 1772, ist der Sohn eines dafigen Großhändlers, dessen Familie Kaiser Joseph II. in den Adelsstand erhob. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte seit 1790 in Göttingen und Leipzig die Rechte, Philologie und Geschichte und ging 1794 nach Weßlar, um hier mit dem Reichsproceß sich vertraut zu machen. Im folgenden Jahre wurde er fürstlich sahm-kyrburgischer Kammerdirector, in Folge der Territorialveränderungen in Deutschland kehrte er aber 1802 nach Frankfurt zurück, wo er anfangs in diplomatischen und andern Geschäften verwendet, 1807 unter dem Fürsten Primas als Rath und Beisitzer in das Stadtgericht kam. Im

J. 1816 wurde er Senator und zum evangelisch-lutherischen Consistorium deputirt, und nachdem er 1821 auf die Schöffenbank vorgerückt, Syndicus und 1837 Gerichtsschultheiß. Er war seit 1824 wiederholt Präsident des Gesessgebenden Körpers und bekleidete 1825, 1830 und 1843 die Würde eines ersten Bürgermeisters. Als Theilnehmer und Präsident der frankfurter Bibelgesellschaft wirkte er eifrig mit zur Beförderung des geoffenbarten christlichen Glaubens. Mit gleicher Tendenz hat er seit 1810 bis auf die neueste Zeit herab eine Menge religiöser Schriften herausgegeben. Sein Hauptwerk ist „Die heilige Schrift in berichteter Übersetzung, mit kurzen Anmerkungen“ (3 Bde., Hamb. 1819; 3. Aufl., 1842). Auch sind zu erwähnen sein episches Gedicht „Tobias“ (2. Aufl., Kempten 1831, mit Zeichnungen von J. Schnorr), seine „Blätter für höhere Wahrheit“ (11 Samml., Frankf. 1820—32), „Die Wahrnehmungen einer Seherin“ (Frankf. 1827), „Das Buch Jesira“ (hebr. und deutsch, Lpz. 1830), „Kritische Kränze“ (Berl. 1830) und „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre“ (Kempten 1832). Neben dem Titel eines Doctors der Rechte, den er sich früher erworben, erhielt er 1821 von Erlangen aus auch den eines Doctors der Theologie.

Meyer (Joh. Heinr.), ein verdienstvoller Alterthumsforscher und Kenner der Kunst, Goethe's vertrauter Freund, geb. zu Stäfa am Zürichersee am 16. März 1759, widmete sich der Malerei und hielt sich 1784—88 zu seiner weitem Ausbildung in Italien auf. Hier schloß er den Freundschaftsbund mit Goethe, dem bald auch Tischbein angehörte, und in Neapel, wo sich damals die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar aufhielt, lernte er Herder und andere Weimaraner kennen. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Schweiz, bis ihn Goethe 1792 nach Weimar zog, wo er an der neuerrichteten Zeichenakademie eine Professur erhielt. Im J. 1795 reiste er wieder nach Italien, doch der Einmarsch der Franzosen nöthigte ihn 1797 zur Rückkehr nach der Schweiz, wo er mit Goethe zusammentraf, mit dem er damals den Plan zu den „Propyläen“ entwarf. Hierauf ging er wieder nach Weimar und vermählte sich hier mit Amalie, der Tochter des Kanzlers von Koppensfeld. Der Umstand, daß ihm in den Kriegsunruhen im J. 1806 seine Mappe, in welcher er seine vorzüglichsten Studien bewahrt hatte, entwendet wurde, gab seinen Studien eine ganz andere Richtung und ununterbrochen beschäftigte ihn nun die Geschichte der alten Kunst. Im J. 1807 wurde er Director der Zeichenakademie in Weimar, der er bis zu seinem Tode am 14. Oct. 1832 vorstand. In seinem Testamente bestimmte er 33000 Thlr. für eine Armenstiftung in Weimar, die zu seinem und seiner am 21. Apr. 1825 verstorbenen Gattin Gedächtniß den Namen Meyer-Amalienstiftung erhielt. Mit Fernow verband er sich zur Herausgabe von Winkelmann's „Werken“, die er nach dessen Tode mit Joh. Schulze (8 Bde., Dresd. 1808—17) herausgab. Resultate eigener Forschung enthält seine „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen“, fortgesetzt von Niemer (3 Bde., Dresd. 1824—36). Auch ein großer Theil der kritischen Beurtheilungen in den „Propyläen“, „Horen“ und in Goethe's Journal „Kunst und Alterthum“ rühren von ihm her.

Meyer (Jonas David), einer der berühmtesten niederländ. Rechtsgelehrten mosaischen Glaubens, geb. zu Arnheim in Geldern am 15. Sept. 1780, studirte in Amsterdam und Leyden und prakticirte dann als Advocat am Gerichtshofe erster Instanz zu Amsterdam. Seit 1811 bekleidete er mehre wichtige Stellen in der Rechtspflege und bei der neuen Staatseinrichtung. Er war 1813 Mitglied der provisorischen Regierung, nahm aber 1817 seine Entlassung und lebte wieder als Advocat in Amsterdam, wo er die Sache des Erbprinigs Ludwig Napoleon gegen den König der Niederlande führte. Später wurde er Präsident der zweiten Classe des niederländ. Instituts und Mitglied des israelit. Consistoriums. Er starb am 5. Dec. 1834. In der Literatur erwarb er sich eine ausgezeichnete Stelle, besonders durch mehre gelehrte Abhandlungen in den Denkschriften des Instituts und durch sein schätzbares Werk „Esprit, origine et progrès des institut. judiciaires etc.“ (6 Bde., Haag 1819—23).

Meyer von Knonau (Ludw.), ein Enkel des gleichnamigen von Klopstock und Wieland hochgeschätzten Fabeldichters, geb. zu Zürich am 12. Sept. 1769, widmete sich in Halle, wo er ein eifriger Schüler Wolf's war, philologischen und historischen sowie juristischen Studien, bereiste mehre Länder Europas, und erwarb sich nach der Rückkehr in die Heimat mannichfache Verdienste in diplomatischen Geschäften, in richterlichen und admini-

strativen Ämtern, sowie im höhern Lehrafache. Im J. 1829 in den Staatsrath gewählt, trat er nach der Staatsveränderung von 1830 an die Spitze der züricher Tagsatzungsgesandtschaft, lehnte aber 1832 die von vielen Mitgliedern des Großraths ihm zuge dachte Bürgermeisterstelle ab. Bei der Berufung des Dr. Strauß (s. d.) stimmte er mit der Mehrheit des Erziehungsraths. Nach der Umwälzung vom 6. Sept. 1839 zog er sich von allen öffentlichen Stellen zurück und starb am 21. Sept. 1841. Unter seinen Schriften ist hauptsächlich sein „Handbuch der Geschichte der Schweiz, Eidgenossenschaft“ (2 Bde., Zür. 1826—29) zu erwähnen. — Sein Sohn, Gerold M. von Knona u, Staatsarchivar im Canton Zürich, geb. am 2. März 1804, setzte auf der Hochschule zu Berlin, wo ihm unter seinen Lehrern der berühmte Geograph Ritter am nächsten stand, seine kame ralistischen und historischen Studien fort, nachdem er schon in seinem 19. Jahre einen sehr verbreiteten „Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz“ (Zür. 1824; 2. Aufl., 1831) herausgegeben hatte. Er lernte einen großen Theil Europas auf Reisen kennen und arbeitete nach seiner Rückkehr im J. 1827 mehre Jahre im Finanzfache. Seine wichtigsten schriftstellerischen Arbeiten sind die unter seiner Leitung erschienenen und zum Theil von ihm bearbeiteten „Historisch-statistischen Gemälde der Schweiz“, sowie die „Erdkunde der Schweiz, Eidgenossenschaft“ (2 Bde.; 2. Aufl., Zür. 1838—39).

Meyerbeer, s. Beer (Meyer).

Meyern (Wilh. Friedr.), der Verfasser des Romans „Dyana-Sore“, wurde 1762 in oder bei Ansbach geboren. Nachdem er eine eigenthümliche Erziehung bei einem Landgeistlichen genossen, der er außer vielem Andern seine innige Liebe zur Natur, aber auch manche später hervortretende Eigenheit verdankte, studirte er in Altdorf die Rechte, jedoch so, daß er Mathematik, Geschichte, Sprachen und Naturkunde mit in seinen Kreis zog. Eine gewaltige Neiselust zog ihn dann nach England, wo er vergebens Seebienste zu nehmen wünschte. Nachdem er sodann kurze Zeit als östr. Artillerielieutenant gedient hatte, unternahm er mit zwei jungen Adelligen eine Reise durch Italien, Griechenland und Kleinasien; später durchreiste er große Theile von Europa. Auf seinen Reisen verband er in seltener Weise das Studium der Natur mit Erkenntniß der Menschen und Staaten. Um 1807 hielt er sich lange mit der östr. Gesandtschaft in Sicilien auf und entwarf hier großartige Colonisationspläne, die aber nicht verwirklicht wurden. Im J. 1809 trat er wieder als Hauptmann in die östr. Artillerie, war bei Organisirung der Landesbewaffnung thätig und arbeitete eine große Anzahl der wichtigsten Vorschläge aus, deren Werth aber meist zu spät erkannt wurde. Er wurde 1813 zum Generalstab versetzt und leitete 1815 in Paris die Rückgabe der ital. Kunstwerke. Nachher lebte er bei den östr. Gesandtschaften in Rom und Madrid, wurde dann der Militaircommission bei dem Bundestage in Frankfurt am Main beigegeben und starb daselbst am 13. Mai 1829. M. war durch Geist und Kenntnisse in seltenem Grade zum Staatsmann befähigt, aber die Abgeschlossenheit seines edeln, im höchsten Grade anspruchslosen Charakters und die Unfähigkeit, auf Außerlichkeiten des Lebens einen Werth zu legen, verhinderten ihn, eine entsprechende Lebensstellung einzunehmen. Als Schriftsteller trat er anonym zuerst auf mit dem geistvollen, aber in wunderliche Form gehüllten, politischen Roman „Dyana-Sore oder die Wanderer“ (5 Bde., Wien 1787—91; 3. Aufl., 1840—41), der seiner Zeit einen seltenen Beifall fand. Von seinen übrigen zahlreichen Arbeiten, die er selbst zu gering achtete, scheint Vieles verloren gegangen zu sein; das Erhaltene gab E. von Feuchtersleben heraus unter dem Titel „M.'s hinterlassene kleine Schriften“ (3 Bde., Wien 1842).

Mézeray (Franc. Eudes de), franz. Historiker, geb. 1610 zu Ny bei Falaise in der Normandie, entlehnte den Namen de Mézeray von einem bei Ny gelegenen Dorfe, als er in Paris anfang, von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber auf Anrathen des damals sehr einflußreichen Vyetaur mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Später erhielt er die Stelle eines Nichtoffiziers bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm und im Collège Sainte-Barbe in Paris mit solchem Eifer den Studien oblag, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Der Cardinal Richelieu, welcher auf ihn aufmerksam geworden war, verschaffte ihm, nachdem der erste Theil seiner

„Histoire de France“ (3 Bde., Par. 1643—51) erschienen war, den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Er wurde 1648 Mitglied der Akademie und 1675 deren beständiger Secretair, in welcher Eigenschaft er an der Redaction des „Dictionnaire de l'académie“ Theil nahm. Der Auszug aus seinem großen Geschichtswerke „Abrégé chronologique de l'histoire de France“ (3 Bde., Par. 1668; beste Ausg., 14 Bde., 1775) ist viel besser als das Hauptwerk. Colbert, der über einige Bemerkungen M.'s in Bezug auf die Entstehung der Abgaben erzürnt war, entzog ihm, da die versprochenen Veränderungen nicht für genügend befunden wurden, seine Pension. Überhaupt tragen M.'s Werke das Gepräge eines derben, freisinnigen Charakters. Außer mehreren andern unbedeutenden literarischen Productionen gab er einen „Traité de l'origine des Français“ (Amst. 1688) heraus, in den, wie in seine übrigen Schriften, sich manche Ungenauigkeit eingeschlichen hat. Er starb am 10. Juli 1683 zu Paris. — Sein älterer Bruder *Sean* war Stifter der Congrégation des Eudites.

Mézières, franz. Festung zweiten Ranges und Hauptstadt des Departements der Ardennen, auf einer Einbiegung der Maas, mit einer Citadelle auf der Ostseite der Stadt und von dem gegenüberliegenden *Charleville*, einer Stadt von 8500 E., nur durch den Fluß getrennt, galt im Mittelalter für einen der festesten Plätze Frankreichs und beherrschte noch gegenwärtig die Maas. Sie hat gegen 4400 E., eine Militärschule, Ackerbau-Gesellschaft und mehre Leinwand- und Gewehrfabriken. Durch den Ritter *Bayard* (s. d.) wurde die Stadt auf das tapferste gegen Kaiser *Karl V.* vertheidigt.

Mezza voce, abgekürzt m. v., d. h. mit halber Stimme, ist bei dem Gesange die Bedeutung eines gedämpften Vortrags.

Mezzofanti (*Giuseppe*), röm. Cardinalpriester, einer der berühmtesten Gelehrten Italiens, wurde zu Bologna am 19. Sept. 1771 geboren, wo er auch seine Bildung erhielt. Wahrhaft eminent ist sein Talent, sich fremde Sprachen anzueignen; er spricht über 30 lebende Sprachen und zwar nicht nur die des röm. Sprachstammes, sondern auch *Walachisch* und die Sprache der Zigeuner; insbesondere spricht er auch *Deutsch* mit so vieler Gewandtheit, daß ein geübtes Ohr dazu gehört, den Ausländer in ihm zu erkennen. Merkwürdig ist es übrigens, daß er sich seine Sprachkenntnisse zum großen Theil nur gelegentlich in seiner Vaterstadt durch die fremden Besatzungen erwarb. Die Italiener betrachten ihn wegen seiner Sprachkenntniß geradezu als ein Wunder; allein es ist dabei wohl zu bedenken, daß er bloß große Sprachfertigkeit besitzt, aber kein gründlicher Sprachkennner ist. Früher als Bibliothekar zu Bologna angestellt, wurde er 1831 in die Bewegung verwickelt, welche die Besetzung *Anconas* durch die Franzosen herbeiführten. Er gehörte damals zu der Deputation, die sich nach Rom begab, bei dem Papste Vorstellungen zu thun. In Rom wurde er zum Monsignore befördert und 1833 an *Ang. Mai's* Stelle erster Custos der vaticanischen Bibliothek. Seine Ernennung zum Cardinalpriester erfolgte am 13. Febr. 1838. Obschon er als Bibliothekar nicht wegen Liberalität gepriesen werden konnte, so ist er doch ein äußerst bescheidener und freundlicher Mann.

Mezzotinto nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Ubergange zweier Farben ineinander entstehen und die man auch bisweilen halbe Farben oder gebrochene Farben im Gegensatz zu denen, aus welchen sie gemischt sind, oder überhaupt Tinten nennt. In der Kupferstechkunst ist die *Mezzotinto-Manier* gleichbedeutend mit derjenigen, welche *Schwarzkunst* genannt wird. (S. *Kupferstechkunst*.)

Miako, die heilige Stadt der Japaner, die Residenz des *Dairi* oder geistlichen Oberhauptes, auf der Insel *Nipon*, hat lange, gerade, aber sehr enge Straßen, viele schöne und großartige Gebäude, namentlich in den zahlreichen Palästen des weltlichen Oberhauptes und der Vasallenfürsten, und ist der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, Künste und Gewerbe in Japan. Dasselbst werden auch alle japan. Münzen geprägt und die meisten Bücher gedruckt. Die Zahl der Bewohner soll sich auf 500000 belaufen. Der Palast des *Dairi* bildet einen eignen Stadttheil, der $2\frac{1}{2}$ M. im Umfange hat und mit Mauern und Gräben umgeben ist; neben demselben erhebt sich ein ungeheurer Thurm. Unter den *Buddhatempeln* zeichnet sich der *Fokozitempel* aus mit der kolossalen Statue des *Buddha* aus vergoldetem Holz.

33333 Idolen und mit der größten Glocke der Erde. Das Innere ist mit farbigen Marmorplatten gepflastert und das Schiff wird von 96 Säulen aus Cedernholz getragen.

Miasma (griech.), eigentlich Verunreinigung und in der Lehre von den ansteckenden und epidemischen Krankheiten in sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht, wiewohl fast allgemein dem *Contagium* (s. d.) entgegengesetzt und zur Bezeichnung eines aus faulenden organischen Körpern sich erzeugenden, die atmosphärische Luft verunreinigenden und so auf den Gesundheitszustand Vieler nachtheilig einwirkenden Krankheitsgiftes gebraucht. Miasmen entstehen um so leichter, wenn der Zustand der Atmosphäre die Fäulniß befördert, also bei Wärme und Feuchtigkeit. Was aber eigentlich aus dieser Fäulniß sich entwickelt und das Miasma bildet, ist unbekannt, da unsere Sinne, von denen nur der Geruch zuweilen ein Miasma wahrnimmt, darüber keine Auskunft geben, und die Chemie noch nicht so weit ausgebildet ist, um ein Miasma aus der Luft abzuscheiden und seiner Natur nach kennen zu lehren. Fast ebenso ungewiß und unerklärt ist die Art der Einwirkung, durch welche Miasmen Krankheiten hervorbringen, da nur einige derselben, deren Entstehung genauere Untersuchung leidet, auch erfahrungsgemäß fast immer dieselben, wiewol auch meist an sich räthselhafte und schwer zu ergründende Krankheitsformen entstehen lassen. Letzteres gilt namentlich von der Sumpflust, dem *Sympysma*, welches man auch häufig mit dem ital. Namen *Malaria* und *Ariacattiva* (s. d.) bezeichnet. Andere Miasmen werden durch Kloaken, durch Orte, wo viel Fleisch fault, Begräbnißplätze u. s. w. erzeugt, wenn man die nöthigen Vorsichtsmaßregeln verabsäumt, ebenso an eingeschlossenen Orten, wo viel gesunde oder kranke Menschen zusammengedrängt sind. Werden von einer miasmatischen Krankheit viele Menschen auf einmal ergriffen, so verändert sich dann häufig die Natur derselben und sie geht in eine contagiöse über, sodaß dem in der Luft befindlichen sich auch noch ein materiellerer, durch Berührung sich fortpflanzender Krankheitsstoff beigesellt. Da die Luft der alleinige Träger der Miasmen ist, so sind auch die Winde in dieser Beziehung theils schädlich, indem sie die Miasmen verbreiten, theils nützlich, indem sie dieselben durch Verdünnung unschädlich machen. Die fast durchgängige Unmöglichkeit, ein einmal erzeugtes Miasma zu zerstören, legt der medicinischen Policiei die Verpflichtung auf, die Entstehung eines solchen so viel möglich zu verhindern und bei Anlegung von Begräbnißplätzen, anatomischen Theatern, großen Versammlungshäusern, Scharfrichtereien, Schlachthäusern, gewissen Fabriken u. s. w. die gehörige Rücksicht darauf zu nehmen, und Gegenden, in denen sich Miasmen aus dem Boden erzeugen, für die Bewohner unschädlicher zu machen, was, je nach dem besondern Falle, ebensovoll durch Trockenlegung wie durch Bewässerung, durch Ausrodung wie Anpflanzung von Wäldern geschehen kann.

Miaulis (Andreas Dofas), Admiral der griech. Flotte während des Freiheitskampfes, geb. zu Negroponte 1772 von Altern niedern Standes, begann seine Laufbahn als gemeiner Schiffer und erhielt den Namen Miaulis von dem türk. *Miaul*, was eine Felucke bezeichnet. Allmählig hatte er sich ein kleines Vermögen erworben, das er jedoch dadurch verlor, daß er sich dem Geschwader des Lambros Kanzonis anschloß, welches seit den Zeiten der Kaiserin Katharina II. den Kampf für die Unabhängigkeit allein fortsetzte, endlich aber der türk. Obermacht unterlag. In der franz. Revolution machte er, ungeachtet der engl. Blockade, von Odesa aus in franz. und span. Häfen mit Getreideladungen bedeutende Geschäfte. Später ließ er sich auf Hydra nieder und erbaute ein größeres Fahrzeug, das er im Schiffbruch an der portugies. Küste verlor. Nichtsdestoweniger erholte er sich auch von diesem Schlage, wurde unter die Primaten von Hydra aufgenommen und erhielt einen bedeutenden Einfluß auf die gemeinsamen Angelegenheiten dieser Insel. Obgleich er beim Aufstande im J. 1821 zögerte, sich anzuschließen, so that er dies doch mit um so mehr Enthusiasmus, sobald er über Zweck und Art des Aufstandes im Klaren war. Er schloß sich der schnell ausgerüsteten hydriotischen Flotte an, erhielt 1822 den Oberbefehl über dieselbe und errang den Sieg bei Patras über die feindliche Flotte. Im J. 1823 wurde er zum Befehlshaber der gesammten Flotte erwählt. Er vollbrachte 1825 die kühne That, die türk. Flotte im Hafen von Modon zu verbrennen und bewies sich überaus thätig, bis die Misstimmung zwischen ihm und dem Lord Cochrane ihn 1827 veranlaßte, das Commando der

Flotte niederzulegen. Hierauf lebte er theils zu Poros, theils zu Hydra ohne weitere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, bis er nach der Ankunft des Präsidenten Kapodistrias von neuem den Oberbefehl über die Flotte übernahm. Um ihn für die Regierung zu gewinnen, ernannte ihn Kapodistrias gegen Ende des J. 1829 zum Chef und Oberaufseher des Kriegshafens von Poros. Dessenungeachtet trat er auf die Seite der Opposition, in der er ebenso große Redlichkeit als Charakterstärke zeigte. Er war Mitglied der Commission, welche die Regierung der Insel Hydra übernahm, und 1831 auch bei der Deputation, welche mit dem Präsidenten einen versöhnenden Vergleich versuchte. Als dieser nicht zu Stande kam, verbrannte er am 13. Aug. die im Hafen von Poros liegenden griech. Kriegsschiffe. Noch war der Proceß deshalb gegen ihn nicht eingeleitet, als die Ermordung des Präsidenten den Dingen eine unerwartete Wendung gab. Hydra erklärte sich zu jeder Ausgleichung bereit und M. wurde 1832 zum Oberadmiral ernannt. Nach der Wahl des Prinzen Otto zum Könige von Griechenland und der Flucht Augustin Kapodistrias' gehörte er mit zu den Abgeordneten, die dem neuen Könige die Huldbildung der Nation überbrachten. Mit der Leitung der Seemacht beauftragt, gehörte er nun zu den kräftigsten Stützen des neuerrichteten Königsthrons und wurde 1835 zum Viceadmiral ernannt, starb aber noch in demselben Jahre in Athen, wo er neben dem Denkmal des The mistokles begraben wurde, während sein Herz in silberner Urne in Hydra beigesetzt ist.

Micāli (Giuseppe), ital. Archäolog, geb. zu Livorno, und einer begüterten Familie aus dem Handelsstande angehörend, machte schon früh größere Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland, und widmete sich, nach der Heimat zurückgekehrt, gänzlich den archäologischen Studien. Als eine Frucht derselben erschien zunächst sein großes, bereits in einer zweiten Auflage herausgegebenes und von Naoul Rochette ins Französische übersetztes Werk „L'Italia avanti il dominio dei Romani“ (4 Bde., Flor. 1810), dem nach sehr langem Zwischentraume die „Storia degli antichi popoli italiani“ (3 Bde., Flor. 1832), eine völlige Umarbeitung des frühern Werks und die Frucht Jahre langer Arbeiten und Reisen folgte und zu dem die Kupfersammlung der „Monumenti antichi“ auf 120 Holztafeln eine höchst schätzbare Beilage bilden. So wenig man veranlaßt sein mag, viele von des Verfassers Ansichten anzunehmen oder überhaupt im Allgemeinen sein System hinsichtlich der Abstammung ital. Völkerschaften, wie in der Erklärung der Kunstwerke gutzuheißen, so bleibt seinem Werke immer das Verdienst, beim ersten Erscheinen das Studium dieses Zweiges der Alterthumswissenschaften in Italien mächtig angeregt und in der zweiten Bearbeitung eine Menge Monumente vereint zu haben, die man nirgend anders zusammengetragen findet.

Micha, einer der zwölf kleinen Propheten des Alten Testaments, war gebürtig aus der Stadt Morescheth Gath im Stamme Juda und weissagte in den J. 740—720 unter den Königen Ahas und Hiskias. Sein im Kanon vorhandenes Buch enthält drei Strafreden, an Israel und Juda gerichtet, worin er in einer schönen Sprache wider die Abgötterei und Sittenlosigkeit eifert und die später eintretenden Katastrophen androht, aber auch auf eine glücklichere Zukunft hinweist. Eine poetische Übersetzung des M. gab F. Rückert. — Micha hieß auch der Israelit zur Zeit der Richter, der Veranlassung wurde, daß die Einwohner zu Dan einen separaten Jehovacultus einrichteten.

Michael ist der Name eines der drei im Alten Testamente erwähnten Erzengel. Er galt als Schutzengel des jüd. Volks und sollte unter Andern über den Leichnam des Moses, dessen Bestattung ihm übertragen war, mit dem Satan gekämpft haben. Auch die Johanneische Apokalypse stellt ihn als Sieger über den Drachen oder Satan dar. Da er später bei den Christen als Beschützer der Kirche angesehen wurde, so widmete man ihm, zugleich aber allen übrigen Engeln, im 9. Jahrh. das Fest, welches noch gegenwärtig am 29. Sept. von der katholischen Kirche gefeiert wird.

Michael, König von Polen, geb. 1638, war der Sohn des als Krieger berühmten, von den Jagellonen abstammenden Woywoden von Neußen Jeremias Wiśniowiecki und mütterlicher Seits ein Urenkel Johann Zamojski's (s. d.). Sein Vater hatte seine großen Besitzungen in der Ukraine in Folge der unglücklichen Kriege zwischen Polen und Rußland an den russ. Zar verloren, daher befand sich M. in den ärmlichsten Verhältnissen, als er

1869 nach der Thronentsagung Johann Kasimir's (s. d.) von dem niedern Adel, der den Magnaten gegenüber hier seine Allgewalt zeigen wollte, plötzlich zum Könige von Polen ausgerufen wurde. Bei der Nachricht von seiner Wahl rief er unter Thränen aus: „Es gehe dieser Kelch an mir vorüber!“ Er entfloß vom Wahlfelde, wurde aber eingeholt, mußte sich dem Willen der Nation fügen und vermählte sich darauf mit Eleonore, der Schwester des Kaisers Leopold. Seine kurze Regierung brachte Polen an den Rand des Verderbens, indem er in keiner Weise den Verhältnissen gewachsen war. Er wußte weder dem gegen ihn eingenommenen Adel, noch den auswärtigen Feinden zu widerstehen. Sultan Mahomed IV. zwang ihn durch einen Einfall in Polen Podolien und die Ukraine abzutreten und einen jährlichen Tribut zu zahlen. Johann Sobieski (s. d.), sein Gegner und Nachfolger, hatte den großen Sieg über die Türken bei Choczim davongetragen, als M., fast allgemein verachtet, am 10. Nov. 1673 zu Lemberg starb.

Michaelis (Joh. Benj.), ein früh verstorbener deutscher Dichter, war am 31. Dec. 1746 zu Zittau in ärmlichen Verhältnissen geboren. Ein Lehrer am dasigen Gymnasium regte in ihm zuerst das poetische Talent an, welches sich schon früh in deutschen, dann in lat. Gedichten ausdrückte. Im J. 1764 ging er nach Leipzig, um Medicin zu studiren; doch trotz einiger Unterstützung, die er von Gottsched erhielt, gerieth er bald in die größte Noth, die ihn um so mehr drückte, je weniger Geschmack er an dem erwählten Studium fand. Eine kleine Gedichtsammlung und häufige Gelegenheitsgedichte gewährten nur augenblickliche Hülfe; ebensowenig Bestand hatte seit 1770 sein Antheil an der Redaction des „Hamburger Correspondenten“. Endlich nahmen sich Gleim und G. Jacobi seiner an, und in enger Verbindung mit dem Erstern lebte er in Halberstadt bis an seinen Tod am 30. Sept. 1772. Seine Hauptarbeiten sind Fabeln, Lieder und Satiren, darunter die letztern die bedeutendsten; doch tritt überall weder entschiedene Eigenthümlichkeit noch vollständige Durchbildung hervor. Vieles noch Ungedruckte findet sich in Gleim's Nachlasse zu Halberstadt. Gesammelt wurden seine „Poetischen Werke“ von Schmidt (2 Bde., Gieß. 1780); seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen in Wien (4 Bde., 1791).

Michaelis (Joh. Dav.), einer der gelehrtesten und angesehensten Theologen des 18. Jahrh., wurde am 27. Febr. 1717 zu Halle geboren, wo sein Vater, Christian Benedict M., der sich ebenfalls als Theolog und Orientalist einen Namen erwarb, Professor war. Er bildete sich auf der Schule des Waisenhauses und auf der Universität zu Halle und machte dann Reisen in England und Holland. Nach der Rückkehr setzte er seine Studien eifrig fort und verfaßte unter Andern einen wissenschaftlich geordneten Katalog der Universitätsbibliothek zu Halle. Im J. 1745 erhielt er den Ruf als Professor der Philosophie nach Göttingen, wo er 1751 mit Haller die Grundgesetze der damals errichteten Societät der Wissenschaften ausarbeitete, deren Secretair und nachheriger Director er eine Zeit lang war, bis er wegen Misshelligkeiten mit einem seiner Collegen aus der Gesellschaft trat. Von 1753—70 versah er die Direction und Mitredaction der „Göttinger gelehrten Anzeigen“, sowie auch von 1761—63 die Function eines Bibliothekars bei der Universität. Zugleich leitete er von 1761 an ohne Vergütung das philologische Seminarium. Während des Siebenjährigen Kriegs beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten zu einer Entdeckungsreise in Arabien, die nachher von Niebuhr (s. d.) unternommen wurde. In der letzten Zeit seines Lebens sah man ihn fast nur auf dem Katheder oder am Schreibtisch. Er starb am 22. Aug. 1791 und hinterließ den Ruhm eines ebenso rechtschaffenen als gelehrten Mannes. Sein Wirken für biblische Grammatik, Geschichte und sachliche Exegese war bedeutend; seine „Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes“ (2 Bde., Göt. 1750, 4.; neue Aufl., 1787—88); das „Mosaische Recht“ (6 Bde., Frankf. 1770—75; 2. Aufl., 5 Bde., 1776—80) und seine „Moral“, herausgegeben von Stäudlin (3 Bde., Göt. 1792—1823) sichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Er war Mitglied der Akademien von London und Paris, kaiserlicher Rath und hannov. Geh. Rath. Vgl. seine „Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt“ (Minteln und Epz. 1793). — Sein Sohn, Christian Friedr. M., starb als Professor der Medicin zu Marburg 1814.

Michaud (Jos.), franz. Historiker und Publicist mit royalistischen Grundsätzen, geb. in einem Dorfe an der Grenze von Savoyen im J. 1769, erhielt seine Bildung in Bourgen-Bresse und kam 1791 nach Paris, wo er sich durch eine vielseitige literarische Thätigkeit bald bekannt machte. Sein erstes selbständiges Werk war die „Voyage littéraire fait en 1787 au Mont-Blanc“. Durch seine einschneidenden Journalartikel machte er sich den republikanischen Machthabern so unbequem, daß auf Befehl des Conventsmitgliedes Bourdon de l'Orse über ihn das Todesurtheil gesprochen wurde. Zwar wirkten seine Freunde die Cassation dieses Urtheils aus; aber nichtsdestoweniger war er auch noch für die Folge wegen seiner politischen Ansichten vielfachen Verfolgungen ausgesetzt. Dessenungeachtet behauptete er sich in Paris in seiner Stellung als Journalist. Im J. 1797, wo er Redacteur der royalistischen „Quotidienne“ war, wurde er mit mehreren andern Journalisten wie Fontanes, Bertin, Fievé, Lacretelle zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Es gelang ihm, sich nach dem Jura zu flüchten, wo er sein berühmtes descriptives Gedicht „Le printemps d'un proscrit“ (Par. 1804, vermehrt 1827) schrieb. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück, wo er sich mit historischen Forschungen und nur nebenbei mit Journalistik beschäftigte. Seine vorzüglichsten Werke sind seine „Histoire des progrès et de la chute de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Aly et de Tippoo-Saib“ (2 Bde., Par. 1801); „Histoire des croisades“ (3 Bde., Par. 1812—17; 6. Aufl., 6 Bde., Par. 1840; deutsch von Ungewitter und Förstler, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32), welche, ungeachtet vieler Mängel und Unrichtigkeiten, vorzüglich wegen der plastischen Darstellung zu den bedeutendern historischen Erscheinungen der neuern Zeit gehört; und die mit letzterer in Verbindung stehende „Bibliothèque des croisades“ (4 Bde., Par. 1830), welche Auszüge aus den Quellschriftstellern der Kreuzzüge gibt. Im J. 1802 erschien aus M.'s Feder eine „Biographie moderne“ (4 Bde.), welche von der Polizei mit Beschlagnahme belegt wurde. Um diese Zeit hatte M. mit seinem Bruder Louis Gabr. M., geb. um 1772, und Siguet eine Buchdruckerei und ein Verlagsgeschäft angelegt. Zu ihren vorzüglichsten Unternehmungen gehört die „Biographie universelle“ (Bd. 1—73, Par. 1811 fg.), deren eigentliche Leitung M.'s Bruder übernahm. Er selbst blieb stets ein Anhänger der Bourbons, wenn er auch hin und wieder wol dem Kaiser und dem Könige von Rom in Gedichten huldigte. Dafür ließ er seinem Haffe gegen Napoleon freien Lauf in seiner „Histoire des 15 semaines ou le dernier règne de Bonaparte“ (Par. 1816), ein Pamphlet, welches hintereinander 27 Auflagen erlebte. Er war im J. 1813 Mitglied der franz. Akademie geworden; 1815 wurde er Deputirter in der Chambre introuvable. Seiner Stellen als Censor und Vorleser des Königs, welche ihm kurz nach der Rückkehr der Bourbons ertheilt waren, ging er wegen seiner Sympathie für eine freiere Regung der Presse verlustig. Während der J. 1820—24 theilte er sich vorzüglich an der Redaction der vielgelesenen „Lettres champenoises“. Die „Correspondance d'Orient“ (7 Bde., Par. 1830—38), ein Ergebnis seiner Reise nach Afrika und Kleinasien, und die „Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII siècle“ (20 Bde.) hat er in Verbindung mit seinem jüngern Freunde Poujoulat herausgegeben. Außerdem verdankt man ihm noch die Besorgung vieler bedeutender Werke, z. B. einer neuen Ausgabe des „Abrégé chronologique de l'histoire de France“ von Hénault, die Veröffentlichung der ersten Abtheilung der wichtigen „Correspondance littéraire de Grimm“ u. s. w. Körperliche Leiden nöthigten ihn, sich nach Passy zurückzuziehen, wo er am 30. Sept. 1839 starb.

Michaux (Andr.), ein berühmter franz. Reisender und Naturforscher, geb. am 7. März 1746 auf dem Pachtthofe Sartory bei Versailles, widmete sich gleich seinem Vater der Landwirthschaft, bis der frühe Tod seiner jungen Gattin ihn veranlaßte, nach Paris sich zu wenden, wo er sehr bald ein eifriger Botaniker wurde und B. de Jussieu hörte. Mit Lamarck und Thouin machte er 1780 eine wissenschaftliche Reise durch die Auvergne, in die Pyrenäen und nach Spanien und auf Lemonnier's Veranlassung erhielt er 1782 die Erlaubniß, den an den pers. Hof gesendeten Consul Rousseau zu begleiten. Mit schätzbaren Sammlungen von Pflanzen und Samen kehrte er nach drei Jahren nach Frankreich zurück, und erhielt hier den Auftrag, in Nordamerika in der Nähe von Newyork eine Art von Entrepot zur Cultur junger Bäume anzulegen, die dann nach Frankreich in die Baumschule von Ram-

houillet verpflanzt werden sollten. Er ging im Herbste 1785 nach Nordamerika ab, untersuchte Neu jersey, Pennsylvanien, Maryland u. s. w. und gründete wie in Newyork so in Charlestown Anlagen zu dem angegebenen Zwecke; auch durchforschte er die Floridas und die Ufer des St.-Georg- und St.-Jamesflusses. Als die Revolution in seinem Vaterlande ihn aller Unterstützung beraubte, negocierte er bei amerikanischen Handelshäusern die nöthigen Fonds, um seine Untersuchungen wo möglich bis an die Gestade der Hudsonsbai ausdehnen zu können; doch in Folge der Widerspenstigkeit seiner Führer in jenen rauhen Gegenden sah er sich nothgedrungen, unsern des Zieles umzukehren. Später erhielt er wieder von seiner Regierung den Auftrag, Louisiana zu untersuchen, und er besuchte nun die Alleghanygebirge und die Ufer des Ohio bis Louisville, und später auch Virginien, die Gestade des Mississippi und das Land Illinois. Bei der Rückkehr im J. 1796 verlor er an der holländ. Küste durch Schiffbruch einen großen Theil seiner Sammlungen. Die Zerstörungswuth der Revolution hatte seine aus Amerika nach Frankreich verpflanzten Baumstämme vernichtet und in Nambouillet waren von 60000 Stämmen nur noch wenige übrig. Sein rückständiger Gehalt wurde ihm nicht ausgezahlt und sein eignes Vermögen war fast ganz verloren gegangen. Dennoch fuhr er fort, mit Eifer seinem Fache zu leben und die zerstörten Anlagen von Nambouillet möglichst wiederherzustellen. Als 1800 die Expedition unter Baudin nach Neuhollland ausgerüstet wurde, erhielt er den Auftrag, sich ihr anzuschließen und untersuchte die Pflanzenwelt auf Teneriffa und Isle de France. Von Baudin sich trennend, ging er nach Madagaskar, wo er, dem Einflusse des Klima unterliegend, im Nov. 1802 starb. Seine „Histoire des chênes de l'Amérique septentrionale“ (Par. 1801, Fol.) und seine „Flora borealis-americana“ (2 Bde., Par. 1803; neue Aufl., 1820) sind Werke von ausgezeichnetem Werthe. — Sein Sohn, Franc. André M., geb. um 1770, der den Vater auf mehren seiner Reisen begleitete und ganz in dessen Fußstapfen trat, ist besonders durch seine „Voyage à l'ouest des monts Alleghanys, dans les états de l'Ohio etc.“ (Par. 1804) und die „Description des arbres forestiers des États-Unis“ (4 Bde., Par. 1817—18) bekannt.

Michel, das abgekürzte Michael, bedeutet im Altdeutschen ein starken Mann. Dem deut schen Michel hat man eine reiche Dosis Schwerefälligkeit und gutmüthiger Unklugheit beigelegt, um in ihm die Thorheiten und Verkehrtheiten der deutschen Nation in ähnlicher Weise zu personificiren, wie dies die Engländer in ihrem John Bull (s. d.), die Nordamerikaner in ihrem Jonathan u. s. w. thun. Da seit 1813 nicht alle Hoffnungen, die sich das deutsche Volk gemacht hatte, und nicht alle Verheißungen, die ihm gemacht wurden, in Erfüllung gegangen sind, so ist zumal seit den sogenannten Befreiungskriegen der deutsche Michel in der humoristisch-politischen Literatur, in Caricaturen und dgl. eine fast nothwendige Person geworden.

Michel Angelo, s. Buonarrotti.

Michelet (Jules), franz. Historiker, geb. am 21. Aug. 1798 zu Paris, widmete sich von Jugend an ernstlichen historischen Studien und trat frühzeitig als öffentlicher Lehrer auf. Vom J. 1821 an behandelte er an verschiedenen Unterrichtsanstalten, besonders am Collège Rollin, abwechselnd die historischen, philologischen und philosophischen Disciplinen. Im J. 1830 wurde er Guizot's Suppleant, 1838 Mitglied der Akademie und Professor der Geschichte am Collège de France sowie an der Normalschule. Außerdem wurde ihm die Leitung der historischen Section im Reichsarchiv übertragen. Als Geschichtsschreiber strebt er einen philosophischen Standpunkt an. Seine Ansichten gründeten sich auf die Philosophie der Geschichte, wie sie sich in Deutschland gebildet hat, mehr aber noch auf die Lehre Vico's, der er in dessen „Oeuvres choisies“ (2 Bde., Par. 1835) eine besondere Berücksichtigung zuwendet. Sein „Tableau chronologique de l'histoire moderne“ (Par. 1825); die „Tableaux synchroniques de l'histoire moderne“ (Par. 1826, 4.) und sein „Précis de l'histoire moderne“ (Par. 1828; 6. Aufl., 1840) sind geistreiche Skizzen, während die „Introduction à l'histoire universelle, suivie du discours d'ouverture prononcé à la faculté des lettres“ (Par. 1831; 2. Aufl., 1834) für das erste Manifest seiner geschichtsphilosophischen Ansichten gelten kann. Seine „Origines du droit franç.“ (Par. 1837) sind zum größten Theil aus Grimm's „Deutschen Rechtsalterthümern“ geschöpft. Zwei

Werke sind es vorzüglich, welche M. als die Aufgabe seines Lebens ansieht, die „Histoire rom.“ (Par. 1831; 2. Aufl., 1833), von der bis jetzt nur zwei Bände, und die „Histoire de France“ (Par. 1833), von der acht Bände erschienen sind. Beide Werke bieten bei höchst auffallenden Mängeln ganz vorzügliche Schönheiten; besonders ist ihre ganze künstlerische Gestaltung ausgezeichnet. Sehr werthvoll ist der Abriss der franz. Geschichte, welchen er in dem „Précis de l'histoire de France jusqu' à la révolution“ (Par. 1833 und öft.) geliefert hat. In seinen „Mémoires de Luther, écrits par lui-même, traduits et mis en ordre“ (2 Bde., Par. 1835) travestirte er zum Theil das Wesen der Reformation. Es erklärt sich dies aus seiner Vorliebe für die formelle Einheit des Katholicismus. Da ihm derselbe aber mehr von seiner künstlerischen Seite zugänglich ist, war es auch um so leichter möglich, daß er mit den ultramontanen Bestrebungen des franz. Klerus in Widerspruch treten konnte. Dies that er aber neuerdings offen und unverhohlen in seinen Vorträgen, von denen er einen Theil in der mit Quinet gemeinschaftlich herausgegebenen Schrift „Les Jésuites“ veröffentlichte, sowie in besondern Werken, z. B. in seinem „Du prêtre, de la femme, de la famille“ (Par. 1845).

Michigan, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, begreift die Halbinsel, welche im Süden von den Staaten Indiana und Ohio, im Osten von dem Erie-, St.-Clair- und Huronsee, im Norden von den aus dem Obern See in den Huronsee fallenden St.-Marysflusse und im Westen von dem Michiganssee begrenzt wird. Das Land hat ein Areal von 3660 QM. und ist von einem breiten Bergücken durchschnitten, der aber durch eine große Anzahl Flüsse und Bäche unterbrochen wird. Auch gibt es große Sandstreifen, doch ist des guten Bodens so viel vorhanden, daß man das Land ein sehr fruchtbares und für europ. Cultur geeignetes nennen kann. Mehr als zwei Drittheile sind mit Waldungen von Eichen, Eschen, Linden, Zuckerahorn, Ulmen, Pappeln, Fichten u. s. w. bedeckt. Von Mineralien hat man Kalk und Kohlen, ebenso reiche Salzquellen entdeckt. Wild, Wassergeflügel und Fische sind in Menge vorhanden. Die Zahl der weißen Bevölkerung belief sich im J. 1810 auf 4762 Seelen, 1830 war sie auf 31696 gestiegen und 1840 auf 240000; freie Schwarze gab es etwa 7000, Indianer 5700. Während bis 1834 vorzugsweise nur die südöstlichen Gegenden angebaut waren und nur der äußere Norden noch einige Niederlassungen hatte, ist man seitdem dem Laufe der Flüsse nachgegangen und hat die fruchtbare Westküste erreicht. Die Thäler haben sich mit fleißigen Bewohnern gefüllt, die Wälder sind zum Theil gelichtet und das Klima zeigt sich durchgängig viel milder, als unter gleichen Breitegraden in den atlantischen Staaten der Union. Die katholische Kirche organisiert sich schneller als die protestantische. Eine Staatsuniversität wurde 1837 begründet, auch seit jener Zeit sehr viel für Errichtung von Schulen gethan. Die Justiz, bisher sehr autonomisch, ist seit 1837 im Fortschreiten begriffen und ein humaner Sinn der Verwaltung zu bemerken. Die militairische Verfassung ist fast in keinem Staate der Union besser bestellt als in M. Für Communication durch Straßen und Eisenbahnen hat die Regierung die größten Anstrengungen gemacht. Handel und Industrie steigen in jedem Jahre, besonders hat ersterer schon einen bedeutenden Umfang gewonnen. Die Hauptstadt Detroit, am Flusse gleiches Namens, ist gut gelegen, schön gebaut und hat 2500 E. An der Nordspitze der Halbinsel liegt die Insel Michilimackinac, d. h. die große Schildkröte, mit einem Fort, kleinem Hafen und bedeutendem Pelzhandel. Ursprünglich war das Land der Wohnsitz der Huronen, die von dem Bunde der sechs Nationen daraus verdrängt wurden. Die Franzosen predigten hier den Erstern schon 1648 mit Erfolg das Christenthum, behaupteten aber nach Vertreibung der Huronen und ihrer Priester nur einige Forts zur Beschützung des Pelzhandels, die sie dann mit Canada den Engländern überlassen mußten. Hier und an den benachbarten Küsten und Seen kämpfte bereits um 1771 der größte bekannte indianische Häuptling gegen die Engländer mit solchem Erfolge, daß ihre Herrschaft in Nordamerika in Gefahr kam, und zu seinem Andenken wurde die Stadt Pontiac in M. gebaut. Im Frieden von 1783 kam die ganze Halbinsel an die Union, doch wurde das Fort Detroit erst 1796 ausgeliefert. Der Congress errichtete hier ein Gouvernement, das anfangs den Namen Waine führte, 1805 aber nach dem See den Namen Michigan erhielt. Die sehr freie Verfassung des Staats, die im Entwurfe dem Congress vorgelegt wurde, macht

dessen Aufnahme in die Union zweifelhaft, die erst nach sehr langen Debatten im Juni 1836 durchging. Die Verfassung gibt nämlich in M. jedem Weißen nach zurückgelegtem 21. Jahre bei allen Wahlen Stimmrecht. Nichtnaturalisirte Einwanderer, welche erweisen können, daß sie zwei Jahre in der Union und ein Jahr in M. ansässig waren, oder dort sich so lange aufgehalten haben, werden zum Stimmen bei allen Wahlen, selbst zu der des Unionspräsidenten gelassen.

Mickiewicz (Adam), einer der vorzüglichsten unter den neuern poln. Dichtern, geb. 1798 in Lithauen von armen adeligen Aeltern, erhielt seine erste Bildung zu Nowogrodek und auf dem Gymnasium zu Minsk. Er studirte seit 1815 in Wilna und erhielt einige Jahre nachher eine Lehrerstelle an der Schule zu Kowno. Bei glänzenden Talenten und angestrengtem Fleiße hatte er sich einen schönen Schatz von Kenntnissen erworben; der Keim des schlummernden poetischen Talents aber war in ihm durch die Liebe zu der Schwester eines seiner Freunde in Wilna erweckt worden. Als diese, da ungleiche Verhältnisse die Liebenden trennten, einem Andern ihre Hand reichte, schilderte M. seine unglückliche Liebe in dem Gedichte „Dziady“ (die Todtenfeier). Die erste Sammlung seiner zerstreuten Gedichte gab er in Wilna 1822 heraus. In Folge der 1823 über die Universität Wilna verhängenen Proscriptionsmaßregeln wurde auch M. längere Zeit festgehalten, und als man keine Beweise einer Verschwörung auffinden konnte, auf den bloßen Verdacht in das Innere Rußlands verwiesen. In der Verbannung machte er eine Reise nach der Krim. Am Ufer des Schwarzen Meeres dichtete er die trefflichen Sonette, durch die er sich die Gunst des Militairgouverneurs von Moskau, Fürsten Galizin, erwarb, der ihn 1826 in sein Gefolge nahm und unter dessen Patronat M.'s Sonette gedruckt wurden (deutsch von Schwab im „Deutschen Musenalmanach“ 1833). In Petersburg ließ er 1828 sein episches Gedicht „Konrad Wallenrod“ (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1834) erscheinen, das ungemein kräftig zur Weckung des Nationalgefühls unter der poln. Jugend gewirkt hat. Das widrige Geschick des Dichters erhöhte die Theilnahme an seinen Gesängen. Endlich gelang es seinen Verehrern, für ihn die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland zu erlangen. Er durchreiste nun Deutschland und Frankreich, und war in Italien, als 1830 die poln. Revolution ausbrach. Damals wurde seine „Ode an die Jugend“ dadurch berühmt, daß die letzten Worte derselben am 30. Nov. 1830 an das Rathhaus zu Warschau geschrieben und als ein glückliches Vorzeichen von der begeisterten Volksmasse tausendstimmig wiederholt wurden. Im J. 1831 lebte er in Dresden und im Sommer 1832 ging er nach Paris, wo er der hier erschienenen Sammlung seiner Dichtungen (3 Bde., 1828) einen vierten Theil hinzufügte (1832), der seine neuesten Dichtungen enthält. Das Schicksal seines Vaterlands veranlaßte ihn zu der Schrift „Księgi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego“ (Par. 1832), welche in einer der biblischen Sprache nachgebildeten Prosa Polens Bestimmung in der Vergangenheit und Zukunft schildert (deutsch unter dem Titel „Die Bücher des poln. Volks und der poln. Pilgerschaft“, Par. 1833). Sein episches Gedicht „Pan Tadeusz“ (2 Bde., Par. 1834, deutsch von Spazier, Lpz. 1836), ein durchaus nationales Werk, enthält die treueste Darstellung poln. Volkslebens. Nachdem er 1839 Professor der lat. Literatur in Lausanne geworden, übertrug ihm bald nachher die franz. Regierung den am Collège de France neuereirten Lehrstuhl der slaw. Literatur und hier trug M. 1840—43 in einem vierjährigen Cursus seine „Vorlesungen über slaw. Literatur“ (deutsch, 3 Bde., Lpz. 1843—44) vor, die freilich mehr auf einer für katholische Interessen gänzlich eingenommenen Phantasie, als auf gründlichem Studium der Quellen beruhen, daher wol Interesse erwecken, aber keine wahre Belehrung gewähren können, auch unter seinen Landsleuten nur sehr getheilten Beifall gefunden haben. Die Theilnahme M.'s an dem mystischen Treiben Towiański's (s. d.) nöthigte endlich die franz. Regierung, M. auf unbestimmte Zeit von seiner Lehrthätigkeit zu dispensiren. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu Paris in acht Bänden 1838.

Michlue (Jak.), eigentlich **Molker**, einer der ersten Beförderer der alten Literatur in Deutschland, geb. 1503 zu Strasburg, wurde, nachdem er in seiner Vaterstadt einen guten Grund zu den humanistischen Studien gelegt hatte, Rector in Frankfurt am Main, und hierauf Professor zu Heidelberg, wo er am 28. Jan. 1558 starb. Außer mehren griech.

und lat. Gedichten und Übersetzungen alter Classiker besitzen wir von ihm Ausgaben der Werke des Ovid (2 Bde., Bas. 1549, Fol.) und anderer Schriftsteller.

Midas ist der Name der meisten ältern phrygischen Könige; besonders aber bekannt ist **Midas**, der Sohn des Gordios und der Kybele, ein Schüler des Orpheus. Ihm wurde der Sage nach von Dionysos der Wunsch gewährt, Alles, was er berühre, in Gold zu verwandeln. Von dieser lästigen Wohlthat konnte er sich nur dadurch befreien, daß er sich auf Befehl des Gottes im Paktolos badete, der seitdem Gold führt. Nach einer andern Sage erkannte er bei einem Wettstreite des Pan und Apollon, der Syrinx und der Kithara, dem Pan den Preis zu, wofür er vom Apollo Eselsohren bekam. Obgleich M. dieselben unter seiner phrygischen Mütze zu verbergen wußte, entdeckte sie doch sein Diener. Diesen drückte das Geheimniß so, daß er es wenigstens in eine Grube hineinlüsterte, über welche aber bald Schilfrohr emporwuchs, durch welches die Sache verrathen wurde. Alle Fabeln über M. haben ihren Ursprung den satirischen Dramen der Athener zu danken.

Middelburg, Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs der niederländ. Provinz Zeeland, mitten auf der Insel Walcheren, steht durch einen Kanal, der die schwersten Kaufahrtsschiffe trägt und bei der Schanze Rammekens an der Südostseite der Insel endet, wo der eigentliche Hafen der Stadt sich befindet, mit der Westerschelde in Verbindung. Die Stadt ist einigermaßen befestigt, im Ganzen gut gebaut und hat gegen 16000 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das prächtige, von Karl dem Kühnen von Burgund 1468 erbaute Rathhaus im goth. Stile, mit 25 Steinbildern der alten Grafen von Zeeland, die Peterskirche mit den Grabmälern Cornelius und Jan Eversten und die Abteikirche mit einem Denkmale des deutschen Königs Wilhelm von Holland und seines Bruders Florenz. Die Stadt besitzet eine Börse, ein Gymnasium, Museum und Gesellschaften für Wissenschaft, Kunst und Naturforschung. Handel und Industrie sind unbedeutend.

Middlesex, eine der zwölf mittlern Graffschaften Englands mit der Hauptstadt London (s. d.), die aber auch zum Theil zur Graffschaft Surrey gehört, wird von der Themse und mehreren Kanälen, namentlich dem Grand Junction durchschnitten und bildet, mit Ausnahme des Hügels Hanger Hill eine fast ganz ebene, meist sandige Landschaft von $13\frac{1}{2}$ □ M. Das Klima ist feucht und außerordentlich veränderlich; im Winter liegen zuweilen mehre Tage lang dicke Nebel auf der Gegend und im Frühjahr und Herbst gibt es nicht selten heftige Stürme. Die Einwohner außer London finden ihren Unterhalt hauptsächlich in Viehwirtschaft und Gartencultur, deren Producte sie der Hauptstadt zuführen, an welche sie sich übrigens auch in Bezug auf Fabriken und Manufacturindustrie anschließen. Die vorzüglichsten Orte nächst London sind Chelsea (s. d.), Fulham mit dem Palaste des Bischofs von London, Hamptoncourt (s. d.), Kensington (s. d.) und Chesswick mit dem Schlosse des Herzogs von Devonshire. Mit der Graffschaft Essex (s. d.) bildete es das angelsächs. Königreich Essex. (S. Angelsachsen.)

Middleton (Conyers), ein freisinniger engl. Theolog und geistreicher Geschichtschreiber, geb. am 12. Dec. 1683 zu Richmond in der Graffschaft York, erhielt seine gelehrte Bildung zu Cambridge, wo er 1717 Professor und erster Universitätsbibliothekar wurde. Er war sehr wohlhabend, doch der Aufwand, den er auf einer Reise nach Italien im J. 1724 in Rom machte, zerrüttete seine Vermögensumstände gänzlich. Er starb zu Cambridge am 28. Juli 1760. Sein Eifer verwickelte ihn in ein Neg. von literarischen Fehden, namentlich auch mit Rich. Bentley (s. d.), der ihn wegen seiner Vorliebe zur Musik spottweise den Fiedler nannte, aber dennoch in Folge der „Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately published by Rich. Bentley etc.“ (Lond. 1721) sich veranlaßt fand, seine projectirte kritische Ausgabe des Neuen Testaments wieder aufzugeben. Das meiste Aufsehen erregte sein noch jetzt geschätztes Werk „The history of the life of Cicero“ (2 Bde., Lond. 1741, 4; 4 Bde., Bas. 1790; 3 Bde., Lond. 1801; deutsch von Seidel, 4 Bde., Danz. 1791—93). Allein auch diese Schrift, die uns ein lebhaftes, ohwol zuweilen zu vortheilhaftes Bild von Cicero's Charakter und dessen Zeitalter gibt, wurde wegen mancher schiefen Urtheile und historischen Ungenauigkeiten bald nach ihrem Erscheinen von Tunstall, Markland, Warburton und andern Gegnern heftig angegriffen.

Außerdem sind seine „Antiquitates Middletonianae“ (Lond. 1754) und „Miscellaneous works“ (4 Bde., Lond. 1752—57, 4.), welche Gegenstände aus der Theologie und Alterthumskunde behandeln, noch immer nicht ohne Werth.

Midianiter, ein arab. Volksstamm, hatten **Midian**, einen Sohn Abrahams von der Keturah, zum Stammvater und bewohnten der Mehrzahl nach den Landstrich zwischen der Nordseite des Arabischen Meerbusens und dem glücklichen Arabien bis zu den Ebenen Moabs, während ein Theil derselben in der Arabischen Wüste nomadisirte. Sie trieben Handel, insbesondere nach Aegypten, und belästigten die Israeliten durch wiederholte Einfälle, bis **Gideon** (s. d.) sie demüthigte. Ihr Nationalgott hieß **Baal Peor**.

Midshipmen, d. i. Mitschiffmänner, heißen bei der engl. Marine die Cadetten der Kriegsschiffe, meist junge Leute von Bildung, die, nachdem sie den praktischen Seebdienst erlernt, Schiffslieutenants werden. Auf einem Linienenschiffe ersten Ranges oder von 120 Kanonen gibt es 24 Midshipmen.

Mieczyslaw ist der Name dreier poln. Herzoge und Könige. — **M. I.**, der von 962—992 regierte, nahm, nachdem er sich mit **Dombrowka** oder **Dubrawka**, einer Tochter des Herzogs **Boleslaw's I.** von Böhmen, verheirathet hatte, 965 das Christenthum an. Er führte dasselbe auch in Polen ein, ließ die Gründung des ersten poln. Bisthums in Posen zu und begann die Ausrottung des Heidenthums. Mit den Deutschen und Böhmen hatte er mehre Kämpfe zu bestehen. Im J. 973 wohnte er dem Hoftage zu **Quedlinburg** bei als Mitglied des Deutschen Reichs und Herr der Länder zwischen der **Oder** und **Wartze**. Seine **Wilsäule**, von **Rauch** gefertigt, steht neben der seines Sohnes, **Boleslaw Chrobry**, des Besiegers der **Ruffen**, im Dome zu **Posen**. — **M. II.** oder der **Träge**, von 1025—34, der Sohn **Boleslaw Chrobry's**, verlor fast alle von seinem Vater gemachten Eroberungen, **Northreusen** an den **Herzog Jaroslaw** von **Kiew**, die **Slowakei** und **Mähren** an **Ungarn**, die **slawisch-deutschen Landschaften** an den deutschen Kaiser, dessen Oberhoheit er auf dem Hoftage zu **Merseburg** im J. 1032 von neuem persönlich anerkannte. Sein Sohn war **Kasimir I.** (s. d.). — **M. III.** oder der **Alte** erhielt bei der Theilung des poln. Reichs durch seinen Vater **Boleslaw III.** 1139 **Großpolen** und gelangte nach mehreren Zwistigkeiten mit seinen Brüdern zur Oberherrschaft über **Polen** und in den Besitz von **Krakau**. Seine Bedrückungen veranlaßten aber 1177 seine Vertreibung nach **Schlesien**, worauf **Kasimir II.** (s. d.) ihm folgte. Nach manchen vergeblichen Versuchen, die Oberherrschaft über **Polen** von neuem zu erlangen, erreichte er dieses Ziel erst gegen das Ende seines Lebens auf kurze Zeit. Er starb 1202.

Miene nennt man die individuelle Gestaltung des menschlichen Antlitzes, wie sie sich nicht bloß unbewegt, sondern namentlich wie sie sich bewegt zeigt und insofern als Zeichen und Ausdruck innerer Gemüthszustände sich darstellt. Das **Mienenspiel** ist daher ein Spiegel der Seele, und wenn auch die **Physiognomik** (s. d.) zu viel behauptete, wenn sie aus der Bildung und den feststehenden Zügen des Antlitzes sichere Schlüsse auf Charakter und Gemüthsseigenschaften machen zu können glaubte, so gibt es doch eine Sprache der Mienen, die um so deutlicher ist, je weniger die Civilisation den Menschen dahin gebracht hat, sein Gesicht zu beherrschen oder zu verstellen. Vorzugsweise bezeichnend sind die Veränderungen des Auges, des Mundes und der Stirn, in denen sich **Zorn**, **Schmerz**, **Liebe**, **Spott**, **Nachdenken**, **Schreck** u. s. w. in deutlich erkennbaren Zügen darstellen. Insofern jedoch der noch unerforschte Zusammenhang zwischen dem geistigen Leben und den äußern Veränderungen des Körpers sich noch weiter erstreckt als auf das Antlitz, verknüpft sich mit dem **Mienenspiel** die **Geberde**, erkennbar theils in der Haltung und Stellung des ganzen Körpers, theils namentlich in den Bewegungen der Arme. Das **Mienen- und Geberdenpiel** ist zunächst etwas Unabsichtliches und Unwillkürliches; wird es absichtlich benutzt, so wird es oft ein Hülfsmittel der Heuchelei und Verstellung; als natürliches Symbol innerer Zustände ist es aber auch einer wahrhaft künstlerischen Ausbildung und Benutzung fähig. (S. **Attitüde**, **Mimik** und **Pantomime**.)

Mierevelt (**Mich. Janfon**), ein berühmter Portraitmaler, geb. zu **Delft** 1568, der Sohn eines Goldschmieds, hatte **Ant. von Montfort**, genannt **Blocklandt**, zum Lehrer. Seine Arbeiten ließ er sich sehr theuer bezahlen. Er war **Mennonit**, von sehr liebenswür-

digem Charakter, und starb zu Delft 1641. Die vorzüglichsten ältern holländ. Stecher haben Blätter nach ihm geliefert. — Auch sein Sohn, Pieter M., geb. 1596, gest. 1632, ist als Portraitmaler geschätzt.

Mieris (Frans van), der Ältere, das Haupt einer berühmten holländ. Künstlerfamilie und einer der ausgezeichnetsten Genremaler, geb. zu Delft 1635, wurde schon früh Schüler Gerard Dow's, dessen Richtung er sich in jeder Beziehung aneignete. Es war dies das feinere gemüthliche Genre, durchgängig in kleinem Maßstabe und mit der höchsten Sorgfalt im Einzelnen ausgeführt; Farbe und Helldunkel sind von derselben Wahrheit und Schönheit wie bei Dow selbst, nur ist M. etwas bewußter und absichtlicher als sein Lehrer. Seine Bilder, meist Darstellungen aus dem geselligen und häuslichen Leben der Vornehmern, wurden schon bei Lebzeiten des Künstlers zu sehr hohen Preisen bezahlt, und ihr Werth hat sich im Laufe der Zeit nur erhöht. Das Beste besitzen nächst den holländ. Sammlungen die Galerien in München, Dresden und Florenz. M. schätzte jede Stunde seiner Zeit einen Ducaten, kannte aber nur wenig den Werth des Geldes, verschwendete es mit seinem Freunde, dem berühmten Jan van Steen, in Trinkgelagen und war wie dieser stets arm und in Schulden. Dabei war er äußerst gutmüthig. In Folge eines Falles bei dunkler Nacht in der Trunkenheit in eine Grube starb er zu Leyden 1684. Die besten Stiche nach M. hat J. G. Wille geliefert. — Sein Sohn und Schüler, Wilh. van M., geb. zu Leyden 1662, war weniger erfinderisch als der Vater und malte auch nicht mit solcher Leichtigkeit wie dieser, ersetzte aber diese Mängel durch fleißige, fast ängstliche Vollenbung seiner Gemälde. Wie mehre gleichzeitige holländ. Meister lieferte er auch Darstellungen aus der heil. Geschichte. Er starb, als Mensch und Künstler hochgeachtet, 1747. — Ein zweiter Sohn von Frans van M., Jan van M., geb. zu Leyden 1660, ebenfalls ein ausgezeichnetere Künstler, ging nach Florenz, wo er schon 1690 starb. Seine Gemälde bestehen in Bildnissen von bedeutender Größe. — Frans van M., der Jüngere, geb. 1689, ein Sohn von Wilh. van M., war ein oft glücklicher Nachahmer der Werke seines Vaters und Großvaters; mehr aber ist er als Historiker durch seine „Historie der nederlandsche vorsten“ (3 Bde., Haag 1732—35, Fol.) und das „Groot charterboek der graaven van Holland, van Zeeland en herren van Vriesland“ (4 Bde., Lpz. 1753—56, Fol.), in welchen Werken die Münzen nach seinen Zeichnungen gestochen wurden, bekannt. Auch radirte er einige kleine Blätter. Er starb 1763. Seiner unvollendeten Geschichte von Leyden fügte Dan. van Wyphen einen zweiten Band hinzu.

Miethvertrag heißt im Allgemeinen jeder Vertrag, durch welchen man Jedem den Gebrauch einer nicht verzehrbaren Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Lohns verspricht, und es schließt der Miethvertrag im erstern Falle (locatio conductio rerum) auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen Jemand Gebrauch und Nutzung eines Landguts oder einer gewissen Art Birtthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der **Miethmann** oder **Abmieter** (conductor) ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, kann aber auch, wenn keine besondere Übereinkunft es hindert, deren Gebrauch Andern in **Aftermieth** (sublocatio) überlassen. Der **Bermieth** oder **Berpachter** darf vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache nicht entziehen. Der Miethmann ist zu Entrichtung des **Miethzins** (locarium) auch dann verpflichtet, wenn er durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Der **Lohnvertrag** oder **Miethvertrag über Dienste** (locatio conductio operarum) heißt **Verdingungsvertrag** (locatio conductio operis), wenn man sich zur Verrichtung eines Werks, einer Arbeit Jedem verbindlich macht, und **Dienstvertrag**, wenn Dienste bestimmter Art, z. B. häusliche Dienste, auf gewisse Zeit gegen einen Lohn (merces) versprochen werden. Der Miethende oder Dingende kann die versprochenen Dienste in Person fordern, der Gemietete aber auch den Lohn, selbst wenn der Dingende seiner Dienste nicht mehr bedarf.

Mignard (Pierre), ein bekannter franz. Historien- und Bildnißmaler, geb. 1610 zu Troyes, war anfangs für die Medicin bestimmt, ging aber schon frühzeitig zur Malerei über und lernte dieselbe zuerst bei Jean Vouher in Bourges, dann bei Simon Vouet, wo Lesueur und Lebrun seine Mitschüler waren. Wegen seines längern Aufenthalts in Rom

erhielt er den Beinamen Mignard le Romain; dort, und in Venedig malte er viele Portraits; auch studirte er die großen Italiener, besonders Tizian, so genau, daß er Einzelne derselben bis zur Täuschung nachahmte und z. B. selbst seinen frühern Freund und nunmehrigen Feind Lebrun mit einer in Guido's Geschmack gemalten Magdalena zu täuschen vermochte. Im J. 1658 durch Colbert in die Dienste Ludwig's XIV. berufen, wurde er das Haupt der Akademie San-Luca und nach dem Tode Lebrun's an dessen Stelle erster königlicher Hofmaler. Er führte eine der größten Frescoarbeiten, welche Frankreich besitzt, aus, nämlich die Kuppel von Val de Grace; schmückte den großen Saal zu St.-Cloud mit Vorstellungen aus der Mythologie, malte Mehres in Versailles und lieferte eine große Anzahl Portraits, besonders des Königs und der übrigen Glieder des königlichen Hauses. Auch war ihm die Direction der königlichen Kunstsammlungen, der Malerakademie und der Manufactur der Gobelins übertragen. Er starb 1695. M. theilt die meisten Mängel seiner Schule, ihre Kälte und ihr conventionelles Wesen; dagegen ist sein Colorit, von seinen venetian. Studien her, wärmer und harmonischer, und ebenso sind seine Gestalten, zumal die Madonnen, naiver und weltlich anmuthiger als die seiner franz. Zeitgenossen; seine Bildnisse sind wol die besten dieser ältern franz. Schule.

Mignet (Franz. Aug. Alexis), franz. Geschichtschreiber, geb. am 6. Mai 1796 zu Aix in der Provence, erhielt seine erste Bildung in Avignon und widmete sich dann zu gleicher Zeit mit Thiers in seiner Vaterstadt den Rechtsstudien. Ein akademischer Triumph, der ihm für seine Preisschrift „De la féodalité des institutions de St.-Louis et de la législation de ce prince“ (Par. 1822) wurde, bestärkte ihn noch mehr in dem Entschlusse, sich der literarischen Laufbahn zuzuwenden. Mit seinem Freunde Thiers ging er 1821 nach Paris, wo sich ihnen die Journalistik als dankbares Feld eröffnete. M. tritt im Lager des „Courrier franç.“, dem er bis 1830 treu blieb, wo er bei dem von Thiers gegründeten „National“ eintrat. Vorlesungen über neuere Geschichte, welche er am Athénée mit großem Beifall gehalten hatte, veranlaßten ihn zur Abfassung seiner „Histoire de la révolution franç.“ (2 Bde., Par. 1824; 10. Aufl., 1840; deutsch von Burckhardt, 2 Bde., Lpz. 1842). In diesem Werke sieht M. auf dem Standpunkte der fatalistischen Schule, d. h. er sucht den nothwendigen Ideengang der franz. Revolution nicht bloß in seinen allgemeinen Umrissen, sondern selbst in den äußersten Consequenzen nachzuweisen. Nach der Julirevolution, an der er durch Theilnahme an der Protestation der liberalen Journalisten mitwirkte, wurde er Staatsrath und Archivar im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Als Mitglied der Kammer in den J. 1832—35 sprach er mehrfach im Interesse der Regierung. Bei Gründung der fünften Classe des Instituts der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften im J. 1832 wurde er Mitglied derselben und nach A. Comte's Tode Secretair; auch kam er 1837 in die franz. Akademie. Als Mitglied des von Guizot gegründeten historischen Comités hat er die „Négociations relatives à la succession d'Espagne“ (4 Bde., Par. 1835) herausgegeben, deren Einleitungsschrift ein historisches Meisterstück genannt werden kann. Die geistreichen Gedächtnisreden, welche er als Secretair der Akademie der moralischen Wissenschaften gehalten hat, sowie einige kürzere Aufsätze sind in den „Notices et mémoires historiques“ (2 Bde., Par. 1843; deutsch von Stolz, 2 Bde., Lpz. 1843) zusammengestellt. Namentlich diese Elegien sind geeignet, die glänzenden Eigenschaften seines Stils im rechten Lichte erscheinen zu lassen.

Rignon (Abraham), einer der berühmtesten Blumen-, Früchte- und Stilllebenmaler, geb. um 1640 zu Frankfurt am Main, wo sein Vater Kaufmann war, kam, als dieser 1647 fallirte, in das Haus des Blumenmalers Jak. Moreel von Utrecht und von da zu dem berühmten J. D. van Heem in Utrecht, dessen Stil er sich bald völlig aneignete; doch blieb ihm Heem in der Freiheit und Keckheit der Behandlung überlegen. Außerst geschmackvoll in der Wahl der Blumen, wußte er sie auch wohl zu ordnen und mit überaus natürlichen Insekten zu zieren. Seine Fliegen und Schmetterlinge scheinen zu fliegen, der Thau auf seinen Blumen und die dadurch hervorgebrachten Perlen sind der Natur so getreu, daß man versucht wird, sie hinwegzuwischen. Seine Gemälde, die in den meisten Galerien sich vorfinden, stehen wie bei seinen Lebzeiten, so noch gegenwärtig, in hohen Preisen. Aus Liebe zu seiner Mutter, die in Beglar lebte, verließ er Holland und hielt sich bei ihr

bis zu deren Tode auf. Er starb daselbst 1679. Neben der berühmten Maria Sibylla Merian (s. d.) waren seine beiden Töchter seine vorzüglichsten Schützerinnen.

Migräne (hemigrania) oder halbseitiges Kopfsweh, ist eine besondere Art Kopfschmerz, welche gewöhnlich nur eine Seite des Kopfes einnimmt, heftiger ist als der gewöhnliche Kopfschmerz und periodisch wiederkehrt, oft ohne daß eine veranlassende Ursache gefunden werden kann. Der Schmerz selbst ist nach Stärke und Sitz verschieden. Die Anfälle kommen in sehr verschiedenen Zwischenräumen von einer Woche bis zu mehreren Monaten, beginnen meist mit übler Laune und Verdauungsbeschwerden; oft auch mit einer Fieberanwandlung, dauern acht bis zwölf Stunden und endigen sich mit einem sanften Schlafe. Die Migräne ist erblich und kann schon bei Kindern von sieben bis acht Jahren auftreten, verschwindet aber meist im Alter. Meist ist sie gichtischen oder rheumatischen Ursprungs und hat wegen der sie begleitenden Verdauungsstörungen und der periodischen Wiederkehr viel Ähnlichkeit mit dem Podagra (s. d.). Wegen ihrer offenbar kritischen Bedeutung, indem nach ihrem Ausenbleiben sich häufig andere gewöhnlich viel gefährlichere Übel einstellen, ist bei der Behandlung mehr auf Linderung der Schmerzen und Entfernung der veranlassenden Schädlichkeiten als auf Unterdrückung der Krankheit hinzuwirken, welche letztere ohnedies große Schwierigkeiten darbieten würde. Steigt der Schmerz bis zu einem sehr hohen Grade, so kann die Migräne alle die Folgen nach sich ziehen, welche heftige Nervenerschütterungen überhaupt haben.

Miguel (Dom Maria Evarist), der Usurpator Portugals, geb. zu Lissabon am 26. Oct. 1802, der dritte Sohn des Königs Johann's VI. von Portugal und der span. Infantin Charlotte Joachime, wuchs in Brasilien als Liebling seiner Mutter ohne alle Jucht und Bildung zum Jüngling heran. Nachdem er 1821 mit seiner Familie nach Portugal zurückgekehrt, machte ihn seine Mutter zum Werkzeug ihrer herrschsüchtigen Pläne und stellte ihn an die Spitze der absolutistisch-theokratischen Partei. Eifrig von dieser unterstützt, beabsichtigte er, die Constitution umzustürzen und seinen schwachen Vater wo nicht abzusetzen, wenigstens zu beherrschen. Nachdem am 1. März 1824 der treue Diener des Letztern, der alte Marquis von Loulé (s. d.), ermordet worden war, ließ Dom M. am 30. Apr. als Infant-Generallissimus die Minister verhaften, den Vater aber streng im Palaste bewachen. Doch dieser wurde noch zeitig genug von den Plänen seines Sohnes durch den franz. Gesandten Hyde de Neuville unterrichtet, und Dom M. sah sich genöthigt, um Gnade zu bitten. Gleich seiner Mutter am 12. Mai Landes verwiesen, ging er über Paris nach Wien, wo er seine frühere ungezügelte Lebensweise fortsetzte. Nach dem Tode seines Vaters im J. 1826 sah die Partei der Königin in ihm den legitimen Erben der Krone Portugals, welche sein älterer Bruder Dom Pedro (s. d.) als Kaiser von Brasilien nicht tragen konnte. Doch Letzterer betrachtete sich als den von seinem Vater in dessen Testamente bezeichneten rechtmäßigen Nachfolger, gab Portugal am 26. Apr. 1826 eine Constitution, entsagte aber am 2. Mai der Krone zu Gunsten seiner ältesten Tochter Donna Maria da Gloria (s. d.) und bestimmte derselben Dom M. zum Gemahl, der bis zu ihrer Volljährigkeit auch Regent sein sollte. Dom M. genehmigte Alles, beschwor die Constitution, verlobte sich mit seiner Nichte und wurde am 3. Juli 1827 von Dom Pedro zum Regenten ernannt. Im Febr. 1828 langte er in Lissabon an und übernahm die Regentschaft aus den Händen seiner Schwester Isabella. Doch die Partei der Königin hatte Alles zur Herstellung der absoluten Gewalt und zur Erhebung des Infanten auf den Thron vorbereitet. Dom M. löste daher schon am 13. März die versammelten constitutionellen Cortes auf, berief am 3. Mai die alten Cortes und ließ sich von ihnen am 25. Juni zum legitimen König von Portugal erklären. Zwar erklärte Dom Pedro seinen Bruder aller Rechte für verlustig und hob dessen Verlobung mit seiner Tochter auf; allein Dom M.'s Waffen siegten und die Getreuen der Königin Donna Maria mußten sich von Porto aus über London nach Terceira und Rio Janeiro zurückziehen. Der Usurpator folgte nun ganz der Leitung seiner Partei. Durch ein Schreckenssystem unterdrückte er den Liberalismus mit wilder Lust und Tyrannenlaune. Er mishandelte selbst seine Schwestern, ließ sich durch kein gerichtliches Urtheil bestimmen und beging die grobsinnlichsten Ausschweifungen. Jagd und Stiergefächte, Maitreffen, Hunde und Pferde waren seine Kurzweil. Endlich gelang es Dom Pedro, von

Terceira aus 1832 Porto zu erobern, 1833 Lissabon zu besetzen und Donna Maria dahin zurückzuführen. England und Spanien erklärten sich für die Letztere, und am 26. Mai 1834 mußte Dom M. zu Evora die Capitulation unterzeichnen, nach welcher er allen Ansprüchen auf den Thron von Portugal entsagte, die Ruhe des Landes nie wieder zu stören und dasselbe nie wieder zu betreten versprach. Auf einem engl. Kriegsschiffe schiffte er sich am 1. Juni nach Genua ein, wo er nicht unterließ, gegen die von ihm in Evora unterzeichnete Acte zu protestiren. Die Folge davon war, daß er das ihm in Portugal zugesicherte Jahrgeld verlor und daß sein ihm vorbehaltenes Privatvermögen mit Beschlagnahme belegt wurde. Im J. 1834 ging er nach Rom, wo er, von der röm. Curie als König anerkannt, seitdem die meiste Zeit sich aufhielt. Durch kirchliche Andachten beschäftigt er hier die Augen des Volks, während er, in andern Kreisen verhaftet, in Jagd und andern Vergnügungen Zerstreuung über sein verfehltes Leben sucht.

Mikrokosmos (griech.), d. h. die kleine Welt, nennt man oft den Menschen, insofern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen an ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum.

Mikrolog (griech.), d. h. Kleinigkeitskrämer oder Silbenstecher, nennt man vorzugsweise einen solchen Gelehrten, der bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen auf ganz außerwesentliche Dinge einen hohen Werth legt und von diesem beschränkten Standpunkte aus auch die Leistungen Anderer beurtheilt, wie dies namentlich in den zunächst vorhergehenden Jahrhunderten bei der grammatischen und kritischen Erklärung der alten Schriftsteller der Fall war, daher die Grammatiker und Kritiker aus dieser Zeit noch jetzt zum Theil mit diesem Namen belegt werden. Dieses verkehrte Streben des Mikrologen, die Mikrologie, hat daher mit der erforderlichen und lobenswerthen Genauigkeit und Sorgfalt bei Behandlung eines Gegenstandes nichts gemein.

Mikrometer nennt man das Instrument zur Abmessung sehr kleiner Größen, welches gewöhnlich an Fernrohren und Vergrößerungsgläsern angebracht ist. Erfunden wurde es um 1640 von Gascoigne, der zu dem angegebenen Zwecke in dem Brennpunkte des Fernrohrs feine Fäden befestigte, während nachher mehre Physiker dazu sehr voneinander abweichende Vorschläge gemacht haben. Kirch zu Berlin erfand 1679 ein Schraubmikrometer, bei dem die Fäden, zwischen welche der zu messende Gegenstand gebracht wird, mittels zweier sehr feiner Schrauben einander genähert und wieder entfernt werden können. Ein ähnliches Mikrometer mit einer Schraube brauchten schon 1666 die franz. Astronomen Azout und Picard. Noch gegenwärtig werden Schraubmikrometer vorzugsweise häufig angewendet, namentlich bei Vergrößerungsgläsern. Das einfachste aller astronomischen Mikrometer ist die das Gesichtsfeld begrenzende Blendung (s. d.) selbst, wenn sie genau kreisförmig abgedreht ist; bequemer für die Beobachtungen aber das Kreismikrometer, bestehend in einem an beiden Seiten genau kreisförmig abgedrehten Ringe, der nur etwas kleiner als die Öffnung der Blendung des Fernrohrs ist und an der Blendung entweder mittels Metallplättchen befestigt, oder in ein in die Blendung eingespanntes ebenes Glas eingelassen wird. Dasselbe dient zur Bestimmung der Differenz in Rectascension und Declination zweier einander naher Gestirne und läßt sich an jedem Fernrohr anbringen. Auch kann man damit ohne Beleuchtung Beobachtungen anstellen, weshalb es sich ganz besonders zur Beobachtung der so schwach beleuchteten Kometen eignet. Dehales und Zahn empfahlen Mikrometer aus Gittern von Linien auf Glas, mit dem Diamant geschnitten, und zwar in solcher Feinheit, daß sie kaum $\frac{1}{200}$ einer Linie breit werden und daß ihre Abstände $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{20}$ einer Linie betragen. Ähnliche Mikrometer wie letztere werden auch gegenwärtig noch in Verbindung mit Mikroskopen zur Messung sehr kleiner linearer Ausdehnungen, z. B. der Dicke eines Menschenhaars, gebraucht.

Mikroskop oder Vergrößerungsglas nennt man im Allgemeinen jeden Apparat, mittels dessen kleine Gegenstände dem Auge vergrößert erscheinen; im gewöhnlichen Leben aber versteht man darunter eine Zusammensetzung mehrerer Gläser, mittels deren man eine sehr bedeutende, bis 3000 und mehrfache Vergrößerung der Fläche hervorbringen kann. Die einfachen Vergrößerungsgläser bestehen aus einer in Horn u. dergl. gefaßten Glaslinse. Je kürzer die Brennweite oder der Halbmesser ihrer Krümmung, desto

stärker ist die Vergrößerung. Gray's Wasser mikroskop besteht aus einem Tropfen reinen Wassers, welchen man mit der Spitze einer Nadel aufnimmt und in das sehr kleine Loch einer dünnen Metallplatte fallen läßt. Die eigentlichen Mikroskope, welche um 1619 von Zach. Jansen in Middelburg erfunden wurden, haben zwei Glaslinsen, die Objectiv- und die Ocularlinse, mitunter auch noch zwischen beiden eine dritte, die Collectivlinse, welche das Sehfeld vergrößert und das Ocularglas achromatisch macht. Die Linsen sind in zwei ineinander verschiebbaren Röhren befestigt, sodaß man sie nach dem Grade der Vergrößerung und nach der Beschaffenheit des Auges stellen kann. Übrigens hat die Vergrößerung ihre Grenzen, weil, wenn sie zu bedeutend ist, die Farbenzerstreuung und die Abweichungen, welche aus der Gestalt der Gläser entstehen, eine Undeutlichkeit herbeiführen, zu welcher der Mangel an Helligkeit noch mit beiträgt. Nicht in der übertriebenen Vergrößerung liegt der Werth eines guten Mikroskops, denn der Forscher wendet nie eine größere als eine höchstens 800fache Vergrößerung an, sondern in der Genauigkeit, womit alle störenden Lichtstrahlen beseitigt, jeder Verzerrung des Objectivbildes und jeder Verdunkelung entgegen gearbeitet ist. Unter solchen Mikroskopen erkennt man jede Linie, jeden kleinen Rand, jede Färbung wieder; auch sind Vorrichtungen angebracht, um kleine Objecte bis auf $\frac{1}{10000}$ Linie genau zu messen. Um eine größere Erleuchtung des Objectes zu erzielen, hat Lieberkühn hinter demselben einen metallenen Hohlspiegel angebracht, dessen hohle Seite nach dem Mikroskop hin gerichtet ist und die Lichtstrahlen nach dorthin reflectirt. Dem übeln Umstand, daß die hier beobachteten Objecte durchsichtig sein mußten, hat Amici abgeholfen, indem er ein System von Spiegeln anbrachte, welche das von oben her durch reflectirtes Licht erhellte Object im Bilde einander zuwarfen und vor das Sehfeld des Mikroskops brachten. Je nach der Lichtquelle, deren man sich zur Erleuchtung bedient, hat man Sonnenmikroskope und Lampenmikroskope. Unter den Sonnenmikroskopen sind die Chevalier'schen die besten. Vor der Röhre liegt ein planer Spiegel, welcher so gestellt werden kann, daß er die aufgefangenen Sonnenstrahlen parallel mit der Achse des Rohres auf eine Sammellinse in demselben wirft, welche dann von einer zweiten Linse so stark convergirt werden, daß sie in einen Punkt zusammenlaufen, welcher dicht am Objecte liegt, zu welchem Zwecke diese zweite Linse gestellt werden kann. Außerdem enthält das Instrument noch eine Vorrichtung, um das Object genau zu ajustiren, indem man es nach allen Richtungen hin verschieben kann. Die eigentliche Objectivlinse ist achromatisch, und ebenfalls verschiebbar und wird so lange vor- und rückwärts gestellt, bis man auf einer Wand oder einem Papierschirm auf einer Weite von 10—20 F. vom Objecte ein deutliches und klares Bild des letztern erhält. Das Lampenmikroskop ist im Allgemeinen ebenso construirt, nur bedient man sich bei demselben des Lichts einer intensiven Lampe oder des Drummond'schen Lichts. (S. Hydrooxygenas-Mikroskop.) Die Mikroskope für Naturforscher, die eigentlich zusammengesetzte Mikroskope, werden am besten von Oberhauser in Paris, von Nössl in Wien und von Schieck in Berlin gemacht. Ein Schieck'sches Mikroskop besteht aus einer dreifüßigen Säule, welche hohl ist und in welcher der Mikroskopträger mittelst einer Zahnstange hoch und tief gestellt werden kann. Das Mikroskop selbst enthält die mit größter Sorgfalt geschliffenen achromatischen Objectiv- und Oculargläser, welche ebenfalls in verschiedenen Entfernungen voneinander festgestellt werden können. An der Säule selbst ist der Objectentisch und unter demselben ein stellbarer Spiegel befestigt. Der Objectentisch ist durchbohrt, um das von dem Spiegel reflectirte Licht zum Objecte gelangen zu lassen. Unterhalb ist eine Blendung, welche dazu dient, das Sehfeld mehr oder weniger zu verkleinern. An der Seite des Fußes befindet sich der Träger einer Collectivlinse, welche nach allen Richtungen hin so gestellt werden kann, daß sie die Sonnenstrahlen auffängt und dem Spiegel zuführt, welcher sie auf das Object reflectirt. Eine Mikrometervorrichtung zum Messen der Objecte ist ebenfalls angebracht. Nössl hat noch eine Vorrichtung angebracht, um das Mikroskop auch in horizontaler Richtung zu brauchen, und der Objectentisch ist so angeordnet, daß das Object genau centrirt werden kann.

Milben sind kleine, zum Theil fast mikroskopische Thierchen, welche sonst zu den Insekten gezählt wurden, von diesen aber schon dadurch sich unterscheiden, daß bei ihnen Kopf, Brust und Leib meist in ein Stück verwachsen sind, und daß sie nur im Jugendzustand

sechs, erwachsen aber acht Füße haben. Sie pflanzen sich, und zwar in großer Menge, durch Eier fort und scheinen im Allgemeinen von verdorbenen Substanzen vegetabilischen und animalischen Ursprungs zu leben. Eine der bekanntesten Arten ist die Käse milbe, welche im alten trockenen Käse lebt. Ihr ähnlich ist eine andere Art, welche im Mehl und alten Broten vorkommt. Auch halten sich viele Milben parasitisch auf andern Thieren auf, wie die Nosmilbe. Am merkwürdigsten ist in dieser Beziehung die schon im 12. Jahrh. den arab. Ärzten bekannt gewesene, nach 1820 in Paris zuerst von den jungen Ärzten Ranacci und Albin Gras wiedergefundene, seitdem auch in Deutschland beobachtete Krämpmilbe (*acarus humanus*), die bisweilen, aber nicht immer in den Krämpfusteln vorkommt und ebenso gut Ursache als Folge dieser Hautkrankheit sein kann, von Käse milbe und Nosmilbe aber sich sehr unterscheidet. Ferner gibt es eine Art Milben, die in Gewächshäusern manchen Schaden anrichten, indem sie mit einem ganz feinen Netze die Gewächse überziehen und dabei die Blätter anfressen, in Folge dessen diese nach und nach absterben. Eine der größten Milbenarten, von schöner, sammetrother Farbe, findet sich im Sommer auf der Erde in Gärten herumlaufend. Auch der sogenannte Holzbock (s. d.) oder Zecke ist eine Milbe. Endlich gibt es viele Milben im Wasser.

Milch wird von den Weibchen aller Säugthiere in besondern Organen abgefondert und dient zur ersten Nahrung für ihre Jungen. Von großer Wichtigkeit für den Menschen ist hauptsächlich die Milch der Kuh, weshalb auch die Chemiker sich mit Untersuchung derselben am meisten beschäftigt haben. Die Milch läßt sich in Butter (s. d.), Käse (s. d.) und Wollken (s. d.) zerlegen. Die Butter sammelt sich anfangs in der Gestalt des Rahmes und, noch mit Käse und Wollken vermischt, als eine dicke Flüssigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeit lang ruhig steht. Die käsigten Theile sondern sich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und nur die Wollken bleiben zurück. Die Milch ist beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Kalmücken bereiten deshalb aus der Stutenmilch nicht blos ein angenehmes säuerliches Getränk, Kumiß (s. d.) genannt, sondern auch eine Art Branntwein. Ubrigens bietet die Milch ein und derselben Thierart, unter verschiedenen Umständen, namentlich aber bei verschiedenen Individuen, mancherlei Modificationen dar. Sie ist verschieden nach den Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, verschieden nach den Tageszeiten, in welchen sie gemolken wird, verschieden aber namentlich nach dem Genusse der Nahrungsmittel. Auch Krankheiten und Gemüthsbewegungen der Thiere wirken auf die Eigenschaften der Milch ein. Die erste aus dem Euter kommende Milch ist die dünnste, die letzte die dickste, weshalb das reine Ausmelken von Wichtigkeit ist. Mit der Kuhmilch kommt die Milch der übrigen Thiere in ihren Bestandtheilen mehr oder weniger überein. Die Milch des Weibes enthält weniger Käse, aber mehr Milchzucker (s. d.) als Kuhmilch, und ihr butteriger Bestandtheil ist mit dem käsigten so verbunden, daß sie keine Butter liefert. Der Säuregehalt der Milch nimmt zu bei vieler vegetabilischen Nahrung, das Kali aber bei vieler animalischen Kost. Auf den Geruch, Geschmack und auf die Färbung der Milch wirken mehre Pflanzen. Mit dem Alter der Jungen nehmen der Käse- und Butterreichthum der Milch zu. Das elektrische Fluidum befördert das Gerinnen der Milch; Alkalien dagegen verhindern in der frischen Milch als Zusatz ihr Gerinnen, ja sie lösen sogar den gefällten käsigten Niederschlag wieder auf. Eselmilch hat mehr Rahm, weniger käsigte Bestandtheile und mehr Milchzucker als Kuhmilch. Ziegenmilch und vorzüglich Schafmilch kommen der letztern am nächsten. Zur Bestimmung des Gehalts der Milch nach Gradon dient der Galaktometer (s. d.). Die Milch ist verschiedenen Krankheiten unterworfen; dahin gehören das Blau- und Gelbwerden, Zähigkeit, Schleimigkeit, Wässerigkeit, Bitterkeit u. s. w. Die Ursachen dieser krankhaften Erscheinungen sind theils gestörte Gesundheit der Thiere, theils fehlerhafte Aufbewahrung der Milch, theils unpassendes Futter. Bei Vermeidung dieser Ursachen wird auch die Milch wieder gesund. Die Gewinnung und Aufbewahrung der Milch und die Bereitung von Butter und Käse aus derselben nennt man Milchwirthschaft oder Molkeerei. Reinlichkeit ist dabei die Hauptsache. Die Milch wird in verschieden geformten und aus verschiedenen Stoffen bestehenden Gefäßen entweder im Keller oder in besonders dazu eingerichteten Behältnissen, den Milchschwämmen, aufbewahrt. Letztere, aus

großen Trögen bestehend, in welche Röhrwasser einfließt, auf welchem die Milchschäse schwimmen, dienen dazu, die Milch im Sommer vor zu schneller Säuerung zu bewahren. Durch eine von Trommer ausgegangene Erfindung werden aber nicht nur die Milchschwemmen, sondern auch die kleinern Milchgefäße überflüssig; ja selbst die Reinlichkeit bei dem Milchwesen braucht nicht mehr so ängstlich gehandhabt zu werden. Dieses Mittel besteht nämlich in der Soda, von welcher man der frischgemolknen Milch etwas zufügt. Der Säuerungsproceß der Milch erfolgt nun um so langsamer und es setzt sich mehr Rahm ab. Vgl. Trommer, „Das Wolkenwesen“ (Berl. 1845).

Milchsaft, s. Chylus.

Milchschorf, Milchborke oder Ansprung (*Crusta lactea* oder *tinea faciei*) ist eine sehr häufige chronische Hautkrankheit, welche meist das Gesicht noch säugender Kinder befällt, aber auch an andern Körpertheilen und bei ältern Individuen vorkommen kann. Es bilden sich kleine gelblichweiße, gruppenweise zusammenstehende, auch ineinanderfließende Pusteln, welche sehr bald sich öffnen und eine gelbgrünliche oder braune Borke bilden, die mit über Feuer getrockneter Milch einige Ähnlichkeit hat. Vollsaftigkeit und zu reichliche Ernährung der Kinder kann ebenso wie unpassende Nahrung und Verdauungsunordnungen mit Magensäure verbunden die Ursache des Übels sein, welches gewöhnlich einige Wochen dauert, aber auch je nach den begleitenden Umständen Monate und Jahre lang sich fortsetzen kann. Bei richtiger Behandlung, welche namentlich die hier gewöhnlich leicht aufzufindenden Ursachen berücksichtigt, ist die Krankheit ohne Gefahr, während eine besonders durch Anwendung äußerer Mittel herbeigeführte schnelle Unterdrückung derselben eine Verfestigung des Krankheitsstoffs von der Haut auf edlere Organe und somit sehr gefährliche Zufälle, selbst den Tod durch Gehirnwassersucht, zur Folge haben kann.

Milchstraße nennt man den hellen, weißlichen Streifen, der sich fast in der Gestalt eines größten Kreises um die ganze Himmelkugel erstreckt. Er schneidet die Ekliptik bei den Füßen der Zwillinge, geht hierauf durch den Perseus, die Kassiopeia, den Kopf des Kepheus und den Schwan, dann, in zwei Arme getheilt, durch den Fuchs, den Adler, den Sobieski'schen Schild, den Schützen, den Poniatowski'schen Stier und den Schlangenträger. Bei dem Sternbilde des Kreuzes ist sie dem Südpole am nächsten; dann geht sie durch das Schiff und das Einhorn nach den Füßen der Zwillinge. Ihre Breite ist sehr verschieden und wechselt zwischen 5 und 22°; die Trennung in zwei Arme geht durch 22°, vom Schwan bis zum Schützen. Schon Demokrit soll von der Milchstraße die richtige Ansicht gehabt und dieselbe aus dem vereinigten Glanze unzähliger Fixsterne erklärt haben; dieselbe Behauptung sprach Galilei bald nach Erfindung der Fernröhre mit Bestimmtheit aus, aber erst Herschel vermochte durch seine trefflichen Instrumente die Milchstraße wirklich in einzelne Sterne aufzulösen. Kant machte bereits in der Mitte des 18. Jahrh. darauf aufmerksam, daß die Milchstraße, wenn anders Galilei Recht habe, auf eine ungleiche Anstheilung der Sterne schließen lasse; diese Ansicht wurde durch Herschel's Beobachtungen vollkommen bestätigt, und gegenwärtig sind die Astronomen der Mehrzahl nach der Meinung zugethan, daß die Milchstraße nichts anderes als eine linsen- oder vielleicht auch ringsförmige, an einer Stelle in zwei Theile gespaltene Sternschiebt sei, in deren Mitte oder nahe bei derselben das Sonnensystem sich befinde. So erklärt sich ganz ungezwungen, warum die Sterne immer dünner gefät zu sein scheinen, je weiter sich unser Auge von der Milchstraße entfernt.

Milchzucker (*Saccharum lactis*) ist ein Bestandtheil der Milch der Säugthiere und wird im Großen besonders in der Schweiz entweder durch Verdampfen der Wolken (s. d.) oder gewöhnlicher durch Krystallisation erhalten, worauf er durch wiederholtes Auflösen in heißem Wasser und Krystallfren gereinigt wird. Im Handel trifft man ihn gewöhnlich in der Form von Cylindern an. Er ist in Alkohol und Aether gar nicht und in Wasser schwerer als der Rohrzucker löslich; auch ist er härter und enthält mehr Kohlen- und weniger Sauerstoff als dieser. In der Medicin benugt man ihn als schwaches, die Verdauung beförderndes Mittel, meist jedoch nur, um kleine Gaben stärkerer Mittel, welche man ihm beimischt, in fein vertheiltem Zustande zu geben. Auch wird er zu sogenannten künstlichen

Molkenpulvern verwendet, indem man ihn mit Mimosen Gummi zusammenreibt und in warmem Wasser auflöst.

Milet, am Mäander, war im Alterthume eine der größten und blühendsten Städte von Karien in Kleinasien, berühmt durch treffliche Wollenfabrikation und ausgebreiteten Handel nach Norden. Schon frühzeitig gründete es eine bedeutende Anzahl von Colonien am Schwarzen Meere und in der heutigen Krimm, und im Besitz einer Flotte, führte es lange und kostspielige Kriege mit den lydischen Königen. Nach der Eroberung Lydiens durch den ältern Cyrus (s. d.) wurde es, gleich ganz Ionien, unterworfen. Unter der pers. Oberherrschaft mit vieler Milde behandelt, obgleich durch innere Unruhen öfters zerrüttet, blieb es in Wohlstand bis zu dem unglücklichen ionischen Kriege, in welchem es, von seinem damaligen Statthalter Aristagoras zum Widerstande gegen die Perser aufgereizt und von den europ. Griechen nur sehr schwach unterstützt, im J. 494 v. Chr. von Grund aus zerstört wurde. Die Einwohner bauten die verödete Stadt zwar wieder auf, sodas sie sogar gegen das siegreiche Heer Alexander's des Großen sich eine Zeit lang hielt; aber ihr altes Ansehen vermochte sie nicht wieder zu erlangen, und die jetzt noch wenigen Überreste, die unter dem Namen *Palat*, d. h. Paläste, ein elendes Dorf bilden, lassen die ehemalige Größe kaum ahnen. Die früher so mächtigen Milesier dienten daher den Alten zur sprüchwörtlichen Bezeichnung verfallener Glückskinder. Vgl. Rambach, „De Mileto einsque colonii“ (Halle 1790); Schröder, „De rebus Milesiorum“ (Straßb. 1827) und Soldan, „Res milesiae“ (Darmst. 1829). — Nach M. nannten die Griechen eine besondere Art von Erzählungen, die ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung enthielten und von einem gewissen Aristides zuerst verfaßt worden sein sollen, *milesische Geschichten* oder *Märchen*. (S. Roman.)

Militair ist die Collectivbenennung für alle zum Soldatenstande gehörende und vom Landesherrn besoldete Personen. Die Stärke des Militairs eines Staats bestimmt sich nach Maßgabe der Bevölkerung, der Beschaffenheit des Landes, der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner und der besondern Verhältnisse gegen die Nachbarstaaten; doch hängt sie nicht selten auch von den disponiblen Geld- und andern Mitteln ab. Sie ist im Frieden geringer und beschränkt sich auf die Truppenzahl, welche zum Garnison- und Arbeitsdienst, sowie zur Ausbildung der jungen Mannschaft erforderlich ist. Großbritannien hat bei 26¹/₂ Mill. E. ungefähr 122600 M. Militair; Frankreich bei 34¹/₂ Mill. E. 344000 M.; Osterreich bei 37,700000 E. 401900 M.; Preußen bei 15¹/₂ Mill. E. 124000 M.; Rußland bei 63¹/₂ Mill. E. 770000 M. Es kommen also auf 1000 E. in England beinahe fünf, in Frankreich gegen zehn, in Osterreich zehn bis elf, in Preußen acht bis neun und in Rußland zwölf Mann Militair. Das Verhältniß der Truppengattungen richtet sich nach der Beschaffenheit des Landes, nach der Eigenthümlichkeit der Nation und nach dem Bedarfe in besondern Fällen. Gebirgiges Terrain macht mehr Infanterie als Cavalerie nöthig und die Orientalen haben verhältnißmäßig ungleich mehr Reiterei als andere Völker. Im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß die Zahl der Infanterie fünf- bis sechsmal größer ist als die der Cavalerie. Auf 1000 M. Infanterie rechnet man 2¹/₂—3 Geschütze der Fuß- und auf 1000 M. Cavalerie fünf bis sechs Geschütze der Reitenden Artillerie. Die Eintheilung oder Gliederung der Armee anlangend, so wird bei der Infanterie das *Bataillon* (s. d.), bei der Cavalerie die *Escadron* (s. d.) und bei der Artillerie die *Batterie* (s. d.) als Einheit angenommen. Durch die Vereinigung mehrerer Einheiten zu einem Ganzen bilden sich die Regimenter, Brigaden, Divisionen und Armeecorps; doch gibt es für diese Heerestheile bei den einzelnen Armeen sehr verschiedene Benennungen. Als Grundsatz ist anzunehmen, daß jeder selbständige Trupp sich leicht in zwei, vier oder acht Theile zerlegen lasse. Noch bis 1806 fand beinahe überall das Werbesystem statt, nach welchem Leute, die sich zum Dienst meldeten, Handgeld bekamen und auf Capitulation, d. h. auf eine gewisse Anzahl Jahre, angeworben wurden. Man nannte sie Ausländer und rechnete zu ihnen auch diejenigen Eingeborenen, welche sich freiwillig zum Dienst stellten. Außerdem hatte jedes Regiment seinen Canton, d. h. eine Anzahl Dörfschaften, aus denen es seine Rekruten aushob. Gegenwärtig kommt das Werbesystem in dem angegebenen Sinne

nur noch in England vor. Zwar gibt es fast in allen Armeen Ausländer; sie sind aber entweder in besondere Corps vereinigt (s. Fremdenlegion) oder dienen auf Beförderung. Außer England erfolgt der Erfas des Heers gegenwärtig überall durch die zuerst in Frankreich eingeführte *Conscription* (s. d.). Jeder gesunde junge Mann ist verpflichtet, zu dienen, und nur ganz besondere häusliche Verhältnisse können ihn davon befreien; doch darf in einigen Ländern, z. B. Frankreich, Hessen, Sachsen, Württemberg u. s. w., der zum Dienst Aufgerufene einen Stellvertreter für sich besorgen. Gewiß ist es ein großes Vortheil, die Dienstzeit des Soldaten nicht zu weit auszudehnen; denn wenn jährlich ein Drittheil oder die Hälfte des stehenden Heers in der Friedenszeit entlassen wird und ebenso viel Rekruten eintreten, so ist in wenigen Jahren der größte Theil der waffenfähigen Männer ausexercirt. Die entlassenen Leute kehren im preuß. Staate und anderwärts zu ihren bürgerlichen Geschäften oder zum Landbau zurück und bilden die Kriegsreserve, d. h. diejenige Mannschaft, die bei ausbrechendem Kriege zuerst eingezogen wird, um das stehende Heer zu vervollständigen. Nach zwei bis drei Jahren gehen sie zum ersten Aufgebot und nach vollendetem 32. Lebensjahre oder nach etwa siebenjähriger Dienstzeit beim ersten Aufgebot zum zweiten Aufgebot über, in welchem sie abermals sieben Jahre verbleiben. (S. *Volkswaffnung*.) Auch ist es in Preußen jungen Leuten, die sich selbst kleiden und nähren können, gestattet, ihre Dienstpflicht durch einjährige Dienstzeit abzuleisten und sodann in die Landwehr einzutreten. Dagegen ist auch wieder Soldaten, die sich durch musterhaftes Betragen ausgezeichnet haben und zu Unteroffizieren geeignet sind, gestattet, über ihre Dienstzeit zu dienen. Die Beförderung oder das *Avancement* erfolgt beim Militair fast durchgängig nur in Folge einer abgelegten Prüfung, in welcher, nächst vortheilhaften Dienstzeugnissen, die für die nächst höhere Stufe erforderlichen Kenntnisse nachgewiesen werden müssen. Die Ernennung der Offiziere jeden Grades erfolgt durch den Landesherren. In England sind noch gegenwärtig die Offizierstellen unter gewissen Bedingungen käuflich. In Frankreich wird ein Drittheil der erledigten Offizierstellen durch die Wahl der Kameraden (*à l'élection*), ein Drittheil durch den König (*au choix*) und ein Drittheil nach dem Dienstalter (*à l'ancienneté*) besetzt. Nur bei Stabsoffizieren hat sich der König die Wahl vorbehalten, doch darf er keinen Offizier, der über 40 Jahre alt ist, dazu ernennen. Das Ausscheiden aus dem Dienst erfolgt, abgesehen von Todesfällen und von denjenigen Militairs, welche in andere Verhältnisse übergehen, zunächst durch den Eintritt der *Invaliden* (s. d.) in eine Invalidencompagnie, oder durch die Entlassung in die Heimath mit einer kleinen Pension und einem Beitrage an Kleidungsstücken u. s. w., oder endlich durch die Aufnahme im Invalidenhanse bei gänzlicher Unfähigkeit, sich selbst noch fortzuhelfen; auch werden die Abgegangenen häufig in Civilstellen angestellt. Für schwere, entehrende Verbrechen erfolgt die Ausstoßung aus dem Soldatenstande. Offiziere, deren Invalidität durch besondere Zeugnisse nachgewiesen sein muß, erhalten eine dem Einkommen ihres Grades und ihrer Dienstzeit angemessene Pension, und unter Umständen ebenfalls Anstellung in Civilstellen. Die ehemals häufige Cassation derselben kommt gegenwärtig nur noch in seltenen Fällen vor. Die Dislocirung der Truppen im Frieden wird nothwendig wegen gleichmäßiger Vertheilung in die einzelnen Provinzen, wegen des mehrten Garnison-, Wacht- und Arbeitsdienstes in Festungen und größern Städten, wegen Unterbringung der Pferde und wegen ökonomischer Verhältnisse. Das Militair hat nicht allein den Landesgesetzen zu gehorchen, sondern auch den besondern, auf die Verhältnisse seines Standes Bezug nehmenden Kriegsartikeln. Vergehungen werden in Verhören untersucht, die ein Auditeur leitet und ein Offizier überwacht, und die Strafe wird von Standgerichten, bei größern Verbrechen von Kriegsgerichten (s. d.) den Acten und Gesetzen gemäß bestimmt. (S. *Kriegsgesetze*.) Im Kriege, wo die Zeit drängt, ist das Verfahren meist sehr kurz, und der überwiesene Verbrecher erleidet sofort die ihm gebührende Strafe. Im Allgemeinen muß die Art der Strafen und ihrer Ausübung stets das Ehrgefühl berücksichtigen, um diesen so mächtigen Hebel der Disciplin und den den Truppen nöthigen Geist der Ehre in allen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Das Medicinalwesen wird von Militairärzten verwaltet. (S. *Militairheilkunde*.) Leichte Krankheiten werden im Quartier behandelt, schwerer Erkrankte kommen in das Lazareth oder *Hospital* (s. d.). Ebenso schwierig

als wichtig ist im Kriege die Einrichtung der Feldlazarethe (s. d.). Die Behandlung der Mannschaften und Chargirten erfolgt unentgeltlich, auch erhalten sie freie Medicin; die Offiziere dagegen müssen den Arzt bezahlen. Die kirchlichen Angelegenheiten besorgen die Feldprediger (s. d.). Alles das Erwähnte und vieles Andere zusammengenommen begreift man unter dem Namen der Militairverfassung, wohin auch die Bedingungen gehören würden, unter welchen die Militairs die Erlaubniß zur Verheirathung bekommen; ferner die Herbeiziehung der Truppen zu größern Arbeiten, z. B. zum Weg- und Kanalbau, und die Anordnungen zur Ausbildung des Soldaten im Allgemeinen und der militairischen Übungen insbesondere.

Einen besondern Zweig der Militairverfassung bildet die Militairökonomie, die es mit der Ausrüstung und Verpflegung der Truppen zu thun hat. Die hierzu erforderlichen Behörden stehen unter dem Kriegsministerium. Sie haben die Anschaffung und Erhaltung der Waffen und des Pulvers im Einverständnisse mit dem Chef der Artillerie zu besorgen. Die Remonten werden durch besonders dazu bestimmte Commissionen sachverständiger Offiziere theils in den Gestüten ausgewählt, theils im Lande gekauft und an die Truppen nach Maßgabe ihrer Erfordernisse vertheilt. Die Bekleidung und Verpflegung mit Lebensmitteln und Fourage ist der Intendanturbehörde übergeben, welche auch im Felde durch Einrichtung von Bäckereien und mittels der Trainecolonnen für Beides zu sorgen hat; nächstdem beaufsichtigt diese Behörde das Rechnungswesen der Truppen. Die Geldverpflegung und die Bezahlung aller zur Liquidation geeigneten Bedürfnisse der Armee erfolgt durch die General-Militair- oder Kriegskasse. Endlich gehören auch zum Ressort der Behörden für die Militairökonomie die Feststellung und Auszahlung der Pensionen für verabschiedete Soldaten, Offiziere und für Offizierwitwen.

Militairakademien, s. Militairschulen.

Militaircolonien bestanden schon zur Zeit Alexander's des Großen von Macedonien und unter den Römern. In neuerer Zeit fanden sie eine Nachahmung in dem Grenzinstitute des östr. Kaiserthums (s. Militairgrenze), in der Indelta in Schweden zu Ende des 17. Jahrh. und seit 1820 in den Militaircolonien Rußlands, die freilich wesentlich von den früher erwähnten Kriegsinstituten verschieden sind. Die Einrichtung der sogenannten Indelta oder der eingetheilten Truppen in Schweden, die noch gegenwärtig besteht, rührt von Karl XI. her, der sie zu dem Zwecke machte, eine größere Kriegsmacht mit geringerm Kostenaufwande bereit zu halten. Sie besteht darin, daß die Besitzer einzelner Grundstücke für die Befreiung von gewissen Abgaben die Verpflichtung haben, einen oder mehre Soldaten zu stellen, von denen jeder den zu seiner Ernährung erforderlichen Acker und Viehstand erhält. Seine Arbeiten während der Einberufung zu den Übungen und im Kriege haben die Zurückgebliebenen zu besorgen; nur im Kriege erhält er Sold. Zu den russ. Militaircolonien entwarf auf Kaiser Alexander's I. Anregung der General en chef der Artillerie, Graf Araktschew, den ersten Plan, dem die Idee zum Grunde lag, mittels Ansiedelung ganzer Regimenter in bestimmten Bezirken, unter einer besondern militairisch-bürgerlich-policeilichen Verwaltung den Stand der Kronbauern mit dem Stande der besoldeten Krieger so zu verschmelzen, daß dadurch verschiedene Zwecke zugleich erreicht würden, nämlich eine Verminderung der Kosten für das stehende Heer, Erleichterung der Rekrutirung, die Bildung einer Reserve für das Heer, die Gründung eines Asyls für die ausgeübten Krieger und deren Familien, und eine gleichzeitige Beförderung des Anbaus und der Bevölkerung culturfähiger Landstriche, wo es bisher nur an der Hand eines thätigen Anbauers gefehlt hatte. Araktschew rieth zu dem Ende, die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartiren, militairische Dörfer nach einem bestimmten Plane zu erbauen, jedem Hause eine gewisse Zahl Morgen Landes anzuweisen, und ein Gesetzbuch für dieses neue Institut zu entwerfen. Der Soldat sollte als Soldat durch Feldbau zu seinem Unterhalte beitragen, die ganze männliche Bevölkerung der Colonistendörfer aber in den Waffen geübt und als Reserve zum Felddienste genommen werden. Auf diese Weise bezweckte Araktschew die ganzen Streitkräfte Rußlands längs der Grenzen Polens, der Türkei und Kaukasiens in Militaircolonien zusammenzudrängen, durch welche, außer den erwähnten Vortheilen einer

wachsenden Landescultur und Bevölkerung und der Versorgung der Familien der ins Feld ziehenden Soldaten, auch der Krieger selbst in Friedenszeiten, im Umgange mit Weib und Kind und in der Bekanntschaft mit dem eigenen Herde, Anhänglichkeit an das Vaterland gewänne. Diese Idee, so zweckmäßig sie im Ganzen schien, verlor dennoch Vieles von ihrem beabsichtigten Nutzen durch jene unerbittliche und rücksichtslose Strenge, mit der Araktschejew den vom Kaiser gebilligten Plan durchzuführen bestrebt war. Ganze Dörfer emporföhrten sich, und Sibirien verdankte zu jener Zeit, besonders zwischen den J. 1820—25, einen großen Theil seiner Bevölkerung dem strengausgeführten System jener Militaircolonien, in die Araktschejew 1825 bereits 400000 männliche Bewohner, darunter 40000 M. zu Pferde, untergebracht hatte. In Folge der Revolte eines Theils der Garden im J. 1825 gab jedoch der Kaiser Nikolaus das System, die ganze Armee zu colonisiren, auf. Araktschejew, der von den Soldaten fast verabscheut wurde, erhielt seinen Abschied und zog sich auf sein Gut Grusino am Wolchowflusse zurück, wo er am 21. Apr. 1834 starb. Die bereits vorhandenen Militaircolonien in den Gouvernements Nowgorod-Weliki, Cherson, Charkow und Zekaterinoflaw wurden zwar erhalten und bestehen noch gegenwärtig, haben aber im Laufe der Zeit wesentliche Veränderungen erfahren.

Militairgrenze heißt der Landstrich der östr. Monarchie, von 715 QM. mit 1,220000 E., welcher sich 227 M. längs der ungar. und siebenbürg. Grenzen, so weit sie das türk. Gebiet berühren, erstreckt und seine eigne militairisch-administrative Verfassung hat, indem die Bewohner desselben Bauern sind, welche Militairdienste verrichten, also gewissermaßen colonisirte Soldaten. Grund und Boden der Militairgrenze ist nämlich Staatseigenthum, aber zu erblichem Nießbrauch unter völliger Abgabefreiheit an Bauernfamilien verliehen, gegen die Verpflichtung, dafür Kriegsdienst zu leisten. Im Frieden erhält der Grenzsoldat keinen Sold, für den ihn der Nießbrauch des ihm verliehenen Besizes entschädigt, der, ähnlich einem Majorat, in seiner Familie forterbt. Gesetz und Herkommen entscheiden über denjenigen Sohn der Familie, welcher die Sorge für das Hauswesen und die Erbfolge übernehmen soll. Aus dieser abgeschlossenen Anzahl der Familien entspringt auf der einen Seite die große Wichtigkeit und eigenthümliche Ausbildung des Familienverbandes in der Militairgrenze, andernteils aber die Fruchtbarkeit und Größe der Familien in derselben. Der Staat hat durch diese Einrichtung ein stets bereites Kriegsheer, das ihm im Frieden nichts kostet. Der gewöhnliche Etat des Grenzmilitairs beträgt 50000 M., kann jedoch im Fall eines Kriegs auf 70—100000 M. gebracht werden. Dasselbe ist gut eingeübt und wohldisciplinirt, und beschützt in einem ununterbrochenen Grenzcordons gegen die Türkei nicht nur das eigne Land gegen feindliche Angriffe und das Einbringen der Pest, sondern dient auch für Sold dem Staate im Kriege gegen andere Länder. Wichtige Dienste leisteten die Grenzer im östr. Erbfolgekriege und im Siebenjährigen Kriege, noch wichtigere in allen Türkenkriegen. Die Militairgrenze bildet staatsrechtlich zwar einen Theil des ungar. Reichs und des Großfürstenthums Siebenbürgen, hat aber eine ihrem Zwecke gemäß eigenthümliche militairische Einrichtung, durch die sie in den ungar. Erbstaaten nach Verfassung und Verwaltung gänzlich von denselben getrennt, in Siebenbürgen aber, wo die Grenzsoldaten keine geschlossenen Bezirke bewohnen, sondern im Provinzialgebiet zerstreut leben, nur militair-administrativ, nicht politisch gesondert ist. Eingetheilt ist dieselbe in vier voneinander unabhängige, unter dem Hofkriegsrath stehende Generalcommandos oder Generalate als höchste Behörden, unter denen hinwiederum die Regimentscommandos stehen, welche die Bezirksbehörden vorstellen und nicht nur alle rein militairischen Verpflichtungen, sondern auch alle politisch-ökonomischen und Justizgeschäfte besorgen. Die vier Generalate sind das kroatische, das slawonische, das banater oder ungarische, und das siebenbürg. In dem kroatischen Generalate sind die vorzüglichsten Orte: Carlopago, Zengow, Bellowar, Petrinia und Kostainicza; in dem slawonischen: Alt- und Neugradiska (s. Gradiska), Brod, Mitrowicz, Peterward ein (s. d.), Karlowitz (s. d.) und Semlin (s. d.), wohin auch der District der Tschakisten (s. d.) gehört; in dem ungar. banatischen: Pancowa, Weißkirchen, Mehadia und Karansebes. In Bezug auf ihre natürliche Beschaffenheit kommt die Militairgrenze ganz mit den Ländern überein, zu denen sie staatsrechtlich gehört. Was die Bevölkerung betrifft, so besteht sie der Mehrzahl nach aus Sla-

wen, nämlich im ganzen kroatischen und slawonischen Generalat aus Kroaten und Slawoniern, im banater aus Ungarn, Deutschen, Serbiern und Walachen, im siebenbürgischen aus Ungarn (Szeklern), Deutschen und Walachen. Die Mehrzahl bekennt sich zu der nicht-unirten griechischen, ein anderer großer Theil zur röm.-katholischen Kirche; außerdem gibt es Befenner der griech.-katholischen, der reformirten und protestantischen Kirche und Unitarier. In der Römerzeit gehörten die Länder der Militärgrenze theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zum dacischen Reiche. König Sigismund von Ungarn machte durch die Errichtung des zengger Capitanats den Anfang der Militärgrenze. Eine weitere Ausdehnung gewann diese Einrichtung, als der König Ludwig II. von Ungarn in der Mitte des 16. Jahrh. seinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Osterreich, die festesten Plätze Kroatiens, um sie auf eigne Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Schon damals scheint die Grenze in zwei Hauptdistricte getheilt gewesen zu sein. Die kroatische Grenzprovinz war die erste, welche entstand; die übrigen Grenzländer in Slawonien, Ungarn und Siebenbürgen sind viel später entstanden und das siebenbürg. Generalat war das letzte. Die gegenwärtige Einrichtung für das siebenbürg. Generalat datirt aus den J. 1776—77, und die für das ungar. vom J. 1807. Vgl. Hiesinger, „Statistik der Militärgrenze des östr. Kaiserthums“ (Wien 1823) und Benigni von Wildenberg, „Statistik der siebenbürg. Militärgrenze“ (Hermannst. 1837).

Militärheilkunde oder **Kriegsheilkunde** (*medicina militaris* oder *castrensis*) ist eigentlich von der Heilkunde im Allgemeinen nicht verschieden, sondern bezeichnet nur diese Wissenschaft in ihrer Anwendung auf den besondern Stand der Soldaten, unter denen, wie in jedem streng abgeschlossenen Stande, eine Anzahl Krankheiten häufiger vorkommt als bei andern Menschen. Es ist aber, da diese Krankheiten ebenso gut jeden andern Menschen befallen können, nicht sowol die Kenntniß derselben und der gegen sie anzuwendenden Mittel, welche den Militärarzt von dem gewöhnlichen praktischen Arzte unterscheidet, als die derjenigen Anordnungen und Veranstaltungen erforderlich, welche die aus dem Berufe und der Lebensart des Soldaten hervorgehenden Krankheiten sowie die dagegen zu ergreifenden Vorkehrungen nöthig machen. Die Militärheilkunde ist durchaus eine Schöpfung der neuern Zeit, in der die Regierungen einsahen, daß es nicht nur die Pflicht, sondern auch der Nutzen des Staats sei, Denjenigen, welche im Dienste desselben ihre Gesundheit und ihr Leben der augenscheinlichsten Gefahr aussetzen, auf eine zweckmäßige Art zu Hülfe zu kommen. In den ältesten Zeiten waren Einrichtungen zur Verpflegung verwundeter und kranker Soldaten gänzlich unbekannt. Erst in den röm. vollkommener organisirten Kriegsheeren in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern finden wir Militärärzte unter dem Namen *medici vulnerarii*. Mit dem Untergange des röm. Reichs verschwand aber dieses Institut wieder spurlos. Erst von Ludwig IX. von Frankreich wird berichtet, daß er neben seinem Leibarzt eine Anzahl junger, dem geistlichen Stande angehöriger Ärzte (*myres* oder *maitres-myres*), die sich der verwundeten Soldaten annehmen sollten, auf seinen Kreuzzügen mit sich nahm. Allein auch diese Einrichtung hatte keinen Bestand, und wenn später *Yaré* (s. d.) und sein Schüler *Pigray* mit dem Heere in das Feld zogen, so waren sie immer noch keine vom Staate besoldeten Militärärzte. Den Grund zu einer Organisation des Militärmedicinalwesens legte Heinrich IV. von Frankreich durch Errichtung von zwei Militärhospitälern bei der Belagerung von Amiens im J. 1597. Ludwig XIII. errichtete bereits stehende Hospitäler für die Soldaten; auch wurde durch ihn das nützliche Institut der *Ambulancen* (s. d.) ins Leben gerufen. Mehr noch wurde die Militärheilkunde durch Ludwig XIV. ausgebildet. Den festesten Grund zu ihrer Vervollkommnung legte Ludwig XV. durch Errichtung von Unterrichtsanstalten für Militärärzte zu Besançon, Lille, Nancy, Strasburg u. s. w. Die Revolution erhielt wenigstens das Bestehende und Napoleon trug auf jede Art dazu bei, die Militärheilkunde auf den hohen Grad der Ausbildung zu stellen, welchen sie gegenwärtig einnimmt. Die vollkommen militärische Organisation des franz. Militärmedicinalwesens hat fast allen übrigen Staaten mehr oder weniger zum Muster gedient. In Deutschland wurde unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg (1619—40) zuerst ein Regimentfeldscheerer bei der Leibgarde angestellt und dann jedem Generalstabe ein Medicus beigegeben. Seine Nachfolger

vermehrten die Zahl der Militairärzte und der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gründete 1713 ein anatomisches Theater zu Berlin für dieselben, welches 1724 zu dem Collegium chirurgico-medico erweitert wurde. Insbesondere aber war Friedrich II. bemüht, auf jede Art die Ausbildung junger Leute zu tüchtigen Feldärzten zu fördern, und sein Beispiel blieb in andern Staaten nicht ohne Nachahmung. Im J. 1784 wurde die chirurgische Militairakademie, die nachmalige medicinisch-chirurgische Josephinische Akademie zu Wien, 1785 die chirurgische Akademie für das Heer und die Flotte zu Kopenhagen und die medicinisch-chirurgische Militairschule zu Petersburg und 1798 das Collegium medico-chirurgicum in Dresden gestiftet, während in Preußen schon 1793 die Ambulancen eingeführt wurden und die Militairchirurgen in der 1795 gegründeten Pevinière eine vollständige Anleitung für ihren künftigen Beruf fanden. Am weitesten war in der Militairheilkunde England zurückgeblieben, dafür machte es nachmals um so schnellere Fortschritte, sodaß gegenwärtig in allen höher civilisirten Staaten Europas der Soldat im Kriege wie im Frieden einer guten Verpflegung gewiß sein kann und die Militairärzte das ihnen gebührende Ansehen genießen. Von den Männern, welche sich um die Militairheilkunde besonders verdient machten, sind anzuführen Petit, Lapeyronnie, Sabatier, Pelletan, Percy (s. d.), Thomassin und vor Allen Larrey (s. d.) in Frankreich; Holzendorf, Schmucker, Bilguer, Cothenius, Theden (s. d.), Voitus, Mursinna, Görcke und Gräfe (s. d.) in Preußen; Brambilla in Oesterreich; Pringle, Brocklesby, Don. Monro (s. d.) und S. Hunter (s. d.) in England; doch haben letztere mehr durch ihr ärztliches Wirken sich einen Namen erworben als durch Verbesserung der Einrichtungen, wozu am meisten R. Hamilton durch sein berühmtes Werk „The duties of a regimental surgeon etc.“ (2. Aufl., Lond. 1795; deutsch von Hunczovsky, Wien 1790) beitrug.

Gegenwärtig findet man in allen gut organisirten Heeren ein ziemlich zahlreiches Personal von Ärzten, welche theils größern theils kleinern Heeresabtheilungen beigegeben sind und untereinander ein ebenso geordnetes Ganze bilden wie die Soldaten selbst, indem sie vom obersten Arzte an bis zum untersten hinab einen ihrer Stellung entsprechenden militairischen Rang einnehmen und nach diesem Range voneinander beaufsichtigt werden und Befehle erhalten. Die oberste Behörde des Militairmedicinalwesens, welche entweder aus einem Collegium gebildet wird oder aus einem Einzigen besteht, ist unmittelbar dem Kriegsministerium untergeordnet und die obersten Ärzte, welche in Frankreich Generals-, in Preußen Oberstenrang bekleiden, haben nun die für gut befundenen Anordnungen im Großen zu leiten, während die unmittelbare Behandlung der Kranken den Ärzten und Chirurgen niederer Grade überlassen bleibt. Ist auch im Allgemeinen eine Eintheilung der Ärzte in innere Ärzte und Chirurgen und die Ausübung der Chirurgie durch nicht wissenschaftlich gebildete Männer unstatthaft, so möchte sie vielleicht bei dem Militairmedicinalpersonen, wenigstens im Kriege, noch am ersten zu rechtfertigen sein, da hier die Mehrzahl der kranken Soldaten aus Verwundeten besteht, deren Heilung in den meisten Fällen einem weniger wissenschaftlich als durch Erfahrung gebildeten Chirurgen überlassen werden kann, zumal wenn der über ihm stehende Militairarzt eine gehörige Aufsicht führt. Im Frieden, wo wenige äußere Verletzungen als innere Krankheiten unter den Soldaten vorkommen, ist die Wirksamkeit des Militairarztes, ausgenommen die durch das Dienstverhältniß gebotenen Leistungen, von der eines andern praktischen Arztes, der eine öffentliche Stellung einnimmt, nicht verschieden, anders jedoch gestaltet sie sich im Kriege, wo Marsche, Lager, Divouacs, Belagerungen und Schlachten dem obern wie dem untern Militairarzte Pflichten und Befehle auflegen, welche im gewöhnlichen Leben vollkommen unbekannt sind. Besonders wichtig sind die Anordnungen bei Schlachten, wo der dirigirende Arzt zuvor für einen außerhalb der Schussweite liegenden Verbandplatz zu sorgen hat, um sich daselbst mit seinem ganzen Personal aufhalten zu können. Die Verwundeten werden durch eigens dazu bestimmte und unter die fechtenden Truppen vertheilte Leute, die Brancardiers, welche eine leicht zu Tragbahnen zusammenzufügende Bewaffnung haben, nach diesen Plätzen gebracht, um die ersten Verbände anzulegen und die nöthigsten Operationen auszuführen. Da es indeß nicht fehlen kann, daß im Laufe der Schlacht oft eine Verlegung des Verbandplatzes nöthig wird, so verwandelte Larrey diese festen Verbandplätze in die Ambulances

volantes, bei denen sämmtliche Medicinalpersonen beritten und zweckmäßig eingerichtete Wagen zum Transport der Verwundeten bereit sind, um mit der größtmöglichen Schnelligkeit die ganze Anstalt auf einen andern Ort versetzen zu können. Von den Verbandplätzen und aus den Ambulances volantes kommen die Verwundeten in die eigentlichen Ambulancen und dann in die weiter entfernten Hauptfeldlazarethe. (S. Feldlazarethe.) Um sogleich die gehörige Anzahl tüchtiger Krankenwärter zu haben, werden während des Friedens eine Anzahl Soldaten im Krankenwärterdienste theoretisch und praktisch unterrichtet. Die Anschaffung und Beaufsichtigung der nöthigen Wirtschaftsgegenstände, Nahrungsmittel u. s. w. haben besonders zum Medicinalwesen gehörige Oekonomiebeamten zu besorgen, welche im Frieden in den Garnisonen wie im Kriege einen umfangreichen Wirkungskreis finden. Wie aber die Einrichtungen der gesammten Militairheilanstalten in den einzelnen Staaten sehr verschieden sind, so treten auch öfters im Kriege, weniger im Frieden, durch die Gewalt der Umstände mannichfaltige Modificationen dieser Anstalten ein. Der Krieg macht eine Vermehrung der Medicinalpersonen, der Hospitäler, der Apparate u. s. w. nöthig, für welche zwar schon im Frieden gesorgt sein muß, die aber doch oft sich als unzureichend herausstellt, da sich viele Kriegsbegebenheiten und besonders die sehr zu berücksichtigenden Witterungsverhältnisse nicht im voraus berechnen lassen. Beim Eintritt solcher Umstände, auf welche keine Vorbereitungen getroffen wurden oder getroffen werden konnten, ist es nun die Aufgabe des bei der betreffenden Heeresabtheilung fungirenden Arztes, mit Geistesgegenwart und Umsicht alle möglichen Mittel aufzusuchen, welche die Lage der ihm anvertrauten Kranken zu erleichtern und die Gesundheit der Andern zu bewahren vermögen, und die detaillirte Beschreibung eines jeden längern Feldzuges der neuern Zeit bietet zahlreiche Punkte dar, bei denen von dem Verfahren eines Militairarztes das Wohl und Wehe der ihm übergebenen kranken Soldaten und Heeresabtheilungen nicht nur, sondern auch ganzer Landstriche und ihrer Einwohnerchaft abhing und wo es sich zeigte, welchen Einfluß die Militairheilkunde durch ihr physisches Eingreifen und durch den moralischen Einfluß, welchen das Vertrauen auf die Tüchtigkeit eines Mannes hervorbringt, auf Länder, in denen der Krieg wüthet, ausübt. Vgl. Kühn, „De medicinae militaris apud veteres Graecos Romanoque conditione“ (11 Programme, Lpz. 1824—27, 4.) und Josephi, „Grundriß der Militairstaatsarzneikunde“ (Berl. 1829).

Militairkarten. Nicht jede Landkarte ist für militairische Zwecke geeignet, denn wenn sie auch dem Hauptzweck genügt und die Lage und die Entfernungen der Punkte richtig angibt, so enthält sie doch selten Das, was der Militair sucht und nöthig hat, oder stellt es nicht mit der nöthigen Klarheit dar. Die Militairkarte muß zuvörderst in einem Maßstabe gezeichnet sein, welche vollkommen deutliche Angaben aller der Gegenstände erlaubt, die für militairische Operationen von Wichtigkeit sind. Ein übergroßer Maßstab erschwert die Übersicht größerer Terraintheile; ist er aber zu klein, so müssen einzelne Punkte weggelassen werden, die Schrift fällt unleserlich aus, und das Auge verirrt sich leicht. Der angenommene Maßstab muß ferner ein aliquoter Theil der natürlichen Größe, und nicht nur mit seinen Unterabtheilungen auf einer Linie, sondern auch in Zahlen auf der Karte angegeben sein. Ein den gewöhnlichen Anforderungen ganz entsprechender ist der von $\frac{1}{100000}$, d. h. die Längeneinheit der Karte, z. B. die Meile, ist der hunderttausendste Theil der wirklichen Meile, und beträgt also zwei Decimalzoll. Auch für die Höhe der Schrift müssen bestimmte Größen angenommen werden, um nicht allein durch die Form der Buchstaben, sondern auch durch das mehr oder weniger Hervorstechen derselben größere und kleinere Orte, die Namen der Flüsse u. s. w. zu unterscheiden. Die Militairkarte soll orientirt sein, d. h. wenn man die Schrift gerade vor sich liegen hat, so muß Norden oben sein. Auf ihrem Rande muß auch die Gradeintheilung bemerkt werden, obgleich die Meridian- und Parallellinien selten ausgezogen sind. Unter den aufzunehmenden Gegenständen darf keiner fehlen, der irgend eine militairische Wichtigkeit erhalten kann; es ist daher nöthig, zuweilen selbst einzelne unbedeutende Häuser, hervorragende Bäume, hochstehende Windmühlen, ja selbst Wegweiser u. s. w. anzugeben, weil sie zur spätern Orientirung auf dem Terrain unentbehrlich sind. Die Bezeichnungen, ob eine Brücke gemauert sei oder nicht, wo Furthen vorhanden sind, wie viel Feuerstellen sich an einem Orte befinden u. s. w., sind nicht zu ver-

nachlässigen. Auch ist oft eine Gortirung nothwendig, d. h. die Bezeichnung einzelner Punkte mit Zahlen, welche durch ein + oder — Zeichen angeben, um wie viel der Punkt höher oder tiefer als der angenommene Horizont liegt. Ubrigens ist man nach und nach über gewisse Zeichen oder Signaturen übereingekommen, mit denen man gewisse Gegenstände darstellt, um eine leichte Übersicht zu gewinnen, ohne Verwechslungen befürchten zu müssen. Besondere Schwierigkeit macht die Zeichnung des Terrains, d. h. der Höhen und Thäler. Nachdem die unpassende Form der Berge in Gestalt von Heuschobern zuerst durch den preuß. Ingenieurhauptmann Ludw. Müller (s. d.) dadurch verbessert, daß der Grad der Böschung durch schwächere und stärkere Striche bezeichnet wurde, später aber durch den sächs. Hauptmann Joh. Georg Lehmann (s. d.) 1799 ganz verdrängt war, gab Kestner die Methode an, durch das Verhältniß des weissen Raumes zwischen den Strichen zur Breite der letztern alle Gradationen von 5 zu 5° bis zu 45° auszudrücken. Da die Möglichkeit, ein Terrain mit den verschiedenen Truppenarten zu passiren, so sehr von dem Neigungswinkeln der Berge abhängig ist, so würde die Kartenzeichnung seit Lehmann die bedeutendsten Fortschritte gemacht haben, wenn die richtige Ausführung seiner Manier nicht mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre. Diese suchte der preuß. General von Müffling (s. d.) dadurch zu beseitigen, daß er nächst den geraden geschlängelte Bergstriche einführte. Sehr geübte Zeichner geben das Terrain auch mittels des Pinsels an, wobei die stärkern Gradationen mit dunklerer Tusche oder Sepia angedeutet werden; doch ist dies nur bei einzelnen Karten und nicht bei der Fertigung vieler Exemplare anwendbar. Zu den Militairkarten gehören auch die Situationspläne, die gewöhnlich im $\frac{1}{50000}$ Maßstabe, auch wol noch größer gezeichnet sind, um alles Detail eines kleinen Terraintheiles noch genauer aufnehmen zu können. (S. Situationszeichnung.) So unentbehrlich aber gute Karten, namentlich im Kriege sind, so kann man sich doch nie auf sie allein verlassen, sondern muß zu Recognoscirungen seine Zuflucht nehmen, theils um die seit dem Erscheinen der Karte vorgekommenen Veränderungen der Erdoberfläche kennen zu lernen, theils um die Beschaffenheit des Bodens zu untersuchen, die auf der Karte nicht ausgedrückt sein kann und selbst von Witterungsverhältnissen abhängig bleibt. Die besten Militairkarten sind das westliche Rußland in $\frac{1}{400000}$ vom Generalstab; die Karten von Ostreich, meist in $\frac{1}{65100}$ vom General-Quartiermeisterstabe; Sachsen in $\frac{1}{57000}$ vom Generalstab; Norddeutschland von Reiman in $\frac{1}{200000}$; Hannover von Pazen in $\frac{1}{100000}$; Baden, Baiern, Hessen und Württemberg in $\frac{1}{200000}$ von Wörl; Dänemark in $\frac{1}{100000}$ von Manza; England in $\frac{1}{63360}$ vom Generalstab; Frankreich in $\frac{1}{50000}$ vom Generalstab; Belgien in $\frac{1}{80000}$ von Marten; Holland in $\frac{1}{116000}$ von Krayenhoff; Neapel in $\frac{1}{115000}$ von Janoni, und Ungarn in $\frac{1}{163000}$ von Lipsty.

Militairmusik war schon in den frühesten Zeiten gebräuchlich und von allen kriegerischen Völkern gepflegt. Selbst die Wilden haben mindestens Lärminstrumente und Kriegsgefang. Die Veränderungen im Wesen der Taktik und der Tonkunst veränderten nothwendig auch die Militairmusik. Stets aber diente sie zur Belebung des Muthes, keineswegs allein zur Erleichterung des Marschirens. Der Marsch selbst ist zwar jetzt ein wichtiger Theil der Militairmusik, aber erst gegen die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs eingeführt worden. Namentlich hob sich die Militairmusik in der neuern Zeit sehr bedeutend in Folge der Verbesserungen und der Vermehrung der musikalischen Instrumente. Einen Theil derselben bildet die *Janitscharenmusik* (s. d.). Ausgezeichnete Componisten für Militairmusik sind F. Ulrich, K. F. Müller, Hinkel, A. Reithardt, Fr. Weller, J. Küffner, J. H. Walch, K. Meyer und der preuß. Director der Musikchöre des Gardecorps W. Bieprecht in Berlin, der sich außerordentliche Verdienste um das Militairmusikwesen erwarb.

Militairschulen bezwecken theils Ergänzung Dessen, was früher versäumt wurde, theils und vorzüglich die Vorbereitung junger Leute zum Offizier, und die Ausbildung vorzugsweise befähigter Offiziere zu besondern Dienstleistungen. Daher gibt es zunächst Compagnie- und Regimentschulen, in denen die Gemeinen lesen, schreiben und rechnen lernen, oder sich darin vervollkommen und über den Dienst und die Einrichtung ihrer Waffe angemessen belehrt werden. In Rußland hat man versucht, hierbei die Bell-Lancaster'sche Methode einzuführen, doch, wie es scheint, nicht mit dem gewünschten Erfolge. Wie für die Gemei-

nen, gibt es auch Unterrichtsanstalten für die Unteroffiziere. Die zur Ausbildung für den Offizierstand bestimmten Schulen sind entweder allgemeine, wie die polytechnischen Schulen (s. Polytechnik) und die Cadettenschulen (s. Cadets), oder besondere, wie die Artillerieschulen (s. d.) und Ingenieurschulen (s. Ingenieure) und die Schulen für Infanterie und Cavalerie. Die Polytechnische Schule (s. d.) in Frankreich hat nicht allein die Ausbildung für die Artillerie und Ingenieure, sondern auch für viele Verhältnisse im Civil zum Zwecke. Die Schulen für Infanterie und Cavalerie, in Preußen Divisionschulen genannt, bilden ihre Zöglinge ebenfalls zum Offizier und berücksichtigen deshalb vorzüglich die allgemeine Waffenlehre. Eine höhere Bildung erhalten befähigte Offiziere in besondern Anstalten, z. B. in Preußen in der allgemeinen Kriegsschule. Zum Eintritt in die letztere sind eine vorhergegangene dreijährige untadelhafte Dienstleistung und die Nachweisung guter Vorkenntnisse nöthig; die vorgetragenen Disciplinen bezwecken die höhere wissenschaftliche Ausbildung namentlich in der Mathematik, den Kriegswissenschaften und Sprachen. Im Allgemeinen muß zu den Militairschulen auch noch der Unterricht gerechnet werden, welchen die jungen Ärzte in ihrem Fach erhalten. So entschieden aber auch der Nutzen der Militairschulen ist, da sie eine Wohlthat für so viele Familien sind, die so wichtige Verbreitung der Intelligenz fördern und die Schüler schon früh an militairische Ordnung und Disciplin gewöhnen, so macht man ihnen doch oft den Vorwurf, daß sie zwar das Wissen, aber nicht das Können befördern, und den jungen Leuten eine theoretische Richtung geben, die ihnen bei der spätern Ausführung des praktischen Dienstes nachtheilig ist. Allerdings sind die praktischen Übungen, die auf jeder guten Schule mit dem theoretischen Unterricht verbunden werden, nicht hinreichend, um die Anwendung des Erlernenen genügend ins Leben zu rufen; auch kann man mit Recht sagen, daß keineswegs alle Offiziere einer Armee einer hochgesteigerten wissenschaftlichen Ausbildung bedürfen. Da jedoch eine solche zuweilen unbedingt gefordert werden muß, so darf auch die Gelegenheit, sie zu erlangen, nicht fehlen, und wenn eine Schule gut geleitet ist, so wird auch jener Nachtheil hinlänglich vermieden werden.

Militairstrafen, s. Kriegsgesetze.

Militairstraßen nennt man im engeren Sinne die Wege, welche für die Marschrichtung der Truppen besonders ausgewählt und zugerichtet sind. Der Grad der Beweglichkeit der letztern und die in den einzelnen Zeiten herrschenden verschiedenen taktischen Ansichten machen den Begriff einer Militairstraße relativ; was in einem Falle für unmöglich gehalten wurde, kann in andern vielleicht mit großem Vortheile benutzt werden. Die allgemeinen Erfordernisse einer Militairstraße sind keine andern als die, welche überall das gute Fortkommen bedingen. Da aber oft die gewöhnlichen Wege verdorben, oder absichtlich gesperrt sind, oder in einer nicht günstigen Richtung laufen, und da größere Heeresmassen sich nicht auf einem Wege allein bewegen können, so werden sehr oft die Colonnenwege (s. Colonne) zu Militairstraßen benutzt. Auch kann man die Etappenstraßen hierher rechnen, d. h. die Wege, welche den nach einer gewissen Richtung marschirenden Truppentheilen vorgeschrieben sind. Sie führen über die Etappen (s. d.) und werden im Kriege namentlich für alle der Armee folgenden Transporte benutzt; kommen aber auch im Frieden vor, um die für die Etape nöthigen Einrichtungen an bestimmten Orten vereinigen zu können. Ob sich die Eisenbahnen als Militairstraßen werden benutzen lassen, unterliegt noch manchem Bedenken, da es stets an den nöthigen Transportwagen für mehrer Tausend Mann fehlen wird, daß die Pferde in zu große Unruhe versetzt werden und für die genügsame Sicherheit der Munition und des Pulvers auch sich fürchten läßt. Daß übrigens die unwegsamsten Gegenden zur Militairstraße gemacht werden können, zeigen die Züge Hannibal's und Napoleon's über die Alpen und die Übersteigung des Balkan durch Diebitsch.

Militairwissenschaften, s. Kriegswissenschaften.

Milizen nennt man diejenigen Soldaten, welche außer dem stehenden Heere und der Landwehr im Kriege Dienste leisten, und nach dessen Beendigung in ihre frühern Verhältnisse wieder eintreten. Hierher gehört z. B. der Landsturm, welcher zu Kriegszeiten aufgeboden wird, um Ordnung zu erhalten, Gefangene zu transportiren und zu be-

wachen u. s. w. In den nordamerikan. Freistaaten gibt es außer den Milizen nur kleine Abtheilungen stehender Truppen als stehende Besatzungen, Artilleristen und Ingenieure.

Miller (Joh. Mart.), ein im Fache des Romans wie als Liederdichter thätiger Schriftsteller, geb. zu Ulm am 3. Dec. 1750, erhielt durch seinen Vater, welcher daselbst Prediger am Münster und Professor der oriental. Sprachen am Gymnasium war, eine gründliche Vorbildung für die Universität. In Göttingen, wo er seit 1770 Theologie studirte, gehörte er zu dem von Boze gegründeten Hainbunde (s. d.). Nachdem er dann kurze Zeit Leipzig besucht hatte, kehrte er 1775 nach Ulm zurück und wurde Vicar am Gymnasium, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folgenden Jahre Professor am Gymnasium zu Ulm, wo er nun fortan in verschiedenen geistlichen Ämtern lebte und als Dekan und geistlicher Rath am 21. Juni 1814 starb. Großes Aufsehen machte gleich sein erster Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte“ (2 Bde., Ulm 1776 u. öft.), der durch Goethe's „Werther“ veranlaßt, fast nur in der Schilderung weicher und schwärmerischer Gefühle besteht. So gelungen diese aber auch ist, so ganz fehlt es dagegen an wahrer Darstellung der Welt und an scharf gezeichneten Charakteren. Übrigens wurde die „Siegwart'sche Sentimentalität“ bald sprüchwörtlich. M. selbst schrieb noch zahlreiche Romane in derselben Weise; doch bei weitem größer war die Zahl meist unberufenen Nachahmer. Die Wirkung dieser Romane war namentlich im Bürgerstande sehr bedeutend und andauernd. M.'s lyrische „Gedichte“ (Ulm 1783), darunter mehre geistliche Lieder, tragen bei großem Wohlklang denselben Charakter der Milde und Weiche wie seine Romane an sich. Seine „Predigten“ (3 Bde., Lpz. 1776—84) athmen den Geist und das Gefühl echter Religiosität und Sittlichkeit, und zeichnen sich durch eine einfach-würdige und herzliche Form aus. Vgl. Pruz, „Der Göttinger Dichterbund“ (Lpz. 1841).

Milleschauer, s. Donnersberg.

Millesimo, eine Stadt von 1400 E. im Herzogthum Montferrat in Sardinien, ist geschichtlich denkwürdig durch die Gefechte vom 13.—15. Apr. 1796, in welchen Bonaparte die östr.-sardin. Armee unter Beaulieu vollständig besiegte.

Millevoye (Charl. Hubert), einer der anmuthigsten franz. Dichter, geb. zu Abbeville am 24. Dec. 1782, zeigte schon früh die entschiedensten Anlagen zur Poesie. Er studirte die Rechte, wendete sich aber dann dem Buchhandel zu. Alle seine Mußestunden waren der Poesie gewidmet. Ein leichtes Leben untergrub seine Gesundheit; er starb am 26. Aug. 1816. Von seinen Werken sind zu erwähnen seine „Plaisirs d'un poète“ (Par. 1801), sein schönes Lehrgedicht „L'amour maternel“, das beschreibende Gedicht „Belzunce ou la peste de Marseille“ und seine durch liebenswürdige Nachlässigkeit ausgezeichnete Elegie, unter denen die „Chute des feuilles“ und „Le poète mourant“ die werthvollsten sind. Seine beiden epischen Gedichte „Charlemagne à Pavie“ und „Alfred“ sind weder in Hinsicht der Anlage noch der Behandlung irgend bedeutend. Noch geringeres Interesse bieten seine dramatischen Versuche. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete er schon selbst (5 Bde., Par. 1814—16); später wurde dieselbe vervollständigt (4 Bde., Par. 1827).

Milliarde heißt die Summe von 1000 Millionen, und **Milliarde** die von 1000 Milliarden.

Millin (Rubin Louis), einer der gelehrtesten und geschmackvollsten Archäologen Frankreichs, geb. zu Paris am 19. Juli 1759, stammte aus der angesehenen Familie Millin de Grandmaison, machte seine Studien auf dem Collège Duplessis und war ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt. Er erhielt frühzeitig die Erlaubnis, als Volontair bei der königlichen Bibliothek einzutreten, und seine erste schriftstellerische Leistung waren die „Mélanges de littérature étrangère“ (6 Bde., Par. 1785—86), Uebersetzung aus dem Deutschen und Englischen. Ein eifriger Anhänger der republikanischen Grundsätze, schrieb er den „Almanac républicain“ für 1793 und mehre andere republikanische Schriften, die er jedoch nachmals nicht in das Verzeichniß seiner Schriften aufgenommen wissen wollte. Während der Schreckensregierung war er einige Zeit eingekerkert und unter dem Directorium verlor er durch Reduction der Renten sein Vermögen, sodas er sich genöthigt sah, eine Stelle im Bureau des öffentlichen Unterrichts anzunehmen. Nachher wurde er Professor an der Centralschule des Departements der Seine, dann Professor der Alterthü-

mer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und nach dem Tode Barthélemy's Conservateur des Antiken- und Medaillencabinets der Nationalbibliothek. Unter der Kaiserregierung machte er zwei archäologische Reisen; die eine 1807 in das südliche Frankreich, die andere 1811 nach Italien. In letzterer Abwesenheit verbrannten ihm durch die Bosheit eines Dieners fast alle seine Sammlungen. Er starb zu Paris am 14. Aug. 1818. Durch das von ihm gegründete „Magasin encyclopédique“ (122 Bde., Par. 1792—1816) und die „Annales encyclopédiques“ (12 Bde., Par. 1817—18), durch das „Dictionnaire des beaux arts“ (3 Bde., Par. 1806) und die „Monumens antiques inédits“ (2 Bde., Par. 1802—4, 4.) setzte er die Franzosen in Kenntniß von den gründlichen Arbeiten der Deutschen; um die Archäologie aber machte er sich verdient durch seine „Peintures des vases antiques“ (Par. 1808—10, Fol.) und die „Galerie mythologique“ (2 Bde., Par. 1811), und um die Kunstgeschichte durch seine „Voyage dans les départemens du midi de la France“ (5 Bde., Par. 1807—11) und die „Histoire métallique de la révolution franç.“ (Par. 1806, 4.), die von Jam. Millingen (s. d.) fortgesetzt wurde. Seine Lehrbücher über Archäologie, Münzkunde, Gemmenkunde und Mythologie geben, wenn sie auch nichts Neues enthalten, eine gute Übersicht dieser Zweige der Kunst und Wissenschaft. Interessant ist auch seine „Description des tombeaux de Canosa“ (Par. 1816, Fol.). Seine letzte Arbeit war die „Description d'une mosaïque antique du Musée Pio-Clémentin à Rome“ (Par. 1819, Fol.). In den letzten Jahren ließ er seine Werke auf eigene Kosten drucken und besorgte selbst den Absatz derselben. Mit großer Gefälligkeit war er bereit, Fremden die ihm anvertrauten Schätze zu zeigen. Er war nie verheirathet, und da er wenig Ursache hatte, mit seinen Verwandten zufrieden zu sein, so vermachte er den größten Theil seines Vermögens seiner Freundin, der Gräfin de Laffolais.

Millingen (James), Archäolog, geb. zu London 1775 aus einer Familie holländ. Abkunft, erhielt seine Bildung in der Schule zu Westminster und in Paris und gewann schon früh Neigung für die Denkmäler des Alterthums, weshalb er alle Staatsämter ausschlug, zu welchen ihn sein Talent wol hätte berufen können. Hauptsächlich seine schwächliche Gesundheit bestimmte ihn vorzugsweise, die südlichen Länder Europas zum Aufenthalt zu wählen und abwechselnd lebte er bald in Italien, bald in Frankreich oder in England. Er starb zu Florenz am 1. Oct. 1845. Seine Forschungen galten dem classischen Alterthume in seinem weitesten Umfange. Die Reihe seiner Schriften eröffnete ein „Recueil de médailles grecques inédites“ (Rom 1812, 4.), dem die „Peintures antiques inédites de vases grecs“ (Rom 1813, Fol., mit 63 Kpfrn.) und die „Peintures antiques de vases grecs de la collection de Sir John Coghill“ (Rom 1817, Fol., mit 52 Kpfrn.) folgten. Von seinen nachfolgenden nicht minder wichtigen Schriften erwähnen wir die „Ancient inedited monuments of grecian art, from various collections principally in Great Britain“ (2 Bde., Lond. 1823, 4.); die „Ancient coins of greek cities and kings“ (Lond. 1831) und die Fortsetzung der von A. L. Millin (s. d.) begonnenen „Histoire métallique de la révolution franç.“ (Lond. 1818; Supplementband 1822). — Sein Sohn, Jam. M., der als Sergeant in der Brigade des Lord Byron den griech. Freiheitskampf mitmachte, bei der Einnahme von Navarin in die Hände Ibrahim Pascha's fiel und erst nach einem Jahre durch Vermittelung des brit. Gesandten zu Konstantinopel seine Freiheit wieder erhielt, ist der Verfasser des interessanten „Memoir on the affairs of Greece“ (Lond. 1831).

Millot (Claude Franç. Xavier), ein franz. Historiker, aber von untergeordneter Bedeutung, geb. am 5. März 1726 zu Ornans in der Franche-Comté, trat nach beendeten Studien in den Orden der Jesuiten und wurde hierauf Professor der Rhetorik am Collegium dieser Congregation zu Lyon. Eine Rede zu Ehren Montesquieu's zog ihm den Haß seiner Obern zu, was ihn veranlaßte, seine Stelle aufzugeben, worauf ihn der Erzbischof Montazet in Lyon zu seinem Vicar ernannte. Als Verfasser vielverbreiteter historischer Lehrbücher auch dem Minister Felino in Parma bekannt geworden, erhielt er 1768 die Professur der Geschichte an einem Collegium für junge Adelige in Parma. Nachdem sein Gönner sich genöthigt gesehen hatte, zurückzutreten, kehrte auch er nach Frankreich zurück, wo er vom Hofe eine Pension von 4000 Livr. und 1777 in der Akademie eine Stelle erhielt und später Erzieher des Herzogs von Enghien wurde. Er starb am 21. März 1785.

Als Historiker verdankt er seinen Ruhm dem einseitigen Urtheile seiner Zeit. Unter seinen Werken, denen ungeachtet ihrer großen Verbreitung jeder wissenschaftliche Gehalt abzusprechen ist, nennen wir die „*Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV*“ (3 Bde., Par. 1767—69); „*Elémens de l'histoire d'Angleterre*“ (3 Bde., Par. 1769) und „*Elémens de l'histoire générale*“ (9 Bde., Par. 1772), die zusammen als „*Oeuvres*“ gedruckt wurden (15 Bde., Par. 1800); ferner seine „*Histoire des Troubadours*“ (3 Bde., Par. 1774) nach St.-Palaye's Handschriften bearbeitet; die „*Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV*“ (6 Bde., Par. 1777) nach den handschriftlichen Bemerkungen des Herzogs von Noailles, und „*Histoire philosophique de l'homme*“. Die unter seinem Namen erschienenen „*Elémens de l'histoire de l'Allemagne*“ (Par. 1807) sind untergeschoben.

Milman (Henry Hart), engl. Schauspieldichter, geb. zu London am 10. Febr. 1791, der Sohn eines angesehenen Arztes, Sir Francis M., erhielt seine Bildung zu Eton und dann zu Orford, wo er 1815 Fellow of Brasenose-college wurde. Im J. 1817 trat er in den geistlichen Stand und wurde bald nachher Pfarrer in Reading, welchem Amte er noch gegenwärtig vorsteht. Auch bekleidete er 1821—26 das Amt eines Professors der Poesie an der Universität zu Orford, das stets nur auf fünf Jahre vergeben wird. Als Dichter trat er zuerst 1817 auf mit dem Trauerspiele „*Fazio*“, das schnell mehre Auflagen erlebte und dann auch auf dem Drurylanetheater mit Beifall dargestellt wurde. Hierauf schrieb er 1820 seinen „*Fall of Jerusalem*“ und bald noch mehre andere, wie „*Belsazzar*“, „*The martyr of Antiochia*“ und „*Anna Boleyn*“, die sämmtlich nicht für die Darstellung geschrieben sind. Der Plan in ihnen ist einfach und natürlich, die Handlung nicht ohne Interesse und die Sprache schön und geglättet; doch fehlt ihnen die Wärme der Einbildungskraft und die Glut der Leidenschaft. Auch ließ er ein erzählendes Gedicht „*Samor, Lord of the bright city*“ erscheinen. Nicht unwichtig sind endlich seine geschichtlichen Werke „*History of the Jews*“ und „*History of christianity from the birth of Christ to the abolition of paganism in the roman empire*“.

Milner (John), ein gelehrter und einflussreicher katholischer Theolog, geb. 1752 in London, erhielt seine Bildung in dem Seminar zu Douai und wurde 1779 als Pfarrer der Kapelle zu Winchester angestellt. Seine ersten literarischen Beschäftigungen waren besonders der kirchlichen Architektur zugewendet, und eine schätzbare Frucht dieser Studien war seine 1798 erschienene Abhandlung über den modernen Stil in der Veränderung der Domkirchen. Gleichzeitig erschienen seine „*History civil and ecclesiastical, and survey of the antiquities of Winchester*“ (2 Bde., Lond. 1798, 4.), der bald eine Abhandlung über die kirchliche Baukunst in England während des Mittelalters folgte. Später trat er mit Eifer in die polemische Laufbahn als Verfechter der Ansprüche der brit. Katholiken auf Rechtsgleichheit, zuerst in „*Case of conscience solved, or the catholic claims proved to be compatible with the coronation oath*“ (Lond. 1801). Im J. 1803 wurde er apostolischer Vicar für den sogenannten mittelländ. District und Titularbischof von Castabala. In den J. 1807 und 1808 bereiste er Irland, um die gegen die irischen Katholiken vorgebrachten Beschuldigungen zu untersuchen. Das Ergebniß seiner Beobachtungen gab er in dem interessanten „*Inquiry into certain vulgar opinions concerning the catholic inhabitants, and the antiquities of Ireland*“ (Lond. 1808). Um diese Zeit wählte ihn die irische katholische Geistlichkeit zu ihrem Geschäftsführer und im J. 1814 bewog ihn sein Eifer für die Interessen seiner Kirche in den brit. Inseln eine Reise nach Rom zu machen. In seiner Schrift „*The end of religious controversy*“ (Lond. 1818) suchte er diejenigen Sagen des katholischen Glaubens, die den Protestanten besonders anstößig sind, in ein günstiges Licht zu stellen. Er starb 1826.

Milo, s. Melos.

Milo von Kroton, ein durch seine beispiellose Körperstärke berühmter Athlet, lebte nach Herodot um 520 v. Chr. zur Zeit des Darius Hystaspis. Er gab viele Beweise seiner fast übermenschlichen Kraft, von denen das Alterthum, wol mit einiger Übertreibung, namentlich zwei hervorhebt, indem er einmal einen lebendigen Stier zu Olympia auf den Schultern durch die Rennbahn trug und an demselben Tage auch noch allein verzehrte, ein

andermal den Einsturz des Gebäudes, in welchem Pythagoras mit seinen Schülern versammelt war, dadurch verhinderte, daß er die Hauptsäule ergriff und das Ganze so lange zusammenhielt, bis sich Alle gerettet hatten. In Folge des allzu großen Vertrauens auf seine Stärke fand er aber auch sein Ende, als er einst beim Spaziergange in einem Walde einen starken Baumstamm, den man mit Keilen zu spalten vergebens versucht hatte, auseinanderreißen wollte, dabei aber die Hände sich einklemmte und so im hilflosen Zustande eine Beute wilder Thiere wurde. Diese Todesart ist später in das Märchen vom undankbaren Zwerge übergegangen.

Milo (Titus Annius), der leibliche Sohn des Cajus Papius Celsus und der Annia und von deren Vater Titus Annius Luscus adoptirt, war in der kleinen lat. Stadt Lanuvium geboren, wo er nachmals die Würde eines Dictators bekleidete. Seine Feindschaft mit Clodius (s. d.), die Rom zum Schauplatz wilder Kämpfe der Fechterbanden machte, die Beide unterhielten, begann im J. 57 v. Chr., wo M. als Volkstribun für Pompejus und für Cicero's Zurückberufung auftrat. Nach des Clodius Ermordung im J. 52 verurtheilt, ging M., den Cicero vergebens vertheidigt hatte, ins Exil nach Massilien, und Cäsar vergönnte ihm im J. 49 nicht, wie andern Verbannten, die Rückkehr. Dadurch erbittert, folgte er im J. 48 dem Rufe des Marcus Cälius, der von dem Senate, weil er die Schulgesetze Cäsar's während dessen Abwesenheit umgestürzt hatte, der Prätur entsetzt worden war. Mit einer Schar, die er in Campanien gebildet, belagerte er ein Castell Cassanum bei Thurii in Lucanien und wurde dabei getödtet, wie bald nachher Cälius selbst vor Thurii.

Miloradowitsch (Michail Andrejewitsch, Graf), russ. General der Infanterie, geb. 1770, stammte aus einer altruss. adeligen Familie und fand frühzeitig Gelegenheit, unter Suworow's Fahnen, den er auf seinen Feldzügen in Italien und der Schweiz begleitete, sein militairisches Talent auszubilden. Schon damals legte er die glänzendsten Beweise seiner Unererschrockenheit und Tapferkeit ab. In dem Feldzuge von 1805 zeichnete er sich bei Ems, Krems und Austerlitz aus; 1806 und 1807 focht er bei Bukarest und Schursha und im türk. Feldzuge von 1809 bei Rassewat. Im russ.-franz. Kriege von 1812 nahm er Theil an der blutigen Schlacht von Borodino. Als Befehlshaber der Arrieregarde behauptete er sich während des Rückzugs der Armee mit glänzendem Erfolge gegen die feindlichen Überfälle. Gemeinschaftlich mit dem General Denningfen schlug er die Franzosen am 18. Oct. 1812 bei Tarutino und am 24. Oct. unter Kutusow's Oberbefehl bei Malojaroslawe. Ebenso schlug er als Befehlshaber der Avantgarde der Armee des Feldmarschalls Kutusow die Franzosen auf ihrem Rückzuge bei Wisäma, Dorogobujh und Krasnoi. Am 8. Febr. 1813 besetzte er Warschau. Im J. 1813 führte er das Commando einer russ. Heeresabtheilung, mit der er während der Schlacht bei Lützen die linke Flanke der Verbündeten deckte. Als Commandant der russ. Arrieregarde hatte er sodann die Gefechte bei Rochlitz, Dresden, Fischbach, Bischofswerda und am Kapellenberge zu bestehen. Hierauf zum Grafen erhoben, führte er in der Schlacht bei Baugen die Avantgarde. Nach dem Waffenstillstande erhielt er unter dem Großfürsten Konstantin das Commando der russ.-preuß. Garden und Reserven, mit denen er an den Schlachten bei Kulm und Leipzig wesentlichen Antheil nahm und die er auch nach Paris führte. Nach dem Frieden wurde er vom Kaiser Alexander, der ihn seiner militairischen Verdienste, seiner Kenntnisse und seines Charakters wegen sehr hoch schätzte, auf mehrfache Weise ausgezeichnet und 1818 zum Militairgouverneur von Petersburg erhoben. Als solcher fiel er in dem Aufstande am 26. Dec. 1825 als ein Opfer des Muthes, mit welchem er den Empörern entgegentrat. Sein Grab auf dem Friedhofe des Alexander-Newskischen Klosters ziert ein Denkmal.

Milosch Obrenowitsch, ehemaliger Fürst von Serbien, ist um 1780 in dem Dorfe Dobrinje in Serbien geboren, wo sein Vater Tescho als Tagelöhner lebte. Seine Mutter hieß Wischinja und war vorher an einen gewissen Obren verheirathet gewesen. Nach dem ebenfalls frühzeitigen Tode seines Vaters mußte er mit seinen beiden Brüdern, Jowan und Jefrem, durch Viehhüten seinen Unterhalt gewinnen. Später diente er als Knecht bei seinem Stiefbruder Milan Obrenowitsch, einem wohlhabenden Viehhändler, der bei dem ersten Aufstande der Serben im J. 1801 in mehreren Bezirken zum Befehlshaber gewählt wurde. Da M. schon in diesem Aufstande große Tapferkeit und Entschlossenheit entwickelte,

übertrug ihm sein Stiefbruder, der weniger Fähigkeit zur Kriegsführung fühlte, statt seiner das Commando. An der Spitze eines Heerhaufens that sich M. nun unter dem Oberbefehle Georg Czerny's (s. d.), der ihn zum Woywoden ernannt hatte, in allen Gefechten hervor. Als sein Stiefbruder Milan, der eine wichtige Stelle unter den Häuptern des Volks einnahm, als Unterhändler 1810 in das russ. Hauptquartier geschickt wurde, vertrat M. seine Stelle, und als Gener., vielleicht durch Czerny vergiftet, nicht wieder zurückkehrte, behielt M. die Stelle und nahm nun den Namen Obrenowitsch an. Wegen einer Zurücksetzung, die er 1811 von Czerny erfuhr, kam er mit diesem in offenes Zerwürfniß, das nun deshalb nicht schlimmere Folgen für ihn hatte, weil er schon in zu großem Ansehen stand, als daß man ihm hätte Gewalt anthun können. Als in Folge der Niederlagen, die die Serbier 1813 erlitten, allgemeine Entmuthigung sich Aller bemächtigte und selbst Czerny, an jedem Erfolg verzweifelnd, nach Dstreich sich flüchtete, war es M., der, durch kein Mißgeschick entmuthigt, am längsten unermüdet thätigen Widerstand leistete, unter Andern 17 Tage lang den Flecken Rawani tapfer vertheidigte und, als endlich jeder Widerstand fruchtlos zu sein schien, nicht sein Vaterland verließ, sondern durch Unterhandlungen eine ehrenvolle Stellung sich und seinen Anhängern zu sichern wußte. Er erlangte eine allgemeine Amnestie und wurde zum Oberknees der Bezirke Poshega, Kragujevaz und Rudnit ernannt. Anfangs wirkte er dahin, die Ruhe im Lande zu erhalten, allein als die Türken die alten Gewaltthaten und Bedrückungen mit verdoppeltm Übermuth wieder begannen und sogar M. nicht mehr sicher war, stellte er sich selbst 1815 an die Spitze des Aufstandes. Anfangs zwar nicht überall glücklich, gelang es ihm doch endlich, die Türken aus dem Innern des Landes zu vertreiben, sodas sie sich zu Unterhandlungen verstehen mußten, die den Abschluß des Friedens mit seinen günstigen Folgen für Serbien (s. d.) im J. 1816 zur Folge hatten. M. wurde darin von den Türken als Oberhaupt der Serben factisch anerkannt und am 6. Nov. 1817 von den Knesen und der hohen Geistlichkeit seines Volks zum erblichen Fürsten Serbiens erwählt. Lange hatte er in seiner neuen Stellung mit Aufständen, Umtrieben und Verschwörungen aller Art, die seine Feinde, besonders unter den Knesen, gegen ihn anzettelten, zu kämpfen, wobei ihm sein Bestreben, sich sowol von Rußland als von der Pforte unabhängig zu erhalten und den Frieden zu wahren, um den Zustand des ausgefogenen und zerrütteten Landes zu verbessern, vielfache Schwierigkeiten erzeugte. Erst durch die Bestimmungen des Vertrags von Akerman im J. 1826 hinsichtlich Serbiens und durch die neue Wahl zum erblichen Fürsten durch die Volksversammlung zu Kragujevaz im J. 1827 wurde seine Macht in Serbien völlig consolidirt. In Folge der Bestimmungen im Frieden zu Adrianopel im J. 1829 verbürgte der Sultan 1830 die Unabhängigkeit Serbiens und bestätigte zugleich M. als erblichen Fürsten. M. ließ bereits am 4. Febr. 1830 die Vorsteher der Districte, die Richter und Geistlichen zu einer Nationalversammlung nach Kragujevaz berufen und eine Commission ernennen, welche unter seinem Vorsitze eine Verfassung für Serbien entwerfen sollte; allein es schien nicht, als sollte ein Ergebnis daraus hervorgehen. Während nun M. auf der einen Seite die Häuptlinge des Volks dadurch gegen sich aufbrachte, daß er ihren eigennütigen aristokratischen Bestrebungen entgegentrat, machte er sich auf der andern Seite auch beim eigentlichen Volke viele Feinde, indem er, bei dem Mangel an aller höhern Bildung des Charakters und des Geistes, durch das Glück übermüthig geworden, eine drückende Tyrannei und rohe Härte entwickelte, welche durch den Luxus und die monarchischen Formen, mit denen er sich umgab, sowie durch seine mannichfaltigen Maßregeln zur Hebung der Cultur des Landes nicht verdeckt werden konnte. So konnten Wukitsch, Petroniewitsch, Proitsch und Simitsch und andere Häuptlinge im J. 1835 es wagen, die Fahne des Aufbruchs zu erheben. Das Mißvergnügen unter dem Volke war so groß, daß M., obgleich der Aufstand unterdrückt wurde, es doch nicht wagen durfte, die Empörer zu bestrafen, vielmehr versprechen mußte, dem Lande eine Verfassung zu geben, was nun auch auf der am 10. Febr. 1835 zusammenberufenen Volksversammlung geschah. Zu liberal wurde sie auf Anregung Rußlands und Dstreichs von der Pforte verworfen und von dieser dem Lande eine andere politische Einrichtung in Aussicht gestellt. Zwar ging M. gegen Ende des J. 1835 nach Konstantinopel, doch eine Änderung vermochte er nicht hervorzubringen. Als endlich 1838 der Hattischerif

mit den versprochenen politischen Einrichtungen erschien und von M. angenommen und ausgeführt wurde, war dadurch sein Urtheil gesprochen; denn die Einrichtung eines aristokratischen Senats gab alle Macht so sehr in die Hände der M. feindseligen Häuptlinge, daß er sich ihm gegenüber nicht zu halten vermochte, um so weniger, als er durch sein sinnliches Leben zum Theil mit seiner eigenen Familie, insbesondere mit seiner Frau, zerfallen war, und durch sein fortgesetztes despotisches Wesen und seine habfüchtigen Bedrückungen die Gemüther des Volks sich entfremdet hatte. So kam es denn, daß er der 1839 gegen ihn ausbrechenden Bewegung nicht widerstehen konnte. Er wurde gezwungen, die Regierung, die auf seinen Sohn Michael Dobrowitsch überging, niederzulegen und aus Serbien verbannt. Seitdem lebte er anfangs eine Zeit lang auf seinen Gütern in der Walachei, später in Wien, das er zu seinem bleibenden Wohnort ausersehen zu haben scheint, und auf Reisen. Die Versuche, die er seit seiner Entsetzung und besonders nach der Vertreibung seines Sohnes im J. 1843 machte, um seine Wiedereinfegung in Serbien zu bewirken, hatten, obschon sie ihm große Summen kosteten, keine andern Erfolge, als partielle Aufstände, die fehlschlügen und viel Unglück über ihre Theilnehmer brachten. (S. Serbien.)

Milreis, ursprünglich eine portug. Rechnungsmünze, ist in Folge des Gesetzes vom 24. Apr. 1835 auch eine Münzeinheit geworden durch Prägung der Corda oder Krone zu 1000 Reis, von denen 7,89352 Stück auf die kölnner Mark Brutto Münzsilber gehen und das Stück 1 Thlr. 19 Ngr. Courant werth ist. — Ein Conto Reis sind eine Million Reis oder 1000 Milreis, ungefähr 1628 Thlr. Courant.

Miltiades, ein ausgezeichnete athen. Feldherr um 500 v. Chr., erwarb sich namentlich bei dem zweiten feindlichen Einfall, den die Perser unter Anführung des Datis und Artaphernes nach Griechenland machten, einen bleibenden Ruhm, indem er mit einer kleinen Schar tapferer Athener und unterstützt von 1000 Plataensern am 29. Sept. 490 v. Chr. in den Ebenen von Marathon (s. d.) über die weit überlegene Macht der Perser den glänzenden Sieg erfocht, der die Griechen für die heldenmüthige Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit in den bald darauf folgenden Kämpfen begeisterte. Doch ließen ihn der Neid und die Verfolgung seiner Gegner die Ehre dieses Siegs nicht lange genießen; denn als er bald nach jenem Unternehmen auch die zu den Persern abgefallenen Inseln des Aegeischen Meeres bestrafen und wieder unterwerfen wollte und für diesen Zweck eine Flotte von 70 Segeln von den Athenern erhalten hatte, seine Belagerung von Paros aber völlig mißlungen war, so ergriff die Gegenpartei diese Gelegenheit, ihn bei seiner Rückkehr zu einer bedeutenden Geldstrafe als Ersatz der Kosten zu verurtheilen, die, da er selbst an den Wunden im Gefängnisse starb, sein ebenso berühmter Sohn Cimon (s. d.) nach des Vaters Tode entrichten mußte. Nach seinem Tode leiteten Themistokles (s. d.) und Aristides (s. d.) vorzugsweise das Schicksal Athens. Einen Abriss seines Lebens verdanken wir dem Cornelius Nepos.

Miltiz (Karl Borromäus Alex. Stephan von), Componist und Dichter, geb. am 9. Nov. 1781 zu Dresden, zeigte früh eine hervortretende Neigung für Musik und Poesie, die so sorgfältig gepflegt wurde, daß er schon im ersten Jahre nicht nur fertig Clavier spielte, sondern auch zu componiren und zu dichten begann. Im J. 1798 trat er in die sächs. Armee, kam dann zur Garde du Corps in Dresden und wurde später Hauptmann bei der Schweizergarde. Die reichliche Muße, die ihm sein Dienstverhältniß gewährte, benutzte er theils zum Studium der franz. und ital. Literatur, theils zu geschichtlichen und poetischen Arbeiten, hauptsächlich aber zu musikalischen Beschäftigungen. Tiefere Einsicht in letztere Kunst und Anleitung bei den eigenen Compositionen gewährten ihm besonders Weinlig in Dresden und Nothlig in Leipzig. Im J. 1811 nahm er seinen Abschied und zog mit seiner Gattin auf das Gut Scharfenberg bei Meissen, welches seinem Verwandten, dem preuß. Generallieutenant Dietrich von Miltiz auf Siebeneichen, gehört. Den Freiheitskrieg machte er als Offizier in östr. Diensten mit. Im J. 1820 unternahm er hauptsächlich aus Liebe zur Musik eine längere Reise nach Italien. Nachdem 1823 seine Gemahlin Oberhofmeisterin der Prinzessin Johann geworden, erhielt auch er 1824 die Oberhofmeisterstelle bei dem Prinzen Johann. Seitdem lebte er mit wenigen Unterbrechungen in Dresden, fortwährend den schönen Künsten mit Liebe und thätiger Theilnahme zugewendet. Er

starb daselbst am 19. Jan. 1845. Von seinen Compositionen wurden bekannt eine Messe in Gmoll, eine Ouverture (1830), die den Geist der Ossian'schen Gesänge in Tönen wiederzugeben sucht, die Opern „Saul“ (1833) und „Georg Czerny“ (1839), welche letztere rein recitativisch und fast nur mit Begleitung des Pianoforte, der Bässe und Celli geschrieben ist. Als Dichter trat er zuerst selbständig auf mit einer Sammlung von Erzählungen, „Ausstellungen“ (2 Bänden, Erf. 1819—20), denen als Frucht seiner ital. Reise die „Drangenblüten“ (3 Bde., Epz. 1822—25), dann seine „Gesammelten Erzählungen“ (4 Bde., Epz. 1825—28) und zahlreiche Novellen in Zeitschriften und Taschenbüchern folgten. — Sein Bruder, Alex. von M., preuß. Kammerherr und früher Gesandter in Konstantinopel, geb. 1785 in Dessau, trat 1798 auf kurze Zeit in östr. Kriegsdienste und machte dann, bis 1807, große Reisen durch Europa und Amerika. Durch seine Schrift zur Zeit des wiener Congresses „Was darf von seinen Fürsten und Völkern Deutschland jetzt hoffen, Europa erwarten?“ eröffnete er sich die diplomatische Laufbahn, von der er jedoch wegen seines Verhaltens bei den Verhandlungen über die griech. Frage 1828 abberufen wurde. Als ein gediegen-praktisches Werk gilt sein „Manuel des consuls“ (2 Bde., Par. und Lond. 1837—38).

Milton (Sohn), einer der größten engl. Dichter, wurde in London am 9. Dec. 1608 geboren. Durch seinen Vater, einen Notar, der wegen seines Übertrittes zur protestantischen Kirche von seinen katholischen Aeltern enterbt worden, und ein ernster, strenger Mann war, erhielt er eine ausgezeichnete Erziehung. Er besuchte die Universität zu Cambridge, wo er von 1625—32 verweilte. Obgleich für die Kirche bestimmt, konnte er sich doch nicht entschließen, den von den Geistlichen verlangten Religionseid zu leisten und kehrte daher zu seinem Vater zurück, auf dessen Landgute in Buckinghamshire er nun fünf Jahre verlebte. Schon 1629 hatte er eine „Hymn on the nativity“ geschrieben, die große Talente verrieth; um dieselbe Zeit entstanden wahrscheinlich auch schon seine beschreibenden Gedichte „L'allegro“ (der Fröhliche) und „Il penseroso“ (der Schwermüthige), die aber erst 1645 in den „Juvenile poems“ in Druck erschienen. In des Vaters Hause schrieb er die Masken „Arcades“ und „Comus“ (1637) und das Gedicht „Lycidas“, eine Klage über den Tod eines Freundes. In den J. 1638 und 1639 bereifte er Frankreich und Italien; er sah Florenz, Rom und Neapel und wurde überall ehrenvoll aufgenommen. Nach seiner Rückkehr gründete er in London eine Erziehungsanstalt; gleichzeitig begann er sich in alle religiösen und politischen Streitfragen einzumischen und erlangte bald ein bedeutendes Ansehen. Er schrieb Abhandlungen über Kirchenverwaltung, über Ehe und Ehescheidung (veranlaßt durch seine 1643 geschlossene unglückliche erste Ehe), über Erziehung (1644) und über Pressfreiheit („Areopagitica“, 1644), vertheidigte die Hinrichtung Karls I. („The tenure of kings and magistrates“, 1649), widerlegte die Karl I. zugeschriebene Schrift „Icon basilike“ in dem „Iconoclastes“, und bekämpfte des Salmasius „Defensio regis“ in der berühmten „Defensio pro populo anglicano“ (1651), der er 1654 noch eine „Defensio secunda“ und 1655 eine „Defensio pro se“ folgen ließ. Zur Belohnung ernannte ihn Cromwell 1649 zum Geheimschreiber des Staatsraths für die lat. Ausfertigungen; auch erkannte ihm das Parlament für seine „Defensio“ eine Belohnung von 1000 Pfd. Sterl. zu. Obwol seit 1652 unheilbar erblindet, ließ er doch seine Feder nicht ruhen und bekämpfte nach Cromwells Tode die ermuthigten Anhänger des Königthums in den Schriften „Upon the model of commonwealth“ und „Ready and easy way to establish a free commonwealth“. Bei der Wiederherstellung des Königthums wurden zwar seine „Defensio“ und sein „Iconoclastes“ von Henkershand verbrannt, er selbst aber blieb ungekränkt und wendete sich nun wieder der Dichtung zu. Bereits 57 Jahre alt vollendete er 1665 sein berühmtes Gedicht „The paradise lost“, für welches er erst nach zwei Jahren einen Verleger fand, der ihm 10 Pfd. Sterl. zahlte! (erste Ausg., Lond. 1667, 4.; deutsch von Bodmer, Zür. 1732; von Bürde, Braunschw. 1793 und Bresl. 1823; und von Kottenkamp, 2. Aufl., Pforzh. 1842). Unwahr ist die Angabe, daß dieses Gedicht lange Zeit vernachlässigt worden sei, ehe es sich habe Bahn brechen können, denn bereits in den ersten elf Jahren waren über 3000 Abdrücke verkauft. Dasselbe ist mehr dramatisch als episch angelegt und empfiehlt sich durch Schönheit, Kraft und Adel der Sprache und herrliche Schilderungen, unter denen

die des Satans und der gefallenen Engel einerseits, und die von Adam und Eva andererseits obenan stehen. Im J. 1671 ließ M. das „Paradise regained“ folgen, das bei großen Schönheiten doch dem „Paradise lost“ nachsteht. Sein Trauerspiel „Samson agonistes“, das zu gleicher Zeit erschien, ist als Trauerspiel verfehlt. Auch einige prosaische Schriften erschienen noch von ihm, die aber nicht von Bedeutung sind. Er starb am 8. Nov. 1674. Freundslich und wohlwollend im geselligen Verkehr, war er um so heftiger im Streite. Seine Werke sind wiederholt gesammelt; die dichterischen von Th. Newton (4 Bde., Lond. 1761), Hawkins (4 Bde., Lond. 1824) und Todd (neueste Aufl., 4 Bde., Lond. 1842); die prosaischen von Fletcher (Lond. 1833) und die sämtlichen Werke ebenfalls von Fletcher (Lond. 1834 und 1838). Eine Lebensbeschreibung von ihm lieferten Hayley (Lond. 1796) und Trimey (Lond. 1833). Eine deutsche Übersetzung der „Sämtlichen dichterischen Werke“ begann A. Böttger (Lief. 1 und 2, Lpz. 1843). Die Echtheit von M.'s 1825 in der Handschrift aufgefundenem Werke „De doctrina christiana“ (herausgegeben von Sumner, Lond. 1826; abgedruckt Lpz. 1827) ist vielfach in Zweifel gezogen worden.

Milutinowitsch (Simeon), serbischer Dichter, wurde am 3. Oct. 1791 alten Stils zu Sarajewo in Bosnien geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Nur mühsam und unter vielen Beschwerden erwarb er sich in Belgrad, wohin seine Ältern vor der Pest geflohen waren, und auf dem Gymnasium zu Karlowicz einige Bildung. Von der letzten Anstalt verwiesen, erhielt er 1806 eine Schreibestelle bei der Staatskanzlei zu Belgrad, die er bis 1813 verjah. Während des darauf eintretenden Aufstandes der Serbier irrte er meist unstät umher; bald war er Schreiber des serb. Bischofs, bald unter versprengten Scharen, endlich wurde er sogar Gärtnergehülfe bei einem Türken in Widdin. Nach Belgrad zurückgekehrt, übernahm er eine Zeit lang eine Stelle bei dem Bruder des Fürsten Milosch; dann reiste er nach Bessarabien, um seine Ältern wiederzusehen. Die walachisch-griech. Unruhen, die indessen ausgebrochen waren, verhinderten seine Rückkehr nach Serbien; er mußte bleiben und im Genusse einer Unterstützung von Seiten des russ. Kaisers widmete er sich nun den Musen. Damals dichtete er seine „Serbianka“, eine Reihe lyrisch-epischer Gedichte, in denen der Zustand der Serbier mit Wärme und Treue geschildert wird. Dann ging er 1825 nach Leipzig, wo er nicht nur dieses Gedicht (4 Bde., 1826), sondern auch noch zwei andere Gedichtsammlungen „Nekolike pjesnice stare“ (1826) und „Zorica“ (1827) erscheinen ließ. Glühende Vaterlandsliebe, Wärme des Gefühls, kühne Originalität in Bild und Ausdruck charakterisiren diese Gedichte. In Leipzig suchte M. zugleich eine höhere Bildung sich zu verschaffen und besuchte die Vorlesungen an der Universität; auch bot er Wilh. Gerhard bei der Herausgabe seiner „Wila“ hülfreiche Hand. Im J. 1827 begab er sich, da er nach Serbien nicht gehen konnte, nach Montenegro, wo ihn der Metropolit Petrowitsch gastfreundlich aufnahm und ihm Ruhe gewährte, eine neue reiche Sammlung serb. Volkslieder anzulegen, die dann mit dem Titel „Volkslieder der Montenegriner und herzegowiner Serben“ unter der persönlichen Leitung M.'s in der Originalsprache 1837 in Leipzig gedruckt wurde, wo M. auch seine in serb. Sprache verfasste „Geschichte Serbiens in den J. 1813—15“ erscheinen ließ.

Milz (lien oder splen) nennt man die große Blutdrüse (s. Drüsen), welche in der linken Seite des Unterleibes eine solche Stellung einnimmt, daß sie nach oben an das Zwerchfell (s. d.), nach unten an den Grimmdarm (s. Darm) und die linke Nieren (s. Nieren), nach rechts an den Magen (s. d.) grenzt und an den übrigen Seiten frei liegt. Sie hat eine fast halb eirunde Gestalt, und von der äußern und innern Fläche, die man an ihr unterscheidet, ist die erstere convex, die letztere, welche sich an den convexen Magengrund anlegt, leicht concav. Beide sind mit Ausnahme einer Stelle (hilus lienalis), wo die Milzgefäße ein- und austreten, von dem Bauchfelle (s. Bauch) mittels Einstülpung überzogen, und das ganze Organ wird durch verschiedene Verdoppelungen oder Falten dieses Überzuges, welche die sogenannten Milzbänder bilden, an den Magen und an das Zwerchfell angeheftet und so in seiner Lage erhalten, muß aber auch deshalb den Bewegungen dieser Theile folgen. Die Milz besteht aus einer sehr weichen breiigen Masse, welche von einer großen Anzahl höchst fein sich verzweigender Blut- und Lymph-

gefäße und einer im Vergleich zu andern Organen geringen Menge von Nerven durchzogen wird. Größe und Gewicht der Milz sind sehr verschieden; durchschnittlich beträgt erstere 9—15 Kubitzoll und letzteres 8—10 Unzen; die Farbe ist gewöhnlich dunkelroth. Anlangend die Bestimmung der Milz, so gibt es viele Meinungen darüber, aber durchaus noch keine hinreichenden Beweise für die Wichtigkeit einer derselben. Mit Sicherheit kann man nur annehmen, daß die Milz einen Einfluß auf die Verdauung ausübe. Unter den räthselhaften und noch nicht erforschten Krankheiten der Milz ist die *Milzentzündung* (*lienitis*) fast die einzige, welche feste Stützpunkte für die Behandlung darbietet. Die Meinung, daß die Verrichtung der Milz eine sehr untergeordnete, zum Leben nicht durchaus nothwendige sei, scheint allerdings dadurch ihre Bestätigung zu finden, daß dieses Organ beim Embryo sich erst ziemlich spät entwickelt, daß es nur bei den Wirbelthieren gefunden wird und daß man es oft schon bei Thieren gänzlich extirpirt hat, ohne daß bedeutendere Störungen in den Functionen der Unterleibseingeweide darauf folgten. Vgl. Heusinger, „Über den Bau und die Verrichtung der Milz“ (Eisenach 1817), und Giesker, „Anatomisch-physiologische Untersuchungen über die Milz des Menschen“ (Zür. 1835).

Milzbrand oder *Milzseuche* ist eine höchst gefährliche Krankheit, besonders des Rindviehs. Sie charakterisirt sich durch eine eigenthümliche Veränderung der Blutmasse mit auffallender Neigung zum Brande einzelner Gebilde, außerdem aber durch eine große Veränderlichkeit ihrer Symptome und kommt vorzugsweise in der heißen Jahreszeit und in sumpfigen Gegenden vor, weshalb sie auch den Namen *Sommerseuche* und *Sumpfiieber* erhalten hat. Sie befällt vorzugsweise die am besten genährten und kräftigsten Thiere und tödtet in der Regel schnell. Durch innige Berührung wird sie für alle Thiere ohne Ausnahme ansteckend und unter gewissen Umständen selbst dem Menschen gefährlich. Die Erscheinungen, unter denen sich der Milzbrand darstellt, sind sehr mannichfaltig; doch unterscheidet man bei Rindern hauptsächlich drei Formen desselben: den sehr schnell verlaufenden Milzbrand, bei welchem die Thiere meist plötzlich todt zu Boden stürzen; den langsam verlaufenden Milzbrand, der gewöhnlich 24 Stunden, oft aber auch acht Tage und länger dauert, ehe der Tod erfolgt; und den Brand, bei welchem sich Knoten und Beulen bilden, und der deshalb auch *Knotenkrankheit*, *Karbunkelkrankheit*, *Beulensucht* genannt wird. Ein der letzten Krankheitsform nahe verwandtes Leiden ist der *Zungenkrebs* oder die *milzbrandige Maulseuche* der Rinder. Bei Pferden, Schafen und andern Thieren ist der Milzbrand in den Erscheinungen anders gestaltet als bei den Rindern. Pferde beginnen gleich im Anfange der Krankheit heftig zu fiebern und fallen gewöhnlich binnen acht Tagen. Schafe, bei denen der Milzbrand unter der Benennung *Blutseuche*, *Blutstaupe* oder *Blutkrankheit* vorkommt, bleiben plötzlich wie erstarrt stehen, verfallen in Zuckungen und sterben unter typhösen Erscheinungen. Wesentlich tragen zur Entstehung des Milzbrandes bei anhaltende Dürre mit abwechselnd schwülen und kalten Tagen, das Weiden auf überschwemmt gewesenen Triften, der Genuß verschlammten und verdorbenen, mit Mehl- oder Honigthau verunreinigten Futters, sowie gährenden, faulenden Wassers, plötzliche Aenderung der Fütterung und Mangel an reinem Wasser. Ist die Krankheit ausgebrochen, so müssen die erkrankten Thiere von den gesunden getrennt, abgefordert von eigenen Wärtern gepflegt und, wenn sie gefallen sind, nebst Allem, was etwa mit ihren Auswurfstoffen beschmutzt ist, sorgfältig vergraben werden. Die gesunden Thiere aber müssen gesundes Futter, reines und gesalzenes Wasser erhalten, auf andere Weiden, auch ein- oder zweimal täglich ins Wasser gebracht werden. In neuerer Zeit heißt man den Milzbrand bei Rindvieh und Schafen mit Brechweinstein, dem man gepulverte Altheewurzel und Terpenthinöl zufügt, auch durch Anthracin in homöopathischer Weise. Der Genuß des Fleisches des am Milzbrande gefallenem Viehes hat tödtliche Folgen. Menschen, welche mit milzbrandigen Thieren umzugehen haben, müssen sehr vorsichtig sein, um nicht angesteckt zu werden.

Milzen oder *Milzenen* heißen die in dem gleichnamigen Gaue der Oberlausitz bis nach Görlitz hin sesshaften slav. Bewohner, die 929 vom Könige Heinrich I. unterworfen und tributpflichtig gemacht wurden. Schon 1002 wurde die Gegend wieder von dem

Herzoge Boleslaw erobert, und Polen behauptete sich nun im Besitze derselben, bis Kaiser Konrad II. im J. 1032 sie auf immer mit Deutschland verband.

Mimen nannten die Alten im Allgemeinen kleine Dramen oder dramatische Spiele, die, ohne kunstgemäße Ausbildung, zunächst den Zweck hatten, eine poetische Schilderung der Wirklichkeit zu geben, oft nur aus einzelnen, namentlich komischen Szenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, bestanden und vorzugsweise bei heitern Gastmählern vorgestellt wurden. Besonders aber versteht man darunter eine vom Syrakusaner Sophron, um 420 v. Chr., und dessen Sohn Xenarchos ausgebildete dramatische Dichtungsart, welche dialogisirte Lebensgemälde oder Darstellungen menschlicher Sitten und Leidenschaften bald in erster bald in komischer Weise enthielt und zwar nur in dorischer Prosa, aber mit gewissen rhythmischen Abschnitten verfaßt war. Diese Mimen des Sophron, die der Philosoph Platon eifrig studirte, blieben nicht ohne Einfluß auf den Sokratischen Dialog und fanden bei Theokrit (s. d.) Nachahmung, namentlich in dessen „Adoniazusen“. Bei den Römern waren die Mimen ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch Ausgelassenheit und schonungslosen Scherz das Volk belustigten; erst nach und nach wurden sie kunstgerecht bearbeitet und durch Monologe und Dialoge ergänzt. In der Verfertigung solcher Mimen zeichneten sich bei den Römern vorzüglich aus Decimus Laberius (s. d.) und sein Zeitgenosse Publius Syrus (s. d.). Nicht nur die Künstler, welche solche Mimen aufführten, sondern auch die Schauspieler überhaupt, die besonders niedrig-komische Charaktere durch Declamation und Geberden darstellten, hießen ebenfalls Mimen und unterschieden sich von den Pantomimen (s. d.) dadurch, daß diese die Gedanken, Empfindungen und Handlungen nur durch Geberdenspiel ausdrückten. Die Verfasser oder Dichter der Mimen aber nannte man Mimographen. Vgl. Ziegler, „De mimis Romanorum“ (Gött. 1789).

Mimik ist die Kunst, durch Mienen (s. d.) und Geberden die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Sie ist in gewissem Umfange dem Redner wichtig und unentbehrlich (s. Declamation); ihren größten Wirkungsfreis aber erhält sie bei der Darstellung der dramatischen Poesie. Hier macht sie einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, sowie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deshalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt und sich meist auf der Schaubühne zeigt. (S. Action.) Eine selbständige, aber in Hinsicht ihres Inhalts beschränktere Art der Mimik ist die Pantomimik. (S. Pantomime.) Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinne plastisch, die der Neuern ist mehr malerisch. Ihre Mimik diente nämlich, wie die der Römer, zur Veranschaulichung der abgeschlossenen, selbständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, namentlich auch durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Übrigens war dieselbe mit Declamation und Musik auf der einen und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen; vor Allen war Roscius (s. d.) berühmt. Selbst noch gegenwärtig haben die Italiener ein ausgezeichnetes mimisches Talent, welches sich hauptsächlich in der Buffonerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemälde sehr unterstützt wurde. Vgl. Engel, „Ideen zu einer Mimik“ (2 Bde., Berl. 1785) und über die Mimik des Redners insbesondere Cludius, „Grundriß der körperlichen Beredtsamkeit“ (Hamb. 1792).

Mimmermus, ein berühmter griech. lyrischer Dichter, lebte um 630 v. Chr., als der ältere Zeitgenosse Solon's. Im Flötenspiele sehr erfahren, liebte er die darin ebenfalls ausgezeichnete schöne Nanno, jedoch ohne günstigen Erfolg, daher er seinen tiefen Schmerz darüber in einer Reihe von Elegien auszudrücken suchte, die eine schwermüthige Betrachtung des menschlichen Lebens enthalten, dabei aber nicht frei sind von üppiger Weichheit. Die noch vorhandenen nicht unbedeutenden Bruchstücke dieser erotischen Elegien, die in zwei Bücher getheilt den Namen der Nanno selbst als Aufschrift führten, sind in den Sammlungen von Brunck, Gaisford und Boissonade, zuletzt von Schneider im „Delectus poetarum elegiacorum graec.“ (Gött. 1838) zusammengestellt und erläutert, von R. Bach

(Epz. 1826) besonders herausgegeben und von Herder in dessen „Zerstreuten Blättern“, sowie von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen“ (Frankf. 1826) trefflich übersetzt worden. Vgl. Schönemann, „De vita et carminibus Mimnermi“ (Gött. 1823).

Mimosa sensitiva, s. S i n n p f l a n z e.

Mina (Don Francisco Espoz y), span. Guerrillaführer und General, geb. 1782 in einem kleinen Dorfe bei Pampelona und aus einer wohlhabenden Familie stammend, lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit, bis er nach seines Neffen Don Laverio Mina's (s. d.) Gefangenschaft durch die Franzosen im J. 1811 die Führung des von diesem erworbenen Guerrillahaufens übernahm. Tapfer, unermüdet, mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart ausgerüstet, wußte er im kleinen Kriege die Streitkräfte der Feinde auf alle Weise zu schwächen und bald sich zum Schrecken der Franzosen und ihrer Anhänger zu machen. Die Centraljunta ernannte ihn noch im J. 1811 zum Obersten und die Regentenschaft zu Cadix zum Brigadier und 1813 zum Marechal del Campo. Er stand 1813 an der Spitze von 11000 M. Fußvolk und 2500 Reitern, wovon der eine Theil Pampelona einschloß, der andere Saragossa, Monzon und andere Orte erobern half. Nach der Rückkehr Ferdinand's VII. bemühte er sich vergebens, den König zur Berufung der Cortes zu bewegen, und wurde außer Activität gesetzt. Mit seinem Neffen machte er im Sept. 1814 den Versuch, die Constitution von 1812 wiederherzustellen, sah sich aber wegen der Muthlosigkeit seiner Guerrillas genöthigt, nach Frankreich zu flüchten, wo sich Ludwig XVIII. seiner Auslieferung widersetzte und ihm ein Jahrgeld gewährte. Napoleon's Anträge nach dessen Rückkehr von Elba lehnte er ab und ging nach Genf. Nach der zweiten Restauration lebte er ruhig in Frankreich. Als aber 1820 das span. Heer in Cadix die Fahne des Aufstandes erhob, eilte er nach Navarra, sammelte seine Guerrillas und zog gegen Pampelona, wo bereits die Constitution angenommen war. Hierauf wurde er 1821 Generalcapitain von Navarra, machte sich aber hier durch seine strenge militairische Verwaltung viele Feinde und erhielt deshalb den Oberbefehl in Galicien. Da er auch hier mit gleicher Strenge verfuhr, so wurde er im Dec. 1821 nach Siguenza verwiesen. Doch nach dem Siege der Liberalen über die Absolutisten im Juli 1822 erhielt er als Generalcapitain von Catalonien den Oberbefehl gegen die sogenannte Glaubensarmee, die bereits eine Regentenschaft in Seu d'Urgel eingesetzt hatte. Furcht und Schrecken vor sich verbreitend durch die grausame Strenge, mit der er gegen die Anhänger des Absolutismus verfuhr, erfocht er am 29. Nov. 1822 über die Glaubensarmee einen vollständigen Sieg. Im J. 1823 zum Generalleutenant ernannt, führte er nach dem Einrücken der Franzosen in Catalonien den kleinen Krieg gegen diese in der meisterhaftesten Weise, bis er, überzeugt daß ein längerer Widerstand vergeblich sei, die Stadt Barcelona auf günstige Bedingungen im Nov. 1823 dem Marschall Moncey übergab und am Bord eines franz. Schiffes nach England einschiffte. Abwechselnd lebte er nun in England und Frankreich, bis er nach der franz. Julirevolution sich an die Spitze span. Flüchtlinge stellte und mit ihnen im Oct. 1830 die Pyrenäen überschritt. Doch die Zwietracht unter der constitutionellen Partei schwächte seinen Einfluß so sehr, daß es ihm nicht möglich war, Einheit in sein Unternehmen zu bringen. Mit seinen Anhängern geschlagen, erreichte er als ein Hauptgegenstand der Verfolgung nur unter Beschwerden und Gefahren der furchtbarsten Art die franz. Grenze, wo er entwaffnet und in das Innere des Landes gebracht wurde. Nach dem Ausbruche des Bürgerkriegs in den baskischen Provinzen begab er sich wieder in die Nähe des Kriegsschauplazes nach Bayonne. Die Königin Christine amnestirte ihn, setzte ihn in seinen alten Rang wieder ein und ernannte ihn am 23. Sept. 1834 zum Oberbefehlshaber der span. Nordarmee und zum Generalcapitain von Navarra. Wegen Kränklichkeit konnte er jedoch erst am 30. Oct. in Pampelona eintreffen, wo er am 4. Nov. das Commando übernahm und eine Proclamation erließ, die aber keine Begeisterung für ihn hervorrief. Unfähig, den Befehl im Felde selbst zu führen, konnte er gegen den carlistischen General Zumala-Carreguy so wenig, wie sein Vorgänger im Commando etwas ausrichten; wohl aber fachte er durch die strengsten Maßregeln gegen die Anhänger der Insurrection und durch grausame Tagesbefehle den Bürgerkrieg immer heftiger an. So sah er sich genöthigt, am 18. Apr. 1835 das Commando niederzuliegen, das nun an seiner Stelle der Kriegsminister General Baldez übernahm. Zur

Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit ging er zunächst nach dem franz. Gesundbrunnen Cambo und dann nach Montpellier. Unter Mendizabal wurde er im Oct. 1835 wieder Generalcapitain in Catalonien und starb zu Barcelona am 26. Dec. 1836.

Mina (Don Kaverio), span. Guerrillaführer, geb. 1789 in Obernavaarra, der Nefte des Vorigen, studirte in Saragossa Theologie, als der erste Einbruch der Franzosen in Spanien im J. 1808 erfolgte. Liebe zum Vaterlande bewog ihn, einen Guerrillahaufen zu sammeln, an dessen Spitze er mehre kühne Unternehmungen gegen die Franzosen ausgeführt, aber auch durch die Grausamkeiten, welche seine Leute verübten, allgemeines Schrecken verübt hatte, als er 1811 von den Franzosen gefangen und nach Frankreich transportirt wurde. Erst nach Napoleon's Sturze durfte er nach Spanien zurückkehren, wo er mit seinem Onkel den Versuch machte, die Verfassung von 1812 wiederherzustellen, und nach dem Mislingen desselben nach Frankreich flüchtete. Hier verhaftet, bald aber wieder in Freiheit gesetzt, schiffte er sich dann nach England ein, wo er von der Regierung einen Jahresgehalt erhielt und durch Unterstützung anderer Gleichgesinnter in den Stand gesetzt wurde, sich nach Mexico einzuschiffen, um dort gegen Spanien zu kämpfen. Im Nov. 1816 angelangt, begann er im Apr. 1817 an der Spitze eines kleinen Haufens den Kampf. Zwar mehrete sich die Zahl seiner Anhänger sehr bald durch Creolen und Indianer; doch an Zucht und Ausdauer waren sie nicht zu gewöhnen. Nur unter großen Beschwerden gelang es ihm, durch Überfälle kleine Vortheile zu erringen. Endlich durch einen treulosen Freund verrathen, fiel er in die Gewalt der Spanier und wurde am 13. Nov. 1817 erschossen.

Miñano y Bedoya (Sebastian de), span. Politiker, Historiker und Geograph, geb. 1779 zu Bezerril de Campos, in der Provinz Valencia, wurde von seinen Aeltern nach Salamanca gesendet, um die Rechtswissenschaften zu studiren, widmete sich aber aus großer Neigung gegen den Willen derselben ganz insgeheim medicinischen Studien, und wurde, als diese solches erfuhren, in dem Hause des Cardinal-Erzbischofs von Toledo untergebracht. Dieser bestimmte ihn 1795 zum Erzieher und Begleiter des zum geistlichen Stande bestimmten Sohnes des Infanten Louis de Bourbon, den er, nachdem er inzwischen auch seine juridischen Studien vollendet und den Doctorgrad erhalten hatte, als Secretair nach Sevilla begleitete, wo dieser Erzbischof geworden war. Hier und später in Madrid trat er in enge Verbindung mit mehreren ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern und bildete sich dadurch zum Schriftsteller. Für seine wichtigen Dienste beim Ausbruche des Selben Fiebers in Sevilla im J. 1800 erhielt er eine Präbende an dem Domcapitel von Sevilla, das ihn bald darauf zu seinem Geschäftsträger in der Residenz ernannte. Im J. 1804 kehrte er nach Sevilla zurück, wo er nun bis 1812 blieb. Als 1810 das Domcapitel dem neuen Monarchen den Eid der Treue leisten sollte, legte er seine Stelle nieder. Deshalb verdächtig, wurde er unter dem Vorwande, mit dem damaligen Regenten von Cadix, dem General Castaños, in geheimer Verbindung zu stehen, verhaftet und erst nach sechs Wochen, in Folge der einflussreichen Verwendung seines Freundes Morales, wieder freigelassen. Trotzdem sah M. in der franz. Invasion und Administration gar kein Unglück für sein Vaterland, das dadurch von so vielen Misbräuchen sich befreien konnte, und wurde deshalb sogar für einen Afrancesado gehalten. Doch war seine Auswanderung nach Frankreich im J. 1814 eine freiwillige, ebenso wie seine Rückkehr im J. 1816 nach Madrid, um auf seine Präbende in Sevilla zu verzichten und eine gerichtliche Untersuchung seines Betragens zu verlangen, die ganz zu seinen Gunsten ausfiel. Er sollte wieder seine Stelle in Sevilla einnehmen, lehnte dies jedoch ab und zog es vor, in Madrid zu bleiben, um sich ganz literarischen Beschäftigungen zu widmen. Bei dem Ausbruche der Contrerevolution in den J. 1820 und 1823 trat er als Verfechter der Cortesverfassung und der constitutionellen Einrichtungen auf, und schrieb die satirischen „Cartas del pobrecito holgazan“, die ungeheures Aufsehen in Spanien und Amerika machten, die beiläufig gemäßigtern „Cartas del Madrileño“, und die „Cartas de don Justo Balanza“, in welchen allen er sich zugleich als einen classischen Prosaisten bewährte. Gleichzeitig schrieb er zu gleichem Zwecke den mit Beifall aufgenommenen „Discurso sobre la libertad de imprenta“ und „Los usos y derechos imprescriptibles del pueblo soberano por excelencia“. Um so mehr mußte es auffallen, als M. nach der zweiten Restauration und seiner abermaligen Auswanderung nach Frankreich

mit seiner franz. geschriebenen „Histoire de la révolution espagnole, pendant les années 1820 et 1823, par un témoin oculaire“ (Par. 1825) auftrat, worin er dieselbe Sache, die er selbst so warm vertheidigt, ebenso leidenschaftlich angriff, und auch in seinem „Exámen crítico de las revoluciones en España durante los años de 1820 y 1823 y la de 1836“ (2 Bde., Par. 1838, 4.) sich zum Vertheidiger des sogenannten aufgeklärten Despotismus machte. Das einzige rein wissenschaftliche und unter seinem Namen erschienene Werk ist der „Diccionario geográfico y estadístico de España y Portugal“ (11 Bde., Madr. 1826—28, 4.), den er auf Auffoderung der königlichen Akademie der Geschichte, deren Mitglied er ist, und als Fortsetzung des von ihr begonnenen geographischen Wörterbuchs, das sich blos auf die bastischen Provinzen beschränkte, unternahm und der trotz aller Mängel Anerkennung verdient.

Mincio, ein schiffbarer Fluß im Mailändischen, entspringt in Tirol und führt anfangs den Namen *Sarca*, geht unter diesem in den Gardasee, den er als Mincio wieder verläßt, und fällt unweit Mantua in den Po, nachdem er in den Niederungen von Mantua den obern und untern See gebildet. Geschichtlich denkwürdig wurde der Fluß durch die Schlacht am 25. und 26. Dec. 1800 zwischen den Franzosen unter Brune und den Östreichern unter Bellegarde, in welcher die Erstern den Sieg davon trugen und über 4000 Östreicher zu Gefangenen machten.

Mind (Gottfr.), in der Schweiz der Berner Friedli genannt, in der Kunst der *Kahe n r a f a e l*, weil seine Kagenblätter alle frühern an Vortrefflichkeit übertrafen, wurde 1768 zu Bern geboren, wo sein Vater, ein Schreiner und Formschneider aus Lipsch in Oberungarn, in einer Papiermanufaktur Arbeiter war. Als ein armer, ganz vernachlässigter Knabe fand M. bei einem deutschen Landschaftzeichner Legel Theilnahme und zeichnete nach dessen Vorlegeblättern und nach Ridinger Löwen, dann nach der Natur Ziegen, Schafe und Kagen, die er auch in Holz schnitzte. Acht Jahre alt kam er in Pestalozzi's Anstalt für arme Knaben, wo Zeichnen seine einzige Beschäftigung war. Dann lernte er bei dem Landschaftmaler Siegm. Freudenberger in Bern coloriren und arbeitete in der Folge bei dessen Witwe. Ein Kretin, in Allem unwissend, außer im Zeichnen, lebte er fast nur im Umgange mit Kagen. Auch ergögte er sich sehr an den Bären im Bärengarten zu Bern, die eine besondere Zuneigung zu ihm hatten und vertraulich herbeieilten, sobald er sich am Graben sehen ließ. Er starb zu Bern nach einem sehr jammervollen Leben am 7. Nov. 1814. Außer Kagen und Bären zeichnete er auch Gruppen spielender Knaben und Bettelungen wahrhaft geistreich und ergötzlich. Er zeichnete selten nach der Natur oder er that es nur mit wenigen Strichen; seine Einbildungskraft war so stark, daß, wenn er etwas genau betrachtet hatte, dieses seinem Gedächtniß sich so fest einprägte, daß er es zu Hause und oft geraume Zeit nachher auf das genaueste wiederzugeben vermochte. Nach seinem Tode wurden seine Zeichnungen zu hohen Preisen, besonders nach England, verkauft. Viele derselben sind täuschend copirt. Zehn Blätter Kagengruppen nach M. lithographirt erschienen 1827 in Leipzig; auch Brodtmann lithographirte sechs Blätter Kagengruppen und zehn Blätter Kinderspiele nach M., und Joh. F. Hegi radirte vier Blätter Kagen.

Mindelheim, eine ehemalige Herrschaft im Schwäbischen Kreise Deutschlands, umfaßte 7 □ M. mit gegenwärtig 20000 E. und der gleichnamigen Stadt von 2600 E. Sie gehörte in früherer Zeit den Herzogen von Loth., kam dann durch Aussterben an die Nechberge und Freundsberge und 1612 an Baiern. In Folge der Achtserklärung des Kurfürsten von Baiern wurde sie 1706 dem zum deutschen Reichsfürsten erhobenen *M a r t i n b o r o u g h* (s. d.) in Lehn gegeben, der sie im rastader Frieden von 1714 wieder an Baiern zurückgeben mußte. Nach dem Ableben des letzten Kurfürsten von Baiern wurde sie 1778 zwar von Östreich in Besitz genommen, im folgenden Jahre aber an die Pfalz abgetreten.

Minden, auch unter dem Namen *P r e u ß i s c h M i n d e n*, zum Unterschiede von dem hannov. *M ü n d e n* (s. d.), bekannt, die befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Westfalen, liegt in einer angenehmen Gegend an der Weser, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt und wodurch die sogenannte *Porta Westphalica* gebildet wird. Über die Weser führt eine 600 F. lange und 24 F. breite steinerne Brücke. Die Stadt ist zwar

größtentheils massiv gebaut, hat aber sehr altmodische Häuser und enge unregelmäßige Straßen; einen schönen öffentlichen Platz bildet der mit Bäumen besetzte Domhof. Von den sechs Kirchen, worunter drei katholische und drei evangelische, zeichnet sich die schöne goth. Domkirche aus, unter den übrigen Gebäuden die neue Caserne. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 8000. Das Domcapitel begreift sowohl katholische als evangelische Mitglieder. Ferner gibt es daselbst ein Gymnasium seit 1530 und ein Schullehrerfeminarium, ein freiweltliches protestantisches Fräuleinstift, eine Gesellschaft zur Förderung vaterländischer Cultur, gegründet 1825, und mehre wohlthätige Vereine. Neben Leder-, Tabacks- und Tuchfabrikation ist besonders die Zuckersiederei beträchtlich; auch hat die Stadt lebhafte Schifffahrt und bedeutenden Expeditionshandel auf der Weser. Die Festungswerke wurden seit 1816 wiederhergestellt und verstärkt. Schon zur Zeit Karl's des Großen war M. eine nicht unbedeutende Stadt. Mehre deutsche Kaiser hielten daselbst Residenz, auch wurden daselbst mehre Reichstage, wie 1026 vom Kaiser Konrad II., gehalten. Wegen Einführung der Reformation im J. 1529 wurde die Stadt 1538 geächtet und 1547 vom Kaiser Karl V. erobert. Ein Gleiches geschah im Dreißigjährigen Kriege 1626 durch Lilly und 1634 durch den Herzog Georg von Lüneburg. Im J. 1757 von den Franzosen besetzt, wurde sie im nächsten Jahre von den hannov. Truppen, im Juni 1759 aber wieder von dem Marschall Broglie eingenommen. Kurz darauf, am 1. Aug., fand hier die Schlacht zwischen den Franzosen unter dem Marschall Contades und den verbündeten Engländern und Braunschweigern unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig statt. Aus seiner vortheilhaften Stellung am linken Ufer herausmanoeuvrirt, hatte Contades westlich von M. bei dem Dorfe Todtenhausen sein 85000 M. starkes Heer zum Kampfe aufgestellt, die Cavalerie in der Mitte, die Infanterie an beiden Seiten, während die Schlachordnung des Herzogs die umgekehrte war. Als nun nach viermaligem heftigen Angriff die franz. Cavalerie die Flucht ergriff, kam auch die Infanterie in Unordnung und mußte, um nicht im Rücken angegriffen zu werden, den Rückzug über die Barthe antreten. Sie that es, von Broglie gedeckt, in ziemlicher Ordnung, weil der engl. Lord Sackville den ihm zweimal gegebenen Befehl des Herzogs, mit der Reiterei anzugreifen, nicht befolgte. Dessenungeachtet verloren die Franzosen 8000 M., mit Einschluß von 3000 Gefangenen, und 25 Geschütze und mußten in Folge dieser Niederlage alle den Verbündeten gehörige Länder räumen. Letztern kostete dieser Sieg nur 2000 M. — M. gehörte mit unter die acht von Karl dem Großen gestifteten Bisthümer im Sachsenlande. Bischof Ludwig erlangte 1332 durch Kaiser Ludwig das Recht, das Stift und dessen Besitzungen als freies Herzogthum zu besizen und darin ein Freigericht nach Art der Fehm zu errichten. Dasselbe umfaßte 24 QM. und etwa 70000 E. In dem westfäl. Frieden wurde das Stift 1648 säcularisirt und als Entschädigung für die abgetretenen pommerschen Lande als Fürstenthum an Kurbrandenburg gegeben, das es 1807 an das neuerrichtete Königreich Westfalen abtreten mußte. Nach der Auflösung dieses Königreichs kam es 1814 wieder an Preußen und bildet gegenwärtig nebst den Fürstenthümern Paderborn und Korvei, den Grafschaften Ravensberg und Nietberg und der Herrschaft Rheda den Regierungsbezirk M., der auf 95¹/₂ QM. gegen 460000 E. zählt.

Minderherrschaften hießen sonst in Schlessien diejenigen Mediatherrschaften, deren Besitzer alle Rechte des Standesherrn theilten, aber nicht auf den Fürstentagen erscheinen durften. Jetzt ist die Sache ohne Bedeutung, da Fürstentage nicht mehr abgehalten werden, an den Provinziallandtagen aber alle Herrschaftsbesitzer Theil haben.

Mine, eine griech. Münze, s. Münzen.

Mine nennt man im Allgemeinen jede Vorrichtung, um den Einsturz von Mauerwerk oder Zerklüftung von Gestein durch Untergraben oder Sprengen mit Pulver zu bewirken, sowie auch um durch die Gewalt des Pulvers eine Vertiefung in der Erde, den Trichter, zu erhalten und als Deckung gegen feindliches Feuer zu benutzen. Die Mine besteht gewöhnlich in einem Stollen, dem *Minengange*, an dessen Ende in frühern Zeiten die einzustürzende Mauer untergraben und mit Holzwerk unterstüzt wurde, welches man sodann verbrannte; seit der Anwendung des Pulvers wird aber am Ende des Minengangs die Kammer angelegt, mit Pulver gefüllt und verdeckt, damit die Mine nicht ausblase,

d. h. ohne Wirkung bleibe. Die Entzündung der Ladung erfolgt entweder durch eine bis zum *Minenherde* rückwärts geleitete Zündwurst oder durch galvanische Leitung mittels des elektrischen Funkens. Die Größe der Ladung muß mit der kürzesten Widerstandslinie, d. h. mit der Entfernung der Kammer von der Erdoberfläche, zunehmen und vermehrt werden, wenn man einen größern Durchmesser des Trichters haben will; auch zeigt die Erfahrung, daß die Verbämmung wegfallen kann, wenn die Ladung hinreichend verstärkt wird. Erlauben es die Verhältnisse, so kann man auch einen senkrechten Schacht abteufen und neben seinem untern Ende die Kammer anlegen, und so entsteht die *Schachtmine*. Die *Minen* werden sowol zur Sprengung von Erzen, Steinen u. s. w. in Bergwerken, als zur Demolition von eroberten Festungswerken, Brücken und Magazinen gebraucht, finden aber ihre vorzüglichste Anwendung im Festungskriege. Dem belagernden *Minneur* geht der Belagerte mit *Contremine* entgegen, wozu gewöhnlich schon gemauerte *Minengänge* oder *Galerien* vorhanden sind. Die Seitengänge, welche nothwendig werden, um sich den feindlichen Gängen zu nähern, heißen *Zweige* (*rameaux*). Stößt ein solcher auf einen feindlichen Gang, so entsteht ein Kampf unter den *Minneuren*; der sich zurückziehende Theil bewirkt durch *Stinkkugeln* (Schwefel mit Hornspähnen vermischt) einen Dampf, der ihn vor weiterer Verfolgung schützt. Wo möglich aber vermeidet man dieses Zusammenstoßen. Der Belagerte sucht neben den Gang des Angreifenden zu kommen, ladet schnell seine *Mine* mit wenig Pulver, sodas nur der feindliche Gang eingedrückt oder gequetscht wird, und daher der Name *Quetschminen* (*camoufflets*). Eine stärkere Ladung würde einen *Trichter* hervorbringen, den der Belagerer sogleich mit *Schanzkörben* krönen und sich daselbst decken könnte. Der *Minenkrieg* ist einer der gefährlichsten Theile des Belagerungskriegs; zur Gewinnung von Zeit können die *Minengänge* nur sehr schmal und niedrig gemacht und müssen mit Holz ausgefüllt werden, eine Arbeit, welche so anstrengend ist, daß die Leute wenigstens alle sechs Stunden einer Ablösung bedürfen. Nicht selten fallen auch *Vererschüttungen* vor. Der Pulverdampf hält sich in der Erde einer gesprengten *Mine* mehre Stunden lang und es ist lebensgefährlich, daselbst die Arbeit sogleich wieder zu beginnen. *Fladminen* werden vor *Feldverschanzungen* angelegt, oft zwei, auch drei übereinander, sodas der Feind, welcher den Platz betritt, mehr als einmal ihrer Wirkung ausgesetzt ist. Sie werden nur mit wenig Pulver geladen; oft gräbt man auch nur große *Bomben* auf geringe Tiefe ein und entzündet die *Fladminen* durch eine *Zündwurst*. Die erste Anwendung der *Minen* soll 1487 in Italien gemacht worden sein. Besonders berühmt ist der *Minenkrieg* bei *Schweidnitz* im J. 1762; außerdem haben ihn die *Russen* gegen türk. Festungen und die *Ostreicher* gegen *Valenciennes* im J. 1793 und an andern Orten angewendet.

Minelli oder *Minelli* (*Joh.*), geb. 1625 zu Rotterdam, gest. 1683 als *Director* der *Schule* daselbst, besorgte, von einer großen Anzahl röm. *Classiker*, namentlich von denen, die man damals auf den *Schulen* zu lesen pflegte, Ausgaben mit kurzen, meist sehr oberflächlichen *Anmerkungen*, die bald auch bei bequemen Lesern im Auslande so großen *Beifall* fanden, daß in der Folgezeit von Andern sehr viele ähnliche Ausgaben erschienen, die auf dem *Titel* die Worte „ad modum *Minellii*“, d. h. nach der Art und Weise *M.'s*, als *Aushängeschild* führten. Namentlich geschah dies in Deutschland durch den *pseudonymen* *Germanicus Sincerus* und einen gewissen *Junker*. Da diese letztern Ausgaben in ihren *Anmerkungen* fast nichts als *Umschreibungen* oder *wörtliche Übersetzungen* des Textes darboten und deshalb bei den *Schülern* großen *Eingang* fanden, so wurde der Ausdruck „ad modum *Minellii*“ sprüchwörtlich und erhielt gleiche Bedeutung mit *Eselbrücke* (s. d.).

Mineralien nennt man alle als Bestandtheile der *Erdrinde* natürlich vorkommenden Körper. Obgleich man in der Regel die eigentliche *Erdschicht*, welche sich durch *Zersetzung* der *Gesteine* und durch die *Einwirkungen* der *Vegetation* bildet, nicht unter den *Mineralien* zu begreifen pflegt, so läßt sich doch nicht behaupten, daß jedes *Mineral* durchaus *unorganischen* Ursprungs sein müsse, da man die *fossilen Kohlen*, den *Bernstein*, das *Erdbarz* und andere *Neste* früherer *organischer Körper* unzweifelhaft zu den *Mineralien* rechnet. Die *Mineralien* können aus sehr verschiedenen *Gesichtspunkten* betrachtet werden und fallen daher sehr verschiedenen *Disciplinen* anheim. Zuerst nämlich kann es sich handeln um das *Vorkommen* derselben, d. h. theils um die *Größe* der *Massen*, in welchen sich

die Mineralien finden, die Vertheilung und Lagerung derselben und ihre gegenseitige räumliche Verbindung untereinander. Dieses ist der Hauptsache nach Gegenstand der Geognosie (s. d.). Da sich diese aber nicht auf die Darstellung der Schichtungs- und Altersverhältnisse, die Lehre von der Bildung der Gebirge, der Entstehung und Veränderung der Gänge und sonstigen Lagerstätten jener Mineralien, die keine größern Gebirgsmassen zusammensetzen, beschränken kann, sondern sich auch mit den Eigenschaften wenigstens derjenigen Mineralien beschäftigen muß, welche größere Massen zusammensetzen, so streift sie hier in das Gebiet der Mineralogie hinüber. Der Unterschied zwischen einfachen und zusammengesetzten Mineralien gehört lediglich hierher. Nur im Sinne der Geognosie, welche bloß größere Massen betrachtet, kann es sich fragen, ob diese durchaus gleichartig sind oder Gemengtheile darbieten, die, sofern sie sinnlich unterscheidbar sind, jeder für sich eine besondere mineralogische Species bilden und im mineralogischen Sinne einfach sind. Über diese sogenannte petrographische Eintheilung der Felsarten s. Geognosie. Die Veränderungen, welche die Felsarten durch Verwittern allein erleiden, betrachtet die Geognosie, insofern sie die Erdoberfläche verändern; zur Bodenkunde (s. d.) aber gehören sie, insofern sie im Verein mit der Einwirkung der Vegetation die fruchttragende obere Schicht der Erde, die Ackerkrume (s. d.), bilden. Die technisch-mechanische Benützung der Mineralien fällt der Lithurgik (s. d.), die chemische Benützung der Hüttenkunde (s. d.) und andern Zweigen der chemischen Technologie anheim. Die vollständige Beschreibung und Kennzeichenlehre der dem Auge als ungemengt oder einfach erscheinenden Mineralien nach ihrer Gestalt, ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften ist Sache der Mineralogie (s. d.), die sonach in Verbindung mit dem petrographischen Theile der Geognosie den dritten Haupttheil der beschreibenden Naturgeschichte bildet.

Die Mineralien lassen sich, wie andere Naturkörper, nach der Übereinstimmung der Eigenschaften in Gattungen und Arten ordnen. Die Eigenschaften selbst sind aber dreierlei Art. Die morphologischen Eigenschaften beziehen sich auf die Gestalt und zwar sowohl auf die äußere Begrenzung durch Flächen als auf die damit meist im Zusammenhang stehende innere Structur. Der äußern Gestalt nach zerfallen die Mineralien in deutlich krystallisirte, d. h. solche, welche aus deutlich unterscheidbaren einzelnen oder nach bestimmten Gesetzen verwachsenen, durch regelmäßig vertheilte Flächen begrenzten Individuen bestehen, und in unkrystallisirte. Von den eigentlichen Krystallen (s. d.), welche allein als bestimmte mineralogische Kennzeichen und als die werthvollsten anzusehen sind, hat man zu unterscheiden die Afterkryalle ebenso wol wie die Petrefacten. Letztere haben als mineralogische Formen gar keinen Werth, wol aber in der Geologie. Die unkrystallisirten Mineralien sind entweder krystallinisch, d. h. sie lassen sich als Aggregate vieler kleiner, aber nicht zur völligen Entwicklung gekommener Krystalle erkennen, oder sie sind dorb und dicht. Im letztern Falle können sie vollkommen amorph oder gestaltlos, oder erdig sein, aber auch beim Zerbrechen und Zerschlagen noch als Analogon des Krystallinischen eine blätterige, schieferige, faserige, stängliche, körnige Textur oder Structur zeigen. Der Bruch ist insofern ein sehr wichtiges mineralogisches Kennzeichen. Auch die Krystalle zeigen meist in bestimmten Richtungen eine größere Theilbarkeit oder Spaltbarkeit als in andern, und diese Spaltungsflächen oder Blätterdurchgänge sind krystallographisch für Bestimmung der Grundgestalt von großer Wichtigkeit. Unter die physikalischen Kennzeichen der Mineralien gehören die Farbe, eine sehr veränderliche und nur mit Vorsicht zu brauchende Eigenschaft, ferner die Erscheinungen der Lichtbrechung, der Durchsichtigkeit, des Irisirens und Schillerns, endlich der Glanz, eines der wichtigsten Kennzeichen, da der metallische, halbmethallische Glanz, der Perlmutterglanz, Glasglanz und Fettglanz ziemlich constante Erscheinungen sind. Die magnetische Eigenschaft, die Fähigkeit, beim Reiben oder Erwärmen elektrisch zu werden und die Electricität zu leiten, die Leitungsfähigkeit für Wärme und Ausdehnung durch dieselbe sind sämtlich physikalische Kennzeichen. Besonders wichtig aber sind noch das specifische Gewicht (s. Schwere) und die Härte (s. d.). Die Fortschritte der Physik haben die Mineralogen jetzt mit einer Menge sinnerreicher Instrumente und Methoden zu Prüfung der Mineralien beschenkt. Ein vollständiger Apparat dieser Art muß bestehen aus einem Anlegegoniometer, d. h. einem

Instrument zum Messen der Krystallwinkel durch Anlegen zweier kleiner Lineale, einem Reflexionsgoniometer, welches die Krystallwinkel auf optischem Wege mißt, einem einfachen Mikroskop, einem Hammer und Ambos zum Zerschlagen der Mineralien, einem Apparat zu Bestimmung des specifischen Gewichts, einer Feile sammt Härtescale, einer Davy'schen elektrischen Wage und einer Magnetnadel. So oft man auch versucht hat, bios auf morphologische und physikalische Kennzeichen und namentlich nur auf Krystallform, Härte und specifisches Gewicht Systeme der Mineralien zu gründen, so ist doch gewiß, daß zu vollständiger Charakterisirung eines Minerals noch die chemischen Kennzeichen hinzukommen müssen, die zu schneller Erkennung und Bestimmung oft die brauchbarsten sind. Man muß also wissen, wie ein Mineral chemisch zusammengesetzt sei, woraus sich sein Verhalten gegen chemische Einwirkung ergibt. Handelt es sich um Erkennung der Mineralien, so ist allerdings eine vollständige chemische Analyse dann unerlässlich, wenn man es mit einem ganz neuen Mineral zu thun hat; bei schon bestimmten Mineralien genügen wenige einfache Versuche. Neben der Anwendung der Mineralsäuren, um die Auflöslichkeit, die Gegenwart von Kohlensäure u. s. w. zu prüfen, ist hier die Probe auf trockenem Wege unentbehrlich, und Berzelius (s. d.) hat durch Ausbildung dieser Methode die Mineralogie unendlich gefördert. Diese Probe auf trockenem Wege besteht aber wesentlich aus zwei Theilen, einmal nämlich in der Erhitzung einer kleinen Probe des Minerals in einem Glasrohre über der Lampenflamme und dann in der Erforschung des Verhaltens vor dem Löthrohre, wobei man das Material entweder für sich auf einer Unterlage von Kohle, oder in Verbindung mit sogenannten Flüßen, d. h. Substanzen, die mit den Mineralien zu Gläsern verschiedener Farbe zusammenschmelzen, oder einigen andern chemischen Reagentien auf einer Unterlage von Platin erhitzt. Vgl. Berzelius, „Die Anwendung des Löthrohrs“ (3. Aufl., Münch. 1837); Kobell, „Tafeln zur Bestimmung der Mineralien“ (3. Aufl., Münch. 1838) und H. Mayer, „Clavis analytica zu Bestimmung der Mineralien“ (Prag 1839).

Mineralogie nennt man den Theil der Naturgeschichte, welcher sich mit der systematischen Beschreibung der Mineralien beschäftigt. Die wissenschaftliche Behandlung derselben ist schon darum sehr neuen Ursprungs, weil sowohl Chemie als Krystallographie erst in neuerer Zeit jener Grad der Ausbildung gewonnen haben, der für consequente Durchführung genauer Charakteristiken und auf Gestalt und chemische Constitution gebauter Systeme nöthig ist. Die Alten, z. B. Plinius, kannten nur wenige Mineralien und beschrieb sie unvollständig. Die ersten Versuche wissenschaftlicher Behandlung machte Georg Agricola (s. d.) im 16. Jahrh. Indes sind die Systeme der Schweden Wallerius (1772) und Cronstedt (1758) die ersten, welche diesen Namen verdienen; während der Erstere rein chemisch classifizierte, räumte der Zweite auch den äußern Kennzeichen ihr Recht ein. Die Bearbeitung dieser letztern ist das besondere Verdienst Abr. Gottlob Werner's (s. d.), dem wir die sogenannte empirische Methode der Mineralbeschreibung verdanken, die von bestimmten theoretischen Ansichten ganz unabhängig und darum noch gegenwärtig neben der streng wissenschaftlichen in Gebrauch ist. Sein System war weder chemisch noch physikalisch consequent; man findet es am ausführlichsten in Hoffmann's „Handbuch der Mineralogie“ (4 Bde., Freib. 1811—18). Allerdings gewannen aber auch erst nach Werner sowohl die Chemie als die Krystallographie die gegenwärtige wissenschaftliche Form, und Haüy (s. d.) war der Erste, der seine mathematischen Untersuchungen über Krystallformen zu Aufstellung eines Systems anzuwenden versuchte. Seitdem haben die Mineralogen in der Systematisirung zwei wesentlich verschiedene Wege verfolgt. Die einen stellen die morphologischen und physikalischen, die andern die chemischen Kennzeichen (s. Mineralien) an die Spitze. Die erste, sogenannte naturhistorische Methode hat vor Allem Mohs (s. d.) mit seinen Anhängern Jamieson (s. d.), Allan, Heidinger u. A. cultivirt und dadurch außerordentlich viel zu Förderung der Lehre von den äußern Kennzeichen beigetragen. Auch das System von Breithaupt (s. d.) ist ein naturhistorisches. Diesem gegenüber steht mit rein chemischer Classification Berzelius (s. d.), dem von Kobell und Blum sich anschließen. Indes haben die wichtigen Entdeckungen über den Zusammenhang zwischen Gestalt und Mischung (s. Isomorphismus) nur zu Befestigung der schon längst

von vielen Mineralogen gehegten Ansicht, daß völlige Einseitigkeit verwerflich und eine genügende Classification nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung beider Classen von Kennzeichen zu erreichen sei, beigetragen. Die Systeme von Leonhard (f. d.), Deudant (f. d.), Weiß (f. d.), Raumann (f. d.) u. A. verfolgen sämmtlich diesen Weg mit mehr oder weniger Glück.

Mineralwasser nennt man solche Wasser, in denen eine bedeutendere in denselben aufgelöst enthaltene Menge mineralischer Substanzen sich durch Geschmack, Geruch, Farbe, Gewicht und eigenthümliche Wirkungen auf den menschlichen Organismus kundgibt. Auch haben sie sehr häufig eine höhere Temperatur als gewöhnliches Quell- und Flußwasser. Die meisten Mineralquellen finden sich in Gebirgsgegenden, dagegen haben die ausgedehnten Steppen und Sandwüsten Asiens und Afrikas fast gar keine. Die Entstehung der mineralischen Quellen hat man theils dem Auslaugen unterirdischer Gebirgslagen, theils der Bildung neuer chemischer Verbindungen der durch das Wasser auf diese Art aufgelösten Mineralien, theils den Wirkungen eigenthümlicher tellurischer Kräfte, besonders der elektromagnetischen, zugeschrieben, allein keine dieser Ansichten kann ausschließend als die richtige gelten, vielmehr hat man wol ein Zusammenwirken dieser drei aufgestellten Ursachen anzunehmen. Allerdings entsprechen die Bestandtheile der Mineralwasser meist den Bestandtheilen des Bodens, welchem sie entspringen, und wenn auch Quellen sehr verschiedener Art nahe beieinander zu Tage kommen, so kann dieser scheinbare Widerspruch darin seine Erklärung finden, daß die eine Quelle tiefer, die andere höhern Ursprungs ist. Ueberhaupt übt die verschiedene Tiefe des Ursprungs einen bedeutenden Einfluß auf die Mischung und Temperatur einer Quelle aus, indem die von oberflächlichem Ursprunge leichter durch atmosphärische Verhältnisse Veränderungen erleiden, während die tiefern Ursprungs eine innigere Mischung, eine größere Gleichmäßigkeit der Temperatur und der Wassermenge und einen reichern Gehalt an flüchtigen Stoffen, namentlich an freier Kohlensäure haben. Von den heißen Mineralquellen nimmt man an, daß sie vulkanischen Ursprungs sind, weil sie meist in Gegenden vorkommen, wo Vulkane entweder noch thätig sind oder früher thätig waren; wo dieses nicht der Fall ist, dürfte wol, da die Temperatur nach dem Mittelpunkte der Erde zu steigt, die Tiefe des Ursprungs einer Quelle auch den Temperaturgrad derselben bedingen. Wenige Quellen haben eine Temperatur unter 8° R. und von diesem Punkte steigt dieselbe durch alle Grade bis zu 80°, welchen z. B. der Geiser auf Island besigt. Bei den meisten der heißesten Quellen ist die Verbindung mit Vulkanen nachweisbar, von denen, wo dies nicht möglich, ist in Europa die von Chaudes-Vignes in Frankreich von 64° und in Amerika die von Las Trincheras in Venezuela von 77° die heißeste. Das spezifische Gewicht, welches bei der chemischen Untersuchung einen vorläufigen Schluß auf die Größe des Gehaltes an mineralischen Stoffen ziehen läßt, ist sehr verschieden und die beiden Extreme der dabei stattfindenden Scala sind das Wasser von Nocera im Kirchenstaate, das leichter als destillirtes Wasser ist, und das Wasser des Todten Meeres. Folgende anorganische Stoffe hat man bis jetzt in den Mineralwassern gefunden: von gasförmigen Körpern in freiem Zustande Kohlensäure, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefelwasserstoff; von festen Kalk, Natron, Magnesia, Eisen, Alaun, Mangan, Kali, Strontian, Lithion, Beryt, Kupfer, Blei und Zink, welche mit Kohlen-, Salz-, Schwefel-, Schwefelwasserstoff-, Kiesel-, Jodwasserstoff-, Bronwasserstoff-, Phosphor-, Fluorwasserstoff-, Borax- und Salpetersäure zu Salzen sich vereinigt haben; auch findet man in einigen Ammoniaksalze. Das Verhältniß, in welchem die festen Bestandtheile zu dem sie enthaltenden Wasser stehen, ist sehr verschieden; die meisten Mineralquellen enthalten in 16 Unzen Wasser 10—40 Gran fester Substanzen, während die Quantität der gasförmigen Körper oft viel bedeutender ist, indem z. B. in 100 Kubitzoll der pyromonter Trinkquelle 187 Kubitzoll Kohlensäure befindlich sind. Nämlich allgemein hat man die von Hufeland gegebene Eintheilung der Mineralwasser angenommen, welche nicht nach dem vorherrschenden quantitativen Verhältnisse einer Mineralsubstanz in einer Mineralquelle, sondern nach dem hauptsächlich wirkenden Bestandtheile Eisenwasser, Schwefelwasser, alkalische Mineralquellen, Bittersalzwasser, Glaubersalzwasser, Kochsalzwasser und Säuerlinge unterscheidet. Der Einfluß, den ein länger fortgesetzter Gebrauch eines Mineralwassers auf den Organismus ausübt, ist be-

deutend; im Allgemeinen läßt sich jedoch über die Art desselben nichts angeben, da hier jeder einzelne Krankheitsfall einer genauern Prüfung bedarf und oft sehr ähnlich scheinende Krankheiten doch die Anwendung sehr verschiedener Mineralwasser erfordern und umgekehrt. Die gewissenhafte Befolgung einer fast bei allen gleichen geistigen und körperlichen Diät ist die allgemeine und unerlässliche Bedingung zum Gelingen einer Brunnencur. Von den Gebrauchsweisen ist das Trinken die häufigste und nach diesem das allgemeine Bad (s. d.), dem sich dann die verschiedenen Badearten anschließen.

Mineralbäder, wenn auch nur sehr empirisch angewendet, gab es schon bei den Griechen, Hebräern und Römern. Während Erstere mehre Tempel zu Ehren der durch die Quellen heilenden Gottheiten errichteten, erbauten die Letztern viele prächtige Badhäuser, deren Ruinen noch gegenwärtig Bewunderung erregen. Die Völkerwanderung zerstörte diese Bauten. Neue Badhäuser errichteten die Araber in den von ihnen eroberten Ländern; im Occident dagegen waren die meisten Mineralquellen nur den nächsten Umwohnern bekannt, sodas die Bäder zu Aachen, die Karl der Große gebrauchte und besonders begünstigte, bis gegen das 13. Jahrh. fast als einziges Beispiel dastehen. Nur in Italien, wo sich z. B. eine Badeordnung für die pisanischen Bäder vom J. 1164 vorfindet, scheint der Gebrauch der Mineralbäder allgemeiner gewesen zu sein. Erst als die politischen Verhältnisse sich mehr ordneten, begannen einzelne Fürsten den Mineralquellen ihrer Länder mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, während gleichzeitig die Ärzte die Heilkräfte derselben genauer zu prüfen angingen, worauf dann der Besuch der Bäder nach und nach immer zahlreicher wurde. Als Begründer einer wissenschaftlichen Heilquellenlehre ist Friedr. Hoffmann (s. d.) anzusehen, der viele Quellen selbst besuchte, ihre Bestandtheile und ihre Wirkungen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln erforschte und zum Theil durch glänzende Erfolge seine Bemühungen belohnt fand. Seit seiner Zeit wurden die Mineralquellen immer mehr und mehr Gegenstand der eifrigsten Untersuchungen, und welchen Nutzen dieselben, verbunden mit dem in neuerer Zeit erfolgten Umschwunge der Chemie und Physiologie, geschaffen haben, geht aus der großen Zahl Kranker hervor, welche jährlich in den Bädern ihre Heilung finden. Vgl. Wetter, „Handbuch der Heilquellenlehre“ (2 Bde., Berl. 1838) und Schwärze, „Allgemeine und specielle Heilquellenlehre“ (Spz. 1839, Fol.).

Der Gedanke, die natürlichen Mineralwasser künstlich nachzubilden und so ihren Nutzen ausgedeiteter zu machen, mußte entstehen, sobald die Heilkraft derselben erkannt wurde, und schon bei Plinius findet sich eine Angabe, künstliches Meerwasser zu bereiten. Im 16. Jahrh. machte Thurneyssen, im 18. machten Friedr. Hoffmann (s. d.) und Bergman (s. d.) Versuche, auf künstlichem Wege Mineralwasser zu gewinnen. Doch alle diese Bestrebungen konnten nur sehr mangelhafte Erfolge haben, so lange die Chemie noch nicht weiter, als damals, ausgebildet war und so lange diese Nachahmungen in der Voraussetzung gemacht wurden, daß einige der in den Mineralwassern gefundenen Substanzen als bei der Wirkung nicht wesentlich theilhaftig weggelassen werden könnten. Nach der großen Reformation der Chemie durch Lavoisier (s. d.) entstanden mehre Etablissements, namentlich in Paris, Stockholm und in Oberitalien, wo Mineralwasser mit mehr oder weniger Glück nachgebildet wurden; der Ruhm aber, ein solches Unternehmen mit der größten Umsicht begonnen und der ausdauerndsten Beharrlichkeit der Vollendung am nächsten geführt zu haben, gebührt allein Struve (s. d.), welcher sich die Aufgabe gestellt hatte, Flüssigkeiten darzustellen, die nicht nur bei der chemischen Analyse in Hinsicht auf die quantitativen und qualitativen Verhältnisse ihrer Bestandtheile, sondern auch in Geruch, Geschmack, Ansehen, in der Art, wie die Gasarten sich entfernen, in dem Verhältnisse der Zeit und der Reife, in der sich die verschiedenen chemischen Verbindungen zerlegen, den Originalen vollkommen gleich seien. Auch gehörten noch sehr verschiedene Vorrichtungen dazu, diese Flüssigkeiten bis zu dem Zeitpunkte, wo sie genossen werden, in ihrem Zustande zu erhalten. Die glücklichen Erfolge der ersten Anwendung von Struve's künstlichen Mineralwassern in Dresden im J. 1818 hatten 1820 die Errichtung einer förmlichen Trinkanstalt daselbst zur Folge, deren günstiger Fortgang nach und nach die Errichtung von ähnlichen Trinkanstalten zu Leipzig, Berlin, Königsberg, Hamburg, Petersburg, Moskau, Obeffa, Brighton u. s. w. veranlaßte. Sind auch die Meinungen über den medicinischen

Werth der künstlichen Mineralwasser noch sehr getheilt, so sprechen doch viele glückliche Erfolge ihrer Anwendung bedeutend zu ihrem Vortheil, während sie noch außerdem den Vorzug haben, in Fällen angewendet werden zu können, wo eine Reise nach der Originalquelle durch mancherlei Verhältnisse unthunlich gemacht wird. Vgl. Struve, „Über die Nachbildung der natürlichen Heilquellen“ (2 Hfte., Dresd. 1824—26); Kreyzig, „Über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwasser von Karlsbad, Ems, Eger, Marienbad, Pyrmont und Spaa“ (2. Aufl., Lpz. 1828) und Better, „Über den Gebrauch und die Wirkungen künstlicher Mineralbrunnen“ (Berl. 1835).

Minerva, bei den Griechen *Athenē* oder *Pallas Athenē*, ist unter den Göttheiten des Olymp eine der vorzüglichsten. In allen den mannichfaltigen Vorstellungen ihres Mythos scheint unverkennbar, daß sie in den ältesten attischen Religionsbegriffen als ein dem höchsten Äther verwandtes, Licht und Wärme verbreitendes, alles feindselige Grauen vernichtendes Wesen, als eine Jungfrau aus himmlischer Höhe aufgefaßt wurde. Geistreich hat dies Difr. Müller in der Schrift „De Minerva Poliadis sacris et aede in arce Athenarum“ (Gött. 1820) erwiesen. Die Fabel erzählt von ihr Folgendes. Als Zeus nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrschaft gelangt war, erkor er sich zur ersten Gemahlin die *Metis* (s. d.). Ein Orakel spruch aber hatte ihm geweissagt, daß *Metis* zuerst eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher ihm die Herrschaft zu entreißen bestimmet sei. Diesem Schicksale zu entgehen, verschlang er die *Metis* mit der noch ungeborenen *Athenē*. Als nun die Zeit der Geburt herankam, empfand Zeus einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er sich vom *Hephaistos* den Kopf spalten ließ, worauf die Göttin, nach der spätern Sage sogleich bewaffnet, heraussprang. Als weise Kriegerin, im Gegensatz des wilden, blutdürstigen *Ares*, die den Krieg nicht um des Krieges willen führt, trat sie zuerst in den Götterkämpfen auf. In den Gigantenschlachten besiegte sie den *Pallas* und *Enkelados*. In den Kriegen der Sterblichen ist sie die stete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Auch erscheint sie als Beschützerin der Künste des Friedens und zeigt sich da als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Webstuhl, die Spindel und die malerische Nadel finden wir in ihrer Hand, und wie die Heldensfrauen die Gewänder für ihr Haus selbst bereiten, so arbeitet sie die Gewänder der Göttinnen, weshalb sie den Beinamen *Ergane* erhielt. Von den bloß weiblichen Kunstfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedliche Beschäftigungen der Menschen über, bei welchen der thätige und erfinderiſche Geist sich zeigte. Jeder Künstler, der mechanische wie der bildende, stand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute sich der Philosoph wie der Redner und Dichter. Sie gehört selbst mit unter die heilenden Götter und wird als solche *Pōnia* genannt. In allen diesen Beziehungen ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst, letzterer jedoch nur, insofern Erfindung und Denkkraft dabei in Anspruch genommen werden. Auch wird sie als die Erfinderin der Flöte genannt; als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, so warf sie die Flöte von sich und belegte Den mit dem härtesten Fluche, der sie aufnehmen würde. Die Liebe verschmähend, weihte sie sich ewiger Jungfrauschaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. *Tiresias*, der sie im Bade belauschte, erblindete.

Mit diesem Charakter des reinen, besonnenen Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Ihre älteste Darstellung, welche die Palladien zeigten, von denen auf Vasen, Gemmen und Münzen Wiederholungen erhalten sind, ging durch des *Phidias* Schule zu Athen in jenes Ideal reiner und thatkräftiger Jungfräulichkeit, welche über alle weibliche Schwäche erhaben ist, über. Schon die ältesten Bildner gaben ihr häufig neben den Waffen Hockern und Spindel. Helm, Schild, Lanze und *Agide* (s. d.) sind ihre Attribute. Manche Seiten ihres Mythos hat nur die ältere Kunst, manche vorzugsweise die spätere aufgefaßt, so z. B. der Cultus des *Erechtheus* (s. d.). Am *Parthenon* (s. d.) in Athen hatte *Phidias* in den Siebelfeldern östlich der Göttin Geburt, westlich ihren Streit mit *Poseidon* um Athens Schutzherrschaft angebracht, und hiermit das Vorbild für die reichsten Auffassungen ihres Mythos gegeben. Durch *Phidias* wurde auch das Kränzchen, die Mitbewohnerin der Burg, der Göttin stete Begleiterin. Der älteste Sitz ihres

Cultus war am Kopaischen See in Bötien, da, wo die alte pelagische Stadt Athenä nebst Eleußis stand. Von da verbreitete sich ihr Dienst besonders nach Attika, welches ihr geheiligt war. Ihre glänzendsten Feste in Athen, dessen Schutgöttheit sie war, waren die Panathenäen, von denen die großen alle vier Jahre, die kleinen jährlich oder alle drei Jahre gefeiert wurden. Nach Rom kam ihre Verehrung von Galerii, jedoch ohne daß die Göttin mit einer lateinischen wäre verschmolzen worden. Ihr war mit Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Capitol geweiht. Als ihr Fest beging man daselbst die großen und die kleinen Quinquatrus, von denen die ersten im März, die andern im Juni gefeiert wurden.

Mingotti (Katharina), eine ausgezeichnete Sängerin, geb. 1728 zu Neapel von deutschen Altern, kam nach dem Tode ihres Vaters, der in östr. Militärdiensten stand, in ein Ursulinerinnenkloster, wo ihr die Abtissin auf ihr inständiges Bitten musikalischen Unterricht geben ließ. Vierzehn Jahre alt kehrte sie zu ihrer Mutter zurück und verheiratete sich einige Jahre darauf gegen ihre Neigung, um sich einer noch verhasstern Lage zu entziehen, mit dem schon bejahrten Venetianer Mingotti, welcher Unternehmer der Oper zu Dresden war. Sie trat nun in Dresden auf, erregte gleich bei ihrem ersten Auftreten das allgemeinste Aufsehen und wurde sofort angestellt. Ihr schnell durch ganz Europa verbreiteter Ruf brachte ihr zunächst eine Einladung nach Neapel, und auch hier fand sie den ungetheiltesten Beifall. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden im J. 1748 fand sie bei Haffé (s. d.), dem neuen Director der Kapelle, keine günstige Aufnahme; doch gelang es ihr durch die Trefflichkeit ihres Gesanges, auch ihn und seine Gattin Faustina mit sich zu versöhnen. Unter der Direction Farinelli's ging sie 1751 nach Spanien, wo sie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, später nach Paris, London und Italien; doch betrachtete sie fortwährend Dresden als ihre Heimat. Erst nach dem Tode des Königs August im J. 1763 ließ sie sich in München nieder, wo sie als Hofsängerin eine Pension genoß, und starb 1807 zu Neuburg an der Donau.

Mingrelien, d. i. das Land der tausend Quellen, eine etwa 100 \square M. große, sehr gebirgige und wasserreiche Provinz, welche seit dem Frieden zwischen Persien und Rußland im J. 1813 dem letztern Staate zugehört, grenzt gegen Westen an das Schwarze Meer, gegen Norden an Abchasien, gegen Süden an Imerethien, mit dem es gegenwärtig einen Theil des grusinisch-imerethischen Gouvernements, dessen Hauptstadt Tiflis (s. d.) ist, bildet, und gegen Osten an die Hochkämme des Kaukasus. Durchflossen wird es theilweise von dem Ebrus. Die Zahl der Einwohner belief sich im J. 1834 auf 61600, die sich zur griech. Kirche bekennen. Der frühere Zar von M., Dabian, der gegenwärtig in russ. Diensten steht, nannte sich „Fürst des Schwarzen Meeres“ und herrschte ganz uneingeschränkt. Er bewohnte die kleine, aber ziemlich gut gebaute Hauptstadt des Landes, Isgaur oder Sekuriach (unstreitig das alte Dioskurias oder Sebastopolis) am Schwarzen Meere, die zugleich das Haupthandelsemporium in M. ist, wo besonders mit Salz, Waffen und Sklaven ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. Die stärksten Festungen sind Poti und Redoute Kale, am Schwarzen Meere gelegen; bei den Umwohnern stand die Feste Jorbi sehr in Ansehen. Das griech. Kloster Martwili ist zugleich Bischofssitz. Die Einwohner, welche sich selbst Kadzariai nennen und die ehemals wegen Sklavenjagd, Mord und Strafenraub in sehr üblem Rufe standen, gelten noch immer für sehr roh und uncultivirt.

Minho, einer der Hauptflüsse Spaniens, entspringt aus einem See bei Fuente-Minho auf dem galicischen Gebirge in der span. Provinz Lugo, fließt anfangs in südlicher, dann in südwestlicher Richtung, macht eine lange Strecke die Grenze zwischen Portugal und Spanien und mündet, nachdem er rechts die Narla und Ferreyra und links den Sil und Sarria aufgenommen, nach einem Laufe von 28 M. ins Atlantische Meer. Er wird erst fünf Meilen vor seiner Ausmündung bei Salvatierra schiffbar und berührt die Städte Orense und Lugo.

Miniaturmalerei heißt im weitern Sinne jede Art Malerei in sehr kleinem Maßstabe und von sehr feiner und sorgfältiger Ausführung, dann aber insbesondere diejenige Art der Wassermalerei, bei welcher man die Gemmifarben bloß mit der Pinselspitze aufträgt, was man punktiren (pointiller) nennt. Die geeignetsten Farben zur Miniaturmalerei sind die, welche am wenigsten Körper haben, z. B. Karmin, Ultramarin, Lacke u. f. w., die man, um

sie ganz fein zu erhalten, in vielem Wasser auflöst und, nachdem man dasselbe abgegossen, wieder trocknet. Da die feinen Punkte, aus denen die Miniaturmalereien bestehen, so reinlich nebeneinander gesetzt werden müssen, daß sie verrieben und gleichsam miteinander vereinigt scheinen, so nimmt diese Arbeit viele Zeit in Anspruch. Ubrigens wird dabei der Grund des Pergaments u. s. w. sehr oft zu den höchsten Lichtern ausgespart. Miniaturartige Behandlung findet sich am frühesten in den Gemälden der Manuscripte des frühern Mittelalters und zwar zunächst der byzantinischen. Außerst feine und sorgfältige Miniaturen kommen schon im 9. und 10. Jahrh. in abendländ. Handschriften, insbesondere in Messbüchern oder Missalen (s. d.) und Evangelien vor. Vgl. Rive, „Essai sur l'art de vérifier l'âge des miniatures peintes dans les manuscrits“ (Par. 1782, Fol.). Im Allgemeinen war die Miniaturmalerei eine Beschäftigung der Mönche, die man illuminatores oder miniatorens nannte, weil sie meist auch die Capitelüberschriften und Anfangsbuchstaben übernahmen, diese aber mit rother Farbe, Mennige (minium), geschrieben wurden. Andere leiten den Namen Miniaturmalerei von pictura minuta, d. i. Kleinmalerei, ab. Die Glanzzeit der Miniaturmalerei war unstreitig das 15. Jahrh., wo die besten flandr. und treffliche ital. Mäler sie ausübten; nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und des Lumpenpapiers, wo der Holzschnitt und der Kupferstich an die Stelle der Gemälde in Handschriften traten, kam die Miniaturmalerei in Verfall. Erst im 18. Jahrh. wendete sich dieselbe vorzugsweise dem Portrait zu. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neuern und neuesten Zeit sind Mengs, Chodowiecki, Füger, Westermann und Shelly, Sir W. Newton, W. Booth, W. C. Ross und hauptsächlich Lizinska de Mirbel, geb. 1799, Kammermalerin des Königs der Franzosen. Vgl. Violet, „Anweisung zur Miniaturmalerei“ (Par. 1782; deutsch, Hof 1793) und Melignan, „Traité sur la peinture en miniature“ (Par. 1818).

Minimen, Mindeste Brüder oder Eremiten des heil. Franz von Paula, und nach diesem auch Pauliner oder Paulaner genannt, ein 1457 gestifteter und 1474 von Sixtus IV. bestätigter Mönchsorden, siedelten sich seit dem Ende des 15. Jahrh. in fast allen Ländern an und hatten später, namentlich in Frankreich, auch Frauenklöster. Aus der strengern Partei der Franciscaner herorgegangen, überboten die Minimen diese noch im strengen Fasten, da sie nichts als Brot, Früchte und Wasser genießen. Ihre Kleidung ist schwarz, auch führen sie, wie die Franciscaner, Leibriemen und Geißeln; ihr Leben ist ganz der stillen Andacht gewidmet. Ihr Stammkloster im Neapolitanischen erhielten sie, nachdem es unter der Fremdherrschaft eingezogen worden war, durch Ferdinand IV. 1815 wieder zurück.

Minister, wofür in einigen Staaten auch andere Ausdrücke, z. B. Staatssecreteire, Staatsräthe, Wirkliche geh. Räthe, vorkommen, heißen diejenigen obersten Staatsbeamten, welche unmittelbar die Beschlüsse des Staatsoberhauptes, des Monarchen oder der höchsten Regierungsautorität vorbereiten, einholen, den nachgeordneten Behörden zur Vollziehung zufertigen und überhaupt, unter dem Regenten, die Verwaltung in ihren einzelnen Zweigen leiten und überwachen. Sie sind die unmittelbaren Organe des Regenten, aus der Unmöglichkeit, daß der Monarch allein den auf der höchsten Staatsstelle gewaltig anwachsenden Staatsgeschäften gewachsen sein könne, und geschichtlich zunächst aus der persönlichen Bedienung bei dem Regenten entstanden. Noch eine andere Bedeutung erhielten sie in Folge des Aufkommens der constitutionellen Verantwortlichkeit (s. d.). Seitdem hat man angefangen, sie mehr von dem Regenten zu trennen; sie sind es, welche zunächst die laufenden Geschäfte leiten und den vollvertretenden Gewalten gegenüberstehen, während der Regent in einer gewissen Unparteilichkeit über dem Allen stehen soll. Um ihrer Verantwortlichkeit willen glaubt man ihnen aber auch eine immer höhere Machtvollkommenheit geben zu müssen, die sich am sichtbarsten im Verhältnis zu ihren Untergebenen zeigt, die sich aber, sobald die Minister an ständische Majoritäten gebunden sind, auch gegen den Regenten indirect zwingend wendet. Nun schreiben zwar alle Verfassungen dem Regenten die freie Wahl seiner Minister zu; aber Thatsache ist es, daß der Regent in vielen außerdeutschen constitutionellen Staaten solche Minister entlassen muß, welche die ständische Mehrheit entschieden wider sich haben. In England bilden die Minister geradezu einen vollziehenden Ausschuss des Parlaments, womit denn allerdings der Schwerpunkt der Regierungsgewalt in die Mitte des letztern versetzt, den Ministern aber ein starker Beweggrund gegeben wird,

sich eine ministerielle Partei nöthigenfalls auch durch künstliche Mittel zu bilden. Letzteres ist jedoch in neuern Zeiten in England seltner, desto häufiger aber in Frankreich geschehen. Die früher, besonders in Preußen gebräuchlichen Provinzialminister sind jetzt verschwunden und Fach- oder Departementsminister an deren Stelle getreten. Als solche Departements bieten sich Justiz, Inneres, Cultus und Unterricht, Finanzen, Krieg und Auseres naturgemäß dar, wozu in Seestaaten noch die Marine kommt. Besondere Handelsministerien haben ebensowol ihre Bedenken, wie besondere Polizeiministerien. In kleinern Staaten können Justiz, Cultus und Inneres und dann wieder Finanzen, Krieg und Auseres vereinigt werden. Doch schadet Zersplitterung weniger, als unpassende Vereinigung des Ungleichen und bei jeder Vereinigung mehrerer Departements wird in der Regel Eines über Gebühr zurückgesetzt. Ubrigens kommen auch Minister ohne Portefeuille vor. Vgl. Malchus, „Politik der innern Staatsverwaltung“ (3 Bde., Heidelberg. 1823) und Bülow, „Die Behörden in Staat und Gemeinde“ (Lpz. 1836).

Ministerialen, d. i. Dienstleute, hießen die schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Bischöfe sich vorfindenden Hausbeamten, die anfangs wirkliche Dienste leisteten, später aber nur zum Glanze des Hofstaats ihrer Herren dienten. Die vier ältesten und vornehmsten dieser Ämter waren die des Marschalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchsesses, denen sich so viele andere angeschlossen, als die Verrichtungen im Hofdienste nur foderten. Zum Lohn für ihre Dienste erhielten die Ministerialen Hoflehen, die gleich den Kriegislehen, jedoch etwas später und namentlich unter Kaiser Friedrich I. erblich wurden. Ihrer zu leistenden Dienste wegen nicht für vollkommen frei gehalten, gehörten sie auch nicht zu dem hohen Adel, den Fürsten, Grafen und Herren, sondern bildeten zusammen mit den zu Kriegsdiensten Verpflichteten die Ritterschaft. Später sungen die Ministerialen an, unter Genehmigung ihrer Herren ihre Dienste durch Andere verrichten zu lassen, die sie nun ebenfalls durch Übertragung von Lehen dafür entschädigten, und so entstanden zuerst neben den Erzämtern (s. d.) die von ihnen zu Lehn herrührenden Erbämter (s. d.). Vgl. Fürth, „Die Ministerialen“ (Köln 1836).

Minne, ein altdeutsches Wort, bezeichnete Das, was wir Liebe nennen, während dieses Wort, dem Leide entgegengesetzt, gewöhnlich in seinem ursprünglichen Sinne von Freude, Lust gebraucht wurde. Der Verehrung gemäß, welche das Weib von ältester Zeit her bei den german. Völkern genoss, wurde auch die Minne von den Deutschen in einem edlern, geistigern Sinne aufgefaßt, als dies bei Griechen und Römern mit der Geschlechtsliebe im Allgemeinen der Fall war, und durch den Einfluß des Ritterthums steigerte sich jene Auffassung noch mehr in das Schwärmerische. Daß aber neben dieser idealischen Richtung und mit ihr verbunden auch die Sinnlichkeit ihr Recht behauptete, dafür zeugen viele der Lieder der deutschen mittelalterlichen Lyriker, für deren Poesie die Minne, die bei ihnen auch häufig personificirt als Frau Minne erscheint, ein Hauptgegenstand ist, daher sie selbst häufig durch den Namen Minnesinger bezeichnet werden. (S. Meistersänger.) Die Grundbedeutung des Wortes ist übrigens „Andenken“, sowie das Verbum „minnen“ ursprünglich „gedenken“ bedeutet und mit „meinen“, d. h. im Sinne haben, seine Gedanken auf etwas richten, und „manen“, d. h. erinnern, zusammenhängt, und diese Grundbedeutung ist im Altnordischen dem Substantiv minni und dem Verbum minna geblieben, ohne daß sich die Bedeutung Liebe, lieben daraus entwickelte. Daher wurde der Trunk, den man nach german. Sitte zum Andenken eines Abwesenden oder Verstorbenen bei feierlichem Mahle, oder zu Ehren eines Gottes beim Opfer that, selbst Minne genannt. Im deutschen Mittelalter waren es vorzüglich zwei Heilige, denen zu Ehren, besonders von Scheidenden und Reisenden, Minne getrunken wurde, nämlich Johannes der Evangelist, der vergifteten Wein ohne Schaden getrunken haben sollte, daher der ihm geheiligte Trunk die Gefahr der Vergiftung abwende, und Gertrud, die man mit Johannes verband, weil sie selbst ihn über alle Heiligen verehrt hatte; daher „St.-Johannes und St.-Gertruden Minne trinken“.

Minnegerichte, s. Liebeshöfe.

Minnesänger, s. Meistersänger.

Minorat heißt im Gegensatz des Majorats das hier und da gebräuchliche Vorrecht des

Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauerngütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut annehmen und seine Geschwister mit Geld abfinden kann.

Minorca oder *Menorca* (*Balearis minor*), die kleinere der *Balearen* (s. d.), zählt auf 12 □M. gegen 50000 E. Sie hat, wie Majorca, fast durchgehends gebirgigen Boden, viele Buchten und Baien, sowie mehre Vorgebirge, ist weniger fruchtbar als jene Insel und liefert auch die nämlichen Producte wie diese, namentlich Wein, Honig, Kavern, Fische, Maulthiere, Schafe und Schweine. Der Handel war unter brit. Herrschaft bedeutender als unter der gegenwärtig spanischen, der Ackerbau ist sehr vernachlässigt. Die besetzte Hauptstadt *Puerto-Mahon* (*Portus Magonis*) mit 17000 E., auf der Südostseite, hat einen guten, durch drei Forts vertheidigten Hafen, eine sehenswerthe Domkirche, ein Arsenal, ein Quarantainehaus und bedeutende Austerfischerei. Die ursprüngliche Hauptstadt war *Ciudadela*, noch gegenwärtig der Sitz eines Bischofs. Der Besitz dieser Insel ist namentlich wegen des Handels im Mitteländischen Meere wichtig; daher nahmen sie im span. Erbfolgekriege 1708, angeblich für Karl III., die Engländer in Besitz, denen sie auch im utrechter Frieden verblieb. Im J. 1756 wurde sie durch die Franzosen erobert und der engl. Admiral *Blyng* (s. d.), der zu ihrer Entsetzung abgesendet wurde, sich aber vor einem schwächern Feinde zurückzog, deshalb zum Tode verurtheilt. Im Frieden von 1763 kam sie indes wieder an England. Im J. 1782 wurde sie von den vereinigten franz.-span. Truppen in drei Tagen erobert und 1783 förmlich an Spanien abgetreten; 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von *Amiens* 1802 aber an Spanien zurückgegeben.

Minorenität oder *Minorität* (*minor aetas*) heißt die der *Majorität*, *Großjährigkeit* oder *Volljährigkeit* (*major oder legitima aetas*), dem Alter der vollen Reife, vorangehende Lebensperiode. Letztere tritt nach röm. Rechte mit dem zurückgelegten 25. Jahre ein; in Preußen, Osterreich und Oldenburg mit dem 24.; in Sachsen, Baiern, Württemberg, Hannover, Baden, Frankfurt, England und Frankreich mit dem 21.; bei regierenden Fürsten und hohen Adelligen mit dem 18.; auch kann das Recht der Majorität auf Verlangen einzelnen Minorennen von der oberbormundschaftlichen Behörde im Wege der Dispensation ertheilt werden. Die Minorität begreift nach röm. Rechte, das der Hauptsache nach jetzt in Geltung ist, folgende Perioden: 1) die Kindheit (*infantia*) bis zum siebenten Jahre; 2) die körperliche Unreife, Impubertät oder Unmündigkeit, welche bei Knaben mit dem 14., bei Mädchen mit dem 12. Jahre endet, und 3) die Pubertät oder Mündigkeit. Das Kind kann sich durch seinen Willen gar nicht verpflichten, obwol Verpflichtungen, die von selbst aus einer rechtlichen Ursache entstehen (*ex re*), auch bei dem Kinde eintreten. Es muß, wenn es nicht in väterlicher Gewalt steht, durch einen Vormund (*tutor*) vertreten werden. Das Kind ist nicht zurechnungsfähig; es kann geächtigt, nicht aber bürgerlich gestraft werden. Der Unmündige steht schon etwas selbständiger; er kann Rechte erwerben, aber sich zu nichts verbindlich machen. Er macht sich durch Unvorsichtigkeit (*culpa*) und verbrecherischen Vorsatz (*dolus*) verantwortlich, und wenn die Bosheit groß ist, tritt auch wol eine bürgerliche Bestrafung ein. Aber auch er muß noch einen Vormund haben, der für ihn handelt. Der Mündige dagegen kann gültige Willenshandlungen vornehmen, kann insbesondere seinen Consens zu einer Ehe geben und sein Testament machen. Er ist zurechnungsfähig und wegen unerlaubter Handlungen der gesetzlichen Strafe unterworfen. Allein seiner Unerfahrenheit kommt das röm. Recht noch immer dadurch zu Hülfe, daß es ihm einen Beistand (*curator*) zuordnet, welcher vornehmlich sein Vermögen verwaltet und ohne den er in Vermögenssachen nichts thun kann. Auch gibt es ihm das Recht, alle Geschäfte, wodurch er während seiner Minorität in Schaden gekommen ist, in den ersten vier Jahren nach erlangter Großjährigkeit wieder rückgängig zu machen oder Restitution in *integrum* zu suchen. Das neuere Recht hat fast allgemein den Unterschied zwischen Tutel und Curatel oder zwischen Unmündigkeit und Minorität aufgehoben. Zur Lehnsmündigkeit gehört das Alter von 13 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, indem man zu dem Alter der Großjährigkeit, welches nach dem ältesten deutschen Rechte mit dem zurückgelegten zwölften Jahre eingetreten zu sein scheint, noch das deutsche Jahr und Tag hinzufügte. Die Eides-

mündigkeit trat nach röm. Rechte mit dem 20. Jahre ein, nach neuern Gesetzgebungen aber tritt sie meist mit dem 18. Jahre ein; dagegen wird zur Landtagsfähigkeit und zur Übernahme höherer Staatsstellen meist ein höheres Alter als das der Großjährigkeit verlangt.

Minoriten, s. Franciscaner.

Minos ist der Name zweier Gesetzgeber. Was von den Sagen über dieselben der Geschichte oder dem Mythos angehört, läßt sich kaum bestimmen. — M. I., König von Kreta, war der Sohn des Zeus und der Europa, Vater der Ariadne, Bruder des Rhadamanthys und Sarpedon, und wurde nach seinem Tode mit Akos und Rhadamanthys Richter der Unterwelt. — M. II., ebenfalls König von Kreta, der Enkel des Vorigen, Sohn des Lykastes und der Ida, Gemahl der Pasiphae, nach Andern der Kreta, und Vater des Androgeos, Deukalion's II., des Glaukos, Katreus, der Akalle, Ariadne, Phädra und Xenodike. Seinen Tod soll er bei Verfolgung des Dädalos in Sicilien durch den König Kokalos gefunden haben. Er herrschte nach der Sage neun Jahre über Kreta, und es wird ihm jene berühmte Minoische Gesetzgebung, in der ihn Zeus unterrichtet haben soll, zugeschrieben. Auch soll er die erste bedeutende Macht zur See geschaffen haben. Erst die spätere alexandrin. Sage macht ihn zum grausamen Tyrannen. Homer und Hesiod kennen nur Einen M., den Herrscher zu Knosos, den Sohn und Freund des Zeus.

Minotaurus, d. i. Stier des Minos, soll nach der Sage ein Sohn der Pasiphae und eines Stiers, halb Mensch, halb Stier, oder Mensch mit einem Stierkopfe gewesen sein. Ihn fütterte Minos im knossischen Labyrinth, in das er ihn gesperrt, mit den Jünglingen und Jungfrauen, welche Athen jährlich als Tribut liefern mußte, bis endlich Theseus (s. d.) mit Hilfe der Ariadne (s. d.) das Ungeheuer tödtete und Athen vom Tribut befreite. Über die Deutung der Fabel sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden, die darauf hinauslaufen, daß M. als Symbol des phöniz. Sonnengottes anzusehen sei.

Minsk, ein Gouvernement des westlichen Rußlands, von 1628 □M. mit 935000 E., worunter 187800 Katholiken, 750 Evangelische, 96480 Juden und 2660 Mohammedaner, wurde 1795 aus der vormaligen lithauischen Wojwodtschaft gleiches Namens und aus Theilen der Wojwodschaften Polozk, Wilna, Nowogrodek und Brzesc-Kiewski zusammengefaßt. Es ist morastig, flach, mit ungeheuern Urwäldungen und Steppen bedeckt, hat noch Auerochsen, Elenithiere, Wölfe, Bären, Luchse und wilde Kagen in seinen Wäldern und nur im Westen einige Gegenden, die für den Getreidebau geeignet sind. Die beiden Hauptnebenflüsse des Dniepr sind der Priepet und die Beresina und die ausgedehntesten Moräste die von Pinsk und Rokitno, wahre Einöden, aus Bruch- und Schilfgegenden bestehend. Im Frühjahr ist fast das ganze Land eine weite endlose Wasserfläche, wo der Verkehr oft viele Tage lang gänzlich gehemmt ist. Ein besonderes Product ist die hier häufig gesammelte sogenannte poln. Cochenille. Biber kamen sonst häufig vor, sind aber jetzt nur auf die Gegend bei Pinsk, wo sie in der Pina leben, beschränkt. Das Klima ist im Sommer glühend heiß, im Winter rauh und kalt. Die Bevölkerung, aus Großrussen, Lithauern, Polen, Juden und Tataren gemischt, nährt sich kümmerlich von Jagd, Fischfang, Handel mit kleinen, wilden, muthigen Pferden und einigen Arbeiten in Wolle und Leder. Minsk, die Hauptstadt des Gouvernements, am Flusse Swistocz, einem Nebenfluß der Beresina, ist der Sitz eines griech. Archimandriten und eines katholischen Bischofs, hat ein 1773 gestiftetes Gymnasium, eine berühmte Messe im März (die sogenannten Josephscontracte), eine herrliche Kathedrale, 13 andere Kirchen, zehn Schulen, zehn Fabriken und gegen 22500 E., die einen zum Theil nicht unbedeutenden Handel unterhalten. Durch Siege der Lithauer über die Tataren sind in diesem Gouvernement denkwürdig die Orte Koidanow (1221) und Klesk (1506); durch Siege der Polen über die Russen Lachowice (1660), und durch Kämpfe der Russen mit den Franzosen Bobruisk und vor allen Borissow, in deren Nähe bei den Dörfern Studzianka und Janiwki am 27. und 28. Nov. 1812 der Übergang der franz. Armee über die Beresina (s. d.) unter Napoleon erfolgte.

Minstrel's, s. Troubadour.

Minturnä, eine im Alterthume nicht unbedeutende Stadt in Latium, an der Grenze von Campanien, nicht weit von der Mündung des Flusses Liris, aus deren Trümmern das spätere Trajettum erstand, wurde berühmt durch das Abenteuer des Marius (s. d.), der,

um der Rache Sulla's zu entgehen, eine Zeit lang in einem Sumpfe in der Nähe dieser Stadt sich versteckt hielt, dann entdeckt, von der Behörde in M. aber wieder freigelassen wurde und so glücklich nach Afrika entkam.

Minucius Felix, einer der christlichen Apologeten zu Anfange des 3. Jahrh., war Sachwalter in Rom. Seine Apologie, die den Titel „Octavius“ führt und lange Zeit dem ältern *Arnobius* (s. d.) aus Sicca beigelegt wurde, ist in Form eines Dialogs abgefaßt und hat in der Sprache manche Vorzüge vor den andern Apologien. Sie wurde zuerst mit dem *Arnobius* (Rom 1543, Fol.), dann öfter, unter Andern von Lindner (Langensalza 1760; 2. Aufl., 1773) und Muralto (Zür. 1836), herausgegeben und von Lübker ins Deutsche übersetzt (Lpz. 1836). Vgl. Meier, „De Minutio Felice“ (Zür. 1824).

Minus ist ein Kunstwort der Mathematik, welches anzeigt, daß die Größe, der es vorgesetzt wird, von einer andern, voranstehenden, hinweggenommen werden soll. Das Zeichen dafür ist ein liegender Strich (—). Bei der Lehre von den entgegengesetzten Größen bezeichnet man durch Minuszeichen die negativen Größen, während man den positiven Größen Pluszeichen (+) oder auch gar kein Zeichen vorsetzt.

Minuskel, s. *Mönchschrift*.

Minute heißt der 60. Theil eines Grades oder einer Stunde. — In der Malerei und Zeichenkunst versteht man unter *Minuten* die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, und es gehen deren 48 auf eine Kopflänge. — In der Baukunst ist die *Minute* der 30. Theil eines Modells. — *Minutenglas* nennt man eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft und besonders auf den Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

Minutoli (Heinr., Freiherr Menu von), geb. zu Genf am 12. Mai 1772, aus einer savoyischen Familie, trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste. In dem Feldzuge am Rhein bei Wittsch im J. 1793 am Arme schwer verwundet, wurde er nach seiner Genesung zu dem Cadettencorps in Berlin versetzt, wo er durch seine Thätigkeit und seine Kenntnisse die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm's III. erregte, der ihn zum Gouverneur des Prinzen Karl erhob und zum Generalmajor ernannte. Da M. gleichzeitig mit vielem Erfolg das Fach der Alterthumswissenschaften cultivirte, so erhielt er 1820 die Leitung der von der preuß. Regierung nach Agypten ausgesendeten wissenschaftlichen Expedition. Kurz zuvor verheirathete er sich noch mit einer Frau von Wagners, geborenen Gräfin von Schulenburg, die die Reise mitmachte. Außerdem begleiteten ihn der Architekt Professor Liman, die Naturforscher Hemprich und Ehrenberg, der Orientalist Scholz, zwei ital. Ingenieuroffiziere und einige Andere. Zuerst sollte der Zug von Alexandria aus nach den Ruinen von *Kyrene* (s. d.) gehen. Doch der begleitenden Araber Treulosigkeit zwang ihn, in der Wüste umzukehren. Über Siwah ging er nun nach Kairo, von da nach Theben und dann bis Assuan. Von dort nahm er seinen Rückweg über Damiette nach Alexandrien und langte im Aug. 1822 in Berlin wieder an. Liman und Hemprich (s. d.) und sieben andere seiner Begleiter waren auf der Reise gestorben. Ein großer Theil seiner Sammlungen ging an den Küsten des deutschen Meeres im Schiffbruche verloren; ein anderer noch immer sehr bedeutender Theil wurde nebst M.'s übrigen Sammlungen vom Könige von Preußen für 22000 Thlr. angekauft. Nach seiner Rückkehr wurde M. Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Später nahm er seine Entlassung aus preuß. Diensten und erhielt dabei den Charakter als Generalleutnant. Gegenwärtig lebt er in Lausanne. Seine „Reise zu dem Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten“ gab Töcken (Berl. 1824, 4., mit Kupfr.); nebst „Nachtrag u. s. w.“ (Berl. 1827) und der Frau von M. „Souvenirs d'Egypte“ Raoul-Rochette (2 Bde., Par. 1826; deutsch von W. von Gerstorf, Lpz. 1829) heraus. Außerdem schrieb M. „Betrachtungen über die Kriegskunst“ (3. Aufl., Berl. 1816) und „Beiträge zu einer Biographie Friedrich Wilhelm's III.“ (Berl. 1843); neuerdings gab er heraus „Militärische Erinnerungen“ (Berl. 1845).

Minyas, König von Orchomenos in Bötien, war der Sohn des Chryses, nach Andern des Orchomenos oder Poseidon, Gemahl der Eritogeneia, der Tochter des Kolos, und Vater des Athamas, Diochthonas, Orchomenos, Presbon, der Alkithos, Arsinos, Eteoklymene, Leukippe und Periklymene; doch ist seine Genealogie sehr unsicher.

Minyer werden die Argonauten (s. d.) genannt, weil die meisten derselben von den Töchtern des Minyas (s. d.), oder weil sie aus der Landschaft der Minyer stammten, die ihre Wohnsitz von Solkos bis Orchomenos hatten.

Minze (Mentha) ist der Name einer Gattung aus der Familie der lippenblütigen Pflanzen. Die meisten Arten dieser Gattung enthalten ein aromatisch riechendes, ätherisches Öl, wodurch sie arzneikräftig werden. Die vorzüglichsten sind die Pfefferminze (s. d.), die Krauseminze (s. d.) und der Polei (Mentha pulegium), der äußerst stark riechend und reich an ätherischem Öle ist, aber wegen häufiger Verwechslung mit unwirksamen Arten selten arzneilich angewendet wird.

Mionnet (Theodore Edmé), Mitglied der Akademie der Inschriften und erster Conservator der Münzen auf der königlichen Bibliothek zu Paris, einer der ausgezeichnetsten franz. Archäologen, geb. am 2. Sept. 1770 zu Paris, beschäftigte sich zwar schon auf dem Collège Lemoine viel mit Numismatik, machte aber dessenungeachtet seinen juristischen Cursus und wurde 1789 Parlamentsadvocat. Bei der Massenaushebung im J. 1792 mußte er Soldat werden; doch blieb er nicht lange bei der Armee, kehrte nach Paris zurück und widmete sich nun ganz, von dem Abbé Barthélemy dazu aufgemuntert, dem Studium des Alterthums. Durch Barthélemy erhielt er auch zuerst eine Anstellung an der Nationalbibliothek. Zur Zeit des Kaiserreichs wurde er nach Wien berufen, um das dortige Medaillencabinet zu ordnen. Unter der Restauration sah er sich in seiner amtlichen Laufbahn durch jüngere Leute überflügelt und in Schatten gestellt, und als die Julirevolution ausbrach, war er schon zu bejahrt, als daß man ihn hätte für frühere Zurücksetzung entschädigen können. Durch seine gründlichen und umfassenden Studien der alten Numismatik hat er sich um diese Wissenschaft ein bleibendes Verdienst erworben, indem er nicht nur das von Eckhel begonnene System der geographischen Anordnung weiter ausbildete, sondern auch eine Menge früherer Fehler und Irrthümer aufklärte und verbesserte. Seine „Description de médailles grecq. et rom.“ (7 Bde., Par. 1806—13; nebst Supplementen 1—8, Par. 1814—35) ist das unentbehrliche Handbuch aller Sammler. Mag dieselbe auch nicht frei von allen Fehlern und vielleicht der spätern Zeit manche Verbesserung und Ergänzung vorbehalten sein, so steht sie doch gegenwärtig unerreicht da. Von seinen andern Werken sind zu erwähnen „De la rareté et du prix des médailles rom.“ (2 Bde., Par. 1815; 2. Aufl., 1827); der „Atlas de géographie numismatique“ (Par. 1838) und „Poids de médailles grecq. d'or et d'argent du cabinet du cabinet royal de France“ (Par. 1839).

Mioffis, s. Meioffis.

Miquelets heißen die kriegerischen und räuberischen Bergbewohner der südlichen Pyrenäen, in Catalonien und in den franz. Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgsammes, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind im Kriege gefährliche Parteigänger und machten sich namentlich den Heeren Napoleon's in Catalonien durch ihre Überfälle fürchtbar. Im Frieden machen sie die Führer der Fremden auf den Gebirgen, lassen sich aber ihre Dienstleistungen theuer bezahlen.

Mirabeau (Honoré Gabriel Mirabeau, Graf), berühmt durch seinen Einfluß auf die franz. Revolution, wurde am 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours geboren. Sein Vater, der Marquis de M., stammte aus einer im 13. Jahrh. aus Florenz nach Frankreich eingewanderten Familie, die später das Marquisat Mirabeau in der Provence erwarb. Derselbe war ein wüster Geist und eitler Charakter, hing zum Nachtheile seiner Güter dem physiokratischen Systeme an und schrieb in diesem Sinne eine Menge Werke, von denen allein der „Ami des hommes“ (5 Bde., Par. 1755) Anerkennung fand. Ungeachtet seiner philanthropischen Bestrebungen übte der Marquis in seiner Familie den greulichsten Despotismus und wirkte unter Andern gegen seine Frau, die er vertrieb, und gegen seine zahlreichen Kinder nach und nach 54 Lettres de cachet aus. Der junge Honoré M., der älteste Sohn des Marquis, besaß von Natur einen athletischen Körper, außerordentliche Geistesfähigkeiten, dabei ein feuriges, zu Ausschweifungen geeignetes Temperament. In frühesten Jugend wurde sein Gesicht durch die Blattern entstellt. Die schnelle Entwicklung seiner Anlagen unter einem Hauslehrer erweckten zwar den Stolz, die Ausbrüche zügelloser Leidenschaften, aber auch den Haß und die Verfolgung des tyrannischen Vaters. Schon 1764

kam M. nach Paris in ein strenges Militairpensionat, wo er besonders große Fortschritte in der Mathematik machte. Im Alter von 17 Jahren trat er als Lieutenant in das Cavalerieregiment Verri. Seine wilden Ausschweifungen hatten indessen zur Folge, daß ihn der Vater 1768 auf die Insel Né gefangen setzen ließ; erst nach sechs Monaten erhielt er die Erlaubniß, nach Corsica zur franz. Legion abzugehen. Hier gewann M. durch sein ausgezeichnetes Verhalten das volle Vertrauen der Vorgesetzten, widmete sich mit Eifer allen möglichen Studien und las besonders die Schriften über Kriegskunst. Auch schrieb er unter dem Beifall der Corsicaner eine zwar lückenhafte, aber beredete Geschichte der Insel, deren Druck jedoch sein Vater aus Eigensinn verhinderte. Da ihm der Vater den Ankauf einer Compagnie verweigerte, so verließ er endlich mit dem Grade eines Hauptmanns den Dienst und ging auf ein Familiengut in Limousin, wo er das physiokratische System ausüben sollte. Dieser Beschäftigung und seiner abhängigen Stellung müde, heirathete er im Juni 1772 die Tochter des reichen Marquis von Marignan. Sein Schwiegervater verstand sich aber nur zu einem geringen Jahrgeld, und M. sah sich bald durch übertriebenen Aufwand zu Grunde gerichtet, durch seinen Vater zum Verschwender erklärt und im Mai 1774 durch einen Haftsbrief in die kleine Stadt Manosque verwiesen. Weil er eines Tages sein Erbl verlassen hatte, um einen Edelmann, der seine Schwester beleidigt, zur Rechenschaft zu ziehen, ließ ihn der erzürnte Vater auf das Schloß If und von da im Mai 1775 auf das Fort Jour bei Pontarlier in der Franche Comté bringen. Hier trat M., von seiner Gemahlin verachtet und verlassen, mit der schönen Sophie de Ruffey, der neunzehnjährigen Gattin des beinahe 80 Jahre alten Marquis von Monnier, in ein Liebesverhältniß, das bald entdeckt wurde und die Rücksendung Sophie's zu ihren Eltern nach Dijon zur Folge hatte. Auch M., den der abtretende Minister Malesherbes benachrichtigte, daß man strenge Maßregeln gegen ihn vorbereite, entrann seiner Haft und floh mit Sophie in die Schweiz und von da nach Holland, wo er sich im Oct. 1776 zu Amsterdam niederließ. Um sich und seiner Geliebten das Leben zu fristen, fing er hier an zu schriftstellern und gab unter Andern den „Essai sur le despotisme“ heraus, der durch kühne Freiheitsgedanken und kräftige Sprache großes Glück machte. Inzwischen sprach das Gericht zu Pontarlier das Todesurtheil über den Entführer aus und das Parlament zu Besançon ließ dasselbe am Bildnisse vollziehen; der Vater aber betrieb durch die franz. Minister die Auslieferung des Sohnes. M. wurde am 14. Mai 1777 zu Amsterdam mit Sophie in der That verhaftet und auf den Donjon zu Vincennes, seine schwangere Geliebte aber in ein Kloster zu Gien gebracht. In einer harten Gefangenschaft, die 42 Monate dauerte, und während welcher er oft des Nöthigsten entbehrte, widmete er sich mit großem Fleiße den Wissenschaften und literarischen Productionen. Er schrieb seinen durch gewaltigen Stil ausgezeichneten „Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'état“ (2 Bde., Hamb. 1782), verfaßte aber auch aus Noth und langer Weile eine Reihe obscöner Romane, die seinem Talent zur Unehre gereichten. Der Generallieutenant der Policei, Lenoir, begünstigte seinen Briefwechsel mit Sophie unter der Bedingung, daß die Papiere in das Policeiarchiv zu Paris zurückgeliefert würden. Dasselbst fand Manuel diese durch schwärmerische Begeisterung und schwunghafte Leidenschaft ausgezeichneten Briefe auf und veröffentlichte dieselben unter dem Titel „Lettres originales de M., écrites du donjon de Vincennes“ (4 Bde., 1792; neue Aufl., Par. 1820). Obschon M. gegen seinen Vater eine meisterhafte Vertheidigung schrieb, die öffentliche Meinung für sich gewann und sich mehrmals persönlich an den Hof wendete, so vermochte er doch nicht seine Befreiung durchzusetzen. Endlich, nachdem sein fünfjähriger, mit der rechtmäßigen Gattin erzeugter Sohn gestorben, und die directe Nachkommenschaft der Familie auf dem Spiele stand, ließ sich der von allen Seiten bestürmte Vater zur Versöhnung bewegen, und M. erhielt am 13. Dec. 1780 die Freiheit. Am Körper gebrochen, ging er sogleich nach Pontarlier und bewirkte durch seine Geistesgewandtheit die Aufhebung des gegen ihn und Sophie ergangenen Urtheils, obschon er sich mit Legterer bereits entzweit hatte. Hierauf versuchte er auch die Annäherung an seine Gattin, die aber am Widerstande des Schwiegervaters scheiterte. Er machte deshalb einen für beide Theile wenig ehrenhaften Proceß anhängig, den er verlor, wiewol er durch seine Beredsamkeit Erstaunen erregte und den Ruf seines Talents vergrößerte. Da das gute Vernehmen mit

dem Vater nur kurze Zeit dauerte, so faßte er den Entschluß, sich fortan durch schriftstellerische Thätigkeit eine unabhängige Existenz zu erringen. Zu dem Zwecke trat er zu Paris mit dem Akademiker Chamfort in eine Art literarischer Genossenschaft, die ihm viel Geld einbrachte. In Gesellschaft einer jungen Holländerin, Namens Nehra, von der er sich nicht mehr trennte, ging er gegen Ende des J. 1784 nach England, wo er die durch Franklin und Chamfort veranlaßten „*Considérations sur l'ordre de Cincinnatus*“ herausgab, die in Nordamerika große Wirkung thaten. Zu London schrieb er auch die gegen die Politik Kaiser Joseph's II. gerichteten „*Doutes sur la liberté de l'Escaut*“, wozu ihn wahrscheinlich holländ. Gold bewogen hatte. Nach Paris zurückgekehrt, begann er, von den großen Bankiers unterstützt, vielleicht auch bestochen, die heftigsten Angriffe gegen die Finanzverwaltung Calonne's. Eine Flugschrift gegen die Wassercompagnie zu Paris verwickelte ihn in einen vernichtenden Kampf mit Beaumarchais, in welchem er zur gemeinsten Polemit herabstieg, während ihn sein Gegner mit Würde bloßstellte. Vergennes suchte nun den gefährdeten Publicisten auf Calonne's Betrieb zum Schweigen zu bringen, indem man ihm eine geheime Sendung an den Hof Friedrich's II. nach Berlin gab. Hier, wo er bei dem bevorstehenden Tode des Königs die Absichten des Thronfolgers beobachten und überhaupt die preuß. Verwaltung studiren sollte, zog er die Aufmerksamkeit durch mehre Denkschriften auf sich und erweckte schon nach sechs Monaten vor seinem kühnen und durchdringenden Wesen eine solche Beforgniß, daß er die preuß. Staaten verlassen mußte. Er hatte besonders durch den Umgang mit dem Major Mauvillon eine Menge wichtiger Materialien zusammengebracht, die er zur Abfassung seines größern Werks „*De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand*“ (4 Bde., Par.; 8 Bde., Lond. 1788; deutsch von Mauvillon und Blankenburg, 4 Bde., Braunsch. und Lpz. 1794—96) benutzte, in welchem er, bei aller Mangelhaftigkeit der Thatsachen, den Regierungsmechanismus Friedrich's II. einer scharfsinnigen, aber ungünstigen Beurtheilung unterwarf. In seinen Erwartungen getäuscht, immer in Geldverlegenheit, erhob er nach seiner Rückkehr zu Anfange des J. 1787 aufs neue seine Stimme gegen Calonne's Verwaltung. Unter seinen Flugschriften brachte hauptsächlich die „*Dénonciation de l'agiotage au roi et à l'assemblée des notables*“ eine schlagende Wirkung hervor. Auch Necker erlitt durch ein ähnliches Pamphlet, „*Suite de la dénonciation*“, einen empfindlichen Angriff. Mehre dieser Schriften, die sich insgesamt durch Sachkenntniß, Scharfsinn und Gewandtheit auszeichneten, ließ der Hof durch den Henker verbrennen, und ein Haftbrief verurtheilte endlich den Verfasser zur Einsperrung ins Schloß zu Saumur, der er sich jedoch diesmal zu entziehen wußte.

M. galt durch seine literarische Wirksamkeit bereits als ein Hauptvertreter der Volksinteressen, als die Zusammenberufung der Generalstaaten vorbereitet wurde. Sein Blick erkannte sogleich die Wichtigkeit dieses Ereignisses und errieth, welche Laufbahn sich hiermit für ihn eröffnen könnte. Um seine Reise nach der Provence zu bestreiten, wo er vom Adel gewählt zu werden hoffte, verkaufte er aus seinen diplomatischen Papieren eine „*Histoire secrète de la cour de Berlin*“, die aber der Hof verbrennen ließ, weil besonders der Prinz Heinrich von Preußen darin bloßgestellt war. Der Adel der Provence wies M. unter dem Vorwande zurück, daß er kein Lehngut besitze. M. schied mit der kühnen Drohung, daß er gleich Marius die Aristokratie zertrümmern werde, und entäußerte sich factisch seines Standes, indem er einen Tuchladen kaufte und bei dem dritten Stande als Wahlcandidat auftrat. Man nahm ihn als das Opfer des Hofdespotismus und den Verfechter der Freiheit mit Enthusiasmus auf und wählte ihn zugleich zu Aix und zu Marseille. Er entschied sich für Marseille und hob sich daselbst durch kluges, energisches Einschreiten bei einem durch Hungersnoth veranlaßten Aufruhr auf den Gipfel der Popularität. Bei Eröffnung der Generalstaaten, in welcher ihn der Adel mit Murren empfing, verhielt er sich beobachtend; er verschwie sich nicht, daß Frankreich für die Freiheitentwürfe einzelner Köpfe noch unreif sei. Der Übermuth der Aristokratie, sein Haß gegen die Despotie, die ihn selbst in Glend und Unglück gestürzt, Patriotismus und stolzes Vertrauen auf seine Kräfte lösten ihm jedoch alsbald die Zunge. Er bestieg die Rednerbühne und beherrschte die Verhandlungen durch die schärfste Dialektik, und die Gemüther durch eine gewaltige, naturkräftige, ebenso zum Verstande wie zum Herzen sprechende Rednergabe. So sehr er aber auch anfangs den Hof

durch die Kühnheit seiner Sprache und Vorschläge einschüchterte und zur Anerkennung der Nationalversammlung zwang, so verfolgte er doch seiner Überzeugung nach nie den Umsturz der Monarchie, sondern nur die Vernichtung des Despotismus und der Privilegien und die Herstellung eines constitutionellen Throns. Um die Insurrection zu unterdrücken, setzte er am 8. Juli 1789 die Errichtung der Nationalgarde durch. Die stürmische Vernichtung der Privilegien in der Nacht vom 4. Aug., wobei er selbst nichts zu verlieren hatte, misbilligte er als eine Übereilung. Als die Verhandlungen über die königliche Sanction und das Veto begannen, setzte er seine Popularität ein, um der Krone soviel als möglich zu erhalten. Bei der Unfähigkeit und persönlichen Feindseligkeit Ludwig's XVI. unterstützte er einen Augenblick die Absichten des Herzogs von Orleans und wurde deshalb auch als einer der Anstifter der Unruhen des 5. und 6. Oct. bezeichnet; doch sprach ihn der Chatelet frei. Je schneller sich die Anarchie und die Leidenschaften entwickelten, um so mehr mußte M. mit seinen politischen Ansichten und als vereinzelter Redner in Conflict gerathen und an Einfluß verlieren; die Revolution, die er mit hervorgerufen, wuchs ihm über den Kopf. In der Kammer unterstützten ihn stets nur einzelne tiefere Geister, wie Chapelier und Siéyès; die Häupter der Rechten, wie der Linken, waren seine heftigen Gegner. Die sogenannten Monarchisten, zu denen Mounier, Lally-Tolendal und Malouet gehörten, stießen ihn seines besleckten Wandels wegen zurück. Auch Necke wies ihn von sich; dessen ungeachtet trat er demselben in den Planen zur Herstellung des Credits bei. Ebenso weigerte sich der König, mit dem berühmten Charakter in persönliche Verbindung zu treten. Trotz dieser Verleugnung setzte M. das Martialgesetz durch, vertheidigte die vollziehende Gewalt und strebte, den Ministern eine beratende Stimme in der Versammlung zu sichern. Unter den drohendsten Ereignissen warf endlich der Hof ernstlich seine Augen auf M., und der König war entschlossen, den gewaltigen Mann zum Minister zu erheben. Kaum wurde das Project bekannt, als sich in der Versammlung die Anhänger mit den Gegnern der Revolution zum Widerstande vereinigten; ein Decret vom 7. Nov. 1789 verhinderte, daß ein Deputirter Minister werden konnte. Dieser blinde Parteieifer entschied vielleicht über den Sturz der Monarchie; M. sah seine Popularität im Volke und seine politische Wirksamkeit für die Zukunft gelähmt. Vergebens vertheidigte er die Prärogativen der Krone hinsichtlich der Ernennung der Beamten, das Gnadenrecht und das ausschließliche Recht, den Krieg zu erklären. Nach den Verhandlungen über letztere Frage wurde er sogar auf der Strafe von dem wüthenden Pöbel verfolgt. „Ich weiß“, eröffnete er am folgenden Tage seine Rede, „daß vom Capitol zum tarpejischen Felsen nur ein Schritt ist“. Einen Theil seiner Popularität erlangte er durch sein entschiedenes Auftreten zurück, womit er die Civilconstitution des Klerus, den Verkauf der Kirchengüter und die Creation der Assignaten unterstützte. Die Königin, die ihn für die letzte Zuflucht der wankenden Monarchie hielt, veranlaßte ihn auf Vermittelung des Fürsten August von Arenberg, unter Mitwirkung des Grafen Mercy-Argenteau, des östr. Botschafters am franz. Hofe, im Mai 1790 zu einer geheimen Zusammenkunft in den Gärten zu St.-Cloud. „Madame“, rief er beim Abschiede der Fürstin zu, die Monarchie ist gerettet; allein, wie groß auch das Vertrauen auf seine Kraft war, er hatte doch zu viel versprochen. Die bedeutenden Geldsummen, die er jetzt vom Hofe erhielt, gaben seinen Feinden Gelegenheit, ihn als Verräther zu brandmarken. In der That legte er hiermit seine politischen Principien nicht ab; vielmehr suchte er den Hof mit der Revolution auszuföhnen. Durch die Geschicklichkeit seiner Manoeuvres erhielt er im Dec. 1790 die Präsidentschaft im Club der Jakobiner, im Febr. 1791 sogar in der Nationalversammlung. Bei den Jakobinern rief er Robespierre mit seiner furchtbaren Stimme zur Ordnung, und in der Versammlung wagte er unter großem Tumulte die Maßregeln gegen die Emigranten als eine Drakonische Gesetzgebung zu bezeichnen. Schon gegen Ende Februar verrieth er indessen eine tiefe geistige und körperliche Abspannung in Folge der heftigen Kämpfe und fortgesetzter Ausschweifungen. Am 27. März, wo er bei Verhandlungen über die Minen fünf Mal das Wort ergriffen, stieg er zusammenstinkend von der Rednerbühne. Seine Krankheit, die in den Eingeweiden wüthete, dauerte nur wenige Tage; er starb ohne Agonie am 2. Apr. 1791. Man vermuthete eine Vergiftung; allein selbst sein Freund und Arzt Cabanis erklärte sich dagegen. Sein Körper wurde

mit großer Pracht, unter Begleitung aller Autoritäten und einer zahllosen Volksmenge, in der zum Begräbniß großer Männer bestimmten Kirche St.-Geneviève beigesetzt, mußte aber später der Leiche Marat's Platz machen. Ganz Frankreich empfand den Verlust dieses bedeutenden Mannes, der ungeachtet seiner Fehlstritte und Laster ein vortreffliches Herz besaß. Viele seiner politischen Entwürfe sind von seinen Secretairen Comps, Pellienc, Clavière und Dumont, weshalb seine Gegner das Gerücht verbreiteten, er glänze durch die Mittel Anderer. In Barthe's Ausgabe der „Orateurs franç.“ bilden die „Discours et opinions de M.“ (Par. 1820) die drei ersten Bände, und Etienne Méjean veröffentlichte eine „Collection complète des travaux de M. l'aîné à l'assemblée nationale“ (5 Bde., Par. 1792). Die erste vollständige, mit einer Biographie begleitete Ausgabe sämtlicher Schriften M.'s veranstaltete Mérithou (9 Bde., Par. 1825—27). Die zuverlässigsten Nachrichten über M.'s Leben und Wirksamkeit theilt sein natürlicher Sohn Lucas Montigny mit in den „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de M.“ (2. Aufl., 8 Bde., Par. 1841). — André Boniface Louis Riquetti, Vicomte de M., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. am 30. Nov. 1754 zu Vignon, wurde schon in der Wiege Malteserritter und machte sich in der Jugend ebenfalls durch Ausschweifungen berühmigt. Nach der Rückkehr aus dem nordamerik. Freiheitskriege erhielt er vom Hofe ein Dragonerregiment. Der Adel von Limoges schickte ihn zu den Generalstaaten, wo er als ungeschickter und heftiger Aristokrat auftrat und oft von seinem Bruder vertheidigt werden mußte. Auf die Nachricht, daß sich sein Regiment zu Perpignan empört habe, eilte er zu Anfange des J. 1790 dahin und nahm den Dragonern sämtliche Halsbinden weg. Bei der Nationalversammlung angeklagt, verließ er Frankreich und errichtete am Rhein die unter dem Namen Hussards de la mort bekannte Emigrantenlegion, mit der er 1792 einen blutigen Parteigängerkrieg unterhielt. Die Anstrengungen, welche ihm die Führung dieses 3000 M. starken Corps verursachte, veranlaßten seinen Tod am 15. Sept. 1792 zu Freiburg im Breisgau.

Miranda (Franz.), General der franz. Republik, stammte aus einer angesehenen Familie in den span. Colonien Südamerikas und war in seinen jüngern Jahren Officier bei den Truppen der Provinz Guatemala. In eine Verschwörung verwickelt, welche die Befreiung seines Vaterlandes von der span. Herrschaft bezweckte, mußte er die Colonien verlassen. Im Alter von 42 Jahren hatte er die Hälfte der Erdkugel gesehen, sich auf seinen Reisen ausgebreitete Kenntnisse erworben und viele fremde Sprachen angeeignet. Immer mit der Entfesselung Südamerikas vom span. Joch beschäftigt, reichte er sowol der Kaiserin von Rußland wie dem brit. Cabinet Befreiungspläne ein, die sehr gut aufgenommen wurden. Bei dem Ausbruche der franz. Revolution trat er mit der Nationalversammlung in Verbindung, welche sich ebenfalls geneigt zeigte, die Insurrection in Südamerika zu unterstützen. Bei dem Einbruche der Preußen in die Champagne wurde er insbesondere durch den Einfluß der Girondistenpartei zum franz. Divisionsgeneral ernannt. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1792 bei und begleitete im folgenden Jahre Dumouriez nach Belgien. Namentlich durch sein militairisches Verhalten ging die Schlacht von Meerwinden, in welcher er den linken Flügel befehligte, verloren. Nach dem Sturze der Girondisten beschuldigte man ihn deshalb der Theilnahme am Verrath Dumouriez's und stellte ihn vor das Revolutionstribunal. Dasselbe behandelte diese Angelegenheit mit Gründlichkeit, so daß M. Gelegenheit erhielt, sich vollkommen zu rechtfertigen. In der That war er ein Mann von tiefen strategischen Kenntnissen; allein ihn mangelte die militairische Erfahrung. Weil er sich unverhohlen über den Gang der Revolution aussprach, wurde er nach einiger Zeit wieder festgenommen und zur Verbannung aus Frankreich verurtheilt. Er wußte sich indes dieser Maßregel zu entziehen und entfloß erst nach der Revolution vom 18. Fructidor, wo man ihn abermals verfolgte, nach England. Von hier aus kehrte er 1803 nach Frankreich zurück, wurde aber vom ersten Consul aufs neue verwiesen. Er ging nach Südamerika, trat hier im J. 1811 an die Spitze von Insurgentenbanden und versuchte die Republik Carracas zu gründen. Von Großbritannien und den Vereinigten Staaten unterstützt, vermochte er sich im Laufe des J. 1812 gegen die Spanier aufrecht zu erhalten. Indessen hatte er das Unglück, in die Hände des Feindes zu fallen. Als Gefangener nach

Cadix gebracht, starb er daselbst im Kerker im J. 1816. Er besaß einen reichen, gebildeten Geist und seltene Festigkeit und Energie des Charakters.

Mirandola, eine Stadt im Herzogthum Modena, mit 5500 E. und 16 Kirchen, der Sitz eines Bischofs, war früher die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, die 1619 zum Herzogthum erhoben wurde und erst 1710 an Modena kam.

Mirandola (Joh. Pico von), s. Pico (Joh.) von Mirandola.

Misanthropie oder **Menschenhaß** und **Menschenfurcht** schließen verschiedene Begriffe in sich ein. Die Menschenfurcht, welche man mit Unrecht Misanthropie nennt, kann lediglich auf einer Abnormität des Gefühls beruhen, welche in dem daran Leidenden den natürlichen Geselligkeitstrieb erstickt, ihm den Umgang mit andern Menschen als etwas Unangenehmes erscheinen läßt, dabei aber die Menschen ganz indifferent betrachtet. Der Menschenhaß, die eigentliche Misanthropie, ist die Folge einer falschen Beurtheilung der Menschen, meist eines falschen Schlusses von einem oder mehreren Individuen auf das ganze Geschlecht und geht als Haß über den Indifferentismus hinaus, indem er dem verhassten Geschlechte Böses anwünscht. Der Menschenhaß entspringt mehr aus dem Verstande als aus dem Gefühl, doch wird meist der erste Anlaß dazu durch das Gefühl gegeben, wenn wirkliche oder vermeinte Kränkungen vorhergegangen sind. Insofern also die Misanthropie ein von der Regelmäßigkeit abweichender Zustand ist, kann sie auch eine Krankheit genannt werden, zumal wenn sie, wie es bei so vielen Geisteskrankheiten der Fall ist, von körperlichen Unregelmäßigkeiten, namentlich Unterleibsbeschwerden begleitet wird, wo auch durch Arzneikräfte zur Heilung mitgewirkt werden kann. Ubrigens ist Misanthropie nicht mit **Melancholie** (s. d.) zu verwechseln; denn obgleich der Melancholische der Natur seiner Krankheit nach den Umgang mit Menschen vermeidet, so kann er doch gegen dieselben freundlich gesinnt sein; oft aber sind beide Krankheiten miteinander verbunden.

Miscellanen (lat. *Miscellanea*) nennt man Aufsätze, Abhandlungen und Schriften vermischten Inhalts, wofür man später auch den Ausdruck **Miscellen** gebrauchte. So besitzen wir namentlich unter dem Titel „*Miscellanea philologica*“ oder „*critica*“ eine große Reihe trefflicher Erörterungen über Gegenstände der Alterthumswissenschaft, über Kritik und Erklärung der alten Classiker von brit., holländ. und deutschen Gelehrten. (S. **Abversarien** und **Collectaneen**.)

Mischna, s. **Talmud**.

Miserere, d. h. erbarme dich, heißt ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, nach dem Anfangsworte in der Vulgata: *Miserere mei domine*. Besonders berühmt ist die Composition des Miserere von **Allegrì** (s. d.), welche seit ihrer Entstehung im 17. Jahrh. alljährlich in der Charwoche von den Sängern der päpstlichen Kapelle in Rom ausgeführt wird. Außer dieser Composition sind vorzüglich noch die von Leon. Leo und Tom. Baj zu nennen.

Miserere oder **Darngicht** (*ilens* oder *passio iliaca*, auch *chordapsus*) ist eine acute Unterleibskrankheit, in welcher eine hartnäckige Stuhlverstopfung Schmerzen im Unterleibe und heftiges Erbrechen selbst der schon aus dem Magen in die Gedärme übergeführten Stoffe erzeugt und gewöhnlich den Tod herbeiführt. Veranlassung dazu können alle Umstände geben, welche den Durchgang der verdauten Speisen durch den Darmkanal verhindern, z. B. Darmverschlingungen, zusammengeballte Würmer, verhärteter Darmkoth, fremde den Darmkanal verstopfende Körper u. s. w. Der lat. Name rührt von dem Gebete „*Miserere mei*“, d. i. erbarme dich meiner, her, weil durch bald eintretende Entzündung und schnell darauf folgenden Brand des afficirten Darmstückes in den meisten Fällen der Tod sehr schnell eintritt.

Misericordias domini, s. **Sonntag**.

Mises, s. **Fechner** (Gust. Theod.).

Misgeburt (*monstrum*) nennt man eine menschliche Frucht, deren Gestalt von der Regelmäßigkeit abweicht. Solche Abweichungen, auch **Misbildungen** oder **Monstrositäten** genannt, kommen sehr häufig vor und sind als fehlerhafte Ausfertigungen der bildenden Thätigkeit im Weibe anzusehen, welche auf dreierlei Art zu Stande kommen können. Wenn der Bildungstrieb dem Fetus (s. d.) mehr anbildet, als diesem gebührt, so ent-

stehen Geschöpfe, bei denen sich eine die Norm übersteigende Größe mancher Gliedmaßen oder auch ganz neue überzählige Gebilde finden, z. B. Hände mit sechs Fingern u. s. w. (*monstrositates per excessum*); bringt hingegen die bildende Thätigkeit die Frucht nicht bis zu dem Grade von Ausbildung, den diese erreichen soll, so fehlen ihr mehr oder weniger wichtige Theile, z. B. das Gehirn, der Kopf oder ein Theil desselben, Eingeweide, Arme, Beine, Finger u. s. w. (*monstrositates per defectum*). Die Früchte der zweiten Classe hat man auch Hemmungsbildungen genannt, indem sich bei ihnen meist nachweisen läßt, daß das vermiste Organ zwar ursprünglich vorhanden gewesen sei, auch eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht habe, auf dieser aber stehen geblieben sei. Die dritte Classe von Mißgeburten endlich ist die, wo die genannte Kraft am unrechten Orte thätig gewesen ist und den Organen eine falsche Lage gegeben hat, z. B. wo man das Herz in der rechten Seite der Brust findet u. s. w. (*monstrositates per situm partium mutatum*). Eine Ordnung von Mißgeburten, welche theils zur ersten, theils zur zweiten Classe gerechnet werden kann, bilden diejenigen Früchte, wo offenbar zwei ursprüngliche Embryonen zu einem Körper verwachsen und von jedem nur gewisse Organe, die gewöhnlich dann in dem andern verkümmern, ausgebildet worden sind, z. B. Körper mit zwei Köpfen, drei oder vier Händen oder Beinen u. s. w. Überhaupt sind die Verschiedenheiten so vielfältig, daß mancher Fall für sich allein eine Ordnung bildet, wie die beiden zusammengewachsenen Siamesen, welche streng genommen zu den Mißgeburten zu zählen sind. Über die Gelegenheitsursachen der Bildungsabweichungen ist man noch wenig unterrichtet; als öftere ausgemachte Ursachen möchten wol Schwächlichkeit der Ältern, Druck oder Stöße auf den Leib einer Schwangeren und ähnliche Beeinträchtigungen anzunehmen sein, während andere, wie das sogenannte *Berserhen* (s. d.), noch sehr problematisch sind, und die frühere Annahme einer Geschlechtsvermischung mit bösen Geistern oder Thieren vor dem Lichte einer aufgeklärten Zeit geschwunden ist. Ist die Naturkunde in Aufspürung der Gesetze, denen die Bildung von Mißgeburten unterworfen ist, bis jetzt nur zu unbedeutenden Resultaten gelangt, so hat sich die Jurisprudenz um so entschiedener dieser Geschöpfe angenommen und über alle die Punkte, welche dabei von Wichtigkeit sind, ziemlich bestimmte Regeln aufgestellt. Wenn bei geringern Verunstaltungen, welche die Lebensfähigkeit nicht beeinträchtigen und die menschliche Gestalt noch deutlich erkennen lassen, über die Ansprüche auf Menschenrechte kein Zweifel erhoben werden kann, so wird bei zweifelhaften Fällen das Endurtheil darüber aufgeschoben, weil man nicht wissen kann, ob die Gestalt nicht später noch der menschlichen ähnlicher werde; auf keinen Fall aber ist es erlaubt, ein lebendes, von einem Menschen geborenes Wesen, welche Gestalt es auch habe, zu tödten.

Mischeirath (*mésalliancee, disparagium*). Schon im alten Rom gab es einen solchen Unterschied der Stände, daß Heirathen zwischen ihnen gesetzwidrig waren. Bei den german. Völkern finden wir das im Anfange nur zwischen Freien und Unfreien, und erst allmählig bildete sich der Rechtsatz: das Kind folgt der ärgern Hand, so daß die Kinder eines unfreien Ehegatten unfrei wurden, wenn auch der andere Theil frei war. Später trug man diese Ansicht auch auf das Verhältniß des hohen Adels zu den übrigen Ständen des Volks über und suchte sie, wenigstens in Deutschland, auch unter den einzelnen Classen des erstern geltend zu machen, was jedoch mehr zu unaufhörlichen Streitigkeiten und Zweifeln, als zu festen Grundsätzen darüber führte. Dem niedern Adel wurde derselbe Standpunkt nur im Verhältniß zu Unfreien zugeschrieben, und seine mit Freien, wenn auch Nichtadeligen, erzeugten Kinder blieben adelig und lehnsfähig, wiewol er es später dahin brachte, daß wenigstens für gewisse Verhältnisse die allseitig adelige Abkunft erfordert wurde, z. B. bei Stiftern, Hofämtern und auf Landtagen. Doch das Alles hat sich neuerdings vielfach wieder geändert. In England kennt man den Begriff der Mischeirath auch beim hohen Adel nicht. In Deutschland dispensirte sehr häufig bei Mischeirathen der Kaiser, der überhaupt den Bemühungen widerstrebte, den Begriff standesmäßiger Ehen enger zu ziehen, als herkömmlich war. Gegenwärtig hat der ganze Begriff auch in Deutschland nur bei den regierenden Häusern, denen übrigens der hohe Adel des ehemaligen Deutschen Reichs zufolge der Bundesacte (Art. 14) ebenbürtig ist, eine rechtliche Bedeutung. Vgl.

Väter, „über Misheirathen deutscher Fürsten und Grafen“ (Gött. 1796) und Hefter, „Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrechte“ (Bonn 1829).

Misogynie, **Weiberhaß** oder **Weiberfurch** schließt dieselben Begriffe wie **Misanthropie** (s. d.) ein, nur mit dem Unterschiede, daß sich diese auf das ganze menschliche, jene nur auf das weibliche Geschlecht bezieht. Die Ursachen des Weiberhaßes liegen im Verstande oder im Gefühl; auch können körperliche Gründe zu seiner Entstehung mitwirken, besonders wenn durch zügellose und unnatürliche Ausschweifungen das Geschlechtssystem zerrüttet oder auf eine andere Art beeinträchtigt ist. Deshalb sind auch Eunuchen, Dianisten, Päderasten und Sodomiten meist Weiberfeinde, während in seltenen Fällen die körperliche Constitution mit Neigung zur Melancholie, oder geistige Einwirkungen von außen, Lehren und Erziehung den Weiberhaß allein hervorbringen. Er unterliegt sonach einer halb psychischen, halb physischen Behandlung, welche aber selten ein befriedigendes Resultat gewähren dürfte. Den Weiberhaßer nennt man gewöhnlich **Misogyn**.

Misologie, d. i. Vernunfthaß, nennt man die Abneigung, die Entscheidung über gewisse Fragen, namentlich über religiöse, von dem Gebrauche der Vernunft, also von wissenschaftlichen Gründen abhängig zu machen.

Mispel (*Mespilus germanica*), ein in Süddeutschland wildwachsender, aber in Gärten vielcultivirter Strauch, dessen Früchte bei der Reife sehr herbe, erst durch Liegen und Teigigwerden einen weinartigen Geschmack erhalten. Nach Länge des Stiels unterscheidet man **Birn-** und **Apfelmispeln**. Das zähe Holz des Stammes ist zu Drechslerarbeiten sehr brauchbar.

Missalen oder **Messbücher** heißen in der röm.-katholischen Kirche diejenigen liturgischen oder gottesdienstlichen Bücher, welche die von der Kirche geordneten Messen für alle Sonn- und Festtage, für besondere Gelegenheiten, z. B. für die Todtenfeier, die evangelischen und epistolischen Perikopen, Gebete und den Messkanon enthalten. Der Name entstand im 7. oder 8. Jahrh. Ein in der ganzen röm.-katholischen Kirche gültiges Messbuch gibt es zufolge der Beschlüsse der tridentin. Kirchenversammlung erst seit dem J. 1570, und es mußte dieses röm. Missal, das auf Befehl des Papstes Pius V. durch röm. Theologen abgefaßt wurde, vom Tage seiner Publication (am 14. Juli) an gerechnet, von den Priestern in Rom nach einem Monate, von denen diesseit der Alpen binnen drei und jenseit derselben binnen sechs Monaten eingeführt werden. Nur diejenigen Kirchen, welche ihr bisheriges Messbuch ununterbrochen seit ihrer Stiftung oder wenigstens 200 Jahre lang gebraucht hatten, durften es mit der Einführung des röm. Missals nach Belieben halten, und so haben denn z. B. in Deutschland Mainz, Köln, Münster und andere Diöcesen ihre eigenen Messbücher. Solche Particularmessbücher, deren erstes sich schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen gebildet haben soll, gab es vor der Publication des röm. Missals sehr viele, und es weichen dieselben von dem römischen bedeutender ab, als die jetzt nachgelassenen. Zweimal wurde das röm. Missal, weil in die an unzähligen Orten veranstalteten Ausgaben sich Irrthümer eingeschlichen hatten, revidirt, nämlich auf Befehl Clemens VIII im J. 1604 und Urban's VIII. im J. 1634, und so besteht das heutige röm. Messbuch. — Die alten Missalen vor Erfindung der Buchdruckerkunst wurden oft auf das prächtigste geschrieben, mit den schönsten Initialen und Miniaturen geschmückt und mit den kostbarsten Einbänden versehen; Reiche ließen sie abschreiben und machten damit Geschenke an Kirchen. Ungefähr zwei Jahrhunderte vor Erfindung der Buchdruckerkunst entstand eine Art größerer goth. Buchstaben (s. **Mönchschrift**), mit welchen man die Missalen schrieb; sie wurden, als die Buchdruckerkunst erfunden war, nachgeschnitten und zum Drucke von Messbüchern gebraucht, woher eine gewisse Art größerer Typen den Namen **Missalbuchstaben** führt.

Misse, s. **Messe**.

Missionen werden vorzugsweise die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristliche Völker unternommenen Sendungen christlicher Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen Christen, entweder aus eigenem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgesehen von wenigen einzelnen Fällen, ist das Christenthum stets nicht durch die

Waffen, sondern durch die sanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Solche Glaubensboten, die man später Missionare nannte, waren Palladius in Irland, Columbanus in Schottland, ein anderer Columbanus (s. d.) in Britannien und Frankreich, Augustinus (s. d.) in England, Gallus und Emmeran in Alemannien, Kilian (s. d.) in Baiern, Willibrod in Franken, Swidvert in Friesland, Siegfried in Schweden, Bonifaz (s. d.) in Thüringen und Sachsen, Adalbert (s. d.) in Preußen, Cyrill (s. d.) und sein Bruder Method unter den Slawen. Sehr viel geschah seit dem 16. Jahrh. für das Missionswerk von Seiten der katholischen Kirche, welche nun auch solche Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten christlichen Parteien zu ihrer Gemeinschaft zurückzuführen, Missionen nannte. Besonders thätig zeigten sich in dieser Beziehung die Benedictiner und Cisterzienser, dann die Prämonstratenser, die Bettelorden und die Jesuiten. Zu gleichem Zwecke wurden in Rom durch Gregor XV. 1622 die Congregatio de propaganda fide und durch Urban VIII. 1627 das Collegium de propaganda fide gegründet. (S. Propaganda.) Gleichzeitig und später bildeten Weltgeistliche, namentlich in Frankreich und Italien, eine Menge Missionsvereine; dahin gehören die Priester vom Dratorium (s. d.) in Frankreich und in Italien, die Lazaristen (s. d.), die Missionspriester vom heil. Sacrament, die Seminaristen von St. Sulpice in Paris, die Missionspriester von Jesus und Maria und die Seminaristen von St. Nicolas in Frankreich; die Oblaten des heil. Ambrosius in Italien, die Redemptoristen (s. d.), die Missionspriester des heil. Geistes, die Priester des Seminars der auswärtigen Missionen und die Missionspriester von Frankreich, die, obschon zum größten Theile in Frankreich seit der Julirevolution aufgehoben, jetzt doch insgesamt wieder in voller Thätigkeit sind. Die bedeutendsten Missionen der katholischen Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan; indeß haben dieselben gerade in der neuesten Zeit theils durch die Thätigkeit protestantischer Missionarien, theils durch die Verfolgungen, welche von Seiten der heidnischen Obrigkeiten über die neubekehrten Christen verhängt wurden, viel Boden verloren, wie denn auch nicht zu verkennen ist, daß der apostolische Stuhl, zu sehr mit europ. Angelegenheiten beschäftigt, in seiner Missionsthätigkeit für die überseeischen Länder etwas nachgelassen hat. Dagegen ist der Eifer für solche Thätigkeit unter den Protestanten seit dem Anfange des 18. Jahrh. mächtig erwacht. Schon im 17. Jahrh., im J. 1647, bestätigte in England eine Parlamentsacte die Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums in fremden Ländern. Ihr folgte 1698 die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß. Dann entstand 1704 unter Franck's Mitwirkung die von Friedrich IV., König von Dänemark, reich ausgestattete dän. hallische Missionsgesellschaft, die bald nach ihrem Entstehen einen der bedeutendsten Missionarien, Siegenbald (s. d.), nach Ostindien aussendete und seitdem immer, sowohl in der Präsidentschaft Madras als auf dem Sundainseln, thätig gewirkt hat. Die Brüdergemeinde (s. d.), welche ihr Entstehen überhaupt einem der ausgezeichnetsten Schüler von Francke, dem Grafen Sinzendorf, verdankte, erwies sich auch in ihrer unmittelbaren Betheiligung an dem Missionswerke als einen Sprößling der Francke'schen Schule; nur ging sie dabei von ganz andern Grundsätzen aus. Denn während sie ihre Missionarien nicht allein, sondern in Gesellschaft von Brüdern aussendete, die an dem Orte ihrer Bestimmung sofort eine Niederlassung gründeten, um den Eingeborenen die Vortheile einer geordneten christlichen Gemeinschaft recht anschaulich zu machen, während sie ihre Missionarien instruirte, die Heiden nicht gleich in Masse anzutreten, sondern eine stille Wirksamkeit zu entwickeln und dabei nur auf die einfachsten biblischen Anschauungen und Lehren zu halten, verfuhr die hallische Missionarien, die der heidnischen Bevölkerung eines ganzen Landes allein gegenüberstehen mußten, ganz anders. Sie wollten nicht die einfache Lehre der Bibel, sondern ihre Dogmatik geltend machen. Und diesem Beispiele folgen mehr oder weniger Alle, die neuerdings von Berlin, Basel, Barmen und Dresden, sowie von dem norddeutschen Missionsvereine, der seinen Hauptsitz in Hamburg hat, ausgesendet werden. Andere Vereine in Deutschland haben keine selbständigen überseeischen Verbindungen, sondern schließen sich an einen der genannten Hauptvereine an. Doch kann sich auch keiner von diesen, was die Erfolge der Wirksamkeit und die Mittel, welche ihm jährlich zu Ge-

bote stehen, auch nur im entferntesten mit der Brüdergemeinde, geschweige mit den in England bestehenden Missionsanstalten vergleichen.

Zu den aus früher Zeit in England vorhandenen Missionsanstalten hat sich 1794 die große Missionsgesellschaft gefellt, welche christliche Prediger nach Südafrika und Australien sendet; auch wurden zu Malakka 1808 eine anglo-chines. Mission und 1818 ein anglo-chines. Collegium gegründet. Da die Engländer in dem Christenthume das wirksamste Mittel der Civilisation, vorzüglich in den Colonien, sehen, so kommt die brit. Staatskunst in der Erreichung dieses Zwecks dem Eifer der Missionsgesellschaften bereitwillig entgegen. Außer der erwähnten großen Missionsgesellschaft für alle Welttheile gibt es in England die Kirchenmissionsgesellschaft für Afrika und Ostindien; die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, welche sich früher bloß auf Nordamerika beschränkte; die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in den schot. Hochländern (seit 1709); die inländische Missionargesellschaft (seit 1819); die londoner herrnhuter Verbrüderung; die Wesleys's Missionargesellschaft; die Baptisten-Missionargesellschaft (seit 1792); die Missions- und Betbüchergesellschaft der neuen Jerusalemkirche (seit 1721); die Missionsgesellschaft für das feste Land (seit 1818); die londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden und die Damengesellschaft in der bischöflichen Judenkapelle, und den Missionar-Predigerverein, der 1823 aus Edinburg nach London verpflanzt wurde. Die Summen, welche jährlich für die Zwecke dieser Anstalten verwendet werden, sind ungeheuer. Sie betragen nach einem ungefähren Überschlage gegen 2 Mill. Pf. St. Was die Großartigkeit der Mittel anlangt, so kann gegenwärtig nur Nordamerika mit England in die Schranken treten. Zu den bedeutendsten Missionsgesellschaften in den Vereinigten Staaten gehören die Amerik. Anstalt für Missionen im Auslande, gestiftet 1810; die Missionsanstalt der Baptisten für das Ausland, gestiftet 1814; die Missionsanstalt der Generalversammlung (der Presbyterianer), gestiftet 1818; die Methodistische Missionsanstalt, gestiftet 1819, und die Amerik.-inländ. Missionsgesellschaft, gestiftet 1830. Ihr Einkommen beträgt jährlich bereits über eine Mill. Dollars, und es ist ebendeshalb natürlich, daß auch die Erfolge ihrer Wirksamkeit bedeutender sind als die, deren sich die deutschen Missionsvereine rühmen können.

Mississippi, der größte und wichtigste Strom der Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Westgrenze er zum Theil bildet, entspringt unter 47° 38' nördl. Br. aus dem kleinen Itascasee und andern Seen. Er nimmt den Missouri (s. d.), St.-Francis, White, Arkansas, den Rothen Fluß und den Ohio (s. d.) auf und ergießt sich unterhalb Neworleans, große Seen bildend, durch drei Mündungen in den Mexican. Meerbusen. Sein Lauf beträgt ohne den Missouri gegen 400 M.; von der Missuriquelle an hat er zwar eine Entwicklung von 730 QM., aber doch nur ein Stromgebiet von 54000 QM., sodas er in dieser Beziehung beiweitem von dem Marañon, La Plata und Lorenzstrom übertroffen wird. Er ist von der Vereinigung mit dem Missouri an schiffbar; doch wird die Schifffahrt durch einige Wasserfälle unterbrochen, unter denen der bei St.-Antoni der größte und merkwürdigste ist. Seine Ufer sind fast durchgehend fruchtbar und durch den Handel und die Dampfschifffahrt belebt. Nach ihm ist der Staat Mississippi (s. d.) benannt und an ihm liegt auch Louisiana (s. d.), auf das die im Anfange des 18. Jahrh. von Lav (s. d.) auf Actien gegründete Mississippi-Gesellschaft ihre Speculationen richtete.

Mississippi, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, an der Südküste, wird von Alabama, Tennessee, Arkansas, Louisiana und dem Meerbusen von Mexico begrenzt und hat einen Flächeninhalt von 2000 QM. Der Boden ist fruchtbar, das Klima im Allgemeinen mild und gesund und nur an der westlichen Grenze gegen Tennessee wegen der Überschwemmungen des Mississippi (s. d.) ungesund. Die Zahl der Bewohner ist fortwährend im Steigen; sie belief sich 1820 auf 144000, 1830 auf 200000 und 1840 bereits auf 376000. M. gehört zu den noch vorhandenen Sklavenstaaten und die Zahl der Sklaven beträgt etwa 196000. Die Indianer, die früher ein eigenes Gebiet innehaten, wurden seit 1832 gegen gewährte Entschädigung zur Übersiedelung auf das jenseitige Ufer des Mississippi vermoht. Plantagenbau ist die Hauptbeschäftigung, nur in den nördlichen Gegenden beschäftigt man sich mit Viehzucht. Der Handel findet seine größte

Unterstützung in dem Mississippi, auf dem sich die gewonnene Baumwolle mit leichter Mühe noch allen Himmelsgegenden hin versenden läßt. Der Staat wurde 1817 in die Union aufgenommen und sendet zwei Repräsentanten in den Nationalcongress; die Gesetzgebende Versammlung tritt aller zwei Jahre zum Neujahr zusammen. Die Hauptstadt ist Jackson; der wichtigste Ort aber Natchez mit 3000 E.

Missolonghi, eine im griech. Freiheitskampfe berühmt gewordene, jetzt zu der griech. Nomarchie Akarnanien und Atolien gehörige Stadt, der Hauptwaffenplatz und das strategisch wichtige Bollwerk der Hellenen in Westhellas und von diesen auch Klein-Venedig genant, liegt höchst ungesund auf einer Landzunge in der seichten Bai am Golf von Patras, und nicht weit davon, in einer andern Bucht des Golfs, auf einer Insel das ebenfalls besetzte Anadoliko, sodaß man beiden Plätzen nur mit Fischerkähnen sich nähern kann. M. ist durchaus neuern Ursprungs. Von Fischern gegründet, wurde es bald durch seine strategisch und commerciell wichtige Lage von Bedeutung und hob sich schnell durch den Handel. Dggleich 1715 von den Türken verwüstet und 1770 beim Aufstande gegen die Türken theilhaftig, zählte es 1804 doch schon wieder 4000 E. Es regierte sich damals nach eigenen Gesetzen und entrichtete an die Türken nur den gewöhnlichen Kopfzins. Beim Ausbruche des griech. Freiheitskampfes erhob es sich nebst Anatoliko schon am 7. Juni 1821 für die Sache der Freiheit. Am 5. Nov. warf sich der Fürst Maurokordatos mit seiner geringen Mannschaft in das fast entvölkerte M., das er, nebst Anatoliko, gegen die Türken vertheidigte, bis am 23. Nov. griech. Schiffe den Platz von der Seeseite entsehten und ihn mit Truppen verstärkten, worauf er die Türken zwang, am 6. Jan. 1823 die Belagerung aufzuheben. Seitdem besser besetzt, gehören nun beide Orte zu den festesten Plätzen des freien Griechenlands. Eine zweite Belagerung von 59 Tagen hatte M. in den letzten Monaten des J. 1823 zu bestehen, als Mustafa Pascha und Omer Brione zu Lande und algier. Schiffe zur See es einschlossen; doch Konstantin Bozzaris behauptete sich, bis Maurokordatos, der mit hydriotischen Schiffen herbeieilte, und die Pest, die im Lager der Feinde wüthete, letztere abziehen nöthigten. Hierauf legte sich 1825 der Seraskier Reschid Pascha mit 35000 M. vor M., das jetzt der tapfere Noto Bozzaris vertheidigte. Alle Angriffe waren vergeblich und auch der am 2. Aug. 1825 und an den folgenden Tagen von der Flotte des Kapudan Pascha unterstützte Sturm des Seraskiers auf die durch ein 40tägiges Bombardement sehr beschädigten Wälle des Platzes wurde abgeschlagen. Selbst als nunmehr Ibrahim Pascha mit dem ägypt.-europ. Heere an der Belagerung sich theilhaftig, vermochte man nichts gegen M. auszurichten. Doch der äußerste Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf nöthigte am Ende die Besatzung, am 22. Apr. 1826 Abends nach 8 Uhr einen Versuch zu machen, sich durch die Belagerer durchzuschlagen; allein nur einem Theile gelang dies, die in die Stadt Zurückgedrängten zündeten daher die Minen an und sprengten sich nebst den eingebrungenen Agyptern und Türken in die Luft. Vgl. Fabre, „Histoire du siége de M.“ (Par. 1826). Erst am 18. Mai 1829 wurden M. und Anatoliko von den Griechen mit Capitulation wieder eingenommen. Seit der Errichtung des Königreichs Griechenland hat sich M. schnell wieder gehoben, sodaß es gegenwärtig 5000 E. zählt, ob schon es nicht von den Unruhen, die das Land zerrütteten, verschont geblieben ist, wie es denn 1836 eine Belagerung von den Empörern in Atolien und Akarnanien aushalten mußte. In M. sind die Gräber des Mainotten Kyriako Patrakis, des Sulioten Markos Bozzaris und des Grafen Normann, sowie das Mausoleum, welches das Herz des Lord Byron einschließt.

Missuri, einer der mächtigsten Ströme der Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt unter dem 44° nördl. Br. aus den drei Quellenflüssen Jefferson, Madison und Galatin. Er ist tief und reißend, dem Mississippi (s. d.), mit dem er sich nach einem Laufe von 600 M. vereinigt, an Wassermasse bei weitem überlegen. Vor seiner Vereinigung nimmt er den Yellowstone, den kleinen Missuri, den Platte, Osage und Jamesfluß, sowie mehre andere Flüsse auf, von denen mehre gleich ihm schon schiffbar sind. Sein Stromgebiet umfaßt fast das ganze Gebiet des Staats Missuri (s. d.).

Missuri, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von 2850 QM., ist von dem Osage- und Siour-Gebiet, von Illinois, Kentucky und Arkansas begrenzt und gehört zu den acht Binnenstaaten. Das Land ist im Süden gebirgig, im Norden flach und hügelig;

die Niederungen an den Flüssen sehr fruchtbar, die Höhen im Norden schöne von Wäldern unterbrochene Prairien, auf welchen Büffelheerden bis zu 10000 Stück weiden. Der Sommer ist sehr heiß, der Winter nur selten so streng, daß die Flüsse zufrieren, und das Klima in den Niederungen ungesund. M. hat unermessliche Kohlenlager und vieles Steinsalz. Die Zahl der Bewohner ist fortwährend im Steigen begriffen und betrug sich 1840 auf 384000, während sie 1830 nur etwa 143000 betrug. Der Staat gehört zu den vier Sklavenstaaten und zählt ungefähr 20000 Sklaven. Fast nur die Ufer am Missouri und Mississippi sind zur Zeit angebaut. In die Union wurde der Staat erst 1821 aufgenommen und zum Nationalcongrès sendet er zwei Repräsentanten. Die Hauptstadt ist der unbedeutende Ort Jefferson, am rechten Ufer des Missouri, die volkreichste und älteste Stadt St.-Louis, am Mississippi, mit angeblich 18000 E., die bedeutenden Handel, namentlich mit Pelzwerk treiben. Von Deutschen wurden die freundlichen Städte Franklin und Columbia am Missouri gegründet. M. war früher ein Theil von Louisiana und erhielt um 1763 seine ersten Bewohner. Durch Canadier, welche die span. Regierung herbeirief, wurde St.-Louis angelegt. Seit 1812 siedelten sich sehr viele Amerikaner und noch mehr Deutsche daselbst an, sodas der Staat hinsichtlich der Zahl seiner Bevölkerung schon 1819 hätte in die Union aufgenommen werden können, was sich indes, weil es sich um die Aufnahme eines Sklavenstaats handelte, bis 1821 hinzog.

Mißbeete nennt man die künstlich angelegten, mit Pferdemist oder Lohe angefüllten, mit Fenstern bedeckten Beete, in welchen theils frühzeitiges Gemüse, theils ausländische, ein rauhes Klima nicht vertragende Pflanzen gezogen werden. Je nach der Menge Mist, die man anwendet, unterscheidet man warme, temperirte und kalte Mißbeete. Die geeignetste Lage für Mißbeete ist die, wo sie den ganzen Tag Sonne haben und gegen Luftzug und auf der Mitternachtseite geschützt sind. Bei kalter Bitterung werden die Fenster der Mißbeete noch mit Strohecken belegt; bei gelinder Bitterung wird ihnen Luft gegeben, und bei Wärme und sanftem Regen werden die Fenster ganz abgenommen.

Mistel (*Viscum album*) ist ein Strauch von ein bis zwei Fuß Höhe, welcher parasitisch auf verschiedenen Bäumen, namentlich auch auf Eichen, wächst und mit seiner Wurzel tief in das Holz derselben dringt. Sein Stamm hat gabelartig-zweithellige Äste mit zwei einander gegenüberstehenden, ungestielten, immergrünen Blättern an der Spitze. Die Blüten stehen an der Spitze in den Theilungen der Äste und hinterlassen weiße, mit klebrigem Saft erfüllte Beeren. Besonders diese Beeren, aber auch die übrigen Theile des Strauchs werden zur Bereitung des Vogelleims benutzt. Nach der Lehre der Druiden (s. d.) war die Mistel der Eiche das Heiligste in der Natur. Sie wurden von den Priestern in einen Trank umgewandelt, der bei den Kelten für ein Universalmittel galt.

Mitau, im Russischen Mitawa, im Lettischen Jelgawa, die Hauptstadt des ehemaligen selbständigen Herzogthums Kurland und Semgallen, welches gegenwärtig das russ. Gouvernement Kurland oder Mitau, eine der Ostseeprovinzen, bildet, liegt an der großen preuß.-russ. Heerstraße, in einer flachen, sandigen Gegend an der Drixe, die unfern der Stadt in die kurische Na fällt. Die Stadt ist gut gebaut und macht einen angenehmen Eindruck, besonders von der wilnaer Seite her. Sie liegt unter dem 56½° nördl. Br., hat aber doch im Ganzen ein mildes Klima. Ihre erste Begründung verdankt sie Konrad von Medem gegen Ende des 13. Jahrh. Sie war ursprünglich befestigt und mit hohen Wällen versehen, die aber jetzt meist abgetragen sind. Historisch merkwürdig ist sie als Aufenthaltsort Ludwig's XVIII., der zur Zeit seiner Verbannung in dem nahe der Stadt stehenden großen Residenzschloß, dem jetzigen Gouvernementsgebäude, wohnte. Sehr lebhaft ist sie besonders zur Zeit des vier Wochen währenden Jahrmarkts, der sogenannten Johanniscontracte, wo sich der ganze kurländ. Landadel daselbst versammelt. Sie hat ein gutes Gymnasium, gestiftet 1775, mit einem physikalischen und naturhistorischen Cabinet, eine Sternwarte, eine Bibliothek, sechs Kirchen, 31 Schulen, mehre Fabriken und 13900 E., worunter etwa 7000 Deutsche und 3000 Juden sich befinden. Auch besteht daselbst die kurländische Gesellschaft für Literatur und Künste. In der Nähe von M. liegen die drei Lustschlöffer und Vergnügungsorte Schwerthof, Friedrichslust und Ruhethal, welches letztere der fürstlich Subow'schen Familie gehört.

Mitbelehnung, s. Belehnung.

Miteffer oder Zehrwürmer (comedones) nennt man die in Gestalt kleiner Würmer durch Druck aus den Poren der Haut hervorzudringenden festgewordenen Aussonderungsstoffe der in der Haut befindlichen kleinen Talgdrüsen, welche im gesundheitsgemäßen Zustande in tropfbarflüssiger oder gasiger Form ausgeschieden werden, zuweilen aber ins Stocken gerathen, eine abnorme Consistenz und dann die erwähnte Gestalt annehmen. Ehemals hielt man die Miteffer für wirkliche, unter der Haut lebende Würmer, die Lücken, Schlaflosigkeit und endlich eine Art Abzehrung veranlassen sollten, genauere Untersuchungen aber haben diese Annahme nicht bestätigt. Sie zeigen sich hauptsächlich im Gesicht und entstehen in der Regel unter Begünstigung einer mangelhaften Hautpflege durch Störungen der gesundheitsgemäßen Hautausdünstung. Am sichersten hindert man ihre Entwicklung durch sorgfältiges Reinhalten der Haut und durch öfteres Waschen und Baden.

Mitford (Miss Maria Russell), engl. Dichterin, geb. 1789 zu Alresford in Hampshire, die Tochter eines Arztes, trat frühzeitig als Schriftstellerin auf, zuerst mit einem Bande vermischter Gedichte, dann mit einer dichterischen Erzählung in Walter Scott's Weise, „Christine or the maid of the south“, die beide wenig Aufsehen erregten. Im J. 1823 erschien ihr Trauerspiel „Julian“, dem sie noch zwei andere, „Rienzi“ und „The vespers of Palermo“ folgen ließ, von denen „Rienzi“ mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Dauernderer Ruhm aber, als durch ihre Trauerspiele, wird ihr durch ihre prosaischen Erzählungen zu Theil werden, in welchen sie engl. Natur und engl. Sitten mit ebensoviel Anmuth und Zartheit als Treue schilderte. Ihr wichtigstes Werk in dieser Gattung ist „Our village, sketches of rural character and scenery“ (5 Bde., Lond. 1824—32), in welchem sie ihren Wohnort, Threemilecross bei Reading in Berkshire verherrlicht. Als eine Art Fortsetzung schließt sich diesem Werke an „Belford Regis“. Außerdem hat sie „Stories of american life by american writers“ (3 Bde.) und viele Erzählungen in Zeitschriften, namentlich im „New monthly magazine“ erscheinen lassen.

Mitgabe oder Mitgift, s. Aussteuer.

Mithras ist der Name einer pers. Gottheit, die in den alten Zauberbüchern eine große Rolle spielt. Man scheint darunter den Planeten Venus verstanden zu haben, wie auch Herodot angibt. An andern Stellen muß aber M. als Sonnengottheit verstanden werden, und im Allgemeinen als eine höhere Lichtgottheit. Namentlich gewann unter Kaiser Aurelian der schon längst im röm. Reiche verbreitete Mithrascultus an Ausdehnung, und in vielen Provinzen, auch in Deutschland, z. B. in Hebernheim im Nassauischen, nahe bei Frankfurt am Main, finden sich daher Mithrasdenkmäler, d. h. bildliche Darstellungen, welche sich auf den Mithrascultus beziehen. Gewöhnlich erblickt man darauf den M. als einen Mann, welcher mit einem Dolche einen Stein erschüt, und zu seiner Seite Abendstern und Morgenstern. Die neuesten Untersuchungen über den Mithrascultus wurden von Kreuzer, Zoega, Silvestre de Sacy und Hammer angestellt. Eine übersichtliche Zusammenstellung der Mithrasdenkmäler gaben Lajard und später Müller in seinem „Mithras“ (Wiesbad. 1833).

Mithribates ist der Name mehrerer Könige von Pontus (s. d.), unter denen M. VI. oder der Große der berühmteste ist. Im J. 136 geboren, zu Sinope, der Hauptstadt des Reichs, erzogen, folgte er 124 seinem Vater M. V., dessen Ermordung er an seiner Mutter, die er tödten ließ, rächte, worauf er sich selbst den Beinamen Eupator, d. h. der von einem edeln Vater Entprossene, beilegte. Frühzeitig faßte er den Plan, sein Reich zu vergrößern; zuerst unterwarf er die Völkerstämme, die vom südlichen Ende des Kaukasus an bis gegen Thrazien hin auf der Ost- und Nordseite des Schwarzen Meeres wohnten, und auch die an dessen Küsten gelegenen griech. Colonien fügten sich der Herrschaft des mächtigen Königs, der sie begünstigte. So bildete er sich neben seinem angestammten Reiche ein zweites, das nach dem Namen des kimmerischen Bosporus (s. d.), an welchem die beiden Hauptstädte Panticapäum und Phanagoria lagen, das Bosporanische Reich genannt wird. Hierauf wendete er sich gegen Süden und Westen, eroberte einen Theil von Paphlagonien und Kappadocien, dessen minderjährigen König, seiner Schwester Sohn, er ermordete, doch gab er das letztere auf Verlangen der Römer wieder frei. Als er indeß diese durch den

Bundesgenoffentrieg befchäftigt wußte, verband er ſich mit ſeinem Eidam Tigranes II. (ſ. d.) von Großarmenien und eroberte von 89 — 88 v. Chr. Kappadocien, Bithynien und Phrygien und auch das röm. Kleinaſien, wo die Einwohner in ihm einen Befreier von dem fürchtbaren Druck röm. Habgier ſahen. Nur Magnesia am Sipylus blieb den Römern treu; in den übrigen Städten wurden auf des M. Anordnung an einem Tage alle Römer, nach einer Angabe 80000, nach einer andern 150000 an der Zahl, im J. 88 ermordet. Auch der Inſeln des Aegeiſchen Meeres bemächtigte er ſich, bis auf Rhodus, das ſeiner Belagerung widerſtand, durch ſeinen Feldherrn Archelaus, den er, während er ſelbſt in Pergamum verweilte, nach Griechenland ſendete, um den Römern zuvorzukommen. (Erſter mithridatiſcher Krieg.) Archelaus wurde von den Athenern nach dem Rath des Sophiſten Ariſtion in die Stadt aufgenommen, und als die Freiheit Griechenlands erklärt war, ſchloffen ſich die Böotier, Achäer und Spartaner an M. an. Da erſchien Sulla (ſ. d.) im J. 87 mit Flotte und Heer vor Athen und nahm im J. 86 die Stadt ſammt dem Piräus, trotz der vortrefflichen Vertheidigung des Archelaus, beim ſechſten Sturme. Archelaus zog ſich nach Böotien zurück. Durch ſeine Mitfeldherren wurde er bei Chäronea zu einer Schlacht gedrängt, in der er mit ungeheurem Menſchenverlust unterlag; ebenſo im J. 85, nachdem Dorylaus, von M. geſendet, mit einem neuen Heere zu ihm geſtoßen war, in einer zweiten bei Drchomenos. Nun entſchied ſich M., der von dem Marianer Flavius (ſ. d.) Fimbria aus Pergamum vertrieben worden war, und in Pitane in Myſien gefangen worden wäre, wenn nicht Lucullus (ſ. d.) ihm die Flucht zur See freigeſſen hätte, für den Frieden, der, nachdem Sulla ſelbſt nach Aſien übergeſetzt war, zu Dardanus im J. 84 zu Stande kam. Alle in Aſien gemachten Eroberungen mußte er aufgeben und an Sulla 2000 Talente zahlen und 70 Kriegſchiffe ihm überlaſſen. Der Legat Licinius Murena, den Sulla mit den Legionen des Flavius zurückließ, begann im J. 83, wegen eines von M. nicht herausgegebenen Theils von Kappadocien, den Krieg von neuem, wurde aber, als er bis Sinope vorgeedrungen, zurückgeſchlagen, worauf ein anderer Legat, den Sulla ſchickte, im J. 81 den Frieden wiederherſtellte. (Zweiter mithridatiſcher Krieg.) Nach Sulla's Tode rüſtete ſich M. wieder zum Kriege, im Bunde mit Tigranes, deſſen Macht durch die Eroberung der nördlichen Theile des ſyr. Reichs gewachſen war. Dieſer brach im J. 76 in Kappadocien ein, M. im J. 75 in Bithynien (ſ. d.), das die Römer nach dem Tode Nicomedes' III. in Anſpruch nahmen. Er hatte ſich mit Sertorius (ſ. d.) in Verbindung geſetzt und von ihm gegen Unterſtützung an Geld und Schiffen röm. Offiziere, von der Partei des Marius, erhalten, die ſein Heer nach röm. Weiſe einübten. Zur Führung dieſes dritten mithridatiſchen Kriegs wurden von Rom im J. 74 die Conſuln M. Aurelius Cotta und L. Licinius Lucullus (ſ. d.) abgeſendet; der Letztere rettete nicht nur ſeinen Amtsgenoffen aus der Bedrängniß, in die ihn M. gleich zu Anfang des Kriegs gebracht hatte, ſondern trieb den König im J. 73 und 72 nach Pontus zurück und nothigte ihn im J. 71 zur Flucht zu Tigranes. Auch ſchlug er, nachdem er im J. 70 Pontus erobert hatte, den Tigranes im J. 69 bei Tigranocerta und beide vereinigte Könige im J. 68 am Fluß Arſanias; doch konnte er, da ſeine Legionen ihm den Gehorſam verweigerten, den M. an der Wiedereroberung von Pontus im J. 67 nicht verhindern. Marius Acilius Glabrio, der zum Nachfolger des Lucullus von Rom geſchickt worden war, blieb unthätig; Cn. Pompejus (ſ. d.) aber, durch das Geſetz des Manlius (ſ. d.) mit unbegrenzter Vollmacht ausgerüſtet, vollendete im J. 66 das Werk des Lucullus. M. wurde von ihm am Euphrat beſiegt und flüchtete, während Pompejus am Orte des Siegs die Stadt Nikopolis gründete und den Tigranes unterwarf, in ſein Bosporaniſches Reich; den Zug dahin gab Pompejus, nachdem er bis zum Phasſis gedrungen war, auf. Gegen M., der, ungebeugt, ein neues Unternehmen gegen Rom vorrüſtete, indem er mit ſcyth. und andern nord. Völkern vereint zu den Galliern zu ziehen und mit ihnen verbunden über die Alpen in Italien einzufallen beabſichtigte, kämpfte nun der Verrath der Seinigen. Zwei ſeiner Söhne ließ er tödten, ein dritter, Machares, dem er das Bosporaniſche Reich anvertraut, tödtete ſich ſelbſt, als er ſeine Verbindung mit den Römern entdeckt ſah; auch ſein Lieblingsſohn Pharnaces ſpann Verrath gegen ihn, doch ihm verzieh er.

Allein Pharnaces lehnte sich von neuem gegen ihn auf und belagerte ihn in Panticapäum; M. tödtete sich, da er sich überwältigt sah, selbst im J. 63. Seine Leiche lieferte der Sohn an Pompejus aus und wurde als bosporan. König anerkannt. M. herrschte nach oriental. Despoten Weise und scheute zur Erreichung seiner Zwecke sich vor keinem Mittel. Doch besaß er neben körperlicher Stärke und Gewandtheit wirklich große geistige Eigenschaften, Kraft, Klugheit, Festigkeit, politischen Blick und unerschütterliche Ausdauer. In der griech. Bildung, die schon seit lange an den Höfen der vorderasiat. Könige eingebürgert war, aufgezogen, war er ein Freund der Künste und Wissenschaften; seine kostbare Gemmenammlung wurde von Pompejus auf dem Capitol aufgestellt, die Bücher, die er über Medicin hatte zusammentragen lassen, ließ Pompejus durch seinen Freigelassenen Lenäus übersetzen, und der Bau von Wasser- und Windmühlen, den M. zuerst veranstaltet hatte, kam nun auch nach Italien. Die Sprachen der 22 Völkerschaften, die ihm unterworfen waren, verstand und sprach er; gegen die Wirkung von Giften hatte er sich durch Gewöhnung und durch die Anwendung von Gegengiften, von denen eins nach ihm *Mithridat* benannt wurde, gesichert. — Auch andere asiat. Könige führten den Namen M., namentlich ist unter den parthischen Arsaciden *Mithridates* I. 174—136 v. Chr. als Verbreiter der parthischen Macht berühmt. (S. *Arsaciden* und *Parther*.)

Mithlaut, s. *Consonant*.

Mitra, d. i. Binde, hieß bei den alten asiat. Völkern die Kopfbedeckung. Bekannt ist namentlich die *mäonische* oder *phrygische* *Mitra*, die von den verweichlichten Mäoniern oder Lydiern und Phrygiern getragen und nach ihnen benannt, eine Art Backen hatte, die unter dem Kinn zusammengebunden wurden. Homer bezeichnet mit *Mitra* auch den Gurt von Blech, welcher über das kurze Unterkleid, den Chiton, getragen wurde. In der christlichen Kirche wurde die *Mitra* zur Bischofsmütze oder *Inful* (s. d.), die auch diesen Namen führt.

Mithscherlich (Christoph Wilh.), ein geschmackvoller Kenner des Alterthums, geb. am 20. Sept. 1760 zu Weisensee in Thüringen, legte in Schulpforte den Grund zu den classischen Studien, die er auf den Universitäten zu Leipzig und Göttingen dann weiter verfolgte. Er erhielt 1785 eine außerordentliche, 1794 eine ordentliche Professur der Philosophie in Göttingen, und 1809 an Heyne's Stelle die Professur der Beredsamkeit, die er bis zum J. 1833 bekleidete, in welchem er seiner Amtsgeschäfte auf sein Ansuchen entbunden wurde. Er feierte am 12. Juni 1835 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, hielt aber noch immer einige Vorlesungen. Die vorzüglichste unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist die Ausgabe der „*Oden*“ und „*Epoden*“ des Horaz (2 Bde., Lpz. 1800—1801), die durch eine reiche und gewählte Erläuterung der Sachen, sowie durch zweckmäßige Vergleichung griech. Parallelstellen vortheilhaft sich auszeichnet, während auf der andern Seite in dem Nachweis der Grundgedanken und des Ideenzusammenhanges das Ganze durch eine zu breite Darstellung und durch leeres Phrasenspiel häufig verwässert wird und die Erörterung des kritischen und eigentlich grammatischen Elements nach den neuern Forschungen nicht mehr genügen kann. Denselben relativen Werth haben auch seine spätern „*Racemationes venusinae*“ (6 Stück, Gött. 1827—33, Fol.). Außerdem erwähnen wir seine Bearbeitung des Homerischen „*Hymnus in Cererem*“ (Lpz. 1787), die Sammlung der „*Scriptores erotici graeci*“ (4 Bde., Strasb. 1792—94), welche den Achilles Tatius, Heliodor, Longus und Xenophon von Ephesus enthält, und unter seinen kleinern Schriften die „*Epistola critica in Apollodorum*“ (Gött. 1782) und die „*Lectiones in Catullum et Propertium*“ (Gött. 1786).

Mithscherlich (Eisard), Geh. Rath und ordentlicher Professor der Chemie an der Universität zu Berlin, geb. am 7. Jan. 1794 zu Neurede bei Jever, wo sein Vater Prediger war, besuchte das Gymnasium zu Jever und studirte seit 1811 in Heidelberg Geschichte, Philologie und oriental. Sprachen. Dieselbe Richtung beschäftigte ihn 1813 in Paris und 1814 in Göttingen. Nebenbei trieb er Geologie, Mineralogie, Physik, Chemie und selbst Medicin. Erst 1818, wo er nach Berlin ging, machte er die Chemie zu seinem alleinigen Studium. Durch seine Entdeckung der *Homerie* lenkte er 1819 die Aufmerksamkeit des in Berlin anwesenden Berzelius auf sich, dem er nach Stockholm folgte. Hier blieb er,

bis er 1821 auf Berzelius' Vorschlag die Professur der Chemie an der Universität zu Berlin erhielt, wo er nachmals Mitglied der Akademie und Geh. Rath wurde. Sein einziges selbständiges Werk ist das „Lehrbuch der Chemie“ (Bd. 1—2, Abth. 1, Berl. 1829—33; Bd. 1, 4. Aufl., 1841). Seine ausgezeichnetsten Arbeiten fallen in den mehr physikalischen und mathematischen Theil der Chemie; doch verdanken auch andere Theile der Chemie ihm wichtige Bereicherungen. Er ist ein sehr scharfsinniger Gelehrter und von großer Eigenthümlichkeit. Am treffendsten ist er wol charakterisirt, wenn man ihm den ersten Platz unter den Schülern der Berzelius'schen Schule im engeren Sinne anweist.

Mittag oder **Süd** en heißt diejenige der vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unserer nördlichen Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. — **Mittag** oder **Mittagszeit** nennt man den Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Meridian (s. d.) oder **Mittagskreis** eines Orts tritt. Von dem wahren ist der mittlere Mittag verschieden; der letztere tritt dann ein, wenn eine gedachte, sich nicht in der Ekliptik, sondern im Aequator und zwar vollkommen gleichmäßig bewegend Sonne durch den Meridian gehen würde; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser, und fällt nur viermal im Jahre mit dem mittlern Mittag zusammen. — **Mittagsfläche** heißt die Ebene, welche man sich durch den Meridian, die Scheitellinie und durch die Weltachse gezogen denkt und die sowohl auf der Ebene des Horizonts, als auf der des Aequators senkrecht steht. — **Mittagshöhe** nennt man die Höhe eines Sterns, die er dann hat, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist. — **Mittagslinie** ist die Durchschnittslinie der Mittagsfläche, d. h. der Ebene des Meridians mit dem Horizonte (s. d.). Sie wird zu astronomischen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig zeichnen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Zu astronomischem und geographischem Gebrauche hat man die Mittagslinie gewisser Orter durch ganze Länder fortgezogen. — **Mittagspunkt** oder **Südpunkt** ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels **Mittag** oder **Mittagsgegend** genannt. — **Mittagsrohr** oder **Passageninstrument**, s. Meridian.

Mittel, in der Mathematik. Das **arithmetische Mittel** zweier oder mehrerer Zahlen wird gefunden, wenn man dieselben addirt und die Summe durch ihre Anzahl dividirt. Das **geometrische Mittel** zweier Zahlen findet man, wenn man dieselben multiplicirt und aus dem Producte die Quadratwurzel zieht. Endlich das **harmonische Mittel** zweier Zahlen wird erhalten, wenn man das doppelte Product beider Zahlen durch ihre Summe dividirt. Z. B. von den Zahlen 4 und 9 ist $6\frac{1}{2}$ das arithmetische, 6 das geometrische und $5\frac{1}{2}$ das harmonische Mittel. Das arithmetische Mittel zweier Zahlen ist immer größer als das geometrische, und zwar in demselben Verhältnisse, in welchem dieses größer ist als das harmonische.

Mittelalter nennt man den großen historischen Zeitraum, der zwischen dem Alterthume und der neuern Zeit mitten inne liegt. Dieser Ausdruck wird theils durch die Stellung dieses Zeitraums zur vorhergehenden und zur folgenden Zeit, theils durch den eigenthümlichen Charakter gerechtfertigt, den derselbe, mit dem Lebensalter des Menschen verglichen, in Beziehung zu den beiden andern ihn begrenzenden Zeiträumen offenbart. Denn wenn das Alterthum, als die Zeit vorherrschender sinnlicher Empfänglichkeit, die Kindheit, die neuere Zeit dagegen wegen ihrer überwiegenden Neigung zur Reflexion und ihrer höhern sittlichen Reife das Mannesalter der Menschheit genannt werden kann, so trägt das dazwischen liegende Mittelalter, wenigstens bei den meisten europ. Völkern, in dem Vorwalten der rohen persönlichen Kraft, des Gefühls, der Abenteuerlichkeit, Schwärmerei und einer gewissen gesteigerten und vergeistigten Sinnlichkeit einen Charakter, wie ihn die Jugend in den einzelnen Individuen des Menschengeschlechts darstellt. Der Grenzpunkt, wo das Mittelalter beginnt und wo es aufhört, ist von den einzelnen Historikern verschieden bestimmt worden. So beginnen Einige das Mittelalter mit der Schlacht bei Soissons im

J. 486, Andere mit dem Regierungsantritt Karls des Großen, während die Meisten den Anfang desselben in das Jahr des Unterganges des weström. Reichs, 476 n. Chr., setzen. Ebenso schliesen einige den Zeitraum des Mittelalters mit der Entdeckung von Amerika, Andere mit Erfindung der Buchdruckerkunst, die Meisten mit dem Beginn der Reformation, während Andere denselben sogar bis zum westfäl. Frieden ausgedehnt wissen wollen. Diese Verschiedenheit der Annahmen hat ihren Grund in dem Umstande, daß das Mittelalter mit den eigenthümlichen Erscheinungen, die es charakterisiren, nicht mit einem Male, mittels eines einzigen Ereignisses, sondern allmählig mittels einer Reihe von Entwicklungen und Begebenheiten ins Leben trat und sich zu einem Ganzen gestaltete. Von einem so langen Zeitalter, in welchem die verschiedensten Völker auf dem Schauplatz der Geschichte erschienen und die meisten jüngern europ. Reiche und Staatsformen gestiftet wurden, einen vorherrschenden gemeinschaftlichen Charakter anzugeben, ist allerdings schwierig; doch tritt soviel als allgemeines geschichtliches Resultat über das Mittelalter deutlich hervor, daß in diesem Zeitraume in Europa Alles im Werden war, daß auf den Trümmern der röm. Macht die neue politische Welt der Germanen in Europa und der Araber in Asien und Afrika sich erhob, daß zwei neue Religionen, das Christenthum (s. d.) im Abendlande, der Mohammedanismus (s. d.) im Morgenlande, in vielen Grundsätzen sich verwandt und doch ihre Bekenner zum Haß und zur Feindseligkeit gegeneinander erregend, an die Stelle des untergehenden Heidenthums traten; endlich, daß nach vielen Erschütterungen, Bewegungen und Veränderungen der Orient unter religiös-kriegerischem Despotismus erlag, während sich im Occident Nationalitäten und Verfassungen entfalteten und das politische und kirchliche Leben unter den eigenthümlichen Gestaltungen des Lehnsystems und der Hierarchie in die Erscheinung traten. Unter den Völkern, die in diesem Zeitraume auf den Schauplatz der Geschichte treten, sind ohne Zweifel die Germanen (s. d.) das wichtigste; alle andern Nationen, wie die Slawen, Araber, Mongolen u. s. w. haben nur in soweit Anspruch auf Berücksichtigung, als sie mit den Germanen in Berührung kamen und entweder auf sie einwirkten oder durch sie eine Umgestaltung erfuhren. Während nun nach außen die Staatsverfassung und politische Eigenthümlichkeit der german. Völker durch gegenseitiges Verhältniß der Eroberer zu den eroberten Ländern, durch innere Lage und äußere Umgebungen bestimmt wurden, bildeten sich gleichzeitig im Innern mitgebrachte Sitte und Herkommen mit den vorgefundenen Formen des Lebens und der Cultur bei ihnen zu einem neuen selbständigen Ganzen aus. Die den Germanen eigenthümliche Achtung für das Weib wurde die Grundlage eines in reinern und zarteren Verhältnissen sich offenbarenden Familienlebens; Rittergeist und Bürgersinn erzeugten fromme Kraft und biedere Männlichkeit und der schwärmerische auf das Unendliche mit Sehnsucht gerichtete Sinn jener Zeit sprach sich nicht blos in dem Hange zu abenteuerlichen kriegerischen Unternehmungen, sondern auch in den Denkmälern großartiger Baukunst und kraftvoller Malerei, sowie in den unsterblichen Werken der phantastisch-gewaltigen Dichtkunst aus. Trotz dieses allgemeinen Charakters des Mittelalters treten in den einzelnen Perioden desselben wieder verschiedene eigenthümliche Richtungen hervor. Am zweckmäßigsten nimmt man deren drei an. Die erste, von dem durch die Völkerwanderung erfolgten Umsturze des weström. Reichs bis auf Karl den Großen und die Wiederauflösung der großen karolingischen Monarchie unter seinen nächsten Nachfolgern, zeigt uns den gewaltigen Kampf zwischen den alten röm. und den neuen german. Elementen des Lebens noch in seiner Fortdauer begriffen. Im Staate bildete sich das Kaiserthum und das damit zusammenhängende sogenannte Feudal- oder Lehnswesen (s. Lehen), mit welchem sich eine stolze und trostige Aristokratie erhob, deren Kampf nach oben wider das Königthum und die centrale Staatsgewalt, nach unten wider die Freiheit des Volks gerichtet war und dieselbe theils zu vernichten strebte, theils wirklich vernichtete. (S. Ritterwesen.) In der Kirche zeigten sich die Anfänge der Hierarchie (s. d.) nebst dem Streben des apostolischen Stuhls, an die Spitze dieser Hierarchie und dadurch zur Herrschaft über die Welt zu gelangen. In der zweiten Periode, von dem Untergange des Reichs der Karolinger bis gegen Ende des 13. Jahrh., stellt sich im Innern des Staatenlebens durch das Hervortreten der Städte (s. d.) ein bedeutendes Element neben die feudalistische Aristokratie, wodurch

es der königlichen und fürstlichen Gewalt möglich wurde, hier mehr dort weniger eine centrale Staatsgewalt zu gründen. Die Stände, welche unter sehr verschiedenen Namen erscheinen, datiren aus dieser Zeit. Es trat ein gewisses Gleichgewicht der Gewalt und Macht zwischen Königthum, Aristokratie und Volk ein, welches letztere indes fast ausschließlich durch die Städte repräsentirt wurde. Das Schwankende aber in den Berechtigungen dieser verschiedenen Gewalten und ihrer Verhältnisse unter sich erzeugte Erscheinungen, welche in wohlgeordneten Staaten sonst nicht gefunden werden, wie Städtebündnisse, Landfrieden (s. d.) und Femgerichte (s. d.). In der Kirche ist diese Zeit die Epoche der Höhe und des Glanzes der Hierarchie, die indes vergeblich sich der höchsten Staatsgewalt in der europ. Welt zu bemessern sucht und ihre Macht vorzüglich dazu benutzte, nicht bloß das menschliche Geschlecht zu Aberglauben und wildem Fanatismus zu erziehen, sondern auch alle freieren Regungen, die ihr auf dem Gebiete des Glaubens entgegengetreten, gewaltsam niederzudrücken. (S. Inquisition.) Mit der fortschreitenden Bildung des Zeitalters fing auch die feudalistische Aristokratie an, sich zu veredeln und sich der Poesie und dem Gesang in den Nationalsprachen zuzuwenden, welche Neigung sehr bald auch auf den Bürgerstand überging, dessen Dichtungen aber weniger sinnig und poetisch erscheinen. (S. Troubadour und Meistersänger.) Zugleich fiel in diese Epoche das Erwachen einer neuen bildenden Kunst. (S. Italienische Kunst und Deutsche Kunst.) Auch begann die Historiographie in den Nationalsprachen. Am meisten stand die Philosophie zurück, die in der Form, in welcher sie auftrat, als Scholastik nur erst in unangemessenen und verworrenen Formen sich bewegte. In der dritten Epoche, vom Ende des 13. bis zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh., bildeten sich constitutionelle Staatsformen weiter zu höherer und allgemeiner Freiheit aus, und es begann, wie in Frankreich, über den Gegensatz zwischen Aristokratie und Städten hinweg das autokratische Königthum. Im Allgemeinen sank der Einfluß der feudalistischen Aristokratie und die Wichtigkeit des Lebens ging auf den Bürgerstand über. Die Entdeckung und die immer allgemeiner sich verbreitende Anwendung des Schießpulvers, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika trugen wesentlich zu diesen Umwandlungen bei. In der Kirche riefen die schreienden Mißbräuche, welche Päpste und Hierarchie mit der früher errungenen Macht und Gewalt trieben, eine immer mächtigere Opposition hervor, welche bald von der Kirche selbst, z. B. auf den Synoden zu Basel (s. d.), Konstanz (s. d.), bald von den sogenannten Kegern, wie Wicliffe (s. d.), Huß (s. d.), bald auch von den Mystikern, die das Christenthum wieder wesentlich zu etwas Innerlichem machen wollen, ausging. So schwanden am Ende dieser Epoche die charakteristischen Merkmale des Mittelalters immer mehr; die Hierarchie sank, das Ansehen der kaiserlichen Macht erlosch immer mehr, das Feudalwesen hatte dem überall sich erhebenden Mittelstande mit seinem kräftigen Volksgeiste, seiner Betriebsamkeit und seiner gereiften Einsicht Platz machen müssen, und die neue Zeit begann. Was das Morgenland betrifft, so hatte dasselbe in dem Sinne wie Europa kein Mittelalter, doch machten daselbst der Mohammedanismus und die Arabische Literatur (s. d.) Epoche. Ebenso kennt das griech. Kaiserthum, die schwache langweilige Fortsetzung des römischen, kein Mittelalter. Vgl. Mühs, „Handbuch der Geschichte des Mittelalters“ (Berl. 1818); Rehm, „Handbuch der Geschichte des Mittelalters“ (3 Bde., Marb. 1820—33) und dessen „Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen“ (Kaff. 1831); Leo, „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters“ (2 Bde., Halle 1830) und dessen „Geschichte des Mittelalters“ (Halle 1836; 2. Aufl., 1839); Hallam, „Geschichtliche Darstellung des Zustandes von Europa im Mittelalter“ (deutsch von Halem, 2 Bde., Lpz. 1820); Villier, „Geschichte der europ. Menschheit im Mittelalter“ (Frankf. 1829; 2. Aufl., 1833); „Annales du moyen âge“ (8 Bde., Par. 1825) und C. D. Beck, „Über die Würdigung des Mittelalters“ (Lpz. 1812).

Mittelamerika, s. Centralamerika.

Mittelbegriff (terminus medius) heißt in einem Schlusse (s. d.) derjenige Begriff, durch welchen die Bestimmung eines Begriffs (des Unterbegriffs) durch einen andern (den Oberbegriff) vermittelt wird.

Mittelfarben und Mittelintinten, s. Mezzotinto.

Mittelfranken, einer der Regierungsbezirke des Königreichs Baiern, gebildet 1837 zum größten Theile aus dem frühern Neckarkreise, umfaßt auf $143\frac{1}{2}$ □M. gegen 590000 E. und besteht aus dem Fürstenthume Ansbach, Theilen des Fürstenthums Baireuth und des Bisthums Würzburg, dem Fürstenthume Eichstädt, den ehemaligen freien Reichsstädten Nürnberg, Rothenburg an der Tauber, Dinkelsbühl, Windsheim, Weißenburg und mehreren Standesherrschaften.

Mittelländisches Meer oder **Mittelmeer**, so genannt von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika, ein mit dem Adriatischen, Aegeischen und dem Meere von Marmara 47500 □M. großes Becken, hängt im Westen mit dem Atlantischen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar zusammen, in deren Mitte man einen starken Strom aus dem Ocean in das Mittelländische Meer bemerkt, eine Erscheinung, die sich dadurch erklärt, daß der Verlust an Wasser, den dieses Meer durch seine starke Verdunstung erleidet, nicht durch die Wassermenge der ihm zufließenden Flüsse ersetzt wird, wie denn aus Afrika, außer dem Nil, kein einziger einigermaßen ansehnlicher Fluß ihm zufließt, ebensowenig aus Asien und der griech.-türk. Halbinsel. So bleiben denn, außer den kleinern Flüssen Istriens und Hispaniens, nur Etsch, Po, Rhone und Ebro als bedeutendere Zuflüsse im westlichen Europa übrig, von denen noch dazu der letztere im Sommer am Wassermangel leidet. Auch sieht jenes Zufließen durch die Meerenge von Gibraltar nicht vereinzelt da, sondern wiederholt sich in der starken Strömung, die aus dem durch verhältnißmäßig viele und große Ströme gespeisten Schwarzen Meere durch den Bosphorus und die Dardanellen in das Mittelländische Meer geht. Theile des Mittelländischen Meeres sind die Golfe von Valencia, du Lion und von Genua, das Tyrhenische Meer, der Meerbusen von Tarent, das Adriatische Meer, das Ionische Meer, das Aegeische oder Griechische Meer, die Meerenge der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmara oder die Propontis, die Meerbusen von Adalia und Skanderun und die große und kleine Syrte. Da das Mittelländische Meer die längste Küstenerstreckung an seiner Nordseite und dort auch die meisten Busen, Häfen und Inseln hat, so bietet es den Bewohnern Europas mehr Gelegenheit zum Verkehr und mehr Vortheile als den Bewohnern Afrikas dar. Es ist sehr tief, besonders in seinem westlichen Theile, und hat an manchen Stellen 3000 , ja sogar gegen 5000 F. Tiefe. Kaum einem Zweifel kann es unterworfen sein, daß Europa und Afrika bei Gibraltar und Sicilien zusammenhängen. Diesen Zusammenhang scheint die Untiefe dieses Meeres bei Sicilien, wo es an einigen Stellen nur 180 , ja sogar nur 40 F. tief ist, noch wahrscheinlicher zu machen. Vermöge seiner natürlichen Lage hat es veränderliche Winde und eine schwache Ebbe und Flut, die im Euripus, der Meerenge zwischen Cuböa und dem griech. Festlande, besondere Eigenthümlichkeiten zeigt.

Mittelmark hieß derjenige Theil der ehemaligen Kurmark Brandenburg, welcher, von der Vormark oder Priegnitz, dem Herzogthum Magdeburg, dem sächs. Kurkreise, der Niederlausitz, Neumark, Uckermark und von Mecklenburg-Strelitz begrenzt wurde und auf 227 □M. 560000 E. zählte. Sie war früher in sieben, seit 1806 in zehn Kreise getheilt und hatte Brandenburg zur Hauptstadt. Als 1807 die beiden, nach Abtretung des Herzogthums Magdeburg, Preußen noch verbliebenen Kreise desselben: Jerichow und Ziesar, mit der Mittelmark vereinigt wurden, stieg ihre Einwohnerzahl, bei einem Flächenraum von 271 □M., auf 620000 E. Bei Gelegenheit der neuen Eintheilung des preuß. Staats wurde die Mittelmark mit Ausnahme des Lebuser Kreises, der an Frankfurt kam, dem Regierungsbezirk Potsdam zugetheilt, die Kreise Jerichow und Ziesar aber an den Regierungsbezirk Magdeburg zurückgegeben.

Mittelpunkt heißt in der Geometrie derjenige Punkt einer Figur oder eines Körpers, welcher alle durch denselben gehenden geradlinigen Sehnen in zwei gleiche Theile theilt. (S. Centrum.) In der Mechanik kommt dieses Wort in sehr verschiedener Bedeutung vor; hier giebt es einen Mittelpunkt der Anziehung, in welchem der Sitz der anziehenden Kraft ist, z. B. für das Planetensystem die Sonne; einen Mittelpunkt des Gleichgewichts, welcher unterstützt oder befestigt werden muß, um ein System von Körpern, auf welche Kräfte wirken, ungeachtet der Wirkung derselben im Gleichgewicht zu erhalten; einen Mittelpunkt der Kräfte, gewöhnlich in gleicher Bedeutung mit dem

vorigen; einen Mittelpunkt der Masse, Trägheit oder Schwere, auch Schwerpunkt (s. d.) genannt; einen Mittelpunkt des Schwungs, wie man denjenigen Punkt eines zusammengesetzten Pendels nennt, in welchen die ganze schwere Masse des Pendels vereinigt gedacht werden kann, weil dann, wenn dies der Fall wäre, das Pendel um denselben Aufhängepunkt ebenso schnelle Schwingungen machen würde, als es wirklich macht; einen Mittelpunkt des Stoßes, wo man sich die ganze Wirkung des Stoßes, den ein Körper von einem andern Körper erhält, vereinigt vorstellen kann; endlich einen Mittelpunkt der Umdrehung, welches derjenige Punkt eines in Folge eines excentrischen Stoßes rotirenden Körpers ist, der in Ruhe bleibt, weil er durch die progressive Bewegung des Körpers ebensoweit vorwärts als durch die rotirende rückwärts getrieben wird. Außerdem kommt in der Physik noch ein physischer Mittelpunkt vor, worunter man bei einem mehrsilbigen Echo den Ort versteht, an den sich die redende Person stellen muß, wenn das Echo am besten gehört werden soll.

Mittelrheinkreis, einer der Kreise des Großherzogthums Baden, bildete bis 1832 den Murg-, Pfinz- und Kinzigkreis und zählt auf $77\frac{1}{2}$ □M. gegen 460000 E. Er umfaßt den größten Theil der alten Markgrafschaft Baden, Theile des Bisthums Speier, der Pfalz, des Herzogthums Württemberg und der Ortenau, die Herrschaft Lahr, mehre ehemalige freie Reichsstädte, wie Offenburg, und einige Standesherrschaften.

Mittelsalze, s. Neutralsalze.

Mittelstimmen heißen in der Tonkunst diejenigen Stimmen, welche zwischen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen und so die Harmonie gleichsam ausfüllen; beim mehrstimmigen Gesange sind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor, in der Instrumentalmusik die zweite Violine und die Viola.

Mittelwald oder **Compositionsbetrieb** nennt man forstlich eine solche Waldwirtschaft, wo in den Niederwaldungen viele starke und geringere Bäume erzogen werden, oder wo zwischen den lichten Baumholzbeständen zugleich auch Niederwald erzogen wird.

Mittermaier (Karl Jos. Ant.), bad. Geh. Rath und ordentlicher Professor der Rechte zu Heidelberg, geb. am 5. Aug. 1787, studirte zu Landshut und Heidelberg und trat 1809 als Privatdocent zu Landshut auf, wo er 1811 Professor wurde. Im J. 1819 folgte er einem Rufe nach Bonn, von wo er 1821 nach Heidelberg ging. Seine Wahl zum Abgeordneten der Ständeversammlung in der Stadt Bruchsal im J. 1831 eröffnete ihm eine einflußreiche Wirksamkeit für Gesetzgebung und constitutionelles Staatsleben. Zu seinen Motionen gehören die Anträge auf Aufhebung der sogenannten Administrativjustiz, auf Abschaffung der Stoßschläge als Erforschungsmittel der Wahrheit und auf einen von allen Staatsangehörigen zu leistenden und mit dem Huldigungsseide zu verbindenden Verfassungseid. Besondere Verdienste erwarb er sich auch um die Gemeindeordnung als Mitglied und Berichterstatter der betreffenden Commissionen, sowie als Vermittler in Betreff der zwischen beiden Kammern streitigen Punkte. Zu der neuen Civilproceßordnung mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens hatte er schon vor den parlamentarischen Verhandlungen wesentlich mitgewirkt, da er als Mitglied in der zu deren Entwerfung berufenen Gesetzgebungscommission saß. Als Präsident einer der fünf Abtheilungen der Kammer nahm er Theil an der im Sept. 1831 gegebenen Erklärung derselben an die Regierung: ohne Pressfreiheit kein Budget. Im Allgemeinen galt er jedoch damals mit Duttlinger mehr für das Organ der Gemäßigten, während Rotteck und Isstein die äußerste Linke repräsentirten und Welcker das deutsch-nationale Element vertrat. Als Redner zeichnete er sich aus durch schönen Vortrag, Einfachheit und Klarheit des Gedankens und fließende Leichtigkeit. Auf den folgenden Landtagen von 1833, 1835 und 1837 war er Präsident der zweiten Kammer. Seitdem erschien er Kränklichkeit halber nicht wieder in der Ständeversammlung. Dagegen wirkte er wesentlich mit ein auf die neuerliche Umgestaltung der bad. Strafgesetzgebung. Wie als Volksvertreter, so erwarb er sich auch als akademischer Lehrer und als Schriftsteller großen Ruf. Seine Werke betreffen das deutsche Privatrecht, die Theorie des Proceßes und das Strafrecht nach seinem ganzen Umfange. In ersterer Beziehung erwähnen wir sein „Lehrbuch des deutschen Privatrechts“ (Landsh. 1821), das später durch die „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts“ ersetzt wurde, welche in

der fünften umgearbeiteten Ausgabe (2 Bde., Regensb. 1837—38; 6. Aufl., 1842—43) auch das Handelsrecht, Wechsel- und Secrecht umfassen und zu den vorzüglichsten Darstellungen dieser juristischen Disciplin gehören. Über die Theorie des Processes verbreitet sich als Hauptwerk „Der gemeine deutsche bürgerliche Process, in Vergleichung mit dem preuß. und franz. Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Civilgesetzgebung“ (1.—4. Beitrag, 1820—26; Beitrag 1, 3. Aufl., 1838; Beitrag 2—4, 2. Aufl., 1825—40). Im Strafrechte war M. zunächst für die processualische Seite thätig in seinem „Handbuch des peinlichen Processes“ (2 Bde., Heidelb. 1810—12), das er dann ganz umgearbeitet unter dem Titel „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzgebung“ (2 Bde., Heidelb. 1832; 3. gänzlich umgearbeitete Aufl., 1839—40) erscheinen ließ; ferner in den Schriften „Theorie des Beweises im peinlichen Prozesse“ (2 Bde., Darmst. 1821) und „Die Lehre vom Beweise in deutschen Strafprocessen, nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des engl. und franz. Strafverfahrens“ (Darmst. 1834), sowie in der „Anleitung zur Verteidigungskunst im dreifachen Criminalproceß“ (Landsh. 1814; 4. Aufl., Regensb. 1844). Nächst dem verfolgte er die particularrechtliche Fortbildung des Criminalrechts in den Schriften „Über den neuesten Zustand der Criminalgesetzgebung“ (Heidelb. 1825), „Über die Grundfehler der Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafgesetzbüchern“ (Bonn 1819); sodann in fortlaufenden Übersichten in dem „Neuen Archiv des Criminalrechts“ und dessen „Neuer Folge“, sowie neuerlich in dem Werke „Die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung geprüft“ (2 Beiträge, Heidelb. 1841—43). Erst in neuerer Zeit erschien von ihm, in der Umarbeitung des Feuerbach'schen, ein vollständiges „Lehrbuch des Criminalprocesses“ (12. Aufl., Gieß. 1837; 13. Aufl., 1840). Seine beiden neuesten Werke sind die „Ital. Zustände“ (Heidelb. 1844), in welchen er die moralische, rechtliche und politische Lage der ital. Staaten, die M. siebenmal besucht hat, auf Grund von detaillirten statistischen Nachrichten schildert, und „Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Öffentlichkeit und das Geschworenengericht“ (Stuttg. 1845), worin er die neuesten wissenschaftlichen und legislativen Bestrebungen auf diesem Gebiete prüft. Übrigens ist M. Mitherausgeber des „Civilistischen Archivs“, des „Archivs des Criminalrechts, Neue Folge“ und der „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes“, in welchen allen zahlreiche einzelne Aufsätze, besonders aber werthvolle Übersichten der Fortschritte der Gesetzgebung in den einzelnen Branchen des Rechts von ihm niedergelegt sind.

Mitternacht heißt der dem Mittag gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, an welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den tiefsten Stand unter dem Horizont eines Orts erreicht, indem sie zum zweiten Mal in den Meridian tritt. Von diesem Augenblick an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. — Mitternachtsgegend, in der Schiffersprache Norden genannt, ist die dem Mittag oder Süden gerade entgegengesetzte Himmelsgegend. — Mitternachtspunkt oder Nordpunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin.

Mitylene oder Mytilene, wie man jetzt nach alten Münzen und Handschriften fast ausschließlich schreibt, die ehemals reiche und mächtige, von den Kolern gegründete Hauptstadt der Insel Lesbos (s. d.), berühmt durch die daselbst veranstalteten dichterischen Wettkämpfe, wurde während des peloponnes. Kriegs im J. 427 v. Chr., nachdem die ganze Insel mit Ausnahme von Methymna ein Jahr vorher von der Bundesgenossenschaft Athens sich losgesagt hatte, von den Athenern erobert, worauf die Bewohner auf Kleon's (s. d.) Betrieb eine schonungslose Strenge und Züchtigung erfuhren. Zur Zeit der macedon. Herrschaft, als Lesbos eine republikanische Verfassung erhielt, kam es an die Spitze der übrigen Städte und behauptete seinen Einfluß und sein Ansehen, bis es im Kriege gegen Mithridates, in welchem die Mitylener feindselig gegen die Römer auftraten, Sulla (s. d.) gänzlich zerstören und die Einwohner als Sklaven verkaufen ließ. Zwar erhob sich nach dieser Katastrophe die Stadt wieder aus ihren Trümmern und wurde auch von Pompejus (s. d.) begünstigt; allein sie konnte ihren frühern Glanz nie wieder erlangen und nur noch wenige Überbleibsel bei dem heutigen Castro bezeichnen ihre ehemalige Stätte.

Mirtur nennt man eine Arzneiform, welche aus flüssigen und festen, in der Flüssigkeit sich nicht auflösenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Sind die Flüssigkeiten nicht consistent genug, um die festen Theile schwebend zu erhalten, so muß die Mirtur vor dem Einnehmen umgeschüttelt werden, was man eine Schüttelmirtur nennt.

Mnemonik oder Mnemotechnik, d. i. Gedächtniskunst, nennt man die Kunst, durch eine besondere Methode die Kraft des Gedächtnisses zu ungewöhnlichen Leistungen zu bringen. Solcher Methoden sind im Laufe der Zeit sehr verschiedene versucht worden. Doch ließ die Unzulänglichkeit derselben in neuerer Zeit die ganze Sache als unfruchtbare Künstelei erscheinen, als in den letzten Jahren durch Reventlow eine, allem Anscheine nach sehr glückliche neue Bahn hierin gebrochen wurde. Schon die Alten kannten eine Gedächtniskunst, als deren Erfinder der griech. Dichter Simonides (s. d.) betrachtet wurde und von welcher mehre Stellen der rhetorischen Bücher an den Herennius, des Cicero in seinem Buche vom Redner und des Quinctilian handeln. Die Methode der alten Mnemoniker war darnach folgende. Sie nahmen irgend einen begrenzten Raum, z. B. ein Zimmer, und merkten sich eine Reihe von 50 oder 100 Gegenständen an bestimmten Plätzen in diesem Raume; mit diesen Plätzen verbanden sie dann die einzelnen Bilder der Namen u. s. w., die sie sich in einer bestimmten Reihenfolge merken wollten. Für größere Operationen dieser Art war es nöthig, diese Plätze nach dem dekabischen Systeme zu steigern, sodas sie sich z. B. eine imaginaire Stadt mit je zehn Quartieren von je zehn Häusern mit je zehn Zimmern bildeten, was andererseits wieder dadurch vereinfacht wurde, daß man das mnemonisch eingetheilte Zimmer in zehn verschiedenen Lagen des Hauses, dieses Haus wieder an zehn verschiedenen Orten u. s. w. dachte. Die Schwierigkeit hierbei lag aber darin, nicht bloß für jeden zu merkenden Begriff oder Gegenstand ein passendes Bild zu finden, sondern auch dieses Bild so zu behalten, daß man sich seiner Verbindung mit einem bestimmten, ohnehin voraus einzuprägenden und genau zu behaltenden Platz stets wieder erinnerte. Gleichwol ist diese Methode der Verbindungen im Wesentlichen dieselbe gewesen, welche bis auf die neueste Zeit den mnemonischen Systemen zum Grunde gelegen hat. Seit dem 15. Jahrh. finden wir wieder vielfache Lehren der Mnemonik; zum Theil wurde diese Kunst als eine Art kabbalistischer Geheimlehre behandelt, wie von Giordano Bruno (s. d.), dem Vervollkommer der sogenannten Lullischen Kunst, und noch später, am Ende des 16. Jahrh., von dem Deutschen Lambertus Schenkel, der als umherreisender Lehrer derselben großes Aufsehen erregte; zum Theil widmeten aber auch tüchtige Köpfe ihr ernstes Nachdenken dieser Kunst, wie der bekannte Konr. Celtes im 15. Jahrh. und später Leibniz. Mehrentheils waren diese Methoden nur Modificationen der Alten; doch substituirten auch Einige, z. B. Winkelmann, Leibniz, der Engländer Grey (1756) u. A. da, wo es Zahlen zu merken gab, den Ziffern Buchstaben, die sie in verschiedener Weise mit dem zu merkenden Worte verbanden, z. B. durch Umänderung der Endsilbe in diese Buchstaben. In dem ersten Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts regten die Schriften von Kästner, einem kursächs. Landgeistlichen („Mnemonik oder System der Gedächtniskunst der Alten“, Lpz. 1801) und vom Freiherrn von Aretin, Bibliothekar zu München („Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik“, Sulzb. 1810) das Interesse an dieser Wissenschaft von neuem an. Jener erneuerte die Methode der Alten und suchte sie in mehren Schriften, namentlich auf die Erlernung von Sprachen, anzuwenden; dieser stellte ein zum Theil neues System auf, indem er zwar die Ordnungsbilder der Alten beibehielt, nicht aber ihre Gedächtnisplätze, sondern den Zahlen z. B. Buchstaben substituirte, an deren alphabetische Ordnung sich weitere Combinationen knüpften, die mit dem Bilde des zu Merkenden verbunden werden mußten. Beide gaben öffentliche Proben ihrer Methoden; Kästner selbst, Aretin durch seinen Schüler, den Licentiaten Duchet. Um dieselbe Zeit trat auch ein vormaliger Ordensgeistlicher, Gregor von Frinaigle, mit einem aus ältern und neuern Methoden componirten Systeme auf und durchreiste mehre Länder als Lehrer desselben. Originell ist die neuerlich von Aimé Paris („Principes et applications diverses de la mnémotechnie“, 7. Aufl., Par. 1833) veröffentlichte Methode; er betrachtet die Wörter der franz. Sprache so, wie sie nach ihrer Aussprache geschrieben werden sollten, und löst sie dann in Laute und Articulationen auf, wodurch er die Ziffern ausdrückt, wenn es sich um die An-

wendung auf die Chronologie handelt; das Behalten von Nomenclaturen wird vermöge gewisser points de rappel bewerkstelligt, welche Zahlen entsprechen und aus denen in Verbindung mit dem zu Merkenden eine Formel construiert wird. Etwas modificirt erscheint dieses complicirte System in dem der Brüder Jos. Feliciano und Alexander de Castilho (s. d.) wieder, welche, portug. Refugiés aus den Zeiten der Riquelistschen Unruhen, in dem J. 1832 in Frankreich und Belgien mit vielem Erfolge öffentliche Proben davon ablegten („Traité de mnémotechnie“, 5. Aufl., Bordeaux 1835, und „Dictionnaire mnémotechnique“). Eine eigenthümliche Methode bildete der Pole Jazwinski aus, indem er mnemonische Quadrate construirte und diese, sowie ihre Combinationen, mit Bildern belegen ließ. Es trat eine besondere Gesellschaft zur Ausbreitung seiner Methode zusammen und sie wurde mehrfach auf den Unterricht mit Glück angewendet, später auch vom poln. General Bem (s. d.) vervollkommenet. In Deutschland, wo nur noch Graf Mailáth (s. d.) mit einem nennenswerthen, jedoch keineswegs neuen Systeme (Wien 1842) neuerlich aufgetreten war, erhob seit 1840 der dän. Candidat der Philologie, Karl Otto Reventlow, die Mnemotechnik auf die Stufe, von wo aus ihr unmittelbarer Uebergang in das Unterrichts- und Lehrsystem möglich ist. Er verwirft in seinem „Lehrbuche der Mnemotechnik“ (Stuttg. 1843) alle sinnliche Symbolik für diese Zwecke, reducirt vielmehr alle Gedächtnisoperationen auf Verstandesoperationen und stützt seine Methode auf den Grundsatz, daß man Das am leichtesten und dauerndsten behalte, was zum Gedanken geworden und ins Bewußtsein übergegangen ist. Alle Nichtbegriffe, d. h. hier alle Zahlen und Laute, von denen man keine andern als ihre numerischen und Lautbeziehungen kennt, werden nach einer bestimmten allgemeinen Regel in Begriffe verwandelt. Sein Schema der Substitutionen für Zahlen ist in der Hauptsache folgendes:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l	t	n	m	r	s	b	f	h	g
z	d	v	w	q	sch	p	pf	j	k
					sz		ph		ck

Durch diese Substitution, die übrigens auf gewissen rationellen Gründen beruht, werden mittels hinzugenommener Vocale sogenannte numerische Worte gebildet, in denen die ersten Consonanten, und zwar höchstens die drei ersten, eine Bedeutung als Substitutionen haben, z. B. 425 = ironisch ($r = 4$, $n = 2$, $s = 5$). Die Zahl der möglichen Combinationen ist ebenso groß, als die Verbindung leicht. Bei Verwandlung unbekannter Nomen und Begriffe substituirt Reventlow phonische Analogien. Die Anwendung auf die Chronologie ergibt sich hiernach von selbst; will man sich z. B. das erste Vorkommen der Censur im J. 1486 merken, so braucht man nur das Wort Rhabarber in irgend eine Beziehung mit dem Begriffe der Censur zu setzen ($r = 4$, $h = 8$, $b = 6$; die Substitution für die Tausend fällt weg, weil hierin kaum ein Irrthum möglich ist). Auf Grund dieser Methode können unter Wahrnehmung einiger sich leicht ergebenden weiteren Regeln selbst sehr große Zahlen und Zahlenreihen leicht und sicher eingeprägt werden. Die Hauptaufgabe ist, nach Einprägung des Schemas sich darin eine Fertigkeit zu erwerben, einen gegebenen Begriff in seiner Mannichfaltigkeit, in allen seinen Beziehungen schnell zu überblicken, um daraus einen Anhaltspunkt für die Verbindung mit einem zweiten gegebenen Begriffe, dem numerischen Worte, herauszufinden. Weit entfernt von Sterilität und trockenem Mechanismus, beschäftigt daher diese Methode auch die Phantasie in hohem Grade. Reventlow hat die Wirksamkeit derselben nicht bloß durch vielfache öffentliche Proben auf seinen Reisen durch Deutschland, wobei er Staunenswerthes leistete, sondern auch dadurch bewiesen, daß von dieser leicht anzueignenden Methode vielfach im Unterricht glücklicher Gebrauch gemacht worden ist, wie denn schon mehre Schriften von Pädagogen dieselbe z. B. auf die Erlernung geschichtlicher Daten angewendet haben. Sehr erleichtert werden Studium und Praxis derselben durch Reventlow's „Wörterbuch der Mnemotechnik“ (Stuttg. 1844), worin mehr als 120000 Substitutionen für die Zahlen 000, 00, 0

und 1—999 enthalten sind. Einer bestimmtern Ausbildung ist dieses System noch fähig in seiner Anwendung auf Erlernung von Sprachen und auf Einprägen zusammenhängender Sätze.

Mnemosyne, die Tochter des Uranos und der Gaa, eine Titanin, die Göttin des Gedächtnisses, war von Zeus Mutter der neun Musen (s. d.), indem sie in Pierien neun Nächte in seinen Armen ruhte. Cleutherä in Böötien war der Hauptsitz ihrer Verehrung.

Mnioch (Joh. Jak.), ein bekannter Dichter und origineller Kopf, geb. zu Elbing in Preußen am 13. Oct. 1765, studirte in Jena, war dann einige Zeit in Halle Hauslehrer und wurde 1790 Rector zu Neufahrwasser bei Danzig. Als er sich von hier wegen einer genialen Pasquinade entfernen mußte, fand er 1796 in Warschau eine Anstellung, wo er als erster Directionsrath der preuß. Lotteriedirection am 22. Febr. 1804 starb. Schon als Knabe hatte er den drolligen Einfall, als er seinen Vater gedrückt und zurückgesetzt sah, sich in einem Schreiben unmittelbar an den König Friedrich II. zu wenden, worin er denselben mit Du anredete. Dem Könige gefiel die Bittschrift, und M.'s Vater wurde geholfen. Als Student in Jena ließ er seine Hymne auf Friedrich II. drucken und sendete sie an denselben. Der König dankte schriftlich, machte ihm aber bemerklich, wenn er wieder schriebe, seine Briefe zu frankiren. Sogleich packte M. den Betrag des Portos, ein Achtgroschenstück, ein und sendete dasselbe an den König mit der Aufschrift: „Sire, hier ist das Porto.“ Schon in Halle dichtete er manches originelle Lied. Bekannt ist durch eigenthümliche Mischung von Heiterkeit und Ernst besonders sein Lied vom Grabe „Wir werden Alle Platz und Raum“ u. s. w., sowie sein Mäurerlied am Johannisfeste 1798. Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl, dessen Übergewicht ihn aber weder umfangreiche, noch allseitig durchgearbeitete Werke vollenden ließ. Seine bessern Arbeiten sind vereinigt in „Sämmtliche auserlesene Werke“ (3 Bde. Görl. 1798 fg.) und „Analecten“ (2 Bde., Görl. 1804). Viele Gewandtheit im Ausdruck und große Regsamkeit seines Geistes und Gefühls befähigten ihn zum Improvisator. — Seine Gattin, Maria M., geb. Schmidt, geb. zu Neufahrwasser bei Danzig 1777, eine namentlich durch ihn geistig hochgebildete Frau, starb zu Warschau 1799. Ihre geistvollen Aufsätze wurden von M. unter dem Titel „Zerstreute Blätter u. s. w.“ (Görl. 1800; 2. Aufl., 1821) herausgegeben und sind ein wahres Kleinod weiblichen Zartgefühls.

Moabiter ist der Name eines Volks, das östlich vom Todten Meere und Jordan wohnte und theils durch seinen unsittlichen Cultus, der sogar Menschenopfer einschloß, theils durch feindliche Angriffe den Israeliten gefährlich wurde. In der Periode der Richter hatten die Moabiter das israelit. Volk auf 18 Jahre unterjocht, später wurden sie zwar von David zinsbar gemacht, doch wußten sie sich dem Tribute um das J. 900 v. Chr. wieder zu entziehen. Später nach dem Einfälle der Assyrer rissen sie Stücke des israelit. Gebiets an sich und verbanden sich mit den Chaldäern gegen Juda. Daher sind auch die Schriften der Propheten reich an Verwünschungen und Drohungen gegen sie. Der Name des Volks verlor sich endlich in dem der Araber.

Moallakāt, d. i. die Aufgehungenen, nennt man sieben arab. Gedichte aus der Zeit zunächst vor Mohammed, welche ihrer Vortrefflichkeit wegen zu Mekka öffentlich ausgehängen worden sein sollen. Sie schildern das Leben in der Wüste, die Fehden der arab. Stämme, Liebesabenteuer und geben ausführliche Beschreibungen der Kameele und Rosse. Den Text nebst engl. Übersetzung gab zuerst Jones (Lond. 1783) heraus. Nach dem Englischen wurden sie von Hartmann unter dem Titel „Die hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel“ (Münst. 1802) ins Deutsche übertragen. Eine vollständige Ausgabe mit Scholien erschien zu Kalkutta 1823. Einzelne der Gedichte wurden von verschiedenen Gelehrten herausgegeben, z. B. die „Moallakā“ des Tarafa von Vullers (Bonn 1827), des Amr ben Kulthum von Hofegarten (Jena 1829), des Amr ul Kais von Hengstenberg (Bonn, 1822), des Zohair von Rosenmüller (Lpz. 1828), des Lebid von Weiper (Bresl. 1828), des Antar (s. d.) von Willmet (Leyd. 1816) und des Hareth von Vullers (Bonn, 1827).

Mobile Colonnen nennt man im engeren Sinne die Truppencolonnen, welche zu bestimmten Zwecken seitwärts des Heeres abgesendet werden. Dazu gehören sowol die

Freicorps (f. Freibataillone) und Streifcorps, wie die vom Heere selbst entsendeten Truppen. Jedoch erhalten sie diese Namen nur, wenn sie in stärkerer Anzahl und aus den verschiedenen Waffen zusammengesetzt, auftreten. Sie werden vorzugsweise zum Kleinen Kriege gebraucht, um den Feind in größeren Entfernungen zu beunruhigen, ihm Transporte und Magazine zu nehmen, *Marodeurs* (f. d.) aufzuheben u. f. w., überhaupt um die Streitkräfte auf mehreren Punkten zu vervielfältigen, ohne die Masse auf nachtheilige Weise zu schwächen.

Mobiliarsteuer heißt die Abgabe, welche von dem beweglichen Vermögen erhoben wird. Sie gehört zu den directen und zu den Vermögenssteuern, und den Hauptgegenstand der Mobiliarsteuer bilden die *Activecapitalien* der Staatsbürger; doch werden auch andere Bestandtheile des beweglichen Vermögens darunter begriffen. Sie kann sehr unpolitisch sein, wenn durch die Art ihrer Anlegung solche Gegenstände getroffen werden, deren Vermehrung großen Nutzen für den Staat hätte, wie z. B. der Viehbestand der Landwirthe. Auch streift sie in das Gebiet der Consumtions- und Luxussteuern hinüber, wenn sie hauptsächlich gewisse Gattungen beweglicher Sachen trifft, deren man sich leicht entäußern kann, wie z. B. den Besitz von verarbeitetem Gold und Silber, Equipagen, Singvögel u. f. w.

Mobilien, d. i. bewegliche Güter, auch *Fahrende Habe* oder *Fahrniß*. Alle äußern Gegenstände, woran ein Besitz und Ausübung von Eigenthumsrechten möglich ist, theilen sich in bewegliche und unbewegliche. Bloße Forderungen und Rechte (*Obligationen* und *Activecapitalien*) fallen zwar an sich eigentlich gar nicht in diese Eintheilung, werden aber von den neuern Gesetzen und *Dites* Statuten bald zu den beweglichen, bald zu den unbeweglichen Gütern gerechnet. Auch rechnet man manche an sich bewegliche Sachen zu den unbeweglichen, wie Schiffe, große Waarenlager, Bibliotheken, wenigstens in einer oder der andern Beziehung. Zu den unbeweglichen Gegenständen gehören nicht bloß die an sich beweglichen Theile und Zubehörungen von Gebäuden und Grundstücken, z. B. Fenster, Thüren, kurz Alles, was niet- und nagelfest im Hause ist, u. f. w., sondern auch die Rechte, welche an einer unbeweglichen Sache stattfinden, wie Zehnten, Hutungsrechte, Jagden, Reallasten, Zinsen und Gülten u. f. w. Auch Staatscapitalien können immobilisirt werden, wenn sie als unveräußerlich im Staatsschuldbuche bemerkt oder unablässlich auf Immobilien hypothecirt werden, wie Lehnstämme. Der Unterschied zwischen Mobilien und Immobilien ist besonders im Erbrechte wichtig; Mobilien werden nach dem Rechte vererbt, welchem der Erblasser für seine Person unterworfen war; die Immobilien nach dem Rechte des Landes, wo sie liegen.

Möbius (Aug. Ferd.), ordentlicher Professor der Astronomie an der Universität zu Leipzig, einer der scharfsinnigsten jetzt lebenden Mathematiker, geb. am 17. Nov. 1790 zu Schulpforte, wo sein Vater Lehrer der Tanzkunst war, zeigte schon in sehr jungem Alter große Neigung zur Mathematik und wurde in seinen dahin einschlagenden autodidaktischen Studien von dem nachher auf einem ganz andern Felde berühmt gewordenen Thiersch, der damals Schüler in Schulpforte war, nicht wenig unterstützt. Von Schulpforte ging er 1809 auf die Universität zu Leipzig, wo er anfangs die Rechte, dann Mathematik studirte, hierauf 1813 nach Göttingen und 1814 nach Halle. Nachdem er sich 1815 in Leipzig als Privatdocent habilitirt hatte, erhielt er schon im Jan. 1816 die außerordentliche Professur der Astronomie daselbst. Im Sommer desselben Jahres machte er mit Unterstützung der Regierung eine wissenschaftliche Reise, um die damals vorzüglichsten Sternwarten Deutschlands kennen zu lernen und nach den gesammelten Erfahrungen einen Plan über die Umgestaltung der leipziger Sternwarte einzureichen. Der von ihm entworfene Plan wurde 1818—21 ausgeführt. Im J. 1844 wurde er nach Ablehnung eines Rufes nach Jena zum ordentlichen Professor der höhern Mechanik und Astronomie ernannt. Schon seine Dissertation „*De computandis occultationibus fixarum per planetas*“ (Lpz. 1815) machte Aufsehen und fand allgemeinen Beifall. Die ersten Früchte seiner praktischen astronomischen Thätigkeit veröffentlichte er in der kleinen Schrift „*Beobachtungen auf der Sternwarte zu Leipzig*“ (Lpz. 1823). Unter seinen spätern Schriften ist namentlich sein „*Barycentrischer Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie*“ (Lpz. 1827)

als in der Geschichte der Geometrie Epoche machend anzusehen; einen Haupttheil dieses Werks, welches von dem großen Scharfsinn des Verfassers Zeugniß gibt, bildet die neue Lehre von den Verwandtschaften der Figuren. Nicht minder eigenthümlich und werthvoll sind sein „Lehrbuch der Statik“ (2 Bde., Lpz. 1837), worin der innige Zusammenhang zwischen der Statik und Geometrie gründlicher als bisher geschehen war, nachgewiesen wird, und „Die Elemente der Mechanik des Himmels“ (Lpz. 1843), ein Versuch, die Theorie der für die Astronomie so wichtigen Störungsrechnungen ohne Anwendung höherer Lehren der mathematischen Analysis zu entwickeln. Außerdem hat er seit 1828 in Crelle's „Journal für Mathematik“ viele Abhandlungen geliefert, unter denen die Darstellung der Haupteigenschaften eines Systems von Linsengläsern und der damit zusammenhängenden Lehre von den Kettenbrüchen hervorzuheben ist.

Mochnacki (Maurycy), poln. Schriftsteller, geb. 1804 auf dem Gute Bojaniec in Galizien, widmete sich seit 1823 auf der Universität zu Warschau dem Studium der Rechte, wurde aber, als er die Staatsprüfung abzulegen im Begriff war, geheimer Verbindungen verdächtig, auf Befehl des Großfürsten Konstantin aus der Liste der Studirenden gestrichen, zur Übernahme jedes öffentlichen Amtes für unfähig erklärt und gefänglich eingezogen, worauf er in Gemeinschaft der schwersten Verbrecher im Garten zu Belvedere bei Warschau öffentlich arbeiten mußte. Doch weder diese Schmach noch wiederholte Einkerkelungen konnten ein Geständniß von ihm entlocken. Wieder freigelassen, nahm er an der Redaction mehrerer Zeitschriften Theil, und erließ mehre sehr heftige Schriften, um, wie er selbst sagte, seine Landsleute fortwährend im Zustande der Insurrection zu erhalten. Wenige Tage vor der Revolution gab er seine Schrift „O literaturze polskiej w wieku dziejowym“ („Über die poln. Literatur des 19. Jahrh.“, Bd. 1, Warsch. 1830) heraus, durch welche er wesentlich zur Anerkennung der neuern poln. Dichterschule beigetragen hat. Der 29. Nov. 1830 fand ihn, nachdem er mit seinem Bruder, Camill M., an allen geheimen Verbindungen der poln. Jugend Theil genommen hätte, mit den Waffen in der Hand in den Straßen zu Warschau. Er trat als einer der feurigsten Demagogen auf; doch sein Einfluß wurde sehr bald, besonders durch ein unter den Papieren des Großfürsten Konstantin aufgefundenes und im russ. Sinne verfaßtes Memoire über das poln. Erziehungswesen gelähmt, das M., um einer langen Untersuchung zu entgehen, im Gefängnisse geschrieben hatte. Er galt nun für ein niedriges Werkzeug Rußlands. Seine glühende Vaterlandsliebe trieb ihn ins poln. Heer; er focht als Gemeiner, obgleich ihm der Generalissimus Radziwill das Offizierspatent zuschickte, mit größter Auszeichnung bei Grochow, dann als Offizier bei Okuniew, Wawre und zuletzt bei Ostrolenka, wo er schwer verwundet wurde. Während seiner Heilung trat er wieder als Journalist auf und zeigte sich als der gewandteste Publicist Polens. Nach dem Falle von Warschau begab er sich nach Frankreich, wo er, um seine Landsleute für eine bessere Zeit vorzubereiten, seine „Powstanie narodu polskiego“ („Geschichte des poln. Aufstandes“, 2 Bde., Par. 1834) schrieb, in der er zeigte, wie die Parteien durch ihre Intriguen das schmachliche Ende des Aufstandes herbeigeführt hätten. Er starb am 20. Dec. 1834 zu Auxerre, wo ihm ein schönes Denkmal errichtet ist. Seine nach der Revolution verfaßten Aufsätze erschienen gesammelt als „Pisma rozmaite“ (Par. 1836).

Möckern, eine kleine Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, ist durch das Gesecht denkwürdig, in welchem am 5. Apr. 1813 die Preußen unter York über die Franzosen unter Eugen den Sieg davon trugen. Damit ist nicht zu verwechseln das Dorf Möckern bei Leipzig, welches der Schlacht bei Leipzig (s. d.) seinen weltgeschichtlichen Namen verdankt, wo am 16. Oct. die Preußen unter Blücher die Franzosen unter Marmont warfen.

Modalität, vom lat. Modus, bezeichnet die Art und Weise, wie Etwas existirt, geschieht oder gedacht wird, sodas man damit gewöhnlich die zufälligen Bestimmungen vorzugsweise bezeichnet. So spricht man von der Modalität eines Geschäfts, einer Handlung u. s. w. Im Sprachgebrauche der Philosophie ist Modalität eine Bestimmung der Urtheile, durch welche ihr Verhältniß zu dem urtheilenden Subjecte bezeichnet wird, je nachdem ein Urtheil entweder bloß für möglich, oder für wirklich gültig, oder für nothwendig

erklärt wird, also für den Urthellenden entweder problematisch, oder assertorisch oder apodiktisch ist. Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit heißen daher Modalitätsbegriffe. Bei Kant traten diese logischen Bestimmungen des Urtheils als besondere Functionen des Verstandes im Urtheilen auf, und die Unterschiede der Modalität sind bei ihm die drei letzten unter den zwölf Kategorien, die er für Stammbegriffe des menschlichen Geistes erklärte; es ist aber durchaus nicht nöthig, zur Ableitung dieser Unterschiede sich auf eine besondere Organisation des menschlichen Geistes zu berufen. Jedes Urtheil als solches ist eine bloße Versicherung (assertorisch); erst wenn man es mit seinem Gegentheile vergleicht, wird es entweder problematisch oder apodiktisch. Die Unmöglichkeit oder Undenkbarkeit des Gegentheils macht es zu einem nothwendigen; die gleiche Denkbarkeit, logische Möglichkeit oder Widerspruchlosigkeit des Gegentheils läßt ihm nur den Charakter des problematischen. Möglich ist niemals ein Urtheil allein, sondern eben die beiden verglichenen; nothwendig sind niemals zwei entgegengesetzte, sondern allemal eins von beiden. Die alte logische Regel: „von der Nothwendigkeit gelte der Schluß auf die Wirklichkeit, von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit, aber nicht umgekehrt“, versteht sich so von selbst.

Mode bezeichnet im Allgemeinen den Begriff von Dem, was an einem Orte Sitte und Gewohnheit, sowol im Handeln als Benehmen, in der Art sich zu kleiden und zu wohnen, kurz, zu leben ist, im engeren Sinne aber die gerade herrschende Art sich zu kleiden, so jedoch, daß durch dieses Wort mehr das Veränderliche, rasch Wechselnde in den äußern Formen des Lebens, als das Bleibende und Stabile bezeichnet wird. Der Wechsel und die Mannichfaltigkeit der Moden hängen daher von dem größern oder geringern Grade der Civilisation, des Verkehrs, der Industrie und des Reichthums eines Volks, sowie von der geographischen Lage und der politischen Einrichtung eines Landes ab. Je ärmer, uncultivirter, der Zahl nach beschränkter oder auch abgeschnittener von dem Weltverkehr ein Volk ist, je weniger wird bei ihm die Mode dem Wechsel unterworfen sein. Derselbe Fall wird auch eintreten, wo Despotie die freie Beweglichkeit hemmt, wie z. B. in den meisten asiat. Ländern, oder wo starres Festhalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen und feindliches Abschließen gegen alles Fremde, wie z. B. in China, den Geist einseitig macht und festbannt. Wo hingegen die individuelle Freiheit und Laune Spielraum hat, wo der immerwährende Verkehr mit andern Nationen den Blick erweitert, wo endlich in Folge einheimischer Industrie der nationale Wohlstand blüht, da muß die Art und Weise der Einzelnen zu leben, sich einzurichten, zu kleiden, zu schmücken u. s. w. den vielfachsten Wechsel haben, und es gehört daher große Befangenheit und Schwerfälligkeit dazu, um unbedingt das Anathema über die Mode zu sprechen. Sie belebt die Industrie und ist nur dann zu tadeln, wenn sie bis zur stückerhaften Narrheit und so weit getrieben wird, daß darüber Wichtigeres versäumt, der Verfall des häuslichen Wohlstandes herbeigeführt und die Lebenssache zur Hauptsache im Leben gemacht wird. Als Geburtsland der Moden wurde früher immer Frankreich betrachtet; doch macht England nicht weniger Anspruch auf diese Ehre, und man muß gestehen, daß in der Bizarrerie und Verschrobenheit der Art, sich zu kleiden, die brit. *Petitmaitres* es den franz. oft zuvorgethan haben. Die der Mode ganz oder zum Theil gewidmeten Zeitschriften sind deutschen Ursprungs. Die erste Zeitschrift dieser Art war die „Mode- und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch“ (Erfurt 1758); unter den spätern zeichneten sich vorzüglich aus die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode“, das frankfurter „Journal des dames“, die leipziger „Modenzeitung“ und das pariser Wochenblatt „Album des salons, ou Revue des modes et galerie des moeurs“. Die Geschichte der Moden bildet übrigens, so unbedeutend und geringfügig auch ihre Abwandlungen im Einzelnen erscheinen, namentlich für das moderne Europa einen nicht unbedeutenden Theil der Cultur- und Sittengeschichte; denn die Denkart und Sinnesweise eines Zeitalters sprechen sich oft sehr charakteristisch in den Außerlichkeiten der Lebensformen aus. Sehr geistreiche Erörterungen und Zusammenstellungen enthält in dieser Beziehung das Werk von H. Hauff, „Moden und Trachten. Fragmente zur Geschichte des Costums“ (Stuttg. und Tüb. 1840).

Modell, Vorbild oder Musterbild nennt man in der Malerei diejenigen männlichen oder weiblichen Individuen, die nackt dem Künstler zum Gegenstande seines

Studiums dienen; auch rechnet man dazu den zu gleichem Zwecke angewendeten Gliedermann (s. d.). Eine Nachbildung aber nach einem solchen Modell heißt ein *Act* (s. d.) oder eine Akademie. In der Bildhauerkunst und Bildgießerei versteht man unter Modell den von dem Künstler selbst aus Thon, Gyps oder Wachs gesformten Körper, der zum Vorbilde für denjenigen Körper dient, welchen er aus einem härtern Stoffe zu bilden beabsichtigt. In der Baukunst dient das im verjüngten Maßstabe aus Holz, Kork, Papiermasse u. s. w. gefertigte architektonische Modell dazu, um das wechselseitige Verhältniß der einzelnen Theile gegeneinander besser prüfen und leichter übersehen zu können. Endlich bedürfen der Modelle ganz besonders die Mechaniker und Maschinisten für neue Erfindungen. Eine der reichhaltigsten Sammlungen in letzterer Beziehung ist die in München.

Modena, ein souveraines ital. Herzogthum in der Lombardei, umfaßt die fruchtbare Ebene, welche der Panaro bewässert, schließt sich im Westen an Parma an und steht mit dem dazu gehörigen Herzogthum *Massa-Carrara* (s. d.) nur durch einen schmalen Landstrich in Verbindung. Es hat einen Flächenraum von 90 □ M. und 483000 E., worunter 1900 Juden. Im Süden wird es von den Apenninen durchzogen, die im Monte Simone bis zu 6500 F. aufsteigen. Die Flüsse sind, abgesehen von dem Po, der im Norden nur auf eine kurze Strecke die Grenze bildet, unbedeutend, und nur der Tassonikanal ist schiffbar. Der Boden ist im Norden eben und fruchtbar, das Klima gut, doch nicht so schön wie in Italien. Neben Ackerbau treibt man starken Weinbau, Obst und Öl-, sowie bedeutenden Seidenbau, sehr ansehnliche Viehzucht und Bergbau, namentlich auf Marmor. Die Industrie ist unbedeutend, der Handel und Verkehr ziemlich lebhaft. Die Staatsverfassung ist absolut monarchisch, und der Herzog gehört einer Seitenlinie des Hauses Östreich an. Politisch ist das Land in fünf Provinzen, Modena, Reggio, Garfagnana, *Massa-Carrara* und Lunigiana eingetheilt. Im Allgemeinen gelten die östr. Gesetze, die aber in einem eignen Gesetzbuche zusammengestellt sind; Vermögensconfiscationen sind eingeführt, Fideicommissa verboten. Das Unterrichtswesen ist ganz vernachlässigt. Das Militair, ganz nach östr. Weise organisiert, besteht aus ungefähr 1300 M. Die Staatseinkünfte betragen ungefähr 1,500000 Fl. M. gehörte in frühester Zeit zu dem Erarchat, dann zu Toscana und nachher nebst Ferrara den *Torellis*, welchen seit 1290 die Familie *Este* (s. d.) in der Herrschaft folgte. Clemens VIII. zog 1582 das Herzogthum Ferrara als eröffnetes Lehen ein und zu M. gehörten nun nur noch das Herzogthum *Reggio* (s. d.) und das Fürstenthum *Carpi*. Der Herzog Franz I. erwarb 1633 das Fürstenthum *Correggio*, Franz II. 1710 das Herzogthum *Mirandola* (s. d.), 1737 das Herzogthum *Novellara* und 1741 durch Heirath das Herzogthum *Massa-Carrara* (s. d.). Der letzte Herzog von M. aus dem Hause *Este* war *Hercules III.*, welcher beim Einrücken der Franzosen in Italien im J. 1796 die Flucht ergriff und im Frieden zu *Campo Formio* seines Landes beraubt, im *luneviller* Frieden mit dem *Breisgau* entschädigt wurde, den er an den mit seiner einzigen Tochter und Erbin, *Maria Beatrix*, verheiratheten Erzherzog *Karl Ant. Jos. Ferdinand* überließ und 1803 starb. Letzterer, der sich nun Herzog von *Modena-Breisgau* nannte, verlor den *Breisgau* durch den *presburger* Frieden 1805, und starb am 24. Dec. 1806. Sein Sohn, der Herzog *Franz IV.* (s. d.), gelangte erst 1814 wieder in den Besitz der großväterlichen Staaten, wo gleichzeitig auch seine Mutter die Regierung des Herzogthums *Massa-Carrara*, dem der Congreß zu *Wien* die kaiserlichen Lehne in der *Lunigiana* hinzufügte, von neuem antrat. Wie dieses Herzogthum bei dem Tode der Mutter, am 14. Nov. 1829, ihrem Sohne zufiel und mit dem Hauptstaat vereinigt wurde, so werden demselben nach dem Tode der Kaiserin *Marie Luise*, Herzogin von *Parma, Vicensa* und *Guasalla*, wo diese an *Lucca*, das Herzogthum *Lucca* an *Toscana* fällt, zufolge der Bestimmungen der *wiener* Congreßacte noch einige Gebietstheile dem Herzogthume M. zufallen, das nach Aussterben der regierenden Linie an Östreich kommt. Die furchtbare Reaction, welche sofort nach der Rückkehr *Franz's IV.* in seine Erbstaaten eintrat, konnte demselben unmöglich die Liebe seines Volks erwerben. Jesuiten und geheime *Policei* hielten jede freiere Regung nieder und durch Unterdrückung und überstrenge Überwachung aller Bildungsanstalten glaubte man für die Ruhe des Landes vollständig gesorgt zu haben, als die *franz. Zulirevolution*, die den Herzog zu um so schärfern Maßregeln gegen die Mitglieder

der damals in Italien verbreiteten geheimen Gesellschaften veranlaßte, auf die Stimmung in M. einen so gewaltigen Einfluß übte, daß es am 3. Febr. 1831 zum offenen Aufstande kam. An der Spitze stand merkwürdigerweise der Chef der geheimen Polizei, Ciro Menotti. Der Herzog mußte flüchten und ging nach Wien. Erst nachdem es den östr. Truppen gelungen, die Ruhe herzustellen, konnte er am 9. März nach Modena zurückkehren, wo er am 6. Apr. ein außerordentliches Gericht niederlegte, welches den Ciro Menotti und Andere zum Tode, und 107 zu den Galeeren verurtheilte, welche letztere Strafe aber in Einsperrung bei den unter der provisorischen Regierung vertriebenen, vom Herzoge aber schnell wiederhergerufenen Jesuiten verwandelt wurde. Auch die Juden verloren damals ihre seit 1795 erlangten Berechtigungen und mußten bedeutende Geldsummen erlegen. Gleichzeitig suchte der Herzog durch ein Journal „Voce della verità“, das er selbst leitete, sich der öffentlichen Meinung zu versichern. Nichtsdestoweniger kam man schon 1832 wieder einer Verschwörung auf die Spur, in Folge deren der Ritter Gius. Ricci, ein vertrauter Freund des Herzogs, gleich wie Menotti, erschossen wurde. Aus gleichem Grunde wurde in den J. 1833 und 1835 und später Mehre, darunter sehr angesehene Leute des Landes, zum Tode, zu den Galeeren und zur Güterconfiscation verurtheilt.

Modena, die Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Herzogthums, an einem Kanale, der die Secchia mit dem Panaro verbindet, ist eine sehr schön gebaute Stadt und der Sitz eines Bischofs, einer Universität, einer Ritterakademie, einer Kunstschule und eines Jesuitencollegiums, das 1815 wiederhergestellt wurde. Die Gassen bestehen meist aus bedeckten Gängen. Das herzogliche Schloß ist im Innern sehr prächtig eingerichtet und enthält noch immer eine Anzahl schöner Gemälde und Antiquitäten, obschon die berühmte modenesische Bildergalerie 1746 nach Dresden verkauft wurde. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 28000; die Stadt hat 34 Kirchen, zwei Dominicaner- und ein Benedictinerkloster.

Modena (Gustavo), einer der ausgezeichnetsten ital. Schauspieler, geb. 1803 zu Benebig, wurde von seinem Vater, der Schauspieler war und zur Wiedererhebung des ital. Dramas nicht wenig beitrug, ungeachtet seiner entschiedenen Vorliebe für die Bühne, bewogen, die Rechte zu studiren, was er in Padua und in Bologna that. Seit 1821 prakticirte er als Advocat in Rom, dann in Bologna. Doch allmählig fing er an, sich auf der gewissermaßen erzwungenen Laufbahn mehr und mehr zu misfallen, sodas er endlich 1826 zu dem Entschlusse kam, auf die Bühne zu gehen. Er that dies, trat zuerst in Rom auf und schnell entwickelte sich nun seine natürliche Anlage zum Bühnenskünstler. Doch die freien Regungen im J. 1831 blieben auch auf ihn nicht ohne Einfluß; er ergriff die Waffen und wurde verbannt. Frankreich, Belgien und die Schweiz waren abwechselnd die Aufenthaltsorte, wo er in der größten Dürftigkeit sieben Jahre verlebte. Nichtsdestoweniger hatte er sich verheirathet, als die Amnestie, welche der Kaiser Ferdinand 1838 für die ital. Verbannten erließ, auch ihm zu Gute kam. Er verweilte damals in London; Declamationen aus Dante's „Commedia divina“ im Kingstheater, die großen Beifall fanden, gewährten ihm die Mittel zur Rückkehr in das Vaterland, wo er von neuem seinen Ruf als Schauspieler gründete und zugleich der Lehrer einer dramatischen Schule wurde, die durch seine vorzüglichen Leistungen angeregt, auch Unterstützung fand. Die Schauspielertruppe, der er angehört, ist gegenwärtig eine der besten in Italien, jedoch nach ital. Weise eine wandernde. M.'s unermüdlige Thätigkeit für die Reform des ital. Dramas geht auch dahin, ein stehendes Nationaltheater zu Stande zu bringen.

Moder heißt die in nassen Gründen vorkommende, in trockenem Zustande leicht verbrennliche, schwarze oder schwarzbraune, erdige Substanz, welche sich aus wildwachsenden Pflanzen bildet. Die Moderlager bilden die sogenannten Brüche und Moore. Der beste Moder ist derjenige, der, aus Wasserpflanzen und Sumpfgewächsen entstanden, an Abhängen von Lehm- und Mergelhügeln vorkommt. Wachsen an den Rändern der Brüche süße Gräser, Kleearten und Disteln, so ist der Moder gut, wachsen aber daselbst Niedgräser und Moose, so ist der Moder schlecht. Will man den Moder zum Düngen benutzen, so muß man allen Zufluß des Wassers von ihm ableiten, weil der längere Zeit unter Wasser stehende Moder viel von seiner guten Beschaffenheit verliert. Die beste Wirkung bringt der

Moder auf leichten Bodenarten. Zu viel Moder, wenn besonders der Acker sandig ist, kann man nicht leicht anwenden. Am besten gedeihen nach gutem Moder Kartoffeln, Erbsen, Raps und Klee. Moderboden nennt man einen Boden, welcher bis 35 Procent Humus enthält und deshalb zur Cultur untauglich ist.

Moderato, d. h. gemäßigt, dient in der Musik zur Bezeichnung des Tempos.

Modern nennt man gewöhnlich, was der Mode (s. d.), dem Geschmacke und Charakter der gegenwärtigen Zeit gemäß ist, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunst und Poesie, was im Gegensatz des Antiken (s. d.) dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. christlichen Zeit angehört, der sich in der romantischen Mitterzeit und der ihr nachfolgenden Kunst vom 12. Jahrh. an am lebendigsten äußert, daher man auch das Romantische (s. d.) als den Geist der modernen Kunst angesehen hat. Da aber mit der Zeit der Reformation eine neue Epoche beginnt, in welcher wiederum der romantische Charakter dem hellern Lichte des Verstandes und der Wissenschaft weicht, so wird diese Epoche im Gegensatz der romantischen die moderne genannt.

Modestinus (Herennius), ein röm. Jurist des 3. Jahrh., war ein Schüler des Ulpian und der Lehrer des Kaisers Maximinus in der Rechtswissenschaft. Die Fragmente seiner Schriften finden sich in Hugo's „Jus civile antejustinianum“ (Berl. 1815).

Moblin, von den Russen Neugeorgiewsk genannt, in der poln. Wojwodschaft Plock, am Einflusse des Bug und der Narew in die Weichsel, drei Stunden von Warschau, ist jetzt eine der stärksten russ. Festungen und besteht nur aus Garnisonsgebäuden. Schon im 17. Jahrh. wurde daselbst von den Schweden ein verschanztes Lager angelegt. Nachdem Napoleon die Wichtigkeit des Places erkannt, ließ er 1807—12 die Festung erbauen. Im J. 1813 wurde sie von den Russen blockirt, aber erst, nachdem Alles verloren, und der größte Mangel an Lebensmitteln eingetreten war, am 25. Nov. von dem Commandanten, dem General Daendels, übergeben. Ebenso heldenmüthig vertheidigte sie während der Revolution im J. 1831 der poln. General Ledochowski, bis er nach dem Falle von Warschau, da sein Plan, die Festung in die Luft zu sprengen, an der Schwäche der im Kriegsrathe befragten Generale scheiterte, sich nebst der Besatzung kriegsgefangen ergeben mußte. Nach dem Untergange Polens wurde sie zu ihrer jetzigen Bedeutung erhoben.

Modon oder **Motun**, das Methone der Alten, eine Stadt auf einem Vorgebirge der südwestlichen Halbinsel Morea, in der griech. Provinz Messenien, hat einen guten Hafen, aber kein Trinkwasser, und zählte vor dem griech. Befreiungskriege, in welchem es fast gänzlich zerstört wurde, 7000 E., während es jetzt nur ungefähr 1000 hat. In der Nähe von M. landete am 25. Febr. 1825 das ägypt. Heer unter Ibrahim Pascha. Im J. 1827 nahmen die Stadt die Franzosen, die sie stark befestigten.

Modulation bezeichnet zunächst die besondere Art und Weise der Betonung, Verbindung und Abschattung der Tonphrasen, die geschickte oder ungeschickte Behandlung der Melodie und ihres Zusammenhanges. Dahin gehören vorzugsweise die rhythmischen Verhältnisse, die größern oder kleinern Einschnitte oder Gliederungen einer Melodie, welche von größtem Einfluß auf die Wirkung eines Tonsatzes sind. So versteht man unter Modulation im Allgemeinen die Anordnung und Abgemessenheit des ganzen Tongewebes eines Musikstückes nach Melodie und Harmonie. Diese Abgemessenheit kann aber nur bestehen in einer schicklichen Anordnung der unter sich nach allen Seiten hin verschiedenen Töne, aus welchen ein Musikstück besteht, und so begreift man denn unter Modulation im engeren Sinne diejenige Tonsführung, bei welcher ein musikalisches Stück sich aus einer Tonart in die andere bewegt, und zuletzt doch wieder in die erste Grundtonart zurückkehrt. Um der Wichtigkeit dieser harmonischen Bewegung willen hat man aber nur vorzugsweise den Ausdruck Modulation besonders auf den Zusammenhang der accordlichen Verhältnisse bezogen. Hier wird demnach dadurch die Kunst bezeichnet, die Harmonie aus der Haupttonart, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, durch andere Tonarten mittels schicklicher Ausweichungen durchzuführen, und dann wieder in den ersten oder Hauptton zurückzuleiten. (S. Ausweichung.)

Modulus oder **Mafstab** nennt man in der mathematischen Lehre von den Logarith-

men diejenige Zahl, welche das Verhältniß der Logarithmen eines Systems zu denen des natürlichen Systems bei gleichen zugehörigen Zahlen angibt. Sie ist immer gleich der Einheit, dividirt durch den natürlichen Logarithmus der Grundzahl des betreffenden Systems oder, was dasselbe ist, gleich dem Logarithmus der Grundzahl des natürlichen Systems in dem betreffenden künstlichen Systeme. Für das Brigg'sche oder gemeine System ist der Modulus = 0,4342944819.

Möen, eine zum dän. Stift Seeland gehörige Insel in der Ostsee, südöstlich von der Insel Seeland, von der sie durch den Ulfsund und nordöstlich von der Insel Falster gelegen, von der sie durch den Grönsund getrennt ist, hat einen Flächenraum von $4\frac{1}{2}$ QM. und 13000 E. dän. Stammes, die nächst Ackerbau hauptsächlich Fischerei und Schiffahrt treiben. Sie zeichnet sich durch ihre hügelige Gestalt des Bodens, der sich bis 470 F. erhebt, und ihre steilen Kreideufer (Möensklint) aus, die eine Höhe von 200 F. erreichen, ist aber sonst fruchtbar. Die Hauptstadt **Stegge**, mit Hafen, am Ulfsund, hat 13000 E.

Mogador, s. **Marokko**.

Möglich ist Das, was sich ohne Widerspruch in einem Begriffe vereinigen läßt, das Denkbare, und dieser Nichtwiderspruch ist die formale, logische **Möglichkeit**, die sich nach dem logischen Gesetze der Identität richtet. (**S. Modalität**.) **Möglichkeit** und **Unmöglichkeit** sind daher Bezeichnungen für die Verhältnisse der Begriffe und Gedanken, nicht der Dinge und Ereignisse. Wenn nichtsdestoweniger von einer realen **Möglichkeit** und **Unmöglichkeit** gesprochen wird, so ist das nicht unzulässig, indem man damit meint, daß unserer Kenntniß der Naturgesetze und den von ihnen abhängenden Bedingungen gewisser Ereignisse gemäß angenommen werden müssen, daß ein Ereigniß eintreten werde oder nicht. Dadurch, daß der Urtheilende den Begriff des real Möglichen oder Unmöglichen anwendet, tritt er immer noch nicht aus dem Kreise seiner Gedanken über den Zusammenhang der Natur heraus. Würde aber das Seiende oder Geschehende selbst für ein nur Mögliches erklärt, sodas die Möglichkeit ein Merkmal der Dinge und Ereignisse selbst sei und sie als mögliche schon existiren und doch auch nicht existiren, so würde das ein Fehler sein. Gleichwol hat dieser Fehler, das Seiende als aus seiner Möglichkeit und der Existenz zusammengesetzt zu betrachten, seit Aristoteles, der zuerst die Unterscheidung zwischen dem esse actu und dem esse potentia zur Grundlage der Metaphysik machte, bis auf Wolf herab den größten Einfluß auf die philosophischen Systeme gehabt. In der Natur ist Alles, was ist und geschieht, wirklich; das Reich der Möglichkeit und die reflectirende Unterscheidung zwischen dem Möglichen und Unmöglichen gehört dem Gedanken an.

Möglin, ein Dorf in der Nähe von Küstrin, ist bekannt wegen der dasigen Akademie des Landbaus, die 1804 von **Thaer** (s. d.) gestiftet und dann zur königlichen Akademie erhoben wurde. Zu der Lehranstalt gehören ein abgesondert gelegenes Gut, ein Laboratorium, eine Bibliothek, physikalische und technologische Sammlungen und ein ökonomisch-botanischer Garten, Brauerei, Brennerei, Zucker- und Syrupssiederei und Ziegelei. Von vorzüglichem Ruf ist die dasige Schäferei. Zweck der Lehranstalt ist, tüchtige Wirthschaftsdirigenten zu bilden. Die Lehrvorträge bestehen in Ackerbau, Viehzucht, Buchführung, Mathematik, Physik, Chemie, landwirthschaftlicher Technologie, Anatomie, Physiologie und Diätetik der Hausthiere. Den Unterricht ertheilen drei Lehrer. Gegen früher hat die Anstalt viel von ihrer Blüte verloren. Vgl. **Thaer**, „Geschichte meiner Wirthschaft zu M.“ (Weil. 1815) und dessen „Möglinsche Annalen“.

Mogul, s. **Großmogul**.

Mohacz, s. **Mohatsch**.

Mohammed (**Abul Kafem**) oder **Mahomed**, Religionsstifter, gehörte dem arab. Stamme **Koreish** und der Familie **Haschem** an, welche der heiligen Stadt **Mekka** und der **Kaba** (s. d.) vorstand, und wurde zu **Mekka** 569 oder 570 n. Chr. geboren. Sein Vater hieß **Abdallah** und seine Mutter **Amina**. Da jener frühzeitig starb und wenig Vermögen hinterließ, so ward M. erst von seinem Großvater, **Abdul Motallib**, und nach dessen Tode von seinem ältesten Oheim, **Abu Taleb**, erzogen. Dieser, ein Kaufmann, bestimmte ihn für denselben Stand und nahm ihn auf einer Handelsreise nach **Syrien** mit sich. Die mohammedan. Schriftsteller berichten zwar viel von den bewundernswürdigen Geistes- und

Körpereigenschaften, die M. auszeichneten; doch theilte er die Unwissenheit seiner Landsleute. In seinem 25. Jahre heirathete er die reiche Witwe Chabidscha, deren Factor er geworden war, und lebte mit ihr in glücklicher Ehe. Indes hatte er von Jugend auf eine Neigung zu religiöser Beschaulichkeit; er brachte den Monat Ramadan, besonders von seinem 35. Jahre an, in einer Höhle des Berges Hara bei Mekka in Einsamkeit zu. Da nun scheint der Entschluß in ihm gereift zu sein, den im Judenthume und Christenthume getrüben Glauben Abraham's als die einzige und wahre Religion der Ergebung (d. h. Islam) in den allmächtigen Willen des Herrn der Welten wiederherzustellen. Diese Idee äußerte er zuerst, als er 609 in seinem 40. Lebensjahre seine vorgebliche Sendung mit der Befehrung seiner Gattin Chabidscha begann, der er eine Offenbarung des Engels Gabriel, von dem er für einen Apostel Gottes erklärt worden, mittheilte. Durch sie wurde ihr Vetter, Werka Ben Nausil, gewonnen, der ein christlicher Priester war und das Alte und Neue Testament in das Arabische übersezt hatte. Auf diese folgten M.'s Diener Zeid, dem er die Freiheit schenkte, und sein junger Neffe, der feurige Ali ben Abu Taleb (s. d.). Sehr wichtig war der Beitritt Abubekr's (s. d.), eines Mannes von achtungswerthem Charakter, der in großem Ansehen stand und zehn der vornehmsten Bürger von Mekka nachzog. Als drei Jahre unter stillen Fortschritten verfloßen waren, versammelte M. seine Verwandten vom Geschlechte Haschem zu einem Gastmahle, verkündigte ihnen seine prophetische Sendung und fragte, wer von ihnen das Amt seines Deziern oder ersten Ministers übernehmen wolle. Alles verstummte, bis der jugendliche Ali seine Bereitwilligkeit dazu erklärte. Umsonst mahnte Abu Taleb, der Vater Ali's, von dem Beginnen ab, der, wiewol er selbst unbekehrt blieb, der neuen Lehre dadurch förderlich wurde, daß er M. in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht gewährte. Mehrmals wurde M. von den Anhängern des Gögendienstes mit offener Gewalt angegriffen und gezwungen, seine Wohnung zu verändern; aber oft hatte er auch die Genugthuung, seine erbittertsten Feinde zu bekehren. Als ihm im zehnten Jahre seines Prophetenamts Abu Taleb und die treue Chabidscha starben, war er genöthigt, sich auf einige Zeit nach der Stadt Tayef zu begeben. Dagegen fand er bei den Pilgrimen, welche die Kaaba besuchten, vielen Eingang und gewann unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In diese Zeit fällt M.'s berühmte nächtliche Reise in den Himmel auf dem Thiere Borak, unter Gabriel's Leitung, worüber der Koran (s. d.) dunkle Winke enthält. Im zwölften Jahre breitete sich der Islam auch unter den Einwohnern von Jethreb (nachmals Medina) aus, deren mehre dem Propheten ihren Beistand anboten und auch gewährten, als er, um den Mordplänen seiner Feinde zu entgehen, von Mekka fliehen mußte. Diese Flucht, am 15. Juli 622, von welcher die Mohammedaner ihre Zeitrechnung anfangen, ist unter dem Namen der Hegira (s. d.) oder Hedschra bekannt.

M. nahm nun die fürstliche und priesterliche Würde an, vermählte sich mit Abubekr's Tochter, Aidscha, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, seinen Entschluß, mit dem Schwerte seine Lehre zu verbreiten. Zuerst nahm er eine reiche Karavane, geführt von Abu soffän, dem Oberhaupte der Koreischiten, weg und andere günstige Unternehmungen folgten. Doch im J. 3 der Hegira griff Abu soffän mit einer M. weit überlegenen Streiterzahl diesen am Berge Dhub unfern Medina an und schlug ihn so gänzlich, daß M. nur mit Mühe das gesunkene Vertrauen der Seinigen wieder aufrichten konnte. Schon im folgenden Jahre erschien Abu soffän mit 10000 M. vor Medina; doch M. beschränkte sich klüglich auf die Vertheidigung. Als aber nach 20tägiger Belagerung die unter sich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, führte er unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls die Seinen zunächst gegen den jüd. Stamm von Koreidha, der mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfestung M. übergeben, der die blutigste Rache nahm. Einige Jahre später eroberte er auch Khaibar, den Hauptsitz der jüd. Macht in Arabien, wo ihm die Jüdin Jaiab ein langsam zehrendes Gift beibrachte, an welchem er nachmals starb. Zu derselben Zeit breitete sich seine Lehre und sein Ansehen unter den benachbarten Stämmen aus, und immer mehr erweiterten sich auch seine Ansichten. Im J. 7 der Hegira sendete er eine Einladung zur Annahme der neuen Religion an den König Khosru Parviz von Persien, an

den Kaiser Heraklius von Konstantinopel, an den König von Aegypten, von Aethiopien und an die Fürsten verschiedener Landschaften Arabiens. Vorzüglich wichtig aber war es für ihn, nicht länger ein Verbannter von Mekka, der heiligen Stadt der Araber, zu sein. An der Spitze von 1400 M. erschien er in der angeblichen Absicht, den Tempel von Mekka zu besuchen. Die Koreischiten widersetzten sich aber seinem Einzug und ließen ihn nur drei Tage unbewaffnet in der Kaaba seine Andacht verrichten. Dennoch gelang es ihm, in dieser Zeit drei Personen von großem Ansehen unter den Koreischiten und von noch größerem Ruhm unter den Moslemin, den Kaleb, Amru und Dthman, zu bekehren. Im J. 8 der Hegira rückte ein Heerhaufen M.'s unter Zeid's Anführung gegen die Stadt Muta in Palästina vor, wo der Statthalter des Kaisers Heraklius einen der moslemischen Abgesandten ermordet hatte. Zeid blieb, und nur der Muth Kaleb's, der sich hier den Beinamen Schwert Gottes erwarb, hinderte die Niederlage. Ein unbesonnener Treubruch der Koreischiten gab M. noch in demselben Jahre die erwünschte Gelegenheit, mit 10000 wohlbewaffneten und begeisterten Kriegern gegen Mekka zu ziehen. Die erschrockenen Koreischiten leisteten geringen Widerstand und erhielten nur unter der Bedingung, den Islam anzunehmen, Leben und Freiheit. Die Götzenbilder der Kaaba wurden zerstört, der schwarze Stein aber wurde durch des Propheten andächtige Berührung aufs neue Gegenstand der tiefsten Verehrung. M. erklärte den Tempel für das größte Heiligthum seiner Religion, und nur den Bekennern derselben wurde der Eintritt in die heilige Stadt Mekka gestattet. Das J. 9 nennen die Mohammedaner das Jahr der Gesandtschaften, weil eine Menge arab. Stämme durch Abgeordnete ihre Unterwerfung und Bekehrung ankündigte. M. beschloß jetzt an der Spitze von 30000 M., worunter 10000 Reiter, den feindlichen Planen des Kaisers Heraklius zuvorzukommen, begnügte sich jedoch, nachdem er bis Tabuk in Syrien vorgerückt war, den Kaiser schriftlich zur Annahme seiner Lehre aufzufodern. Er konnte als Herr von ganz Arabien angesehen werden, obgleich nicht alle Bewohner seine Religion angenommen hatten; vielmehr verstattete er den Christen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes gegen eine Kopfsteuer (Dschizja). Im J. 10 unternahm er die Abschiedswallfahrt nach Mekka, umgeben von dem höchsten Glanz und begleitet von 90000, nach Andern von 150000 Anhängern. Er starb bald nach der Rückkehr nach Medina in den Armen seiner Gemahlin Aidscha, im J. 11 der Hegira. Von allen seinen Weibern hatte ihm nur die erste Kinder geboren, und von diesen überlebte ihn nur seine Tochter Fatima, die Gemahlin Ali's. Vgl. Sagnier, „La vie de M.“ (Amst. 1732; deutsch von Wetterlein, 2 Bde., Köth. 1802—4) und Dlsner, „Mohammed“ (Frankf. 1810).

Mohammed ist der Name von vier türk. Kaisern oder Padiſchahs. — M. I., geb. 1374, mußte sich nach seines Vaters Bajazet's I. Tode, gest. 1403, den Thron gegen seine Brüder Soltman I., gest. 1409, und Musa, gest. 1413, erkämpfen und starb 1421. — Mohammed II. (s. d.) regierte 1451—81. — M. III., 1595—1603, geb. 1566, der Sohn und Nachfolger seines Vaters Murad's III., war ein furchtbarer Wütherich gegen seine Familie und grausam im Kriege gegen die Christen, die im Anfange seiner Regierung siegreich gegen ihn fochten. — M. IV. war ein unbedeutender Regent, der 1648 als siebenjähriger Knabe den Thron bestieg, in Folge seiner Weichlichkeit und Trägheit aber, der man die Niederlagen gegen die Polen und Deutschen zuschrieb, 1687 des Thrones entsetzt wurde und 1691 im Gefängniß starb. Seine Regierung ist nur durch die beiden Großvezire Mehemed und Achmed Köprili (s. d.) berühmt.

Mohammed II., türk. Kaiser 1451—81, mit dem Beinamen Bujuk, d. h. der Große, der Sohn und Nachfolger Murad's II., war zu Adrianopel 1430 geboren. Durch die Geschichte Alexander's des Großen zum Wetteifer angeflammt, machte er die vollständige Eroberung des griech. Reichs zum Ziel seines Strebens. Schon am 6. Apr. 1453 begann M. mit 300000 M. Landtruppen, 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen die Belagerung Konstantinopels, das sich, obſchon es kaum 10000 waffenfähige Mannschaften entgegenstellen konnte, tapfer vertheidigte, am Ende aber doch unterlag und nach 53tägiger Belagerung, am 29. Mai, mit Sturm genommen und nun der Plünderung und Verwüstung preisgegeben wurde. Nachdem aber M. Konstantinopel zum Hauptsitz seines Reichs bestimmt hatte, gewährte er den Griechen, um neue Einwohner herbeizuziehen, völlige Fre-

ligionsfreiheit und erlaubte ihnen, sich wieder einen Patriarchen zu wählen. So wurde die Stadt bald wieder blühend, die er nun von neuem befestigen ließ, zu welchem Zwecke auch am Eingange des Hellespont die Dardanellen angelegt wurden. Nach dem Falle Konstantinopels wendete er sich mit seinen Eroberungsplänen zuerst gegen Albanien, das er indes erst nach Skanderbeg's (s. d.) Tode 1467 zu unterwerfen vermochte. Sein weiteres Vordringen in Ungarn hielt Joh. Hunyad (s. d.) auf, der ihn 1456 nöthigte, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, bei welcher er 25000 M. verlor und schwer verwundet wurde. Dagegen eroberte er in kurzer Zeit Serbien, Griechenland und den Peloponnes, die meisten Inseln im Archipel und das griech. Kaiserthum von Trapezunt. Der Republik Venedig entriß er unter Andern 1470 Negroponte und Lemnos und den Genuesern 1474 Kaffa, nachdem er 1473 den Khan der krimischen Tataren zu seinem Vasallen gemacht. Die öftern Kriege mit Persien hinderten ihn, sein Kriegsglück gegen die christlichen Mächte weiter zu verfolgen. Zwar griff er 1480 die Insel Rhodus an, wurde aber von den Johanniterrittern mit großem Verluste zurückgetrieben. Hierauf wendete er seine Waffen gegen Italien und schon hatten seine Truppen Otranto eingenommen, als er 1481 auf einem Zuge gegen Persien starb. M. hatte während seiner Regierung zwölf Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Glänzende Eigenschaften des Geistes und glückliche Erfolge hätten ihm Ansprüche auf den Namen eines großen Fürsten gegeben, wenn nicht Grausamkeit, Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze ihn als Unmenschen charakterisirten. Er sprach Griechisch, Arabisch und Persisch, verstand Lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntniß in der Geographie und Mathematik und kannte die Geschichte des Alterthums, ohne doch wahre Bildung zu besitzen.

Mohammed Ali, s. Mehemed Ali.

Mohammedanismus, Is lam oder Is lam is mus heißt die Religionslehre der Mohammedaner. Sie besteht in folgenden Hauptpunkten: Es ist nur ein einziger Gott, der das Universum beherrscht und von den Menschen verehrt sein will durch Ergebung in seinen Willen, andächtiges Gebet, Wohlthätigkeit gegen Arme und Fremde, Redlichkeit, Keuschheit, Nüchternheit und Reinlichkeit, tapfere Vertheidigung seiner Sache bis in den Tod. Wer diese Pflichten erfüllt, gehört zu den Gläubigen (Muslimin oder Muminin) und empfängt als Lohn das ewige Leben. Die Freude des ewigen Lebens besteht darin, daß die Gläubigen das Antlitz Gottes schauen; daher der Ausdruck „Etwas um des Antlitzes Gottes willen thun“. An andern Stellen schildert der Koran die Freude des ewigen Lebens unter dem Bilde eines ewig grünen Gartens mit rieselnden Quellen, in welchem himmlische Jungfrauen mit bligenden Augen weilen. Moses, David, Jesus werden als göttliche Boten anerkannt, aber ihre Anhänger haben deren Lehren entstellt; die Juden halten nicht mehr ihr Gesetz; die Christen sind Götzendiener geworden, denn sie lehren, daß die Gottheit aus „Vater, Mutter und Sohn“ bestehe. Darum mußte Mahommed, „das Siegel der Propheten“, gesendet werden. Die Plagiate des Koran aus der Bibel erklären sich aus dem langen Umgange Mohammed's mit dem christlichen Priester Werka. Übrigens sind zugleich rabbinische und apokryphische Märchen aufgenommen. Die vorgeschriebenen gottesdienstlichen Übungen sind einfach, aber beschwerlich, daher sie auch nur mit Widerstreben angenommen wurden. Täglich hat der Gläubige fünf Mal, und auch des Nachts zu beten; er hat wiederholte Abwaschungen vorzunehmen und zwar, wo das Wasser fehlt, mit Sand; den Monat Ramadan täglich bis Sonnenuntergang zu fasten; die Wallfahrt nach Mekka unter sehr beschwerlichen Gebräuchen zu vollziehen; milde Gaben und Zehnten von seinen besten Gütern abzugeben. Die Polygamie, von der äußerst wenige Moslemen Gebrauch machen, stand bereits den heidnischen Arabern frei und ist nichts dem Islam Eigenthümliches. Der Koran (s. d.), welcher unter Abubekr gesammelt wurde, enthält die größern Vorträge Mohammed's; die Sunna oder der Habith, d. i. Überlieferung, über 7000 großentheils unechte kürzere Aussprüche desselben und Nachrichten über deren Veranlassung. Vgl. Taylor, „History of Mohammedanism“ (Lond. 1834) und Gerock, „Darstellung der Christologie des Koran“ (Hamb. 1839).

Mohar (*Panicum germanicum*) ist eine im südlichen Europa, in Ungarn, auch in Deutschland wildwachsende Pflanze, die man in Frankreich, Ungarn und in der Lombardei

theils als Futter, theils zur Samengewinnung cultivirt. Pferde sowol als Rinder fressen den Mohar in grünem und getrocknetem Zustande sehr gern und werden davon fett. Die Samen des Mohars kommen hinsichtlich ihres Geschmacks mit denen des Hirse fast überein. Da aber der Mohar sehr häufig vom Staubbrenne befallen wird, so baut man ihn häufiger als Futterpflanze denn als Mehlsfrucht an.

Mohatsch oder **Mohacz**, Marktsteden in Ungarn an der Donau, in der baramer Gespanschaft, mit 8500 E. magyar., deutscher und serb. Nationalität und katholischer, reformirter und griech. Confession, mit einem festen Schlosse und einem katholischen Gymnasium, ist namentlich auch durch zwei Schlachten merkwürdig. Die erste fiel daselbst am 28. Aug. 1526 zwischen den Türken unter Soliman II. und den Ungarn unter Ludwig II. vor, welcher Letztere völlig geschlagen wurde und bei dem Dorfe Ezelje auf der Flucht in einem Sumpfe umkam. In der andern am 12. Aug. 1687 brachte der Herzog Karl von Lothringen den Türken unter dem Großvezier Soliman eine entscheidende Niederlage bei.

Mohawker oder **Mohawks**, s. Irokesen.

Mohilew, ein Gouvernement des westlichen Rußland von 1152 □M. mit 850000 E., dessen Grenzen die Gouvernements Witebsk, Smolensk, Tschernigow und Minsk bilden, gehörte in ältester Zeit zum russ. Fürstenthum Smolensk und nach der Eroberung durch die Lithauer und unter poln. Oberherrschaft zu den Wojwodschaften Weislaw und Witebsk. Als es 1772 wieder an Rußland gekommen war, erhielt es 1778 eine eigne Gouvernementsverfassung, wurde dann 1796 unter dem Namen Weisrußland mit Witebsk vereinigt, 1802 aber wieder ein besonderes Gouvernement. Es ist eine ebene, von nur wenigen unbedeutenden Hügeln durchzogene, sehr fruchtbare, eines milden Klimas genießende Provinz, die zum Flußgebiet des Dniepr gehört, der mit seinen ansehnlichen Nebenflüssen Sosha und Druetz das Land bewässert. Die Bewohner sind sehr thätig, kunstfertig und industriös. Ackerbau und Obstzucht stehen auf einer hohen Stufe der Ausbildung, und besonders ausgezeichnet ist das hiesige Gemüse; auch Viehzucht und Jagd, bei den herrlichen Viehweiden und den ausgedehnten Wäldern, und die Waldbienenzucht werden in großem Umfange getrieben. Endlich bietet der Dniepr mit seinen Nebenströmen Gelegenheit zu einer ausgedehnten Flußschiffahrt und zu einem sehr umfangreichen, durch den Productenreichthum besonders gehobenen Handel dar, den die Einwohner, meist Rußniaten, aber auch Großrussen, Deutsche und Juden, ja sogar Zigeuner, mit den umliegenden Gouvernements unterhalten. So vereinigt sich Alles, das Land zu einem der wohlhabendsten Districte Rußlands zu machen. — Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, am Dniepr, in einer schönen, fruchtbaren Gegend, ist eine der freundlichsten Städte Rußlands. Sie ist der Sitz zweier Erzbischöfe, eines griech. und eines katholischen, und hat breite, gerade, schöngepflasterte Straßen, in der Mitte einen achteckigen, von schönen Gebäuden umgebenen Platz und eine schattenreiche, um die ganze Stadt führende Promenade, die eine herrliche Aussicht in das Dnieprthal gewährt. In den Vorstädten gibt es viele Obstgärten; auf einer Anhöhe liegt das alte Schloß. Sie hat 27 Kirchen, worunter sich die prächtige Josephskirche auszeichnet, vier Klöster, früher auch ein Jesuitencollegium, 14 Schulen und Lehranstalten, 125 Fabriken, und im J. 1839 schon 23100 E., die sehr gewerbfleißig, einen lebhaften, durch drei Wochenmärkte gehobenen Handel unterhalten. Auch bestehen daselbst ein geistliches Seminar und eine Bibelgesellschaft. Am 23. Juli 1812 kam es hier zwischen den Franzosen und Russen, unter Bagration's Befehle, zur Schlacht. Etwa eine Stunde von der Stadt, in sehr romantischer Gegend, liegt der geschmackvolle mit einemitterschloß versehene Santschin'sche Park, wo 1780 die Kaiserin Katharina II. mit dem Kaiser Joseph II. eine Zusammenkunft hielt.

Mohl (Julius von), Mitglied der Akademie der Inschriften in Paris, geb. zu Stuttgart am 25. Oct. 1800, der Sohn des frühern Oberconsistorialpräsidenten und noch gegenwärtig thätigen Mitglieds der württemberg. ersten Kammer, Ferdinand's von M., genos von Jugend auf eine höchst sorgfältige Erziehung. Er studirte auf der Universität und im theologischen Seminar zu Tübingen. Zur Fortsetzung seiner orient. Studien ging er 1823 nach Paris, wo er besonders Sylvestre de Sacy und Rémusat hörte. Im J. 1826 wurde er außerordentlicher Professor der orient. Literatur zu Tübingen; zugleich erhielt er zur

Fortsetzung seiner Studien einen unbestimmten Urlaub, der ihm erlaubte, die J. 1826 und 1827 und 1830 und 1831 in London und Oxford zuzubringen. Mit besonderer Vorliebe trieb er das Persische. Als Beweis seiner desfallsigen Studien gab er anonym mit Delahauten die „*Fragments relatifs à la religion de Zoroastre*“ (Par. 1829) heraus. Darauf besorgte er die Herausgabe von „*Confucii Chi-king sive liber carminum, ex latina P. Lacharme interpretatione*“ (Stuttg. 1830), und von „*X-king, antiquissimus Sinarum liber, ex interpretatione P. Regis*“ (2 Bde., Stuttg. 1834—39). Von der franz. Regierung beauftragt, die Bearbeitung des „*Sahah-nameli*“ von Firduß für die „*Collection orientale*“ zu übernehmen, hatte er inzwischen 1832 seine Entlassung als Professor in Tübingen genommen und war nach Paris gegangen, das er nun zu seinem bleibenden Aufenthalte wählte. Die ihm gestellte Aufgabe hat er in den beiden bis jetzt erschienenen ersten Bänden (Par. 1838—40, Fol.) würdig gelöst. Seine Thätigkeit als Mitglied der Asiat. Gesellschaft in Paris ist die höchst verdienstvolle, und ihm verdankt namentlich das „*Journal asiatique*“ die interessantesten Beiträge. Im J. 1844 wurde er in die Akademie der Inschriften aufgenommen. — Brüder von ihm sind Rob. von M., ordentlicher Professor der Rechte in Tübingen, ein ausgezeichnete Staatswissenschaftslehrer, der, als er in Folge seiner freimüthigen Ansichten 1845 als Regierungsrath nach Ulm versetzt werden sollte, seine Entlassung aus dem Staatsdienst nahm. — Hugo v. M., ordentlicher Professor der Botanik in Tübingen, der durch seine gründlichen Schriften eines bedeutenden Rufes sich zu erheben hat; — und Mor. v. M., Obersteuerrath in Stuttgart, der ebenfalls als Schriftsteller aufgetreten ist.

Möhler (Joh. Adam), katholischer Theolog, geb. am 6. Mai 1796 zu Igereheim, machte seine Studien zu Mergentheim, Ellwangen, Tübingen und in dem bischöflichen Seminar zu Mottenburg und wurde, 1819 zum Priester geweiht, zuerst Hüfspriester in Weil, dann in Niedlingen. Im J. 1820 ging er als Präparand zum Gymnasiallehrer nach Tübingen zurück, wurde bald darauf Repetent und 1822 Privatdocent der Theologie. Nach einer wissenschaftlichen Reise begann er zunächst über Kirchenrecht und später regelmäßig über Kirchengeschichte und Patrologie zu lesen. Seine Schrift „*Die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus*“ (Tüb. 1825; 2. Aufl., 1843) begründete seinen auswärtigen Ruf und veranlaßte seine Berufung nach Freiburg. Da er weder dieser noch dem Rufe nach Breslau, den er nach dem Erscheinen seines „*Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus*“ (Mainz 1827; 2. Aufl., 1844) erhielt, folgte, so wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie an der Landesuniversität befördert und mit der theologischen Doctorwürde beehrt. Dieselbe orthodoxe Grundansicht wie in den erstern beiden Schriften, gepaart mit dem Streben, Geist und Leben in den verkümmerten Zustand katholischer Wissenschaft und in kirchliche Formen überzutragen, trat in seiner „*Symbolik*“ (Mainz 1832; 6. Aufl., 1844) hervor, welche außerordentliches Aufsehen erregte und viele Gegenschriften der Protestanten hervorrief. Eine derselben von Baur erwiderte M. mit seinen „*Neuen Untersuchungen der Lehrgegenstände zwischen den Katholiken und Protestanten*“ (Mainz 1834; 2. Aufl., 1835). Durch ein Rescript des württemberg. Ministeriums, welches ihm die Erneuerung längst verfallener Potemik Schuld gab, und durch das gespannte Verhältniß zur evangelischen Facultät wurde ihm der Aufenthalt in Tübingen verleidet. Um so willkommener war es ihm, als ihm 1834 von der preuß. Regierung die Wahl einer Professur zu Bonn, Breslau oder Münster freigestellt wurde. Indessen machten dogmatische und klimatische Hindernisse es rathsam, das Anerbieten in Bezug auf Bonn und Münster abzulehnen und zu Anfange des J. 1835 einen inzwischen erhaltenen Ruf nach München anzunehmen. Hier lebte M. in glücklichen Verhältnissen, mehr als Lehrer, weniger als Schriftsteller thätig. Auch eine abermalige Einladung nach Bonn lehnte er ab. Er starb am 12. Apr. 1838, nachdem er noch kurz vor seinem Tode zum Domdecan in Würzburg ernannt worden war. Seine „*Nachgelassenen Schriften*“ hat Dollinger (2 Bde., Regensb. 1839—40) und seine „*Patrologie oder christliche Literaturgeschichte*“ Neithmayr (Bd. 1, Regensb. 1839) veröffentlicht.

Mohr oder Mohnsamen heißen die kleinen Samenkömer des aus dem Orient und Aegypten stammenden, in Gärten und Feldern verwildert vorkommenden Garten- oder Feldmohns (*Papaver officinale* oder *P. somniferum*), die derselbe in seinen gro-

fen, anfänglich fleischigen, bei dem Reifen aber hart und holzig werdenden Samenbehältnissen, den Mohnköpfen, verschließt. Gewöhnlich ist der Mohnsamen von blaugrauer oder weißer, seltener von bräunlicher, schwärzlicher oder gelblicher Farbe; der weiße Mohnsamen von dem großköpfigen hohen Mohn mit weißer Blüte ist der beste, ihm am nächsten steht der blaugraue von Pflanzen derselben Größe. Er hat einen angenehmen süßlichen Geschmack, ist fett, ölig und nahrhaft und wird daher zu Suppen und Backwerk, sowie auch arzneilich bei heftigen Brustbeschwerden gebraucht; hauptsächlich aber bereitet man Daraus, das, kalt und mit Vorsicht gepreßt, dem besten Olivenöl ziemlich gleichkommt und beim Malen vor allen andern Ölen den Vorzug hat, daß es gut trocknet und den Farben nicht schadet. Aus dem in den noch grünen Köpfen enthaltenen widerlich schmeckenden Milchsaft der Mohnpflanze wird *Pium* (s. d.) gewonnen.

Mohn (Sigm.), einer der ersten unter den neuern deutschen Glasmalern, geb. zu Weissenfels 1760, lernte als Tischler und wurde dann Soldat. Nachdem er seinen Abschied erhalten, beschäftigte er sich mit Silhouettiren und Glasmalerei. Seine Versuche in letzterer Kunst stellte er zum ersten Male im J. 1809 in Leipzig aus. Hierauf ging er nach Dresden, wo er 1815 starb. — Ihn unterstützte bei seinen Arbeiten sein ältester Sohn, Gottlob Sam. M., der sich als Glasmaler einen noch größern Ruf als sein Vater erwarb. Geboren zu Weissenfels im J. 1789, hatte er eine gute Gymnasialbildung genossen und unter der väterlichen Leitung zugleich mit den Elementen der Kunst sich vertraut gemacht. Mit seinem Vater malte er die Glasfenster in der Kapelle zu Ludwigslust in Mecklenburg, dann besuchte er zu seiner weitem Ausbildung Berlin, Leipzig und Wien, wo er den Unterricht in der Kunstakademie benutzte und an dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und dem Erzherzoge Johann Gönner fand. Seine schönsten Arbeiten sind die Malereien der Glasfenster der kaiserlichen Kapelle zu Laxenburg bei Wien. Er starb zu Laxenburg am 2. Nov. 1825.

Mohnke (Gottlieb Christian Friedr.), geb. am 6. Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern, besuchte das Gymnasium zu Stralsund und studirte seit 1799 in Greifswald und seit 1801 in Jena Theologie. Von 1803—10 lebte er als Hauslehrer auf der Insel Rügen, dann wurde er Conrector und 1811 Rector an der Stadtschule zu Greifswald. Im J. 1813 kam er als Pastor an der Jakobikirche nach Stralsund und 1819 wurde er, nachdem die Provinz inzwischen an Preußen abgetreten worden war, zugleich Consistorial- und Schulrath bei der Regierung von Neuvorpommern und Rügen. Mit königlicher Unterstützung machte er 1827 zur Wiederherstellung seiner durch eine zweijährige Krankheit zerrütteten Gesundheit eine Reise durch Schlesien, Böhmen, Baiern, Franken und Sachsen. In dieser Zeit wurde er durch den damaligen schwed. Generalconsul Lundblad zu Greifswald mit den Dichtungen Tegner's bekannt, und dieser zufällige Umstand gab ihm Veranlassung, sich der skandinav. Literatur zuzuwenden. Er erlernte zuerst die schwed., später auch die dän. und isländ. Sprache, und eine Reise durch das südliche Schweden und nach Seeland, die er im Herbst 1829 machte, befreundete ihn nur um so mehr mit der Literatur des Nordens. Er starb zu Greifswald am 6. Juli 1841. Unter seinen zahlreichen Schriften war die unvollendet gebliebene „Geschichte der Literatur der Griechen und Römer“ (Bd. 1, Greifsw. 1813) eine der ersten. Sein „Ulrich Hutten's Jugendleben“ (Greifsw. 1816) ist ein interessanter Beitrag zur Literaturgeschichte des 16. Jahrh. Seine „Urkundliche Geschichte der sogenannten professio fidei tridentinae und einiger andern röm. Glaubensbekenntnisse“ (Greifsw. 1822) und der Nachtrag zu dieser Schrift „Zur Geschichte des ungar. Fluchformulars“ (Greifsw. 1823) erläutern gründlich einen damals vielbesprochenen Gegenstand. Durch die Herausgabe und Erläuterung von „Bartholomäi Saftrowen Herkommen, Geburt und Lauff seines ganzen Lebens“ (3 Bde., Greifsw. 1823—24) erwarb er sich ein anerkanntes Verdienst um die Geschichte des 16. Jahrh. Werthvolle Beiträge zu der Geschichte des Kirchenliedes legte er in seinen „Hymnologischen Forschungen“ (2 Bde., Straß. 1831—32) nieder, durch welche auch die Geschichte der Reformation in Pommern mannichfache Aufklärungen erhielt. Außerdem aber geben von seiner Thätigkeit für die Geschichte, besonders die Kirchen- und Literaturgeschichte Pommerns noch Zeugniß theils die von ihm in Verbindung mit E. H. Zober aus Handschriften besorgte Herausgabe von Johann Berckmann's „Stralsundischer Chronik u. s. w.“ (Straß. 1833),

theils die kleinern Schriften, z. B. „Die Feier des Jubelfestes der augsbургischen Confession in Neuvorpommern in den J. 1630, 1730 und 1830“ (Stralsf. 1830), „Die Krönung Christian's III., Königs von Dänemark, und seiner Gemahlin Dorothea durch Bugenhagen“ (Stralsf. 1832), „Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund u. s. w.“ (Stralsf. 1833), „Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern“ (Stett. 1840); auch seine kirchenhistorische Monographie „Johannes Frederus“ in drei Abtheilungen (Stralsf. 1837—40) gehört zum Theil hierher. Durch seine Übersetzungen von Esaias Tegner's „Frithjofs Sage“ (Stralsf. 1826; 5. Aufl., Lpz. 1842), dessen „Auerhahn“ (Stralsf. 1828) und „Sämmtliche Gedichte“ (3 Bde., Lpz. 1840), sowie von Nicander's „Runen“ (Stuttg. 1829) hat er namentlich die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die neuere poetische Literatur der Schweden gelenkt und die Bekanntschaft mit ihr vermittelt. Auch von Tegner's Schrift „Die Kirche und Schule Schwedens in den beiden letzten Jahrzehnden“ (Stralsf. 1837) und von Delprat, „Die Bruderschaft des gemeinsamen Lebens“ (Lpz. 1840) haben wir durch ihn Übersetzungen erhalten. Verdeutschungen von Neden und Gedichten schwed. und dän. Schriftsteller enthält die von ihm und Schütt unter dem Titel „Skandinavisches“ (Stralsf. 1832) herausgegebene Sammlung. Nicht minder verdienstlich waren seine Bemühungen für die Erleichterung und Verbreitung der Kenntniß der ältern scandinav. Literatur. Durch seine „Volkslieder der Schweden“ (Bd. 1, Berl. 1830) und „Altschwed. Balladen, Märchen und Schwänke“ (Stuttg. und Tüb. 1836) ist die reiche Sammlung von Geijer und Afjellius, „Svenska folk-visar“, beinahe vollständig auf deutschen Boden verpflanzt worden. Von seiner Übertragung des Hauptwerks für die nord. mythische Geschichte, „Heimskringla oder Sagen der Könige von Norwegen von Snorre, dem Sohne Sturlas“, ist nur der erste Band in zwei Abtheilungen (Stralsf. 1835—37) erschienen; schon früher hatte er aus dem Isländischen „Die Saga von Frithjof dem Starken“ (Stralsf. 1830) überetzt und in Verbindung mit Nasn die „Faereyinga-Saga im isländ. Grundtext mit faröischer, dän. und deutscher Übersetzung“ (Kopenh. 1833) herausgegeben; auch seine Übersetzung von Nasn, „Die Verlesere der Isländer“ (Berl. 1830), und von Nasn, „Die Entdeckung Amerikas im 10. Jahrh.“ (Stralsf. 1838) sind hier zu erwähnen. Vgl. Zober, „Zur Erinnerung an Dr. Gottl. M.“ (Stralsf. 1842).

Mohr ist entstanden aus Maure (s. Mauren), wird aber auch gleichbedeutend mit **Äthiopier** (s. d.) und mit **Neger** (s. d.) gebraucht, obschon mit Unrecht, da der Mohr stets von tiefbrauner, der Neger von schwarzer Farbe ist.

Möhre (*Daucus carotta*) ist eine in Deutschland fast überall wild wachsende, durch Cultur aber veredelte Gemüse- und Futterpflanze, die sowol in den Gärten als in dem freien Felde angebaut wird. In den Gärten cultivirt man zwei Unterarten, die eigentliche Möhre und die **Carotten**, welche letztern im Allgemeinen feiner und zartfleischiger als die Möhren sind. Außer der allgemeinen Nuzung dienen die Möhren auch zu Kaffeekurrogat, zur Bereitung von Möhrensaft, Syrup und Branntwein.

Mohs (Friedr.), der Begründer der naturhistorischen Methode in der **Mineralogie** (s. d.), wurde ums J. 1774 zu Gernrode am Harz geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der Kaufmann war, sollte er dessen Geschäft fortführen; allein eine entschiedene Neigung für eine höhere wissenschaftliche Bildung, namentlich für Mathematik, drängte ihn, eine andere Laufbahn zu verfolgen. Er studirte 1796—98 in Halle, besuchte die Bergakademie zu Freiberg und fand sehr bald eine Anstellung in Anhalt-Bernburg, die er aber aufgab, um sich an der Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt in Dublin zu betheiligen. Als dieselbe nicht zu Stande kam, ging er wieder nach Freiberg und dann 1802 nach Wien, wo er die Beschreibung der Mineraliensammlung des Bankiers van der Null übernahm und herausgab, in der er (Wien 1804; 2. Aufl., 1806) zuerst seine naturhistorischen Ansichten niederlegte, welche er nachher weiter entwickelte. Hierauf bereiste er in geognostischer und bergmännischer Hinsicht Steiermark, Salzburg, Kärnten, Krain, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. und 1810 im Auftrage der östr. Regierung die Gegenden im Passauischen, in Osterreich und in Böhmen, wo Porzellanerde sich findet. Im J. 1811, wo er auf Anregung des Erzherzogs Johann eine neue Reise nach Steiermark unternommen hatte, ernannten ihn die dasigen Stände zum Professor der Mineralogie am Johanneum

zu Gräß. Mit dem Grafen von Breuner aus Wien, der in Gräß sein Schüler gewesen, machte er 1817 eine Reise nach England. In Edinburgh erhielt er den Ruf als Professor der Mineralogie in Freiberg an Werner's Stelle, den er auch annahm; 1826 aber ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er 1838 Bergrath wurde. Er starb zu Agordo bei Belluno am 29. Sept. 1839. Seine vorzüglichsten Schriften sind der „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung und Erkenntniß der Fossilien“ (Bd. 1, Wien 1813), die „Charaktere der Classen, Ordnungen, Geschlechter und Arten oder Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems“ (Dresd. 1820), der „Grundriß der Mineralogie“ (2 Bde., Dresd. 1822—24; 2. Aufl., 1839), den sein Schüler Haidinger mit vielen Zusätzen ins Englische übersetzte (3 Bde., Ebd. 1825), und „Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs“ (Wien 1832; 2. Aufl., fortgesetzt von Zippe, 2 Bde., Wien 1836—39).

Moira (Graf von), s. Hastings (Francis Rawdon, Marquis von).

Moiriren oder **Wässern** nennt man das Verfahren, mittels dessen man gewebten Stoffen und in neuerer Zeit auch dem verzinnnten Eisenblech (s. Metallmoir) auf der Oberfläche ein flammiges oder wolfiges, wellen- oder perlmutterartiges Ansehen gibt. Bei den Geweben erlangt man dieses gewässerte Ansehen dadurch, daß man dieselben auf der zu wässernden Fläche mit einer wässerigen Auflösung von Gummi arabicum und Flüssigkeiten mittels eines Schwammes befeuchtet, die rechten Seiten gegeneinander legt und den Stoff dann in noch feuchtem Zustande durch die heiße Moirirpresse gehen läßt. Diese Presse besteht aus einem Gestelle, in welchem ein hohler Cylinder von Metall sich befindet, der durch Dampf oder glühende Kohlen von innen geheizt wird. Dieser Cylinder erhält seine Umdrehung zwischen zwei spiegelblank polirten Metallplatten, und zwischen ihnen und dem Cylinder wird der zu moirirende Stoff durchgewunden. Bänder werden behufs des Moirirens auf einen Rahmen gewickelt und zwischen erhitzten Metallplatten gepreßt.

Moitte (Jean Guill.), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 1747, entwickelte früh ein ausgezeichnetes Kunsttalent und hatte zuerst Pigalle, dann Lemoine zum Lehrer, worauf er 1768 nach Rom ging. Wegen geschwächter Gesundheit kehrte er 1773 nach Frankreich zurück, wo er eine günstige Aufnahme fand und sehr bald einen europ. Ruf gewann. Mit ihm wie mit dem Maler David tritt eine gereinigte, wenn auch kalte Classicität in die franz. Kunst ein, welche im Ganzen frei von Manier ist, und dies war es, was wesentlich seinen Erfolg begründete. Seine Statue eines Opfern den verschaffte ihm 1783 die Aufnahme in die Akademie. Eine von Ludwig XVI. ihm aufgetragene Statue Cassin's, die im Modell wegen der Bekleidung Anstoß erregte, führte er später vortreflich aus. In der Revolution schmückte er 1792 das Pantheon in dem Fronton mit einem kolossalen Relief (das Vaterland, welches Bürgertugend und Talent mit Kronen lohnt), das bei der Wiedereinrichtung des Pantheons als Genovesenkirche abgenommen werden mußte. Das vollendetste seiner Werke dürfte ein Basrelief des Louvre sein, die Muse der Geschichte darstellend, wie sie die Worte Pan VI et Napoleon le grand eingräbt. Vortreflich ist sein Basrelief, das Vaterland darstellend, wie es seine Söhne zur Vertheidigung ruft, das aber nicht in Marmor ausgeführt wurde und sich jetzt im Luxembourg befindet. Noch gedenken wir seines Grabdenkmals des Generals Leclerc in der Genovesenkirche in Paris, der Statue Cusine's und einer kleinen Reiterstatue Bonaparte's in Bronze. Er starb als Professor an der Maler- und Bildhauerschule und als Mitglied des Instituts am 2. Mai 1812.

Mokka oder **Mokha**, eine Stadt am Arabischen Meerbusen in der arab. Provinz Jemen, mit einem geräumigen, von zwei Kastellen vertheidigten Hafen und 5000 E., darunter 1500 Juden, war ein unbedeutendes Dorf, bis im 16. Jahrh. der Beherrscher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen störten, dahinzog. Seitdem aber hob es sich durch seine günstige Lage in der Nähe der kaffeebauenden Bezirke so schnell, daß es Zeiten gegeben haben soll, wo es 18—20000 E. zählte. Wie die meisten vorderasiat. Städte ist es in Folge der Zerrüttung aller mohammedan. Reiche in neuerer Zeit bedeutend gesunken. Zwar hob sich sein Handel wieder vorübergehend unter der Herrschaft Mehemed Ali's von Aegypten, aber mit dem Sturze der Herrschaft desselben in Arabien sank derselbe von neuem in Folge der innern Kriege in diesen Gegenden und der daraus

hervorgehenden Anarchie und Unsicherheit. Der Hauptartikel des Handels von M. ist der Kaffee (Mokkafaffee), der für den feinsten gehalten wird.

Mokronowfki (Stanisl. Kosika Bogorja), einer der eifrigsten poln. Patrioten, geb. am 10. Nov. 1761 in dem zum dobrzynner Kreise gehörigen Dorfe Bogucice, verlor in früher Kindheit seine Atern und erhielt seinen Oheim Andr. Mokronowfki, einen äußerst gebildeten und aufgeklärten Mann, zum Erzieher. Er genoss den Unterricht in der Jesuitenschule zu Warschau und im Cadettencorps daselbst, und vollendete dann seine Studien in Paris. Nach der Rückkehr ins Vaterland nahm er Dienste bei der reitenden Krongarde. Zwei Jahre später ging er wieder nach Frankreich, wo er zehn Jahre in dem Regiment Royal-Allemand diente und zum Escadronschef avancirte. Während dieser Zeit, im J. 1784, begleitete er den Herzog von Nassau auf einer Reise nach Konstantinopel. Als 1788 das Regiment Royal-Allemand Frankreich verließ, kehrte er nach Polen zurück, wo er sogleich vom wysozroder Kreise zum Landboten erwählt wurde. Nachher zum Vicebrigadier unter M. Wielhorski ernannt, organisirte er in der Ukraine eine Brigade, über die er 1792 den Befehl erhielt. Mit ihr sprengte er in der darauf folgenden Campagne bei Zielence eine ihm bedeutend überlegene feindliche Abtheilung und wurde dafür auf dem Schlachtfelde mit dem neugestifteten poln. Militair-Verdienstorden als erster Ritter geschmückt. Nach Abschuß des Waffenstillstandes zog auch er sich auf seine Güter zurück, wo er sich mit der Fürstin Maria Sanguszko vermählte. Die Ereignisse des J. 1794 trafen ihn in Warschau, wo er sogleich an die Spitze eines großen Theils der Bürgerschaft trat und nicht wenig zur Vertreibung der Russen aus Warschau beitrug. Bald darauf zum Commandanten der Hauptstadt erwählt, versiel er in eine schwere Krankheit, die ihn für längere Zeit zu allen Verrichtungen unfähig machte. Unruhen drohten in der Hauptstadt auszubrechen. Da ermannte sich M. Auf die Frage an seine Ärzte, ob es kein Mittel gäbe, ihn schnell herzustellen, hatten dieselben einen Aderlaß bezeichnet, der aber darum nicht angewendet werden könne, weil er später eine gänzliche Lähmung zur Folge haben würde. Sofort ließ M. einen solchen ausführen und genas insoweit, daß er das Commando wieder übernehmen konnte. Er beruhigte die Exaltirten, bezähmte die Ruhestörer und unterdrückte alle Anschläge der auswärtigen Partei. So erhielt er die Hauptstadt sowol von außen als im Innern gesichert, bis zur Ankunft Kosciuszko's. Dieser schickte ihn zunächst mit einem Corps gegen die Preussen, über die er am 6. Juli bei Blonie große Vortheile errang; dann übernahm er das Commando in Lithauen, wo er aber Alles so zerrüttet fand, daß er ungeachtet der größten Anstrengungen keinen erwünschten Erfolg erlangen konnte. Er mußte sich auf die Defensiv beschränken, bewies aber auch hierbei so viel Einsicht und Scharfsinn, daß ihn Kosciuszko mit einem Ringe, mit der Inschrift: das dankbare Vaterland seinen Verteidigern, beschenkte. Nach der dritten Theilung Polens, als sich bei M. schon Symptome der ihm vorhergesagten Krankheit einstellten, suchte er auf einer Reise durch Italien die gestörte Gesundheit wiederherzustellen; aber vergebens. Seit 1796 von der Lähmung befallen, hatte er seitdem die qualvollsten Schmerzen zu erdulden. Im J. 1809 ging er mit den poln. Truppen nach Krakau. Erst nachdem das Königreich Polen proclamirt war, kehrte er nach Warschau zurück, wo er vom Kaiser Alexander sehr ehrenvoll empfangen wurde. Sein Haus war seitdem wieder der Sammelplatz aller Patrioten. Er starb am 18. Oct. 1821.

Mola und Molenbildung, s. Mondkalb.

Mola (Pietro Francesco), gewöhnlich Mola di Roma genannt, ein ital. Maler der bolognes. Schule, geb. zu Coltre im Canton Lessin 1621, genoss den Unterricht Gias. Cesari's in Rom und Albani's in Bologna, worauf er nach Venedig ging. Durch Guercino's Reid sah er sich indes genöthigt, nach Rom zurückzukehren, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Joseph's in der Galerie von Monte Cavallo malen ließ. Er stand im Begriff, einer Einladung Ludwig's XIV. an dessen Hof zu folgen, als er aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1665 starb. Viele Frescobilder von ihm finden sich noch jetzt in Rom; auch malte er mehre treffliche Bilder im Louvre zu Paris, unter Anderm den heil. Johannes in der Wüste predigend, den heil. Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und den Soldaten, der ihn verwundet, die Ruhe auf der Flucht in Agypten und Tancred. Er arbeitete viel, zeichnete richtig und übertraf seinen

Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, sowie in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. — Der gleichzeitige, vielleicht mit ihm verwandte Gio. Battista M., geb. 1620 oder 1622, wahrscheinlich in Frankreich, ein Schüler Albani's, bildete sich hauptsächlich zum Landschaftsmaler aus und arbeitete in manchen Bildern seines Lehrers die Landschaften. Seine Composition ist meist tüchtig und großartig, während er in der Farbe seine Zeitgenossen Claude Lorrain und Ruysdael beiveitem nicht erreicht. — Gasparo M., von Lugano, geb. zu Ende des 16. Jahrh., war einer der besten Medailleurs in Diensten der Päpste; seine Köpfe sind weich und dabei doch kräftig gearbeitet, die Rückseiten hier und da mit antiker Einfachheit componirt und trefflich ausgeführt.

Molay (Jak. Bernh. von), der letzte Großmeister der Tempel, stammte aus dem Geschlechte von Longwy und Raon in Burgund. Er wurde sehr jung, um 1265, in den Orden der Tempel aufgenommen und 1298 seiner Tapferkeit, die er in den Kämpfen gegen die Ungläubigen bewies, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen einstimmig zum Oberhaupte des Ordens erwählt. Im J. 1306, als er in Cypren beschäftigt war, eine neue Ausrüstung gegen die Sarazenen zu betreiben, traf ihn die Einladung des Papstes Clemens' V. und des Königs Philipp's des Schönen von Frankreich, nach diesem Lande zu kommen. Er folgte ihr und sah sich dadurch mit in das schreckliche Schicksal seines Ordens hineingerissen. Anfangs von Philipp dem Schönen mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und sogar von ihm zur Übernahme einer Pathenstelle bei einem Prinzen vom Gehilte eingeladen, wurde er am 13. Oct. 1307 mit allen in Frankreich lebenden Rittern plötzlich verhaftet, vor ein gedungenes Gericht gestellt und, nach jahrelangem Leiden im Kerker und den grausamsten Mißhandlungen durch Tortur, am 18. März 1314 in Paris nebst dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jährigen Greise, bei langsamem Feuer verbrannt. (S. Tempelherren.)

Molbeck (Christian), einer der ausgezeichnetsten Sprach-, Geschichtsforscher und Literatoren Dänemarks, geb. zu Sorø 1783, verließ die 1803 angetretene Universitätslaufbahn im folgenden Jahre, um sich unter der Leitung des Oberbibliothekars Moldenhawer für das bibliothekarische Fach auszubilden. Schon 1806 wurde er Mitredacteur des von der königlichen dän. Gesellschaft der Wissenschaften veranstalteten kritischen „Wörterbuchs der dän. Sprache“. Später unternahm er verschiedene theils allgemeinen wissenschaftlichen Zwecken, theils der Erforschung des Alterthums und der Kunst gewidmete Reisen, namentlich 1812 in Schweden, 1811 und 1813 in Dänemark und 1819 und 1830 in Deutschland, Frankreich, England und Italien, die er in den „Briefen aus Schweden“ (3 Bde., Kopenh. 1814—17; deutsch, 3 Bde., Altona 1818—20), in den „Jugendwanderungen in meinem Vaterlande“ (2 Bde., Kopenh. 1811—13) und in den „Reisen durch Deutschland, Frankreich u. s. w.“ (3 Bde., Kopenh. 1821—22) beschrieb. Hierauf erhielt er 1823 die Professur der Literaturgeschichte und gleichzeitig die erste Secretairstelle an der königlichen Bibliothek. Auch nahm er 1830—42 Theil an der Direction der königlichen Schauspiele, wobei sein Hauptzweck, als dramaturgischer und ästhetischer Censor, darauf gerichtet war, daß ein Nationaltheater ein höheres und edleres Kunstspiel verfolgen müsse, als die bloß für den Erwerb einer Privatgesellschaft arbeitende Schaubühne. Seine schriftstellerische Thätigkeit war vorzugsweise auf vaterländische und nord. Geschichte, auf kritisches und vergleichendes Sprachstudium, auf ästhetische und Kunstkritik sowie auf Bibliothekwissenschaft und Bibliographie gerichtet. In ersterer Beziehung sind, abgesehen von einigen Jugendversuchen, z. B. „Über die Regierung und das Schicksal der Stuarte“ (Kopenh. 1805), vor Allem zu nennen seine „Geschichte des dithmarschen Kriegs“ (Kopenh. 1813), „Geschichte Erik Plogpenning's“ (Kopenh. 1821), „Auszüge aus Jens Bircheros's historisch-biographischen Tagebüchern“ (Hft. 1, Kopenh. 1838) und die mit N. W. Petersen herausgegebene „Auswahl bisher ungedruckter dän. Diplome und Brieffschaften aus dem 14.—16. Jahrh.“ (Bd. 1, Kopenh. 1842—43). Auch lieferte er eine große Anzahl historischer Monographien und Beiträge zur Geschichtskunde überhaupt in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften „Nordisk Lidskrift for Historie, Literatur og Kunst“ (4 Bde. Kopenh. 1827—36) und „Historisk Lidskrift af den danske historiske Forening“

(5 Bde., Kopenh. 1840—44). Als Sprachforscher hat er die entschiedensten Verdienste nicht nur durch sein auf umfassenden Studien beruhendes und zum ersten Male den ganzen gegenwärtigen Sprachvorrath vorführendes „Danst Ordbog“ (2 Bde., Kopenh. 1833) und sein mit dem mühsamsten Fleiße zusammengetragenes, recht eigentlich bahnbrechendes Werk „Danst Dialect-Lexicon“, das er 1841 vollendete, sondern durch eine Reihe kritischer, mit Glossaren versehener Ausgaben der ältesten dän. Sprachdenkmale, z. B. „Danste Rimfrönite“ (Kopenh. 1825), Henrik Harpestreng's „Danste Lægebog“ (Kopenh. 1826), Prästen Michael's „Danste Rimvorker“ (Kopenh. 1836) und „Älteste dän. Bibelübersetzung“ (Kopenh. 1828), sowie durch Erläuterung des reichen ältern dän. Wörterschatzes, namentlich in der „Sprachschilderung der dän. Bibelübersetzungen aus dem 16. Jahrh.“ (Kopenh. 1840). Vorzugsweise ästhetischer Kritik war die von ihm herausgegebene Monatschrift „Athene“ (9 Bde., Kopenh. 1814—17) gewidmet, wie er denn auch später diese Bahn verfolgte, namentlich in der einen interessanten Überblick gewährenden „Dän. poetischen Anthologie“ (Bd. 1—2 und 4, Kopenh. 1830—40), in den „Vorlesungen über die dän. Poesie, vorzüglich über Ewald's, Baggesen's und Ohlenschläger's Werke“ (2 Bde., Kopenh. 1831—32) und in „Joh. Ewald's Leben nebst Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik seiner Dichterwerke“ (Kopenh. 1831). Seine bibliothekarischen Grundsätze entwickelte er in der Schrift „Über Bibliothekwissenschaft“ (deutsch von Ratjen, Lpz. 1832). Endlich ist noch seiner Theilnahme an der Stiftung der „Holberg'schen Gesellschaft“ und der von ihm angefangenen ersten kritischen Textrecension von Holberg's „Comedier“ (Bd. 1, Kopenh. 1844) zu gedenken.

Molch, s. S a l a m a n d e r.

Moldau, der Hauptfluß Böhmens, entspringt auf dem Böhmerwaldgebirge zwischen dem Bretterwalde, dem schwarzen Berge und dem Vogelsteine, an der bair. Grenze im prachiner Kreise Böhmens und fließt anfangs längs der Grenze von Nordwest nach Südost, biegt sich aber bei Hohenfurth und strömt dann fortwährend nordwärts. Sie nimmt die Malsch, Luschnig, Bottaowa, Sazawa, Beraun und andere kleinere Flüsse auf, wird bei Hohenfurth flößbar, von Budweis aus, wo der Verkehr auf ihr durch eine Eisenbahn mit Linz an der Donau und dem Salzkammergut in Oberösterreich in Verbindung steht, für Kähne von 2—300 Ctr. Last schiffbar und fällt, nachdem sie Rosenberg, Krumau, Budweis, Moldauteyn, Prag und Woldrus berührt hat, Melnik gegenüber in die Elbe (s. d.).

Moldau, eine Landschaft an der untern Donau, ist nördlich und westlich von Sireich (den Provinzen Bukowina und Siebenbürgen), östlich von der russ. Provinz Bessarabien, von der sie durch den Pruth geschieden wird, und südlich von der Walachei und an einer kleinen Strecke, wo die Donau die Grenze bildet, von der türk. Dobrudscha begrenzt. Mit der heutigen W a l a c h e i (s. d.), mit der sie überhaupt fast gleiche Schicksale gehabt, bildete sie einen Hauptbestandtheil des alten D a c i e n (s. d.). Zur Zeit der Völkerwanderung und in den folgenden Jahrhunderten war das Land der Zummelplatz der Gothen, Hunnen, Bulgaren und slawischer Stämme, der Awaren, Chazaren, Petschenegen, Uzen und Magyaren, die abwechselnd in demselben herrschten und sich wechselseitig vertrieben. Sie alle ließen mehr oder weniger Spuren in der romanisirten dacischen Bevölkerung, den ursprünglichen Wlachen, zurück und halfen so das Volk der heutigen Wlachen, das auch die Bevölkerung der Moldau ausmacht, bilden, das im 11. Jahrh. das Christenthum der griech. Kirche annahm. Durch die Völkerwanderung erfuhr das Land eine um so größere Verwüstung, weil dieselbe hier länger dauerte als in dem westlichen Europa, und sich gewissermaßen bis zu den Einfällen der Türken verlängerte. Denn im 11. Jahrh. bildeten die R u m a n e n (s. d.) hier ein eigenes Reich; dann traf es im 13. Jahrh. der Sturm der Mongolen und hierauf herrschten hier die nogaiischen Tataren, nach deren Auswanderung das platte Land ganz verödet war, und nur noch in den Gebirgen und Wäldern walach. Bevölkerung vorgefunden wurde, sodas es im Anfange des 14. Jahrh. einer neuen walach. Einwanderung aus der ungar. Marmarosch bedurfte, um das platte Land wieder zu bevölkern. Der Anführer dieser Einwanderer, Bogdan I., bemächtigte sich der Herrschaft des Landes, das nun vom Flusse Moldova den Namen M o l d a u erhielt, und gründete eine eigene Dynastie (die Dragoschiten), die anfänglich von Ungarn abhängig war, später aber sich unab-

hängig machte. In unaufhörliche Händel mit den benachbarten Staaten und Völkern verwickelt, durch innere Zwistigkeiten zerrüttet, kam die Moldau auch unter diesen Fürsten, die den Titel Woiwoden führten, zu keinem gedeihlichen Zustande, um so weniger, als bereits 1210 die Einfälle der Türken begannen, die immer gefährlicher wurden und endlich dahin führten, daß der Woiwode Bogdan III. im Anfange des 16. Jahrh. sich der Pforte als Lehnsman unterwarf, und unter dem Woiwoden Peter VI., beim Zuge Sultan Soltman's gegen Wien, das Land zur tributairen Lehnprovinz des türk. Reichs wurde. Nach Aussterben der Dragoſchiten fing die Pforte an, die moldauischen Fürsten immer willkürlicher zu behandeln, sie nach Gefallen ein- und abzusetzen und endlich fanariotische Griechen dazu zu ernennen, die den Titel Hospodar führten. Die Geschichte der Moldau unter den Türken bildet ein unerquickliches Gewebe innerer Intriguen und daraus hervorgehender Thronwechsel, verbunden mit oriental. Barbareien aller Art, die das Land fortwährend auf der niedrigsten Stufe der Cultur hielten. Nachdem schon frühzeitig ein Theil der untern Moldau oder Bessarabiens mit der Pforte vereinigt worden war, wurde 1777 auch ein Theil der obern Moldau, die Bukowina (s. d.), an Osterreich abgetreten, und im Frieden zu Bukarescht von 1812 erhielt Rußland das ganze Bessarabien (s. d.). Der Ausbruch des Griechenaufstandes im J. 1821 brachte auch über die Moldau unsägliches Elend; mit Willkür herrschten in derselben die türk. Truppen, bis 1826 der Vertrag von Akjeran (s. d.) einige Verbesserungen in der Lage des Landes bewirkte. Bei dem Ausbruche des russ.-türk. Kriegs im J. 1828 wurde die Moldau von Rußland besetzt und blieb unter der Verwaltung des russ. Generals Kisselew bis zum 11. Mai 1834. In Folge des Friedens zu Adrianopel von 1829 bekam sie, als moldauisches Fürstenthum, nebst der Walachei ihre gegenwärtige Verfassung, die, unter Rußlands Schutz und Garantie gestellt, das Land mehr zu einem von Rußland als von der Türkei abhängigen tributairen Wahlfürstenthum machte, in welchem sich keine Türken aufhalten dürfen. Hierauf wurde im Apr. 1834 durch die Bojaren Michael Stourdza zum lebenslänglichen Hospodar gewählt.

Die Moldau hat gegenwärtig einen Flächeninhalt von 725 □ M. und 700000 E. Das Land wird vom Sereth, der Donau und dem Pruth durchströmt und ist zum Theil überaus fruchtbar, doch in Folge des Kriegs und des Drucks zum Theil noch unangebaut. Auf einer vorzüglich hohen Stufe steht in Folge der guten Weiden die Viehzucht jeder Art. Schweine werden in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht ist bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht wegen der vielen Lindenwälder. Eine Landplage sind mitunter die Heuschrecken und die Erdbeben. Der Reichthum des Landes an Mineralien und edeln Metallen wird nicht benutzt; bloß einige Salzgruben, besonders an Mineralien und edeln Metallen wird nicht benutzt; bloß einige Salzgruben, besonders in der Gegend bei Olna, an der Grenze Siebenbürgens, werden bearbeitet. Wie in Hinsicht auf Producte und natürliche Beschaffenheit kommt die Moldau auch in Betreff ihrer Bewohner, deren Sprache und Culturstufe, sowie hinsichtlich ihrer Verfassung, politischen Lage, gesellschaftlichen und gewerblichen Zustände fast ganz mit der Walachei überein. Der Handel ist fast ausschließlich in den Händen der vielen Armenier, Griechen, Juden und Russen, die sich im Lande aufhalten. Haupt- und Residenzstadt ist Iassy (s. d.), Haupthandelsstadt Galatsch (s. d.). Vgl. Wilkinson, „An account of the principalities of Valachie and Moldavie“ (Lond. 1820; franz. von de Laroquette; 2. Aufl., Par. 1824); Anagnosti, „La Valachie et la Moldavie“ (Par. 1837) und Colson, „L'état présent etc. de la Moldavie et de la Valachie“ (Par. 1839).

Molé (Mathieu), einer der ausgezeichnetsten Magistrate Frankreichs, stammte aus einer alten Parlamentsfamilie und wurde 1584 geboren. Er war Generalprocurator, als ihn Richelieu 1641 zum ersten Präsidenten des Parlaments von Paris ernannte, obgleich er sich demselben kurz vorher in der Streitsache des Marschalls Marillac widersetzt hatte. In den Unruhen der Fronde (s. d.) vertheidigte er ebenso sehr das Interesse des Volks und der Freiheit, wie die Rechte der Krone und mußte deshalb gegen beide Parteien ankämpfen. Besonders zeigte er großen Muth und Festigkeit in den Aufständen des pariser Pöbels. Der Mänke müde, durch welche ihn die Großen verfolgten, legte er mit Abweisung jeder Entschädigung endlich sein Amt nieder, wurde aber 1651 Siegelbewahrer. Auch in dieser Stellung war er dem Hofe und den Großen oft sehr unbequem; doch hielt er sich durch das

Ansehen, welches seine Gesinnung und Rechtschaffenheit selbst seinen politischen Feinden einflößten. Er starb am 3. Jan. 1665. — Sein Urenkel, Edouard Franç. Mathieu M. de Champlatreur, geb. am 5. März 1760, wurde 1788 Parlamentspräsident. Er heirathete eine Tochter Malesherbes', wanderte 1789 aus, kehrte aber nachher zurück, und starb am 20. Apr. 1794 als Opfer der Revolution unter der Guillotine.

Molé (Mathieu Louis, Graf), ehemaliger franz. Ministerpräsident, des zuletzt genannten Sohn, geb. zu Paris am 24. Jan. 1781, folgte in der Revolution seinem Vater ins Ausland. Er lebte theils in der Schweiz, theils in England, bis er im Alter von 16 Jahren nach Frankreich zurückkehrte, wo er nun seine vernachlässigte Bildung durch eifriges Selbststudium auszugleichen suchte. Im J. 1806 veröffentlichte er seine „Essais de morale et de politique“ (2. Aufl., Par. 1809), in denen er die Herrschaft Napoleon's als eine Nothwendigkeit darstellte. Der Kaiser wurde hierdurch aufmerksam auf ihn und übertrug ihm die Berichterstattung über den Zustand der Juden in Frankreich, welche Aufgabe M. zu großer Zufriedenheit löste. Noch im J. 1806 wurde er Requetenmeister, 1807 Préfect des Departements Côte d'Or, 1809 Staatsrath und einige Monate später Generaldirector der Brücken und Chaussées. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, ließ er sich nur mit Mühe bewegen, in dieses Amt wieder einzutreten, das er auch mit der zweiten Restauration behielt, weil er im Staatsrath wider die Maßregeln gegen die Bourbons gestimmt hatte. Bereits am 17. Aug. 1815 erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair. Durch seine Verbindung mit dem Minister Richelieu, dessen gemäßigtere Politik er zu stützen suchte, gewann M. von nun an einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Regierung. Selbst die Doctrinaires, denen er sich näherte, begünstigten seinen Eintritt ins Marineministerium, das er am 12. Sept. 1817 übernahm. Indessen entsprach er den von den Liberalen gehegten Erwartungen nicht, sondern legte zugleich mit Richelieu am 28. Dec. 1818 sein Portefeuille nieder. Fortan entfaltete er in der Pairskammer ein großes Nebentalent und zwar bald für, bald gegen die Regierung. Der Minister Martignac, dessen principlose Vermittlungspolitik der seinigen nicht unähnlich war, berief ihn bei der Vorbereitung der Communal- und Departementalgesetze in den Staatsrath zurück. Allein erst nach der Revolution von 1830 eröffnete sich ihm eine ministerielle Laufbahn. Durch seine frühere Verbindung mit den Doctrinaires erhielt er im ersten Cabinet das Ministerium des Auswärtigen. Er zeigte sich in dieser äußerst schwierigen Stellung, an welche der europ. Friede geknüpft war, ganz der Politik des Hofes und der neuen Dynastie ergeben, mußte aber darum schon am 2. Nov. 1830 dem Herzoge von Broglie weichen. Als sich das Ministerium Thiers am 25. Aug. 1836 zurückzog, erhielt M., der sich besonders der Intervention in Spanien feindlich gezeigt hatte, vom Könige den Auftrag zur Bildung einer neuen Verwaltung. Nach einer mehrwöchentlichen Krisis kam endlich in Verbindung mit den Doctrinaires ein Cabinet zu Stande, in welchem er selbst die Präsidentschaft und das Auswärtige übernahm. Doch die harten, dem constitutionellen Princip zuwiderlaufenden Maßregeln, welche dieses Ministerium nach dem Attentate des Prinzen Ludwig Napoleon und dem Mordversuche Menudier's den Kammern vorschlug, führte schon im März 1837 dessen Auflösung herbei. Die Doctrinaires schieden aus; aber M., der allerdings weniger Angriffe erlitten, sich auch der Auflösung der Kammer widersetzt hatte, blieb nach dem Wunsche des Hofes und brachte endlich nach langen Bemühungen das Cabinet vom 15. Apr. 1837 zusammen, in welches Montalivet, Salvandy, Lacave-Laplace und Barthe eintraten. Eine solche Combination entsprach aber den Wünschen der parlamentarischen Majorität und der öffentlichen Meinung noch weniger als die frühere. Ungeachtet der Siege in Algier und des kriegerischen Auftretens gegen das wehrlose Mexico, rief die politische Reaction der ganz dem Hofe ergebenen Minister nicht nur die Erbitterung der Liberalen, sondern selbst der Doctrinaires hervor. Die Adresse der Kammer, die am 4. Jan. 1839 zur Berathung kam, war eine offene Kriegserklärung an die Regierung und enthielt eine Anspielung auf die Abhängigkeit des Cabinets vom Willen des Königs. M. dankte unter heftigen Angriffen am 22. Jan. 1839 ab, mußte aber bei den Schwierigkeiten, die Soult erhob, auf den Wunsch Ludwig Philipp's die Zügel der Regierung nochmals ergreifen. Die Kammer wurde nun aufgelöst; allein die Wahlen

fielen so ungünstig aus, daß er mit seinen Collegen am 9. März 1839 definitiv den Rückzug nahm. Seitdem betheiligte er sich nur selten an den politischen Discussionen.

Molé (René Franç.), einer der berühmtesten franz. Schauspieler, geb. zu Paris am 25. Nov. 1734, sollte anfangs die Rechte studiren, wurde aber durch seine Neigung dem Theater zugeführt. Nach sorgfältigen Vorstudien trat er 1754 zum ersten Male auf dem Théâtre français in der Rolle des Britannicus auf und wurde günstig aufgenommen. Da er indeß nicht angestellt wurde, so begann er seine Studien von neuem und erst 1760 erschien er in der Rolle des Andronicus wieder auf der Bühne und erhielt 1761 eine feste Anstellung. Allein die Tragödie war es nicht, in der er seinen eigentlichen Ruhm finden sollte. Daher ging er zu den feinkomischen Rollen, und in diesen leistete er das Beste, was vielleicht je auf dem franz. Theater geleistet worden ist. Während der Schreckensherrschaft wurde er eine Zeit lang eingekerkert; später zum Mitglied des Instituts und zur Zeit des Kaiserreichs zum Lehrer der Declamation an der Schule bei der Oper und zum Director der Schule beim Théâtre français ernannt, starb er in Paris 1805. Außer mehren Abhandlungen über seine Kunst hat man einige Lobreden von ihm, unter denen sich das „Eloge de Mlle. d'Angerville“ (Par. 1795) auszeichnet. Seine „Mémoires“ wurden von Etienne (Par. 1825) herausgegeben.

Molekülen nennen die der atomistischen Ansicht anhängenden Physiker die kleinsten Theilchen der Materie, entweder mit den Atomen (s. d.) gleichbedeutend, oder, wie z. B. Ampère, Gruppen solcher Atome. Die im Innern der Körper wirkenden Kräfte, welche die Form, den Zusammenhang der Körper u. s. w. bewirken, also Cohäsion, Adhäsion, Krystallisationskraft u. s. w., lassen sich auf Anziehungen und Abstoßungen dieser Moleküle zurückführen und werden deshalb nicht selten **Molecularkräfte** genannt.

Molière (Jean Bapt. Poquelin, genannt de), der ausgezeichnetste aller franz. Lustspieldichter, wurde am 15. Jan. 1620 zu Paris geboren und von seinem Vater, welcher Tapezierer und Kammerdiener in des Königs Diensten und zugleich Trödler war, für dieselbe Lebensweise bestimmt und deshalb in seiner Bildung ziemlich vernachlässigt. Erst in seinem 14. Jahre dankte er es der Verwendung seines Großvaters von mütterlicher Seite, daß er das Jesuitencollegium Clermont (jetzt Louis-le-Grand) in Paris besuchen konnte, wo er fünf Jahre Externus war und unter Andern Gassendi's Unterricht genoss. Doch 1641 mußte er seine Studien abbrechen; sein Vater konnte hohen Alters wegen den Hof, der um diese Zeit nach Narbonne ging, nicht begleiten und trug dem Sohne seinen Dienst auf. Dieser, der zwischen dem Wunsche, die juristische Laufbahn zu ergreifen, und seiner leidenschaftlichen Neigung für das Theater schwankte, blieb nur für diese Reise in dem ihm nicht zusagenden Verhältnisse; nach Paris zurückgekehrt, verband er sich, ungeachtet aller Ermahnungen seines Vaters, 1642 mit einer Schauspielertruppe, welche unter dem Namen Illustre Théâtre im Faubourg-Saint-Germain eine Bühne aufgeschlagen hatte, und nahm nun den Namen Molière an. Während der J. 1646—53 scheint er in verschiedenen Provinzialstädten als Mitglied wandernder Theaterbanden ein abenteuerliches Leben geführt zu haben. Indem er sich praktisch ausbildete und seine literarischen Kenntnisse durch fortgesetztes Studium ital. und span. Komiker, sowie des Plautus, Terenz und Mabelais erweiterte, führte ihn die Lage seiner Gesellschaft, der es an passenden Stücken fehlte, auf die Idee, diesem Mangel abzuhelfen. So schrieb er denn mehre Stücke, die in den Städten, wo er sie zur Aufführung brachte, gefielen und ihm einen Namen machten. Der ungünstige Erfolg seiner „Thébaïde“, von der wir nur noch den Namen haben, veranlaßte ihn, das tragische Genre gänzlich aufzugeben und sich ausschließlich dem Lustspiele zu widmen. Das erste bedeutende Stück, welches er auf diesem Gebiete lieferte und durch das er eigentlich seine literarische Laufbahn eröffnete, war der „Etourdi“, den er 1653 zu Lyon aufführte. Das Stück hat zwar seine Mängel; allein die Wahrheit des Dialogs, der bei M. überhaupt in der Regel unübertrefflich ist, dabei die ergötzlichen Scenen, die aus der unerschöpflichen Gewandtheit eines Kammerdieners entstehen, der die Unbesonnenheiten seines Herrn unaufhörlich gut zu machen hat, rechtfertigen den entschiedenen Beifall, den das Stück beim Publicum fand. Mit gleichem Erfolge gab M., der mit seiner Truppe unterdeß in Avignon und Montpellier gewesen war, 1654 zu Béziers den „Dépit amoureux“

und „Les précieuses ridicules“, welche letztere Komödie das literarische Cliquenwesen der Hauptstadt dem Gelächter der Menge preisgab. Nachdem er noch eine Zeit lang in den Provinzen umhergezogen war, auch in Toulouse und Grenoble gespielt hatte, wendete er sich von Rouen endlich im J. 1658 nach Paris, indem sein alter Schulfreund, der Prinz de Conti, der ihm vergebens eine Stelle als Secretair in seinen Diensten angetragen hatte, ihm die Erlaubniß, daselbst zu spielen, auswirkte. M. debutirte am 18. Nov. 1659 mit den „Précieuses ridicules“, eine Keckheit, von deren Größe man sich nur bei vollkommener Kenntniß der damaligen Zustände einen richtigen Begriff machen kann. Er hatte sich indeß nicht verrechnet; was Viele über die pedantische Schöngesterei des Bureau d'esprit im Hôtel Rambouillet gedacht hatten, sprach er aus; er brachte eine Coterie gegen sich auf, gewann aber den größten Theil des Publicums, und Ludwig XIV. war mit M. so zufrieden, daß er dessen Gesellschaft in seine Dienste nahm und ihr anfangs den Namen Troupe de Monsieur, dann den der königlichen Truppe beilegte. M. wurde bald der beneidete Liebling des Königs, der ihn nicht selten vor den Angriffen der verlegten Eitelkeit schützen mußte. Auch mit dem großen Condé, Larochefoucauld und andern Großen lebte M. in jener anständigen Vertraulichkeit, die ebenso sehr den Rang als das Verdienst ehrt.

Im Ganzen stellen M.'s Stücke ihn an die Spitze aller neuern komischen Dichter. Es offenbart sich in ihnen eine reiche Kenntniß des gesammten Menschenlebens, besonders des Thuns und Treibens der untern Volksklassen, welche er zu studiren nicht verschmähte. Nach den ersten Erfolgen, welche er mit seinen Productionen feierte, rief er sich selbst zu: „Laissons Plaute et Térence, je n'ai plus qu'à étudier le monde“, und diesem Grundsatz ist er auch treu geblieben. Daher aber leben auch alle seine Charaktere; einige sind Typen geworden, die Jeder kennt, und die Namen Tartufe und Harpagon scheinen bezeichnender als Heuchler und Geizhals. Seine Sprache ist eigenthümlich plastisch, der Dialog unnachahmlich leicht und rasch, seine Versification trefflich und selbst wo seine Charakterbeschreibung in Caricatur übergeht, bleibt sie noch wahr und meisterhaft. Was aber M. selbst über Racine stellt, ist, daß kein franz. Dichter sich so frei von den Vorurtheilen seiner Zeit und Nation und dabei doch so echt französisch gezeigt hat. Den größten noch jetzt dauernden Ruhm unter seinen Stücken, von denen allerdings wol einige mehr vom augenblicklichen Bedürfnisse eingegeben sind, erhielten „L'école des femmes“ (1662), „L'école des maris“, „Le Misanthrope“, der anfangs lau aufgenommen, später aber nach seinem hohen Werthe geschätzt wurde, und vor Allem sein „Tartufe“ (1664), der 1669 auf die Bühne kam. Die Schwierigkeiten, welche man der Aufführung dieser beißendsten aller Satiren auf die heuchlerische Devotion entgegenstellte, vermochte am Ende nur ein Nachwort des Königs zu heben, und selbst noch im 19. Jahrh. verbot 1825 die geistliche Behörde zu Rouen die Aufführung des „Tartufe“. Die Intriguen, durch welche man M. zu verdächtigen suchte, sind ihrerseits wieder dramatisch behandelt worden in dem „Urbild des Tartufe“ von K. Gukow. Von den in Prosa geschriebenen Stücken M.'s zeichnen sich aus „Le bourgeois-gentilhomme“ und „L'avare“, und als Ausgebirten der üppigsten Laune seine herrlichen Poffen „Le malade imaginaire“, „Monsieur de Pourceaugnac“ und „Le malade malgré lui“. Troß aller Auffoderungen, das Theater zu verlassen und dann in die Akademie zu treten, blieb M. Schauspieler. Seine häuslichen Verhältnisse wurden besonders durch die Eifersucht, zu welcher seine Frau, Armand Béjard, geb. 1645, nur allzu häufig Veranlassung gab, nicht selten getrübt. Desto rührender war die Treue seiner alten Haushälterin Laforest, deren Urtheil er so sehr schätzte, daß er ihr alle seine Dichtungen vorlas. Sein letztes Stück, in welchem er, obschon unpäßlich, auftrat, war „Le malade imaginaire“; er spielte darin den Argan; während er das „Juro“ in dem burlesken Promotionsacte aussprach, besiel ihn ein Blutsturz, der nach wenigen Stunden, am 17. Febr. 1673, den Tod nach sich zog. Der Erzbischof von Paris verweigerte M. das kirchliche Begräbniß; allein durch des Königs Vermittelung wurde er in der Stille in St. Joseph beerdigt. Die Akademie ehrte sich 1778 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin: „Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre“ in ihrem Sitzungssaale aufstellen ließ und eine Lobrede auf M. als Preis ausschrieb, welchen Chamfort davontrug. Am 6. Juli

1792 wurde seine Asche in das Museum der franz. Denkmäler gebracht, von wo aus man sie am 6. März 1817 nach dem Père Lachaise brachte und neben Lafontaine beifetzte. Das Théâtre français feiert seinen Geburtstag jährlich durch Aufführung eines seiner Stücke. Auch wurde ihm 1845 in der Rue Richelieu ein öffentliches Denkmal errichtet. Von den unzähligen Ausgaben seiner Werke erwähnen wir nur unter den ältern die amsterdamer (5 Bde., 1675) und unter den neuern die von Auger commentirte (9 Bde., Par. 1819), die von Nodier und die von Didot. Den bedeutendsten Berth dürfte durch Genauigkeit der Variantensammlung und durch Mittheilung neu aufgefundenener Stücke die 1845 begonnene neue Ausgabe von Aimé Martin erhalten. Vgl. Cailhava, „Etudes sur M.“ (Par. 1802) und J. Taschereau, „Histoire de la vie et des ouvrages de M.“ (Par. 1823; neue Aufl., 1828). Ein treues Bild von M.'s Gesichtszügen verdankt man seinem Freunde, dem Maler Mignard.

Molina (Ludw.), Jesuit und Lehrer der Theologie an der portug. Universität zu Evora, geb. 1540, ist durch seine vermittelnde Theorie über Gnade (s. d.) und Prädestination bekannt geworden. In der Absicht, Augustinismus und Semipelagianismus miteinander zu vereinigen, gab er das Werk „Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia“ (Lissab. 1588, 4.) heraus und lehrte darin, daß die Gnade Gottes zwar die Bedingung der Seligkeit sei, aber Jedem zu Theil werde, der mit den noch übrigen Kräften des freien Willens das Seinige thue, daß also die Erlangung oder der Verlust der Seligkeit doch von der menschlichen Selbstbestimmung abhängt. Diese offenbar pelagianisirende Ansicht wurde von den Dominicanern heftig bekämpft, dagegen von den Jesuiten, die deshalb *Molinisten* genannt wurden, vertreten, und veranlaßte so einen Streit, zu dessen Schlichtung Papst Clemens VIII. die Congregatio de auxiliis niederlegte, und der nachmals, nach dem im J. 1600 erfolgten Tode M.'s, in dem Kampfe über die Lehre des Jansen (s. d.) sich fortsetzte.

Molinos (Michael), span. Mystiker, geb. 1640 in Saragossa, hatte zu Pampelona und Coimbra studirt und war vielleicht mit der um 1575 entstandenen Sekte der *Mombrosos* oder Erleuchteten in Berührung gekommen. Seit 1669 als Doctor der Theologie und Priester in Rom lebend, gewann er mehre, selbst hochgestellte Freunde und gab für diese seine Schrift „Guida spirituale“ (Rom 1675; lat. von A. H. Francke, Lpz. 1687; deutsch von G. Arnold, Frankf. 1699) heraus, worin er im Gegensatz zu dem kirchlichen Mechanismus die wahre Religiosität als süße Seelenruhe, als reine Gottesliebe und als unmittelbare Anschauung Gottes darstellte. Eben deshalb nannte man sein System *Quietismus* (s. d.) und seine Anhänger *Quietisten*. Auf Betrieh des Jesuiten Lachaise fand die Inquisition in jener Schrift und in Vorträgen des M. 68 kegerische Sätze, die Papst Innocenz XI. 1687 als solche verdammt. M. selbst mußte in demselben Jahre seine Jerthümer abschwören und unter harten Bußübungen in einem Dominicanerkloster sein Leben beschließen. Er starb 1696. Vgl. „Recueil des diverses pièces concernant le Quietisme, ou Molinos, ses sentimens et ses disciples“ (Amst. 1688).

Molione, die Gemahlin des Aktor, des Bruders des Speierkönigs Augeas, wurde durch ihn, nach Spättern aber durch Poseidon, Mutter des Eurytos und Kleatos, welche nach ihr *Molioniden* heißen. Diesen übertrug Augeas, als Herakles wegen des verweigerten Lohnes gegen ihn zog, die Führung des Kriegs, in welchem Herakles den größten Theil seines Heers verlor. Aber bald vergalt er es den Molioniden. Als sie nämlich zu den istsmischen Spielen zogen, paßte er ihnen in den Klippen bei Kleonä, an den Grenzen von Argolis, auf und erschlug sie.

Molitor (Gabriel Jean Jos., Graf), Marschall von Frankreich, geb. am 7. März 1770 zu Hagange im Moseldépartement, erhielt von seinem Vater, einem alten Militair, eine sorgfältige Erziehung und trat in der Revolution als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1792 in der Nordarmee bei und ging dann als Generaladjutant zur Ardennen-, 1793 aber zur Moselarmee, wo ihn *Hoché* (s. d.) seiner Tüchtigkeit wegen oft an die Spitze einer Brigade stellte. Nachdem er mit gleicher Auszeichnung in den Armeen am Rhein und an der Donau gekämpft, wurde er 1799 Brigadegeneral und nach der Schweiz gesendet. Masséna detachirte ihn

hier mit einer schwachen Brigade in die kleinen Cantons, die er gegen die östr. und russ. Armee mit erstaunenswerther Kühnheit und selbst mit Erfolg vertheidigte. Im Feldzuge von 1800 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee. Er überschritt bei Stein den Fluß, warf mit wenigen Grenadieren den Feind, zersprengte am folgenden Tage, am 3. Mai, dessen rechten Flügel bei Stockach, wendete sich dann zurück gegen den linken und half die Schlacht bei Möskirch gewinnen. Man vertraute ihm hierauf ein Corps von 5000 M., mit dem er unter anhaltenden Gefechten 25000 Östreicher in Tirol aufhielt. Noch vor dem Friedensschluß ertheilte ihm der erste Consul auf Moreau's Empfehlung den Grad eines Divisionsgenerals, später aber den Befehl über die siebente Militärdivision zu Grenoble, wo er glücklich zur Befänstigung der politischen Parteien wirkte. Als der Krieg von 1805 begann, folgte M. dem Marschall Masséna nach Italien und zeichnete sich an der Spitze der Avantgarde bei Bago, besonders aber bei Caldiero aus. Nach dem Frieden von Presburg wurde er vom Kaiser als Generalgouverneur nach Dalmatien geschickt. Er erwarb sich daselbst mancherlei Verdienste um die Organisation des Landes und wußte auch mit Klugheit und Festigkeit gegen die Diplomatie des östr. Cabinets anzukämpfen. Nachdem er mittels einiger zusammengeraffter Fahrzeuge die Russen von der Küste vertrieben, eilte er mit 1700 M. dem von 13000 Russen und Montenegroinern zu Ragusa eingeschlossenen Lauriston zu Hülfe und nöthigte den Feind durch mehre kaltblütige Angriffe zur Einschiffung. Im J. 1807 erhielt er den Befehl, seine Streitkräfte nach den Küsten des Baltischen Meeres gegen die Schweden zu führen. Er griff den Feind bei Damgarten an, erzwang den Übergang über die Regnitz und verfolgte den König Gustav IV. Adolf von Schweden bis nach Stralsund. Bei der Belagerung dieses Places führte er den linken Flügel und trug sehr viel zur Eroberung bei. Napoleon belohnte seine Dienste mit dem Oberbefehl über das Observationsheer, dem Generalgouvernement von Schwedisch-Pommern, dem Grafentitel und einer reichen Dotation. Im Feldzuge von 1809 führte M. eine Division unter Masséna und nach der Schlacht von Schmühl detachirte ihn der Kaiser nach Neumarkt, wo er 25000 Östreicher siegreich aufhielt und die hartbedrängten Baiern freimachte. Am 19. Mai trieb er die Östreicher von der Insel Lobau; in der Schlacht von Esling aber setzte er sich zu Aspern fest, das er mit seiner geschwächten Division fünf Stunden gegen die furchtbaren Angriffe der östr. Armee vertheidigte. Eine gleiche kalte Beharrlichkeit entfaltete er auch in der Schlacht bei Wagram. Nachdem er 1810 den Befehl in den Hansestädten geführt, ging er 1811 mit seiner Division nach Holland, das er erst gegen Ende des J. 1813 verließ. In dem Feldzuge von 1814 dem Corps Macdonald's zugetheilt, machte er bis zur Abdankung Napoleon's die verzweifeltsten Anstrengungen, unterwarf sich dann aber den Bourbons und wurde als Generalinspecteur angestellt. Weil er sich jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser zur Organisation der Nationalgarden im Elsaß bewegen ließ, verlor er mit der zweiten Restauration seine öffentliche Stellung, bis ihm der Minister Souvion Saint-Cyr 1818 das Amt eines Generalinspecteurs wieder verlich. Um den Krieg gegen die span. Cortes populair zu machen, trug der Hof auch ihm in dem Feldzuge von 1823 ein Commando an, das er nur annahm, nachdem ihm Ludwig XVIII. politische Mäßigung gelobt. Er operirte hierauf an der Spitze des zweiten Armeecorps im östlichen Spanien und führte durch die Raschheit seines Verfahrens und die Entschiedenheit seiner Angriffe die schnelle Beendigung des Kriegs herbei. Nach der Rückkehr erhob ihn der König am 9. Oct. 1823 zum Marschall und Pair von Frankreich, welche Würden er auch nach der Revolution von 1830 behielt. Seine Muße wendet er literarischen Beschäftigungen zu, namentlich hat er gediegene Arbeiten in den „Spectateur militaire“ geliefert.

Molken (*Serum lactis*) nennt man die Flüssigkeit, welche zurückbleibt, wenn man aus der Milch die fetten und käsigten Bestandtheile abscheidet. Dieses kann auf verschiedene Art geschehen, je nachdem man die Milch durch Zusatz von Kälberlabmagen (s. *Magen*), mehren Pflanzensäften und mineralischen Säuren und Salzen zerseht. Daher hat man süße Molken, wo die Zersehung durch einen nicht sauern Stoff bewirkt oder die dazu gebrauchte Säure durch nachmaligen Zusatz alkalischer Stoffe wieder gebunden wird; saure Molken, welche mit Säure bereitet werden, ohne daß man diese wieder bindet; ferner Maun-

Tamarinden-, Essig-, Senf- und Kräutermolken. Sie enthalten den Zucker und die Salze, die in der Milch befindlich sind, haben einen süßlichen Geschmack und, wenn die Zerfegung der Milch nicht in der Siedehitze vorgenommen wurde, auch den Geruch der Milch. Ihr Ansehen ist trübe wegen der feinzerteilten Käseförmchen, die sich aber durch Kochen mit Eiweiß entfernen lassen. Man gebraucht die Molken hauptsächlich als Arzneimittel, indem sie erweichende, auflösende und gelind abführende Kräfte haben, besonders bei Reizzuständen der Athmungsorgane, in der Art, daß man sie theils allein, theils mit Mineralwasser oder Kräuterfästen und mit andern Arzneien vermischt, genießt; auch setzt man sie Bädern zu. Anstalten, Molken im Großen zu bereiten und zu Heilzwecken zu benutzen, findet man vorzüglich in Gegenden, wo gutes Weideland ist, also meist in Gebirgen. Am berühmtesten ist die Molkentrinkanstalt zu Kreuth (s. d.) in Baiern. Wo die Milch selten ist, bereitet man die Molken auch künstlich aus dem Molkpulver, dessen Hauptbestandtheil Milchzucker (s. d.) ist.

Moll (mollis), d. h. weich, bezeichnet in der Musik theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine oder weiche Terz aufwärts steigen und daher Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terz, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt. (S. Ton und Tonarten.)

Molla ist bei den Türken und Persern der Titel des Oerrichters, der in den Städten und ganzen Districten die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit zu verwalten hat. Der Molla wird zur höhern Geistlichkeit gerechnet; unter ihm steht der Kadi, über ihm in der Türkei die Kadiasker und in Persien der Sadr oder das Haupt der Mollas. In den Staaten Turkestans liegt den Mollas die ganze Ortsverwaltung ob.

Mollbret heißt ein landwirthschaftliches, einem Schubkarren ähnliches Instrument zu Erdarbeiten, z. B. zum Ebenen der Wiesen u. s. w. Je nach ihrer Größe erfordern die Mollbreter eine Anspannung von zwei bis vier Zugthieren.

Möllendorf (Nid. Joach. Heinr. von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1725 auf seinem väterlichen Gute Lindenbergr in der Priegnitz, erhielt seine Bildung in der Ritterakademie zu Brandenburg und wurde 1740 Page bei Friedrich II., den er auf dem ersten schles. Feldzuge begleitete, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotusitz beiwohnte. Als Fähnrich im ersten Bataillon Leibgarde machte er die Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr mit, in welcher legtern er zum ersten Male verwundet wurde. Bald darauf erfolgte wegen seines ausgezeichneten Benehmens bei Vertheidigung eines Provianttransportes gegen eine beinahe überlegene Anzahl Feinde, mit Übergehung der dazwischen liegenden Chargen, seine Ernennung zum Hauptmann und Flügeladjutanten des Königs. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich zunächst in den Schlachten bei Rosbach und bei Leuthen aus, in welcher legtern er durch Wegnahme des Dorfs Leuthen wesentlich zur Entscheidung beitrug. Sein Benehmen bei der Belagerung von Breslau belohnte der König 1758 durch seine Ernennung zum Major und Commandeur des dritten Bataillons der Leibgarde. Sehr tapfer bewies er sich bei dem Überfall von Hochkirch und erhielt nun 1760 das Commando des Garderegiments. Mit demselben focht er in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Oberstlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3. Nov. 1760 rieth er zu einem Manoeuvre, welches den Sieg entschied; doch wurde er dabei gefangen, aber im Anfange des J. 1761 ausgewechselt und darauf zum Obersten ernannt. Im J. 1762, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit seiner Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf und wurde nun Generalmajor. Als Generallieutenant, seit 1774, befehligte er im bair. Erbfolgekriege unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen ein Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Unternehmung bei Daugen ausführte. Im J. 1787 wurde er Gouverneur von Berlin, in welcher Stellung er hauptsächlich auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten hinwirkte, die damals namentlich unter den Preußen noch ganz vermisst wurde. In den letzten Lebensjahren Friedrich's des Großen war er oft dessen alleiniger Gesellschafter. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde M. 1787 General der Infanterie und 1793 Feldmarschall, auch erhielt er eine Domherrnstelle in Havelberg. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich und fiel deshalb gewissermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch erhielt er 1794

den Oberbefehl der preuß. Heere am Rhein, nachdem ihn der Herzog von Braunschweig niedergelegt hatte. Zwar eroberete M. am 23. Mai die franz. Verschanzungen bei Kaiserslautern; doch vermochte er für die Länge der republikanischen Übermacht Frankreichs nicht zu widerstehen. Obwohl über 80 Jahre alt, folgte M. in dem Kriege von 1806 gegen seine Ansicht dem Rufe seines Königs zu den Waffen. Nach der Schlacht bei Jena gerieth er zu Erfurt in franz. Gefangenschaft; doch wurde er mit großer Achtung behandelt und ihm auf sein Ehrenwort gestattet, nach Berlin zurückzukehren. Napoleon ertheilte ihm nachmals noch das Großkreuz der Ehrenlegion und M. starb erst 1816 zu Havelberg.

Möller (Georg), Hofbaudirector und Oberbaurath in Darmstadt, geb. 1786 zu Diepholz im Hannover'schen, bildete sich theils in Karlsruhe unter Weinbrenner, theils in Italien, 1807—10, und wurde nach seiner Rückkehr sogleich großherzoglich hess. Hofbaumeister. Damals lenkte die romantische Schule die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bauten des Mittelalters. M., der denselben ein eifriges und begeistertes Studium gewidmet hatte, wirkte hierbei sehr anregend. Er begann die Herausgabe der „Denkmäler deutscher Kunst“ (Bd. 1—3, Darmst. 1815—45) und ließ 1816 das Facsimile des von ihm in Darmstadt auf einem Dachboden entdeckten Originalrisses des Doms in Köln erscheinen. Insbesondere hatte das erstere Werk eine große Wirkung, indem es die erste architektonisch genaue Sammlung dieser Art war. Ziemlich gleichzeitig machte er sich auch als praktischer Baumeister einen Namen; er baute das Casino (1817), das Opernhaus (1819), die katholische Kirche (1824) und die neue Kanzlei in Darmstadt (1826), ferner die katholische Kirche in Bensheim (1827), die östliche Domkuppel (1828), das Theater in Mainz (1833) u. s. w., und es gehören diese Bauten zu den besten neuern Bauwerken Deutschlands, namentlich in constructiver Hinsicht. M. zeigt sich in ihnen weit entfernt von dem unpraktischen Bestreben, die mittelalterlichen Bauformen wieder anzuwenden zu wollen; er huldigt vielmehr dem Princip, daß auch die Gegenwart einen ihr angemessenen neuen Stil zu schaffen berufen sei und zwar mit möglichstem Anschluß an den Charakter und an die Construction der einzelnen Bauten; was er aber aus dem Mittelalter beibehalten wissen will, sind die von ihm zuerst wieder entdeckten constructiven Grundgesetze der damaligen Architektur, deren wesentlichstes Princip er unter dem Namen des Neg- oder Knotensystems an mehreren seiner Bauten angewendet hat. Namentlich gilt M. für die Dachconstruction als der erste unter den lebenden Meistern; so ist z. B. die aus Eisen und Zink zusammengesetzte Domkuppel zu Mainz ein ausgezeichnetes Werk sinnreicher Einfachheit, ebenso die Bedachung des dortigen Theaters, welches auch noch dadurch merkwürdig ist, daß M. hier zuerst das durch die innere Form gegebene Halbbrunn auch im Außern hervortreten ließ, ein Motiv, welches später vom Professor Semper am Theater in Dresden mit ungleich größerer Pracht durchgeführt wurde. Die katholische Kirche zu Darmstadt, welche wegen ihrer runden Gestalt und ihres Echo's vielem Tadel unterlegen hat, erhielt nur deshalb die Rotundenform, weil mit möglichst geringen Mitteln ein sehr großes Gebäude errichtet werden sollte, während M. sonst die Basilikenform vorzieht. Das neueste große Bauwerk M.'s ist der zierliche, leider nicht ganz nach dem ursprünglichen Plane ausgeführte herzogliche Palast in Wiesbaden (1837—40). M. bildet das Haupt einer zahlreichen Schule, aus welcher unter Andern Lerch, Hessemer und Andra hervorgegangen sind. Seine constructiven Grundsätze sind besonders in den „Beiträgen zur Lehre von den Constructionen“ (Heft 1—6, Darmst. 1835—43) niedergelegt.

Möller (Jens), dän. Theolog und Historiker, geb. 1779 zu Kopenhagen, wo er auch seine theologischen Studien machte, wurde, nachdem er einige Jahre Adjunct an der Schule zu Slagelse gewesen, 1808 als außerordentlicher Professor der Theologie nach Kopenhagen zurückgerufen, wo er 1833 starb. Er hat sich als Schriftsteller, als Sammler und Literator, sowie als Herausgeber von Zeitschriften um die Theologie und die vaterländische Geschichte in Dänemark große Verdienste erworben. Seine theologische Richtung war ein gemäßigter Supernaturalismus. Als theologischer Schriftsteller wirkte er besonders durch die „Theologisk Bibliothek“ und die sich anschließende „Tidskrift for Kirke og Theologie“ (zusammen 44 Bde., Kopenh. 1811—34); worin die meisten Aufsätze von ihm selbst herührten. Von seinen übrigen theologischen Schriften sind noch die Abhandlung „De sive

Eusebii in rebus christianis enarrandis" (Kopenh. 1813) und seine Übersezung der poetischen Bücher des Alten Testaments mit Anmerkungen anzuführen, welche letztere einen Theil der Übersezung des ganzen Alten Testaments bildet, die er mit dem Bischof Dr. M. Möller herausgab. Von seinen historischen Arbeiten sind anzuführen die Sammlung von Aufsätzen, welche er mit Engelstoft unter dem Titel „Historisk Kalender“ (3 Bde., Kopenh. 1814—17) herausgab und die Aufsätze in der „Mnemofyne“ (4 Bde., Kopenh. 1830—34), in der er unter Anderm die Geschichte König Christian's VI. nach unbenutzten Briefen desselben und eine interessante Darstellung des Zustandes von Dänemark unter dem Könige Friedrich VI. lieferte. Auch an der dän. Literaturzeitung, welche er seit 1830 redigirte, war er ein fleißiger Mitarbeiter.

Mollusken oder Weichthiere bilden eine sehr große, durch ihren Bau von andern deutlich geschiedene Thierklasse. Sie entbehren das innere Skelett ganz, sind daher asymmetrisch und formlos, oder doch, je nachdem sie sich zusammensziehen, von sehr veränderlicher Gestalt. Sie sind häufig von gallertartiger Consistenz, meist sehr schleimig, mit einer muskelreichen Hülle (Mantel) umgeben, ohne deutliche Körpergliederungen, zum Theil ohne eigentlichen Kopf, niemals mit freien Bewegungswerkzeugen versehen. Daher kriechen sie, wie Schnecken, auf dem Bauche, oder haben flossenartige Anhänge, oder sie sind auch fest angewachsen an Felsen u. s. w., wie die Auster (s. d.). Ein eigentliches Hirn und Rückenmark fehlt allen Mollusken; Augen haben nur diejenigen der höhern Ordnungen; sehr viele sind eigentliche Zwitter. Mit Ausnahme der Schnecken im strengen Sinne sind sie alle Wasserthiere, besonders aber Bewohner des Meeres. Ihre Bewegungen sind langsam und ihre Nahrung ist selten pflanzlich, gewöhnlich animalisch. Manche, wie die Sepien oder Tintenfische (s. Sepien), verhalten sich den schwächern Meeresgeschöpfen gegenüber wie Raubthiere; die kleinsten sind fast mikroskopisch, die größten, z. B. die Riesenschnecke, wiegen einige Centner. Viele sind essbar und machen die Hauptnahrung roher Völker aus, oder sind, wie die Auster und Perlenmuscheln, ein wichtiger Gegenstand des Handels in civilisirten Ländern. Nach der Gestalt ihrer Bewegungswerkzeuge theilt man die mit Kopf versehenen Mollusken in mehre Ordnungen; ebenso zerfällt die zweite Abtheilung, die Akephala oder kopflosen Mollusken, in mehre Ordnungen nach Gestalt des Mantels u. s. w. Die Mollusken der ersten Abtheilung sind gemeinlich mit kalkigen einfachen Gehäusen (Conchylien), die der zweiten mit zweiklappigen Schalen (Muscheln) versehen. Diese sehr vielartig gestalteten, oft sehr zierlichen und nicht selten sehr glänzend gefärbten Kalkbedeckungen entstehen durch Ausschwizung auf der Oberfläche des Thieres, dem Mantel, sind in derselben Gattung der Hauptsache nach von derselben Form, und schon von den Römern für Sammlungen gesucht worden. Conchyliensammlungen sind auch gegenwärtig noch sehr beliebt, obgleich der Stand der Wissenschaft sich geändert hat und Berücksichtigung des eigentlichen Weichthieres und seiner Anatomie erfordert. Zumal im 18. Jahrh. wurde mit Conchylien viel Luxus getrieben und ausschweifende Preise für die seltenern bezahlt. Es gibt viele Werke mit Abbildungen derselben; zu den ältern gehört Martini's und Chemnitz's „Neues systematisches Conchyliencabinet“ (12 Bde., Nürnberg. 1769—95, 4.), zu den neuesten die Werke von Reeve, Kiener, Ferrussac und Rossmäster, „Iconographie der europ. Land- und Süßwassermollusken“ (Lpz. 1836 fg., 4., mit Kpfen.). In den frühern Erdperioden scheinen die Mollusken noch weit häufiger gewesen zu sein als gegenwärtig, denn man findet ganze Berge, die der Hauptsache nach aus versteinerten Conchylien und Muscheln bestehen.

Mollweide (Karl Brandau), Mathematiker, wurde am 3. Febr. 1774 zu Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater Unteroffizier in der Artillerie war. Auch er trat in diese ein, da es ihm an Mitteln fehlte, seiner Neigung gemäß sich den Wissenschaften zu widmen, bis der Herzog, der durch Zufall von seinen seltenen Fähigkeiten, namentlich für die mathematischen Wissenschaften, Kenntniß erhalten hatte, ihn in den Stand setzte, die unterbrochenen Studien erst auf der gelehrten Schule in Wolfenbüttel, dann seit 1796 auf der Universität zu Helmstedt fortzusetzen. Hier wurde er nach dreijährigem Aufenthalte an der gelehrten Schule und im Jahre darauf, 1800, auf Empfehlung des Herzogs, Lehrer der Mathematik und Physik am Pädagogium zu Halle. Letztere Stelle bekleidete er bis 1811,

wo er dem Rufe als außerordentlicher Professor der Mathematik und Observator der Sternwarte nach Leipzig folgte. Als ordentlicher Professor der Mathematik starb er daselbst am 16. März 1825. M. war ebenso gelehrt und gründlich, als bescheiden und anspruchlos. Ohne gerade neue Entdeckungen in seiner Wissenschaft zu machen, hat er sich als Lehrer wie als Schriftsteller unbestreitbare große Verdienste erworben. Von seinen Schriften sind hauptsächlich folgende zu nennen: „Prüfung der Farbenlehre Goethe's“ (Halle 1810), „Darstellung der optischen Irthümer in Goethe's Farbenlehre“ (Halle 1811) und „De quadratis magicis“ (Lpz. 1816). Außerdem hat er den vierten Theil von Flügel's „Mathematischem Wörterbuch“ bearbeitet (Lpz. 1823) und zahlreiche gelehrte Abhandlungen in Zach's „Monatliche Correspondenz“ und Gilbert's „Annalen der Physik“ geliefert.

Mollwitz, ein Dorf im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, ist durch die Schlacht im ersten schles. Kriege am 10. Apr. 1741 denkwürdig, in welcher die Preußen die Österreicher unter Neipperg schlugen.

Molo heißt der die Mündungen oder den Einfluß eines Hafens abschließende, aus großen Steinen errichtete Damm, der unter Umständen, wie z. B. in der Havana, auch noch durch Ketten verschlossen werden kann. Der Molo oder die Mole hindert den durch die Küstenströmung mitgeführten Sand, die Ausmündung zu verschlammern und sichert die Schiffe vor Wellenschlag und feindlichen Angriffen.

Moloch oder **Molech**, d. i. König, heißt ein im Alten Testamente mehrfach erwähntes Gözenbild morgenländ. Völker, unter welchem man den, wie es scheint, für unheilbringend geltenden Planeten Saturn verehrte und dem man Menschenopfer darbrachte. Es bestand aus dem metallenen Bildniß eines Menschen mit einem Ochsenkopfe. Nachdem dasselbe mittels eines starken Feuers, das in einer unten befindlichen Öffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer bestimmten Kinder in die ausgestreckten Arme des Gözen, wobei die Priester mit geräuschvollen Tonwerkzeugen das Angstgeschrei derselben übertäubten.

Moltke, eine berühmte dän. Familie, die eine Menge Staatsmänner und andere ausgezeichnete und verdiente Glieder aufzuweisen hat. Sie ist seit dem 13. Jahrh. in Schweden, Dänemark und Mecklenburg ansäßig und theilt sich in die ältere und jüngere Linie. Jene, gestiftet von Friedrich Grafen von M., wurde 1740 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben; diese, gestiftet von Adam Gottlob Grafen von M., geb. 1709, gest. 1792, dem vertrauten Minister König Friedrich's V. von Dänemark und Klopstock's Freund, erhielt 1750 den Grafentitel. — Von den übrigen Gliedern erwähnen wir hauptsächlich Joachim Godske Grafen von M., der sich nicht nur als einen ausgezeichneten Staatsmann, sondern auch als Beschützer der Wissenschaften bewährte. Anfangs in Militärdiensten, nahm er nachher seine Entlassung und studirte die Rechte. In Leipzig war er während seiner Studien Selter's Hausgenosse und Ernesti's Liebling. Allmählig stieg er durch die niedern Stufen des Staatsdienstes 1775 zum Geh. Staatsminister auf, zog sich aber 1784 auf seine Güter zurück, wo er ganz der Landwirtschaft lebte. Erst 1813 kehrte er in den Staatsdienst zurück, in einer Zeit, die schlimmer für Dänemark war als je eine vorhergehende. Er wußte den Credit des Staats und des Papiergeldes wiederherzustellen, that sehr viel zur Unterstützung armer Gelehrter und der Wissenschaften, wie er denn auch zur Zeit seines ersten Ministeriums für die königliche Bibliothek viel gethan hatte. Er opferte einen großen Theil, selbst seines Privatvermögens, zur Unterstützung der Staatsdiener, die bei der Verschlechterung des Geldwesens einer schnellern Hülfe bedurften, als der Staat ihnen gewähren konnte. Sein Tod erfolgte am 5. Oct. 1818. Allein für Wissenschaften und Schulen hatte er 300000 Reichsbankthaler an Legaten ausgesetzt. — Der Sohn des Legtern, Adam Wilh. Graf von M., geb. 1785, ist gegenwärtig dän. Geh. Staats- und Finanzminister und Präsident der Rentenkammer. — Adam Gottfr. Detlev Graf von M., geb. 1765, gest. 1840, nahm als Besitzer eines adeligen Gutes in Holstein den lebhaftesten Antheil an den Schritten, welche die Schlesw.-holstein. Ritterschaft unter Dahlmann's Leitung 1815–23 für Erlangung einer Verfassung that, und trat auch in dieser Beziehung als Schriftsteller auf. — Der jüngere Bruder des Vorigen, Magnus Graf von M., geb. am 20. Aug. 1783, dän. Obergerichtsrath in Schleswig

besuchte das Gymnasium zu Gotha und studirte in Kiel und Göttingen. Bereits 1813 wurde er Rath beim schlesw. Obergericht. Auf seine staatswissenschaftlichen Studien war Haller's Restauration der Staatswissenschaften nicht ohne Einfluß. Seine damalige Geistesrichtung zeigt sich besonders in seiner Schrift „Über den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande“ (Hamb. 1830), welche die treffliche von Heine herausgegebene Gegenschrift Kahldorf's „Über den Adel an den Grafen Magnus von M.“ (Hamb. 1831) veranlaßte. Eine Reise durch Italien, die Schweiz und mehre deutsche constitutionelle Staaten, die er 1831 machte, gab ihm eine immer entschiedener Richtung zum Liberalismus. Damals ließ er neben seiner Reise durch das obere und mittlere Italien (Hamb. 1833) auch die Schrift „Über das Wahlgesetz und die Kammer mit Rücksicht auf Schleswig und Holstein“ (Hamb. 1834) erscheinen. Im Sommer 1834 als Deputirter der Stadt Schleswig in die Versammlung der Provinzialstände gesendet, wurde er von derselben zum Präsidenten gewählt. Wie bei dieser ersten, so brachte er auch als Mitglied der zweiten Versammlung der Provinzialstände eine Menge der wichtigsten Gegenstände zur Sprache.

Moluffen, s. Gewürzinseln.

Molybdän, s. Wasserblei.

Molyn (Peter), s. Tempesta.

Moment ist im Allgemeinen mit Augenblick oder Zeitpunkt gleichbedeutend, sofern von Etwas die Rede ist, das sich geschichtlich darstellt; daher momentan soviel als vorübergehend. In der bildenden Kunst versteht man unter Moment den Augenblick der Handlung oder Begebenheit, welchen diejenigen Künste hervorheben müssen, die nur Das, was gleichzeitig geschieht, darstellen, das Vorher und Nachher aber, oder die Ursachen und Wirkungen, nur andeuten können. Von dem Moment in der bildenden Kunst wird daher erfordert, daß er der bedeutendste und für die Anschauung angemessenste Punkt der Handlung sei. Andere Anforderungen als die Plastik macht dabei die Malerei an den Moment; jene fodert einen durch Licht und Farbe ausgezeichneten, diese einen mehr in der Form und Gestalt bedeutenden Moment. In der Mechanik unterscheidet man hauptsächlich das statische Moment und das Moment der Trägheit. Das statische Moment einer Kraft ist das Product derselben in den senkrechten Abstand ihrer Richtung von einem Punkte oder einer geraden Linie oder einer Ebene. Das Moment der Trägheit eines Körpers oder körperlichen Punktes in Beziehung auf einen Punkt oder eine gerade Linie nennt man das Product der Masse dieses Körpers in das Quadrat seiner Entfernung von dem gegebenen Punkte oder der gegebenen Linie. Verwandt damit ist die tropische Bedeutung des Wortes, nach der es Das bedeutet, was für die Überlegung einen Grund der Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin darbietet. In einem besonders prägnanten Sinne gebraucht Hegel dieses Wort, indem er Momente die einzelnen Begriffsbestimmungen nennt, welche der dialektische Proceß durchläuft. Jeder Begriff ist Moment, aber auch nur Moment, d. h. eine Gedankenbestimmung, die aus den frühern hervorgeht, aber auch in die nachfolgenden übergeht, daher an sich keine selbständige Bedeutung hat.

Momiers, d. h. Mummerei Treibende, Heuchler, ist ursprünglich der Name einer Methodistenpartei in der Schweiz, welche von der großen Continentalgesellschaft zu Edinburg begünstigt und gepflegt, seit 1817 entschiedener hervortrat. Das Wesen derselben hatte sich schon seit 1813 in Genf kundgegeben, wo ein junger Geistlicher, Empayraz, angefleckt von der Schwärmerei der Frau von Krüden er (s. d.), diesem trüben Geiste huldigte. Von den Methodisten Drummond und Halbane unterstützt, klagte er in einer Schrift die genfer Geistlichkeit an, daß sie die Gottheit Christi leugne und überhaupt nicht rein calvinisch denke. Um die dadurch erregten Streitigkeiten zu dämpfen, stellte die Geistlichkeit am 3. Mai 1817 ein Reglement auf, nach welchem jeder Ordinand und Geistliche verpflichtet wurde, die von den Gegnern gerügten Theorien in öffentlichen Vorträgen nicht vorzubringen und so viel möglich nur in Ausdrücken der Schrift über die streitigen Dogmen zu reden. Dies schärfte den Gegensatz und gab dem Streite neuen Stoff. Die Prediger Empayraz, Malan, Gaußen, Bost und Galland bezüchtigten die genfer Geistlichkeit des Abfalles von der evangelischen Wahrheit und begannen eigene Versammlungen zu halten. Indes gestattete ihnen die Regierung die Bildung besonderer Gemeinden, und so gelangten

sie nach mancherlei Anfeindungen des gegen sie erbitterten Volks bald zu einer ruhigeren Existenz. Nicht so glücklich waren sie anfangs im Waadtlande. Hier wurden sie 1818 mit dem Spottnamen *Momiers* belegt und vom Volke sogar thätlich gemishandelt. Die Regierung, welche entschieden gegen das Conventikelwesen war, vertrieb die *Emiffaires* und erließ endlich unter dem 20. Mai 1824 ein strenges Gesetz gegen die *Momiers*, in Folge dessen die Pfarrer Scheler, Olivier, Chavannes, Professor Molard und Andere des Landes verwiesen wurden. Da aber diese Strenge die *Momiers* mit dem Glanze des Märtyrertums umgab, so wurde man allmählig milder und hob nach der Julirevolution das Gesetz ganz auf. Auch in andern Cantonen wirkten methodistische Missionare, selbst in Bern, wo der württembergische Möhrli und der weimarische Arzt Valenti thätig waren, doch trat hier die Regierung gleich anfangs entschieden auf und wußte den verkehrten Geistlichen die Achtung zu wahren. Ebensovienig gelang es den *Momiers* 1834 eine theologische Lehranstalt zu gründen oder durch ihr Organ, die „*Gazette évangélique*“, nachhaltig zu wirken. — Im weitern Sinne wird der Name *Momiers* allen frommen Heuchlern beigelegt.

Mömpelgard, s. **Montbeillard**.

Mönnis, der Gott des Spottes und des Tadelz, nach Hesiod ein Sohn der Nacht, kommt erst öfter in der spätern Zeit vor. Bei Lucian ist er der libtrale unter den aristokratischen Göttern, der Alles verspottet, was nur historischen und keinen natürlichen Werth hat. Als Minerva ein Haus gebaut, Neptun einen Dchsen erschaffen und Vulcan einen Menschen gebildet hatte, tadelte er an dem ersten, man könne es bei den Belästigungen durch einen bösen Nachbar nicht herumdrehen, bei dem zweiten, er habe die Hörner nicht auf der Brust, wo er besser würde frosen können, bei dem dritten, er habe kein Fenster, durch das man sehen könne, was er im Herzen trüge. In der Kunst wird er als entkräfteter Greis dargestellt.

Monaco, ein kleines ital. Fürstenthum, liegt von der sardin. Grafschaft Nizza umgeben, an der franz. Grenze und am Mittelländischen Meere. Es hat ein Areal von $2\frac{1}{2}$ QM. und zählt gegen 7400 E. Die Haupterzeugnisse des Ländchens sind Öl, das jährlich im Betrage von mehr als 30000 Zhr. ausgeführt wird, und Citronen. Der Hauptort *Monaco* ist besetzt und hat gegen 1200 E., ein Schloß und einen Hafen. Im Besitze dieses Ländchens war seit den Zeiten Kaiser Otto's II. die Familie *Grimaldi* (s. d.). Im J. 1450 kam es unter span., im Frieden zu Veronne von 1641 unter franz. Oberhoheit. Als deshalb der König von Spanien die mailänd. und neapolitan. Lehngüter des Hauses *Grimaldi* einzog, entschädigte Ludwig XIV. von Frankreich dasselbe dafür durch Verleihung des neuerrichteten Herzogthums *Valentinois* nebst der *Pairswürde*. Beim Erlöschen des Hauses *Grimaldi* im Mannsstamme im J. 1731 erbte das Fürstenthum Jacq. Franc. Léonard de Goyon-Matignon, der sich 1715 mit der Tochter und Erbin des letzten *Grimaldi* vermählt, dabei das Herzogthum *Valentinois* nebst der *Pairswürde* erhalten und den Namen *Grimaldi* angenommen hatte. Unter dem Enkel desselben, *Honoratus IV.*, wurde das Fürstenthum M. am 14. Febr. 1793 mit der Republik Frankreich vereinigt. Im Frieden zu Paris von 1814 wurde es, unter den frühern Verhältnissen zu Frankreich, an *Honoratus IV.* zurückgegeben, im pariser Frieden von 1815 aber das Schutzverhältniß auf Sardinien übertragen. Letzteres erkannte durch die Declaration vom 8. Nov. 1817 die Souverainetät des Fürstenthums an, behielt sich aber das Recht der militairischen Besetzung und der Ernennung des *Plagcommandanten* in der Stadt Monaco vor. Der Fürst *Honoratus V.*, der 1819 seinem Vater *Honoratus IV.* in der Regierung folgte und am 2. Oct. 1841 starb, ist der Verfasser der 1839 in Paris erschienenen Schrift „Über den *Vauperismus* in Frankreich und die Mittel gegen denselben“. Der gegenwärtige Regent ist *Florestan Roger Louis de Grimaldi*, Fürst v. M., geb. 1785, ein Bruder *Honoratus V.* Sein Sohn, *Charl. Honoré de Grimaldi*, geb. 1818, führt den Titel Herzog von *Valentinois*.

Monabologie nennt man diejenige speculative Naturansicht, welche die letzten Gründe der Erscheinungen in einfachen, unförplichen Wesen (*Monaden*) sucht. Die Monabologie hat mit dem Atomismus Das gemein, daß sie eine Vielheit des Realen annimmt; die Monaden unterscheiden sich aber von den *Atomen* (s. d.) dadurch, daß die letztern schon als körperlich ausgebeht und als gegenseitig un durchdringlich aufgefaßt werden, daher der Atomismus nur zu einer mechanischen Naturerklärung führt, während die

Monadologie einen dynamischen Charakter hat. Die beiden wichtigsten Vertreter der Monadologie sind Leibniz (s. d.) und Herbart (s. d.). Monas heißt übrigens Einheit und kommt schon in der pythagoreischen Philosophie zur Bezeichnung des Urprinzips der Zahlen und der Dinge vor.

Monaldeschi (Giovanni, Marquese), aus einer ital. Adelsfamilie von Ascoli herkommend, ging, um sein Glück zu machen, nach Schweden und wurde 1652 durch die Protection des Grafen de la Gardie Stallmeister der Königin Christine. Im nächsten Jahre erhielt er Sendungen nach Polen und an mehre kleinere ital. Höfe. Nach der Abdankung der Königin Christine, deren erklärter Günstling er inzwischen geworden war und die ihn zu ihrem Oberstallmeister ernannt hatte, begleitete er dieselbe auf ihren Reisen und nach Paris. Hier wurde er auf ihren Befehl in der Hirschgalerie im Schlosse zu Fontainebleau am 10. Nov. 1657 hingerichtet. (S. Christine.) Die Ursache dieses Mordes, wie man die Hinrichtung trotz des angeblichen förmlichen Gerichts, welches die Königin hielt, nennen muß, ist nicht ganz aufgeklärt; das Wahrscheinlichste ist, daß die Entdeckung einer flagranten Untreue ihr die Veranlassung seiner Hinrichtung gab, die sie durch das Vorgeben von Hochverrath auf M.'s Seite zu beschönigen suchte. Nach der Hinrichtung, bei der die Königin sich ebenso grausam als starrsinnig und herzlos gezeigt hatte, ließ sie Messen für den hingerichteten Geliebten lesen.

Monarchie bezeichnet dem Wortlaute nach die Herrschaft, oder doch Leitung eines Einzigen. Daß ein Einzelner an der Spitze steht, ist die älteste und verbreitetste Form der Staaten, aus der Familie entstanden, durch den Krieg gefördert, aber auch später durch entschiedene Zweckmäßigkeitsgründe empfohlen. Das neueste Beispiel der Schädlichkeit einer Einrichtung, wo Mehre auf der obersten Stelle stehen, hat das franz. Directorium geliefert. Aber der ganze Umstand ist keineswegs das charakteristische Moment derjenigen Regierungsform, die wir eigentlich unter jener Benennung meinen. Denn es hat auch in Staaten, die man allseitig als monarchisch anerkannte, Mitregenten, Doppelregierungen gegeben und an der Spitze der nordamerikan. Union, die Niemand eine Monarchie nennt, steht ein Einzelner. Das charakteristische Moment, um das es sich hier handelt, ist die Erblichkeit der obersten Würde, und bei dem Ausdruck Monarchie denkt man jetzt überall an das Erbkönigthum. Auch dies ist eine uralte, vielleicht die älteste und diejenige Regierungsform, unter welcher noch immer die Mehrzahl der Menschen steht. Sie mag gleichfalls ihren Ursprung aus der Familie genommen haben, ist alsdann durch das natürliche Streben der Menschen, ihre Vortheile auch ihren Erben zu überliefern, ein Streben, für dessen Befriedigung der Besitz der Macht sehr förderlich war, unterstützt worden und hat sich in Geschichte, Volkethum und Rechtsstand vieler Nationen tief eingewurzelt. Es treten aber auch wichtige politische Vortheile dieses Instituts besonders im Gegensatz zu dem Wahlstaate zur Seite, sobald man im Ubrigen gleiche Verhältnisse, namentlich gleichen Umfang des Gebiets, gleiche Entwicklung der Staatsgewalt in Macht und Befugnissen, hauptsächlich gleiche Dichtigkeit der Bevölkerung annimmt. Abgesehen von den Uebelständen, die in dem Wahlacte selbst liegen, und abgesehen von den bei zunehmender Wichtigkeit der Staatsgewalt stärker hervortretenden Umtrieben des Ehrgeizes, der zu dieser Gewalt streben, sich in ihr behaupten, sie befreundeten Nachfolgern überliefern will, gegen das Alles die Erblichkeit gewissermaßen als Ableiter dient, so ist auch in vorgerückten Staatsverhältnissen das Erwählte schon an sich ein Uebelstand, weil es leicht abhängig macht von den Wählern, falsche Gesichtspunkte hereinzieht, Neid und Mißgunst erregt, den Gehorsam weniger willig, die nöthige Ehrfurcht vor Autorität weniger natürlich macht, durch die Verflechtung mit den Privatverhältnissen, aus denen man emporgestiegen und in die man wieder zurücktreten soll, schadet; auch macht die Zeitwahl gleichgültiger gegen die Zukunft des Staats und befördert vielmehr das Streben, der kurzen Zeit des Wirkens diese Zukunft zu opfern, das Gegentheil von dem Verfahren des Vorgängers zu thun und dem Nachfolger möglichst wenig zu thun zu lassen, wol gar ihm Verlegenheiten zu bereiten; sie gefährdet die ruhige Continuität der Entwicklung, und bei der Wahl begangene Mißgriffe sind weit gefährlicher, als die sogenannten Zufälligkeiten der Geburt, weil in Wahlreichen weit mehr auf ausgezeichnete Persönlichkeiten gerechnet wird, der zum Regenten erhobene Pri-

vatmann weit mehr mit dem Staatswohle collidirende Interessen hat und sich weit schwerer bescheidet, nicht mehr zu thun, als wozu er befähigt und wozu er durch die Verfassung bestimmt ist. Je bedeutungsvoller die Aufgaben des Staats, je mehr alle einzelnen Functionen, in Folge der zunehmenden Dichtigkeit und Cultur, verwickelter und wichtiger werden, desto nothwendiger wird es, Regierung und Verwaltung zu trennen und einen solchen Organismus des Staats zu gewinnen, wo der Träger der obersten Würde, je nach seiner Befähigung, mehr oder weniger eingreifen kann, auch bei gänzlicher Unthätigkeit schon durch das bloße Befesthalten des obersten Plazes nützlich wird, in seinen ganzen Verhältnissen aber den Antrieb findet, als ein weise überwachendes, mäßigendes, vermittelndes und erhaltendes Princip zu wirken. Und je höher man die Würde des Volks und den Beruf des Staats hält, desto höher wird der Gedanke, es gebe gar keinen Menschen, der durch sein eigenes Verdienst berufen wäre, ein Volk zu regieren, einen Staat zu lenken, sondern die oberste Würde müsse ein von allem Einfluß menschlicher Willkür ausgeschlossenes, durch die Gnade Gottes verliehenes Gut sein. Nimmt man das Regieren übrigens im Sinne eines Alles bestimmenden, leitenden Eingreifens der absoluten Staatsseele, so gibt es gar keinen Besten zum Regieren und keine Wahl kann ihn finden; das Erwählte schwächt an sich die Befähigung; der Beste zum Regieren ist der Organismus, durch welchen aller Geist und alle Tugend, die da im Volke ist, zur rechten Wirksamkeit in mannichfaltigen Bahnen, auf vielartige Weise gesammelt und verbunden und, unter umsichtiger Benützung des Einflusses der Verhältnisse auf die Gesichtspunkte und Richtungen, den so unendlich mannichfaltigen Aufgaben zugewendet wird. Dieser Organismus kann aber in den gegenwärtigen zusammengesetzten Verhältnissen kein einfacher sein und kann es immer weniger, je dichter die Bevölkerung wird, je höher die Entwicklung steigt, je mehr die Interessen sich verflechten und vervielfachen. An seine Spitze gehört die Erbllichkeit der obersten Würde, ein Damm gegen die Strebungen des Ehrgeizes, die Geschicke des Staats mit einem, den Verflechtungen der gewöhnlichen Interessen entrückten Geschlechte verbindend, das Princip der dauernden Bestimmung des Staats verbürgend, inniger, als irgend ein anderes Institut es könnte, das Interesse des Regenten an alle Zukunft des Staats knüpfend, entgegenstehende Verfüchungen abwehrend und die für die besondere Aufgabe der *potestas regia et moderatrix* geeignetste Stellung bereitend. Auch kann es nur wohlthätig wirken, wenn in dem Volke die Ueberzeugung erhalten wird, daß die Quelle der öffentlichen Autoritäten etwas Höheres sei, als die Laune des Tages, wenn die Wurzeln der obersten Staatswürde in die Vergangenheit hinübereichen, ihre Geschichte mit den alten Erinnerungen des Volks, ihre Entstehung mit den dunkeln Anfängen des Staats zusammenfällt. Dieselben Gründe aber, die für die Erbllichkeit der obersten Würde sprechen, sprechen auch dafür, daß der Staat so organisiert sei, daß auch der Monarch nur das Gute, nicht aber das Schlechte durchsetzen könne, daß auch unter ihm der Staat ein freies Gemeinwesen, eine Republik sei, daß das Umschlagen zur *Despotie* (s. d.) verhütet werde und daß der mit manchen Auslegungen des sogenannten monarchischen Princips verbundene Bahn nicht aufkomme, als liege es in dessen Wesen, daß der Monarch unumschränkt, oder daß jedes aristokratische und demokratische Element im Staate verdrängt sei.

Monas, s. Monadologie.

Monat heißt im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes (s. d.) um die Erde. Da der Umlauf des Mondes aus mehreren Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehrere Arten Monate. Betrachtet man nämlich die Zeit, binnen welcher der Mond wieder vor demselben Fixsterne erscheint, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der *siderische Monat* genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte (s. Frühlingsnachtgleiche) an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte, gibt den *tropischen* oder *periodischen Monat*, der wegen des Vorrückens der Nachtgleichen kürzer als der siderische ist. Die Zeit, binnen welcher der Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, heißt der *synodische Monat*, welcher wegen des Vorrückens der Erde in ihrer Bahn der längste sein muß, der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben der *Drachen-* oder *Knotenmonat*, und endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der

anomalistische Monat. Kein einziger dieser verschiedenen Monate bleibt sich gleich, sondern jeder dauert bald länger, bald kürzer. Die Länge eines jeden läßt sich daher nur in einer mittlern Zeitdauer oder im Durchschnitt aus allen wirklich vorkommenden Längen angeben. Die Astronomen bestimmen auf diese Weise

den siderischen	Monat auf 27 Tage	7 St. 43 Min. 11½ Sec.
den tropischen	— — 27 —	7 — 43 — 5 —
den synodischen	— — 29 —	12 — 44 — 3 —
den Drachenmonat	— — 27 —	5 — 5 — 29 —
den anomalistischen	— — 27 —	13 — 21 — 3 —

Da zwölf Mondwechsel fast ein Sonnenjahr ausmachen, so nennt man auch wol den zwölften Theil eines solchen (= 30 Tage 10 St. 29 Min. 4 Sec.) einen Sonnenmonat. Endlich bedienen sich einige morgenländ. Völker, aus Unbekanntschaft mit der wahren Dauer des synodischen Monats, noch des sogenannten Erleuchtungsmontats, welchen sie von dem ersten Wieder sichtbarwerden des Mondes nach dem Neumonde bis wieder dahin rechnen. Von den bisher erklärten astronomischen Monaten sind die bürgerlichen zu unterscheiden, die zur Unterabtheilung des Jahres dienen und eine gewisse, aber nicht immer gleiche Anzahl von vollen Tagen (meist 30 und 31) enthalten. Da nämlich nach dem Wechsel von Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist und die regelmäßige Wiederkehr desselben sich sehr bald bemerklich machte, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Die noch jetzt üblichen Namen der bürgerlichen Monate stammen aus den ältesten Zeiten. Abgesehen von dem April (s. d.), haben Januar (s. d.), Februar (s. d.), März, Mai und Juni ihre Namen von Janus, Februus, Mars, Maja und Juno erhalten, denen zu dieser Zeit von den Römern geopfert wurde. September, October, November und December aber sind nach den Stellen des Jahres benannt, welche sie bei den ältesten Römern einnahmen, die das Jahr mit dem März anfangen, sodas die genannten Monate der siebente, achte, neunte und zehnte Monat waren. Deshalb hießen auch früher bei ihnen die Monate Juli und August Quinctilis und Sextilis, d. h. der fünfte und sechste. Erst durch einen Senatsbeschluss wurde der Quinctilis dem Julius Cäsar zu Ehren Julius, der Sextilis zu Ehren des Octavian Augustus genannt. Überhaupt war es unter den ersten röm. Kaisern Sitte, ihre Namen durch den Kalender zu verewigen. So erhielt nach einem Senatsbeschluss der April den Namen des Nero, der Mai den des Claudius; bei Todesstrafe gebot Domitian, den October künftig Domitianus zu nennen; der August bekam den Namen Commodus u. s. w.; doch sind alle diese Kaisernamen mit einziger Ausnahme des August sehr bald aus dem Kalender (s. d.) verschwunden. Karl der Große schlug sehr angemessene deutsche Namen vor, und die Franzosen wollten während der Republik ein Ähnliches in ihrer Sprache thun (s. Kalender); allein alle Bemühungen blieben vergebens, die durch so langen Gebrauch geheiligten Benennungen zu ändern.

Monatliches, s. Menstruation.

Moncada (Don Francisco de), Conde de Osuna, ein classischer Geschichtschreiber der Spanier, stammte aus einem der angesehensten Häuser Cataloniens, dessen Zweige in Frankreich die Vicegrafen von Bearn, in Sicilien die Herzoge von Montalto waren. Er wurde am 29. Dec. 1586 zu Valencia geboren, wo sein väterlicher Großvater als Vicekönig residirte. Schnell schwang er sich zu den ersten Stellen im Staate empor; so war er Staats- und Kriegsrath, Gesandter am Hofe zu Wien, Obersthofmeister der Infantin Clara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und Oberbefehlshaber der dortigen span. Truppen bis zum J. 1633, wo er sich als Politiker und Militair großen Ruhm erwarb. Aber inmitten seiner ruhmwürdigen Laufbahn erreichte ihn der Tod; er fiel bei der Belagerung von Gock, einer Festung im Herzogthum Kleve, im J. 1635. Auch M. besaß, wie so viele Staatsmänner seiner Zeit, gelehrte Bildung, und wußte ebenso gut die Feder wie den Degen zu führen. Auch er wollte den Ruhm seiner Nation nicht nur durch seine Thaten, sondern auch durch seine Schriften vermehren. Seine „Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos“ (Barcelona 1623, 4.; neu aufgelegt Madr. 1777 und 1805; auch in Ochoa's „Tesoro de historiadores esp.“, Par. 1840, und

in Jaime Tio's „Tesoro de los autores ilustres“, Barcel. 1841) hat durch Lebendigkeit der Darstellung und Musterhaftigkeit des Stils classisches Ansehen. Auch hatte er sich, wie Mendoza (s. d.), nach Sallust und Tacitus gebildet; aber seine Sprache ist viel natürlicher, einfacher und freier von falschem Pathos. Außerdem schrieb er noch eine „Vida de Anicio Manlio Torquato Severino Boecio“ (Frankf. 1642).

Moncey (Bon Adrien Jeannot), Herzog von Conéglano, Pair und Marschall von Frankreich, wurde am 31. Juli 1754 zu Besançon geboren, wo sein Vater Parlamentsadvocat war. Für die juristische Laufbahn bestimmt, trat er doch im Alter von 15 Jahren aus Neigung für den Soldatenstand heimlich in das Infanterieregiment Conti. Seine Familie kaufte ihn zwar nach sechs Monaten los; allein sehr bald nahm er wieder im Regiment Champagne Dienste. Im J. 1773 kehrte er nochmals nach Besançon zurück und begann das Studium der Rechte, doch schon am 22. Apr. 1774 ließ er sich abermals unter die Gendarmen der Garde aufnehmen. Als Lieutenant kam er 1778 in die Legion der freiwilligen Dragoner von Nassau-Siegen. Erst durch die Revolution eröffnete sich ihm eine Laufbahn; zunächst erhielt er 1793 den Befehl über das unter dem Namen der cantabrischen Jäger bekannte leichte Infanteriebataillon. Sein ausgezeichnetes Betragen in der Armee der Pyrenäen verschaffte ihm 1794 den Grad eines Brigadegenerals; einige Monate nachher stieg er zum Divisionsgeneral. Nach einer Reihe siegreicher Gefechte erhielt er vom Convent am 17. Aug. 1795 in den Pyrenäen den Oberbefehl. Er schlug die Spanier bei Villanova, Villareal und Bilbao, unterwarf sich das ganze Biscaya und schloß endlich den Waffenstillstand von San-Sebastian, welchem der Friede zu Basel folgte. Im Sept. 1796 erhielt er das Commando der ersten und später vom ersten Consul, den er in der Revolution vom 18. Brumaire unterstützte, das der 15. Militairdivision. Im Feldzuge von 1800 führte er ein Corps von 20000 M. über die Alpen, an dessen Spitze er sich bei Marengo und bei vielen andern Gelegenheiten auszeichnete. Nach dem Frieden zu Lunenville übernahm er das Commando in den Departements Dglio und Abba, und am 4. Dec. 1801 wurde er zum Inspecteur der Nationalgendarmerie ernannt, in welcher Eigenschaft er Bonaparte in Beziehung auf das Polizeiwesen die wichtigsten Dienste leistete. Bei der Errichtung des Kaiserthrons erhielt er den Marschallsstab und bald darauf die Würde eines Herzogs von Conéglano. Im J. 1808 befehligte er ein Beobachtungscorps an der Küste des Oceans, das er dann nach Spanien führte, wo er die Insurgenten in der Provinz Valencia schlug. Unter Murat übernahm er am 31. Juli den Befehl über den linken Flügel und theilte sich hierauf bei den Gefechten am Ebro und unter den Mauern von Saragoſſa. Weil er der Kriegspolitik des Kaisers entgegentrat, so übertrug ihm derselbe in den Feldzügen von 1812 und 1813 nur die Inspection über die Reservecadres. Erst am 8. Jan. 1814 wurde er zum Generalmajor und zweiten Befehlshaber der pariser Nationalgarde ernannt. Als solcher benahm er sich fest und tapfer am 31. Mai in der Schlacht vor Paris. Nach der Abdankung des Kaisers wendete er sich den Bourbons zu, die ihm die Pairswürde verliehen. Weil er dieselbe während der Hundert Tage behalten, sich auch weigerte, an der Verurtheilung Ney's Theil zu nehmen, verlor er seine Rechte und Amter mit der zweiten Restauration und wurde 1815 mehre Monate auf Schloß Ham gefangen gehalten. Doch 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück und ernannte ihn am 5. Apr. 1820 zum Commandanten der neunten Militairdivision. Im span. Feldzuge von 1823 bediente man sich seines populären Namens und gab ihm den Befehl über das vierte Armee-corps. Er nahm Puycerba, Rosas und Figueras; am 2. Nov. aber schloß er mit Mina (s. d.) eine Capitulation, der zufolge ihm Barcelona, Tarragona und Hostalric ausgeliefert wurden. Nach seiner Rückkehr aus Spanien zeigte er sich bis zur Julirevolution in der Pairskammer als gemäßigter Gegner des Hofes. Im J. 1833 folgte er dem Marschall Jourdan als Gouverneur des Invalidenhauses. Er starb am 20. Apr. 1842 und hinterließ das Andenken eines edlen, gemäßigten und rechtschaffenen Charakters. — Sein einziger Sohn, welcher Dragonerobersf war, kam 1817 auf der Jagd um.

Mönchslatein oder Mittellatein nennt man zunächst das Latein der Geistlichen und Mönche im Mittelalter, dessen Gebrauch nicht nur in der Kirche und in kirchlichen Angelegenheiten allgemein war, sondern auch auf Geschichtschreibung und politische Ver-

handlungen sich erstreckte, so lange die neuern Sprachen noch nicht über den Verkehr des alltäglichen Lebens sich ausgebildet hatten und das eng begrenzte Gebiet der Gelehrsamkeit das ausschließliche Eigenthum des geistlichen Standes zu sein schienen. Schon seit dem 3. Jahrh. n. Chr. wurde die alte röm. Sprache besonders durch Ausländer verdorben, die als röm. Schriftsteller zu glänzen versuchten; fremde Denkweise und verschrobener, schwülstiger Ausdruck bezeichnen vor Allem die afrikanische Latinität, in welcher die Kirchenväter Cyprian (s. d.) und Tertullian (s. d.) vorleuchtende Muster wurden. Das Eindringen östlicher und nördlicher Völker in das röm. Reich im 5. Jahrh. verbreitete unter diese das Christenthum und zugleich die Sprache der Kirche, die, durch eine fehlerhafte lat. Uebersetzung der heiligen Schrift bereits entstellt, in ihrem Munde einen völlig barbarischen Charakter annahm. Selbst die scharfsinnigsten und gelehrtesten Männer der folgenden Zeit, die man mit dem allgemeinen Namen der Scholastiker (s. d.) bezeichnet, nicht gebildet durch das Studium der Muster des schönen und gewählten Ausdrucks, trugen durch Behandlung philosophischer und theologischer Gegenstände, die den Alten fremd waren, in einer zu ihrem Zwecke umgeschaffenen lat. Sprache zu der größern Entstellung derselben bei. Nicht anders behandelten dieselbe die Geschichtschreiber jener Zeit, die eine Menge Wörter der lombard., sächs. und fränk. Mundarten dem lat. Idiom einverleibten und selbst in den Formen und Wortfügungen sich die größten Verstöße gegen die Gesetze der Grammatik versatteten. Im 7. Jahrh. war das Latein gottesdienfliche Sprache geworden, und der Fanatismus verbot jetzt das Lesen der röm. Schriftsteller der classischen Periode, sodas nun ein jedes Land, namentlich Italien, England und Deutschland, sein eigenes bis auf die Aussprache verschiedenes Latein besaß. Unter Karl dem Großen lebte die gründliche Behandlung der lat. Sprache in Frankreich wieder auf und Eginhard oder Einhard (s. d.) und Paulus Diaconus (s. d.) können als glückliche Nachahmer der antiken Klarheit, Einfachheit und Concinnität gelten. Mehr noch erhielt man in Deutschland das Studium der Alten aufrecht, und namentlich versuchten sich die Scholastiker des 11. Jahrh. nicht ohne Geschick in mannichfachen Nachbildungen, während wir in dem darauf folgenden 12. und 13. Jahrh. nur wenige gute Stilisten, wie Roger Bacon (s. d.), finden. Erst seit dem 14. Jahrh. erwachten in Italien wieder ein allgemeiner Sinn für die echte röm. Literatur und Sprache und das Streben, sie auch in Form und Darstellung nachzuahmen. Es folgte die Zeit der sogenannten Ciceronianer, die bald auch in Frankreich und England Bewunderer und Nachfolger fanden und in Muret (s. d.) ihren Glanzpunkt erreichten. Die zu Ende des 15. Jahrh. in den Niederlanden und in Deutschland begründeten Schulen trugen zur Erweiterung und Vollendung des Begonnenen wesentlich bei. Männer, wie Neuchlin (s. d.) und Erasmus (s. d.), wurden selbst Muster eines gewählten Ausdrucks; Hr. von Hutten (s. d.) geißelte die Unwissenheit und den Dünkel der Mönche, die sich der siegenden Bildung in blindem Wahne widersetzen (s. *Epistolae obscurorum virorum*); die Reformation begründete sich durch das Studium der alten Sprachen, und die Zöglinge des Melancthon (s. d.) und Camerarius (s. d.) ließen in den neu angelegten Schulen des protestantischen Deutschlands und der Nachbarländer dieses Studium, so sehr ihm die theologischen Zänkereien feindlich waren, nie wieder untergehen. Das Hauptwerk über das Latein des Mittelalters ist das „Glossarium“ von Dufrésne (s. d.) (*S. Römische Sprache und Romanische Sprachen*).

Mönchsschrift ist die im gemeinen Leben übliche deutsche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handschriften des Mittelalters vom 13. — 16. Jahrh. geschrieben sind. In der diplomatischen Kunstsprache heißt sie eckige Minuskel, gothische oder weil sie durch Verzierung der gothischen entstanden ist, neugothische Schrift. Sie ist der früher üblichen röm. oder runden Schrift entgegengesetzt, wurde zu den Erstlingsdrucken im engsten Sinne ausschließlich, dann aber neben der Uncialschrift noch über anderthalbhundert Jahre häufig im Druck gebraucht, wo sie am reinsten und schönsten in der sogenannten Mifstypen (s. *Mifsalen*) erscheint und z. B. sehr schön in dem ersten datirten Drucke, dem Just und Schöffer'schen Psalterium von 1457, gegeben wird, bis sie in ausländischen Sprachen durch die röm. und in der deutschen durch die noch jetzt übliche Druck- und Schreibschrift verdrängt wurde, welche letztere sich im Laufe des 16. Jahrh. aus ihr

bildete. In neuerer Zeit fingen die Engländer wieder an, sich ihrer, unter dem Namen black letter bei Verzierungen und Prachtbrucken zu bedienen, was auch in andern Ländern Nachahmung fand.

Mönchswesen. Die Anfänge desselben findet man schon in der vorchristlichen Zeit, da die Neigung zum einsamen Leben mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen Entstand und Bessergesinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, in der Einsamkeit einen Schutz gegen das Böse suchten. Ob Henoch, weil er ein göttliches Leben führte, der erste Einsiedler gewesen sei, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem zur Unthätigkeit und stillen Anschauung geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, schon unter den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens der Keim jener ältesten oriental. Philosophie, deren Richtung zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am besten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menschen büßen und, nach einer alten im ganzen Orient verbreiteten Idee, die Gottheit versöhnen könne. Anachoreten (s. d.) und Eremiten, büßende Heilige und Mönche (s. G y m n o s o p h i s t e n) zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiat. Alterthume, und noch jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brahma, Fo, Kama und Mohammed bekennen, voll Fakirs (s. d.) und Santons, Tanirs oder Songessen, Talapoinen (s. d.), Bonzen (s. d.) und Derwische (s. d.). Auch das hebr. Volk hatte solche Gottgeweihte in seinen Nasiräern (s. d.), denen Moses besondere Rechte zugestand, und das Leben der Essäer (s. d.) und Therapeuten, die um die Zeit Jesu in Palästina und Aegypten blühten, war ganz nach der Idee von Absonderung aus der Welt und von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die später in der bessern Periode des christlichen Mönchswesens obwaltete. Unter den Christen, deren Religion an sich schon die Gegensätze des Körperlichen und Geistigen scharf bestimmte und die überdies seit dem 3. Jahrh. mit gnostischen und neuplatonischen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geschwängert wurde, fing das einsame Leben schon im 4. Jahrh. an, Beifall zu finden und wurde durch die Verfolgungen wesentlich gefördert. Seit dem 5. Jahrh. tritt das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannichfaltigen Verzweigungen ausbildete und bis ins 17. Jahrh. an Einfluß auf Bildung und Sitten und an politischer Geltung wuchs. (S. Klöster.) Vgl. (K. J. Weber) „Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt“ (3 Bde., Stuttg. 1819—20; 2. Aufl. 1834) und Döring, „Geschichte der Mönchsorden“ (2 Bdchn., Dresd. 1828).

Moncontour, eine Stadt von 1800 E. im Bezirke Brieur des franz. Departements der Nordküste, ist geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht am 3. Oct. 1569, in welcher die Hugonotten unter Coligny durch den Herzog von Anjou vollständig geschlagen wurden.

Moncrif (Franz. Augustin Paradis de), franz. Dichter, ein Günstling Ludwig's XV., geb. zu Paris 1687, der Sohn des Rechtsgelehrten Paradis, erhielt den Zunamen de Moncrif von seinem Großvater mütterlicher Seite, der ein Engländer war. Durch Geist und liebenswürdigen Charakter ausgezeichnet, erwarb sich M. die Gunst der Großen des Hofes. Durch Maurepas in die vornehmsten Circle eingeführt, machte er sich bald durch seine vielfachen Talente in Poesie, Musik und mimischer Kunst zur Seele der geselligen Unterhaltung. Die Freundschaft des Hauses d'Argenson vollendete sein Glück. Er wurde erst geheimer Secretair bei dem Grafen d'Argenson, hierauf bei dem Grafen Clermont, einem Prinzen vom Geblüte, und dann von Ludwig XV. erwählt, der Vertheiler seiner Geschenke zu sein, auch 1733 in die Akademie aufgenommen. Im J. 1734 erhielt er, als Lector der Königin Maria Leszcynska auch Zutritt bei Hofe und in der Folge wurde ihm sogar eine Wohnung im königlichen Schlosse angewiesen. Als d'Argenson Kriegsminister geworden, ernannte er M. zum Generalsecretair bei seinem Bureau. Ebenso vielfach wie seine Verbindungen mit Hof- und Staatsmännern, waren auch die mit den Gelehrten seiner Zeit; Marmontel, Grimm und besonders Voltaire schätzten ihn. Dankbare Anhänglichkeit zeigte er gegen den Gründer seines Glücks, den Grafen d'Argenson, als dieser in Ungnade fiel und aus der Hauptstadt verwiesen wurde. Er begleitete ihn nicht allein auf

seinen Landsig d'Ormes, sondern besuchte ihn auch alle Jahre selbst, auf die Gefahr hin, dem Monarchen und der damals allmächtigen Pompadour zu mißfallen. Von seinem bedeutenden Einkommen unterstützte er nicht allein seine Verwandten aufs großmüthigste, sondern erwies auch vielen Unglücklichen bedeutende Wohlthaten. Er starb am 13. Nov. 1770. Am bekanntesten ist unter seinen Schriften sein „Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire“ (Par. 1738), in welchem er die Kunst zu entwickeln sucht, die ihm angeboren war und sein Glück machte; seinem kleinen Romane „Les ames rivales“ hat er den ind. Mythos der Metempsychose als Grundidee eingewebt. Unter seinen „Poésies diverses“ zeichnen sich die Romanzen aus, die er allein in Frankreich zu seiner Zeit mit Glück bearbeitete. Seine „Oeuvres“ erschienen in zwei Bänden (Par. 1796).

Mond, der Nebenplanet oder Trabant der Erde, bewegt sich um dieselbe in einem Monat (s. d.) von Westen nach Osten und gemeinschaftlich mit ihr um die Sonne. Da er in einem Tage durchschnittlich über 13° nach Osten rückt, weshalb er auch mit jedem Tage später auf- und untergeht, was von einem Tag zum andern etwa 50 Minuten beträgt, so ist sein Fortrücken unter den Sternen viel auffallender, als das der Sonne, die täglich nicht ganz einen Grad in derselben Richtung zurücklegt. Nach der Sonne ist der Mond für uns das wichtigste Gestirn des Himmels, schon darum, weil er zu gewissen Zeiten unsere Nächte erleuchtet. Die Zeit der Sichtbarkeit des Mondes hängt aber genau mit den Mondphasen oder Lichtgestalten desselben zusammen und beruht wie diese auf der Stellung des Mondes gegen die Sonne, welche immer die ihr zugekehrte Hälfte des an sich dunkeln Mondes beleuchtet. Steht der Mond gerade zwischen der Erde und Sonne, so findet Neumond statt und der Mond steht dann nur bei Tage am Himmel und ist uns unsichtbar, da er uns seine dunkle Seite zukehrt. Hat er sich um 90° von der Sonne nach Osten entfernt, was wir das erste Viertel nennen, so erscheint er uns als halb erleuchtete Scheibe; er geht um Mittag auf und erleuchtet die erste Hälfte der Nacht. Steht die Erde in gerader Linie zwischen Mond und Sonne oder jener der Sonne gerade gegenüber, so ist Vollmond eingetreten, d. h. der Mond zeigt uns eine ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe und scheint die ganze Nacht hindurch. Ist endlich der Mond von der letzten Stellung an wieder so weit fortgerückt, daß er sich der Sonne von Westen her bis auf 90° genähert hat, so erscheint er abermals halb erleuchtet und steht im letzten Viertel; er geht dann um Mitternacht auf und erleuchtet nur die letzte Hälfte der Nacht. Vom Neumond bis zum Vollmond ist zunehmender, vom Vollmond bis zum Neumond abnehmender Mond. Die bezeichneten vier Erscheinungen heißen die Mondviertel und bilden zusammen einen Mondwechsel, dessen Dauer ein synodischer Monat heißt und ungefähr $29\frac{1}{2}$ Tag beträgt, sodas von einem Mondviertel zum nächsten wenig über eine Woche vergeht. Vor und nach dem Neumonde, also zwischen diesem und den beiden Vierteln, erscheint der Mond nur als glänzende, mehr oder weniger schmale Sichel, doch sieht man dann zu gewissen Zeiten auch den dunkeln Theil der Mondscheibe schwach erleuchtet, eine Erscheinung, die das aschgraue Licht des Mondes genannt wird und von dem Reflexe des Lichtes der Erde herrührt, welche dem Monde zur Zeit des Neumondes ihre erleuchtete, zur Zeit des Vollmondes aber ihre dunkle Seite zukehrt. Zwischen dem Vollmonde und beiden Vierteln ist mehr als die Hälfte der Mondscheibe erleuchtet und sichtbar. Der Vollmond wird zuweilen durch den auf ihn fallenden Schatten der Erde verfinstert, was man eine Mondfinsternis nennt. Dieselbe kann nur dann eintreten, wenn der Mond zur Zeit des Vollmondes nicht über $12\frac{1}{4}^{\circ}$ von einem der Knoten seiner Bahn entfernt ist, und ist entweder total oder partiell, je nachdem der ganze Mond oder nur ein Theil seiner Oberfläche verfinstert wird. Allen denjenigen Gegenden der Erde, welche den Mond sehen können, erscheint er dann zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise verfinstert, was bei einer Sonnenfinsternis nicht der Fall ist. Ubrigens wird der Mond durch seine totale Verfinsternis sehr selten völlig unsichtbar; in der Regel erscheint er in einem vollen kupferrothen Lichte, während bei partieller Verfinsternis der volle Erdschatten dunkelgrau erscheint.

Die Bahn des Mondes ist eine Ellipse, deren Ebene mit der Ebene der Ekliptik einen Winkel von $5^{\circ} 9'$ bildet; sowol die große Achse jener Ellipse, als die Durchschnittslinie (Knotenlinie) beider Ebenen sind veränderlich und die erstere dreht sich in $8\frac{1}{2}$

Jahren nach Osten, die letztere in $18\frac{1}{2}$ Jahren nach Westen einmal um die Erde, wovon die Folge ist, daß der Mond bei seinen Umläufen am Himmel durch sehr verschiedene Sternbilder und Gegenden desselben läuft. Da er zur Zeit des Vollmondes immer der Sonne gegenübersteht, so steht er dann ungefähr in derjenigen Gegend des Himmels, in welcher die Sonne sechs Monate früher oder später steht. Hieraus folgt, daß der Vollmond im Sommer am niedrigsten steht und die kürzeste Zeit sichtbar ist, im Winter aber am höchsten steht und am längsten scheint, wobei aber noch berücksichtigt werden muß, daß der Vollmond wegen der Neigung der Mondbahn möglicherweise eine um $5^{\circ} 9'$ größere oder kleinere Höhe erreichen kann, als die Sonne in der entgegengesetzten Zeit des Jahres.

Die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde beträgt 51500, die größte 54400, die kleinste 48700 M. An Größe steht der Mond der Erde weit nach; sein Durchmesser beträgt nur etwa 470 M. oder $\frac{1}{11}$ des Durchmessers der Erde, wonach sein körperlicher Inhalt ungefähr 49 Mal kleiner als der der Erde ist. Wegen der großen Nähe des Mondes kennen wir die Oberfläche desselben genauer als die eines andern Himmelskörpers. In Bezug auf dieselbe beobachtet man sehr bald einen bemerkenswerthen Umstand, den nämlich, daß der Mond uns immer dieselbe Seite zukehrt, sodaß wir die andere Seite gar nicht kennen lernen. Man kann dies nur daraus erklären, daß sich der Mond in derselben Zeit, in welcher er um die Erde läuft, einmal um seine Achse dreht, ein Verhältniß, das sich bei sämtlichen Nebenplaneten wiederfindet. Ubrigens ist jene Angabe nicht so zu nehmen, als ob der sichtbare und der unsichtbare Theil des Mondes durch eine unverrückbare, unveränderliche Grenzlinie getrennt wäre, vielmehr verändert diese Grenzlinie ihre Lage beständig, was man das Wanken oder die Libration des Mondes nennt, sodaß man das eine Mal an dieser, das andere Mal an jener Stelle des Mondrandes ein Stück der sonst unsichtbaren Mondseite zu sehen bekommt. Man kann rechnen, daß $\frac{3}{4}$ der Mondoberfläche uns immer sichtbar, $\frac{1}{4}$ immer unsichtbar sind; das letzte Siebentel ist stets zur Hälfte sichtbar und unsichtbar. Die Ursache dieser Erscheinung liegt theils in der gleichförmigen Achsendrehung und ungleichförmigen fortrückenden Bewegung des Mondes, theils in der Verschiedenheit des Orts auf der Erde, an welchem der Mond beobachtet wird. Die Oberfläche des Mondes zeigt schon dem bloßen Auge, am deutlichsten zur Zeit des Vollmondes, viele größere und kleinere graue Flecke, die aber unmöglich Schatten höherer Gegenstände sein können. Man hat diesen Gegenden den Namen von Meeren, Seen u. s. w. beigelegt, obgleich es jetzt für ausgemacht gilt, daß der Mond kein Wasser, wenigstens keine größern Gewässer enthält. Die hellern Landschaften des Mondes enthalten fast ohne Ausnahme zahlreiche Gebirge; diese zeichnen sich theils durch ihre verhältnißmäßig größere Höhe, die bei manchen über eine Meile beträgt, theils durch ihre Gestalt vor den irdischen aus. Die meisten sind Ringgebirge, bestehend aus einem ringförmigen Wall, der eine Vertiefung oder Ebene einschließt, aus deren Mitte gewöhnlich ein isolirter kegelförmiger Centralberg emporsteigt. Die sogenannten Wallebenen sind von den Ringgebirgen nur durch ihre größere Ausdehnung verschieden, die 30 und mehre Meilen im Durchmesser beträgt. Außerdem enthält die Oberfläche des Mondes Krater, Kettengebirge, Bergkegel, Nillen oder Bergadern, Schluchten oder Löcher. Ob der Mond Vulcane besitze, wie man aus der Gestalt vieler Berge schließen will, ist unentschieden, gewiß jedoch, daß von neuern Eruptionen derselben keine Spur zu bemerken. Die Namen der Berge hat man seit Riccioli größtentheils von berühmten Mathematikern und Astronomen entlehnt. Eine Atmosphäre scheint der Mond ebenso wenig zu besitzen als Wasser, wenigstens muß die erstere, wenn es eine gibt, wie Schröter annimmt, ausnehmend fein sein. Die etwanigen Bewohner des Mondes, von denen nur Gruithuisen in München Spuren entdeckt haben will, müssen daher ganz anders als die der Erde organisirt sein. Die beste Mondkarte oder bildliche Darstellung der Mondoberfläche haben in der neuesten Zeit Mädler und Beer in Berlin (4 Blatt, Berl. 1834—36, 4.) geliefert, auch ihr eine „Allgemeine vergleichende Selenographie“ (2 Bde., Berl. 1837, 4.) zur Erläuterung beigegeben. Die Karte von Lohmann (1824), ebenfalls sehr vorzüglich, ist nicht vollendet worden. Unter den ältern Arbeiten sind namentlich die Karten von Hevel (1640), Riccioli (1651), Cassini (1680), Mayer (1775) und Lambert (1775), sowie Schröter's „Selenotopographische Fragmente“ (2 Bde., Göt. 1791) mit Auszeichnung zu nennen.

Da der Mond von allen Weltkörpern derjenige ist, welcher der Erde am nächsten steht, so läßt sich schon aus diesem Grunde ein Einfluß desselben auf die Erde vermuthen, und lange noch, ehe eine erklärende Theorie über diesen Gegenstand gegeben werden konnte, wurden Thatsachen beobachtet, welche man diesem Einflusse zuschrieb. Das am meisten in die Augen springende Symptom dieser Einwirkung ist die auf den Gesetzen der Attraction beruhende Erscheinung der Ebbe und Flut (s. d.), und nachdem sich diese als ein Product des Mondeinflusses ausgewiesen hatte, war auch der Weg zu einer Theorie gebahnt, welche die Annahme einer ursächlichen Beziehung des Mondes zu den organischen Vorgängen des Lebens rechtfertigte, wenn sie auch die Art dieser Beziehung bis in ihre Einzelheiten nicht mit Sicherheit verfolgen konnte. Wenn nämlich der Mond schon auf das Wasser eine so bedeutende Anziehungskraft ausübt, so muß dasselbe in Hinsicht auf die Luft auch stattfinden und ebenso wie im Wasser in der Luft eine Ebbe und Flut eintreten, welche sich durch Strömungen der Luft, durch Windbewegungen kundgibt. Daher entstehen die Winde, welche zur Zeit des Neu- und Vollmondes und der Tag- und Nachtgleiche zu wehen pflegen. Der Einfluß aber, den die Winde auf die organische Natur ausüben, ist im Allgemeinen bekannt, während er sich anderer, mit ihm verbundener Ursachen wegen im Einzelnen so mannichfaltig zeigt, daß er genauerer Bestimmungen noch ermangelte. Auf diesem Grunde möchten die Regeln beruhen, welche sich bei den Landbauern aller Erdstriche in Hinsicht auf Pflanzen, Säen, Pfropfen u. s. w., so weit sie sich auf den Mond beziehen, durch die Erfahrung vieler Generationen Geltung verschafft haben, obwohl bei den meisten dieser Leute die Beobachtungen richtiger sind als die oft unklaren oder durch den größten Uberglauben entstellten Erklärungen derselben. Kann sonach ein Einfluß des Mondes auf das Leben der Pflanzen nicht abgeleugnet werden, so ist wol auch ein solcher auf den thierischen Körper hauptsächlich durch Vermittelung des für dergleichen Reize empfänglichern Blut- und Nervensystems kaum zu bestreiten, besonders wenn Auctoritäten wie Mead („*De imperio solis ac lunae in corpora humana et morbis inde oriundis*“, Lond. 1704), Fr. Hoffmann („*De siderum in corpora humana influxu medico*“, Halle 1706) u. A. uns Beobachtungen, die sie selbst gemacht, mittheilen, obwohl hierbei in Betracht zu ziehen ist, daß die meisten dieser Beobachter, als der Schule der *Satromathematiker* (s. d.) gehörig, nicht ganz unbefangene genannt werden können. Durch die angegebene, von Mead aufgestellte und weiter ausgeführte Erklärung rechtfertigt derselbe nun seine Ansichten über die während gewisser Mondphasen beobachtete Entstehung, Verschlimmerung und Verbesserung gewisser Krankheiten, gesteht jedoch selbst, bei Gesunden den Einfluß des Mondes auf die Lebensäußerungen weniger bemerkt zu haben. Die gegen diese Theorie angebrachten Einwürfe sind theils von ihm selbst, theils nach ihm von andern Beobachtern ziemlich befriedigend erledigt worden. Besonders war es die dem Mondlaufe ähnliche und mit siebentägigem oder in seiner Quadruplication viermal siebentägigem Typus durch einen großen Theil der pathologischen Erscheinungen unverkennbar sich hindurchziehende Periodicität, welche eine solche Erklärung hervorbrachte, der in vielen Fällen nichts entgegengesetzt werden kann. Eine weit schwächere Einwirkung dürfte der Mond durch seine Lichtstrahlen auf den Erdkörper ausüben, obgleich durch Versuch der neuern Zeit erwiesen ist, daß im Mondlichte gewisse Silberpräparate geschwärzt und manche Farben, besonders Chamois, ebenso gebleicht werden, wie im Sonnenlichte, daß das Mondlicht die chemische Zersetzung todter organischer Körper im Verhältniß zur Dunkelheit befördert und daß die im Hohlspiegel gesammelten Mondstrahlen das Thermometer steigen lassen. Auf diese Erscheinungen möchte vielleicht die Erklärung anzuwenden sein, welche der jüngere Herschel ganz neuerdings abgegeben hat. Nach seiner Meinung nämlich könne möglicherweise die Erhitzung der Mondoberfläche auf der einen Seite, welche fast volle 14 Tage der ununterbrochenen Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt sei, eine weit über den Siedepunkt steigende Höhe erreichen und daher beim Vollmonde eine Wärmequelle für die Erde sein. Diese Wärme dringe jedoch nicht bis zur Erdoberfläche, da sie von der Atmosphäre aufgehalten, vielleicht nur die schnelle Zerstreuung und Verwandlung der sichtbaren Wolken in unsichtbaren Dunst beim Aufgang des Vollmondes zur Folge habe. Im Ganzen muß man wol, so lange noch keine umfänglichern und in ihrer Anstellung wie in

ihren Resultaten consequentern Beobachtungen vorliegen, sich an U. von Humboldt's Worte halten, „wie in dem zarten Bau der Pflanze, bringt das Licht des Mondes, ja das der entferntesten Weltkörper, gewiß auch im Menschen Veränderungen hervor. Aber wenn tausend stärkere Kräfte gleichzeitig auf uns einwirken, verschwindet die Wirkung der schwächern“.

Mondfinsterniß, s. Mond.

Mondjahr nennt man einen Zeitraum, welcher zwölf Mondwechsel oder synodische Monate umfaßt. Die Juden und Türken legen dasselbe ihrer Zeitrechnung zum Grunde; die erstern setzen es aber mit dem Sonnenjahre in Verbindung. (S. Jahr und Monat.)

Mondkalb (mola) oder falsche Frucht nennt man ein fehlerhaftes Product der Zeugung, welches sich von Mißgeburt (s. d.) dadurch unterscheidet, daß es im Vergleich zur menschlichen Frucht völlig gestaltlos genannt werden kann und gar keine Spur menschlicher Organisation zeigt, indem es eine zusammengeballte, aus Blasen, welche Luft oder Wasser enthalten, Blut-, Fleisch- oder Fettklumpen, auch zum Theil erdigen, knochenartigen Concrementen und Häuten bestehende unförmliche Masse darstellt, welche zuweilen noch deutliche Überbleibsel einer früher vorhandenen regelmäßigen Frucht zeigt. Je nach diesen vielen Verschiedenheiten hat man diese Producte in viele Classen getheilt. Die Ursachen der Entstehung sind dunkel, ebenso kann die Behandlung einer sogenannten Molenschwangerschaft, welche schwer zu erkennen und meist mit mehr Beschwerden als eine gewöhnliche verbunden ist, sich nur auf die Milderung dieser Beschwerden beziehen. Das Mondkalb, als des selbständigen Lebens ermangelnd, wird selten zu derselben Zeit wie eine regelmäßige Frucht ausgestoßen, gewöhnlich ist eine solche Schwangerschaft mit dem dritten oder vierten Monat geendigt, während sie in andern, aber viel selteneren Fällen mehre Jahre hindurch dauert.

Mondövi, Stadt und Festung in dem zu Sardinien gehörigen Fürstenthum Piemont, am Ciero, der Sig eines Bischofs und eines bischöflichen Seminars, mit Schloß, Kathedrale, 16500 E., Fabriken in Seide und Tuch und ansehnlichem Handel, war früher frei, unterwarf sich aber gegen Ende des 14. Jahrh. den Grafen von Savoyen. In neuerer Zeit wurde es merkwürdig durch die Schlacht zwischen den Franzosen unter Masséna und Augereau und den Östreichern unter Beaulieu am 21. Apr. 1796.

Mondphasen, s. Mond.

Mondsüchtig nennt man solche Menschen, welche, gewöhnlich in der Zeit des Mondwechsels, im Schlafe aufstehen und entweder allerhand Dinge verrichten, die sie wachend zu thun gewohnt sind, oder Wagestücke unternehmen, von denen sie die mit der größten Gefahr verbundene Zwecklosigkeit im wachen Zustande zurückhalten würde und wobei sie die größte Sicherheit zeigen. Wenn auch, wie es gewöhnlich der Fall nicht ist, ihre Augen offen sind, so ist doch das Sehvermögen bei ihnen unthätig. Die Ursache dieses seltsamen Zustandes scheint in einer krankhaften Beschaffenheit des Nervensystems zu liegen, welche den Beobachtungen nach mit den atmosphärischen durch den Mond bewirkten Veränderungen in einem freilich noch unbekanntem Zusammenhange steht. Mondsüchtige in gefährvollen Lagen durch Anrufen bei ihrem Namen zu wecken, ist nicht rathsam, weil ihnen beim Erwachen in der Bestürzung leicht ein Unfall zustoßen kann. Als Vorsichtsmaßregel umlegt man das Bett der Mondsüchtigen mit nassen Tüchern, damit sie, wenn sie darauf treten, durch das Gefühl der Kälte an den Füßen erwachen und zur Besinnung kommen. (S. Somnambulismus.)

Mondtafeln nennt man Tafeln, welche den Ort des Mondes am Himmel für jeden Tag im Jahre genau angeben. Sie sind hauptsächlich für die Bestimmung der geographischen Länge (s. d.) zur See von Wichtigkeit.

Mondwechsel, s. Mond.

Mone (Franz. Jof.), Geh. Archivrath und Director des Generallandesarchivs zu Karlsruhe, ist am 12. Mai 1792 zu Mingolsheim bei Heidelberg geboren, wo seine ursprünglich niederländ. Familie, die sich Moonen schrieb, durch seinen Großvater einheimisch geworden war. Er besuchte das Gymnasium zu Bruchsal, das Lyceum zu Rastadt und bezog 1814 die Universität zu Heidelberg, wo er sich vorzugsweise dem Studium der

Philologie und Geschichte widmete und 1817 als Privatdocent sich habilitirte. Dasselbst wurde er 1818 Secretair an der Universitätsbibliothek, 1819 außerordentlicher und 1822 ordentlicher Professor der Geschichte, auch 1825 mit der Leitung der Universitätsbibliothek beauftragt. Im J. 1827 folgte er dem Rufe als Professor der Statistik und der Politick an die Universität zu Löwen. Nach dem Ausbruche der belg. Revolution gleich den meisten übrigen deutschen Professoren außer Thätigkeit gesetzt, kehrte er 1831 nach Heidelberg zurück, wo er nun als Privatmann mit literarischen Arbeiten sich beschäftigte. Im Apr. 1832 übernahm er die Redaction der „Karlsruher Zeitung“, die er jedoch bald wieder niederlegte. Im J. 1835 wurde er in seine gegenwärtige Stellung berufen; zugleich erhielt er den Auftrag, eine kritische Fürsten- und Landesgeschichte von Baden zu bearbeiten, der jedoch auf seinen Antrag dahin modificirt wurde, daß dieser Geschichte eine vollständige, diplomatisch genaue und kritische Herausgabe sämmtlicher Quellen zur bad. Geschichte vorangehen solle. Ein ganz besonderes Verdienst erwarb er sich auch um die bad. Versorgungsanstalt, zu deren Gründung er viel beigetragen und deren erster Director er war. Von dem „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters“, den Freiherr von Auffess 1832 gegründet hatte, redigirte er mit diesem den dritten Jahrgang, den vierten bis achten allein (Nürnb. 1832—34 und Karlsruh. 1835—39, 4.). Von seinen übrigen Schriften nennen wir die „Einleitung in das Nibelungenlied“ (Heidelsb. 1818); „Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa“ (2 Bde., Heidelb. 1822—23), die den fünften und sechsten Theil von Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker“ bildet; „Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache“ (Bd. 1, Nachen und Lpz. 1830); die Ausgabe des lat. „Reinardus vulpes“ (Stuttg. 1832); „Untersuchungen zur deutschen Heldensage“ (Duedlinb. 1836); „Übersicht der niederländ. Volksliteratur älterer Zeit“ (Lüb. 1838); „Altddeutsche Schauspiele“ (Duedlinb. und Lpz. 1841), und „Urgeschichte des bad. Landes bis zum Ende des 7. Jahrh.“ (Bd. 1 und 2, Karlsruh. 1845).

Monge (Gaspard), ein ausgezeichnete franz. Mathematiker und Physiker, war der Sohn eines armen Handelsmanns und wurde am 10. Mai 1746 zu Beaune geboren. Schon auf der Schule seiner Vaterstadt machte er in den exacten Wissenschaften außerordentliche Fortschritte, besuchte dann das Collège zu Lyon und erhielt daselbst im Alter von 16 Jahren ein Lehramt in der Physik. Ein Oberst vom Geniecorps brachte ihn an die Artillerieschule zu Mézières, wo man ihn aber nur als Zeichner und Conducteur verwendete, weil er von niederer Herkunft war. M. erhob sich aus dieser untergeordneten Stellung durch mehre Erfindungen, die das Geniewesen förderten, und wurde im Alter von 19 Jahren Professor der Mathematik und dann auch der Physik. Nachdem er durch seine Verbindung mit Condorcet, Lavoisier und d'Alembert 1780 in die Akademie der Wissenschaften gekommen, berief man ihn als Professor der Hydrodynamik nach Paris. Als Feind des geistigen Druckes, den auch er erfahren, wendete er sich der Revolution zu und übernahm nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 das Ministerium der Marine. In der Eigenschaft als Minister mußte er im Auftrage des Convents das Todesurtheil an Ludwig XVI. vollstrecken lassen. Einige Monate später legte er sein Amt nieder, trat aber hierauf an die Spitze sämmtlicher Gewehrfabriken, Geschützgießereien und Pulvermühlen der Republik. Seine Unentbehrlichkeit allein bewahrte ihn vor der Guillotine. Nachdem er unter dem Directorium die polytechnische Schule begründet und an derselben das Lehramt der Mathematik übernommen, schickte ihn die Regierung nach Italien, wo er den Transport der eroberten Kunstschätze leiten mußte. Bonaparte, der ihn hochschätzte, übersendete durch ihn und Berthier dem Directorium das Friedensinstrument von Campo-Formio. Obgleich den Verhältnissen fremd, schlug man M. mehrmals zum Director vor und schickte ihn endlich mit Daougu nach Rom, um daselbst die Republik zu organisiren. Bonaparte rief ihn von dort nach Aegypten. Hier übernahm M. das Directorium des ägypt. Instituts; auch leitete er die Untersuchung der Alterthümer und entdeckte unter Andern die Theorie der Luftspiegelung. Während der Expedition nach Syrien leistete er der zu Alexandria niedergesetzten Regierung durch That und Rath die größten Dienste. Mit Bonaparte kehrte er nach Frankreich zurück, wo er wieder in seine Professur an der polytechnischen Schule eintrat und sich nachmals sehr eifrig den aristokratischen Plänen wider-

setzte, die Napoleon nach seiner Thronbesteigung mit der Anstalt ausführen wollte. Nichtsdestoweniger gab ihm Napoleon in Anerkennung seiner Verdienste die Senatorei von Lüttich und ein Majorat in Westfalen, und unterstützte ihn auch außerdem mit Geld, das M. für die Bildung armer Jünglinge verwendete. Der Sturz Napoleon's und die Verstümmelung der Schule gingen M. sehr zu Herzen. Nach der zweiten Restauration verlor er seine Ämter und wurde aus der Liste des Instituts gestrichen. Mehrmals vom Schlage getroffen, verfiel er in tiefe Melancholie und starb am 18. Juli 1818. In der Wissenschaft hat er sich, außer vielen wichtigen physikalischen Entdeckungen, als Erfinder der descriptiven Geometrie ein bleibendes Verdienst erworben. Unter Andern veröffentlichte er den „Traité élémentaire de statique“ (7. von Gachette durchgesehene Aufl., Par. 1834; deutsch von Hahn, Berl. 1806); im Verein mit Vandermonde und Berthollet die „Description de l'art de fabriquer les canons, et un avis aux ouvriers en fer sur la fabrication de l'acier“ (Par. 1794); „Leçons de géométrie descriptive“ (6. durch Briffot verm. Aufl., Par. 1837; deutsch von Schreiber, Freib. 1822) und „Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du 1. et du 2. degré“ (4. Aufl., Par. 1809). Seine „Explication du mirage“ ist in dem ersten Theile der „Décade égyptienne“ enthalten. Vgl. Dupin, „Essai historique sur les services et les travaux scientifiques de M.“ (Par. 1819).

Mongibello, s. Utna.

Mongolen ist ein Völkernamen von sehr wechselnder Bedeutung und besonders durch sein Verhältniß zu dem andern Völkernamen, die **Tataren** (s. d.), sehr schwankend. Nach dem Zeugniß mongol. Geschichtschreiber sind Mongolen und Tataren ursprünglich nichts als Zweige eines und desselben auf dem großen hinterasiat. Plateau zwischen Sibirien und China einheimischen, von den Chinesen noch gegenwärtig Ta-tso oder Tata genannten Volks, das Dschingis-Khan vereinigte, der auch die türk. Völker mit forttrieb und auf diese Weise wol den ersten Grund zu der nachmaligen Namenverwirrung gelegt hat. Daher ist es gekommen, daß der Name Mongolen wegen des typischen Körpercharakters des erwähnten Volks zum Namen einer ganzen Menschenrace (s. Mensch) geworden ist; daß der Name Tataren dem ganzen hochasiat. Stamm, zu welchem außer der eigentlichen tatar. oder mongol. Familie auch noch die tibetan., die tungus. und die türk. Familie gehören, gegeben worden ist theils wegen der Verwandtschaft sämtlicher Sprachen, theils und zumieist auch wegen der Lebensweise, der geschichtlichen Entwicklung und der körperlichen Beschaffenheit der einzelnen zu diesem Stamme gehörigen Völker, obschon gerade in letzterer Hinsicht die meisten Völker der türk. Familie, die mehr oder weniger das Gepräge der kaukas. Race tragen, den Namen Tataren nicht zu verdienen scheinen; und daß endlich der Name Mongolen insbesondere den Völkerschaften der eigentlich tartar. oder mongol. Familie gegeben wird, die wir deshalb Tataren oder Mongolen im engeren Sinne nennen können. Es sind dies jene zahlreichen nomadischen Stämme, welche die sogenannte **Mongolei** oder das Plateau zwischen China im Süden und Sibirien im Norden, der sogenannten hohen Tatarei im Westen und der Mandschurei im Osten, dessen Mitte die Wüste **Kobi** (s. d.) einnimmt, ferner die unbekannte Hochterrasse am Kuku-Nor oder Blauen See nordöstlich von Tibet, die hohe Tatarei oder das Plateau zwischen den Gebirgsketten **Mus-Tagh**, **Belur-Tagh** und **Kuen-lün**, endlich untermischt mit andern Stämmen Theile des sibir. und kasp. Tieflandes bewohnen. Diese mongol. Völkerfamilie im engeren Sinne zerfällt in den osttatar. Zweig oder die **Ostmongolen**, den westtatar. oder die **Kalmücken** (s. d.), und in den nördlichen oder die **Buräten** (s. d.). Die Ostmongolen, das eigentliche Stammvolk der ganzen Familie, welches noch die Ursitze derselben innehat und von dem die Namen Mongolen und Tataren auf Race, Sprachstamm und Völkerfamilie übergegangen sind, zerfallen außer mehren andern kleinen Völkerschaften in die **Scharra**- oder **Scharaigol-Mongolen** im Süden, und die **Khalka**- oder **Kalkas-Mongolen** im Norden der Kobi. Die vorzugsweise Mongolen genannten **Dsimongolen**, das Urvolk der ganzen Völkerfamilie, bewahrt auch noch am reinsten deren Eigenthümlichkeiten sowie überhaupt den Typus der nach ihm benannten Race. Gewöhnlich sind sie nur mittler Statur, haben große abstehende Ohren und meist krumme Beine, eine Folge ihres Lebens auf Pferden. Von Charakter sind sie offen, mäßig, gastfrei, mild und friedfertig, aber

auch träge, schmutzig und dummstolz. Den Weibern, mit denen sie in Polygamie leben, und die mit den Kindern getrennt von den Männern wohnen, liegt die Besorgung des Hauswesens ob. Ihre Wohnungen bestehen aus Filzzelten oder Jurten. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, und ihr Hauptreichthum sind ihre Heerden von fettschwänzigen Schafen, zweihöckerigen Kameelen und Pferden, auch Mindern und Eseln. Deshalb sind auch Fleisch, Milch, Butter und Käse ihre Hauptnahrungsmittel. Sie treiben wenig Ackerbau und ihre Gewerbe beschränken sich auf die Fertigung von Filz und Pelzen; ihre einfachen Bedürfnisse erhandeln sie von den Chinesen, die zum Theil als Handelsleute, theils auch als Ackerbauer vereinzelt unter ihnen leben. Mit ihren Heerden müssen sie wegen Futtermangel häufig ihre Weideplätze in den dürrn Gegenden, die sie bewohnen, verändern und in entfernte Gegenden ziehen. Sie stehen noch gänzlich auf der Stufe der Nomadenvölker, zerfallen in viele Stämme oder Aimaqs, unter denen der der Khalkamongolen der mächtigste ist, und leben unter eigenen Stammhäuptern und Erbfürsten, die dem chines. Reich eigentlich nur dem Namen nach unterworfen sind. Sie sind zwar wie die Mandtschu militärisch in Gjoschune oder Banner, Regimenter u. s. w. getheilt und haben chines. Gouverneure im Lande; diese üben indeß nur eine politische Aufsicht und mischen sich gar nicht in die innern Volksangelegenheiten, und jene Einteilung bezieht sich nur auf die Kriegsdienste, welche China gelegentlich von ihnen, mehr als Bundesgenossen denn als Unterthanen verlangt. Die Religion, zu der sie sich bekennen, ist die buddhistische, und in dem Dalai-Lama erkennen sie ihr geistliches Oberhaupt. Die dem chines. Reiche nominell unterworfenen Mongolei umfaßt gegen 90000 □M. Areal, größtentheils wüstes Land; sie zählt 3 Mill. E., wovon 2 1/2 Mill. Mongolen und 1/2 Mill. Chinesen, welche letztere den Bezirk Tschente bewohnen, der unmittelbar unter dem Statthalter der chines. Provinz Tschili steht und den Landstrich enthält, der zum Jagdvergnügen des chines. Kaisers bestimmt ist, weshalb sich hier auch das prachtvolle Jagdschloß Scheche befindet.

Die älteste Geschichte der eigentlichen Mongolen ist sehr dunkel; denn wenn es auch im Allgemeinen mehr wahrscheinlich ist, daß sie an den frühesten großen Zügen, die von den Horden Hinterasiens gegen China und die westlichen Gegenden Asiens unternommen worden waren, Theil genommen haben, so ist doch das Nähere darüber unsicher und es ebenso ungewiß, ob die östlichen Scythen, ob die Hunnen, die Hiognu und die Kitanen eigentliche Mongolen gewesen sind, obschon es als ausgemacht gelten kann, daß sie, wie auch die Nindischen und viele andere hinterasiat. Völker, zu dem mongol. oder tatar. Stamme in weiterer Bedeutung gehörten und deshalb auch bald Tataren, bald Mongolen genannt werden. Erst mit dem Aufreten Dschingis-Khans (s. d.) im Anfange des 13. Jahrh. wird die Geschichte der Mongolen heller. Er vereinigte die getrennten Stämme derselben, unter denen die der Tataren und Mongolen die vornehmsten waren, und erhob durch Eroberungen sein Volk urplötzlich zu welthistorischer Bedeutung. Furchtbar, einem Heuschreckenschwarme ähnlich, waren damals die Züge der Mongolen, deren Reiterschwärme mit Lawinenkraft Alles vor sich niederwarfen und alle Gegenden, durch die sie kamen, aufs schmachlichste verwüsteten. Doch fing um diese Zeit der Buddhismus an, unter ihnen die herrschende Religion zu werden. Mit demselben kam eine höhere geistige Cultur aus Hindostan, Tibet und China zu ihnen, die in einer eigenen mongol. Literatur sich aussprach, welche, wenn auch meist aus Übersetzungen, besonders aus dem Tibetanischen bestehend, doch nicht arm ist und unter Anderm wichtige Geschichtswerke enthält. Nach Dschingis-Khans Tode im J. 1227 setzten seine Söhne, unter die er sein Reich getheilt hatte, sodas einer derselben, Dktai, als Großkhan die Oberleitung behalten sollte, die Eroberungszüge fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Khalifat zu Bagdad und machten die seldschukischen Sultane von Ikonium zinsbar. Ein mongol. Heer unter Mantu- und Batu-Khan drang 1237 aufs neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüstete einen großen Theil Rußlands. Nachdem dieses unterworfen war, drangen sie 1240 furchtbar hausend in Polen ein, verbrannten Krakau und gingen nach Schlessien, wo sie am 9. Apr. 1241 über das vereinigte Heer der deutschen Ritter, der Polen und der Schlessier in der Schlacht auf der Wahlstatt (s. d.) zwar siegten, aber dabei solchen Verlust erlitten, daß sie ein weiteres Vordringen nach Deutschland nicht rathlich fanden. Sie wendeten sich südlich nach Mähren, das sie schreck-

lich verwüsteten, bis sie am 21. Juni 1241 durch Jaroslaw von Sternberg am Berge Ho-
 fein vor Dlmüs eine Niederlage erlitten. Aus Mangel an Unterhalt in dem verheerten
 Lande mußten sie Mähren verlassen und begaben sich nun nach Ungarn, das sie ebenfalls
 verheerten. In Deutschland und Frankreich war die Furcht vor ihnen bereits so groß, daß
 man Fasten und Gebete anordnete und Anstalten zu einem Heerszuge gegen sie traf. Innere
 Streitigkeiten, die nach Dkta's Tode (1243) ausbrachen, veranlaßten sie, von ihrer Un-
 ternehmung gegen Westeuropa abzusehen und sich zurückzuziehen. Diese Streitigkeiten
 wurden indeß beseitigt und das Reich der Mongolen stand in der zweiten Hälfte des
 13. Jahrh. auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom chine-
 sischen Meere bis an die Grenze Polens, und von Indien bis tief nach Sibirien hinein. Der
 Hauptsitz des Großkhans war China, die andern Länder wurden von den Unterkhans, die
 von Dschingis-Khan abstammten und mehr oder weniger vom Großkhan abhängig waren,
 beherrscht. Die mächtigsten dieser Unterkhans waren die des Reichs Kaptischak an der
 Wolga und die von Dschaggatai oder Turkestan. Allein das Verschwinden von Dschingis-
 Khans Geist aus seiner Dynastie sowie die Vertheilung des Reichs unter mehrere Herrscher
 veranlaßten den Verfall des Mongolenreichs. Die innern Streitigkeiten, die immer
 mehr überhand nahmen, und die wachsende Macht der Statthalter, die sich immer un-
 abhängiger machten, sowie der Mohammedanismus, der die Religion der unterworfenen
 Völker in der westlichen Hälfte des Reichs war und von diesen nach und nach auf die
 Sieger selbst überging, bewirkten, daß schon zu Ende des 13. Jahrh. unter dem Groß-
 khan Kublai das Reich in mehrere unabhängige Staaten zerfiel. Die bedeutendsten dieser
 neuen mongol. Reiche waren die in China (s. d.), in Turkestan (s. d.), im östlichen und
 südlichen Rußland (s. d.), am Ural, der Wolga, dem Kaspischen und Schwarzen Meere
 und in Persien (s. d.) gegründeten. Durch diese Spaltung und Losreißung von ihrem
 Mittelpunkte, ihrer alten Urheimat, zerfiel die Macht der Mongolen im 14. Jahrh. im-
 mer mehr, sodaß schon 1368 ihr Reich in China vernichtet wurde und im 15. Jahrh. ihre
 Herrschaft in Rußland zu Ende ging. Auch in Mittel- und Vorderasien wäre die mongol.
 Herrschaft zu Grunde gegangen, wenn nicht ein neuer Eroberer mongol. Stammes, Ta-
 merlan oder Timur (s. d.), um 1369 daselbst aufgestanden wäre und von neuem ein mon-
 gol. Reich, das ganz Mittelasien, Hindostan, Vorderasien und insbesondere ganz Iran
 umfaßte, gegründet hätte. Nach Timur's Tode zerfiel sein Reich so schnell, daß es schon
 mit der Ermordung von Abu Seid, Timur's Urenkel, im J. 1468 ein Ende nahm. Nur in
 Dschaggatai erhielt sich die Dynastie Timur's, und von hier aus war es, wo Babur (s. d.),
 ein Nachkomme Timur's, in Hindostan 1519 ein neues Reich gründete, das des mongol.
 Ursprungs seines Herrschers wegen ein mongolisches genannt wurde, und diesem und den
 folgenden Herrschern den Namen des Großmoguls (s. d.) verschaffte, sowie die mit ihm
 in Indien eingebrungenen Krieger pers. oder türk. Ursprungs den Namen Mongolen in
 Indien erhielten. So verloren die Mongolen seit dem Anfange des 16. Jahrh. alle welt-
 historische Wichtigkeit, zerfielen wieder in eine Menge einzelner Khanate und Stämme
 und wurden zum größten Theile den benachbarten Völkern, den Russen, den osman. Tür-
 ken, den Persern und den Chinesen mehr oder weniger unterthan. Nur in Dschaggatai
 (s. Turkestan) hielten sich die mongol. Herrscher unabhängig, und dort herrschen noch
 Khane, die ihre Abstammung von Dschingis-Khan und Timur ableiten. Vgl. des Mon-
 golenfürsten Ssanang-Ssesen Khungtaidschi (um 1660) „Geschichte der Ostmongolen“
 im Original und deutsch von J. J. Schmidt, Petersb. 1829, 4.); Babur's sehr anziehende,
 von ihm selbst verfaßte „Denkwürdigkeiten u. s. w.“ (deutsch nach dem Englischen von Kai-
 ser, Lpz. 1828); Hüllmann, „Geschichte der Mongolen bis 1206“ (Berl. 1796);
 „Histoire des Mongols depuis Tschinguis-Khan jusqu'à Timour-Lenc“ (Par. 1824)
 und J. J. Schmidt, „Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, politischen und litera-
 rischen Bildungsgeschichte der Mongolen und Tibeter“ (Petersb. 1821). Schmidt hat
 auch eine mongol. Grammatik (1831) und ein mongol. Wörterbuch (1834) geliefert.

Moniteur, eine der berühmtesten franz. Zeitungen, die sowol über die äußern Bege-
 benheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalversammlung Rechens-
 chaft abzulegen, bestimmt war, begann als ein täglich erscheinendes Journal mit dem 21.

Nov. 1789 und führte zuerst den Titel „Gazette nationale, ou le Moniteur universel“. Die erste Idee dazu war von dem Buchhändler Panckoucke ausgegangen. Im Febr. 1790 vereinigte derselbe mit seinem Journale das Blatt *Maret's*, der in seinem „Bulletin“ schon seit dem 12. Sept. 1789 angefangen hatte, über die Verhandlungen der Nationalversammlung in dramatischer Form Bericht zu erstatten, während man im „Moniteur“ dieselben bis jetzt in erzählender Form gegeben hatte. Später hatte das Blatt vom Apr. bis 10. Aug. 1792 noch mit dem „Logographe“, der auf Veranstaltung Delessart's erschien, zu concurriren. Seit dieser Zeit aber gewann es immer mehr an Bedeutung für die Tagesgeschichte, sowie eine steigende Verbreitung. Um einen möglichst vollständigen Überblick der Erscheinungen der Revolutionszeit zu gewähren, wurde 1796 unter dem Titel „Gazette nationale ou le Moniteur universel, commencé le 5 Mai 1789, précédé d'une introduction historique, contenant un abrégé des anciens états-généraux, des assemblées des notables et des principaux événements qui ont amené la révolution“ (An IV, Fol.) aus der Feder von Thuau-Grandville nachgeliefert. Letzterer folgte sehr bald Marcellis, dem zuerst die Leitung des Unternehmens anvertraut war, in der Stellung als Rédacteur en chef. Thuau-Grandville's Nachfolger wurde gegen Ende des J. 1793 Thore. Nach dem 9. Thermidor (27. Juli 1794) trat Jourdan an die Spitze, der sich bis zur Consularzeit behauptete und dann die Hauptredaction in die Hände von Sauvo niederlegte. Dieser Letztere führte sie bis zum 1. Apr. 1840, wo Alph. Grün die Leitung übernahm. Am 11. Nivôse des J. VIII trat eine Änderung in der äußern Form des Journals ein, indem dasselbe in zwei geschiedene Abtheilungen zerfiel, von denen die erstere die Bezeichnung „Actes du gouvernement“ erhielt. Dadurch bekam das Blatt wenigstens zum Theil einen officiellen Charakter. Seit dem 1. Jan. 1811 verlor es den Titel „Gazette nationale“ und behielt bloß den „Moniteur universel“. Die Restauration machte das Journal zu ihrem Organ, und ließ den Unterschied der „partie officielle“ und „partie non officielle“ fortbestehen, welcher auch jetzt noch gebräuchlich ist. Der erste Eigenthümer des „Moniteur“, Panckoucke der Ältere, legte schon 1793 eine eigene Druckerei für das Blatt an. An der Spitze derselben stand Henri Agasse, der Schwiegerjohn Panckoucke's, der nach dem Tode des Letztern mit seiner Frau das Eigenthumsrecht erhielt. Er starb 1813 und seine Witwe behielt den Ertrag des Blattes, welcher nach ihrem Tode auf ihre Erben übergegangen ist. Dieselben haben sich jetzt als Gesellschaft constituirt. Von den Mitarbeitern nennen wir nur einige der ältern, z. B. Laharpe, Garat, die beiden Lacretelle, Andrieux, Singuéné, Maret, Grouvelle und Peuchet. Bertin (s. d.) war Rédacteur des „Moniteur royaliste de Gand“ (1815). Der „Moniteur“, dessen Sammlung bereits zu mehr als hundert dicken Folio-bänden angeschwollen ist, bildete besonders während der Revolutionszeit ein unentbehrliches Archiv für die neuere Geschichte. Die Seltenheit und der hohe Preis eines vollständigen Exemplars haben Veranlassung gegeben, daß einzelne Partien wiederholt neugedruckt wurden; so ist insbesondere eine elegante Quartausgabe der auf die Revolution bezüglichen Jahrgänge (1789—99) noch gegenwärtig im Erscheinen begriffen. Den Gebrauch des „Moniteur“ erleichtern die „Tables chronologiques du Moniteur universel“ (8 Bde., Par. 1828), in drei Abtheilungen, vom 5. Mai 1789—1824. Vgl. Bidault, „Notices historiques et bibliographiques sur la collection et les Tables du Moniteur depuis son origine jusqu'à ce jour“ (Par. 1838) und die „Bibliographie des journaux“ (Par. 1829). Nach dem Muster des franz. „Moniteur“ entstanden auch in andern Staaten officielle Blätter unter diesem Titel, z. B. in Neapel und in Deutschland der „Westfälische Moniteur“. Ebenso hat man selbst auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Journalistik von dieser Bezeichnung Gebrauch gemacht.

Monk (George), Herzog von Albemarle, der Beförderer der engl. Restauration im J. 1660, stammte aus einer alten Familie der Grafschaft Devon und wurde am 6. Dec. 1608 in Pothandge bei Torrington geboren. Er mißhandelte als Jüngling einen Sherif, der seinen Vater Schulden halber verhaften wollte, und entging der Strafe, indem er in die Armee trat. Im J. 1625 wohnte er der Expedition nach Spanien bei und hierauf dem Angriffe auf die Insel Né. Ein zehnjähriger Waffendienst in den Niederlanden vollendete seine militärische Bildung. Im Kriegszuge, welchen Karl I. (s. d.) 1639 gegen die

Schotten unternahm, befehligte er als Oberlieutenant. Beim Ausbruche des Aufstandes in Irland ging er an der Spitze eines Regiments dahin und blieb Gouverneur von Dublin, bis der Marquis von Ormond 1643 mit den Auführern Frieden schloß, um den König gegen das Parlament zu unterstützen. Im Bürgerkriege wurde M. schon 1644 von Fairfax gefangen und als Königlicher in den Tower gesetzt. Erst nach zwei Jahren erlangte er die Freiheit, indem er den Covenant beschwor. Hierauf übernahm er den Befehl im nördlichen Irland und entriß den Royalisten mehre Hauptplätze, zog aber durch seine geringen Erfolge den Verdacht der Treulosigkeit auf sich und entging nur mit Mühe der Anklage vor dem Parlamente. Nach völliger Vertilgung der Royalisten ernannte ihn Cromwell zum Generallieutenant und Commandanten der Artillerie. In dieser Eigenschaft leistete er in der Schlacht von Dunbar große Dienste, sodas ihm Cromwell den Oberbefehl in Schottland anvertraute. Im J. 1652 kehrte er nach England zurück, wo er sich an den Commissionen betheiligte, die eine Vereinigung Schottlands mit England vorbereiten sollten. Im nächstfolgenden Jahre wurde er dem Admiral Blake im Kriegszuge gegen die Holländer beigegeben. Er schlug mit einer 100 Schiffe starken Flottenabtheilung den gleich starken Admiral Tromp am 2. Aug. auf der Höhe von Nieuwoort und lieferte am 8. ein zweites Treffen auf der Höhe von Katwijk, wobei der Sieg zweifelhaft blieb, Tromp aber getödtet wurde. Zu Anfange des J. 1654 schickte ihn Cromwell als Gouverneur nach Schottland, und hier wußte er dessen Herrschaft unter den größten Schwierigkeiten gegen die Presbyterianer aufrecht zu erhalten. Die Royalistenpartei setzte schon damals ihre Hoffnung in ihn und 1656 schickte ihm Karl II. (s. d.) in diesem Sinne sogar einen Brief, den M. Cromwell auslieferte. „Man hat mir gesagt“, schrieb ihm der scharfsichtige Protector zurück, „das es in Schottland unter dem Namen Monk einen verschlagenen Gesellen gebe, der die Stuarth zurückführen will; ich bitte Euch, nehmt ihn gefangen und schickt ihn mir“. Indes erklärte sich M. nach Cromwell's Tode auch für dessen Sohn, sowie nach des Legtern Sturze für das sogenannte Rumpparlament. (S. Großbritannien.) Erst als sich unter dem General Lambert der Militairdespotismus zu begründen schien, ergriff er, vielleicht zur eigenen Sicherstellung, die Rolle eines Vertheidigers der öffentlichen Ordnung. Bei den Schotten und der Armee seiner Mäßigung und Rechtschaffenheit wegen beliebt, rückte er am 1. Jan. 1660 mit 6000 M. über die engl. Grenze, vereinigte sich zu York mit Fairfax, der für Karl II. ein Corps zusammengebracht hatte, und zog am 3. Febr. ohne Schwertstreich in London ein. Noch ließ er alle Parteien über seine Absichten in Ungewißheit. Am 21. Febr. setzte er jedoch die im Dec. 1648 vertriebenen presbyterianischen Parlamentsglieder wieder ein, und hiermit erhielten die Anhänger des Königs das vollste Übergewicht. Jetzt trat M. auch mit Karl II. in Unterhandlung, den das bereitwillige Parlament schon am 8. Mai zum Könige ausrufen ließ. Der neue Monarch, der allerdings dem festen und klugen Betragen des Generals seine Krone zu danken hatte, überhäufte ihn mit Gunst und erhob ihn zum Mitgliede des Geh. Raths, zum Kammerherrn, Oberstallmeister, Schatzmeister, endlich zum Herzog von Albemarle und Gouverneur der Grafschaften Devon und Middlesex. M., welcher sonst wenig politisches Geschick besaß, zog sich zurück und beschränkte sich darauf, die Restauration in den innern Aufständen mit seinem Degen zu vertheidigen. Im J. 1666 befehligte er unter dem Herzoge von York die Flotte gegen die holländ. Seemacht. Er wurde von Ruyster im Juni in einer dreitägigen Seeschlacht auf der Höhe von Dünkirchen geschlagen, errang aber am 25. Juni über denselben einen blutigen Sieg bei North-Foreland. Er starb am 3. Jan. 1670; mit großer Feierlichkeit ließ ihn der König zu Westminster bestatten. Sein unermessliches Vermögen kam auf seinen einzigen Sohn, der durch die Niederlage bekannt ist, welche unter ihm die brit.-niederländ. Armee 1712 bei Denain erlitt.

Monk (Jak. Heinr.), Professor der griech. Sprache auf der Universität zu Cambridge, geb. 1782, erhielt seine Bildung in Cambridge, wo er 1808 des berühmten Porson's (s. d.) Nachfolger wurde. Er gab des Euripides „Hippolytus“ (Cambr. 1811; 3. Aufl., 1821) und „Alcestis“ (Cambr. 1816) mit gelehrten Anmerkungen heraus und ordnete mit Blomfield (s. d.) den kritischen Nachlaß seines Vorgängers, der unter dem Titel „Adversaria“ (Cambr. 1812) erschien. Mit Blomfield u. A. besorgte er das geschätzte

„Museum criticum, or Cambridge classical researches“, das 1831 den Titel „The philological Museum“ erhielt.

Monmouth, eine engl. Grafschaft von 23½ QM. mit 98000 E. und mit der gleichnamigen Hauptstadt an der Wye, umfaßt einen sehr fruchtbaren Strich Landes und hat bedeutenden Ackerbau, Viehzucht, Industrie und Handel mit Natur- und Kunstproducten. Höchst merkwürdig sind die Ruinen der Kirche der Tintern-Abbey an der Wye, in einem Felsstale, die zu den schönsten Überbleibseln goth. Baukunst gehören.

Monmouth (Jam., Herzog von), der natürliche Sohn Karl's II. von England, oder auch, wie behauptet wird, des Obersten Rob. Sidney mit der Lucy Walters, wurde 1649 zu Rotterdam geboren. Ungeachtet der wenig rühmlichen Aufführung seiner Mutter ließ ihn Karl II. sorgfältig in Frankreich und zwar in der katholischen Religion erziehen und ernannte ihn nach der Restauration zum Grafen von Orkney, Herzog von Monmouth und Hauptmann der Garde. Nachdem er unter dem Prinzen von Dranien in den Niederlanden gefochten, wurde er als Gouverneur nach dem unruhigen Schottland entsendet. Mit einer Tochter aus dem angesehenen schot. Geschlechte der Scotts von Buccleugh verheirathet, gelang es ihm in der That, durch mildes Betragen die widerspenstigen Presbyterianer zu besänftigen. Als es dennoch am 21. Juni 1679 an der Brücke von Bothwell am Clydefluß zu einem blutigen Ausfritte kam, wirkte er den Empörern bei Hofe eine Amnestie aus. Indefß mußte er doch den Befehl an den Herzog von York (s. Jakob II.), den Bruder des Königs, abtreten, dessen Persönlichkeit und religiöse und politische Richtung er haßte. Als dieser an den Hof zurückgekehrt, ging M. nach den Niederlanden und suchte hier, um seinem Gegner die Thronansprüche zu verkümmern, den Beweis zu führen, daß Karl II. mit Lucy Walters wirklich ehelich verbunden gewesen sei. Wiewol der König darüber sehr unwillig war, durfte M. doch nach England zurückkehren, wo er der Mittelpunkt aller Umtriebe und Verschwörungen wurde, welche die Entfernung des Herzogs von York vom Throne bezweckten. Bei der Entdeckung des Rye-House-plot (s. Großbritannien) beschuldigte man ihn sogar, daß er Karl II. selbst nach Krone und Leben getrachtet habe. Der König verwies deshalb M., den er außerordentlich liebte, nach den Niederlanden, unterstützte ihn aber reichlich mit Geld. Hier sammelte M. nach der Thronbesteigung Jakob's II. die misvergnügten Emigranten um sich und traf Vorbereitungen, bei der allgemeinen Unzufriedenheit in England seine vermeintlichen Thronrechte mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Während sein Genosse, der Graf von Argyll (s. d.), nach Schottland abging, landete er am 11. Juni 1685 zu Lyme in der Grafschaft Dorset mit 80 M. und klagte den König in einer Proclamation der Vergiftung Karl's II. und der Anstiftung des großen Brandes zu London an. An der Spitze von 3000 Protestanten, die ihm sogleich beitraten, wendete er sich nach Arminster und von da nach Taunton, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Nachdem sein Corps auf 6000 M. angewachsen, nahm er am 20. Juni den königlichen Titel an und rückte nach Bridgewater vor. Allein das Parlament hatte sich gegen ihn erklärt und der Hof brachte ein regelmäßiges Corps von 3000 M. zusammen, an dessen Spitze der Graf von Feversham die Empörer am 5. Juli angriff. Hätte der feige, verrätherische Lord Grey, der die Reiterei befehligte, seine Pflicht gethan, so würde M. unfehlbar gesiegt haben. Allein während des verzweifelten Kampfes zerstreuten sich seine Truppen. M. suchte sich durch die schnellste Flucht zu retten; allein es stürzte sein Pferd. Am andern Tage entdeckte man ihn in einem Graben und brachte ihn nach London. Hier warf er sich zwar dem Könige zu Füßen und bat für sein Leben; aber Jakob II. blieb unerbittlich, zumal da der Schuldige seine Mitverschworenen nicht angeben mochte. Am 15. Juli 1685 wurde er ohne Proceß auf Tower-Hill, und zwar auf eine martervolle Art, enthauptet. Die grausame Wuth, mit welcher der Hof seinen Sieg verfolgte (s. Jeffrey's), empörte das Volk und stimmte die öffentliche Meinung für die nächste Revolution.

Monochord ist ein mit einer Saite bezogenes, hohles Instrument, ungefähr 1½ Elle lang und ¼ Elle breit, worauf mittels des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe der Töne nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge der Saite gefunden und ausgemessen werden kann. Man bedient sich desselben hauptsächlich bei akusti-

sehen Untersuchungen, insbesondere um Intervalle, deren Abstand weniger als einen halben Ton beträgt und die unsere musikalischen Instrumente ihrer Einrichtung zufolge nicht anzugeben vermögen, zur Darstellung zu bringen.

Monochromen oder **Monochromatische Bilder** nennt man einfarbige Bilder. Die monochromatische Malerei war die einfachste und älteste Art der Malerei. Man bediente sich dazu in der frühesten Zeit besonders der rothen Farbe auf schwarzem Grunde, oder der schwarzen auf rothem Grunde. Zeugnisse derselben aus dem Alterthume geben die ältesten Vasenbilder und die Wandgemälde in den etrusk. Gräbern. Neuerdings ist sie in einigen Zimmern des Königsbaues in München in Anwendung gekommen.

Monodrama, s. **Melodrama**

Monogämie bezeichnet im Gegensatz zur **Polygamie** (s. d.) die geschlechtliche Verbindung eines Mannes mit einer Frau, folglich die einfache Ehe. Auch spricht man bei den Thieren von Monogamie und in der Botanik führt eine besondere Ordnung des Linne'schen Systems den Namen **Monogamen**.

Monogramm (griech.) oder **Handzeichen** (lat. *signum*, franz. *chiffre*) nennt man eine Figur, in welcher durch einen, oder auch mehre in einen verschlungene Buchstaben, durch ein Zeichen u. s. w. der Name und Titel einer Person ausgedrückt werden. Solche Monogramme finden sich schon im hohen Alterthume und namentlich bieten die griech. Münzen eine reichhaltige Sammlung derselben dar. Immer häufiger kamen sie in Gebrauch unter den fränk. Königen. Durch Kaiser Karl den Großen, der ihnen eine bessere Gestalt gab, wurden sie ein allgemeiner Gebrauch in allen zu dem großen Frankenreiche gehörigen Ländern, sowol auf Münzen, wie in Urkunden. Geistliche und weltliche Regenten wählten sich nach Willkür bei ihrem Regierungsantritte Monogramme ihres Namens. Erst im 12. Jahrh. wurden sie des veränderten Geschäftsganges wegen allmählig wieder außer Brauch gesetzt. Am längsten hielten sie sich in Deutschland, wo sie erst 1495 auf dem Reichstage zu Worms abgeschafft wurden. Die Lehre von den mittelalterlichen Monogrammen ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden dieser Zeit von großer Wichtigkeit und bildet einen besondern Theil der Diplomatik oder **Urkundenlehre** (s. d.). In der spätern Zeit hat man das Wort auf alle Namenschriften, Züge und sonstige Zeichen der Maler, Kupferstecher und anderer Künstler übertragen, womit dieselben ihre Arbeiten als die ihrigen zu bezeichnen pflegten. Vgl. J. F. Christ, „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum“ (Lpz. 1747); Heller, „Monogrammenlexikon“ (Wamb. 1831) und Bruilott, „Dictionnaire des monogrammes“ (neue Aufl., 3 Bde., Stuttgart. 1832—34). Übrigens bezeichnet Monogramm, und zwar schon bei den Alten, jede einfache bloß durch Linien gegebene Zeichnung.

Monographie nennt man eine Schrift, welche einen einzelnen Gegenstand einer Wissenschaft als ein abgehandeltes Ganze abhandelt. Die Monographien sind ein Erzeugniß der neuern Zeit, und haben zur Förderung der Wissenschaft wesentlich beigetragen.

Monokotyledonen oder **Monokotyledonische Pflanzen** heißen im Gegensatz zu den **Dikotyledonen** (s. d.) die Gewächse, deren Keim nur einen Samenzappen oder **Kotyledon** (s. **Kotyledonarpflanzen**) hat. Von den übrigen Gewächsen unterscheiden sie sich sowol in ihrem äußern Ansehen und in der Form wie durch ihre innere Structur und Bildung. Sie haben eine feine faserige, oder knollige, selten eine holzige, verästelte Wurzel. Ihr Stamm ist gewöhnlich einfach, seltener ästlig und zeigt weder Rinde, noch Holz und Mark, sondern besteht vielmehr durchgehend aus gleichem Zellgewebe und unregelmäßig dazwischen liegenden Gefäßbündeln, und verdickt sich, wenn neue Gefäßbündel in der Mitte herabsteigen. Die Blätter sind am Grunde meist scheidig und umfassen die Stengel; sie haben einfache, gleichlaufende Adern, welche durch zarte Queradern verbunden werden. Die Zahl der Blüthenzweige ist 3, 6, 9 oder 12, mit seltenen Ausnahmen. Eine Blumentrone ist nie vorhanden, und die häufig prächtigen Umhüllungen der Geschlechtszweige, z. B. bei der Tulpe, sind Kelche; oft aber fehlt auch der Kelch. Die Früchte sind meist ein- oder drei- oder sechsächerig. Überhaupt waltet die Zahl drei und deren Vielfältigkeit in den Blumen und Fruchtheilen vor. Die vorzüglichsten Gewächsfamilien dieser Abtheilung sind die Gräser, zu denen unsere Getreidearten gehören, die Scheingräser,

Pfeffergewächse, Kolbengewächse, Nymphen und andere Wassergewächse, die Palmen, Grassklien, Schwertklien und lilienartige Gewächse, die Orchideen und Bananen. Von den fossiler Überresten des Pflanzenreichs aus der Vorwelt gehört die bei weitem größere Zahl zu den Monokotyledonen.

Monolog, d. i. Selbstgespräch, heißt im Schauspiel im Gegensatz des Dialogs (s. d.) diejenige Scene oder Rede, in welcher eine einzelne Person für sich selbst spricht. Der Monolog dient dazu, die handelnden Hauptpersonen nach Innen genauer zu schildern, die Triebfedern ihrer Handlungen darzustellen und so den Zusammenhang der Handlung anschaulich zu machen; doch darf er nur da eintreten, wo der Dramatiker durch den Dialog seinen Zweck gar nicht oder doch nicht vollkommen erreichen würde. Er darf nie ein bloßer Lückenbüßer sein, sondern muß die dialogischen Scenen verbinden und eine bedeutende Veränderung in dem innern Zustande der Person bezeichnen, die als Ursache für das Folgende von Bedeutung ist, oder als Wirkung des Vorhergehenden angesehen werden kann. Ebenso muß er der Lage der Sprechenden Person angemessen sein.

Monomanie, ein griech. Wort, welches zuerst von Esquiro (s. d.) in die Lehre von den Seelenkrankheiten aufgenommen wurde, bedeutet eigentlich eine Art Wahnsinn, welche ohne Störung der übrigen Geistesvermögen sich durch Festhalten einer bestimmten widersinnigen Idee, oder durch fortbauenden Trieb, eine und dieselbe verkehrte Handlung zu begehren, äußert. Bei beiden Arten ist jedoch zu bemerken, daß zur wissenschaftlichen Annahme von Monomanie deutliche Zeichen einer wirklichen psychischen Krankheit vorhanden sein müssen, weil diese sonst mehr eine intellectuelle oder moralische, ein Irrthum oder eine Leidenschaft, sein würde, in welchem Sinne das Wort Monomanie auch oft im gewöhnlichen Leben gebraucht wird.

Monophysiten hießen die Anhänger einer vielfach verzweigten christlichen Partei, die nach dem seit Athanasius auf gekommenen und besonders in Aegypten geltenden Sprachgebrauch nur Eine (Mensch gewordene göttliche) Natur in der Person Christi annahm und ihre Ansicht namentlich im Streite gegen Nestorius (s. d.) durchbildete. Hatte schon Cyrillus (s. d.) behauptet, daß das Fleisch des Logos wesentlich zu seiner Persönlichkeit gehöre, so sprach der Archimandrit Eutyches (s. d.) von einer Vergottung des Fleisches Christi und setzte mit Hülfe des Bischofs Dioskorus von Alexandria die Bestätigung der Lehre von Einer Natur auf der sogenannten Häubersynode zu Ephesus im J. 449 durch. Zwar wurde nun Eutyches nebst allen seinen Anhängern auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt, doch konnte der Streit durch die Bestimmung dieses Conciliums, daß in Christo zwei Naturen ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu Einer Person und Hypostase vereinigt seien, nicht ausgemacht werden. Die asiat. und die ägypt. Geistlichkeit, welche in jenem Beschlusse Annäherung an Nestorius erblickte, waren meist monophysitisch gesinnt und wurden darin durch den Kaiser Basilius bestärkt. Auch des Kaisers Zeno im J. 482 erlassenes Henotikon (s. d.) war wegen seiner Zweideutigkeit nicht geeignet, sie zu versöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen sonderten sich die Monophysiten von der orthodoxen Kirche förmlich ab. Diese Trennung erfolgte in der ersten Hälfte des 6. Jahrh., als der Schutz, den die Monophysiten bisher gefunden hatten, seit der festen Vereinigung der Kaiser Justinus und Justinian mit der röm. Kirche aufhören mußte. Auch unter sich selbst blieben sie nicht einig. Schon 483 hatten sich die Akephali (s. d.) abgesondert und bildeten den eigentlichen Kern des Monophysitismus. Neue Streitigkeiten erhoben sich unter ihnen 519 über die Frage: Ob der Leib Christi unverweslich sei oder nicht? Die Severianer, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen Severus von Antiochia, der sich zu den Akephalen hielt, bejaheten sie; die Julianisten oder Gajaniten, Anhänger der Bischöfe Julianus und Gajanus, verneinten sie. Jene wurden deshalb Phthartolatreter, Corrupticolä oder Verweslichkeitsdiener, diese Aphythartodoketen oder Unverweslichkeitslehrer und, weil ein unverweslicher Leib nur ein scheinbarer sein könne, auch Phantasiasten genannt. Letztere zerfielen wieder über die Frage: Ob der Leib Christi erschaffen gewesen? in Aktisten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatreter, die ihn für erschaffen hielten. Die Severianer, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten endlich die Oberhand und besetzten auch die unter ihnen ent-

standenen Agnoeten, die Christo als Menschen die Unwissenheit absprachen, mit dem Banne. Um 560 kam der Monophysit Askunages und nach ihm der christliche Philosoph Philoponus auf den Einfall, die drei Personen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Doch dieses erschien selbst den Monophysiten kezerisch und gab Veranlassung, daß viele Monophysiten sich den Katholischen wieder zuwendeten. Am stärksten blieben die monophysitischen Gemeinden in Aegypten, Syrien und Mesopotamien, wo sie durch ihre besondern Patriarchen zu Alexandria und zu Antiochia eine kirchliche Ordnung erhielten und, nachdem der Syrer Jakob Baradaüs (Al Baradai), gest. um 578, ihre Religionsverfassung befestigt hatte, die selbständigen Kirchen der Jakobiten (s. d.) und Armenier (s. Armenische Kirche) bildeten. Zu den monophysitischen Kirchen gehört auch die abyssinische und die koptische. (S. Abyssinien und Kopten.)

Monopol oder **Alleinhandel** bezeichnet die Macht oder Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausschließend und allein zu treiben. Es gibt natürliche und künstliche, vom Staate verliehene Monopole; ebenso directe und allgemeine, und indirecte und relative. Letztere werden durch mittelbar auf Beschränkung der Concurrenz wirkende Umstände hervorgebracht. Alle Monopole vertheuern den Preis und halten in der Regel den Vorschritt auf. Von den directen und allgemeinen lassen sich nur die auf bestimmte, kürzere Zeit verliehenen Monopole, unter Umständen, wie z. B. die Erfindungspatente, vertheidigen.

Monothelismus (griech.) heißt die Anerkennung und Verehrung eines einzigen Gottes, oder der Glaube, daß das göttliche Wesen nur Eins der Zahl nach (unus numero) sei, das ist, daß die Idee unserer Vernunft von dem vollkommensten Wesen ihre Realität habe in einem einzigen Subjecte, das alle Vollkommenheiten in Einem Selbstbewußtsein besitze. Dem Monothelismus entgegen steht der **Polytheismus** (s. d.). Da alle Ideen der Vernunft nur durch den Anstoß, den die Erfahrung unserer Vernunft gibt, zur Entwicklung kommen, so war es natürlich, daß in der Urzeit das menschliche Geschlecht mit dem Polytheismus anfing, indem die Erfahrung zuerst die Vorstellung einzelner Vollkommenheiten weckte, welche die Phantasie personificirte. Bei weiterm Fortschritte der Vernunftbildung mußte man aber nothwendig zu der Erkenntniß kommen, daß alle Vollkommenheit, wenn sie vollkommen sein sollte, in einer Einheit des Bewußtseins befaßt sein müsse, daß also Gott nur Einer sein könne. Darum geschah es, daß auch unter polytheistischen Völkern sich immer einzelne Weise fanden, welche die Falschheit des Polytheismus und die Einheit Gottes erkannten, wie unter den Aegyptern Psammon, unter den Griechen Sokrates und Plato. Als Volksglaube aber oder als öffentliche Religion finden wir den Monothelismus bei Juden, Christen und Mohammedanern. Als Volksreligion wurde er von dem Stammvater des israelit. Volks, Abraham, begründet; Moses erhob ihn zur Staatsreligion und die Propheten reinigten ihn von falschen Vorstellungen. Der herrschende Grundbegriff war: Gott ist der allmächtige Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt und der Schutzzott des israelit. Volks. Er führte den Namen **Jehova** (s. d.). Durch Christus wurde Gott dargestellt als der vollkommenste Geist, der absolut und allein Gute und Weise, aber auch als der Gott aller Menschen und Völker. Der christliche Monothelismus bekam daher auch die Bestimmung, die Religion aller Völker, der Menschheit, zu werden. Dadurch wurde ein neues und wirksames Band der Humanität zwischen den Völkern geknüpft, welche der Polytheismus getrennt und durch den Wah, von Göttern erzeugt, oder doch von den Göttern besonders geliebt zu sein, in feindselige Parteien zerrissen und Unterjochung der Schwachen und Sklaverei der Besiegten befördert hatte. Weil aber die Christen die Lehre von der **Dreieinigkeit** (s. d.) angenommen hatten, und auch die Heiligen anrufen und vor ihren Bildern knieten, so hielt sie Mohammed für Gözendiener und glaubte sich berufen, den alten reinen Monothelismus wiederherzustellen, den er aber mehr in alttestamentlichem als in christlichem Sinne auffaßte.

Monotheläten hießen die Anhänger einer christlichen, den **Monophysiten** (s. d.) verwandten Partei, welche zwar die Zweiheit der Naturen in Christo anerkannte, aber die Einheit des Willens und Wirkens in ihm lehrte und behauptete, daß sein menschliches Willen und Thun im göttlichen untergegangen, von diesem gleichsam verschlungen gewesen sei. Dies schien ihr aus der Einheit der Person zu folgen und für die Kraft des Erlösungs-

werks notwendig. Die Partei und der Streit über sie entstand in Folge des Versuchs, den Kaiser Heraklius auf den Rath der Bischöfe Cyrillus von Alexandrien und Sergius von Konstantinopel im J. 633 machte, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche durch die Formel wieder zu vereinigen, daß Christus seine Werke durch Eine gottmenschliche Wirkungsweise vollbracht habe. Gegen diese Formel traten Sophronius, Bischof von Jerusalem, und Andere, welche Dyotheleten genannt wurden, heftig auf, und nun entspann sich ein Kampf, den weder das kaiserliche Edict „Ekthesis“ von 638, noch der „Typos“ des Kaisers Konstantin II. von 648 zu schlichten vermochte. Erst dem sechsten ökumenischen Concile zu Konstantinopel im J. 680 gelang es, der Lehre von zwei in Christo ohne Gegensatz und Vermischung vorhandenen Willen und Wirkungsweisen ein Übergewicht zu sichern, welches der monotheletisch gesinnte Kaiser Philippicus Bardanes nur vorübergehend bedrohte. Indef bildete sich doch aus den Überresten der Monotheleten die Sekte der Maroniten (s. d.).

Monotonie oder **Eintönigkeit** nennt man den Mangel an Modulation in der menschlichen Stimme beim Sprechen oder Singen. In den schönen Künsten bezeichnet man damit eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände offenbart, überhaupt den Mangel an Abwechslung und Mannichfaltigkeit, der in allzugroßer Einfachheit des Gegenstandes seinen Grund hat. Auch wird dieser Ausdruck auf Gegenstände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet.

Monreale, eine Stadt in Sicilien, in einer herrlichen Gegend, eine Meile von Palermo, ist mit diesem durch eine schöne Straße verbunden, der Sitz eines Erzbischofs, und hat etwa 14000 E. Besonders merkwürdig sind die reich ausgestattete Benedictinerabtei, mit einer Bibliothek, und die alte Kathedrale mit Bronzethüren, schönem Säulenwerk und den irdischen Überresten mehrerer normänn. Könige aus dem 12. Jahrh. Mit dem Stöcklein auf dem dasigen Schlosse wurde zur Sicilischen Vesper geläutet.

Monro ist der Name mehrerer berühmten engl. Anatomen und Chirurgen. — Alex. M., geb. am 8. Sept. 1697 in London, studirte in Edinburg und London unter Cheselden, in Paris und in Leyden unter Boerhaave. Nach seiner Rückkehr im J. 1719 fing er an, in Edinburg anatomische und chirurgische Vorlesungen zu halten und erhielt daselbst 1721 die Professur der Anatomie und Chirurgie. Er bewirkte auch daselbst die Errichtung eines akademischen Krankenhauses, an dem er den klinischen Unterricht leitete. Im J. 1759 trat er seine Professur an seinen jüngern Sohn ab und behielt nur die Klinik bei. Er starb am 10. Juli 1767. Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen „Anatomy of human bones and nerves“ (Edinb. 1726 und oft.; deutsch von Krause, Lpz. 1761) und „Essay on comparative anatomy“ (nach seinen Vorlesungen ohne seine Mitwirkung herausgegeben, Lond. 1744; deutsch, Gött. 1790). Als Secretair der königlichen Gesellschaft der Ärzte zu Edinburg redigirte er die „Medical essays and observations“ (6 Bde., Edinb. 1732 fg.), welche viele werthvolle Abhandlungen von ihm enthalten. Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte sein älterer Sohn (Edinb. 1781; 2. Aufl., 1784; deutsch, Lpz. 1782). — Donald M., der Sohn des Vorigen, geb. zu Edinburg 1729, stieg im Militärdienste bis zum Oberfeldarzte und starb zu Edinburg am 9. Juni 1802. Neben der Herausgabe der gesammelten Werke seines Vaters machte er sich noch durch folgende Schriften bekannt: „On the dropsy and its different species“ (Lond. 1755; deutsch von Krause, Lpz. 1761 und Altenb. 1777), „Account of the diseases in the british military hospitals in Germany from 1761 to 1763“ (Lond. 1764; deutsch von Wichmann, 3 Bde., Altenb. 1766; 2. Aufl., 1771), „On the mineral waters“ (2 Bde., Lond. 1770), „On the means of preserving the health of soldiers and of conducting military hospitals“ (2 Bde., Edinb. 1780; deutsch, Altenb. 1784) und „Medical and pharmaceutical chymistry and materia medica“ (4 Bde., Lond. 1788; deutsch von Hahnemann, 2 Bde., Lpz. 1791). — Alex. M., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1732 zu Edinburg, folgte seinem Vater 1759 in der Professur der Anatomie und Chirurgie nach und starb am 2. Dec. 1817. Als Anatom nicht minder ausgezeichnet als sein Vater, hat er hauptsächlich folgende Schriften herausgegeben: „Observations on the structure and functions of the nervous system“ (Edinb. 1783, Fol.; deutsch von Sömmering, Lpz. 1787, 4.), „Structure and physiology of fishes explained and compared with those of man“

and other animals" (Edinb. 1785, Fol.; deutsch von Schneider, Lpz. 1787, 4.) und „Description of all the hursae mucosae of the human body" (Lond. 1788, Fol.; lat. und deutsch von Rosenmüller, Lpz. 1799, Fol.). — Auch Alex. M., der Sohn des Vorigen, geb. 1760, der 1797 in Edinburg die medicinische Doctorwürde erlangte und nachmals Professor der Anatomie und Chirurgie in Edinburg war, bereicherte die Literatur der Medicin durch folgende wichtige Werke: „Observations on crural hernia" (Edinb. 1803), „The morbid anatomy of the human gullet, stomach and intestines" (Edinb. 1811, Fol.), „Outlines of the anatomy of the human body in its sound state" (3 Bde., Lond. 1813 fg.), „Observations on the different kinds of small-pox" (Edinb. 1818), „Elements of the anatomy of the human body in its sound state" (2 Bde., Edinb. 1825), „The anatomy of the pelvis of the male" (2. Aufl., Edinb. 1827) und „The morbid anatomy of the brain" (Lond. 1827).

Monroe (James), Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1817—25, geb. am 28. Apr. 1758 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien, studirte die Rechte, als der Unabhängigkeitskrieg seines Vaterlandes ausbrach und ihn unter die Waffen rief. Er zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten durch Tapferkeit aus und rückte zum Obersten auf; dann kehrte er 1778 wieder zu seinen Studien zurück. Er wurde 1782 Mitglied der Geseßgebenden Versammlung und 1783 des Congresses in Virginien, 1790 aber des Nationalcongresses, in welchem er bis 1794 saß, wo er als Gesandter nach Frankreich ging. Als er 1796 durch den Präsidenten Washington zurückgerufen wurde, rechtfertigte er sein Benehmen durch die Veröffentlichung seines diplomatischen Briefwechsels. Hierauf war er von 1799—1802 Gouverneur von Virginien gewesen. Im J. 1803 ging er abermals als Gesandter nach Paris, um die Unterhandlung über die Abtretung von Louisiana abzuschließen und erhielt dann Sendungen nach London und 1804 nach Madrid. Mit der Aussicht, Jefferson's Nachfolger in der Präsidentenwürde zu werden, kehrte er 1808 nach Amerika zurück; doch gab er hier die Bewerbung auf, wurde 1810 wieder Gouverneur von Virginien und 1811 unter Madison's Verwaltung Staatssecretair. Zugleich übernahm er das vernachlässigte Kriegsministerium, wo er die eifrigsten Anstrengungen machte, die Vertheidigungsmittel des Staats zu verstärken. Als die Engländer 1814 Washington erobert und verbrannt hatten, erhielt M. den Oberbefehl über die Streitkräfte. Nach dem Frieden widmete er sich wieder ausschließend den Geschäften des Staatssecretariats, bis er 1817 Präsident wurde. Einstimmig wurde er 1821 wieder erwählt. Wie während seiner Verwaltung die Kräfte des Staats sich entwickelt, ist in seinen meisterhaften Berichten an den Congress mit Würde und Offenheit ausgesprochen. Er ging weiter als seine nächsten Vorgänger in der Verstärkung der Unionsregierung und namentlich verdankt das Seewesen ihm seine Ausbildung. Während seiner Verwaltung ward Florida erworben, die Unabhängigkeit der span. und portug. Colonien anerkannt und der Entschluß der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesprochen, keine Einmischung europ. Mächte in die innern Angelegenheiten der südamerik. Staaten zu dulden. Er nahm die kräftigsten Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und begünstigte den Handelsverkehr mit allen Völkern auf der Grundlage freier und vollkommener Gegenseitigkeit. Als er seine Würde niedergelegt hatte, verband er sich mit Jefferson und Madison, die neue Universität in Virginien zu gründen. Er führte den Vorsitz in der Urversammlung bei den Berathungen über das neue Grundgesetz dieses Staats und verwaltete an seinem Wohnorte das Amt eines Friedensrichters. Auch er starb, wie Adams und Jefferson, am Jahrestage der amerik. Unabhängigkeit zu Newyork am 4. Juli 1831. M. besaß einen kräftigen Geist, ein starkes Gemüth und einen lebendigen Thätigkeitstrieb. Als Präsident und als Bürger schlicht, Jedem zugänglich, im Denken sicher, im Handeln redlich, der demokratischen Partei ergeben, stand er in hoher Achtung bei seinen Mitbürgern, die sich auch dadurch bethätigte, daß ihm, als er nach Niederlegung seiner Würde in bedrängten Umständen war, der Congress freigebige Bewilligungen machte, um die Ansprüche zu befriedigen, die aus der Zeit seiner Verwaltung herrührten.

Mons, flämisch Bergen, die stark befestigte Hauptstadt der belg. Provinz Hennegau, auf einer Anhöhe, am Flusse Trouille, hat etwa 24000 E. Das merkwürdigste Gebäude

ist die Waltrudiskirche (cathédrale de St.-Wandru), erbaut 1460—1589, ein Meißlerstück namentlich in Hinsicht der Zierlichkeit und Kühnheit im Innern. Das ehemalige Schloß dient jetzt als Irrenanstalt; auf dem dazu gehörigen Glockenthurme (Bessroi) befindet sich ein Glockenspiel. Das Rathhaus, aus der Mitte des 15. Jahrh., ist ein schwerfälliges, gedrücktes Gebäude. Übrigens hat die Stadt eine Börse, ein Handelsgericht, ein Collegium und eine Akademie für Kunst und Wissenschaft. Von Wichtigkeit sind die Baumwollenfabrikation und der Handel mit Getreide und Steinkohlen. Ein Kanal verbindet die Stadt mit der Schelde und eine Eisenbahn mit Brüssel. In der Umgegend von M. gibt es die bedeutendsten Steinkohlenbergwerke, deren 115 Flöße bis 500 F. unter dem Meerespiegel reichen, und einen großen Flintensteinbruch. M. verdankt seinen Ursprung einem Castrum, das Cäsar im Kriege gegen die Gallier hier anlegen ließ. Schon im Mittelalter war es ein bedeutender Ort. Im großen niederländ. Kriege wurde es 1572 unter dem Besitze der Franzosen von Ludwig von Nassau genommen, noch in demselben Jahre aber von den Spaniern unter Friedrich von Toledo und Chiappone Vitellio wiedergewonnen, die sich in dessen Besitze sowohl gegen Coligny, wie gegen den Prinzen von Dranien behaupteten. In dem Kriege Ludwig's XIV. wurde die Stadt am 8. Apr. 1691 durch Verath an Wauban übergeben, im Frieden zu Ryswiß von 1697 aber wieder an Spanien abgetreten. Im span. Erbfolgekriege gerieth sie 1709 wieder in die Hände der Franzosen; im utrechter Frieden von 1713 wurde sie an die Holländer, im Frieden zu Baden von 1714 an Osterreich gegeben. Von neuem eroberten sie die Franzosen am 10. Juli 1746 unter dem Prinzen Conti, doch kam sie nachher abermals an Osterreich zurück. Nach ihrer Eroberung durch das republikanische Frankreich im J. 1792 wurden die Festungswerke geschleift, zu deren Wiederherstellung man seit 1818 die franz. Contributionsgelder und engl. Subsidien verwendete.

Mons en Puelle, ein Dorf in Flandern, an der Lys, ist durch die Schlacht merkwürdig, welche hier am 18. Aug. 1304 der König Philipp IV. von Frankreich über die empörten Flanderer erfocht.

Monsieur, in der Mehrzahl *Messieurs*, ist im Französischen bei mündlicher und schriftlicher Anrede der Titel, welchen man aus Höflichkeit jeder Mannsperson gibt. Der Titel entspricht in Bedeutung und Anwendung dem deutschen Herr oder Mein (*mon*) Herr (*sieur*). Ehedem führte in Frankreich der ältere Bruder des Königs, wenn man von ihm sprach, den Titel *Monsieur*; redete man ihn jedoch selbst an, so hieß er *Monsieur*. (S. *Seigneur*.)

Monsigny (Pierre Alex.), ein beliebter Componist, der Begründer der komischen Oper der Franzosen, geb. zu Fauquemberg im Artois am 17. Oct. 1729, war bereits in Paris in einem Subalternposten angestellt, als auf einmal in Folge der Vorstellung der „*Serva padrona*“ von Pergolesi, der er beiwohnte, in ihm der Gedanke erwachte, sich ausschließlich der Musik zu widmen. Er studirte nun die Composition unter Giannotti, den er nach vollendetem Unterricht beim Abschied mit der Oper „*Les aveux indiscrets*“ überreichte. Erst drei Jahre später, im J. 1759, brachte er dieselbe gänzlich umgearbeitet aufs Theater. Durch den Beifall, welchen sie fand, aufgemuntert, schrieb er im folgenden Jahre die Oper „*Le maître en droit*“ und „*Le Cadi dupé*“. Durch die niedliche Oper „*On ne s'avise jamais de tout*“ vollendete er 1761 die musikalische Revolution auf dem Théâtre de la foire, welches damals den Namen der ital. Oper annahm. Am 22. Sept. 1798, dem Neujahrstage der franz. Republik, wurde er nebst Cherubini, Lesueur und Martini auf dem Marsfelde als ausgezeichnete Componist vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen. Gleichzeitig erhielt er eine Pension auf Lebenszeit. Nach Piccini's Tode wurde er 1800 dessen Nachfolger als Director am Conservatorium und 1813 an Grétry's Stelle in das Institut aufgenommen. Er starb am 15. Jan. 1817. Nächst den erwähnten gehören zu seinen vorzüglichsten Opern „*Le roi et le fermier*“, „*Rose et Colas*“, „*Aline reine de Golconde*“, „*L'isle sonnante*“, „*Le déserteur*“, „*Le faucon*“, „*Félix ou l'enfant trouvé*“ und „*La belle Arsène*“.

Monsoons, s. *Mouffons*.

Monstranz oder Allerheiligens heißt bei den Katholiken das in dem Tabernakel des Hochaltars verschlossene, aus Gold, Silber oder anderm edeln Metall gearbeitete, wol

auch mit Edelsteinen besetzte Gefäß, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren, und jeder Katholik muß sie mit Kniebeugung verehren. Die Forderung einiger katholischer Regenten in gemischten Staaten, daß auch der nicht katholische Soldat im Dienste vor der Monstranz die Kniebeugung zu vollziehen habe, erregte in neuester Zeit in Baiern vielfache Verhandlungen und Unzufriedenheit unter den protestantischen Bewohnern, die hierin einen nicht zu billigen Gewissenszwang erblickten, während man andererseits die Sache rein militairisch und die Kniebeugung als eine Ehrenbezeugung betrachtete, die der protestantische Soldat vollziehen könne, ohne sich dabei etwas zu denken.

Monstrum nennt man überhaupt jeden Gegenstand, der in seiner Gestalt von Gegenständen derselben Art in auffallender, der Zweckmäßigkeit und dem Geschmack widersprechender Weise abweicht. Es wird daher dieses Wort ebensoviel leblos als lebenden Gegenständen beigelegt; bei letztern für Mißgeburt, Mißbildung, Ungeheuer u. s. w. in physischem und beim Menschen auch für Bösewicht, Wüthrich u. s. w. in moralischem Sinne gebraucht. Das davon abgeleitete Adjectivum *monströs* wird nur selten in der letztern Art angewendet. Zu den Anomalien des Geschmacks gehört das Bestreben der Blumisten, durch allerhand Mittel die Production monströser Blumen zu erzielen, während monströse Menschen- und Thierbildungen fast nur Gegenstände des Ekels und Abscheus, wenigstens des Mitleids sind und allein anatomisches Interesse bieten.

Montagna (Bartolomeo), ein für seine Zeit sehr bedeutender Künstler, aus Vicenza gebürtig, soll um 1489 geboren, 1522 gestorben und ein Schüler Andr. Mantegna's gewesen sein. Er ist in seiner Auffassungsweise schlicht und ernst, in der Färbung monoton. Eine Madonna auf dem Thron mit den Heiligen und eine Krone der Maria besitzt von ihm das Museum zu Berlin, andere Gemälde von ihm finden sich in Vicenza und Verona. — **Benedetto M.**, ebenfalls Maler und Kupferstecher, geb. um 1458, gest. 1530, war wahrscheinlich des Vorigen älterer Bruder. Gemälde von ihm sind sehr selten; eine Dreieinigkeit und eine Madonna mit Johannes findet sich im Dom zu Vicenza. Er fertigte Zeichnungen zum Schnitte für Druckwerke und scheint selbst in Holz geschnitten zu haben, was namentlich von der seltenen „*Hypnerotomachia Poliphili*“ (2. Ausg., Ven. 1545, 4.) gilt. Von seinen Kupferstichen kennt man 47 Blatt.

Montague (Mary Pierrepont, Lady Wortley), eine durch ihre Schriften, wie durch ihre Bemühungen um die Einführung der Schutzpockenimpfung berühmte Engländerin, war die Tochter des Herzogs Evelyn Pierrepont von Kingston und wurde 1690 zu Thoresby in der Graffschaft Nottingham geboren. Sie erhielt mit ihren Brüdern eine sehr sorgfältige Erziehung und brachte ihre Jugend in Zurückgezogenheit zu. Durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichnet, heirathete sie 1712 den Lord Edward Wortley Montague, einen gebildeten talentvollen Mann, den sie für die politische Laufbahn bestimmte. Als derselbe 1716 den Gesandtschaftsposten bei der Pforte erhielt, reiste sie ihm durch Holland, Deutschland und Ungarn nach. Zu Konstantinopel erlernte sie die türk. Sprache und erhielt vom Sultan Achmed die Erlaubniß, den Harem zu besuchen, wo sie Freundschaft mit Fatima, der Sultantin-Valide, schloß. Ihr Verkehr mit dem Sultan selbst verursachte üble Gerüchte, die wahrscheinlich ganz ungegründet waren. In der Nähe von Konstantinopel lernte sie auch die in der Türkei längst gebräuchliche Schutzpockenimpfung kennen. Sie unterrichtete sich über das Verfahren, unterwarf ihren eigenen Sohn zuerst der Probe und führte die Impfung unter hartem Widerstande später in England ein. Als ihr Gemahl 1719 abgerufen wurde, bereiste sie mit demselben die Küsten des Mittelmeers und kehrte über Italien und Frankreich nach London zurück. Hier sammelte sie einen Kreis von geistreichen Schriftstellern um sich, unter denen sich Addison, Steele, Young und Pope befanden. Letzterer indessen zerfiel mit ihr und rächte sich an ihr durch vernichtende Satiren. Dies, die Niederlage der Whigs, deren Grundsätze sie eifrig vertrat, so wie Zerwürfnisse mit ihrem Gemahl bestimmten sie, nach Italien zu gehen, wo sie 22 Jahre den Wissenschaften und ländlichen Beschäftigungen lebte. Erst 1761, nach dem Tode ihres Gemahls, kehrte sie nach England zurück, wo sie indes schon am 21. Aug. 1762 starb. Sie hinterließ

poetische Fragmente und Briefe über ihre Reise nach der Türkei, die sie sichtlich für den Druck geschrieben hatte und einem holländ. Geistlichen anvertraute. Becket veröffentlichte die erste Ausgabe ihrer Werke (3 Bde., Lond. 1763), die aber unvollständig und wahrscheinlich auch unrechtmäßig war. Cleveland veranstaltete 1767 eine zweite Ausgabe in vier Bänden, deren letzter die Reisebriefe vervollständigen sollte, aber den Herausgeber selbst zum Verfasser hatte. Endlich erschien unter dem Titel „The letters and other works of the Lady Mary Wortley M.“ (6 Bde., Lond. 1803; franz., 4 Bde., Par. 1804) die erste rechtmäßige, von ihrem Schwiegersohn, Graf Bute, besorgte Ausgabe. Später gab Whaaneliff ihre Briefe und Werke heraus (3 Bde., 2. Aufl., Lond. 1837). Als Dichterin ist sie unbedeutend. Ihre Briefe dagegen offenbaren classische Bildung, Kühnen, männlichen Geist und seltene Energie des Stils. Ihr Charakter neigte zur Unzufriedenheit, Satire und Bizarrie. — Edward Wortley M., der Vorigen Sohn, geb. 1715, besaß viel Hang zum Sonderling und Abenteurer und wurde durch die Erziehung seiner Mutter vollends verdorben. Seit der frühesten Jugend entließ er wiederholt dem väterlichen Hause und trieb sich in den niedrigsten Beschäftigungen herum. Endlich schickte ihn die Mutter unter der Aufsicht eines gewissen Förster nach Westindien. Ungeachtet seines herum-schweifenden Lebens eignete sich M. doch ausgebreitete Kenntnisse an und zeigte viel Sinn für Alterthumsforschung. Nach seiner Rückkehr nach London mußte er in den Staatsdienst treten; allein er versiel sehr bald wieder in ein wüstes Leben und begab sich Schulden halber 1751 nach Paris. Hier ging er mit Spielern und Gaunern um und verwickelte sich in einen schimpflichen Criminalproceß, nach dessen Beendigung er nach London zurückkehrte. Er schien jetzt von seinen Jugendverirrungen geheilt und lebte mehre Jahre in Zurückgezogenheit der wissenschaftlichen Muse. Im J. 1754 trat er ins Parlament. Dann veröffentlichte er das treffliche Werk „Reflexions on the rise and the fall of the ancient republics“ (Lond. 1759; franz., Par. 1769 und 1793). Nach dem Tode seiner Aeltern, die ihn fast enterbten, überließ er sich ganz seinen abenteuerlichen Neigungen. Er durchstreifte alle Länder Europas, besonders aber den Orient. Nach seiner eigenen Aussage spielte er in Deutschland den Stallknecht, in Holland den Postillon, in der Schweiz den Bauer, in Paris den Stuger, in Hamburg den eifrigsten Lutheraner, in Rom den Abt und in der Türkei den Muselman. Endlich entschied er sich ganz für die oriental. Sitten. Er unterhielt neben seiner rechtmäßigen Frau einen Harem, kleidete sich und lebte als Türke, erfüllte auch gewissenhaft alle Gebräuche des Islam. Mit seinem Diener, einem fast schwarzen Knaben, den er für seinen Sohn ausgab, sprach er nur arabisch. Im J. 1773 kehrte er aus dem Orient nach Venedig zurück. Dasselbst starb er am 2. Mai 1776 unter den Vorbereitungen zur Wallfahrt nach Mekka. Seine zahlreichen antiquarischen Forschungen erschienen in den Schriften der königlichen Akademie. Eine interessante Beschreibung seines Lebens befindet sich in Nichols' „Liberary anecdotes of the eighteenth century“ (Bd. 4, Lond. 1812, 4.).

Montaigne (Michel Eyquem de), ein berühmter franz. Moralphilosoph, wurde am 28. Febr. 1533 auf dem Schlosse Montaigne im Périgord geboren. Sein Vater, der eigenthümliche Ansichten über Erziehung besaß, gab ihm schon in frühester Kindheit einen deutschen Hofmeister, der mit ihm nur lateinisch sprechen durfte. So erlernte der Knabe mit der Muttermilch, zwanglos, ohne Stoa und Thränen, zuerst die lat., später auch in derselben Weise die franz. und griech. Sprache. In seinem zehnten Jahre kam er auf das Collège zu Bordeaux, wo Grouchi, Buchanan und Muret seine Lehrer wurden. Schon damals besaß er eine solche Fertigkeit im lateinisch Sprechen, daß sich Muret gefürchtet haben soll, ihn anzureden. Nachdem er im Alter von 13 Jahren seine Schulstudien beendet, widmete er sich nach dem Wunsche des Vaters dem Rechtsfache und erhielt 1554 die Stelle eines Raths am Parlament zu Bordeaux. An ein zwangloses Leben gewöhnt und den Geschäften abgeneigt, überdies den Scholasticismus seiner Zeit verachtend, versenkte er sich in das Studium der röm. und griech. Philosophen und trat in Verbindung mit Pasquier, Pibrac, Paul de Foix und andern ausgezeichneten Geistern. Zu Bordeaux lernte er auch zufällig in einer Gesellschaft Etienne de La Boëtie kennen, und beide Männer schlossen beim ersten Begegnen eine innige Freundschaft, die an die schönsten Beispiele des Alterthums erinnerte. In dieser Zeit schon galt M. als einer der besten Köpfe Frankreichs; auch war

er bei Hofe sehr angesehen. Obschon er die Ehe als ein Joch ansah, vermählte er sich doch 1566 mit Françoise de Lachassaingne. Auf den Wunsch seines Vaters verfaßte er einige Jahre später eine vortreffliche Uebersetzung der natürlichen Theologie des Raymundus Sebondus (Par. 1569). Als sein Vater 1569 gestorben, legte er sein Amt nieder und zog sich auf sein Erbschloß Montaigne zurück, wo er mitten in den Stürmen des Bürgerkriegs in beschaulicher Muße lebte. Hier gab er die hinterlassenen Schriften seines 1563 gestorbenen Freundes La Boëtie heraus (Bordeaux 1571); auch schrieb er damals die ersten zwei Bücher seines berühmten Werks „*Les essais de messire Michel, seigneur de M.*“ (2 Bde., Bordeaux 1580). Von heftigen Steinschmerzen geplagt, machte er seit 1580 mehre Reisen in Deutschland, Italien und der Schweiz. Er wurde allenthalben mit großer Auszeichnung aufgenommen, und in Rom verlieh ihm der Papst sogar das Bürgerrecht. Im J. 1581 wählten ihn die Bürger von Bordeaux zu ihrem Maire, welches Amt er mehre Jahre zu großer Zufriedenheit verwaltete. Der Bürgerkrieg und die Pest trieben ihn 1586 von seinem Schlosse. In den Zeitwirren suchte er zwischen den Parteien als unbefangener Vermittler aufzutreten, aber gerade weil er in seinen Ansichten weder Katholik noch Protestant war, mußte er die Verfolgung beider erdulden. In dieser bewegten Zeit ließ er das dritte Buch seiner „*Essais*“ (Par. 1588) erscheinen. Wiewol ihm seine freien Ansichten viele Gegner erweckten, so fand er doch bei allen tiefem Geistern Anerkennung und Bewunderung; selbst der Theolog Pierre Charron suchte seine Bekanntschaft, und Justus Lipsius setzte ihn über die sieben Weisen. Er starb am 13. Sept. 1592 auf seinem Schlosse in den Gebräuchen der röm. Kirche und hinterließ eine Tochter, Namens Monore. Seine fille d'alliance oder Adoptivtochter, von der das 11. Capitel des zweiten Buches seiner „*Essais*“ handelt, war Mademoiselle de Gournay. M. eröffnete in der Geschichte des franz. Geistes die Reihe origineller Denker und brach dem Descartes die Bahn. Mit den großen Männern des Alterthums innig vertraut, zugleich der erfahrenste und scharfsinnigste Beobachter seines Zeitalters, erhob er sich über das politische, kirchliche Treiben und den Scholasticismus seiner Umgebung und kehrte in das eigne Innere zurück. An Zwanglosigkeit gewöhnt, viellecht auch durch physische Schwäche verhindert, verschmähte er, seinen Reflexionen Methode oder irgend ein systematisches Gewand zu geben. Was er dachte und empfand, wollte er nach Zufall und Laune aufzeichnen, und so entstand gleichsam ein psychologisches Gemälde, in welchem seine eigene Persönlichkeit den Mittelpunkt bildet und das einen Schatz von praktischer Lebensweisheit enthält. Nach diesem Standpunkte ist ihm sein Skepticismus, nach dieser Methode eine naive Eitelkeit nicht zur Last zu legen. In seinem Stile zeigt er sich, je nach der Stimmung und dem Gegenstande, bald fahrlässig und holpricht, bald entwickelt er unnachahmliche Grazie, gewaltige Energie und einen Reichthum und eine Fülle des Ausdrucks und der Sprache, die seine Werke zu einer Schatzkammer der franz. Sprachbildung machen. Von seinem Tode an bis zum J. 1837 erschienen von seinen „*Essais*“ 75 vollständige Ausgaben, von denen wir nur die von Coste (5 Bde., Haag 1727), Johanneau (5 Bde., Par. 1818) und Victor Leclerc (5 Bde., Par. 1826—29) erwähnen. Die lesbarste deutsche Uebersetzung lieferte Bode in „*M.'s Gedanken und Meinungen*“ (6 Bde., Berl. 1793). Sein später zufällig aufgefundenes „*Journal du voyage de Michel M. en Italie par la Suisse et l'Allemagne*“ wurde durch Guerton (Par. 1774) veröffentlicht.

Montalembert (Marc René, Marquis de), ein ausgezeichnete Ingenieur, geb. zu Angoulême am 15. Juli 1714, trat mit seinem 17. Jahre in die Armee, machte den Feldzug von 1738 mit, zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus und erhielt dafür eine Compagnie der Gardes des Prinzen von Conti. Nachher wohnte er den Feldzügen in Italien, Flandern u. s. w. und 1741 dem östr. Erbfolgekriege bei. Nach dem Frieden widmete er seine Muße den Wissenschaften und wurde 1747 in die Akademie aufgenommen, deren Memoiren er mit vielen Aufsätzen bereicherte, die sich ebenso durch neue Ideen wie durch einen reinen und zierlichen Stil auszeichnen. Auch legte er Munitionsgießereien in Périgord und Angoumois an. Während des Siebenjährigen Kriegs war er bei den russ. und schwed. Heeren als Commissair von Frankreich angestellt; er besetzte Anklam und verstärkte Stralsund durch Feldwerke. Nachher wurde er nach

den Inseln Aix und Oleron geschickt, welche letztere er nach seinem Systeme (s. Festungs-
bau) befestigte, das er la fortification perpendiculaire nannte, weil die eingehenden Win-
kel bei der gewählten Tenailienform insgesammt 90° erhalten konnten. Die von ihm, viel-
leicht nach holländ. Muster, angegebenen runden gemauerten Thürme (die Montalembert'schen Thürme) haben in neuerer Zeit wahrscheinlich wieder den Maximilia-
nischen Thürmen (s. d.) zum Muster gedient. Auch in der Festungsartillerie sind die
von ihm erfundenen niedern Rahmenlaffeten als sehr zweckmäßig zu nennen. Als ein An-
hänger der Revolution überließ er 1780 der Nationalversammlung die Pension, die ihm
für den Verlust eines Auges war bewilligt worden. Bedeutende Ausgaben für die Gießereien,
und wol auch Aufwand, erschöpften sein Vermögen; er mußte sein Gut in Angou-
mois verkaufen und ging mit seiner Gattin nach England, kehrte aber in der Zeit der
Schreckensherrschaft nach Paris zurück, wo er sich in seinem hohen Alter scheiden ließ und
bald darauf wieder heirathete. Seine literarischen Arbeiten hatte er schon 1761 dem Mini-
ster Choiseul angeboten; als sie im Druck erschienen, erregten sie von Seiten der Anhän-
ger Vauban's vielfache sehr heftige Streitschriften; namentlich trat d'Arçon gegen ihn auf,
den aber M. vollständig widerlegte. Sowol der Convent im J. 1795 wie der Rath der
Fünfhundert im J. 1796 erwähnten seine Schriften auf eine ehrenvolle Weise, auch wurde
ihm eine Unterstützung bewilligt. Er starb am 26. März 1800. Sein Hauptwerk ist „La
fortification perpendiculaire ou l'art défensif supérieur à l'offensif“ (Par. 1776 fg.;
neue Aufl., 11 Bde., 1796; deutsch bearbeitet von Hoyer unter dem Titel „Die Verthei-
digung stärker als der Angriff“, 4 Bde., Berl. 1818—20). Außerdem ist noch zu erwäh-
nen seine „Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'à
1791“. Auch hinterließ er mehre kleine Komödien, wie „La statue“, „La Bergère de
qualité“, „La Bohémienne“ u. s. w., Erzählungen und Chansons.

Montalivet (Jean Pierre Bachasson, Graf), franz. Minister unter Napoleon,
geb. am 5. Juli 1766 zu Saargemünd, nahm frühzeitig Militärdienste, studirte aber dann
die Rechte und erhielt schon im Alter von 19 Jahren die Stelle eines Raths am Parla-
ment zu Grenoble. Während des Streits der Parlamente mit dem Minister Loménie de
Brienne (s. d.) zog er sich nach Valence ins Privatleben zurück. In den Stürmen der Re-
volution gerieth er als constitutioneller Royalist mehrmals mit den Schreckensmännern in
persönlichen Conflict, sodas er 1794 in die Armee von Italien flüchten mußte. Ein Jahr
später verschaffte ihm ein Commissar des Directoriums die Präfectenstelle zu Valence,
und in der ersten Zeit des Consulats wurde er Präfect im Departement Lamanché. Sein
kluges und gemäßigtes Betragen, das hier zur Beilegung des Bürgerkriegs viel beitrug,
brachte ihm die Gunst des ersten Consuls und die Präfectur vom Departement Seine und
Oise ein. So erhielt er nun volle Gelegenheit, sich das Vertrauen und die Freundschaft
Bonaparte's zu erwerben. Am 3. Mai 1806 wurde er Director der Brücken und Chaussées,
am 1. Oct. 1809 Minister des Innern. In letzterer Eigenschaft führte er die großarti-
gen Pläne Napoleon's rücksichtlich der öffentlichen Bauten, der Industrie und des Han-
dels mit Eifer und Geschicklichkeit aus, zog sich aber auch den Vorwurf zu, daß er nicht nur
der Minister, sondern der Sklave des Kaisers sei. Nach der ersten Abdankung Napoleon's
suchte er, wiewol vergebens, im Interesse der gestürzten Familie zu wirken. Nachdem er
während der Hundert Tage die Verwaltung der Kron Güter geführt, zog er sich mit der
zweiten Restauration auf sein Landgut Duberri zurück und widmete sich der Erziehung sei-
ner Kinder. Der Minister Decazes veranlaßte 1819 seinen Eintritt in die Pairskammer,
wo er entschieden das constitutionelle System vertheidigte. Das Schicksal und der Tod
Napoleon's, dem er das treueste Andenken bewahrte, gingen ihm sehr zu Herzen. Er starb
am 23. Jan. 1823 auf dem Landgute Lagrange im Departement Nièvre.

Montalivet (Marthe Camille Bachasson, Graf), franz. Minister und eifriger
Vertreter der Dynastie Orleans, der zweite Sohn des Vorigen, wurde zu Valence am 25.
Apr. 1801 geboren. Er besuchte die Polytechnische Schule und wurde dann bei der Ver-
waltung der Brücken und Chaussées angestellt. Im J. 1826 gelangte er jedoch durch den
Einfluß des Publicisten Bertin de Vaux zur Pairswürde. Als gewandter Schriftsteller,
aber ziemlich mittelmäßiger Redner, vertrat er fortan einen gemäßigten Liberalismus. In

der letzten Zeit der Restauration wurde er Secretair der politischen Gesellschaft „Aide-toi“ und gelangte dadurch zur Bekanntschaft mit den Häuptern der liberalen Partei. Dieser Verbindungen zufolge erhielt er nach der Julirevolution im Ministerium Laffitte (s. d.) das Portefeuille für das Innere. Bei der schwierigen Lage, in welche sich die neue Regierung unter den politischen Gährungen und Parteiausbrüchen versezt sah, entwickelte er große Entschlossenheit. So entriß er der pariser Bevölkerung noch vor Fällung des Urtheils die angeklagten Minister Karl's X. und führte dieselben nach Vincennes. Sein enges Anschließen an die Politik und die Interessen des Hofes (s. Juste milien) und seine Feindseligkeiten gegen die Volkspartei, namentlich bei den Unruhen im Febr. 1831, zogen ihm jedoch den Unwillen der liberalen Häupter zu. Als mit Auflösung der Verwaltung Laffitte's im März 1831 Périer (s. d.) das Ministerium des Innern und die Präsidentschaft übernahm, blieb M. dessenungeachtet im Cabinet und erhielt das Ministerium des Unterrichts. In dieser Stellung zeigte er nun rückwärtsloser seine blinde Ergebenheit für den Hof und reactionaire Tendenzen. Besonders erhob sich der allgemeine Unwille, als er in einem geschriebenen Memoire von „Unterthanen (sujets) des Königs“ sprach, welcher Ausdruck den Grundfäden der Charte völlig unangemessen war. Nach dem Tode Périer's übernahm er am 27. Apr. 1832 wieder das Ministerium des Innern. Die blutige Unterdrückung der Unruhen im Juni 1832 (s. L a m a r q u e) und die Erklärung der Hauptstadt in Belagerungszustand machten seine Verwaltung so verhaßt, daß er endlich abtrat, als Thiers und Guizot das Cabinet vom 11. Oct. 1832 bildeten. Obgleich M. keine glänzenden Verwaltungstalente entfaltet hatte, so verlor doch der Hof seine Unterstützung höchst ungern. Der König ernannte ihn nun zum Intendanten der Civilliste. Als Thiers das liberale Ministerium vom Febr. 1836 zusammenbrachte, mußte er nach dem Wunsche des Königs das Portefeuille des Innern dem warmen Freunde des Hofes wieder zugestehen. Bei der Auflösung dieses Cabinets wegen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem König und Thiers, zu Anfange des Sept. 1836, legte diesmal auch M. sein Amt nieder und kehrte zur Intendanz der Civilliste zurück. Nachträglich übernahm er indes in der Kammer noch die ganze Verantwortlichkeit in der Angelegenheit des franz. Spions Conseil, den der Hof insgeheim zur Beobachtung der politischen Flüchtlinge in die Schweiz gesendet hatte. Der König wußte diese Aufopferung zu würdigen, und schon im März 1837 wurde M., nach Rücktritt der Doctrinaires, an Gasparin's Stelle wieder zum Minister des Innern ernannt. Im Verein mit dem Präsidenten des Cabinets, dem Grafen Molé, erregte er aber durch die erneuerte Anwendung der sogenannten Septemberegesetze und andere inconstitutionelle Maßregeln die höchste Erbitterung der Volkspartei. Die Kammer Sitzung von 1838 begann unter den heftigsten Stürmen, sodas am 22. Jan. 1839 sämtliche Minister ihre Entlassung einreichten. Weil aber Soult (s. d.) keine neue Verwaltung zu Stande brachte, so nahm M. mit seinen Collegen das Portefeuille zurück und die Kammer wurde aufgelöst. In dem Kampfe bei den neuen Wahlen suchte M. der Regierung selbst durch unschickliche Mittel den Sieg zu verschaffen. Dessenungeachtet fielen die Wahlen ungünstig aus, sodas die Minister sämtlich abtreten mußten. Seitdem verwaltet M. ununterbrochen seinen Posten als Intendant der Civilliste.

Montalvan (Don Juan Perez de), ein berühmter span. dramatischer Dichter, der Sohn des Hofbuchhändlers Alonso Perez de M., wurde 1602 zu Madrid geboren. Er trat mit 23 Jahren in den geistlichen Stand, wurde apostolischer Notar der Inquisition und starb am 25. Juni 1638. Schon in seinem 17. Jahre schrieb er seine erste Komödie; auch muß er sehr frühzeitig mit Lope de Vega bekannt geworden sein, dessen Hausgenosse und Lieblingschüler er wurde. Gleich seine ersten Versuche fanden solchen Beifall, daß er sich mit allen Kräften der dramatischen Dichtkunst widmete und in Schnelligkeit des Componirens und Fruchtbarkeit mit seinem Meister wetteiferte. Ein Theil seiner Komödien erschien in zwei Quartbänden (Bd. 1, Alcalá 1638; Bd. 2, Madr. 1638; 2. Aufl., Valencia 1652); andere füllen einen ganzen Band der „Comedias escogidas de los mejores ingenios de España“. Die meisten wurden mit großem Beifall gegeben, so z. B. „No hay vida como la honra“ und „La Toquera vizcaina“, die sich bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten hat. M. wurde von seiner Zeit als dramatischer Dichter überschätzt;

denn es fehlte ihm zu sehr an Genialität und Individualität, um ein Dichter ersten Ranges zu sein, und ohne seines großen Meisters Lope de Vega's Geist zu besitzen, ahmte er mehr dessen Manier und Fehler nach; aber er ist, wie sein Meister, ganz Spanier, seine Nachahmung ist mehr eine instinctmäßige als pedantische und seine Stücke haben, wenn auch keinen individuellen Charakter, doch eine sehr lebendige nationale Färbung, und selbst die im Ganzen mißrathenen enthalten gelungene Scenen und einzelne glückliche Züge. Außerdem hat man von ihm noch „Sucesos y prodigios de amor en ocho novelas ejemplares“ (Madr. 1624), „Para todos“ (Huesca 1633; Madr. 1635), eine Sammlung von Novellen, Komödien und moralischen Betrachtungen, und „Orfeo“ (Madr. 1624), ein Gedicht in Octaven, das von Manchen fälschlich dem Lope de Vega beigelegt worden ist.

Montanisten ist der Name einer Sekte von fanatisch-ascetischer Richtung, die nicht ohne Einfluß auf Moral und Disciplin der orthodoxen Kirche blieb. Ihr Stifter, Montanus, der ums J. 160 zu Ardaban in Mysien und nachher zu Pepusa in Phrygien als Prophet auftrat, wollte die Religion Jesu keineswegs theoretisch, sondern durch ihre Einführung in das innere und äußere Leben der Christen vervollkommen; in Bezug auf Sitten und Wandel wollte er die Kirche aus dem Jünglingsalter in das der männlichen Reife hinüberleiten. Mit diesem Zwecke hing zusammen, daß er eine fortdauernde außerordentliche Einwirkung des Parakletos, die sich durch prophetische Ekstasen und Visionen äußerte, behauptete, daß er ferner allem Äußerlichen, dem Dogma und Ritus, eine nur untergeordnete Bedeutung zugestand, aber zugleich die Kundgebung der innern Reinheit durch die strengste Ascese zur Pflicht machte. In letzterer Beziehung schrieb er außer den gewöhnlichen noch andere jährliche und wöchentliche Fasten (s. d.) vor, erklärte die zweite Ehe und die Flucht bei Verfolgungen für Sünde und verbot die Wiederaufnahme mancher Gefallenen gänzlich. Der Chiliasmus des Montanus unterschied sich von dem vieler damaligen Kirchenlehrer nur dadurch, daß er den Eintritt des 1000jährigen Reichs als nahe bevorstehend und Pepusa als Mittelpunkt desselben dachte. Seine Anhänger, auch Kataphryges und Pepuziani genannt, die in Tertullian (s. d.) einen warmen Vertheidiger fanden und in ihren Reihen auch Prophetinnen, z. B. die Maximilla und Priscilla, zählten, bezeichneten die Glieder der herrschenden Kirche als Psychiker, während sie sich selbst den Namen Pneumatiker, d. h. Geisterfülle, beilegte. Obgleich sie aber, schon wegen ihrer Verachtung der Wissenschaft, von den Alexandrinern bekämpft und durch Provinzialsynoden verdammt wurden, so erhielten sie sich doch bis in das 6. Jahrh. Neuerdings hat Schwegler in seiner Schrift „Der Montanismus und die christliche Kirche des 2. Jahrh.“ (Züb. 1841) den Montanismus als Reaction des Judenthums gegen den Paulinismus dargestellt. Vgl. Kirchner, „De Montanistis“ (Zena 1832) und Münter, „Ekata et oracula Montanistarum“ (Kopenh. 1829, 4.).

Montauban, die Hauptstadt des franz. Departements des Tarn und der Garonne, am Tarn, der Sitz eines Bischofs, mit 25000 E., ist eine sehr schöne Stadt und wie durch ihre Fabriken, z. B. in Tuch, Zeuchen und Taback, so hauptsächlich durch ihren Handel mit Getreide und Mehl von Bedeutung. Auch hat sie eine reformirte Akademie, die 1810 gestiftet wurde und Hauptlehranstalt für reformirte Theologen ist, eine Gesellschaft der Wissenschaften, eine Sternwarte und eine Bibliothek.

Montaufier (Charl. de Sainte-Maure, Herzog von), geb. 1610, trat frühzeitig in die Armee und zeichnete sich unter Andern 1636 bei der Belagerung von Breisach aus. Ein Calvinist, ging er später zur röm. Kirche über. Im J. 1664 sendete ihn Ludwig XIV. mit wichtigen Aufträgen an den päpstlichen Hof und ernannte ihn nach der Rückkehr zum Herzog und Pair und 1668 zum Gouverneur des Dauphin. Unter seiner Aufsicht besorgten Bossuet und Huet die Ausgaben in usum Delphini. (S. Dauphin.) Bei der Verheirathung des Dauphin im J. 1680 wurde er zu dessen erstem Kammerherrn ernannt. Er starb am 17. Mai 1690. Vgl. Puget de Saint-Pierre, „Histoire du duc de M.“ (Genf und Par. 1784). — Berühmter, wenigstens gefeierter als er selbst, war seine Gemahlin Louise Lucine, geborene Marquise von Rambouillet, geb. 1607, die alle Gelehrte, Künstler und schönen Geister in ihren Salons versammelte. Im J. 1661 ernannte sie Ludwig XIV. zur Erzieherin der königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Sie starb am 15.

Nov. 1671. Ihr berühmtes Album „Guirlande de Julie“, in welches fast alle berühmten Mäler ihrer Zeit Blumen eingezeichnet hatten, die von den berühmtesten Dichtern eigenhändig mit Gedichten versehen waren, erschien 1784 im Druck und 1818 in einem neuen Drucke.

Montbeillard oder *Mompelgard*, eine der gewerthätigsten kleinern Städte Frankreichs, an der *Alaine* im Departement des *Doubs*, war früher der Hauptort einer dem Hause *Württemberg* unter franz. Oberhoheit gehörigen Grafschaft, die 1792 von den Franzosen in Beschlag genommen und im Frieden zu *Limeville* 1801 an Frankreich abgetreten wurde. Sie hat 5500 E., die sich meist zur protestantischen Kirche bekennen, ein Schloß auf einem hohen Felsen, das jetzt als Gefängniß benützt wird, ein Gymnasium und eine Bibliothek mit seltenen Handschriften. Der bedeutendste Fabrikzweig ist die Uhrenfabrikation. Es ist der Geburtsort *Guwier's*, dem man hier ein Denkmal errichtet hat. In und bei der Stadt werden häufig röm. Alterthümer aufgefunden.

Montblanc, der höchste europ. Berg, 14764 F. über der Fläche des Mittelländischen Meers, gehört zu den Grajschen Alpen, einer Kette der Penninischen, und liegt mit seinen drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln, von denen 16 größere und kleinere Gletscher nach Norden, 20 nach Süden hinabsteigen, in Savoyen zwischen den Thälern *Chamouny* und *Entreves*. Sein höchster, mit einem festen Schneelager bedeckter Gipfel, wo man den Anblick von 350 Gletschern hat, ist ein schmaler Rücken (*Dos de dromedare*), 150 F. lang und 50 F. breit, nach Norden steil abgeschnitten, nach Süden aber weniger. Seit 1760, wo *Saussure* einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg nach dem *Montblanc* zu finden, ist er häufig, in neuester Zeit sogar von unternehmenden Frauen, wie von einer Bewohnerin des *Chamounythals* und von *Mademoiselle d'Angeville* aus dem Departement de l'*Ain*, bestiegen worden. Als erster Besteiger (am 8. Aug. 1786) wird gewöhnlich *Dr. Pacard* aus *Chamouny* angenommen; doch hatte schon vorher im Juni 1786 dessen Führer, *Jacq. Balmat*, den rechten Pfad gefunden und den höchsten Punkt erstiegen. *Saussure* selbst erstieg ihn, ebenfalls von *Balmat* geführt, am 3. Aug. 1787. Gegenwärtig legt man die Reise auf den *Montblanc* binnen 50—60 Stunden zurück.

Mont-Cenis heißt der 10752 F. hohe, zwischen *Turin* und *Chambery* in Savoyen gelegene Berg der Grajschen Alpen, mit einem 6354 F. hohen Bergpasse. Nach Einiger Forschungen soll *Hannibal* über den *Mont-Cenis* gezogen sein, über welchen damals ein gewöhnlicher Weg von *Italien* nach *Savoyen* geführt habe. Im Mittelalter allerdings bediente man sich dieses Weges, doch konnte er nur mit Saumthieren passirt werden, bis *Napoleon* seit 1805, zur Verbindung *Italiens* mit *Frankreich*, eine nunmehr stark befahrene Landstraße bauen ließ, die auf der westlichen Seite des *Mont-Cenis* längs der *Arc* und *Isère* nach *Grenoble* zieht. Auf der Höhe des Passes befindet sich ein Hospiz.

Montebello, ein Flecken in der lombard.-venetian. Delegation *Vicenza* mit 3000 E., erhielt einen geschichtlichen Namen besonders durch die Schlacht am 9. Juni 1800, in welcher der *General Lannes* (f. d.) den Sieg über die *Ostreicher* davontrug und deshalb 1804 vom Kaiser zum Herzog von *Montebello* ernannt wurde. Auch wird diese Schlacht zuweilen nach dem nahegelegenen Orte *Casteggio* benannt. Im J. 1796 am 12. Nov. hatten bei *M.* die *Ostreicher* unter *Alvinzi* die *Franzosen* geschlagen; im J. 1805 fand hier wieder ein für die *Franzosen* günstiges Gefecht mit den *Ostreichern* statt.

Monte-Casino, s. *Casino*.

Montecuculi (*Maimund Graf von*), deutscher Reichsfürst und Herzog von *Melfi*, einer der ausgezeichnetsten östr. Feldherren, geb. im *Modenesischen* 1608, begann als *Volontair* 1627 bei der östr. Artillerie unter seinem Oheim, *Ernst Grafen von M.*, seine kriegerische Laufbahn und fand sogleich im Laufe des *Dreißigjährigen Kriegs* vielfache Gelegenheit sich hervorzuthun. Als *Rittmeister* socht er in der Schlacht bei *Breitenfeld* am 7. Sept. 1631, wo er stark verwundet und beim Rückzuge gefangen wurde. Wieder freigegeben, trat er im folgenden Jahre als *Major* von neuem in kaiserliche Dienste. Ein entscheidendes kühnes Vordringen beim Sturme auf *Kaiserslautern*, am 17. Juli 1635, brachte ihm die Ernennung zum *Oberst*. In *Schlesien*, wohin er 1639 gesendet wurde, um den *Schweden* unter *Baner* den *Elbübergang* bei *Melnick* streitig zu machen, wurde er geschlagen und beim Rückzuge abermals gefangen. Die *Muse* seiner mehr als zweijährigen Gefangen-

schaft benutzte er, aus den gemachten Erfahrungen Grundsätze der Kriegsführung abzuleiten. Nach seiner Auswechslung im J. 1642 trat er sogleich wieder bei der kaiserlichen Armee in Schlessien ein, wo er bei Troppau ein feindliches Corps schlug und Brieg nahm. Obgleich dafür vom Kaiser zum Generalfeldwachtmeister ernannt, ging er doch 1643, als der Krieg in Italien auszubrechen drohte, nach Modena, um hier dem Herzoge seine Dienste anzubieten, der ihn auch als General der Cavalerie anstellte und den Titel eines Feldmarschalls verlieh. Sehr bald kehrte er indes nach Osterreich zurück und wurde 1644 vom Kaiser zum Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrath ernannt. Im J. 1645 unterstützte er mit seinem Corps den Erzherzog Leopold auf seinem Zuge gegen den Fürsten Rakoczzy von Siebenbürgen, dann operirte er gegen den dem Rhein zuziehenden Marschall Turenne. Im folgenden Jahre führte er einen lebhaften Kleinen Krieg mit den Schweden in Schlessien und Böhmen. In Verbindung mit Johann von Werth brachte er ihnen bei Triebel in Schlessien eine entscheidende Niederlage bei und wurde dafür zum General der Cavalerie ernannt. Nach dem westfäl. Frieden nahm er seit 1651 wieder Theil an der Versammlung des Hofkriegsraths. Im J. 1653 besuchte er seine Eltern in Modena, wo er das Unglück hatte, bei einem zur Feier der Vermählung des Herzogs gegebenen Carrousel seinen Freund, den Grafen Manzini, durch einen Lanzenstoß zu tödten. Nach der Rückkehr bereiste er in wissenschaftlicher Beziehung Deutschland und im folgenden Jahre wurde er zu mehren diplomatischen Sendungen, unter Andern auch nach Schweden, verwendet. Im J. 1657, als der Kaiser dem poln. Könige Johann Kasimir gegen Rakoczzy und die Schweden unter Haxfeld ein Corps zu Hülfe sendete, bekam M. nach Haxfeld's Entfernung das Commando über dasselbe und zwang Rakoczzy zum Frieden mit Polen und zur Aufhebung des Bündnisses mit Schweden. Im folgenden Jahre zum Feldmarschall ernannt und den Dänen zu Hülfe gegen die Schweden gesendet, befreite er Kopenhagen von der Landseite, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeiführen konnten, und vertrieb die Schweden aus Jütland und Fünen. Nach dem Frieden zu Oliva im J. 1660, der diesen Krieg endete, wurde nun M. Geh. Rath und Gouverneur von Naab. Noch in demselben Jahre mußte er das Commando über das Armee Corps übernehmen, das der Kaiser gegen die in Siebenbürgen eingefallenen Türken entsendete. Er zwang dieselben, Siebenbürgen zu verlassen und vereitelte durch kluges Zögern alle Unternehmungen des feindlichen Heeres bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St.-Gotthard am 1. Aug. 1664 ersetzten halfen. Durch diesen Sieg wurde zum ersten Male die lange Überlegenheit des osman. Angriffssturms von der europ. Kriegskunst gebrochen. Nach dem Frieden übernahm M. 1668 das Präsidium des Hofkriegsraths, nachher auch die Direction der Artillerie. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Frankreich und Holland, an dem der Kaiser und das Reich als Bundesgenossen des letztern sich theilnahmen, übernahm M. 1672 wieder das Commando der kaiserlichen Armee. Er eroberte Bonn, bewirkte trotz der Wachsamkeit Turenne's die Vereinigung seines Heeres mit dem des Prinzen von Dranien, und hemmte auf diese Weise mit einem Male Ludwig's XIV. Fortschritte. Zwar legte er nach Ernennung des Kurfürsten von Brandenburg zum General der kaiserlichen Armee 1674 sein Commando nieder; doch schon 1675 wurde er wieder zu demselben berufen, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Beide, gleich groß als Feldherren, thaten nun vier Monate nichts, als in Scheinangriffen und Scheinmärschen gegeneinander so meisterhaft zu manoeuvriren, daß keiner von beiden Feldherren den andern zu täuschen vermochte, da Jeder den Andern danach beurtheilte, was er an dessen Stelle thun würde. Als endlich eine Schlacht entscheiden sollte, tödtete am 27. Juli 1675 eine Kanonenkugel im Einleitungsgefechte den franz. Feldherrn, dessen Tod M. in seinem Berichte an den Kaiser mit ehrenden Worten beklagte. Nach Turenne's Tode verfolgte M. die sich zurückziehenden Franzosen bis nach dem Elsaß und belagerte Hagenau und Zabern; doch durch Conde's Erscheinen sah er sich genöthigt, den Elsaß wieder zu verlassen, und belagerte nun Philippsburg. Mit diesem Feldzuge, den er als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden, schloß M. seine Laufbahn. Den Rest seiner Tage verlebte er am kaiserlichen Hofe im Umgange mit Gelehrten; er schätzte die Wissenschaften sehr hoch und trug namentlich zur Stiftung der Akademie für die Natur-

forschung bei. Kaiser Leopold erhob ihn 1679 zum deutschen Reichsfürsten und der König von Neapel verlieh ihm bald nachher das Herzogthum Neßi. Als er wegen der Pest den Kaiser von Wien nach Linz begleitete, wurde er beim Einreiten in das dasige Schloß durch einen herabfallenden Balken verwundet und starb zu Linz in Folge dieser Verwundung. Seine Mittheilungen über die Kriegskunst, über den Türkenkrieg und den Krieg von 1664 sind gelehrt, gründlich, kurz und deutlich. Sie wurden zuerst von Huyssen (Köln 1704), dann franz. (Par. 1712 und öft.; mit einem Commentar von Turvin de Griffé, 3 Bde., Par. 1769, 4.), und endlich im ital. Original von Ugo Foscolo (2 Bde., Mail. 1807, Fol.) und Grassi (2 Bde., Tur. 1821) herausgegeben. Auch hat man von M. Sonette, wie denn überhaupt Manches von seinen Schriften noch ungedruckt sein soll.

Montefiascone, eine Stadt in der päpstlichen Delegation Viterbo und der Sitz eines Bischofs, liegt höchst malerisch am See von Bolsena auf einem vereinzelt Hugel. Besonders sehenswerth sind die Kathedrale und die Kirche San-Flavian mit Krypten. Die Zahl der Einwohner beträgt über 3700. Der hier erbaute angenehme Muscatellerwein, welcher zu den berühmtesten Weinen Italiens gehört, ist unter dem Namen Est, est, est bekannt, der sich auf folgende Sage gründet. Ein deutscher Prälat, Johannes Fugger, ließ seinen Diener vorausreisen und an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fand, das Wort Est anschreiben. Um die Güte des Weins in M. besonders bemerklich zu machen, schrieb dieser an das dasige Thor: Est, est, est. Sein Herr blieb daselbst, trank sich zu Tode und wurde in der San-Flaviankirche begraben, wo ihm sein Diener ein Denkmal errichten ließ, das noch vorhanden ist, mit der Inschrift Est, est, est, propter nimium est dominus meus mortuus est.

Montemayor (Jorge de), ein berühmter portug. Dichter, geb. um 1520 zu Montemayor oder Montemor, wovon er den Namen führt, wurde in seiner Erziehung und Bildung sehr vernachlässigt und trat frühzeitig in Militärdienste, obgleich seine Neigung ihn zur Musik und Poesie hinzog. Später begab er sich nach Castilien und ließ sich, von andern Erwerbsmitteln entblößt, als Sängler in die königliche Kapelle aufnehmen. Er begleitete Philipp II. auf seinen Reisen in Deutschland, Italien und den Niederlanden und für die verabräumten Studien entschädigte ihn ein glänzendes Talent, namentlich für Sprachen. Später wurde er von der Königin Katharina, der Gemahlin König Johann's III. von Portugal und Schwester Kaiser Karl's V., an ihren Hof berufen und starb vor 1562. Durch seine berühmte, aber unvollendet gelassene „Diana“ (erste Ausg. 1545; neueste Ausg., Madr. 1795 und 1802) wurde er Erfinder des span. Schäferromans. Die beste Fortsetzung desselben lieferte Gil Polo (s. d.). Außerdem besitzen wir von ihm eine Gedichtsammlung „Cancionero“ (erste Ausg. unter dem Titel „Obras“, Antw. 1554; dann „Cancionero“, Saragossa 1561 und öft.) und eine Übersetzung der Werke des Troubadours Ausias March (Saragossa 1562).

Montenegro (ital.), d. i. schwarzes Gebirge, bei den Türken Kara-bagh, bei den Albanesen Mal Tris, bei den slaw. Eingeborenen Tscherna Gora, heißt die kleine 60 □ M. große Gebirgslandschaft, die, zwischen dem östr. Dalmatien, der Herzogewina und Albanien, auf dem dalmatinischen Küstengebirge, am Adriatischen Meere gelegen, eine in sich abgeschlossene, schwer zugängliche Felsenbastei am Südostende dieses Gebirgs bildet. Das Land ist mehr durch seine Bewohner und ihre eigenthümlichen Verhältnisse, als durch seine, wenn auch interessante Gebirgsnatur berühmt; es ist im Ganzen wegen seines felsigen Bodens wenig ergiebig und nur in den Thälern fruchtbarer. Die Bewohner (abgesehen von den Auswanderern, die in Bosnien und dem östr. Dalmatien sich angesiedelt haben), ungefähr 107000 an der Zahl, der slaw. Völkerfamilie und insbesondere dem serb. Stamme angehörig, sind von schöner und kräftiger Gestalt, mit edeln und stolzen, wenn auch wilden Gesichtszügen, gewandt und sicher in ihren Bewegungen und abgehärtet zu allen Strapazen. Sie bilden eine der merkwürdigsten Völkerchaften Europas, sowol in Betreff ihrer noch ziemlich auf dem Standpunkte des Naturzustandes stehenden Sitten und gesellschaftlichen Zustände, als hinsichtlich ihrer Schicksale und Kämpfe. Mehr herum-schweifender Hirte und abenteuernder Jäger als stetiger Ackerbauer, hat der Montenegriner noch die ganze Ursprünglichkeit seines Charakters bewahrt, die sich in ungezähmter Wildheit und Leidenschaftlichkeit, in Schlaubeit und Hinterlist, in grausamer Nachsicht und Selbst-

hülfe, in Streit- und Kriegslust, aber auch in hochherziger Tapferkeit, ungebändigter Freiheitsliebe, frugalster Mäßigkeit, Genügsamkeit, einfachen reinen Sitten und ungezwungener, wenn auch rauher und roher Natürlichkeit ausspricht. Von ungeschwächter Stärke sind die Familien- und Stammesbände, was sich einestheils in dem patriarchalischen Leben, das jede Familie inmitten ihres Grundeigenthums vereinzelt, in besonderer Wohnung unter gemeinschaftlichem Familienoberhaupte zusammenhält, andertheils in der noch herrschenden Blutrache und den Stammesfeindschaften ausspricht, die Familie gegen Familie und Stamm gegen Stamm solidarisch auftreten lassen. Bei diesem Volkscharakter und der verhältnißmäßig zu starken Bevölkerung des Landes, der weder der kargliche Boden überflüssigen Unterhalt, noch irgend eine Industrie, die sich über die niedrigste Hausindustrie erhebe, einen Ersatz für die Kargheit des Bodens gäbe, ist es natürlich, daß die ohnehin zu abenteuerlichen Unternehmungen von Natur aus geneigten Montenegriner einigermaßen das Gepräg eines Räubervolks tragen, das, wenn nationale und religiöse Interessen mit ins Spiel kommen, zum streitbarsten Kriegervolk werden kann, wie es die Kämpfe zwischen den Montenegrinern und Türken gezeigt haben. Die Verfassung des Landes ist eine hierarchisch-republikanische. An der Spitze eines vom Volke gewählten Rathes der Familienältesten (Senat) steht ein Oberhaupt, das die Würde eines Wladikas oder Anführers mit der eines Erzbischofs vereint und so weltliche Macht auf geistlichen Einfluß stützt. Ihm liegt die oberste Verwaltung und Gerechtigkeitspflege ob, welche beide bei dem Mangel einer ausgebildeten Staatsgewalt auf patriarchalische Weise, jedoch nicht nach bloßer Willkür ausgeübt werden dürfen; denn wenn auch geschriebene Gesetze fast unbekannt sind, so ist doch die Macht des Herkommens und der Sitte um so stärker. In Folge dieses Mangels an Policingung ist den Leidenschaften der Einzelnen noch großer Spielraum gegeben und der Zustand des Landes daher noch ziemlich unsicher und ungeordnet. M. zerfällt in vier Najas oder Bezirke, deren jeder unter einem Hauptmann steht und wieder eine bestimmte Anzahl Gemeinden in sich faßt, die zusammen mit den benachbarten aus Montenegrinern bestehenden Gemeinden, die nicht zum eigentlichen unabhängigen M. gehören und deshalb zu häufigem Streit mit den Türken Veranlassung geben, auf 20000 Waffenfähige ins Feld stellen können. Hauptort des Landes und Sig des Wladika ist Cettigne.

M. gehörte im Mittelalter zum großen Serbenreich, von dem es sich 1389 losriß und unter eigenen Fürsten einen eigenen Staat bildete, bis 1516 der letzte abdankte. Seitdem wurde es von einem Wladika und einem Erzbischof regiert, welche Würden in gewissen Familien erblich waren, und in neuester Zeit in Einer Person, aus der Familie Petrowitsch, vereinigt wurden. Während dieser Zeit lagen die Montenegriner, eng verbündet mit den Venetianern, in fast ununterbrochenem Streit mit den Türken, der mit abwechselndem Glück geführt wurde, bis sie gegen Ende des 18. Jahrh. factische Unabhängigkeit errangen, die sie bis jetzt bewahrt haben, wenn auch ihre selbständige staatliche Existenz noch nicht für eine völkerrechtlich anerkannte gelten kann. Mit dem Umsichgreifen der Macht Rußlands machte sich schon im 18. Jahrh. dessen Einfluß in M. geltend, und in fortwährend steigendem Maße entwickelte sich derselbe in der neuesten Zeit, sodaß M. gegenwärtig factisch als im Schutze Rußlands stehend betrachtet werden kann, von dem der Wladika durch Geld und andere Unterstützungen abhängig ist. Der gegenwärtige Wladika, Petro Petrowitsch II. ist vor Allem bestrebt, sein Volk einigermaßen zu civilisiren, was ihm auch in vielen Beziehungen gelungen ist. Er hat einen Senat von sechs und einen Gerichtshof von 155 Mitgliedern eingerichtet, hat besonders auf Abschaffung der Blutrache und der Selbsthilfe und Einführung eines gesicherten Rechtszustandes nach Kräften hingearbeitet und hat sogar die Herausgabe eines Staatskalenders und eines monatlich erscheinenden Blattes bewerkstelligt. Im Sommer 1838 besuchte der König Friedrich August von Sachsen das Land und den Wladika, was dieser sehr hoch aufnahm. Auch erschien eine Beschreibung der Reise des Königs in M. in montenegrinischer Sprache. In den letzten Jahren waren die Montenegriner in Folge von Raubzügen und wegen Grenzstreitigkeiten in blutige Conflict mit den östr. Militärbehörden und den Türken gerathen, welche letztere 1844 die Montenegriner völlig bekriegten und ihnen mehre Inseln im See von Skutari nahmen. Mit den Oestreichern wurde der Streit unter russ. Vermittelung gütlich beigelegt.

Montenotte, ein Dorf in Piemont, auf den Apenninen, ist bekannt durch das Gefecht am 12. Apr. 1796, in welchem Bonaparte die Östreicher unter dem General Argenteau zurückwarf, die hier einen Verlust von mehr als 2000 M. an Todten und Gefangenen erlitten.

Monte Pulciano, eine kleine Stadt in Toscana, im Chianathale, von 2000 E., der Sitz eines Bischofs, mit einem bischöflichen Seminar und einem Gymnasium, einer Kathedrale und mehren andern ansehnlichen Kirchen und Palästen, ist besonders seines Weines wegen berühmt, der zu den vorzüglichsten Weinen Italiens gehört.

Montereau, eine Stadt im franz. Departement der Seine und Marne, am Zusammenfluß der Yonne und Seine, mit 3500 E., wurde 1420 von den Engländern als der letzte Punkt ihrer Eroberungen in Frankreich genommen, 1437 aber nach der hartnäckigsten Belagerung wieder von den Franzosen erobert, in deren Besitz es von nun an war. Am 18. Febr. 1814 kam es hier zu einem Treffen zwischen den Franzosen und Verbündeten, in welchem die ersten einige Vortheile über die letztern davon trugen.

Monte-Rosa, bei den Alten Mons Sylvius genannt, nächst dem Montblanc (s. d.) der höchste Gebirgsstoß der Mittelalpen, bildet die Spitze des rechten Winkels, worin das östliche Ende der Penninischen Alpen an die hier nordwärts bis zum St. Gotthard hinlaufenden Lepontischen Alpen stößt. Er trennt den Canton Wallis von Italien und das Gebiet von Novara von Piemont. Von ihm laufen aus das Matterthal, das wilde Thal der Anza, das Thal der Sesia und das Lysethal. Der südliche Theil desselben, im Norden des Gressonathales, bildet einen breiten eisigen Felsenkamm, der in seiner Mitte, dem Lysekamm, die größte Höhe erreicht. Eine Menge Felsenkanten und Schluchten fallen von ihm südwärts und vereinigen sich im Lysegletscher, aus dem der Lysebach entspringt, der das Thal von Gressonay bewässert. Der westliche Kamm ist der kleine Montcervin. Der eisigen Felsenkamm im Norden bilden neun Spitzen, von denen fünf trigonometrisch gemessen sind. Die niedrigste Spitze ist die Vincentspyramide, benannt nach Vincent, der sie 1819 zuerst bestieg; die Parrotospitze erhielt ihren Namen nach dem Naturforscher Parrot, der 1817 einen Theil des Monte-Rosa untersuchte; die Signalkuppe befindet sich im Mittelpunkt des Gebirgs, und die Zunftspitze, 13955 F. hoch, wurde nach Jos. Zunftstein so genannt, der 1819—22 fünfmal nach den Spitzen des Monte-Rosa aufstieg und zuerst den höchsten erstiegbaren Gipfel erreichte, was weit schwieriger ist als die Besteigung des Montblanc. Die höchste nicht erstiegbare Spitze ist ein jäher Fels mit zwei kleinen Hörnern, 270 F. höher als die Zunftspitze und 14220 F. über dem Meere. Der Gebirgsstoß scheint, besonders in seiner obern Hälfte, aus Glimmerschiefer zu bestehen, der hin und wieder mit Gneis abwechselt, und enthält Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenminen. Die letzte Erzhitte liegt 10086 F. hoch auf dem ewigen Schnee. Granit findet man in größern Massen nur am Fuße des Bergs. Winter- und Sommerroggen reift noch bei einer Höhe von 5500—6000 F.; der Weinstock im Sesithale bis zu einer Höhe von 3090 F. Zwischen der Nord- und der Südseite findet sich ein Unterschied der verschiedenen Vegetationsgrenzen von beinahe 1000 F. Die Schneegrenze auf der Südseite ist 9500 F., die Grenze des Hochwaldes 7000 F. Fünf südlich und südöstlich vom Monte-Rosa auslaufende Thäler bewohnen acht deutsch redende Gemeinden, die mit ihren Sprachgenossen in Wallis und im Uchtlande in der Schweiz dem Stamme der Burgunder angehören. Die Westseite ist unbewohnt. Vgl. Welden, „Der Monte-Rosa, eine topographische und naturhistorische Skizze“ (Wien 1824) und A. Schott, „Die Deutschen am Monte-Rosa“ (Zür. 1840).

Monte-Santo, s. Athos.

Montespan (Françoise Athenais, Marquise von), die Geliebte Ludwig's XIV. von Frankreich, war die Tochter Nochehouart's, Herzogs von Mortemart, und führte in ihrer Jugend von einem Familiengute der Namen Mademoiselle de Tonnay-Charente. Sie wurde 1641 geboren und 1663 an den Marquis von Montespan verheirathet. Ihr Gemahl brachte sie als Ehrendame an den Hof, wo sie weniger durch ihre Schönheit, wie durch ihr anmuthiges und geistreiches Wesen die Aufmerksamkeit Ludwig's XIV. mit Vorbedacht auf sich zog. Derselbe verließ ihre wegen die einfache und sanfte Lavalliere (s. d.) und wendete sich ihr gegen das J. 1667 gänzlich zu. Der Marquis von Montespan, der dieses Verhältniß nicht in der gewöhnlichen Hofmanier betrachtete, wurde in die Bastille gebracht,

dann nach Guyenne verwiesen und endlich 1676 durch ein Urtheil des Châtelet geschieden. Indessen genoß die Marquise nur ungefähr drei Jahre ihren Triumph und die volle Herrschaft über den König. Sie war mehr ehrgeizig als zärtlich und liebte den König weniger als den Glanz. Zur Erzieherin ihrer Kinder hatte sie die Frau von Maintenon (s. d.) angenommen, und diese gewann allmählig das Herz des Königs, ohne daß es die Gebieterin ahnete. Schon gegen Oftern 1675 fand eine Trennung zwischen dem Könige und der M. statt, der jedoch eine Ausöhnung folgte. Allein die stolze Geliebte vermochte seitdem wenig mehr über den Monarchen, und das Verhältniß wurde allmählig nur durch die Gewohnheit festgehalten. Nachdem endlich der König mit ihr im J. 1686 völlig gebrochen, erschien sie nur selten bei Hofe; 1691 aber mußte sie sich aus Paris entfernen. Sie lebte nun an verschiedenen Orten und trat zuletzt in den Orden der Töchter des heil. Jakob. Wiewol sie großen Aufwand vermied, machte sie doch bis an ihr Ende die Ansprüche einer Königin. Im Mai 1707 starb sie bei dem Gebrauch der Bäder zu Bourbon-l'Archambault. Von ihrem rechtmäßigen Gemahl hinterließ sie den Herzog von Antin; aus dem Umgange mit Ludwig XIV. entsprangen: der Herzog von Maine (s. d.); der Graf von Berin, gest. 1683; Mademoiselle de Nantes, verheirathet an den Herzog von Bourbon; Mademoiselle de Tours, gest. 1681, und de Blois, verheirathet an den Herzog von Orleans; und den Graf von Toulouse. Außerdem starben mehre Kinder, die sämmtlich legitimirt wurden, frühzeitig. Vgl. „Mémoires de Madame la Marquise de M.“ (2 Bde., Par. 1829).

Montesquieu (Charl. de Sécondat, Baron de la Brède et de), einer der berühmtesten philosophisch-politischen Schriftsteller der Franzosen, stammte aus einer vornehmen Familie in Guyenne und war am 18. Jan. 1689 auf dem Schlosse seines Vaters Brède bei Bordeaux geboren. Sehr früh entwickelten sich durch sorgfältige Erziehung seine ausgezeichneten Geistesgaben. Er wurde 1714 Rath beim Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre später Präsident desselben. Obgleich er so früh in das Geschäftsleben eintrat, blieb er doch immer literarischen Bestrebungen vorzugsweise zugewendet. Diese Vorliebe bewies er besonders durch seine rege Theilnahme für die Akademie zu Bordeaux, welche er in Gemeinschaft mit dem Herzoge Laforce gestiftet hatte. Sein erstes Werk waren die berühmten „Lettres persanes“ (Par. 1721; deutsch von Michaelis, Landsh. 1803). Mit launigem Spotte beurtheilt darin ein Naturmensch, unter der Maske eines Persers, das damalige politische, gesellschaftliche und literarische Leben der Franzosen. Ein geistreicheres Gemälde der franz. Sitten mit ihren Lächerlichkeiten und Thorheiten war noch nicht dagewesen; überdies vermehrte die sinnreiche Einleidung den Reiz des Buchs, das auch durch Sprache und Darstellung ausgezeichnet war. Einen ausführlichen Commentar zu diesen Briefen lieferte Meyer (Par. 1841). Obgleich M. die Akademie in seinen „Lettres“ keineswegs geschont hatte, so wurde er doch 1728 zum Mitglied derselben erwählt, und würde noch früher aufgenommen worden sein, wenn nicht der Cardinal Fleury wegen der Spötereien über die christliche Religion in dem genannten Werke gegen ihn eingenommen gewesen wäre. Um die Gesetzgebung und das Verfassungswesen fremder Nationen, die M. in seinem „Esprit des lois“ darzustellen beabsichtigte, genauer kennen zu lernen, legte er 1726 seine Stelle nieder. Einige Jahre später machte er eine Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England. In letztem Lande, wo ihn besonders der vertraute Umgang mit dem geistreichen Chesterfield fesselte, verweilte er zwei Jahre; auch wurde er in die Königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen. Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß Brède ließ er die „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains“ (Par. 1734; deutsch von Haacke, Lpz. 1828) erscheinen, die vielleicht sein vollendetstes Werk sind und nicht mit Unrecht eine röm. Geschichte für Philosophen und Staatsmänner genannt werden. Ein Meistersstück waren auch die „Dialogues de Sylla et de Lysimaque“ (Par. 1748), die er pseudonym als Charles d'Autrepont herausgab. Nie hat ein Psycholog, den Tacitus ausgenommen, so die Seele eines Despoten erforschend zergliedert und ihre leisesten Regungen erlauscht, als es in diesen Dialogen geschehen ist. Nach langen Vorbereitungen erschien endlich M.'s Hauptwerk „Esprit des lois“ (2 Bde., Genf 1748, 4.; deutsch von Hauswald, 3 Bde., Halle 1829). Es war das erste Werk, welches die Entwicklung gesetzlicher Einrichtungen und ihr Na-

turverhältniß zu örtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen in den verschiedenen Ländern in einem großartigen Überblick darzustellen versuchte. Begeistert für Wahrheit und Recht, wenn auch Beides oft einseitig auffassend, erhob M. durch dieses Werk die Staatswissenschaft zur Lieblingsbeschäftigung des gebildeten Publicums. Indem er aber in den wesentlichsten Dingen sich nicht über sein Jahrhundert erhob, die Bedeutsamkeit des religiösen Moments im Leben der Menschen, weil er Religion und Moral von Boden und Klima abhängig machte, verkannte, und besonders das Christenthum gering schätzte, indem er ferner dem Rechts- und Pflichtgefühl in der Staatsmaschine eine untergeordnete Stellung anwies und es bei vollkommenen Institutionen, welche zu erfinnen Sache des Verstandes ist, für fast entbehrlich hielt, indem er endlich die absolute Rechtsidee für den verwerflichen Satz, daß des Volkes Wohl das höchste Gesetz sei, aufgab, wurde sein System ein Gebäude, das, auf einem schiefen Fundamente stehend, in allen seinen Theilen erschoben ist. Abgesehen aber von diesem Hauptfehler ist es in den Einzelheiten nicht hoch genug zu schätzen. Einen geistreichen „Commentaire sur l'Esprit des lois“ lieferte Deslutt de Tracy (Par. 1819). Von M.'s übrigen Werken sind seine „Lettres familiaires“ zu nennen; der „Temple de Gnide“, eine Art Gedicht in Prosa, ist ein von ihm der Frivolität der damaligen Zeit dargebrachtes Opfer. Er starb zu Paris am 10. Febr. 1755. Wenige Stunden vor seinem Tode suchte die Geistlichkeit von ihm Veränderungen in den „Lettres persanes“ zu erpressen. In Bezug hierauf sagte er: „Je veux tout sacrifier à la religion, mais rien aux jésuites“. Er war äußerst liebenswürdig; seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit blieben sich stets gleich. Wie sehr man auch seine Unterhaltung von allen Seiten suchte, so verbrachte er doch die meiste Zeit seines Lebens auf seinen Gütern; auch legte er nie den gasconischen Dialekt ganz ab. Obgleich von Natur ökonomisch, verstand er doch auch großmüthig zu sein. Die Wohlthat, die er zu Marseille einem jungen Schiffer erzeugte, dessen in Sklaverei gefallenen Vater er auslöste, gab zu dem Schauspiele „Le bienfait anonyme“ Veranlassung und Stoff. Die Ausgaben seiner sämmtlichen Werke sind überaus zahlreich; als die besten sind zu erwähnen die londoner (3 Bde., 1759, 4.), die baseler (8 Bde., 1800), und unter den neuern die von Auger besorgte (8 Bde., Par. 1819), die von Deslutt de Tracy und Willemain (8 Bde., Par. 1827) und die von Lefebvre (2 Bde., Par. 1839). Vgl. M.'s „Eloge“ von Willemain, das 1816 von der Akademie gekrönt wurde.

Montesquieu-Fézensac (Franc. Xavier Marc Antoine, Herzog von), franz. Minister unter Ludwig XVIII., stammte aus einer uralten Adelsfamilie und wurde 1757 auf dem Schlosse Marsan bei Auch geboren. Er trat in den geistlichen Stand und war Abbé und Generalagent des Klerus, als ihn die Geistlichkeit 1789 zur Versammlung der Generalstaaten abordnete. Obwol ein Vertheidiger des alten Zustandes, zeigte er doch sogleich sehr gemäßigte Grundsätze und große Schmiegsamkeit. Am 16. Juli mußte er im Namen des Klerus dessen Beitritt zur allgemeinen Nationalversammlung erklären, und die Rede, welche er dabei hielt, verschaffte ihm bei allen Parteien große Popularität. Bei der Verhandlung über die geistlichen Güter sprach er zwar heftig gegen deren Verwandlung in Nationalgüter, ließ sich aber dann doch bewegen, bei der Veräußerung jener Güter als Commissair zu fungiren. Im Laufe des J. 1790 wurde er zweimal zum Präsidenten der Versammlung erwählt. In dieser Eigenschaft erhob er sich sehr energisch gegen den Präsidenten des Parlaments der Bretagne, de Lahoussaye, der die Decrete der Versammlung mißachtete, und entfremdete sich dadurch den Hof und die Aristokratie. Er gewann indess der letztern Gunst wieder, indem er eifrig der völligen Aufhebung religiöser Orden und der Einführung der Civilconstitution des Klerus widerstand, obschon er in'sgeheim der Maßregel anhing. Mit Eröffnung der Gesetzgebenden Versammlung zog sich M. ins Privatleben zurück und trat mit dem Hofe gegen die Fortschritte der Revolution in Verbindung. Er wanderte nach dem Ereigniß vom 10. Aug. 1792 aus, und das Revolutionstribunal verurtheilte ihn zum Tode. Unter dem Directorium kehrte er jedoch nach Frankreich zurück, um das royalistische Interesse zu unterstützen. Unter Anderm richtete er auch jenen berühmten Brief an den Consul Bonaparte, in welchem derselbe angegangen wurde, den Thron für die Bourbons wiederherzustellen. Nach der ersten Restauration wurde er Mitglied der provisorischen Regierung und wirkte als solches bei dem Entwurfe der constitutionellen

Charte. Nachdem er am 13. Mai 1814 zum Minister des Innern ernannt worden, bot er den Ultraroyalisten die Hand zu dem ausschweifendsten Beginnen. Nach der zweiten Restauration wurde er nicht wieder angestellt, jedoch am 17. Aug. 1815 mit der Pairs- und Herzogwürde bekleidet. Vom Alter gebeugt, nahm er indess in der Kammer nur selten das Wort. Noch mußte er zu seinem Leidwesen den Sturz der alten Dynastie erleben. Er starb am 4. Febr. 1832 auf dem Schlosse Cirey. — Seines ältern Bruders einziger Sohn, *Anatole*, Graf von *Montesquieu-Fézensac*, geb. am 8. Aug. 1788, *Maréchal-de-Camp* und seit 1841 Pair von Frankreich, machte eine sehr schnelle militärische Laufbahn in Folge des Umstandes, daß seine Mutter, gest. am 30. Mai 1835, die erste Erziehung des jungen Königs von Rom leitete, den sie 1815 aus Osterreich nach Frankreich zu entführen versuchte. — Derselben Familie gehört an *Anne Pierre*, *Marquis* von *Montesquieu-Fézensac*, General der franz. Republik, geb. zu Paris 1741, der beim Ausbruche der Revolution Oberstallmeister bei Monsieur und *Maréchal-de-Camp* war. Der Adel von Paris schickte ihn zur Nationalversammlung, wo er bei den Verhandlungen über die Finanzen große Talente entfaltete. Gegen das Ende der Sitzung ernannte man ihn zum Oberbefehlshaber der Armee des Südens. In dieser Eigenschaft fiel er am 22. Sept. 1792 in Savoyen ein und besetzte das Land ohne Blutvergießen. Die Jakobiner konnten jedoch seine adelige Herkunft nicht vergessen und setzten ihn in Anklagestand. Er floh deshalb im Nov. von seiner Armee in die Schweiz und lebte daselbst längere Zeit in Gemeinschaft mit dem Herzoge von Orleans. Im J. 1795 trieb ihn der Convent von der Emigrantenliste und bewilligte seine Rückkehr und Vertheidigung. Er starb zu Paris am 30. Dec. 1798 und hinterließ mehre, jetzt vergessene poetische Werke.

Monteverde (*Claudio*), ital. Operncomponist, geb. zu Cremona um 1570, machte seine contrapunktistischen Studien unter dem Kapellmeister *Ingegneri* zu Mantua, wurde 1613 Kapellmeister an der *Marcuskirche* zu Venedig und starb um 1650. Er hat mehre sehr schulgerechte Kirchenstücke und geschäzte Madrigale geschrieben, am höchsten aber stand er als Operncomponist. Indess nimmt er auch in letzterer Eigenschaft weniger durch Das, was er wirklich leistete, als vielmehr durch die Anregungen, welche er gab, eine sehr würdige Stelle in der Geschichte der Musik ein. Indem er sich mancher damals hart verpönten Freiheiten bediente, insbesondere einen häufigern und freieren Gebrauch von den Dissonanzen machte, mußte er allerdings Anfeindungen erfahren; die Folgezeit aber hat seinen Neuerungen thatsächliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zugleich war er einer der Ersten, welche für Instrumente schrieben, und damit dem aus dem Stegreife Spielen, wie es vor ihm üblich war, ein Ende machte.

Montevideo, die wichtigste Stadt der südamerik. Republik Uruguay, am nördlichen Ufer des *Laplata* und stark befestigt, hat einen sichern, aber zu seichten Hafen und gegen 16000 E., die ansehnlichen Handel treiben. Früher viel bedeutender als jetzt, zählte sie über 30000 E. M. nebst der Umgegend gehörte zur Zeit der span. Herrschaft nebst *Banda oriental*, unter welchem Namen es auch oft mitbegriffen wurde, zu *Buenos-Ayres* und war während des Unabhängigkeitskriegs ein Hauptschauplatz der Kriegshegebeheiten. Seit 1825 ein freier Staat unter dem Namen *Montevideo*, nahm dann das Land 1828 den Namen Uruguay an.

Montezuma II., der letzte Herrscher in Mexico vor der Unterjochung dieses Reichs durch die Spanier, folgte 1502 seinem Vater in der Regierung. Unter ihm landete 1519 Cortez in Mexico mit seinem kleinen Heere. Erschreckt durch eine alte Weissagung und geblendet durch das Ungewöhnliche der Erscheinung dieser Fremdlinge, empfing ihn M. als seinen Gebieter. Als er jedoch nach und nach erkannte, daß die Ankömmlinge keine übermenschlichen Wesen seien, sann er heimlich auf deren Vernichtung. Kaum hatte dies Cortez in Erfahrung gebracht, so ließ er M. fesseln und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Spaniens anzuerkennen. Die Mexicaner, darüber empört, einen Sklaven der Fremdlinge zum Herrscher zu haben, griffen zu den Waffen, und als M. durch seine Gegenwart den Aufbruch stillen wollte, wurde er durch einen Steinwurf verwundet. Zwar wurde er von den Spaniern in Schutz genommen und verbunden, doch untröstlich über die von seinen Unterthanen erlittene Beschimpfung, riß er immer von neuem den Verband ab. Er starb bald nach-

her, im J. 1520. Seine hinterlassenen Kinder nahmen die christliche Religion an. Der älteste Sohn erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von Montezuma. Der letzte Nachkomme seines Geschlechts, Don Marsilio de Teruel, Graf von M., span. Grande erster Classe, wurde seiner liberalen Gesinnungen wegen von Ferdinand VII. aus Spanien, und als er hierauf nach Mexico ging, auch von hier verbannt, und starb zu Neu-orleans am 22. Oct. 1836.

Montfaucon (Bernard de), lat. gewöhnlich Montefalco oder Montefalconius genannt, ein namhafter Alterthumsforscher, geb. am 16. Jan. 1655 auf dem Schlosse Soullage in Languedoc, widmete sich anfangs dem Kriegsdienste, ließ sich aber 1675 in die Congregation der Benedictiner von Saint-Maur aufnehmen, und umfaßte nun mit gleichem Eifer die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebende Sprachen. Seiner gelehrten Arbeiten wegen machte er 1698 eine Reise nach Italien, wo er vom Paps Innocenz XII. mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr im J. 1701 lebte er ununterbrochen in Paris, wo er am 19. Dec. 1741 starb. Er schrieb zu viel, um seinem Stil immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben, doch erwarb er sich als Sammler das größte Verdienst. Als seine Hauptwerke erwähnen wir die bis jetzt unübertroffene „Palaeographia graeca“ (Par. 1708, Fol.), sowie „L'antiquité expliquée et représentée en figures“ nebst Supplementen (franz. und lat., 15 Bde., Par. 1719—24, Fol.; deutsch im Auszuge von Schas mit Anmerkungen von Semler, 2 Bde., Nürnberg. 1757, Fol.; ungearbeitet von Noth, Nürnberg. 1807, Fol.), die, wenn sie auch Spuren der Flüchtigkeit an sich trägt, doch für den Alterthumsforscher eine unentbehrliche Materialiensammlung ist; ferner „Les monumens de la monarchie franç.“ (franz. und lat., 5 Bde., Par. 1729—33, Fol.), und das „Diarium italicum“ (Par. 1702, 4.), das die Beschreibung alter Denkmäler und Nachrichten von vielen noch unbekanntem griech. und lat. Handschriften gibt; endlich die „Collectio nova patrum et scriptorum graec.“ (2 Bde., Par. 1706, Fol.), die „Bibliotheca Coisliniana, olim Segueriana“ (Par. 1715, Fol.) und die „Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova“ (2 Bde., Par. 1739, Fol.).

Montferrat, ein ehemals selbständiges Herzogthum, begrenzt von Piemont, Mailand und Genua, jetzt ein integrierender Theil des Königreichs Sardinien, liegt in zwei getrennten Theilen zwischen den Seealpen und dem Po, und zählt auf 50 □M. 180000 E. Die ehemalige Hauptstadt ist Casale (s. d.); in der Nähe liegt das alte Schloß Cuccaro, wo nach früherer Annahme Christoforo Colombo geboren sein sollte. M. war in frühern Zeiten ein Theil des röm., dann des longobard. und später des fränk. Reichs, und hatte bis zu Anfange des 14. Jahrh. eigene Markgrafen. Durch Erbschaft kam es hierauf an einen Seitenzweig des byzantin. Kaiserhauses und 1536 an Mantua. Erst nach der Achtung des Herzogs Karl's IV. von Mantua im J. 1703 machte Savoyen seine Ansprüche auf M. geltend, die auch von Kaiser Leopold I. anerkannt wurden.

Montgelas (Marimil. Jos., Graf von), bair. Minister, geb. zu München am 12. Sept. 1759, aus einem aus Savoyen stammenden, in Baiern eingebürgerten Geschlechte. Er studirte in Nancy und in Strasburg, wurde 1777 kurbair. Hofrath und 1779, nachdem der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz Baiern ererbt hatte, Kammerherr und Büchercensurrath. Wegen Verfolgung von Seiten der Illuminaten trat er 1787 als Legationsrath in pfalzweibrückische Dienste und wurde hier 1795 Regierungsrath und 1796 Wirklicher Geh. Rath. Als 1799 nach dem Tode Karl Theodor's von der Pfalz der Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken Kurfürst von Baiern wurde, ernannte er M. sofort zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Von jetzt an der stete Rathgeber seines Fürsten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats und gewissermaßen dessen Premierminister erwarb er sich die unbestreitbarsten Verdienste um die politische, administrative und geistige Hebung des zuvor verdumpften und verwahrlosten Baierns, obschon nicht zu leugnen ist, daß er dabei nicht von einem nationalen sittlichen, sondern von einem beschränkten, bürokratisch-policeilichen Standpunkt ausging und durch Rücksichtslosigkeit und Willkür mitunter die heiligsten Interessen verletzte. Im J. 1803 war er mit der Finanzverwaltung beauftragt; 1806 erhielt er das Ministerium des Innern; 1809 das der

Finanzen und 1810 wurde er in den Grafenstand erhoben. Für Einführung einer Constitution durchaus nicht geneigt, erhielt er 1817, als der König Maximilian Joseph eine solche seinem Volke zu geben sich entschlossen hatte, hauptsächlich auf Andringen des Kronprinzen, seine Entlassung mit einer Pension von 30000 Fl. Im J. 1819 ernannte ihn der König zum erblichen Mitgliede der Kammer der Reichsräthe, in welcher er bei der Versammlung von 1827—28 als zweiter Präsident fungirte. Er starb zu München am 13. Juni 1838.

Mont-Genèvre heißt eine der höchsten Spitzen der Cottischen Alpen, vier Stunden von Briançon, im franz. Departement der Hautes-Alpes, an der Grenze von Piemont, 11058 F. hoch.

Montgolfier (Jacq. Etienne), der Erfinder des Aërostats (s. d.), geb. am 5. Jan. 1745 zu Bidalon-lès-Annonai im Departement Ardèche, wo sein Vater eine Papiermanufaktur besaß, widmete sich nebst seinem ältern Bruder, Jos. Mich. M., wider den Willen seines Vaters den Studien der Mathematik, Mechanik und Physik. Beide übernahmen, nachdem sie manche jugendliche Verirrungen bestanden, die väterliche Papierfabrik. Durch die Lecture der Priestley'schen Schrift über die Luftarten und durch eigene Beobachtungen wurde Etienne in Gemeinschaft mit seinem Bruder auf die Erfindung einer Art von Luftschiffen geführt, welche nach ihm *Montgolfières* genannt wurden. Den ersten Versuch machten sie damit 1783 zu Annonai, und da dieser gelang, begab sich Etienne noch in demselben Jahre nach Paris, wo er, sowie in Versailles, vor dem Hofe das Experiment wiederholte. Beide Brüder wurden hierauf in die Akademie aufgenommen und außerdem erhielten sie noch verschiedene Belohnungen. Etienne starb am 2. Aug. 1799 zu Servières, wo er zuerst den Gedanken seiner Erfindung gefaßt hatte. — Sein Bruder, Jos. Mich. M., geb. 1740, machte sich noch außerdem durch mehre eigene Erfindungen, besonders die der Wasserschraube (*bélier hydraulique*) und des Calorimètre berühmt. Als die Revolutionsstürme sein Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wo er nach Wiederherstellung der Ordnung beim Bureau der Künste und Manufacturen, dann als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium angestellt und 1807 zum Mitglied des Instituts ernannt wurde. Er gab 1807 die erste Idee zu Errichtung einer Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie und starb am 26. Juni 1810. Von den verschiedenen Werken, welche die Brüder herausgaben, nennen wir den „*Discours sur l'aérostat*“ (Par. 1783).

Montgomery (Gabr. de), ein durch Tapferkeit und Schicksal berühmter franz. Ritter, stammte aus einer aus Schottland nach Frankreich eingewanderten Familie und war, gleich seinem Vater, Offizier in der schot. Leibgarde. Bei einem Turnier, das Heinrich II. (s. d.) von Frankreich am 30. Juni 1559 zur Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp von Spanien veranstaltete, foderte der König, nachdem derselbe bereits mehre Lanzen gebrochen, den jungen M. auf, einen Gang mit ihm zu machen. M. folgte nur zögernd in die Schranken und erfuhr das Unglück, den König mit dem Schafte seiner auf den ersten Anlauf zersplitterten Lanze unter das Visir durch das rechte Auge in den Kopf zu treffen. Heinrich II. starb an dieser Verwundung, nachdem er noch elf Tage, aber ohne Bewußtsein, gelebt hatte. Wiewol ganz schuldlos, entfernte sich M. doch aus Frankreich und ging nach England, wo er zum Protestantismus übertrat. Im J. 1562, bei Beginn der Religionskriege, konnte er sich indessen nicht enthalten, in sein Vaterland zurückzukehren und für die protestantische Partei die Waffen zu ergreifen. Er vertheidigte noch in demselben Jahre Rouen mit großem Muthe, mußte jedoch, als er sich nicht zu halten vermochte, in die Normandie zurückkehren. Auch bei Erneuerung des Kampfes im J. 1565 trat er für seine Glaubensgenossen auf und kämpfte in der Schlacht von Saint-Denis. In dem dritten Religionskriege war er eines der Häupter des Protestantismus und erlangte über die Königlichen in Languedoc und Béarn mancherlei Vortheile. Ob schon vom Hofe mit Soligny zum Tode verurtheilt, kam er doch nach dem Frieden von Saint-Germain nach Paris. Gleichsam durch ein Wunder entkam er bei den Megeleien in der Bartholomäusnacht und floh nach England. Im Apr. 1573 erschien er vor Rochelle mit einer kleinen Flotte, deren er sich besonders zur Verheerung der bretagnischen Küste bediente. Nachdem er durch eine Landung in der Normandie ein ziemlich starkes Corps Huguenotten zusammengebracht, begann er auf seine Hand den Krieg. Von dem Marschall Matignon zu Saint-Lô hart be-

brängt, wendete er sich nach dem Schlosse Domfront, wo er sich am 27. Mai 1573 ergeben mußte. Maignon hatte ihm das Leben verbürgt, allein Katharina von Medici erzwang seine Auslieferung. Nach längerer Gefangenschaft wurde er am 27. Mai 1574 auf dem Greveplatz enthauptet. Er starb heldenmüthig und hinterließ neun Söhne, die insgesammt tapfere Krieger waren.

Montgomery (Jam.), engl. Dichter, geb. zu Irvine in Ayrshire am 4. Nov. 1771 als der älteste Sohn eines Predigers der Mährischen Brüder, wurde in der Pflanzschule derselben zu Fulneck bei Leeds seit seinem sechsten Jahre erzogen. Dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, abgeneigt, ging er zu einem Kaufmann in die Lehre. Später wurde er Theilnehmer an einer in Sheffield erscheinenden Zeitung, die er nachher allein übernahm. Wegen Preßvergehen kam er 1794 auf drei und 1795 auf sechs Monate ins Gefängniß. Sein erstes dichterisches Werk war der „Wanderer in Switserland“ (1806), der, obwohl vom „Edinburgh review“ streng getadelt, dennoch großen Beifall fand und 13 Auflagen erlebte. Es folgte 1807 „The West Indies“; 1810 „Prison amusements“, geschrieben 1794; 1813 „The world before the flood“; 1819 „Greenland“ und bald darauf „The pelican island“. Außerdem schrieb er in Prosa „Thoughts on wheels“. M. ist vorzugsweise religiöser Dichter. Edle Gesinnung, Wärme und Tiefe des Gefühls, Reichthum der Einbildungskraft und malerische Schönheit der Sprache sind seine Vorzüge; zu häufige und zu lange moralische Betrachtungen sein Fehler. Noch gegenwärtig lebt er in Sheffield, doch hat er seit 1825 seine Zeitung aufgegeben. Seine Werke erschienen gesammelt 1841 in vier Bänden. — Nicht zu verwechseln ist Jam. M. mit Rob. M., einem engl. Geistlichen, der sich seit 1828 durch mehre Gedichte, wie „The omnipotence of the Deity“ (1828), „Satan“ (1830), „The Messiah“ (1832), „Luther“ u. s. w., bekannt gemacht hat, die in ähnlichem Geiste wie die des ältern M., aber ohne dessen Selbständigkeit in der Erfindung und ohne dessen Reinheit in der Sprache geschrieben sind.

Montgomery-Martin (Rob.), engl. Statistiker, geb. 1803 in der irischen Grafschaft Tyrone, studirte in Dublin Arzneikunde und besuchte 1820—30, zum Theil als Schiffsarzt, mehre außereurop. Länder, namentlich die Küste Afrikas, Arabien und Ostindien. Seit seiner Rückkehr nach England hat er als Schriftsteller eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt und fast keine Frage von einiger Wichtigkeit ist vorgekommen, bei welcher er nicht seine Stimme erhoben hätte. Am wichtigsten sind indeß seine Werke über die brit. Colonien. Seine „History of the british colonies“ (5 Bde., Lond. 1834—35) hat bereits mehre Auflagen erlebt und erschien zuletzt unter dem Titel „The british colonial library“ (10 Bde., Lond. 1838—43); auch hat er die Geschichte, Geographie und Statistik der brit. Colonien in den „British colonies, a statistical, historical and geographical account of all the colonies of the british empire“ bearbeitet, bei welchem Werke ihm die Regierung bedeutende Unterstützung angedeihen ließ. Außerdem hat er Ostindien ausführlich in „History topography and statistics of eastern India“ (3 Bde.) behandelt. Sind diese Werke auch in künstlerischer Beziehung nicht ausgezeichnet, so enthalten sie doch ein überaus reichhaltiges und sorgfältiges Material. Unter seinen übrigen Werken sind die wichtigsten „The colonial polity of the british empire“ und „The statistical history of England“, die noch unvollendet ist. Auch hat er „Dispatches of the Marquis of Wellesley“ (5 Bde.) herausgegeben. Im J. 1843 wurde er Kassenbeamter auf Hong-Kong.

Montholon (Charl. Tristan de), Graf von Lee, ein treuer Anhänger des Kaisers Napoleon, wurde 1782 zu Paris geboren. Schon als Knabe trat er in die franz. Marine, 1797 aber in das Landheer. Als Escadronchef zeigte er in der Revolution vom 18. Brumaire für den ersten Consul großen Eifer, sodaß ihm derselbe einen Ehrensäbel verlieh. In der Folge wohnte er den Feldzügen in Italien, Osterreich, Preußen und Polen bei und wurde in der Schlacht von Wagram als Adjutant Berthier's fünf Mal verwundet. Nachdem ihn der Kaiser 1809 zum Kammerherrn ernannt und in seine Nähe gezogen hatte, schickte ihn derselbe 1811 an den Hof des Erzherzogs Ferdinand nach Würzburg. M. richtete von hier aus an Napoleon eine sehr merkwürdige Denkschrift über die Lage der deutschen Höfe und deren feindliche Gesinnungen gegen Frankreich. Bei seiner Rückkehr stieg er zum Brigadegene-

ral und 1814 erhielt er das Commando im Departement Loire. Als Napoleon abdankte, begab er sich nach Fontainebleau und bot demselben seine Dienste an, wurde aber abgewiesen. Während der Hundert Tage erinnerte sich Napoleon des Umstands und erhob M. zum Generaladjutanten. Nach der Schlacht von Waterloo, an welcher er Theil nahm, durfte er den Kaiser nach Saint-Helena begleiten, wohin ihm auch seine Frau und Kinder folgten. Seine Ergebenheit und Treue gegen den Gefangenen blieb dieselbe bis zu dessen letztem Athemzuge. Napoleon hatte ihn zum Testamentsvollstrecker ernannt, und als solcher scheute er nach seiner Rückkehr weder Mühe noch Opfer, um die übernommene Pflicht zu erfüllen. Während der Abwesenheit in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen, ließ er sich in mehrfache industrielle Unternehmungen ein, die im Juli 1829 seinen Bankrott herbeiführten. Durch angestrengte Thätigkeit gelang es ihm jedoch, das Deficit bis zum J. 1838 zu tilgen. Als der Prinz Ludwig Napoleon am 6. Aug. 1840 bei Boulogne-sur-Mer landete, um den franz. Thron zu erobern, streifte derselbe Proclamationen aus, unter welchen sich der Name M.'s in der Eigenschaft eines Generalstabschefs des Prinzen befand. M. wurde sogleich verhaftet und am 6. Oct. vor den Pairshof gestellt. Der Angeklagte gestand zwar, daß ihn der Prinz bei einer Zusammenkunft in London im Apr. 1840 zur Theilnahme an dem Projecte aufgefordert; dagegen aber suchte er auch zu beweisen, daß er von der Ausführung des Attentats erst zehn Minuten vor der Landung des Prinzen Kenntniß erhalten habe. Ungeachtet der geschickten Vertheidigung des Advocaten Berrger wurde er zu zwanzigjähriger Einsperrung verurtheilt. Nach der Rückkehr von Saint-Helena hatte M. mit dem General Gourgaud die in seinen Händen befindlichen Manuscripte des Kaisers unter dem Titel „Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène, sous sa dictée“ (8 Bde., Par. 1823; überarbeitet, 9 Bde., 1830) veröffentlicht.

Monthyon oder **Monthyon** (Jean Bapt. Nob. Auget, Baron de), bekannt durch seine wohlthätigen Stiftungen, geb. zu Paris am 23. oder 26. Dec. 1733, gehörte einer reichen Familie an, welche ihn für die Magistratur bestimmte. Im J. 1766 wurde er Mitglied des königlichen Raths, zeigte aber hier eine so große Unabhängigkeit der Gesinnung, daß ihn Maupeou seiner Stellung entsetzte. Erst 1775 trat er wieder in den Staatsdienst und erhielt der Reihe nach die Intendantz der Provence, der Auvergne und von Larochele. Im J. 1780 erhielt er die Stelle als Kanzler des Grafen von Artois, mit dem er in der Revolution nach England auswanderte. Hier veröffentlichte er 1796 seinen „Rapport à Sa Maj. Louis XVIII sur les principes de la monarchie franç.“ Nach der zweiten Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit der Linderung menschlichen Elends. Sein wohlthätiger Sinn zeigte sich indessen erst nach seinem Tode, welcher am 29. Dec. 1820 zu Paris erfolgte, in seinem ganzen Umfange. Sein Testament bestimmte den größten Theil seines höchst bedeutenden Vermögens zu Stiftungen, welche theils wohlthätigen Zwecken, theils der Beförderung von künstlerischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmet sind. Am bekanntesten ist der nach ihm benannte Tugendpreis (prix de vertu), den er zum Theil schon 1782 gestiftet hatte. Von seinen literarischen Leistungen nennen wir noch die „Recherches et considérations sur la population de la France“ (Par. 1778), „Eloge de Corneille“ (Par. 1807), „Particularités et observations sur les ministres des finances de France les plus célèbres, depuis 1660 jusqu'en 1791“ (Lond. 1812) und das „Exposé statistique du Tonkin, de la Cochinchine etc. sur la relation de Labissachère“ (2 Bde., Lond. 1811).

Monti (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, geb. bei Fusignano im Ferraresischen am 19. Febr. 1754, erhielt seine erste Bildung in Faenza und studirte dann zu Ferrara. Im J. 1778 ging er nach Rom, wo Luigi Braschi, ein Neffe des Papstes, ihn zu seinem Secretair machte. Durch Alfieri zum Wettstreit angefeuert, dichtete er die Tragödien „Galeotto Manfredi“ und „Aristodemo“. Die Ermordung des franz. Gesandten Bassville gab ihm Veranlassung zu dem durch glänzende Stellen ausgezeichneten Gedichte „Basvilliana“, worin er sich als Nachahmer Dante's zeigte. Zwei andere Gedichte, „Musogonia“ und „Feromade“, sind in ihrer ursprünglichen Gestalt weniger bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzosen nach Rom kamen, unter

drückte M. die erste Auflage und besorgte eine zweite, in der die früher gegen Bonaparte und dessen Heer gerichteten Schmähungen auf die verbündeten Fürsten übergingen. Er wurde Secretair des Directoriums der Cisalpinischen Republik in Mailand, und ob schon man ihn wegen seines Benehmens auf einer Sendung nach der Romagna anklagte, blieb er doch, da er in Gedichten den Mächtigen gewandt zu schmeicheln wußte, in seinem Amte, bis der Feldzug Suworow's in Italien ihn nöthigte, nach Frankreich zu flüchten. In Paris schrieb er die Tragödie „Cajo Gracco“ und ein Gedicht auf Mascheroni's Tod, das aber auf den Wunsch seiner Freunde nur sehr gemäßigt dem Publicum übergeben wurde. Nach der Schlacht von Marengo nach Italien zurückgekehrt, erhielt er einen Ruf als Professor der Beredsamkeit nach Pavia. Bald indeß rief man ihn nach Mailand zurück, wo ihn Napoleon zum Beisitzer im Ministerium des Innern, zum Hofpoeten und Geschichtschreiber des Königreichs ernannte. Im J. 1815 dichtete er im Auftrag der Stadt Mailand eine Cantate für den Kaiser Franz, der dem greisen Dichter den Genuß seines Einkommens ließ. Unterstützt von seinem Freunde Giulio Perticari unternahm er durch seine „Proposta“ den Kampf gegen die Crusea und bewährte seine Liebe zu Dante durch die Ausgabe des „Convito“. Nachdem ihn im Apr. 1826 eine Lähmung getroffen, starb er zu Mailand am 13. Oct. 1828. Seine „Opere inedite et rare“ erschienen zu Mailand (3 Bde., 1832—33) und die „Opere varie“ (8 Bde.) in den „Classici italiani“ (Mail. 1825—27).

Montjoie, eine Stadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, an der Moser auf der hohen Veer, mit einem alten Schlosse, gehörte früher zum Herzogthum Jülich und zählt 3000 E., die sehr bedeutende Tuch- und Kasinirfabrikation, sowie andere Industriezweige betreiben.

Montlosier (Franc. Dominique Reynaud, Graf), Pair von Frankreich, bekannt durch seine Enthüllung der Jesuitenumtriebe, wurde am 16. Apr. 1755 zu Clermont in Auvergne geboren. Der Adel zu Rom ordnete ihn 1789 zur Versammlung der Generalstaaten ab, wo er das Interesse des Hofes und der Aristokratie auf das eifrigste vertrat. Mit gleicher Hitze erhob er sich aber auch gegen die Anmaßungen der Priefterschaft und verscherte sich dadurch die Geneigtheit seiner Standesgenossen. Nach Auflösung der constituirenden Versammlung wanderte er nach Koblenz aus, wurde jedoch daselbst ziemlich übel aufgenommen. Er übernahm deshalb 1794 eine Sendung nach Holland und ging von da nach London, wo er ein der Revolution feindliches Blatt, den „Courier de Londres“, herausgab. Im J. 1800 erhielt er den Auftrag, Bonaparte um die Herstellung der Bourbons anzugehen und demselben ein kleines Fürstenthum in Italien für diesen Dienst in Aussicht zu stellen. Als er zu Calais ans Land stieg, ließ ihn Fouché sogleich verhaften. Die Agenten des ersten Consuls stimmten ihn sodann so glücklich um, daß der „Courier de Londres“ seine Feindseligkeiten einstellte, aber auch die Unterstützung der brit. Regierung verlor. M. verlegte nun sein Blatt nach Paris und gab dasselbe ganz auf, als er eine einträgliche Stelle, oder vielmehr Pension, im Ministerium des Auswärtigen erhielt. Später trug ihm Napoleon eine Arbeit auf über die alte Monarchie, die Ursachen ihres Verfalls und die Mittel, wodurch dieselbe hätte gerettet werden können. Endlich nach vier Jahren reichte M. diese Denkschrift ein, die von einer Commission geprüft, gelobt, vom Kaiser aber verworfen wurde. Dagegen erhielt er den Befehl, in die Schweiz zu gehen, um dem Kaiser über die politischen Verhältnisse regelmäßigen Bericht zu erstatten. Schon nach fünf Monaten, gegen Ende des J. 1812, suchte er sich dieser Stellung zu entäußern, indem er sich auf eine Reise nach Italien begab. Nach der ersten Restauration kehrte er nach Frankreich zurück und gab nun sein Werk „De la monarchie française depuis son établissement jusqu'à nos jours“ (3 Bde., Par. 1814; 4. Bde., 1815) mit einer dem Kaiser höchst feindlichen Vorrede heraus. Er verlangte darin die Herstellung des alten Feudalstaates in so graffer Weise, daß selbst die blindesten Royalisten Bedenken trugen, seinen Ansichten beizutreten. In seinen Erwartungen getäuscht, zog er sich 1816 auf sein Landgut bei Clermont zurück, wo sich allmählig sein Eifer für das Interesse der Bourbonen abkühlte. Als gegen 1826 in Frankreich das Treiben der Pfaffenpartei immer gefährlicher wurde, ergriff M. plötzlich die Feder und veröffentlichte unter dem Titel „Mémoire à consulter“ eine kühne,

höchst gelungene Schrift, in welcher er die Ausbreitung und die Gefahren des Jesuitismus und Ultramontanismus aufdeckte. Auch richtete er sogar in diesem Sinne eine Petition an die Pairskammer. Der Hof strafte ihn dafür durch Entziehung der Pension, die er noch aus der Kaiserzeit bezog; die Liberalen aber zollten ihm den rauschendsten Beifall. M. wurde nun Mitarbeiter an dem freisinnigen „Constitutionnel“ und veröffentlichte gegen Ende des J. 1829 die Flugschrift „De la crise présente et de celle qui se prépare“; in welcher er als Vermittler aufzutreten suchte. Nach der Julirevolution zeigte er sich als Anhänger der neuen Dynastie, was ihm 1832 die Pairswürde eintrug. Schon 1833 jedoch zog er sich in die Gegend von Clermont zurück, wo er am 9. Dec. 1838 starb. Die Geistlichkeit verweigerte seiner Leiche unter maßlosem Scandal ein christliches Begräbniß. Außer vielen Flugschriften schrieb er „Mémoires sur la révolution franç., le consulat, l'empire et la restauration“, von denen aber nur zwei Bände (Par. 1829) erschienen sind.

Montmartre, eine Anhöhe nördlich von Paris, mit dem gleichnamigen Flecken von 4700 E. Die Anhöhe, von der herab man die Ansicht von Paris genießt, war schon in den ältesten Zeiten bebaut und hieß, angeblich von einem dem Kriegsgotte geweihten Tempel, Mons Martis. Später wurde der Name in Mons martyrum verwandelt, weil am Fuße des Bergs der heil. Dionysius mit seinen Genossen den Märtyrertod erlitt. Im 12. Jahrh. errichtete König Ludwig der Dicke auf der Anhöhe ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen nicht selten arg gegen ihr Gelübde fehlten. Als König Heinrich IV. bei der Belagerung von Paris sein Hauptquartier auf dem M. hatte, lebte er mit der schönen Nonne, Marie von Beauvilliers, und seine Offiziere thaten mit andern Nonnen ein Gleiches. In der Revolution wurde die reiche Abtei ebenfalls aufgehoben. Am Fuße des M. liegt der Kirchhof, auf den sechs Arrondissements von Paris ihre Todten bestatten. Der Berg enthält überdies reiche Kalk- und Gypslager, aus denen Paris seinen Bedarf zieht. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich einbrangen, ließ Napoleon den M. besetzen und übertrug die Vertheidigung seinem Bruder Joseph. Nach der Schlacht am 30. März 1814 wurde in der darauf folgenden Nacht die Capitulation von Paris abgeschlossen. Im J. 1815 wurden die Werke zum Schutze der Hauptstadt noch vermehrt, nach der Schlacht von Waterloo aber nach einer tapfern Vertheidigung den Engländern übergeben.

Montmedy, eine kleine Festung im franz. Maasdepartement, am Chiery, in den Ardennen, besteht aus der Oberstadt, die auf einem Felsen liegt und am stärksten besetzt ist, und aus der Unterstadt Medy bas, und hat ungefähr 2400 E. Sie wurde in den Kriegen Frankreichs mit Kaiser Karl V. und Philipp II. von Spanien, als Herren der Niederlande, bald von dieser bald von jener Partei erobert und wieder aufgegeben, bis endlich Ludwig XIV. nach einer regelmäßigen Belagerung von 47 Tagen sie am 7. Aug. 1657 eroberte, worauf sie im Frieden von 1659 für immer an Frankreich abgetreten und nun durch de Ville und Vauban von neuem besetzt wurde. Im J. 1815 von den Preußen und norddeutschen Bundesstruppen belagert, capitulirte nach Erstürmung der Niederstadt die Besatzung unter der Bedingung freien Abzugs.

Montmirail, ein Städtchen im franz. Departement der Marne mit 2200 E. und berühmten Mühlensteinbrüchen, ist durch die Schlacht am 11. Febr. 1814 geschichtlich denkwürdig, in welcher Napoleon den Sieg über die schles. Armee davontrug und noch einmal aufs glänzendste seine Kühnheit und sein kriegerisches Talent bekundete.

Montmorency, ein Städtchen im franz. Departement der Seine und Oise, auf einer steilen Anhöhe, die das reizende Thal gleiches Namens beherrscht, vier Stunden von Paris, mit 2000 E., Schwefelquellen und Bädern, welche den Namen d'Enghien führen, und vielen Landhäusern, ist in der literarischen Welt dadurch bekannt, daß Rousseau sich einige Zeit in dem Thale aufhielt und in dem Landhause Ermitage seinen „Emile“ und seine „Nouvelle Héloïse“ schrieb, weshalb die Stadt während der Revolutionszeit Emile genannt wurde. Eine Merkwürdigkeit ist auch das Schild des dasigen Gasthofs zum weißen Ros, welches der berühmte Gérard auf Bitten des Wirths, der den Künstler nicht kannte, gemalt hat. Das Schloß Montmorency, aus welchem das berühmte Geschlecht gleiches Namens abstammt, wurde von der Bande noire abgetragen.

Montmorency, ein uraltes, weitverzweigtes, durch Verbindung und große und verdiente Männer ausgezeichnetes Geschlecht in Frankreich. Sein Ursprung ist in Dunkel gehüllt; allein schon mit *Bouchard*, Herr des Fleckens und Schlosses Montmorency, der in der Mitte des 10. Jahrh. lebte und mehr als 600 Lehnsgüter besaß, wird die Geschichte der Familie gewisser. *Jean II.* wurde zu Anfang des 15. Jahrh. der Stammvater der drei Hauptzweige. Derselbe setzte seinen Sohn, *Guillaume*, der einer zweiten Ehe entsprossen war, zum Haupterben ein, und aus dessen Nachkommenschaft gingen die Barone und spätern Herzoge von *M.* hervor, die 1632 in der Person *Henri's II. de Montmorency* (s. d.) erloschen. Zwei andere, in erster Ehe mit der Erbin von *Rivelle* und *Fosseux* in Brabant erzeugte Söhne *Jean's II.*, *Jean* und *Louis*, stifteten, der erste die Linie *Rivelle*, die 1570 erlosch, der zweite die Linie der *Marquis von Fosseux*, welche gegenwärtig die herzogliche Würde führt. Das jetzt lebende Haupt dieses letzten Zweigs ist *Anne Charl. Franç.*, Herzog von *M. = Fosseux*, geb. am 28. Juli 1768. Er wanderte während der Revolution mit seiner Familie aus, diente in der Armee *Condé's*, kehrte aber unter *Napoleon* zurück und lebte im Dunkel bis 1814, wo er im *Jan.* Generalmajor der pariser Nationalgarde wurde. *Ludwig XVIII.* ertheilte ihm nach der ersten Restauration die *Pairswürde*, die er auch 1830 behielt. — Sein ältester Sohn, *Anne Louis Victor Raoul, Baron von M.*, geb. am 14. Dec. 1790, diente in den Armeen des Kaiserreichs und war Kammerherr *Napoleon's*. Nachdem er nach der Rückkehr der *Bourbons* einige Jahre Adjutant des Herzogs von *Orleans* gewesen, trat er 1820 ins Privatleben zurück. — Die Nebenzweige der *Marquis von Fosseux* sind sehr zahlreich. Darunter gehören vornehmlich die Familie der *Wastines*, Prinzen von *Robecque* und *Morbecque*, gestiftet 1490 von *Dgier von M.*, erloschen 1813 in der Person des *Anne Louis Alex. von M.*; die Familie der Herren von *Hallot* und *Bouteville*, dann der Herzoge von *Beaufort-M.* und von *Piney-Luxembourg*, 1546—1761, welcher der Marschall von *Luxembourg* (s. d.) angehört; die Familie der Herzoge von *Châtillon-Bouteville*, von *Dlonne*, und die von dem dritten Sohne des Marschalls gegründete jüngere Linie *Piney-Luxembourg*, welche noch fortbauert in der Person des Generallieutenants *Charl. Emanuel Sigismond von M.*, Herzogs von *Luxembourg*, geb. am 27. Juni 1774, der 1830 die *Pairswürde* verlor, weil er den Eid verweigerte; endlich die Familie der Prinzen von *Lingri*, die *Christian Louis*, ein vierter Sohn des Marschalls, stiftete, und deren jetziges Haupt *Anne Edouard Louis von M.*, Herzog von *Beaumont*, geb. 1802, ist. — Außer den drei Hauptstämmen mit ihren Nebenzweigen zählt das Geschlecht auch noch viele ältere Nebenäste, wie die Herren von *Marly*, 1160—1356, die Herren von *Bouqueval* und *Goussainville*, 1306—1461, die Herren von *Croisilles* und von *Courrières*, welche 1599 mit ihren Seitenzweigen erloschen. Der wichtigste der alten Nebenäste ist jedoch die 1230 von *Gui von M.* gestiftete Familie *Montmorency-Laval*. Aus derselben entsprangen die Herren von *Attichy*, 1267—1408, die Herren von *Chalouyou* und *Maiz*, 1333—1474, die Herren von *Lezai*. Letzterm, 1528 von *Gui de Laval* gestifteten Zweige gehörte *Matthieu Jean Félicité von Laval-Montmorency* (s. d.) an. — Ihr gehörte ferner an *Anne Pierre Adrien*, Herzog von *Laval-M.*, geb. am 29. Dec. 1768, *Pair* von Frankreich und span. Grande. Derselbe war 1814 franz. Gesandter zu *Madrid*, 1822 zu *Rom*, 1828 zu *Wien* und 1829 zu *London*. Unter dem Minister *Polignac* trug man ihm das Portefeuille des Auswärtigen an, das er jedoch ausschlug; 1830 verlor er die *Pairswürde* wegen Verweigerung des Eides. Er starb am 8. Juni 1837. — Gegenwärtig ist der Generallieutenant *Eugène Alex. de M.*, Herzog von *Laval*, geb. am 20. Juli 1773, das Haupt der Familie *Laval-Lezai*. — Aus der Familie *Laval* sind außerdem hervorgegangen die Herren von *Bois-Dauphin*, 1433—1672, ferner die 1484 gestiftete Linie *Laval-Tartigni*, deren letzter Nachkomme *Louis Adélaïde Anne Jos.*, franz. Generallieutenant, geb. am 18. Dec. 1752, war. Derselbe wohnte in der Armee *Condé's* den Feldzügen von 1796 und 1797 bei und starb im März 1828. — Nach der Erhebung der *Baronie Bourbon* zur *Pairie* und zum Herzogthum im J. 1327, sollen die *Montmorencys* mit Bewilligung des Königs und der Nation den Titel der „ersten Barone von Frankreich“ angenommen haben. Bis zu Ende des 18. Jahrh.

zählte das Geschlecht unter seinen Gliedern sechs Connetables, elf Marschälle und vier Admirale. Vgl. „Les Montmorency de France et les Montmorency d'Irlande“ (Par. 1828).

Montmorency (Anne de), Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherren des 16. Jahrh., war der Sohn Guillaume's und der Enkel Jean's II. de M., und wurde im März 1493 geboren. Er zeichnete sich in den Kriegen König Franz's I. gegen Kaiser Karl V. durch Muth und Geschick aus, gewann in der Schlacht von Bicoque den Marschallsstab und folgte dem Könige nach Italien, wo er 1525 in der gegen seinen Rath gelieferten Schlacht bei Pavia ebenfalls in Gefangenschaft gerieth. Nachdem er durch den Frieden von Madrid die Freiheit erhalten, wurde er als geschickter Finanzmann, Diplomat und Rechtskenner die Seele der Verwaltung, und 1538 ernannte ihn der König zum Connetable. Indessen zog er sich durch Rauheit seines Wesens und die Strenge seiner Sitten viele Feinde zu. Weil er dem Dauphin sehr zugethan war, wurde er auch dem Könige verdächtig, der zugleich seine Politik rücksichtlich des Kaisers mißbilligte. M. mußte sich deshalb 1541 plötzlich vom Hofe auf seine Güter zurückziehen, wo er zehn Jahre in voller Ungnade zubrachte. Erst als der Dauphin als Heinrich II. den Thron bestieg, trat er wieder an die Spitze der Geschäfte. Im J. 1557 erlitt er als Oberbefehlshaber die furchtbare Niederlage bei St.-Quentin und wurde dabei verwundet und mit einem seiner Söhne gefangen. Seine Freiheit erkaufte er durch den unvortheilhaften Frieden von Châteaue-Cambresis, in welchem Frankreich alle Früchte seiner blutigen Kriege verlor. Er stand im Begriff, die Zügel der Verwaltung wieder zu ergreifen, als der Tod Heinrich's II. dazwischentrat. Nach der kurzen Regierung Franz's II. gelang es ihm jedoch, während der Minderjährigkeit Karl's IX., ungeachtet des Widerstrebens der Katharina von Medici, seinen Einfluß zurückzuerhalten. Er bildete mit dem Herzog von Guise und dem Marschall Saint-André das berühmte Triumvirat. Im J. 1562 gewann er als General des königlichen Heers gegen die von Condé befehligten Hugenotten die Schlacht von Dreux, in welcher merkwürdigerweise beide Anführer die Freiheit verloren. Nach Erneuerung des Bürgerkriegs bezwang er 1567 die protestantischen Streitkräfte unter dem Prinzen Condé nochmals in der Ebene von Saint-Denis. In dieser Schlacht empfing er jedoch eine tödtliche Wunde, an welcher er den folgenden Tag, am 11. Nov. 1567, zu Paris starb. M. zeugte fünf ihm an Kühnheit und Thatkraft ähnliche Söhne: François, Herzog von M. und Marschall, gest. 1579; Henri, Pair, Marschall und Connetable, gest. 1614; Charles, Herzog von Damville, Pair und Admiral von Frankreich, gest. 1612; Gabriel, Baron von Montbérón, getödtet in der Schlacht bei Dreux, und Guillaume, Herr von Thoré, gest. 1593.

Montmorency (Henri II., Herzog von), der Enkel des Vorigen und der Sohn Henri's I., wurde am 30. Apr. 1595 zu Chantilly geboren. König Heinrich IV. war sein Vathe und nannte ihn nur seinen Sohn. Im Alter von 17 Jahren erhob ihn Ludwig XIII. zum Admiral. Er rechtfertigte dieses Vertrauen, indem er die Hugenotten in Languedoc besiegte und dann den Rochellern die Insel Ré wegnahm. Im J. 1628 gewann er bedeutende Vortheile über den Herzog von Rohan, der die protestantische Streitmacht führte. Der Hof gab ihm dafür 1630, während des mantuanischen Successionskrieges, den Oberbefehl in Piemont, wo er die Spanier unter Doria schlug und letzterm eigenhändig zwei Wunden beibrachte. Nach diesem Siege, dem die Aufhebung der Belagerung von Casale folgte, erhielt er den Marschallsstab. Von Glück trunken, glaubte er jetzt sogar dem Minister Richelieu (s. d.) entgegenzutreten zu können. Er nahm den aus dem Reich vertriebenen Herzog Gaston von Orleans (s. d.) mit einer Schar span. Reiter in seinem Gouvernement Languedoc auf, wobei er weniger ein politisches Parteiinteresse verfolgte, sondern gleichsam als erbetener Secundant auftrat. Am 23. Aug. 1632 wurde er dagegen vom Hofe zum Majestätsverbrecher erklärt und seiner Würden und Güter beraubt, welches Verfahren sein kühnes Gemüth nur reizte. Der Marschall Schomberg erschien hierauf an der Spitze königlicher Truppen und lieferte den Aufreihern am 1. Sept. 1632 bei Castelnaudary ein sehr kurzes Treffen, in welchem M., nach verzweifelter Anstrengung, auf den Tod verwundet wurde. Man fand ihn so auf dem Schlachtfelde und führte ihn gefangen nach Toulouse, wo das Parlament über ihn das Todesurtheil fällte. Obgleich er tiefe Neue

zeigte und zahllose Fürsprecher hatte, so war doch Ludwig XIII. zur Begnadigung nicht zu bewegen. Am 30. Oct. 1632 wurde er auf dem Stadthause zu Toulouse enthauptet. Keiner seiner Zeitgenossen soll ihn an Schönheit, Anmuth und Kühnheit übertroffen haben. Da er keine Kinder hinterließ, so fielen die Güter dieser Linie an seine Schwester Charlotte, die Gemahlin Heinrich's II. von Bourbon-Condé; durch den Tod des letzten Condé gingen dieselben in neuerer Zeit an das Haus Orleans über.

Montmorency (Mathieu Jean Félicité, Herzog von Laval-), franz. Minister während der Restauration und Pair, wurde zu Paris am 10. Juli 1767 geboren. Er kämpfte im nordamerikan. Freiheitskriege und trat beim Ausbruche der Revolution als Abgeordneter seines Standes in der Nationalversammlung für die politische Bewegung auf. Als der Krieg gegen das Ausland begann, bot er sogar seinen Degen an und stellte sich unter den Befehl des Marschalls Luckner. Allein die reisenden Fortschritte der Revolution bewogen ihn, aus Frankreich in die Schweiz zu fliehen, wo ihm Frau von Stael zu Coppet ein Asyl eröffnete. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte er nach Frankreich zurück; doch sein inniges Verhältniß zur Stael machte ihn später Bonaparte verdächtig, sodaß er mehrfache Verfolgungen erdulden mußte. Nach der Restauration wurde er deshalb der eifrigste Vertreter des bourbonischen Interesses. Er erhielt im Apr. 1814 beim Grafen Artois die Stelle eines Adjutanten, begleitete 1815 die Herzogin von Angoulême nach Bordeaux und London und ging dann nach Gent zu Ludwig XVIII. Der König, der in ihn großes Vertrauen setzte, ernannte ihn am 17. Aug. 1815 zum Pair und, nach Entlassung der Minister Pasquier und Siméon, am 24. Dec. 1821 zum Minister des Auswärtigen und bald darauf zum Präsidenten des Cabinets. Als solcher ging er 1822 zum Congresse nach Verona und beförderte 1823 den Krieg gegen die span. Cortes. Weil er mit Willküle zerfiel, mußte er jedoch sein Portefeuille an seinen Freund Chateaubriand abgeben. Karl X., der ihn besonders liebte, weil er die Jesuiten begünstigte, ernannte ihn zum Erzieher des jungen Herzogs von Bordeaux. M. starb am 24. März 1826 in der Kirche während des Gebets. Ohne daß er je etwas geschrieben, hatte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede erwählt.

Montpellier, die Hauptstadt des franz. Departements Hérault, liegt in einer reizenden, durch ihr mildes Klima berühmten und deshalb Kranken zur Heilung empfohlenen Gegend zwei Stunden vom Mittelländischen Meere auf einer Anhöhe, welche ein angenehmes Thal umgibt. Sie ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Citadelle, 21 Kirchen und 37000 E., worunter über 5000 Reformirte. Die Vorstädte sind regelmäßig und schön gebaut, desto unschöner aber ist die innere Stadt mit ihren engen, steilen, winkelfigen und schmutzigen Gassen. Eine Fierde der Stadt ist der mit schönen Anlagen versehene öffentliche Platz Peyrou auf einem Hügel, von wo aus man die Pyrenäen, das Meer und die Cevennen erblickt. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus die Peterkirche, das Theater, der Concertsaal und das Gouvernementshaus; merkwürdig ist auch die 1/2 Stunde lange Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser versorgt. Die daselbst 1196 gestiftete Universität hat drei Facultäten: die medicinische, von jeher berühmt und im Besitze eines trefflichen botanischen Gartens, des ältesten (seit 1598) in Frankreich; die der exacten und die der schönen Wissenschaften. Außerdem hat die Stadt eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Lyceum und mehre gelehrte Vereine. Die Fabriken liefern besonders chemische Producte, Liqueurs und wohlriechende Wasser; ferner Woll-, Baumwoll- und feine Lederwaaren. Den bedeutenden Handel mit diesen Fabrikaten, sowie mit Wein und Sämereien unterfügt der bis ans Meer führende Kanal Grave. M. ist der Mons pessus oder Mons puellarum der Römer. Im Mittelalter wurden daselbst fünf Concilien von 1162—1258 gehalten. Nach dem Aussterben seiner eigenen Herren kam es gegen Ende des 13. Jahrh. durch Erbschaft an die Könige von Aragonien und von diesen an die von Majorca, denen es 1350 Philipp VI. von Frankreich abkaufte. Unter Heinrich III. wurde es ein Hauptsitz der Hugenotten, der sich erst nach vielen Kriegen und einer langen Belagerung im J. 1622 der Regierung unterwarf.

Montpensier (Anne Marie Louise von Orleans, bekannt unter dem Namen Mademoiselle, Herzogin von), geb. zu Paris am 29. Mai 1827, war die Tochter des

Herzogs Gaston von Orleans (s. d.), des Bruders Ludwig's XIII. von Frankreich, und der Maria von Bourbon, der Erbin des Hauses Montpensier. Den größten Theil ihres Lebens beschäftigte sie sich mit Heirathsentwürfen, die meist daran scheiterten, weil der Hof ihr außerordentliches Vermögen nicht in fremde Hände übergehen lassen wollte. Gleich ihrem Vater war sie stolz, heftig, eitel und unternehmend; doch theilte sie nicht dessen Feigheit und Wankelmüthigkeit, sondern war kühn und festen Charakters. Als die Unruhen der Fronde (s. d.) ausbrachen, suchten sich die Parteien ihrer zu bemächtigen. Wiewol sie Ursache hatte, sich über die Verlegenheit des Ministers Mazarin und der Königin Anna zu freuen, unternahm sie doch in den ersten Jahren nichts Feindseliges gegen den Hof. Als sich aber endlich ihr Vater mit dem Prinzen von Condé verband, ergriff nun auch sie aus Liebe für den Erstem entschiedene die Sache der Frondeurs. Im März 1652 schickte der Herzog seine Tochter nach Orleans, um die Stadt seiner Partei zu erhalten. Die Prinzessin brachte es durch ihr kühnes Betragen in der That dahin, daß die Bürger ihre Thore den Truppen des Hofes verschlossen. Noch wichtiger war der Dienst, den sie der Fronde am 2. Juli desselben Jahres während des Treffens in der Vorstadt St.-Antoine zu Paris leistete. Die Bürger der Hauptstadt, des Kriegs müde, verweigerten dem von Turenne hart bedrängten Condé die Öffnung der Thore. Nur durch die eifrigsten Bemühungen gelang es der Prinzessin, den Einlaß der Insurgenten durchzusetzen. Als aber auch Turenne mit eindrang, begab sie sich in die Bastille und ließ hier, auf einen ihrem Vater abgedrungenen Befehl, die Kanonen auf die königlichen Truppen abfeuern, was dieselben zum Rückzuge zwang. Die Ausöhnung ihres feigen Vaters mit dem Hofe brachte sie in große Gefahr. Sie verbarg sich anfangs bei ihren Freunden und ging dann auf ihr Landgut St.-Fargeau, wo sie Verbindungen mit dem nach Spanien übergetretenen Condé unterhielt und eine Menge geistreicher Männer um sich sammelte. Erst nach vier Jahren, 1657, durfte sie an den Hof zurückkehren. Im Alter von 40 Jahren verliebte sie sich leidenschaftlich in den jungen und schönen Grafen von Lauzun, der diese Neigung wol kaum im Ernste erwiderte. Sie besaß 20 Mill. Francs, vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu und den Palast Luxembourg und gefiel sich in der Idee, dieses unermessliche Vermögen ihrem Geliebten ohne Vorbehalt zuzubringen. Der König Ludwig XIV. willigte auch im Nov. 1670 aus Freundschaft für Lauzun in die Vermählung und der Ehecontract wurde geschlossen. Allein die Montespan, die Feindin Lauzun's, stellte dem Könige das Nachtheilige dieser Verbindung rücksichtlich der Interessen des königlichen Hauses vor, sodaß Ludwig sein Wort zurücknahm. Lauzun wurde bald darauf eingekerkert, und dies geschah wahrscheinlich, weil er sich heimlich mit der Prinzessin vermählt hatte. Vergebens setzte jetzt die fast närrisch verliebte Fürstin Bitten, Thränen und Drohungen daran, ihrem Geliebten die Freiheit zu verschaffen. Erst als sie dem Herzoge von Maine, dem Sohne der Montespan, die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu abgetreten, wurde Lauzun, nach zehnjähriger Gefangenschaft, freigelassen. Lauzun vergalt jedoch seiner großmüthigen Geliebten das Opfer schlecht; er stellte dieselbe bloß und mißhandelte sie, sodaß sie sich 1685 von ihm trennte. In ihren letzten Jahren widmete sich die Prinzessin ganz der Religion und frommen Werken. Sie starb am 5. März 1693. Ihre „Mémoires“ (beste Ausg., 8 Bde., Amst. 1746) sind für die Hofgeschichte sehr wichtig, obschon dieselben nicht selten Kleinigkeiten mit großer Breite erzählen. Ihr Universalerbe war der Herzog von Orleans, der Bruder Ludwig's XIV.

Montreal, eine der wichtigsten Städte in Untercanada im brit. Nordamerika, liegt auf der gleichnamigen, sehr fruchtbaren Insel in dem vom Lorenzstrom gebildeten See St.-Louis und ist sehr schön gebaut. Auf dem Markte steht die 30 F. hohe Statue Nelson's. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 30000, meist franz. Abkunft, wie denn auch das Französische die allgemeine Umgangssprache ist. Es gibt mehre Fabriken; doch am wichtigsten ist die Stadt als Handelsstadt, namentlich als Hauptstapelplatz für den Pelzhandel. Sie wurde um 1640 angelegt und 1760 von den Briten erobert.

Montrose (Sam. Graham, Graf von), stammte aus dem schot. Königsgeschlechte der Stuarts und wurde 1612 zu Edinburg geboren. In seiner Jugend machte er große Reisen durch Europa und bot dann Karl I. von England seine Dienste an. Auf Betrieb

des Herzogs von Hamilton wies man ihn jedoch schnöde zurück, sodaß er nach Schottland ging und in der Armee der Presbyterianer einen Befehl übernahm. Von den presbyterianischen Häuptern beleidigt und zurückgesetzt, ließ er sich nach einiger Zeit bewegen, erst heimlich, dann offen das königliche Interesse in Schottland zu vertreten. Er sammelte die Royalisten des Landes und eröffnete nach Ankunft eines Corps von 1100 Irländern 1644 gegen die Covenanten (s. Schottland) den förmlichen Krieg. Obschon er wol kaum großes Feldherrntalent besaß, entwickelte er doch außerordentliche Kühnheit, Geschick und Beharrlichkeit. Nachdem er im Dec. den Grafen Argyle bei Inverlochy aufgerieben, wurde ihm der General Baillie entgegengeschickt, den er an der Spitze seiner Hochländer am 15. Aug. 1645 in einer blutigen Schlacht bei Kilsitt vernichtete. Hierauf rief er zu Glasgow ein königlich gesinntes Parlament zusammen, das Subsidien bewilligen mußte. Der bedrängte Covenant zog unterdeß die presbyterianische Armee unter Lesly aus England zurück, und von dieser überlegenen Macht wurde er am 13. Sept. 1645 bei Selkirk vollständig geschlagen. Er floh mit wenigen Begleitern über den Tweed und führte einen nutzlosen Parteiengängerkrieg, bis ihm der im schot. Lager gefangen gehaltene König gebot, den Kampf einzustellen und ins Ausland zu gehen. Er wendete sich nach Frankreich und von da, weil ihn Mazarin sehr kalt behandelte, nach Deutschland, wo er in den letzten Feldzügen des Dreißigjährigen Kriegs zum kaiserlichen General emporstieg. Nach dem Tode Karl's I. begab er sich in den Haag und bot Karl II. zur Wiedereroberung der Krone seinen Degen an. Er warb durch die Unterstützung Dänemarks und Schwedens ein kleines Corps, brachte dasselbe auf niederländ. Schiffen nach den Orcaden und landete endlich im Apr. 1650 an den Küsten der Grafschaft Caithness. Allein die Bevölkerung, des Kriegs müde, floh bei seinem Erscheinen, und Lesly schickte den Oberst Stravghan ab, der die royalistischen Truppen beim ersten Angriff zerstreute. M. selbst floh als Bauer verkleidet in die Berge und mußte sich nach einigen Tagen, von Hunger und Kälte aufgerieben, einem seiner frühern Offiziere Namens Aston, entdecken. Derselbe versprach ihn zu retten, lieferte ihn aber, von den 2000 Pf. St. angelockt, die das Parlament auf seinen Kopf gesetzt hatte, an Lesly aus. Man schaffte ihn nach Edinburg, wo ihn das Parlament verurtheilte, an einen 30 F. hohen Galgen gehangen zu werden. Er erlitt diese Strafe am 21. Mai 1650 und starb mit großer Standhaftigkeit. Sein Kaplan Wishart hat sein Leben beschrieben; auch erschien neuerdings eine Schrift unter dem Titel „Montrose and covenanters“.

Mont Saint-Jean, ein Dorf eine Viertelmeile von Belle Alliance in dem Bezirke Nivelles der belg. Provinz Südb brabant, nach welchem die Franzosen die Schlacht bei Belle Alliance oder Waterloo (s. d.) benennen.

Montserrat, eine uralte, berühmte, jetzt zum Theil zerstörte Benedictinerabtei in der span. Provinz Catalonien, erhielt ihren Namen von den vielen, den Zacken einer Säge (serre) ähnlichen Spitzen des Bergs, an und auf welchem sie erbaut wurde. Derselbe hat eine Höhe von 3800 F., und nicht Jeder dürfte im Stande sein, die gefährlichen, in den schroffen Fels gehauenen Stufen zu den ehemaligen 13 Einsiedeleien, welche einen Theil des Klosters ausmachten, zu erklimmen. Die jüngsten Mönche wohnten am höchsten und horsteten wie die Adler auf den höchsten Bergspitzen. Vom Kloster aus wurden sie durch abgerichtete Maulesel mit Lebensmitteln versorgt, und nur an Festtagen versammelten sie sich zum gemeinschaftlichen Gottesdienst in der Klosterkirche. Manche dieser Einsiedeleien hatten nicht mehr Raum, als die kümmerliche Hütte einnahm, manche aber noch ein Gärtchen daneben; einige schienen in der Luft zu hängen, und nur mittels Leitern und Brücken über schauerliche Abgründe konnte man zu ihnen gelangen. Immer weiter rückten die Bewohner derselben mit den Jahren herab in die dem Kloster näher liegenden Einsiedeleien, sowie deren Inhaber abstarben, bis sie endlich in das Kloster selbst gelangten. Zum Theil schon am 28. Juli 1812 von den Franzosen zerstört, litt das Kloster noch mehr im J. 1827, wo es der Hauptherd des karlistischen Aufstandes in Catalonien war.

Montur, s. Uniform.

Monumente, s. Denkmale.

Monza, im Alterthume Moditia, in der Lombardei, in der jetzigen Delegation Mailand des lombard.-venet. Königreichs, am Lambro, ist eine sehr alte Stadt und zählt gegen

6000 E. Das dasige Schloß ist ein sehr elegantes, großes Gebäude, am merkwürdigsten aber durch den dasselbe umgebenden, in mehre Abtheilungen zerfallenden Park, der der größte in ganz Italien ist. Der alte Justizpalast war ehemals die Wohnung der lombard. Könige. In der schönen ehrwürdigen Domkirche zu St. Johannes wird die Eiserne Krone (s. d.) aufbewahrt. In der Umgegend gibt es eine Menge prachtvoller Landhäuser.

Moor nennt man sumpfiges, morastiges Land von meist schwarzer Beschaffenheit in Folge der vegetabilischen Beimischungen. Dem Moor steht entgegen der Sumpf (s. d.) und zwischen beiden der Bruch (s. d.). Man unterscheidet Grünmoore, welche auf ihrer Oberfläche mit Rasen und hohen Gräsern überzogen sind; Hochmoore, wenn das Moor sehr hoch liegt, und Schwarz- und Haide Moore, auf denen bloß Haidepflanzen wachsen. Sowol zum Heugewinn, wie zur Weide sind die Moore nur von geringem Werth; letzterer ist vielmehr dadurch bedingt, daß sie sich zum Torfstich eignen. (S. Torf.) Die größten Moore findet man in Amerika und Westindien, auch im nördlichen Europa, sowie in Ungarn und Polen. In Deutschland sind als die bedeutendsten Moore zu bemerken die in Ostfriesland, in der Lüneburger Haide, das Teufelsmoor bei Bremen, das Bourtangermoor in der Provinz Grönningen und das trocken gelegte Donaumoor (s. d.) in Baiern. Das in den genannten und andern deutschen Gegenden übliche Moorbrennen veranlaßt mit den Höhenrauch (s. d.).

Moore (Sir John), ein tapferer brit. General, der Sohn des als Arzt und Schriftsteller bekannten Dr. Moore, wurde zu Glasgow 1761 geboren und erhielt seine Erziehung auf dem Festlande, wo sich sein Vater als Gesellschafter des Herzogs von Hamilton aufhielt. Durch die Vermittelung des Letztern trat er 1776 in die brit. Armee und wohnte dem amerik. Kriege bei, 1793 dem Zuge nach Gibraltar und im folgenden Jahre der Expedition gegen Corsica. Unter Andern zeichnete er sich bei der Belagerung von Calvi aus und erhielt dafür, als er im Nov. 1795 mit dem General Stewart zurückkehrte, den Grad eines Brigadegenerals. Als solcher folgte er im Febr. 1796 dem Sir Ralph Abercrombie mit einer Brigade nach Westindien, der ihm nach der Eroberung von St. Lucie im Mai 1796 das Gouvernement dieser Insel anvertraute. M. reinigte die Insel von den Negerbanden, mußte aber im Aug. 1797 seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren. Unter Abercrombie, der ihm im Sept. folgte, übernahm er nun ein Commando der brit. Streitkräfte in Irland und leistete der Regierung in dem Aufstande von 1798 (s. Irland) außerordentliche Dienste, sodaß er zum Generalmajor emporstieg. Im Juni 1799 begleitete er den Herzog von York auf der Expedition nach Holland, mußte jedoch, schwer verwundet, nach England zurückkehren. Kaum genesen, übernahm er wieder ein Commando in der zur Expedition nach Agypten bestimmten Armee unter Abercrombie. An der Spitze der Reserve wurde er bei Abukir wieder verwundet, vermochte jedoch an der Belagerung von Kairo Theil zu nehmen. Nach der Einnahme von Alexandrien kehrte er nach England zurück und erhielt ein Commando im Innern. Im Mai 1808 wurde er zum Obergeneral des 10000 M. starken Corps ernannt, welches Schweden gegen die Russen, Dänen und Franzosen unterstützen sollte. Der König Gustav IV. Adolf überwarf sich bei der Landung zu Gothenburg mit ihm und ließ ihn einen Augenblick festnehmen, weshalb M. die Expedition zurückführte. Hierauf erhielt er den Befehl, nach Portugal abzugehen, wo er kurz nach Abschluß der Capitulation von Cintra anlangte. Hier übernahm er den Oberbefehl, vereinigte sich mit dem 15000 M. starken Corps unter General Bairo und drang nach Spanien gegen Burgos vor, in der Hoffnung, daß die zahlreichen span. Insurgenten sich ihm anschließen würden. Obschon er zu Salamanca wahrnehmen mußte, daß eine schnelle Vereinigung sämtlicher Streitkräfte unmöglich sei, wagte er doch, dem General Hope auf Madrid nachzuziehen. Soult stellte sich ihm bei Saldanha entgegen, und Napoleon selbst setzte sich in Bewegung, um die Briten vom Meere abzuschneiden. M. entschloß sich in dieser Lage, den Rückzug nach Coruña zu nehmen und dort seine sämtlichen Streitkräfte einzuschiffen. Er gewann einen bedeutenden Vorsprung, indem er die Franzosen durch angezündete Feuer täuschte, und gelangte am 11. Jan. 1809 vor Coruña an. Indes ereilten ihn die Franzosen doch und zwangen ihn am 16. Jan. zu einer blutigen Schlacht, in welcher er tödtlich verwundet wurde. Er starb nach einigen Stunden mit der Gewißheit, daß sein Heer

gerettet sei. Sein Bruder gab eine Geschichte dieses Feldzugs (Lond. 1809) und das Leben M.'s (Lond. 1834) heraus; gründlicher beurtheilt ihn Napier in der „History of the war in the peninsula“ (3 Bde., Lond. 1832).

Moore (Thom.), einer der berühmtesten unter den neuern engl. Dichtern, geb. am 28. Mai 1780 zu Dublin, der Sohn eines dortigen katholischen Kaufmanns, erhielt durch Sam. Whyte, den Jugendlehrer des berühmten Sheridan, den ersten Unterricht und machte solche Fortschritte, daß er bereits im 14. Jahre die Universität zu Dublin beziehen konnte. Im J. 1799 ging er nach London, um im Middle Temple die Rechte zu studiren. Hier gab er seine treffliche Uebersetzung des Anakreon, die er schon in früher Jugend begonnen haben soll, heraus. Im J. 1803 erhielt er die Stelle eines Schreibers beim Admiralgerrichte auf der Insel Bermuda, die er durch einen Stellvertreter verwalten ließ, während er selbst die Vereinigten Staaten bereiste, die aber seine Erwartungen nicht befriedigten, daher er sie in seinen „Odes and epistles“ (2 Bde., 1806) scharf mitnahm. Zwei Jahre später gab er unter dem Namen Thomas Little eine Sammlung Liebesgedichte heraus, die häufig unanständig sind, aber sich durch Anmuth und Wärme ungewöhnlichen Beifall erwarben. Hierauf wendete er sich zur Satire und schrieb mehre Flugschriften in Versen und in Prosa, in denen er mit heftigem Wig und Spott die Torypartei und selbst den Prinzregenten verfolgte, z. B. „Corruption and intolerance“ (1808), „The sceptic“ (1809), „A letter to the roman catholics of Dublin“ (1810) und „The twopenny postboy“ (1810), denen sich später „The fudge family in Paris“ (1818) und „Fables for the holy alliance“ (1823) anschlossen. Mit seinen wichtigsten Werken trat M. aber erst seit 1813 hervor. Seine „Irish melodies“, Leyer zu Stevenson's irischen Nationalmelodien, gehören zu den trefflichsten Erzeugnissen der engl. Lyrik. Ein Seitenstück dazu bilden die „Sacred songs, duets and trios“ (1816), mit Musik von M. und Stevenson. Sein größtes und gefeiltstes Werk, die morgenländ. Dichtung „Lalla Rookh“ erschien 1817. M. bereiste nun Frankreich und Italien und war 1822 auch genöthigt, längere Zeit seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, da in England ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen war, indem sein Stellvertreter in Bermuda Gelder veruntreut hatte. M. deckte indes die fehlenden Summen mit dem Ertrage seiner Schriften, kehrte 1823 wieder nach England zurück und nahm seinen Wohnsitz in einer Hütte bei Devizes in Wiltshire. Von dichterischen Werken erschienen von ihm nur noch „The loves of the angels“ (1823), eine Art Seitenstück zu „Lalla Rookh“, und seine Erzählung „The Epicurean“ (1827). Neuerdings erschien eine vollständige Sammlung seiner Gedichte (10 Bde., Lond. 1840—42). Seitdem scheint er das Gebiet der Dichtung verlassen und sich dem Studium der Geschichte seines Vaterlands zugewendet zu haben. Schon 1823 hatte er in seinen „Memoirs of the life of captain Rock“ eine Schilderung von dem Zustande Irlands gegeben, die trotz der vorherrschenden Parteifarbe das von der engl. Regierung gegen die Irländer seit Jahrhunderten befolgte System wahr darstellte. Seine „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald“ (2 Bde., Lond. 1831) sind ein schätzbare Beitrag zur irischen Geschichte. Dagegen fand die glänzende Sophistik, die er in seinen „Travels of an irish gentleman in search of religion“ (2 Bde., Lond. 1833) zeigte, mehre tüchtige Gegner. Eine „History of Ireland“ lieferte er in Lardner's „Cyclopedia“. Auch gab er 1821 Sheridan's Werke heraus und schrieb 1825 dessen Biographie, die interessant, doch nicht ohne Mängel ist. Die von ihm herausgegebenen „Letters and journals of Lord Byron with notices of his life“ (1830) sind kein Ersatz dafür, daß er die von Byron ihm übergebenen handschriftlichen Denkwürdigkeiten auf Andringen von dessen Verwandten vernichtete. M.'s Eigenheit als Dichter sind Anmuth des Ausdrucks und reiche Bildersprache; aber er hat mehr Wig als Phantasie, und ist mehr sinnreich als innig.

Moorhirse ist eine im südlichen Europa, bei den nogaiischen Tataren und in Kaukasien häufig cultivirte Pflanze, welche die Stelle des Hirse vertritt. Da aber das Mehl der Körner gering und wenig schmackhaft ist, so wird der Moorhirse mehr zum Viehfutter als zum Brotbacken verwendet. Von besserer Beschaffenheit ist der Zuckermoorhirse, welcher in Ungarn, in der Bucharei, in Astrachan und an der Wolga gebaut wird. In der Bucharei ist der Zuckermoorhirse das einzige Brotkorn. In Deutschland gedeiht er nicht.

Moose, eine große Familie von Pflanzen aus der Abtheilung der Kryptoga-

men (s. d.). Ihrer Kleinheit, Häufigkeit und verhältnißmäßig geringen Nuzbarkeit wegen, von der Menge wenig beachtet, lassen sie dennoch bei mikroskopischer Untersuchung eine sehr mannichfaltige Gestalt und Einrichtung gewahren, weshalb viele Botaniker sie vorzugsweise zum Studium erwählt haben. Sie bestehen, ebenso wie Pflanzen der höhern Classen, aus Wurzeln, Stengel, Blättern und Befruchtungswerkzeugen. Die letztern, durch Hedwig's Bemühungen zuerst genauer bekannt, bestehen aus geschlossenen becherförmigen Kapseln, über welche ein konisches Hütchen gestülpt ist. Sie enthalten mikroskopische Samenkörner, auf welche mittels des kleinen Hutes der männliche Befruchtungsstoff übertragen wird, der sich in gewissen sternförmigen Gebilden, die Knospenartig in den Blattwinkeln hervorzuschauen, erzeugt. Solches ist die gewöhnliche Ansicht über die Fortpflanzung der Moose, doch nicht die ausschließend geltende. Die Moose zerfallen in viele Gattungen und Arten, lieben den Schatten und gemäßigte Klimate, finden in der Medicin kaum eine Anwendung, sind aber zu manchen ökonomischen und technischen Zwecken sehr nützlich.

Mopsus, der Sohn des Amphyr und der Nymphe Chloris, aus Thessalien, war ein berühmter Seher bei den Argonauten und bekannt als kalydonischer Jäger. Er starb in Libyen an einem Schlangengebisse, wurde dort von den Argonauten bestattet und erhielt Heroendienst und Drakelstätte. — **Mopsus**, der Sohn des Apollon oder des Kreter's Rhaktos und der Manto (s. d.), war der Gründer von Mallos in Kleinasien und des Drakels daselbst.

Mora, ein schon im Alterthume bekanntes und noch jetzt in Italien sehr gewöhnliches Spiel, besteht darin, daß Jemand die Hand oder auch beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern schnell ausstreckt, und ein Anderer in demselben Augenblicke angibt, wie viel Finger jener nicht eingeschlagen hat. Etwas Ähnliches ist das deutsche Gerabe oder Ungerade.

Mora (Don José Joaquín de), einer der vorzüglichern unter den neuern span. Dichtern, aus Cadix gebürtig, hatte in Granada seine Studien vollendet, als die franz. Invasion im J. 1808 auch ihn unter die Waffen rief. Später von den Franzosen gefangen genommen, wurde er nach Frankreich gebracht. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland im J. 1814 übernahm er die Redaction der „Cronica literaria y científica“, die bald unter die gelesesten und geschätztesten Journale gehörte. Nach der Wiedereinführung der Constitution im J. 1820 redigirte er die Blätter „El constitucional“ und „La Minerva“. Auch erschien von ihm aus dem Englischen übersetzt „Los consejos que dirigió á las Cortes y al pueblo español Jer. Bentham“ (Madr. 1820). Als 1823 die absolute Monarchie wiederhergestellt wurde, sah er sich genöthigt, auszuwandern. Er flüchtete sich nach London, wo er das Taschenbuch „No me olvidas, recuerdos de la amistad“ (Lond. 1824—27), „Ginnastica del bello sexo“ (Lond. 1824; 2. Aufl., 1827), „Cuadro de la historia de los Arabes“ (2 Bde., Lond. 1826) und „Meditaciones poeticas“ (Lond. 1826, 4.) herausgab. Überdies hat er zu mehren von den span. Flüchtlingen zu London herausgegebenen Journalen reichlich beigetragen. Im J. 1827 folgte er Ribadavia nach Buenos-Ayres; später ließ er sich in Santiago de Chile nieder. Eine reichliche Auswahl seiner lyrischen Gedichte findet sich in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas“; auch erschienen „Leyendas en verso y prosa y algunas poesias sueltas casi todas ineditas hasta ahora“ (Lond. 1840). M. hat sich in den meisten lyrischen Dichtarten versucht, und meist mit Glück; alle seine Gedichte zeichnen sich aus durch Das, was man Poesie der Sprache nennt, durch Anmuth, Gefälligkeit und einen überaus fließenden Versbau; doch sind die scherzhaften und satirischen seine eigentliche Stärke. — Nicht zu verwechseln ist M. mit einem andern gleichnamigen span. Schriftsteller in Amerika, José Maria Luis M., der „Méjico y sus revoluciones“ (8 Bde., Par. 1836) und „Obras sueltas“ (2 Bde., Par. 1838) erscheinen ließ.

Morabiten, d. h. Grenzenbeschützer, bei den Spaniern Almoravides genannt, ist der Name eines besondern arab. Stammes, der schon in den ersten Zeiten der Hebschra bis an die äußersten Grenzen Afrikas vordrang, sich in dem jezigen Gebiete von Marokko niederließ, und gegen 1075 n. Chr. eine Dynastie gründete, welche in Nordafrika und in Spanien einige Zeit sich behauptete. Gestiftet wurde dieselbe durch Abubekr ben Dmar, nach der

Eroberung der Stadt Segelmessa im J. 1075 n. Chr. Sein Nachfolger Jussuf ben Taschfin erbaute die Stadt Marokko und unterwarf sich 1106 die arab. Provinzen Spaniens. Es endete die Dynastie 1163 mit Ischak ben Ali, welchem Marokko durch die Dynastie der Almohaden entrisen wurde. Die Nachkommen der Morabiten, unter dem Namen Marabut bekannt, genießen wegen ihrer größern Bildung noch gegenwärtig eines großen Ansehens unter den nordafrikan. Arabern in der Berberei, und werden fast als Heilige angesehen, wie in neuerer Zeit z. B. Abd el Kader. Auch nennt man die Grabstätte eines solchen Heiligen ein Marabut.

Moral, s. Ethik, Moralphilosophie und Moralprincip.

Morales (Christoforo de), einer der ausgezeichnetsten Componisten seiner Zeit, der Vorläufer Palestrina's, war aus Sevilla gebürtig und unter Paul III. Sänger in der päpstlichen Kapelle. Seit 1543 finden sich Messen, Motetten und Magnificats von ihm in vermischten Sammlungen, die in Venedig erschienen. Seine Motette „Lamentabatur Jacob“ wurde sonst jährlich am ersten Sonntage der Fasten in der päpstlichen Kapelle aufgeführt.

Morales (Luis, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, Christobal Perez), einer der berühmtesten span. Maler, geb. zu Badajoz 1509, erhielt den Beinamen des Göttlichen (el divino), entweder wegen seiner trefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöse Gegenstände zur Bearbeitung erwählte; auch wurde die Straße, wo er wohnte, nach ihm benannt. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er, zumal in früherer Zeit, in großer Bedrängtheit, weil er seine Gemälde so fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Nachdem er längere Zeit in Sevilla und Madrid gemalt, lebte er in seinem Alter von Philipp's II. Unterstützungen, und starb 1586 in Badajoz. Charakteristisch sind sein strenger Stil und seine oft harte Zeichnung, bei fleißigster Ausführung und weich verschmolzenen Farben. Gemälde von ihm finden sich in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada.

Moralische Person oder **Personengemeinheit** (universitas) ist eine Vereinigung mehrer Personen zu gewissen Zwecken, welche zusammen in Beziehung auf diese Vereinigung ein einziges Rechtssubject bilden. Dieses letztere Recht kann nur durch Sanction der Regierung erlangt werden. Inhaber der Rechte einer solchen universitas sind nicht die einzelnen Mitglieder, sondern die universitas selbst, d. h. der Complex aller Mitglieder als ein Ganzes, sodas also das einzelne Mitglied derselben für sich allein keinen selbständigen Antheil an den Rechten der universitas ansprechen kann, aber auch nicht für die Schulden derselben antheilig haftet, wie dies im Gegensatz hierzu bei der bloßen communio oder societates (s. Gesellschaftsvertrag) der Fall ist. Städte, Dörfer, Gemeinden u. s. w. sind Beispiele von moralischen Personen.

Moralphilosophie bezeichnet im engern Sinne so viel wie Ethik (s. d.) und umschließt alle Untersuchungen, die sich auf das Sittliche und Unsittliche beziehen, mögen sie nun ganz allgemeiner Natur sein, oder sich speciell auf die Sittenlehre (Moral) oder das sogenannte Naturrecht (s. d.) beziehen. Insofern eine solche Untersuchung die letzten Grundbestimmungen über den Werth des Wollens und Handelns darlegen soll, nannte sie Kant auch Metaphysik der Sitten; insofern sie dabei noch keine Rücksicht auf die besondern Verhältnisse des menschlichen Lebens nimmt, ist sie reine Moralphilosophie; angewandte Moral, eigentlich praktische Philosophie, wird sie, indem sie das Letztere thut. — Das Wort moralisch hat jedoch auch noch eine weitere Bedeutung, wo es Alles bezeichnet, was im Unterschiede von dem Physischen auf Bewußtsein und Wollen hinweist, und in diesem Sinne nennt man, besonders im Auslande, namentlich in Frankreich, moralische Wissenschaften im Gegensatz zu den exacten Wissenschaften (sciences exactes) alle diejenigen, welche es mit der Ergründung des geistigen Lebens des Menschen und seinen mannichfaltigen Ausprägungen und Producten zu thun haben. In diesem Sinne gehört z. B. die Psychologie, die Culturgeschichte u. s. w. mit zu den moralischen Wissenschaften.

Moralprincip ist ein Begriff oder Satz, der als höchster Maßstab des ethischen Werths aufgestellt wird, und als der die einzelnen Bestimmungen der Ethik beherrschende der letztern die Form des Systems gibt. In diesen obersten Grundsätzen der Ethik stellt sich natürlich die Verschiedenheit ihrer systematischen Ausbildung selbst dar; einen lehrreichen Versuch, die Verschiedenheit der Moralprincipe auf allgemeine Gesichtspunkte

zurückzuführen, hat namentlich Schleiermacher in seiner „Kritik aller bisherigen Sittenlehren“ gemacht. Ein besonderes Gewicht legte man in der Periode der Kant'schen Philosophie auf den Unterschied materialer und formaler Moralprincipien. Jene erklärte Kant für solche, welche die Regel für das Wollen aus seinem Verhalten zu irgend welchen Gegenständen ableiten, und sie führen sämmtlich zum Eudämonismus; diese seien solche, welche durch ihre bloße Form ein Gesetz für den Willen werden, und zwar nach Kant durch die bloße Form der Allgemeinheit. Eine Aufzählung der Formeln, in welchen man seit Sokrates und Platon das Moralprincip ausgesprochen hat, z. B. strebe nach Ähnlichkeit mit Gott; lebe naturgemäß; strebe nach Glückseligkeit, nach Vollkommenheit, nach Übereinstimmung mit dir selbst; handl. so, daß die Maxime deines Willens mit einem allgemeinen Gesetze für vernünftige Wesen übereinstimmt; handle so, wie ein unparteiischer Zuschauer an deiner Stelle handeln würde u. s. w., eine solche Aufzählung hat ohne ein Eingehen in den Geist der ethischen Systeme wenig Interesse; wichtiger ist die Frage, ob überhaupt ein einziger Begriff oder Satz den ganzen Inhalt der ethischen Beurtheilung auszudrücken im Stande sei oder ob die verschiedenen sittlichen Grundverhältnisse auf mehrere voneinander unabhängige Principien führen, eine Frage, welche namentlich die Ethik Herbart's auf das entschiedenste bejaht.

Moräste nennt man größere Strecken versumpften, unwirthsamen und unzugänglichen Landes, die je nach ihrem Hauptbestandtheile in Moore (s. d.), Sümpfe (s. d.) und Brüche (s. d.) zerfallen.

Morata (Fulvia Olympia), eine der gelehrtesten Frauen des 16. Jahrh., geb. 1528 zu Ferrara, die Tochter des geachteten Dichters Fulvius Peregrinus Moratus, wurde früh mit dem classischen Alterthum bekannt und hielt schon in ihrem 16. Jahre öffentliche Lehrvorträge in ihrer Vaterstadt. Sie verheirathete sich später mit dem deutschen Arzte Andr. Gundler und zog mit ihm nach Schweinfurt, wo sie zur protestantischen Kirche übertrat. Bei der Plünderung der Stadt durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg verlor sie ihre Bücher und ihr ganzes Vermögen und sah sich genöthigt, nach Hammelburg zu flüchten. Nachmals lebte sie zu Heidelberg, wo sie am 26. Dec. 1553 starb. Seine Ausgabe ihrer zahlreichen Gedichte in griech. und lat. Sprache besorgte nach ihrem Tode Colius Secundus Curio (Bas. 1558 und öft.). Über ihr Leben schrieben Volten (Frankf. 1731 und 1775), Karzschke (Zittau 1808, 4.) und anonym ein Engländer (Lond. 1834).

Moratin (Leandro Fernandez de), der Spanische Molière genannt, der Sohn des Nachfolgenden, geb. zu Madrid am 10. März 1760, mußte nach des Vaters Willen als Juwelier lernen. Gebrängt von seinen natürlichen Anlagen widmete er sich indes ganz heimlich mit allem Eifer der Poesie und erhielt in seinem 19. Jahre für seine heroische Romanze „La Toma de Granada“ bei der Akademie das Aecessit. Doch mußte er, zumal da im folgenden Jahre sein Vater starb, um seinen und seiner Mutter Unterhalt zu sichern, als Juwelier fortarbeiten, bis ihn endlich der Graf von Cabarrús 1786 als Secretair mit nach Paris nahm, wo im Umgange mit Goldoni sich seine Neigung und sein Talent für dramatische Poesie entwickelten. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland im J. 1789 erhielt er eine Präbende im Erzbisthum von Burgos. Später erwarb er sich in dem Friedensfürsten einen Gönner, durch dessen Vermittelung er den Genuß von mehreren bedeutenden Beneficien und eine Pension erhielt, sodas er nun eine ganz unabhängige Stellung und Muße hatte, seinen Neigungen ganz zu leben. Bereits hatte er die Lustspiele „El Viejo y la niña“ (1790) und „La comedia nueva“ (1792) erscheinen lassen, die großen Beifall fanden. Zur weitem Ausbildung machte er nun eine Reise durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr im J. 1796 wurde er Translator im Ministerium des Auswärtigen, Mitglied der Theaterdirection und endlich alleiniger Director des Theaters, welche letztere Stelle er aber bald wieder niederlegte. In dieser Zeit schrieb er rasch nacheinander die Lustspiele „El Baron“, „La Mogigata“ und „El Si de las niñas“, welche mit immer steigendem Beifall aufgenommen wurden. Als Günstling des gestürzten Friedensfürsten mußte auch er 1808 flüchten; doch kehrte er mit den Franzosen nach Madrid zurück und wurde 1811 Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek. Nach der Räumung Madrids von den Franzosen schon im folgenden Jahre wieder flüchtig, gerieth er nun in die äußerste

Noth, bis 1816 ihm seine frühern Einkünfte zurückgegeben wurden. Die Kraft zum poetischen Schaffen war bei ihm gebrochen. Neue Verfolgungen in Barcelona nöthigten ihn, sich 1817—20 in Paris aufzuhalten, und nachdem er nach Barcelona zurückgekehrt, trieben ihn zwei Jahre später die politischen Unruhen abermals nach Frankreich, wo er zuerst in Bordeaux und seit 1827 in Paris sich niederließ. Hier starb er am 21. Juni 1828. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit einer Auswahl seiner poetischen Werke (3 Bde., Par. 1825; 2. Aufl., 1826) und mit einer Geschichte der Ursprünge des span. Theaters, welche die beiden ersten Bände der von der Akademie veranstalteten Ausgabe seiner sämtlichen Werke (6 Bde., Madr. 1830—31) bildet. Seine Lustspiele und lyrischen Gedichte sind in unzähligen Ausgaben erschienen und die erstern in viele Sprachen übersetzt. M. ist nicht nur unter den Neuern der berühmteste dramatische Dichter der Spanier, sondern er übte auch durch seine musterhafte Correctheit, Einfachheit und Natürlichkeit der Composition und treffliche Sitten- und Charakterschilderung einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Regeneration der span. Bühne. Doch ist nicht zu leugnen, daß er ein zu furchtsamer Nachahmer der Franzosen war, seine ohnehin nicht üppige Phantasie zu sehr durch Streben nach schulmäßiger Regelmäßigkeit beschränkte und überhaupt an Genialität und Originalität den großen Dramatikern seiner Nation bei weitem nachsteht. Auch als lyrischer Dichter zeichnet er sich mehr durch Präcision und Eleganz aus, als durch Tiefe des Gefühls und Neuheit der Gedanken; am gelungensten sind seine satirischen Gedichte. Eine Auswahl aus seinen lyrischen Gedichten gibt F. J. Wolf's „*Floresta de rimas modernas castellanas*“.

Moratin (Nicolas Fernandez de), span. Dichter, der Vater des Vorigen, geb. am 20. Juli 1737 zu Madrid, machte seine Studien auf der Universität zu Valladolid, wo er sich neben der Rechtsgelahrtheit besonders den schönen Wissenschaften und der Dichtkunst widmete. Nach erhaltenem Doctorgrade kehrte er nach San-Ildefonso, wo sein Vater erster Kronjuwelenverwahrer der Witwe Philipp's V. war, zurück und wurde dessen Gehülfe. Als er später mit der Königin-Witwe nach Madrid kam, trat er bald in engere Verbindung mit den ausgezeichnetsten Dichtern und Künstlern. Seine literarische Thätigkeit war zunächst auf die Reform des Nationaltheaters gerichtet, dem er durch regelmäßigere, im franz. Stile gearbeitete Stücke aufzuhelfen suchte. Für die Anfeindungen, die er deshalb in Vaterlande von den Gegnern der Reformen zu erleiden hatte, entschädigte ihn die Anerkennung, die er selbst im Auslande fand. In dieser Zeit ließ er auch sein Lehrgebieth über die Sagd „*La Diana, ó arte de la caza*“ (Madr. 1765) erscheinen. Durch den Einfluß des Ministers Aranda kam 1770 seine Tragödie „*Hormesinda*“ zur Aufführung, nach deren Muster bald mehre span. Originaltragödien im franz. Geschmack verfaßt und gegeben wurden. Da er es aber verschmähte, sich durch die Künste der Schmeichelei und des Hofirens ein sorgenfreies Auskommen zu verschaffen, so sah er sich genöthigt, 1772 als praktischer Advocat aufzutreten. Doch wenig zufrieden in diesem Wirkungskreise, nahm er bald nachher mit Freuden die ihm angebotene Professur der Poetik an, welcher er bis zu seinem Tode vorstand, der zu Madrid am 11. Mai 1780 erfolgte. Noch in den letzten Jahren seines Lebens schrieb er die Tragödie „*Guzman el Bueno*“ und das heroische Gedicht „*Canto épico de las Naves de Cortés destruidas*“, das erst nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegeben wurde (Madr. 1785), und das als eins der besten epischen Gedichte anerkannt ist, welche die span. Literatur aufzuweisen hat. Eine von ihm selbst besorgte Auswahl aus seinen poetischen Werken gab ebenfalls erst spät sein Sohn heraus (Barcel. 1821; Lond. 1825). M. ist am ausgezeichnetsten als lyrischer und lyrisch-epischer Dichter, vorzüglich in Schilderungen nationaler Sitten und Großthaten, wozu ihm seine ungememe Kenntniß der vaterländischen Geschichte und Sprache und sein Studium der altspan. Classiker befähigten; auch verstand er sehr glücklich die volksthümliche Form, besonders die der Romane zu gebrauchen. Überhaupt nimmt er eine bedeutende Stellung in der Geschichte der neuern span. Poesie ein, indem er, geregeltem Geschmack mit nationeller Gesinnung verbindend, recht eigentlich als das Mittelglied zwischen L u z a n (s. d.) und M e l e n d e z (s. d.) zu betrachten ist.

Moratorium oder Anstandsbrief, auch Indult (*litterae quinquennales*),

nennt man eine landesherrliche oder richterliche Verwilligung für einen Schuldner, daß er auf eine bestimmte Zeit von seinen Gläubigern nicht zur Bezahlung seiner Schuld gezwungen werden dürfe. Der Schuldner muß zu dem Ende nachweisen, daß sein Unvermögen zu zahlen nur vorübergehend ist, indem ungünstige Zeitumstände, deren Besserung sich hoffen läßt, oder die Schwierigkeit, bedeutende Waarenvorräthe schnell zu Geld zu machen, u. s. w., es herbeigeführt haben, sodas ein gezwungener und schleuniger Verkauf des Vermögens dem Schuldner beirweitem mehr schaden als dem Gläubiger nügen würde. Zugleich muß aber auch der Gläubiger gesichert werden, daß er nicht durch die ertheilte Nachsicht in noch größere Gefahr kommen werde, und es müssen die laufenden Zinsen pünktlich entrichtet werden. Unter diesen und ähnlichen Bedingungen werden zuweilen ganzen Classen von Schuldnern, z. B. den Gutsbesitzern einer durch Krieg oder andere allgemeine Calamitäten zerrütteten Provinz, allgem eine oder Generalmoratorien gegeben; einzelne Personen erhalten Specialmoratorien oder ihre Gläubiger. In manchen Ländern werden die Moratorien als landesherrliche Dispensationen und Gnadensachen behandelt, in andern sind sie den Gerichten zugewiesen, in noch andern, wie z. B. im Königreich Sachsen, sind sie durch die Verfassungsurkunden unterlagt.

Morawa ist der slaw. Name zweier Flüsse: 1) der *March* oder *Morawa* in Mähren, welche am Südfuße des Glazer Schneebergs entspringt, südwärts fließt, bei Olmütz schiffbar wird, in ihrem untern Laufe die Grenze zwischen Deutschland und Ungarn bildet und oberhalb Presburg nach einem 37 M. langen Laufe in die Donau mündet; und 2) der *Morawa* in Serbien, die aus dem Zusammenflusse der östlichen und der westlichen *Morawa* bei Kruschewaz entsteht und nach einem von Süden nach Norden gerichteten Laufe unweit Semendria in die Donau fällt.

Morawski (Theodor), Minister der auswärtigen Angelegenheiten während der poln. Revolution von 1830, geb. 1797 in Großpolen, studirte zu Warschau und trat 1817 in die Kanzlei des Ministeriums des Innern. Wegen seiner journalistischen Thätigkeit, besonders als Mitredacteur des „*Weissen Adlers*“, wurde er 1820 aus dem Staatsdienst entlassen und zugleich für unfähig erklärt, wieder ein Amt zu bekleiden, worauf er sich aufs Land begab. Als er 1825 der Eröffnung des Reichstags in Warschau beizohnen wollte, wurde er, der Theilnahme an der von Lukasiński gestifteten geheimen Verbindung verdächtig, verhaftet, doch da es an Beweisen gegen ihn fehlte, wieder entlassen. Einer neuen Verhaftung entging er durch die Flucht nach dem Großherzogthum Posen, worauf er sich nach Frankreich und England begab. In Paris schrieb er mehre Artikel für die „*Revue de deux mondes*“ über Polens Gesetzgebung und Geschichte. Nach dem Ausbruche der poln. Revolution vertrat er in Frankreich die Interessen derselben bis zur Ankunft *Kniazie wicz's* (f. d.) und *Plater's* (f. d.), dann eilte er nach Warschau und trat als Landbote von Kaiserlich in die Reichstagsversammlung. Gegen das Ende der Revolution wurde er zum Minister ernannt, legte aber diese Stelle nieder, als *Krukowiecki* mit *Vaszkiewicz* in Unterhandlungen sich einließ. Nach dem Falle von Warschau begab er sich wieder nach Paris. Hier ließ er seine Schriften „*Sur l'état des paysans en Pologne*“ (Par. 1833) und „*Powstanie Kosciuszki*“ (Par. 1838) heraus. — Sein Bruder, *Theophil M.*, geb. 1793, war Mitglied der Nationalregierung während der Revolution von 1830 und ist ebenfalls verbannt. — *Franciszek M.*, poln. General, ist als Dichter bemerkenswerth. Seine „*Pisma*“ erschienen zu Breslau 1841.

Morbihan, ein franz. Departement in der ehemaligen Bretagne, von 128 QM. mit 443000 E., hat seinen Namen von dem gleichnamigen Meerbusen am Atlantischen Meere, der, vier Stunden lang, gegen zwei Stunden breit, mehre Eilande umschließt. Das Departement ist hügelig, haidig und morastig, im Ganzen nicht unfruchtbar, aber zum Theil schlecht cultivirt. Aus Mangel an Holz brennt man häufig Mist. Die Bewohner sprechen einen eigenthümlichen, sehr schwerfälligen Dialekt, leben zum Theil in großer Dürftigkeit und beschäftigen sich meist mit Ackerbau und Viehzucht. Der Handel erstreckt sich fast bloß auf die Landesproducte und auf Eisenwaaren, die man fabricirt. Die Hauptstadt ist *Bannes* mit 12000 E., nicht weit von dem Meerbusen; die bevölkerste Stadt

aber die Festung l'Orient mit 20000 E. Ferner sind noch zu bemerken Quiberon (s. d.) und Carnac, in dessen Nähe sich merkwürdige Druiden Denkmäler finden.

Morcheln nennt man Pilze mit hohlem Strunke und einem hohlen, außen zellenartig gefalteten, gelben oder braunen Hute. Sie wachsen nur am Boden, werden oft sehr groß, dauern längere Zeit und verbreiten keinen unangenehmen Geruch; wohlgeschmeckend und nicht unverdaulich, geben sie in Deutschland, Italien und Frankreich ein gewöhnliches Gemüse ab. Sie erscheinen im ersten Frühjahr auf Rasenplätzen, zwischen dem todten Baumlaub etwas sandiger Wälder, auf Kalk- und Thonboden wie an Gräben u. s. w. Man kennt viele Arten, in Deutschland allein vier bis fünf essbare, die botanisch wol unterschieden, im gemeinen Leben vermengt werden, mit andern giftigen Schwämmen aber bei der geringsten Aufmerksamkeit sich nicht verwechseln lassen. Die gewöhnlichste Art ist die bald braun, bald gelb oder auch schwarz gefärbte gemeine **Morchel** (*Morchella esculenta*).

Mord heißt die mit überlegtem Vorsatz unternommene und wirklich ausgeführte, gesegwidrige Tödtung eines Menschen. An Misgeburten ohne menschliche Gestalt und Anlage, an unreifen, des Lebens unfähigen Geburten, an Todten und an Thieren kann kein Mord begangen werden. Auch ist eine Tödtung aus Pflicht und in gerechter Nothwehr kein Mord und überhaupt nicht strafbar. Zwischen der Tödtung aus reinem, unverschuldetem Zufall (*homicidium fortuitum*), wobei keine Zurechnung stattfindet, und der Tödtung mit kaltem, überlegtem Vorsatz (*homicidium dolosum praemeditatum*) liegt aber eine Reihe von Abstufungen, die von einem geringen Grade der Strafbarkeit bis zum höchsten fortschreiten. Schon der nicht beabsichtigte Todtschlag, aus bloßer Unvorsichtigkeit mit Verletzung gemeiner oder vorgeschriebener Vorsichtsregeln, aber ohne alle Absicht zu tödten oder überhaupt zu schaden, hat mehrere Grade der geringen oder groben Unvorsichtigkeit. Ein Todtschlag, welcher bei einer Handlung erfolgt, die an sich mit der Absicht zu schaden, zu verletzen und wehe zu thun, verknüpft ist, wobei aber der Beschädigende den bestimmten Zweck nicht gehabt hat, das Leben zu nehmen, ist, obschon weit strafbarer als ein Todtschlag aus Unvorsichtigkeit, doch immer noch eine bloß verschuldete Tödtung (*homicidium culposum*). Dem vorsätzlichen Todtschlage kommt es aber sehr nahe, wenn der Thäter vorsätzlich solche Handlungen unternahm, wobei er sich zwar der Absicht zu tödten nicht bestimmt bewußt war, welche aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge den Tod herbeiführen konnten, und wo auch dieser Erfolg der Absicht des Thäters nicht entgegen war. Dies ist der sogenannte indirecte Vorsatz, ein Handeln mit undeutlicher Vorstellung des Zwecks, doch mit dem Bewußtsein, daß der Tod wol eine Folge dieses Handelns sein könne. Der vorsätzliche Todtschlag, begangen in Zorn und Sachheit des Gemüths, in leidenschaftlicher Hitze und in der ersten Aufwallung des Affects (*homicidium ex iracundia et calore animi*) wird nach gemeinem deutschen Criminalrechte zwar auch mit dem Tode, aber doch gelinder als der eigentliche Mord, nämlich mit dem Schwerte, bestraft, während auf den mit Überlegung ausgeführten Mord das Rad steht. Mord aus partiellem Wahnsinn wird nicht als eigentlicher Mord behandelt, indem die Zurechnungsfähigkeit fehlt, die aber durch bloßen politischen oder religiösen Fanatismus und eine irrige Ansicht von Recht und Pflicht nicht aufgehoben wird. Manche Arten des Mordes werden durch die Art der Ausübung (gedungener Mord oder Banditenmord, Gift- und Meuchelmord), durch den Zweck (Raubmord und Hochverrath) und durch den Gegenstand (Kindes-, Verwandten- und besonders Alternmord) ausgezeichnet und härter bestraft. Vor dem weltlichen Gericht entschuldigt kein Zweck den Mord, wenn nicht die Vertheidigung seiner selbst oder eines Andern in gesetzmäßigen Schranken erwiesen werden kann. Dem Moralist mag darüber zuweilen eine andere Ansicht fassen, z. B. bei einer Corday, einem Virginius und Brutus, allein der Richter darf es nicht. Eine Sammlung der interessantesten Criminalfälle enthält „Der neue Pitaval“, herausgegeben von H zig und Häring (Bd. 1—7, Epj. 1842—45).

Mordant oder **Mordent** (franz. pince) nennt man eine zur Verzierung der Melodie dienende Spiel- oder Singmanier, welche darin besteht, daß man mit dem Tone, der als Mordant bezeichnet ist, und dem unter demselben liegenden schnell, aber so abwechselnd,

daß man mit dem ersten schließt. Der Mordant ist entweder ein einfacher, wo der untere Ton nur einmal angegeben wird, oder ein doppelter, der aber nur bei längern Noten stattfinden kann, wenn jene Abwechslung mehrmals geschieht. (S. auch Doppelschlag.)

Mordbrenner nennt man den vorsäglichen Anstifter einer Feuersbrunst mit naheliegender Gefahr für das Leben eines Menschen. Sonst würde die Mordbrennerei mit dem Feuertode bestraft.

Mordschläge nennt man drei bis vier Zoll lange Stücken Flintenlauf, an einem Ende zugeschmiedet und mit einem Zündloch versehen. Sie wurden mit Pulver oder einer oder mehren Kugeln geladen, in die noch warme Masse gesteckt, mit welcher man die Brand- und Leuchtflugeln füllt, und hatten den Zweck, den Feind abzuhalten, diese Geschosse zu löschen. Allein ihre Wirkung war nicht bloß unsicher, sondern nachtheilig, denn sie zerrissen das Geschosß und verhinderten dadurch die Erreichung seines Zwecks. Seit der Verbesserung dieser Art der Ernstfeuer sind daher auch die Mordschläge außer Gebrauch gekommen.

Mordwinen, s. Finnen.

More (Miss Hannah), geb. 1745, war die Tochter eines Schulmeisters zu Stapleton in der Grafschaft Gloucester. Seit ihrem zwölften Jahre lebte sie in Bristol bei ihren Schwestern, die dort einer Schule vorstanden. Bereits im 17. Jahre trat sie als Schriftstellerin auf mit einem Schäferschauspiel „The search after happiness“, das in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte und dem im nächsten Jahre das Trauerspiel „The inflexible captive“ folgte. Im J. 1774 ging sie nach London, wo sie in Garrick einen treuen Freund fand, der ihr zugleich die Bekanntschaft von Reynolds, Burke, Johnson und andern berühmten Männern verschaffte. Ihr Trauerspiel „Percy“ wurde 1777 in Drurylane mit großem Beifall aufgeführt und trug ihr 750 Pf. St. ein; zwei Jahre später schrieb sie ihr drittes und letztes Trauerspiel „The fatal falsehood“, das wenig Beifall fand. Da um diese Zeit auch Garrick starb, so zog sie sich ganz von der Bühne zurück, die sie später als eine unsittliche Anstalt verabscheute. Nachdem sie noch mehre dichterische Werke herausgegeben, die viel Beifall fanden, obwol sie jetzt vergessen sind, wendete sie sich völlig der Prosa zu, indem sie sich zugleich nach Cowslip Green bei Bristol zurückzog, wo ihre Schwestern eine blühende Erziehungsanstalt hatten. Hier entwickelte sie eine ungemeine Fruchtbarkeit in Schriften über Religion, Sittlichkeit und Erziehung, die sie zum Theil in das Gewand des Romans kleidete. Als die besten verdienen genannt zu werden „Thoughts on the importance of the manners of the great to general society“ (1788), „The cheap repository“ (1794), „Caelebs in search of a wife“ (1809) und „Hints towards forming the character of a young princess“, geschrieben in Bezug auf die Prinzessin Charlotte, über deren Erziehung man ihren Rath verlangt hatte. Eine Sammlung ihrer Werke erschien in elf Bänden. Auch durch die That wirkte sie für die Erziehung der niedern Volksclassen. Ihre letzten Jahre verbitterte sie sich durch übergroße Frömmerei und einen unglücklichen Eifer gegen alles Weltliche. Nach dem Tode ihrer Schwestern zog sie nach Clifton, wo sie am 7. Sept. 1833 starb. Vgl. Will. Roberts, „Memoirs of the life and correspondence of Mrs. Hannah M.“ (4 Bde., Lond. 1834).

Morea war seit der Zeit des Mittelalters und wahrscheinlich schon seit dem 4. Jahrh. der gangbare Name des alten Peloponnes (s. d.). Gewöhnlich leitet man ihn wegen der Ähnlichkeit der Gestalt dieser Halbinsel mit dem Blatte eines Maulbeerbaums von morum, d. i. Maulbeere, Andere dagegen, wie Fallmerayer, der die heutigen Griechen für Nachkommen der eingewanderten Slawen hält, führen ihn auf das slav. Wort more, d. i. Meer, zurück. M. ist der südlichste Theil Griechenlands und umfaßt im heutigen Königreiche dieses Namens die Nomarchien Argolis und Korinth, Lakonien, Messenien, Arkadien, Achaja und Elis. Im byzant. Reiche bildete es ein eigenes von Strategen regiertes Thema. Nachdem es schon in der Völkerwanderung von Gothen und Vandalen durchzogen und verheert worden, wurde es in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. eine Beute einwandernder Slawenhäufen, die sich das größtentheils durch Kriege und Pest verödete Land unterwarfen und es besetzten, nach und nach aber von den byzant. Griechen wieder unterworfen und gräcisirt wurden. Noch immer liefern Orts-, Fluß- und andere Namen slav. Ursprungs in M. den Beweis, wie sehr verbreitet die slav. Herrschaft daselbst war, und daß die Moreoten nichts

weniger als vorwaltend rein griech. Blutes sind. Im J. 1207 wurde M. eine Beute der fränk. Ritter und nun zum Fürstenthum Achaja mit zwölf Pairien, Lehnen, Afsisen und allen Feudaleinrichtungen des Abendlandes gemacht. Der 1261 nach Konstantinopel wieder zurückgekehrte griech. Kaiser Michael VIII., der Paläologe, eroberte zwar bald einen Theil M.'s zurück, der ein eigenes Despotat bildete. Das Fürstenthum Achaja blieb dagegen in der Familie Willehardouin bis 1346, wo es durch Aussterben des Mannsstammes und durch eine Menge auftretender Prätendenten in eine Verwirrung versetzt wurde, die nicht eher endigte, als bis es 1460 zum größten Theil in die Hände der Türken gefallen war, die es zu einem Sandschak, mit Tripolizza als Hauptstadt, machten, und denen es auch, mit Ausnahme der kurzen Zeit von 1687—1715, in der es in dem Besitze der Venetianer war, bis auf die Zeit der Bildung des gegenwärtigen Königreichs Griechenland verblieb. Durch die Barbarei der Türken und deren Kriege mit den Venetianern war M. so heruntergekommen, daß es 1719 nur ungefähr 200000 E. zählte, welche während der Pest von 1756 und 1782 bis auf die Hälfte herabsanken. Doch die kurze Zeit der Ruhe, welche es während der franz. Revolution und der nächstfolgenden Zeit genoß, halfen ihm nebst den indirecten Folgen des franz. Continentalsystems bald wieder so in die Höhe, daß es kurz vor Ausbruch des griech. Freiheitskampfes bereits wieder 300000 E. zählte, wovon nur ein Sechstel aus Türken bestand. Vgl. „Recherches et matériaux pour servir à une histoire de la domination franç. aux XIII., XIV. et XV. siècles dans les provinces de l'empire grec“ (2 Bde., Par. 1840) und Fallmerayer, „Geschichte der Halbinsel M.“ (2 Bde., Stuttg. 1830—36).

Moreau (Jean Victor), nach Bonaparte der größte General der franz. Republik, wurde am 11. Aug. 1761 zu Morlair in der Bretagne geboren. Obgleich er viel Neigung zum Kriegerstande verrieth, so schickte ihn doch sein Vater, ein Advocat, im Alter von 17 Jahren auf die Rechtsschule nach Rennes. Hier trat er 1787, während des Streits zwischen dem Parlamente und dem Hofe, an die Spitze der jungen Bürger, welche sich für das erstere interessirten; als aber im folgenden Jahre das Parlament sich der Berufung der Generalstaaten widersetzte, wendete er seine Macht gegen dasselbe. Von den Bürgern seiner Entschlossenheit und Gesinnung wegen geachtet, wählte ihn in der Revolution das Freiwilligen-Bataillon von Rennes zum Anführer. Als solcher wohnte er dem Feldzuge von 1793 unter Dumouriez bei. Er entfaltete sehr bald so seltene Talente und Tapferkeit, daß er rasch von Stufe zu Stufe stieg und 1794 bereits Divisionsgeneral war. Während er im Winter den rechten Flügel der Nordarmee über den gefrorenen Baal führte, mußte sein von den Schreckensmännern verfolgter Vater zu Paris das Blutgerüst besteigen. M. schwankte einen Augenblick, ob er fortzuziehen sollte, beschloß aber mit der Entsagung eines Römers, seinen Degen dem Vaterlande nicht zu entziehen. Das Directorium verlieh ihm an Pichegru's Stelle, der sich verdächtig gemacht, im Frühjahr 1796 den Oberbefehl über die 70000 M. starke Rhein- und Moselarmee, während Jourdan (s. d.) die Maas- und Sambrearmee befehligte. Obgleich M. diese Theilung, der 140000 M. starken, vom Erzherzoge Karl geführten östr. Armee gegenüber, nicht billigte, überschritt er doch im Juni 1796 bei Kehl kühn den Rhein, stürzte sich auf die sehr zerstreuten feindlichen Corps, schlug den General Latour am 5. Juli bei Raasdorf, den Erzherzog am 9. bei Ettlingen und drängte die Östreicher auf die Donau zurück. Der Erzherzog ließ ihn hier Latour gegenüber und wendete sich mit dem andern Theile seines Heers gegen Jourdan, der in Baiern operirte. M. blieb dieses kühne Manoeuvre nicht lange verborgen; allein er wagte nicht, den Plan des Directoriums zu ändern, und statt dem Erzherzoge zu folgen, beschränkte er sich auf Gefechte mit Latour. Als er aber die rückgängige Bewegung Jourdan's vernahm und befürchten mußte, der Erzherzog werde sich nach dem Neckar wenden, um ihm den Rückweg über den Rhein abzuschneiden, faßte er den Entschluß, mit seinem Heer unter allen Umständen den Fluß zu gewinnen. Er ging durch das Donauthal zurück, drang unter maßlosen Schwierigkeiten, von Feinden umringt und kämpfend, durch die Pässe des Schwarzwaldes und gelangte nach 40 Tagen in der Gegend von Hüningen an, wo er endlich in der Nacht vom 24. Oct. den Rhein passirte. Nach diesem berühmten Rückzuge, bei welchem er das größte

Talent, Kaltblütigkeit und Festigkeit des Charakters bewies, blieb er längere Zeit unthätig, weil dem Directorium die Mittel fehlten. Am 20. Apr. 1797 überschritt er jedoch im Angesichte des Feindes wieder den Rhein und nahm Kehl und Offenbach; allein der Waffenstillstand von Leoben machte dem Kampfe ein schnelles Ende. M. war durch eine in diesem Feldzuge aufgefangene Correspondenz zufällig Mitwiffer der verrätherischen Pläne seines Freundes und Lehrers Pichegru (s. d.) geworden. Aus Rücksicht für denselben bewahrte er anfangs das Geheimniß; erst am 17. Fructidor, als der entscheidende Parteilampf ausbrechen sollte, theilte er seine Entdeckung dem Directorium mit. Wiewol es in jener Correspondenz ausdrücklich hieß, daß man auf die Unterstützung M.'s nicht rechnen dürfe, blieb er doch fortan den Nachhabern verdächtig und verlor nach dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor (s. d.) sein Commando. Erst als im folgenden Jahre der Krieg mit Oesterreich wieder begann, stellte man ihn in der Armee in Italien, unter Schérer, als Generalinspecteur an. M. suchte in diesem untergeordneten Verhältnisse seinem unfähigen Feldherrn durch Rath und That beizustehen, sah sich aber auf das hochmüthigste abgewiesen. Als indeß die Armee nach der Niederlage bei Magnono über den Mincio und den Oglio bis an die Adda zurückweichen mußte, bot ihm Schérer freiwillig den Oberbefehl an. M. stellte sich aus Liebe zum Vaterlande an die Spitze des entmuthigten, ungefähr 25000 M. starken Corps, während die Oesterreicher und Russen 80000 M. zählten. Nachdem er gegen Suworow das blutige Treffen bei Cassano bestanden, zog er sich ins Genuesische zurück, drang jedoch im Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes wieder vor und schlug die Generale Bellegarde und Seckendorf am 19., 20. und 21. Juni 1798 in der Ebene von Marengo. Durch diese kühnen Manoeuvres hielt er Suworow von der völligen Vernichtung des franz. Heers, welches Unteritalien räumte, ab und gab dem an der Trebia geschlagenen Macdonald (s. d.) Gelegenheit, sich mit ihm zu vereinigen. Ungeachtet der großen Dienste, welche M. unter den schwierigsten Verhältnissen geleistet hatte, entzog ihm doch das Directorium den Oberbefehl und gab denselben Toubert (s. d.). Indessen blieb M. auf die Bitten des jungen Feldherrn beim Heere und übernahm nach der unglücklichen Schlacht bei Novi, in welcher Toubert fiel, nochmals den Oberbefehl, aber nur um die geschlagenen Truppen nach Frankreich zurückzuführen. Die unverdiente Zurücksetzung, welche M. erfuhr, sein großes Kriegstalent, seine politische Mäßigung, seine Uneigennützigkeit und sein wahrhaft antiker Charakteradel bewogen endlich die Partei, welche mit dem Sturze des Directoriums (s. d.) umging, ihm die Dictatur anzubieten. M. schlug den Antrag aus, weil er sich zum Staatslenker nicht fähig hielt, und bot vielmehr dem aus Aegypten zurückkehrenden Bonaparte, der ihn durch Schmeichelei zu gewinnen wußte, zur beabsichtigten Umwälzung seine Dienste an. In der That ließ sich M. bei dem Staatsstreiche am 18. Brumaire dazu benutzen, mit 500 M. die widerpenfligen Directoren im Luxembourg zu bewachen, während Bonaparte zu St.-Cloud die Råthe auseinander sprengte. Der erste Consul belohnte den Dienst mit dem Oberbefehl über die Rheinarmee, wobei sich jedoch schon zwischen beiden Männern eine verhaltene Eifersucht zeigte. Nachdem M. am 25. Apr. 1800 mit 120000 M. den Rhein überschritten, eröffnete er den Feldzug durch eine ununterbrochene Reihe von Siegen. Er schlug die 140000 M. starken Oesterreicher unter dem General Kray bei Engen, Mskirch, Bibrach und Memmingen, warf dieselben aus der festen Stellung bei Ulm und ging dann über die Donau. Nach den Siegen bei Hochstdt, Nördlingen und Neuburg drang er bis Regensburg vor, besetzte München und trat endlich in Verbindung mit dem Heere Bonaparte's in Italien. Als nach der Aufkündigung des Waffenstillstands von Parsdorf die Feindseligkeiten wieder begannen, faßte M. den Plan, die feindliche Armee durch einen Schlag zu vernichten. Die Oesterreicher, unter dem Erzherzoge Karl, griffen am 1. Dec. einen Theil des franz. Heers mit großer Hestigkeit an, und M. befahl pgzlich den Rückzug auf seiner ganzen Linie. Er lockte damit den Erzherzog in eine Art Dfile zwischen der Isar und dem Inn und schlug hierauf denselben am 3. Dec. bei Hheneinden (s. d.). Nach diesem glänzenden Sieg, der über den Feldzug entschied, setzte er über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis 10 Meilen von Wien vor und schloß am 25. Dec. mit dem Erzherzoge Karl den Waffenstillstand zu Steyer, dem der Friede zu Luneville folgte. M. erhielt nach seiner Rückkehr von Bonaparte den

schmeichelhaftesten Empfang und schien auch mit seiner Stellung zufrieden. Allein die absolute Gewalt, welche Bonaparte rasch entfaltete, andern Theils die Einflüsterungen von M.'s junger ehrgeiziger Gattin, einer geborenen Hulot, die ihren Gemahl gern als den ersten Mann im Staate gesehen hätte, erregten allmählig seine Unzufriedenheit, Eifersucht und seinen Ehrgeiz. Er ergriff gegen Bonaparte die Opposition, tabelte die Regierungsmaßregeln heftig und wies sogar das Kreuz der Ehrenlegion zurück. Vergeblich suchte ihn der erste Consul zu gewinnen; die Erbitterung stieg, und der Landsitz Grosbois, wohin sich M. zurückzog, wurde der Sammelplatz aller Mißvergnügten. Bonaparte umstellte nun seinen Nebenbuhler mit Spionen und wartete nur auf den Augenblick, sich seiner zu entledigen. In der Untersuchung über das angeblich von Georges Cadoudal (s. d.) und Vichegru gegen das Leben des ersten Consuls gestiftete Complot machten mehre Mitschuldige und Zeugen auch Aussagen gegen M., und einige Briefe schienen das zu bestätigen. Man ergriff sogleich die Gelegenheit und ließ M. am 15. Febr. 1804 verhaften. Er leugnete in den ersten Verhören, daß er Vichegru auch nur gesehen, gestand aber alsbald in einem einfachen und edeln Briefe an Bonaparte, daß ihm Vichegru zwei Mal Eröffnungen gemacht, daß er aber um das Complot selbst nichts wisse. Dessenungeachtet wurde er mit den übrigen Angeschuldigten vor eine Specialcommission gestellt und des Hochverraths angeklagt. Die Verhandlungen begannen am 26. Mai 1804. Von den 140 Zeugen hatten vorher sechs gegen ihn ausgesagt, die jedoch vor den Richtern ihre Aussagen bedeutend modificirten; nur ein gewisser Roland, ein Armeelieferant, der überhaupt einen sehr verdächtigen Zeugen abgab, blieb bei der directen Beschuldigung, M. sei in das Complot verwickelt. Nur mit Mühe gelang es den schamlosen Kunstgriffen des Generalprocurators Thuriot, von den Richtern am 10. Juni das Schuldig zu erpressen. Bei der Aufregung der Gemüther und der großen Popularität seines Nebenbuhlers wagte jedoch Bonaparte nicht, das Todesurtheil über M. aussprechen zu lassen. M. wurde zu zweijähriger Einsperrung verurtheilt und begab sich freiwillig in den Temple. Schon nach einigen Tagen verwandelte man die Strafe in Verbannung, und Savary brachte den Gefangenen nach Cadix. Hier schiffte sich M. im Laufe des J. 1805 nach Nordamerika ein, wohin ihm auch seine Familie folgte. Nachdem er in den Vereinigten Staaten mehre Reisen gemacht, kaufte er sich zu Morrisville bei Trenton in Neu jersey an. Im Dec. 1811 erfuhr er das Unglück, sein Haus und seine Bibliothek durch eine Feuersbrunst und bald darauf seinen Sohn durch den Tod zu verlieren. Nachdem er so viele Jahre mit Schmerz den Gang der Ereignisse aus der Ferne betrachtet, glaubte er es Frankreich schuldig zu sein, auch sein Talent zum Sturze Napoleon's zu verwenden. In Gesellschaft eines russ. Agenten verließ er heimlich die Vereinigten Staaten, landete am 26. Juli 1813 zu Gothenburg, hatte am 7. Aug. in Stralsund eine Zusammenkunft mit Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, und ging dann über Berlin nach Prag zum Kaiser Alexander von Rußland, der ihn mit Auszeichnung empfing, und mit dem er den Plan zum Feldzuge beriet. In der Uniform eines russ. Generals begleitete er hierauf den Kaiser auf dem Marsche gegen Dresden. Hier zerschmetterte ihm am 27. Aug. 1813 auf der Höhe bei Reckniz eine franz. Kanonenkugel an der Seite Alexander's beide Beine. Man amputirte ihn und schaffte ihn über das Gebirge nach Böhmen, wo er zu Laun am 2. Sept. 1813 starb. Der russ. Fürst Nepnin errichtete ihm auf der Stelle, wo er gefallen, ein Denkmal, unter welchem man die Beine beisezte; seine Leiche wurde nach Petersburg geschafft und dort unter großen Feierlichkeiten begraben. Auch Ludwig XVIII. errichtete ihm zu Paris eine Bildsäule und verließ der Witwe den Titel einer Marschallin. Vgl. Haffe, „Victor M. und seine Todtenfeier“ (Dresd. 1815).

Morella (Graf von), s. Cabrera (Don Ramon).

Morellet (André), Abbé, geb. am 7. März 1727 zu Lyon, der Sohn eines Papierhändlers, ging, nachdem er den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt genossen hatte, nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte, bis er nach Italien reiste. In Rom machte er aus Nicol. Cymeric's „Directorium inquisitorum“ einen Auszug, den er nachher unter dem Titel „Manuel des inquisiteurs“ (Par. 1762) erscheinen ließ. Nach Paris zurückgekehrt, trat er mit den Häuptern der encyclopädistisch-philosophischen Schule in Verbindung. Er war in den gesuchtesten Salons der höhern Gesellschaft gern gesehen, und in angeneh-

men Verhältnissen lebend, schrieb er vor der Revolution nur Kleinigkeiten. Vieles Aufsehen erregte seine Vertheidigung der Encyclopädisten gegen Palissot (s. d.), in der er seinen Gegner geradezu als Dieb und Betrüger bezeichnete, was ihn auf ein halbes Jahr in die Bastille brachte. Auf Malesherbes' Veranlassung gab er 1766 eine Uebersetzung von Beccaria's Werk „*Dei delitti e delle pene*“ heraus; auch arbeitete er lange Jahre an einem „*Dictionnaire de commerce*“. Diesen Plan gab er zwar in der Folge auf; aber seine Papiere wurden von Peuchet bei der Herausgabe seines „*Dictionnaire universel de géographie commerciale*“ benützt. Im J. 1783 erhielt er eine Pension und die Mitgliedschaft in der Akademie. Obgleich er die im Staatsleben nothwendigen Reformen in verschiedenen Flugschriften, z. B. in seinen „*Observations sur la forme des états de 1614*“ (Par. 1788), herbeigewünscht hatte, überraschte ihn der Gang der Revolution doch so sehr, daß er bald zu ihren Gegnern gehörte. In einigen seiner Broschüren, z. B. in seinem „*Cri des familles*“, wo er für das Recht der Kinder der Hingerichteten auf das Erbtheil ihrer Aeltern sprach, sowie in seiner „*Cause des pères*“, worin er sich der Sache der Emigrirten annahm, trat er den herrschenden Ideen entgegen. Daß die Archive der Akademie bei der Aufhebung dieser Anstalten nicht untergingen, ist ihm größtentheils zu danken. Dessenungeachtet wurde er bei der ersten Organisation des Instituts übergangen und erst 1803 in dasselbe aufgenommen. Im J. 1807 kam er in den Gesetzgebenden Körper. Noch im hohen Alter ließ er seine „*Mélanges de littérature et de philosophie du XVIII. siècle*“ (4 Bde., Par. 1818) erscheinen. Er starb zu Paris am 12. Jan. 1819. Für die literarische und sociale Geschichte des 18. Jahrh. geben die von Lémontey herausgegebenen „*Mémoires inédits de M., suivis de sa correspondance avec M. le comte R(öderer)*“ (2 Bde., Par. 1821) eine reiche Ausbeute.

Morelli (Giacomo), der erste Bibliothekar im umfassendsten Sinne des Wortes, geb. zu Venedig am 14. Apr. 1745, war das Kind armer Aeltern, gegen deren Willen er den geistlichen Stand erwählte, so treu er auch sonst alle Sohnespflichten erfüllte. Den mangelhaften Schulunterricht, welchen er genossen, ergänzte er durch eigenes Studium, und spät erst erlernte er die griech. und franz. Sprache. Durch sein anhaltendes Arbeiten auf der Zeniani'schen Bibliothek lenkte er die Aufmerksamkeit des Bibliothekars, Pet. de Mubeis, auf sich, der ihm ein rathender Freund wurde. Aus Liebe zur Unabhängigkeit lehnte er mehre vortheilhafte Anträge reicher Bibliophilen in Venedig ab; nur mit dem Patrizier Farsetti trat er in ein näheres Verhältniß. Er lieferte den Katalog der Manuscriptensammlung desselben (2 Bde., Ven. 1771—80, mit Nachträgen) und arbeitete gleichzeitig seine „*Dissertazione storica intorno alla pubblica libreria di S. Marco*“ (Ven. 1774), in der er eine Menge literargeschichtlicher Fragen und Zweifel beantwortete und löste, sowie den Katalog der ital. Handschriften der Nani'schen Bibliothek (Ven. 1776, 4.), dem später der der ital. Handschriften dieser Bibliothek folgte. Im J. 1778 wurde er Bibliothekar an der St. Marcusbibliothek, um die er sich große Verdienste erwarb und deren Schätze, von ihm nach allen Kräften gepflegt und vermehrt, er nur ungern auf Befehl der franz. Behörden in ein neues, obgleich durch Pracht ausgezeichnetes und bequemes, Local übersiedeln sah. Seinen kritischen Scharfsinn und sein Alles umfassendes Wissen bekundet am meisten seine „*Bibliotheca manuscriptorum graec. et lat.*“, von der aber nur ein Band (Bassano 1802) erschienen ist. Seine letzte Schrift waren die „*Epistolae septem variae eruditionis*“ (Padua 1819). Er starb am 5. Mai 1819. Nach seinem Tode erschienen seine kleinen Schriften, „*Operette*“, gesammelt (3 Bde., Ven. 1820).

Moreno (Vicente Gonzalez), span. General, geb. 1778 zu Cadix, machte in span. Kriegsdiensten schon den Feldzug in Catalonien mit. Nach der Invasion der Franzosen in Spanien im J. 1808 half er die Junta in Valencia mit begründen und gelangte in dem Kriege gegen Napoleon zu den höchsten militairischen Würden. Im J. 1813 bekleidete er die Würde eines Vicekönigs von Granada. Später erwarb er sich großen Ruhm in dem Kampfe Spaniens gegen die Insurgenten in Südamerika. Nach dem Tode Ferdinand's VII. ging er, ein Anhänger des Don Carlos, nach England, und als er dann zu diesem nach Spanien zurückkehren wollte, wurde er in Frankreich festgenommen. Nach sechs Monaten gelang es ihm indeß doch zu Don Carlos zu gelangen, der ihn 1835 zu seinem Obergeneral und Chef

des Generalfabes ernannte. Nachdem er ſeit Ende des J. 1838 mit der Caſarilla und mehren andern Generalen des Don Carlos ſich mehr und mehr verfeindet hatte, konnte ihm nichts willkommener ſein, als der Vertrag zu Bergara, im J. 1839, in welchem er ſich der geſchmäſigen Regierung unterwarf. Seitdem lebte er in großer Zurückgezogenheit.

Moreſken, ſ. Groteſken.

Moreto y Cavanna (Don Auguſtin), ſpan. dramatiſcher Dichter, ſtamte aus einer valencianischen Familie und war zuletzt Rector des Hospitals del Refugio in Toledo, nachdem er in frommem Eifer allem weltlichen Treiben und auch der Dichtkunſt entſagt hatte. In dem Hauſe des Cardinals Moſcoſo war er mit Lope de Vega, Calderon, Quevedo und andern ausgezeichneten Dichtern in Verbindung gekommen. Er ſtarb zu Toledo am 28. Oct. 1669. In ſeinen jüngern Jahren hatte er theils allein, theils mit Andern eine Menge Komödien geſchrieben, die großen Beifall fanden und durch ingenioſe Erfindung, komiſche Kraft und treffliche Charakteriſik ſich auszeichnen, nur biſweilen arten ſie in geſuchte Spißfindigkeit und Caricatur aus. Mehre ſeiner Stücke wurden von Scarron, Molière u. A. für die franz. Bühne bearbeitet, und ſein Luſtſpiel „El desden con el desden“, das man unter die vier claſſiſchen Stücke des altſpan. Theaters zählt, wurde nicht nur von Molière in ſeiner „Princesse d'Élide“, ſondern auch von Carlo Gozzi in ſeiner „Principessa ſiloſofa o il contraveleno“, und von Schreivogel (Weſt) unter dem Titel „Donna Diana“ trefflich für die deutſche Bühne bearbeitet. Deß es ihm auch zum erſten Drama nicht an Talent fehlte, beweifen z. B. ſeine Stücke „El Valiente justiciero“ und „La fuerza de la sangre“, welches letztere Moys Zeittelles für die deutſche Bühne bearbeitete. Seine „Comedias“ erſchienen zuerſt in Madrid 1654, und nach ſeinem Tode in einer vervollſtändigten Ausgabe (3 Bde., Valencia 1676—1703, 4.).

Morgagni (Giovanni Battista), der Begründer der pathologiſchen Anatomie, wurde am 25. Febr. 1682 zu Forlì im Kirchenſtaate geboren, widmete ſich zu Bologna dem Studium der Heilkunde und erhielt daſelbſt 1701 die Doctormürde. Hierauf ging er nach Venedig und Padua, wo er ſeinen ganzen Fleiß der vergleichenden Anatomie zuwendete. Nachdem er ſich einige Zeit in ſeiner Vaterſtadt als praktiſcher Arzt aufgehalten hatte, wurde er 1711 als Profeſſor der Anatomie nach Padua berufen und erwarb ſich in dieſer Stellung, die er biſ an ſeinen Tod, am 5. Nov. 1771, bekleidete, einen großen Namen. Neben ſeinem Lehrſache und der pathologiſchen Anatomie, zu deren weiterer Ausbildung er durch ſein Hauptwerk „De ſedibus et cauſis morborum per anatomen indagatis“ (2 Bde., Ven. 1761, Fol.; neuere Ausg., 6 Bde., Lpz. 1827—29; deutſch von Königsdörfer und Hermann, 5 Bde., Altenb. 1771—76, 8.) den Grund legte, beſchäftigte er ſich gründlich mit Philologie und Archäologie, über welche Gegenſtände ſeine „Opera omnia“ (5 Bde., Ven. 1765 fg., Fol.) manche werthvolle Abhandlung enthalten. Von ſeinen übrigen einzeln gedruckten zahlreichen Schriften ſind noch beſonders anzuführen „Adversaria anatomica“ (3 Bde., Bologna und Padua 1706—19, 4.; neue Aufl., 1741) und „Epistolae anatomicae XVIII“ (Ven. 1764, Fol.). Eine von den angeführten verſchiedene Sammlung biſden ſeine „Opuscula miscellanea“ (2 Bde., Ven. 1763, Fol.). Sein handſchriftlicher Nachlaß wird in Parma aufbewahrt. In der Anatomie iſt ſein Name durch mehre von ihm zuerſt beſchriebene und nach ihm benannte Theile des menſchlichen Körpers verewigt.

Morgan (Lady), eine der ausgezeichnetſten brit. Schriftſtellerinnen, wurde 1789 zu Dublin geboren, wo ihr Vater Owenſon Schauſpieler war. Als Schriftſtellerin machte ſie ſich zuerſt bekannt durch die Romane „Sant Clair“, „The novice of St. Dominic“, „The wild iriſh girl“ und „Patriotic sketches of Ireland“, in denen ſie die Sitten und Gebräuche Irlands in geiſtreicher Weiſe ſchilderte. Nach ihrer Verheirathung mit dem Arzt Sir Charl. Morgan bereiſte ſie ſeit 1816 Frankreich und Italien; erſt 1823 kehrte ſie nach Dublin zurück. Außer einigen Romanen, wie „The missionary“ und den iriſchen Sittengemälden „O'Donnell“ und „Florence M'Carthy“ (1818), erhöhte ſie ihren literariſchen Ruhm vorzüglich durch die beiden Werke „France“ (2 Bde., Lond. 1817), eine geiſtreiche, ſcharfe, aber oft einſeitige und fehlerhafte Schilderung franz. Zuſtände, und „Italy“ (2 Bde., Lond. 1821), welches letztere von Byron als treu und vortrefflich bezeichnet wurde. Ihnen folgten „The life and times of Salvator Rosa“ (1824), eine ihrer ſchwächſten Leiſtungen,

und der Roman „The O'Briens and O'Flaherty's“ (1827). Im J. 1829 besuchte sie Frankreich, wo sie ihr „Book of the boudoir“ herausgab, das anziehende Anekdoten über sie selbst und ansprechende Einzelheiten enthält, und 1833 Belgien. Die Zustände Frankreichs schilderte sie in „France in 1829“ (Lond. 1830), und Belgiens in dem Roman „The princess or the beguine“ (Lond. 1835). Ihre neuesten Werke sind „Wozan and her master“, eine philosophische Geschichte des Weibes, und „The book without a name“ (1841), eine Sammlung von Aufsätzen und Skizzen aus ihrer eigenen Feder und der ihres Mannes, der 1843 starb.

Morgana, s. *Fata Morgana*.

Morganatische Ehe (*matrimonium ad morganaticam* oder *matrimonium ad legem salicam*), abgeleitet von dem goth. Worte *morgan*, d. i. abkürzen oder beschränken, auch Ehe zur linken Hand, heißt diejenige Ehe, bei welcher durch die Ehepacten bestimmt ist, daß die nicht ebenbürtige Frau und ihre Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen sein sollen. Auch Frauen können eine morganatische Ehe eingehen. Sie ist nach dem gemeinen Rechte nur den regierenden Häusern und dem hohen Adel, nach dem preuß. Landrechte aber auch dem niedern Adel und königlichen Räten gestattet.

Morgarten, ein Bergabhang an der Ostseite des Sees Egeri im schweiz. Canton Zug, wo gegenwärtig die Kapelle an der Haselmatt steht, wurde zum weltgeschichtlichen Namen durch den Sieg der Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden über die Östreicher am 6. Dec. 1315. Die erwähnten Cantone hatten nämlich aus Haß gegen Östreich sich für den Kaiser Ludwig von Baiern erklärt, auf dessen Seite auch der Kurfürst von Mainz war. Friedrich von Östreich, Ludwig's Gegenkönig, sprach daher über sie die Acht aus, und der Bischof von Konstanz belegte sie mit dem Bann. Als nun Friedrich ein Heer von 20000 M. unter dem Oberbefehl seines Bruders Leopold gegen die Waldstädte vorrückend ließ, besetzten die Waldstädter, im Ganzen etwa 1600 M. stark, den schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge Morgarten und dem See Egeri hinschlängelt, mit ihrem Haupttrupp, während der überbleibende Theil an der Seite des steilen Berges sich aufstellte. Kaum war Leopold's Heer in den engen Paß eingedrungen, so ließen die am Berge aufgestellten Schweizer die hier aufgehäuften Steinmassen herabrollen, brachten dadurch die Reiterei in Unordnung und richteten solche Verheerung unter dem Feinde an, daß es dem unten stehenden Häuflein möglich wurde, den vordringenden Theil des feindlichen Heers größtentheils zu vernichten. Nur Wenige, unter ihnen der Erzherzog Leopold, entrannten dem Tode. Hierauf verbanden sich die drei Cantone zu Brunnen am 8. Dec. 1315 auf immer und ihnen schlossen sich bis zum J. 1513 nach und nach noch zehn Cantone an.

Morgen, **Morgengegend** oder **Osten** heißt diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Auch gebraucht man Morgen für gleichbedeutend mit Morgenzeit. — **Morgenpunkt**, bei den Schiffern **Ostpunkt** oder **Osten**, heißt der Durchschnittspunkt des Äquators mit dem Horizonte in derjenigen Gegend des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen. An den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. März und 23. Sept., geht die Sonne in dem Morgenpunkte auf, sowie sie in diesen Tagen genau in dem dem Morgenpunkte gerade entgegengesetzten Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseit des Morgenpunktes nach Norden hin, und im Winter diesseit desselben nach Süden hin auf. Die jedesmalige Entfernung eines aufgehenden Gestirns vom Morgenpunkte nennt man die **Morgenweite**.

Morgen und **Morgen Landes**, s. *Maß* und *Gewicht*.

Morgengabe nannte man ursprünglich das Geschenk, welches der neue Gemann der Frau am Morgen nach der Hochzeit machte. Spuren dieser Einrichtung finden sich schon in den ältesten deutschen Gesetzen. Die Morgengabe war früher ziemlich allgemein und ihre Größe wurde im Ehevertrage bestimmt; später fand sie nur beim Adel statt. Bei den sogenannten unstandesmäßigen Ehen vertrat sie die Stelle eines vollkommenen Abfindens und von ihr hatte die Frau alle Ausgaben für sich und ihre Kinder zu bestreiten. — Etwas Anderes ist die **gesellschaftliche** oder **sächliche Morgengabe**, worunter man diejenigen

beweglichen Sachen verstand, welche eine adelige Witwe nach dem Tode ihres Mannes aus dessen Gütern bekommen mußte. Dahin gehörten alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, Schafe und Gänse, zugelegtes Bauholz, nicht eingefügte Zaunstöcke u. s. w. Selten indeß wurde die sächs. Morgengabe in Natur gegeben, sondern es verglichen sich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewisse Geldsumme, die sie erhielt. Durch das Mandat vom 31. Jan. 1829 wurde die Morgengabe im Königreiche Sachsen aufgehoben. — In der Bibelübersetzung Luther's wird durch *Morgengabe* die Summe bezeichnet, welche der Vater des Bräutigams an die Familie der Braut, als Kaufpreis der Letztern, zahlt.

Morgenstern, s. *Lucifer*.

Morghen (Raffaello), einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher der neuern Zeit, geb. zu Florenz am 19. Juni 1758, stammte aus einer niederländ. Familie, die sich zuerst in Frankreich, dann in Florenz niederließ. Den ersten Unterricht in der Zeichen- und Kupferstechkunst erhielt er durch seinen Vater, Filippo M., geb. 1730, und dessen Bruder, Giovanni Elia M., geb. 1721, welche Beide zu Neapel an dem Prachtwerke über die herculanischen Alterthümer arbeiteten. Um sich mehr noch zu vervollkommen, ging er 1778 nach Rom zu Volpato, bildete sich in dessen Schule zum vollkommenen Künstler und verband sich dann mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten. Einem vortheilhaften Ruf nach Neapel, den er 1792 erhielt, zog er 1793 auf den Ruf des Großherzogs Ferdinand's III. von Toskana die Anstellung als Professor der Kupferstechkunst an der Akademie der Künste zu Florenz vor. Von stiller, freundlicher Gemüthsart, lebte er fast nur der Kunst und seinem häuslichen Glück und starb zu Florenz am 8. Apr. 1833. Wir besitzen von ihm eine Menge vortrefflicher Stiche, meist nach berühmten Bildern gearbeitet. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören die Madonna della Seggiola und die Verkörperung nach Rafael, die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto, Aurora nach Guido, die Jagd der Diana nach Domenichino, der Tanz der Jahreszeiten nach Poussin, das Grabmal Clemens' XIII. nach Canova und vor Allem das Abendmahl nach Leonardo da Vinci (1800), dessen erste Abdrücke mit der Schrift, aber ohne das Komma nach dem Worte *Vobis*, ungemein theuer bezahlt werden. Andere ausgezeichnete Arbeiten von ihm sind die Bildnisse Dante's, Petrarca's, Ariosto's, Tasso's u. s. w. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Blätter, deren Zahl sich auf 254 beläuft, gab sein Schüler Palmerini heraus (Flor. 1810; 3. Aufl., 1824). — Seine Brüder, Antonio M. und Guglielmo M., waren ebenfalls Kupferstecher, wurden aber von ihm verdunkelt; ein Sohn von ihm ist als Landschaftsmaler bekannt.

Morhof (Dan. Georg), ein berühmter Literator, geb. am 6. Febr. 1639 zu Wismar, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte und humanistischen Wissenschaften. Ein lat. Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, die er 1666 mit der der Rede- und Dichtkunst auf der neugestifteten Universität zu Kiel vertauschte, wo er 1673 zugleich Professor der Geschichte und 1680 Bibliothekar wurde. Er starb auf der Rückreise aus dem Bade Pyrmont zu Lübeck am 30. Juni 1691. M. war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und gesundem Urtheile. Durch seinen an literarischen Notizen sehr reichen „Polyhistor“ (Lübeck 1688; 4. Ausg., 2 Bde., 1747, 4.) regte er in Deutschland zuerst ein planmäßigeres Studium der Literaturgeschichte an, für welche sein Werk lange Zeit die Hauptquelle war. Sein „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“ (Kiel 1682; 3. Aufl., Lübeck und Lpz. 1718) ist besonders als erster Versuch, die deutsche Grammatik historisch zu begründen, von Wichtigkeit. Dagegen sind seine „Deutschen und lat. Gedichte“ (Lübeck 1697) von geringem Belang. Eine Auswahl der ersten findet sich in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.“ (Bd. 8, Lpz. 1826).

Morier (Jam.), engl. Romanschriftsteller, geb. um 1780, aus einer nach England übergesiedelten Familie der franz. Schweiz, genoß eine sorgfältige Erziehung und widmete sich namentlich den morgenländ. Sprachen. Als Geheimschreiber bei der engl. Gesandtschaft in Persien hatte er Gelegenheit, sich mit der pers. Sprache und den pers. Sitten vertraut zu machen. Bei seiner Rückkehr legte er die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen theils in seinen Reiseschilderungen, den „Travels in Persia, Armenia and Asia mi-

nor to Constantinople" (Lond. 1812, 4.) und „A second journey through Persia, Armenia and Asia minor" (Lond. 1818, 4.), theils in Romanen nieder. In den letztern, „The adventures of Hajji Baba" (5 Bde., Lond. 1824—28), „Zohrab or the hostage" (3 Bde., Lond. 1832), „Aysha, the maid of Kars" (3 Bde., Lond. 1834) und „The Mirza" (3 Bde., Lond. 1841), weiß er sich ebenso geschickt in den Charakter des Persers zu versetzen, als denselben durchzuführen; ihm glückte es im „Hajji Baba", was Viele vor ihm vergebens versucht hatten, den Perser als Beobachter und handelnde Person ins europ. Volksleben zu stellen. Dagegen fand sein Roman „The banished, a suabian historical tale" (Lond. 1838) keinen Beifall.

Mörke (Eduard), einer der Dichter der neuen schwäb. Schule, geb. am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, besuchte das Seminar zu Urach, wo er sich für das Studium der protestantischen Theologie vorbereitete und wurde 1822 in das Stift zu Tübingen aufgenommen, wo er indeß mehr mit Goethe und den griech. Dichtern, als mit der Theologie sich beschäftigte. Hier dichtete er seinen „Letzten König von Oplid", den er nachmals als phantasmagorisches Zwischenspiel seinem Roman „Maler Nolten" einverleibte. Nachdem er 1827 Tübingen verlassen hatte, lebte er, da sich keine Stellung, die seinem Talente angemessen gewesen wäre, finden wollte, als Pfarrergehilfe in verschiedenen Gegenden Württembergs, bis er 1834 Pfarrer in Kleber-Sulzbach bei Weinsberg wurde. Sein Roman „Maler Nolten" (Stuttg. 1832) war das Erste, womit er öffentlich auftrat. Ihm folgten eine Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttg. 1838) und unter dem Titel „Iris" (Stuttg. 1839) eine Reihe Novellen und Märchen, zum Theil in dramatischer Form. Seine Oper „Die Regenbrüder" wurde von Lachner in Musik gesetzt. M. ist unter den Dichtern der neuen schwäb. Schule einer der tiefsten und reichsten. Er bringt tief in das innerste Geheimleben der Natur und des menschlichen Gemüths ein, ohne dabei jemals die volle Herrschaft über seinen Stoff zu verlieren. Die größte Tiefe und die durchsichtigste Klarheit und Vollendung der Form vereinigen sich in seinen Productionen, unter denen besonders „Maler Nolten" hervorzuheben ist, in welchem er alle seine poetischen Kräfte concentrirt hat. Dauernde Kränklichkeit hat ihn seitdem abgehalten, etwas Größeres zu schaffen.

Morillo (Don Pablo), Graf von Carthagena und Marquis de la Puerta, span. General, geb. 1777 zu Fuente in der Provinz Toro, von niederer Herkunft, diente anfangs in der Marine und machte sich zuerst in dem Kriege gegen Napoleon seit 1808 als Anführer einer Guerrilla in Murcia bekannt. Er stieg in den folgenden Jahren bis zum General und erkämpfte namentlich 1813 mehre Vortheile über die franz. Heere. Im Anfange des J. 1815 führte er eine Expedition von 10000 M. nach Neugranada, um Südamerika wieder dem Mutterlande zu unterwerfen. Er eroberte Carthagena am 5. Dec. 1815 und Santa Fé de Bogota im Juni 1816, wo er eine grausame Strenge gegen die Republikaner übte; doch seit Anfang des J. 1817 mußte er vor Bolivar (s. d.) in den festen Plätzen eine Zuflucht suchen. Da seine allgemeine Amnestieerklärung zu Caraccas am 17. Sept. 1817 kein Vertrauen fand, so setzte er den Kampf bei ungleichen Mitteln mit großer Geschicklichkeit fort, bis er sich endlich zu Unterhandlungen mit Bolivar nöthigt sah, die den Waffenstillstand zu Truxillo am 26. Nov. 1820 zur Folge hatten, worauf er nach Spanien zurückkehrte. Hier war sein Benehmen während der Cortesverfassung ein sehr zweideutiges; doch that er bei mehren Gelegenheiten den Ausschweifungen des revolutionären Pöbels kräftig Einhalt. Er unterstützte das Unternehmen der absoluten Partei, mit Hülfe der Gardien im Juli 1822 die Constitution zu stürzen. Als dasselbe gescheitert, schloß er sich den Constitutionellen an und wurde Generalcapitain von Asturien und Galicien; doch machte er sich durch seine Unthätigkeit sehr bald wieder verdächtig. Nachdem die Cortes in Sevilla die Suspension der königlichen Macht ausgesprochen, erklärte er sich am 26. Juni 1823 gegen dieselben und schien eine vermittelnde Rolle spielen zu wollen. Von dem franz. Generallieutenant Bourc gebrängt, schloß er indeß schon zu Anfange des Juli mit diesem einen Waffenstillstand, unterwarf sich der Regentschaft in Madrid und überlieferte den Franzosen Galicien, ohne auch nur den Versuch einer Vertheidigung zu machen, unter der Bedingung, daß ihm und seinen Anhängern vollkommene Sicherheit der Personen, Rechte und Güter versprochen wurde. Die Willkürherrschaft in Folge der Restauration des abso-

luten Königthums nöthigte auch ihn zur Flucht nach Frankreich; seine in Spanien angekauften Nationalgüter wurden eingezogen. Unter Zea-Vermudez's Ministerium wurde er 1832 zurückberufen und als Generalcapitain von Galicien wieder eingesetzt. Nach dem Tode Ferdinand's VII. befehligte er eine Zeit lang die Christinos gegen Don Carlos, wurde aber dann abberufen und starb zu Madrid 1838. Seine „Mémoires“ (Par. 1826) enthalten schätzbare Beiträge zur Geschichte seines Lebens und der Vorfälle in Amerika.

Möris, ein See zwischen Arsinoe und Memphis, der im Alterthume mittels eines breiten Kanals mit dem Nil zusammenhing. Er war künstlich angelegt, um in der Zeit der Trockenheit zur Schifffahrt und zur Bewässerung der Umgegend zu dienen, und füllte sich zur Zeit der Nilüberschwemmung. In seiner Nähe lagen das Labyrinth, mehre Pyramiden und andere große Bauten. Er soll 16 Meilen im Umfange gehabt haben und der jetzige Birket-el-Kerun sein, den aber neuere Forscher, wie Lepsius, nicht für den alten See halten wollen.

Möris (Alius), mit dem Beinamen Atticista, ein bekannter griech. Grammatiker, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. unter Hadrian und verfaßte unter dem Titel „Lexicon atticum“ ein kleines Wörterbuch, worin ganz im Geiste jener Zeit die Ausdrücke und Redensarten der frühern attischen Gracität durch Ausdrücke des spätern oder gemeinen Dialekts erklärt werden. Nach der ersten Bekanntmachung durch Hudson (Drf. 1712) wurde dasselbe von Fischer (Lpz. 1756), am besten von Pierson (Leyd. 1759) und Koch (2 Bde., Lpz. 1830—31) bearbeitet und der bloße Text zuletzt von Bekker zugleich mit dem Harpokration (Berl. 1833) herausgegeben.

Moriscos, s. Mauren.

Moriz, Herzog und Kurfürst von Sachsen, unstreitig der größte Regent Sachsens, geb. zu Freiberg am 21. März 1521, der erstgeborene Sohn Herzog Heinrich's des Frommen mit seiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs Magnus von Mecklenburg, zeigte schon früh große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter, und erhielt eine sorgsame Erziehung. Sein aufstrebender Geist wurde noch mehr geweckt, als er zu seiner weitem Ausbildung, namentlich in den ritterlichen Übungen, mehre andere deutsche Höfe besuchte, die den einfachen Hof des Vaters an Glanz beiweitem übertrafen. Nachdem er 1539 in Torgau zur protestantischen Kirche übergetreten war, vermählte er sich zu Anfange des J. 1541 mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Noch in demselben Jahre, am 18. Aug., folgte er seinem verstorbenen Vater in der Regierung des Herzogthums Sachsen albertinischer Linie. Obgleich ein eifriger Anhänger der Reformation und Schwiegerson eines der Häupter des Schmalkaldischen Bundes, war er doch nicht zu bewegen, dem Bunde beizutreten, sondern verharrte in einer selbständigen Stellung, vielleicht schon damals befangen in Plänen nach höherer Würde und größerer Macht. Er stand mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen ernestinischer Linie, in scheinbar gutem Vernehmen, bis eine ziemlich geringfügige Sache im Frühjahr 1542 einen Bruch herbeiführte. Johann Friedrich hatte nämlich in der bei der Theilung Sachsens den beiden Linien gemeinschaftlich verbliebenen Stadt Wurzen einseitig die damals ausgeschriebene Türkensteuer gefodert und, da man solche zu geben weigerte, die Stadt besetzt. Sofort rüstete sich der Herzog zum Kriege gegen ihn, und schon standen Beide Heere im Apr. 1542 kampfgestärkt in der Gegend zwischen Grimma und Wurzen einander gegenüber, als noch zur guten Stunde der Landgraf von Hessen ohne Blutvergießen den Frieden vermittelte. (S. Fladenkrieg.) Hierauf zog der Herzog noch in demselben Jahre dem Kaiser mit einem Corps gegen die Türken in Ungarn und im folgenden Jahre gegen die Franzosen zu Hülfe, wodurch er mehr und mehr dessen Gunst erwarb. Doch hielt ihn dieses offen zu Tage sich legende Bestreben nicht ab, im J. 1545 die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes im Kampfe gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig zu unterstützen und den gefangenen genommenen Herzog an den Landgrafen von Hessen auszuliefern. Als es aber 1546 zum offenen Kampfe zwischen dem Kaiser und dem Schmalkaldischen Bunde gekommen, schien ihm dies der günstigste Zeitpunkt zur Ausführung seiner längst gehegten Pläne in Beziehung auf das Kurhaus Sachsen. Er entschied sich nun ganz für den Kaiser, der ihm in einem geheimen Vertrage zu Regensburg

am 19. Juni 1546, unter der Bedingung kräftigen Beistandes, die Kurwürde und die Erbländer des Kurfürsten zusicherte. Auf Befehl des Kaisers bemächtigte er sich in kurzer Zeit fast des ganzen Kurfürstenthums, doch mußte er dasselbe fast ebenso schnell dem ihm mit einer überlegenen Macht entgegentretenden Kurfürsten wieder einräumen. Ein Waffenstillstand, den der Kurfürst einging, war dessen Verderben. Hierdurch gewann der Kaiser Zeit, mit erprobten Truppen dem bedrängten Herzoge zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Mühlberg, die Gefangennehmung des inzwischen geächteten Kurfürsten und die Capitulation von Wittenberg führten den Herzog an das Ziel seiner Wünsche. Am 1. Juli 1547 ertheilte ihm der Kaiser die Kurwürde und belehnte ihn mit einem großen Theile der ernestinischen Erbländer. Allein bei allen diesen Gunstbezeugungen erkannte der neue Kurfürst sehr wohl, wie der Kaiser jezt um so sicherer seinen Plan verfolgen zu können meine, der dahin ziele, mit Unterdrückung der Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten, sich zum unbeschränkten Herrscher Deutschlands zu erheben. Wie künstlich auch der Kaiser unter dem Scheine, der katholischen Kirche nur Schutz zu schaffen, seine egoistischen Absichten verbarg, dem Scharfblick des Kurfürsten vermochten alle die Schlangenwindungen der Politik das endliche Ziel des herrschsüchtigen Kaisers nicht zu verdecken. Da er einsah, daß nur durch offene Gewalt Deutschland gerettet und der Macht des Kaisers die nöthige Schranke gesetzt werden könne, so fing er seit 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, an, sich zu rüsten, auch schloß er ganz insgeheim am 5. Oct. 1551 mit dem König Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser. Noch einmal ließ er Karl V. durch eine feierliche Gesandtschaft um die Freilassung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, bitten; doch der sorglose Kaiser benahm sich hochmüthig und lehnte die Bitte ab. Jezt warf M. die Maske ab und eröffnete den Feldzug. In einem Manifest erklärte er die Sicherheit der protestantischen Lehre, die Aufrechthaltung der Reichsverfassung und die Befreiung des Landgrafen als einzige Beweggründe zu diesem Kriege. Überall freudig empfangen, kam er in Eilmärschen so schnell nach Innsbruck, daß er den hier am Podagra darniederliegenden Kaiser beinahe gefangen genommen hätte. Der Kaiser gab nicht nur den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen sogleich frei, sondern sah auch im Gefühl seiner Hülflosigkeit sich sehr bald genöthigt, durch seinen Bruder Ferdinand mit M. in Unterhandlungen zu treten, die zum Frieden führten und den Vertrag zu Passau am 22. Aug. 1552 zur Folge hatten. (S. Religionsfriede.) So zerstörte M. mit einem Schlage die lange Jahre genährten, feindlichen Plane des Kaisers gegen Deutschland, während er zugleich die Protestanten wieder mit sich versöhnte, die erst ihm die sichere Begründung ihrer Kirche zu verdanken haben. Um indeß auch wieder dem Kaiser einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben und namentlich aus Freundschaft für den König Ferdinand, den M. sehr hoch hatte schätzen lernen, wohnte er nach hergestelltem Frieden einem Feldzuge gegen die Türken in Ungarn bei, die er zwar in verschiedenen Gefechten schlug, gegen die er aber doch in Folge des schlechten Geistes des kaiserlichen Heers keine bedeutenden Vortheile zu erringen vermochte. Misgestimmt kehrte er nach Sachsen zurück, wo er nun dem Bündnisse gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg beitrug, der, den passauer Vertrag nicht anerkennend, den Krieg auf eigene Faust fortsetzte. In der Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553 wurde der Markgraf zwar gänzlich geschlagen, dieser Sieg aber sehr theuer erkauft. Der Kurfürst war durch einen Schuß in den Unterleib verwundet worden; am 11. Juli starb er in Folge dieser Verwundung im Feldlager. M. besaß außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlaue die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente, die ihn zu einem der größten deutschen Fürsten machten. Er begann sofort nach seinem Regierungsantritte gewaltige Reformen in Sachsen und würde unsfireitig noch viel Größeres ausgeführt haben, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Er befestigte Dresden, Leipzig und Pirna, gab dem Militair eine vollständigere Organisation, unterstützte den Bergbau und das Hüttenwesen und erwarb sich namentlich um die gelehrte Bildung große Verdienste durch die Begründung der drei Fürstenschulen und die Stiftung mehrerer sehr nützlicher Institute bei der Universität zu Leipzig. In der Regierung folgte ihm sein Bruder August (s. d.). Seine Witwe heirathete 1555 den Herzog Johann

Friedrich den Mittelern, starb aber wenige Monate nachher; seine einzige ihn überlebende Tochter, *Anna*, wurde die Gemahlin *Wilhelm's I.* (f. d.), Prinzen von Dranien. Vgl. Langenn, „*M., Herzog und Kurfürst von Sachsen*“ (2 Bde., Lpz. 1841).

Moriz, Prinz von Dranien, Graf von Nassau, einer der ausgezeichnetsten Infanteriegenerale, war der Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen *Wilhelm's I.* (f. d.) von Dranien mit *Anna*, des Kurfürsten *Moriz* von Sachsen Tochter. Er wurde zu Dillenburg am 14. Nov. 1567 geboren und studirte zu Leyden, als sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen wurde, worauf ihn die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen. Er nahm 1590 durch Überfall Breda, befreite darauf Geldern, Oberyssel, Friesland und Gröningen von den Spaniern und erhielt nun, nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen, zugleich die Statthaltertschaft von Geldern und Oberyssel, während die von Friesland und Gröningen seinem Vetter, dem Grafen *Wilhelm* von Nassau, zu Theil wurde. Überhaupt nahm *M.* den Spaniern, bis zu dem 1609 geschlossenen Waffenstillstande, gegen 40 Städte und mehre Festungen und schlug sie in drei Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, welche die republikanischen Viceadmirale an den span. und standr. Küsten erfochten. So wurde *M.* der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks, und auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Zugleich benutzte er dazu mit die theologischen Streitigkeiten der Remonstranten (f. d.) und Gomaristen (f. d.), welche Letztere er mit großem Eifer, ja sogar mit Gewaltthätigkeit (s. *Oldenbarneveldt*) unterstützte. Allein seine Bemühungen, die Freiheit des Staats durch Parteifucht zu untergraben, scheiterten und so sah er sich endlich genöthigt, von der Ausführung seiner Entwürfe abzustehen. Er starb im Haag am 23. Apr. 1625 und hatte seinen Bruder *Friedrich Heinrich* zum Nachfolger. Mit Ausnahme des Waffenstillstands von 1609—21 war er fast ununterbrochen im Kriege begriffen. Den Krieg verstand er meisterhaft und führte ihn als Held. Sein Heer galt für die erste Schule der Kriegskunst, und die von ihm gebildeten Krieger haben nicht wenig zu seinem Ruhme beigetragen. Er hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt und erweiterte sie durch Anwendung eigener und fremder Erfindungen.

Moriz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des *Marshall* von Sachsen, ein ausgezeichnete Feldherr, war der natürliche Sohn des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, *August's II.* oder des Starcken, und der Gräfin *Maria Aurora* von *Rönigsmark* (f. d.). Er wurde zu Goslar am 28. Oct. 1696 ganz insgeheim geboren, sofort nach seiner Geburt einer Erzieherin übergeben und sodann an verschiedenen Orten durch Privatlehrer gebildet; doch fehlte es ihm sehr an der nöthigen Lust, etwas zu lernen. Dagegen zeigte er früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke, der ihm als Reichvicar den Titel eines Grafen von Sachsen ertheilte und ihn bald darauf zum Obersten eines Kürassierregiments machte. Die ersten Waffen trug er 1709 in Flandern unter *Eugen* und *Marlborough*, deren Lob er sich in dem Feldzuge von 1710 erwarb. Als im folgenden Jahre sein Vater *Stralsund* belagerte, durchschwamm er hier im Angesichte des Feindes die Meerenge Gellen. Nach diesem Feldzuge verheirathete ihn seine Mutter mit der reichen und lebenswürdigen Gräfin *Löben*; doch die Ehe war nicht glücklich, da *M.* zu sehr das Vergnügen und den Wechsel liebte. Unter allen Ausschweifungen widmete er sich eifrigst dem Studium der Kriegskunst. Im J. 1717 nahm er in Ungarn unter *Eugen* an dem Kampfe gegen die Türken Theil und war bei der Belagerung von *Belgrad*. Nach dem Frieden ging er 1720 nach Frankreich, da er das gesellige Leben der Franzosen liebte. Hier studirte er Mathematik, Kriegs- und Befestigungskunst und Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten, bildete und exercirte er es selbst nach der von ihm schon in seinem 16. Jahre erfundenen Methode. Im J. 1726 wählten die Stände von Kurland ihn zu ihrem Fürsten, und die verwitwete Herzogin von Kurland, *Anna Iwanowna*, die Tochter des Zars *Iwan Alexiewitsch*, soll ihm damals Hoffnung auf ihre Hand gemacht haben. Doch *Mentschikow*, der nach dem Herzogthume strebte, schickte 800 *M.* Russen nach *Mitau* und ließ den neuen Herzog in seinem Palaste belagern. Dieser, obgleich

er nur 60 M. hatte, vertheidigte sich mit so großem Muth, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte, und die Russen sich entfernten. In jener Zeit ging M. Frankreich um Unterstützung an Geld und Menschen an und erhielt damals durch seine Geliebte, die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur in Paris, die Summe von 40000 Livres, die sie durch Versetzen aller ihrer Kostbarkeiten zusammengebracht hatte. Nach seiner Zurückkunft nach Frankreich beschäftigte er sich wieder mit der Mathematik, und auch, als nach dem Tode seines Vaters sein Halbbruder, der Kurfürst August III. von Sachsen, ihm 1733 den Oberbefehl aller seiner Truppen anbot, zog er es vor, als *Maréchal de Camp* in dem franz. Heere zu dienen. In der Armee des Marschalls von Berwick entschied er 1734 in der Schlacht von Ettlingen, an der Spitze einer Grenadierabtheilung, den Sieg. Mit gleicher Unerfrodenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg mehre Angriffe aus und wurde hierauf Generalleutenant. Im östr. Erbfolgekriege nahm er am 26. Nov. 1741 Prag mit Sturm, und nachdem Eger einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert worden war, führte er die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück, wo er sich der Linien von Lauterburg bemächtigte. Im März 1744 wurde er Marschall von Frankreich; doch konnte er als Protestant nicht in dem Marschallstribunal seinen Sitz nehmen. Sein Feldzug in Flandern im J. 1744, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellt ihn an die Seite Turenne's, indem er den an Zahl überlegenen Feind in Unthätigkeit zu halten wußte; doch noch größern Ruhm brachte ihm das J. 1745, wo er in den mit Oestreich und England verbandenen Niederlanden, trotz einer schweren Krankheit den Oberbefehl der franz. Armee führte und am 11. Mai 1745 den wichtigen Sieg bei Fontenoy davontrug, der schließlich selbst Brüssel in franz. Gewalt brachte. Der König von Frankreich ertheilte ihm dafür das Naturalisationspatent, beschenkte ihn nach dem Siege von Raucourt, am 11. Oct. 1746, mit sechs Kanonen und ernannte ihn 1747 zum Marschall aller seiner Armeen und nach der Einnahme von Bergen-op-Zoom am 16. Sept. zum Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden. In Folge der Belagerung der Festung Maastricht im Apr. 1748, deren Fall die Eroberung der gesammten Niederlande zur Folge gehabt haben würde, bot die Republik den früher von ihr verweigerten Frieden an, der zu Aachen am 18. Oct. 1748 geschlossen wurde. M. zog sich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlassen hatte. Sodann machte er eine Reise nach Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollsten Auszeichnung behandelte. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Philosophen wieder zu Chambord, wo er an einem Blutsturz am 30. Nov. 1750 starb. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Strassburg in der protestantischen Kirche St. Thomas beigesetzt. Ein großartiges Denkmal ließ ihm daselbst Ludwig XV. durch Pigalle errichten, der dasselbe 1765 begann, aber erst unter der folgenden Regierung 1776 vollendete. Zum Erben hatte M. den sächs. Grafen Friesse eingesetzt. Viel weiß die Sage von chimärischen Plänen zu erzählen, die M. beschäftigten. So soll er die Absicht gehabt haben, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, sich zum Könige von Corsica zu machen und ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien, zu gründen. Seine „*Reveries*“ (beste Ausg., 2 Bde., Par. 1757, 4.) sind voll kühner und neuer Ansichten in der Kriegswissenschaft, deren Gültigkeit die spätere Zeit bewährte. Auch hinterließ er „*Lettres et mémoires choisis parmi les papiers originaux du maréchal de Saxe*“ (Par. 1794).

Moritz (Karl Phil.), ein genialer Schriftsteller, wurde am 15. Sept. 1757 zu Hameln von armen Altern geboren. Er lernte bei einem Hutmacher, hielt aber nicht lange aus, da sein unruhiger Geist und seine Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen ihn aus seiner Heimat trieben. Nach mancherlei Schicksalen fand er endlich so viel Unterstützung, um zwei Jahre in Wittenberg studiren zu können. Doch betrieb er seine Studien sehr unregelmäßig und folgte dann einem Rufe Basedow's nach Dessau, wo er indeß sich nur kurze Zeit gefiel. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerstelle zu erhalten, schlugen fehl; er war der Verzweiflung und dem Wahnsinne nahe, als er durch Zeller und Büchling eine Lehrerstelle an dem Grauen Kloster zu Berlin erhielt. Aber auch dieser Lage bald überdrüssig, unternahm er 1782 eine Reise nach England, zu der er sich auf einem Spaziergange entschloß und die er ganz unvorbereitet antrat. Nach seiner Rückkehr verfiel er in

immer größern Unmuth. In manchen Hoffnungen getäuscht, glaubte er tödtlich krank zu sein; indes genas er wieder und erhielt 1784 eine außerordentliche Professur am berliner Gymnasium. Die Redaction der Voss'schen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er sich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte; auch eine Reise in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, wurde nur halb ausgeführt. Nach seiner Rückkehr faßte er eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu seltsamen Verirrungen und zu der Rolle eines zweiten Werther verleitete. Er wäre vielleicht im Stande gewesen, wie sein Vorbild zu enden, wenn nicht die längst ersehnte Reise nach Italien seinem Geiste eine andere Richtung gegeben hätte. Er trat dieselbe 1786 an und verweilte zwei Jahre in Rom. Ungeachtet seiner Thätigkeit blieb indes dieser Aufenthalt ohne tiefern Gewinn für ihn, da er zu unvorbereitet und in seinen Studien zu unstät und phantastisch war. Goethe, der ihn hier kennen lernte, nahm sich seiner dort und auch später immer freundlich an und machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf dessen Verwendung er Mitglied der berliner Akademie wurde. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der Akademie der bildenden und mechanischen Künste; zugleich aber schloß er eine Ehe, die sehr unglücklich ausfiel. Er starb am 26. Juni 1793. Ohne Einheit, festen Lebensplan und gründliche, obschon vielseitige Bildung kam M. trotz eines reich begabten Geistes eigentlich nie zu einer klaren Anschauung seiner selbst und der Welt; sein ganzes Leben war eine Reihe von Inconsequenzen; ja man darf sagen, er lebte in einer steten Selbsttäuschung und machte fast immer den Schauspieler eines fremden Lebens. Seine zahlreichen Schriften, mythologischen, antiquarischen, psychologischen und grammatischen Inhalts, unter welchen der „Versuch einer Prosodie“ (Berl. 1786; neue Aufl., 1815) den meisten Einfluß hatte und noch jetzt von Werth ist; ferner Reisebeschreibungen durch England und Italien u. s. w. sind zum Theil sehr anziehend und im Einzelnen belehrend. In den Romanen „Anton Reiser“ (4 Bde., Berl. 1785—90; Bd. 5 von Klischinig, 1794) und „Andreas Hartknopf“ (Berl. 1786) hat er sein Leben theilweise zu beschreiben versucht. Nicht unbemerkt darf bleiben, daß er der Erste war, der Jean Paul's Werth erkannte und den damals jungen Dichter auf seiner Laufbahn ermuthigte.

Moritzburg, ein königliches Jagd- und Lustschloß, drei Stunden von Dresden, im Friedwalde, im 18. Jahrh. häufig die *Dianenburg* genannt, wurde bereits vom Kurfürsten Moriz im J. 1542 zu bauen begonnen, aber erst unter Kurfürst Christian I. 1589 vollendet. Später wurde es erweitert und unter August dem Starken sehr verschönert, der, sowie sein Nachfolger, daselbst häufig glänzende Jagden und prachtvolle Feste und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen hielt. Große Teiche, perspectivisch ausgehauene Waldungen, ein Hasenengarten mit dem neuen Schlosse, eine Menagerie, mehre schöne Privatgebäude und ein Park zur Hegung des Wildes bilden die Umgebungen des Schlosses, welches wie eine Insel aus dem Wasserspiegel des breiten, tiefen Schloßgrabens sich erhebt. Außer sieben großen Sälen, einer Kapelle und mehren Gewölben enthält dasselbe über 200 Zimmer mit Geräthen und Wandbekleidung im altfranz. Geschmack. Der große Tanzsaal ist mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltenen Geweißen von 24—50 Enden verziert. Ueberhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf die königlichen Jagdfreuden des 17. und 18. Jahrh. Das neue Schloß, welches 1769 erbaut wurde, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teichs, der über eine Stunde im Umfange hat. An dem Hasendamme und Leuchthurme lag sonst das Modell einer Fregatte.

Morlacken oder **Morlachen**, s. **Dalmatien**.

Mornay (Philippe de), Seigneur du Messis-Marly, geb. auf dem Schlosse Buhy in der Normandie, wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den schönen Wissenschaften, den Sprachen, namentlich in der Theologie. Als ein jüngerer Sohn, war er für die Kirche bestimmt; allein seine Mutter, eine heimliche Protestantin, wußte ihn von der geistlichen Laufbahn zurückzuhalten. Nachdem 1560 sein eifrig katholischer Vater gestorben, bekannte er sich ebenfalls zur Reformation und begab sich auf weite Reisen nach Italien, Deutschland, Holland und England, wo er allenthalben die politischen Verhältnisse studirte und seine Kenntnisse vervollständigte. Nach seiner Rückkehr wäre er bald in der Bartholomäusnacht als Opfer gefallen; er verbarg sich einige Tage zu Paris und entfloh

dann nach England. Doch schon nach einem Jahre betrat er wieder den vaterländischen Boden und lebte nun in Zurückgezogenheit, bis er 1575 in die Dienste des Königs von Navarra, des spätern Heinrich's IV., trat, der sich seiner bei allen diplomatischen Unterhandlungen bediente. Als der Krieg mit der Ligue ausbrach, wurde er ganz die rechte Hand des Königs. Er entwarf Kriegsplane, leitete die Verhandlungen, vertheidigte die Sache seines Herrn durch Schriften und suchte demselben nach allen Seiten hin Anhänger und Unterstützung zu verschaffen. Der Übertritt Heinrich's IV. zum Katholicismus verlegte ihn indessen so, daß er dem Könige durch seinen Freimuth und Vorwürfe oft lästig wurde. Dessenungeachtet erhob ihn Heinrich nach dem Frieden, zu dem er ganz besonders beigetragen, zum Staatsrath und später zum Gouverneur von Saumur, wo er für seine Glaubensgenossen eine Akademie errichtete. Als er sich wegen einer Schrift über den Mißbrauch der Messe vor der katholischen Geistlichkeit verantworten sollte, erklärte er, daß er dies nur in einer öffentlichen Disputation thun würde. Dieselbe fand im J. 1600 zwischen ihm und dem Bischof Duperron von Evreux zu Fontainebleau statt; doch unterlag er der Geschicklichkeit und den Kenntnissen seines Gegners und hatte der protestantischen Sache nur geschadet. Bei der Erhebung der Hugenotten im J. 1620 suchte er zwischen den Parteien Frieden zu stiften, weshalb er sein Gouvernement verlor. Er zog sich hierauf auf seine Baronie Laforêt-sur-Sèvre in Poitou zurück und starb daselbst am 11. Nov. 1623. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen „Vérité de la religion chrétienne“ (Antw. 1580), „Traité sur l'eucharistie“ (1598) und „Mémoires et correspondance pour servir à l'histoire de la réformation en France“ (1624; neue nach dem Manuscript gefertigte Aufl., 12 Bde., Par. 1824), die einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte Frankreichs enthalten.

Morpeth (Viscount Howard, Lord), bekannt als Generalsecretair für Irland unter dem Ministerium Melbourne, geb. um 1800, ist der älteste Sohn des in Irland begüterten, aber protestantischen Grafen George von Carlisle (s. d.). Er studirte auf der Universität zu Oxford, erweiterte seine Bildung durch Reisen auf dem Festlande und trat hierauf vermöge seiner Familienverbindungen für den großen westlichen Wahlbezirk der Grafschaft York ins Unterhaus. Hier zeichnete er sich weniger durch glänzendes Redner-talent, als durch Freiheitsliebe, entschiedene Gesinnung für die Volkssache und beharrliche Opposition gegen die Torypolitik aus. Seine Anstrengungen errangen einen bedeutenden Sieg, als zu Ende des J. 1834 die Tories unter Peel auf kurze Zeit das Ruder ergriffen. Bei Eröffnung des neuen Parlaments im Febr. 1834 wurde er von der Reformpartei dazu ersehen, ein Amendement zur Antwort auf die Thronrede in Vorschlag zu bringen, welches eine wahre Kriegserklärung des Hauses gegen die Toryverwaltung war und dem Ministerium einen harten Stoß versetzte. Lord Melbourne, der im Apr. 1835 mit seinen frühern Collegen die Verwaltung wieder übernahm, ernannte hierauf M. zum Staatssecretair für Irland und verlieh ihm auch, ungewöhnlicher Weise, Sig im Cabinet. M. rechtfertigte dieses Vertrauen, indem er, trotz der fanatischen Angriffe von Seiten der Tories, durch eine umsichtige und milde Verwaltung die Gemüther der Irländer wenigstens zu versöhnen suchte. Als die Whigs am 28. Aug. 1841 vom Staatsruder traten, legte auch M. sein Amt nieder. O'Connell widmete dem Scheidenden eine warme Dankadresse.

Morpheus, der Sohn des Schlafes und der Gott der Träume, eigentlich der Gestalter, wegen der Gestalten oder Bilder, die durch ihn in der Seele des Schlafenden entstehen, kommt zuerst bei Ovid vor. Übrigens kann er nur in menschlicher Gestalt erscheinen; um Thiere nachzubilden, haben die Götter den Ikelos oder Phobetor, und für leblose Gegenstände den Phantasos. Dargestellt wird er als Greis und geflügelt, aus einem Horn schlafbringenden Dufst ausgießend.

Morphin ist ein in dem Opium enthaltenes Pflanzenalkaloid, welches einen der Hauptbestandtheile desselben bildet.

Morphologie nennt man die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Körper. Dem Worte wie der Sache nach ist die Morphologie zuerst von Goethe in die Reihe der technischen Ausdrücke in der Naturgeschichte aufgenommen worden, der darauf aufmerksam machte, wie alle und besonders die organischen Körper ihre Gestalt immerfort umbilden, wie sie in einer steten Bewegung sind, wie sie auch da, wo sie als ein Individuum

erscheinen, doch nur aus mehren lebendigen Wesen bestehen, die für sich selbständig sind. Diese Wesen sind nach seiner Meinung entweder ursprünglich vorhanden, oder sie finden sich zu einander; sie trennen sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Production nach allen Seiten und auf alle Weise. Den Beweis führte Goethe bei den Pflanzen durch die Fortpflanzung mittels der Absenker und Augen, wie ihm denn auch die Fortpflanzung durch den Samen nur eine Entwicklung vieler gleicher Individuen aus dem Schooße der Mutterpflanze war. Bei den Thieren führte er als Beispiel die Infusionsthierchen an, wie sie bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, zerplagen und eine Menge Körner ausschütten, in die sie wahrscheinlich bei dem naturgemäßen Gange sich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und auf solche Weise fortgepflanzt hätten. Vgl. Goethe's „Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondere“ (Stuttg. u. Tüb. 1817)

Morrison (Rob.), ein protestantischer Missionar, geb. am 5. Jan. 1782, wurde von der brit. Bibelgesellschaft nach Macao und Kanton gesendet, um das Chinesische zu erlernen und dann die heilige Schrift in diese Sprache zu übersetzen. Nachdem er am 4. Sept. 1807 in Macao angelangt, hatte er mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen, bis er 1809 eine Stelle in den Factorien daselbst erhielt. Als 1816 Lord Amherst nach China kam, begleitete er denselben als Dolmetscher und gab die Beschreibung dieser verunglückten Gesandtschaft heraus. Im J. 1818 errichtete er zu Malakka ein Anglo-chines. college für engl. und chines. Literatur und zur Verbreitung des Christenthums. Nach 17jährigem Aufenthalte in China kehrte er 1823 nach England zurück und brachte eine Sammlung von 10000 Büchern in chines. Sprache mit sich dahin. Bereits im J. 1826 aber ging er wieder im Auftrage der Ostindischen Compagnie nach China, wo er später bei den eintretenden Streitigkeiten der Engländer mit der chines. Regierung als Vermittler gebraucht wurde. Im Juli 1834 begleitete er als Dolmetscher den brit. Gesandten, Lord Napier, nach Kanton und starb daselbst am 1. Aug. 1834. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch die „Horae sinicae“ (Lond. 1812), die „Chines. Grammatik“ (Serampore 1815, 4.) und das „Chines.-engl. Wörterbuch“ (6 Bde., Macao 1815—19, 4.) bekundet.

Mörs, auch Meurs oder Moeurs, ein ehemaliges zum Westfälischen Kreise gehöriges deutsches Fürstenthum am linken Rheinufer, das von den Herzogthümern Kleve, Geldern und Berg und ehemaligen kurlönl. Landestheilen umgrenzt wurde und auf etwa 6 □M. 28000 meist reformirte E. enthielt, stand im Mittelalter unter den Grafen von Mörs, die bei Kleve zu Lehn gingen. Durch die Verheirathung der Tochter des letzten Grafen Friedrich von Mörs mit dem Grafen Wilhelm III. zu Wied und Isenburg ging M. an diesen über und sodann wieder an dessen Schwiegersohn, den Grafen von Ruenar oder Ruenenar. Nach dem Aussterben des letztern Geschlechts vermachte die letzte Gräfin, trotz der vertragmäßigen Ansprüche Kleves, die Grafschaft dem Prinzen Morig von Dranien, bei dessen Hause sie verblieb, bis nach dem Tode Wilhelm's III. von Dranien der König Friedrich I. von Preussen als Herzog von Kleve dieselbe einziehen und 1707 zum Fürstenthum erheben ließ. Im luneviller Frieden von 1801 wurde M. an Frankreich abgetreten und dem Noerdepartement einverleibt. Durch den pariser Frieden kam es an Preussen zurück und gehört gegenwärtig, unter die Kreise Geldern und Krefeld vertheilt, dem preuss. Regierungsbezirk Düsseldorf an. Vgl. Altgelt, „Geschichte der Grafen und Herren von M.“ (Düsseldorf. 1846). Die ehemalige gleichnamige Hauptstadt, mit etwa 2500 E. und einem alten Schlosse, hat eine kathol. und eine evangel. Kirche, ein Progymnasium, ein Schullehrerseminar, und treibt vorzüglich Seiden-, Baumwoll-, Flanell- und Barchentweberei.

Mörser, früher Mortier, nennt man diejenige Geschützart, welche ihre Geschosse in sehr hohen Bogen, meist unter Richtungswinkeln von 30—60°, wirft, nicht bloß um jede Deckung vor dem Ziele zu übersteigen, sondern vorzüglich um den Geschossen durch den Fall aus größerer Höhe mehr Percussionskraft zu geben. Die Einrichtung des Mörsers kommt mit der der Haubitze (s. d.) überein; nur stehen die Schildzapfen gewöhnlich am Boden und die Traube fällt weg; die Kammer aber ist häufiger konisch als cylindrisch, und die ältern Arten der birnförmigen und sphärischen Kammern kommen, weil sie unzweckmäßig sind, nicht mehr vor. Die gewöhnlichen Arten sind 7-, 10-, 16-, 25-, 30-, 48-

50, 60pfündige. Außerdem hat man besondere Mörser mit weiter Mündung, um Steine, Spiegelgranaten und Kartätschen zu werfen, die sogenannten Steinmörser; ferner kleinere als die siebenpfündigen, die Handmörser, auch Coehörner genannt; und Schafst-
 mörser, zum Werfen einzelner Spiegelgranaten auf kurze Entfernungen bestimmt. In Frankreich und England wird zur Bezeichnung des Mörsers nicht das Gewicht der (steinernen) Bombe, sondern das Zollmaß des Mündungsdurchmessers gebraucht. Übrigens unterscheidet man die hängenden Mörser, bei denen die Schildzapfen am Mittelstück sitzen, von den stehenden, deren Schildzapfen am Boden angebracht sind; bei den Fußmörsern fallen die Schildzapfen ganz weg, das Rohr ist an eine Platte angegossen und bildet mit ihrer untern Fläche einen Winkel von 45°. Die Mörser werden theils von Eisen, theils von Bronze gegossen; die schweren gewöhnlich vom erstgenannten, die kleinern vom letztern Material. Der größte Mörser neuerer Zeit war in Lüttich von Eisen gegossen, der 1832 von den Franzosen bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen gebraucht wurde; er selbst wog 14000 Pf., seine Bombe 1000 Pf. (S. Artillerie, Geschütz und Kanone.)

Mortalität und Mortalitätslisten, s. Sterblichkeitslisten.

Mörtel, s. Kalk.

Mortier (Edouard Adolphe Kasimir Jos.), Herzog von Treviso, Marschall und Pair von Frankreich, wurde 1768 zu Château-Cambresis im Norddepartement geboren und erhielt eine sehr sorgfältige wissenschaftliche Bildung. Im J. 1791 trat er in ein Cavalieregiment, kurze Zeit nachher aber als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. Mit großer Auszeichnung kämpfte er im Feldzuge von 1792. Nachdem er nach der Schlacht bei Hondshooten, im Sept. 1793, zum Generaladjutanten emporgestiegen, betheiligte er sich an den Operationen in Belgien, an der Noer und am Rhein. Hierauf kam er zur Maas- und Sambreamee. Er umging am 4. Juni 1796 die Stellung der Östreicher bei Altenkirchen, verhandelte am 13. Juli die Capitulation des Feindes zu Frankfurt am Main und trieb denselben, nach Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, über den Main. Am 30. Dec. 1796 trat er mit dem Kurfürsten von Mainz wegen Übergabe der Stadt Mainz in Unterhandlung und wurde bald nachher seiner Verdienste wegen Regimentscommandeur. Im J. 1799 zum Brigadegeneral ernannt, erhielt er den Befehl über die Vorposten bei der Armee an der Donau und warf die Östreicher am 25. März bei Liptingen. Im Sept. wurde er als Divisionsgeneral nach der Schweiz gefendet, wo er sich an allen Ereignissen vor und nach der Schlacht bei Zürich lebhaft betheiligte und besonders in Verfolgung der Russen auszeichnete. Masséna detachirte ihn später gegen die Östreicher in Tirol, Vorarlberg und Graubünden; allein noch im März 1800 erhielt er zu Paris den Befehl über die 15. und 16. Militärdivision, in welcher Stellung er für Bonaparte große Anhänglichkeit zeigte. Als 1803 die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ausbrachen, mußte er das Kurfürstenthum Hannover besetzen. Als bald zurückberufen, vertraute ihm der erste Consul den Befehl über die Artillerie der Consulargarde und bei Errichtung des Kaiserthrons erhielt er die Marschallswürde. Im J. 1805 stellte ihn der Kaiser an die Spitze eines Corps der großen Armee in Deutschland, mit dem Auftrage, in der Gegend von Linz den Übergang des Feindes über die Donau zu hindern. Er wurde mit seinen 4000 M. am 11. Nov. von den Russen überrascht, eingeschlossen und von dem 30000 M. starken Kutusow bei Dürnstein hart bedrängt. Indes mußte er sich doch mit Geschick und fast siegreich aus seiner übeln Lage zu retten und empfangen gegen Ende des Feldzugs den Auftrag, Wien zu decken, das er auch besetzte. Im J. 1806 operirte er mit dem achten Corps der großen Armee zugleich in Hessen und Hannover; er besetzte Kassel am 1. Oct. und im Sept. Hamburg und die übrigen Hansestädte. Nach dem Waffenstillstande von Charlottenburg drang er in Schwedisch-Pommern vor, versuchte vom Ende Febr. bis zum 16. Apr. die Einnahme von Stralsund und schloß nach dem Gefechte bei Anklam am 18. den Waffenstillstand zu Schlawow. Nach der Schlacht von Friedland, am 13. Juni, verlieh ihm der Kaiser den Titel eines Herzogs von Treviso und reiche Dotationen im Hannoverischen. Im J. 1808 führte M. das fünfte Armeecorps in Spanien. Er unterstützte im folgenden Jahre die Belagerung von Saragossa und schlug an der Spitze von 30000 M.

den noch einmal stärkern Feind bei Ocaña. Hierauf begann er die Belagerung von Cadix und besiegte endlich die Spanier am 19. Febr. 1811 zu Gebora. Im russ. Feldzuge von 1812 befehligte er die junge Garde. Als Gouverneur von Moskau erhielt er am 21. Nov. den Auftrag, den Kreml in die Luft zu sprengen. Nur mit Mühe vermochte er der Armee nachzukommen, und nächst Ney trug er wol am meisten bei, die Trümmer derselben zu retten. Der Kaiser beauftragte ihn nach dem Rückzuge mit der Reorganisation der jungen Garde zu Frankfurt am Main. Im Feldzuge von 1813 befehligte M. bei Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und endlich bei Hanau. Nachdem er am 11. Febr. 1814 die franz. Grenze überschritten, verständigte er sich mit dem Herzoge von Ragusa über die Rettung der Hauptstadt. Er lieferte den Verbündeten am 30. März die Schlacht bei Paris und concentrirte nach der Capitulation vom 31. seine Streitkräfte zu Meffis-les-Chèvres, von wo aus er erst am 8. Apr. seine Unterwerfung der neuen Regierung einsetzte. Ludwig XVIII. verlieh ihm die Pairswürde und das Commando zu Lille. Bei der Rückkehr Napoleon's sicherte er den Abzug des Königs nach Belgien, der ihn auch dankbar seiner Eide entband. Der Kaiser bestätigte ihn hierauf in der Pairswürde und übertrug ihm die Inspection über die Festungen an den östlichen und nördlichen Grenzen. Mit der zweiten Restauration wurde M. aus der Pairskammer gestoßen; doch erhielt er am 10. Jan. 1816 den Befehl über die 15. Militärdivision zu Rouen. Auch wählte ihn das Departement du Nord zum Deputirten der Kammer, und am 5. März 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück; doch nahm M. bis zur Julirevolution wenig Theil an den politischen Ereignissen. Als Ludwig Philipp 1834 das doctrinaire Ministerium (s. Guizot) vom 11. Oct. herstellen wollte, übernahm M. am 18. Nov. das Kriegsministerium und die Präsidentschaft im Cabinet. Dieser schwierigen Stellung wenig gewachsen, trat er jedoch schon am 12. März 1835 die Präsidentschaft an den Herzog von Broglie, am 30. Apr. sein Portefeuille an den Marschall Maison ab. Am 28. Juli 1835 begleitete er den König zu einer großen Revue der Nationalgarde von Paris. Bei dieser Gelegenheit wurde er auf dem Boulevard du Temple durch die Höllemaschine Fieschi's tödtlich verwundet und gab einige Stunden darauf in dem benachbarten Caffé Turc den Geist auf. Mit den übrigen Opfern erhielt er seine Ruhestätte im Dome der Invaliden und auf der Place du Châteaueau ein Denkmal mit der Büste von Bra. Seiner Witwe und seinen vier Kindern bewilligten die Kammern eine jährliche Pension von 20000 Francs.

Mortification heißt in der Gerichtssprache eine Ungültigkeitserklärung (s. Amortification); die Kirche versteht darunter die Ertödtung des Fleisches durch Kasteien, Geißeln, Fasten u. s. w.

Mortimer (Roger, Graf von), der Mörder Eduard's II. von England, wurde 1287 an den Grenzen von Wales geboren. Nachdem er 1306 von Eduard I. zum Ritter geschlagen worden, begleitete er den König auf einem Zuge nach Schottland, verließ aber eigenmächtig das Heer und verlor darum als Felon seine zahlreichen Lehngüter. Auf Fürsprache der Königin Margarethe in den vorigen Stand gesetzt, machte er hierauf unter Eduard II. die Kriege in Schottland, Irland und Frankreich mit und erhielt auf einige Zeit die Statthalterschaft von Irland. In seinen häufigen Zwisten mit den Herrschern von Wales und den benachbarten Baronen zeigte er sich als gewaltigen Charakter; auch führte er stets nur seine Vasallen ins Feld. Im J. 1320 verband er sich mit den Grafen von Lancaster, Hereford und andern Baronen zu einer gewaltsamen Reichsreform, wobei es jedoch nur auf die Erweiterung der Adels Herrschaft und den Sturz der vom Könige unmäßig begünstigten Familie Spencer abgesehen war. Als indes die Empörung wenig Fortgang gewann, ließ sich M. durch den Grafen von Pembroke zur Unterwerfung bewegen, wurde aber sogleich in den Tower gesetzt. Ein Todesurtheil fürchtend, entfloh er durch List dem Gefängnisse und ging nach Frankreich, wo sich bereits die über die Günstlingherrschaft ebenfalls erbitterte Königin Isabella mit dem jungen Prinzen von Wales, dem spätern Eduard III., befand. Dieselbe war von ihrem schwachen Gemahl an den Hof ihres Bruders, Philipp's V., als Friedensvermittlerin geschickt worden, wendete jedoch ihren Einfluß an, um von Frankreich aus durch Drohungen die Spencer zu stürzen. M. bemächtigte sich der Königin, stößte derselben durch sein glänzendes Ausere eine verbrecherische Leidenschaft

ein, sammelte die misvergnügten Engländer und stiftete Verschwörungen an, welche die gewaffnete Rückkehr nach England und wol gar eine Thronrevolution zum Zwecke hatten. Weil Philipp V. diese Umtriebe wenigstens scheinbar verwerfen mußte, so ging M. mit der Königin 1326 zu dem Grafen von Hennegau, dessen Tochter man mit dem Prinzen von Wales vermählte. M. rüstete nun durch die Unterstützung des Grafen und des franz. Hofes ein Corps von 3000 M. und landete mit demselben am 24. Sept. an der Küste von Suffolk, wo ihm die zahlreichen Feinde des jungen Lord Spencer ungesäumt zusielen. Der König floh aus London nach Wales, von da nach Irland, fiel aber unterwegs in die Hände der Empörer und wurde alsbald auf dem Schlosse Berkeley von einigen Vertrauten M.'s insgeheim und auf die scheußlichste Weise ermordet. Durch Unterstützung des Parlaments, welches sogar eine Indemnitätsbill bewilligte, richtete M. einen Regenschafsrath ein, an dessen Spitze die Brüder des Ermordeten, die Grafen von Lancaster, Kent und Norfolk, standen. Indes riß M. in kurzer Zeit alle Gewalt an sich, bereicherte sich durch die Güter der Günstlinge Gaveston und Spencer, lebte in närrischer Verschwendung und wendete der Königin Isabella fast sämtliche Einkünfte der Krone zu. Ein für England schimpflicher Vertrag mit Schottland, gegen welches der junge Eduard III. die Waffen nicht führen durfte, brachte endlich den Haß und die Unzufriedenheit der Prinzen, der Großen und selbst des Volks aufs höchste. Um seine Hauptfeinde zu treffen, ließ M. im J. 1329 dem einfältigen Grafen von Kent (s. Edmund) einreden, daß Eduard II. noch lebe und in geheimer Gefangenschaft schmachte. Dieser stiftete hierauf ein Complot zur Befreiung des vermeintlich Lebenden, wurde jedoch mit seinen Genossen durch M. verhaftet und nach einem Spruche des unfreien Parlaments sogleich enthauptet. Die Güter des Unglücklichen erhielt Godefroi, der Sohn des Verbrechers. Obschon M. alle nur möglichen Vorkehrungen traf, um den jungen König, über den er sich nun die Vormundschaft aneignete, in Unterwerfung zu halten, gelang es demselben doch, diese schmähligen Fesseln im J. 1330 unter Mitwirkung des Lord Mountacute und einiger Vertrauten zu brechen. Die Verbündeten drangen durch List in das von M. und Isabella bewohnte und stark befestigte Schloß Nottingham und nahmen den Usurpator gefangen. Hierauf wurde M. vom Parlament als notorischer Hochverräther proclamirt und am 29. Nov. 1330 ohne Proccedur bei Smithfield öffentlich aufgeknußft.

Mortuarium, s. Todte Hand.

Morus (Sam. Friedr. Nathanael), ein hochachtbarer Theolog, geb. am 30. Nov. 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, besuchte die dasige Stadtschule und studirte seit 1754 in Leipzig Theologie, wo er sich 1760 habilitirte, 1768 eine außerordentliche Professur der Philosophie und 1771 die ordentliche Professur der griech. und lat. Sprache, 1782 aber, beim Tode Ernesti's, als ordentlicher Professor in die theologische Facultät einrückte, und am 11. Nov. 1792 starb. Seine gründlichen Kenntnisse in den philosophischen und theologischen Wissenschaften waren die Frucht eines langen Fleißes und planmäßigen Studiums. In dogmatischer Beziehung zeichnete er sich durch vorsichtige Prüfung und mildes Urtheil aus. Außer seinen Ausgaben des Sokrates, Xenophon, Plutarch, Antonin, Lengin und Julius Cäsar sind besonders seine Uebersetzung des „Briefes Pauli an die Römer“ (Lpz. 1775), des „Briefes an die Hebräer“ (Lpz. 1776; 3. Aufl., 1786), sowie seine „Epitome theologiae christianae“ (Lpz. 1789; 2. Aufl., 1790; deutsch von Schneider, 1795), wozu Hempel einen „Commentarius exegetico-historicus“ (2 Bde., Lpz. 1797—98) lieferte, und die Sammlung seiner „Dissertationes theologicae et philologicae“ (2 Bde., Lpz. 1787—94; 2. Aufl., 1798; deutsch von Reichel, 2 Bde., Lpz. 1793—94) zu erwähnen. Nach seinem Tode wurden von Voigt seine „Vorlesungen über die christliche Moral“ (2 Bde., Lpz. 1794—95); von Donat seine „Praellectiones in Jacobi et Petri epistolas“ (Lpz. 1794) und „Praellectiones in evangelium Lucae“ (Lpz. 1794); von Dindorf seine „Versio et explicatio actuum apostolicorum“ (Lpz. 1794) und „Recensiones in evangelium Johannis“ (2 Bde., Lpz. 1795); von Hempel seine „Praellectiones exegeticae in tres Johannis epistolas“ (Lpz. 1796); von Eichstädt seine „Hermeneutica“ (2 Bde., Lpz. 1797—1802); von Holzappel seine „Erklärung der Briefe an die Korinther“ (Lpz. 1794); ferner seine „Erklärung des Briefes an die Römer und des Briefes Judä“ (Lpz.

1704) und die „Acroases in epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios“ (Lpz. 1795), und von Keil seine „Nachgelassenen Predigten“ (3 Bde., Lpz. 1794—97) herausgegeben.

Morus (Thom.), eigentlich More, der berühmte Kanzler Heinrich's VIII. von England, war der Sohn eines Richters der Kingsbench und wurde 1480 zu London geboren. In seiner Jugend lebte er einige Zeit als Page im Hause des Cardinals Morton, Bischofs von Canterbury, und später ging er auf die Universität nach Oxford, wo er sich mehre Jahre mit großem Erfolge allen Zweigen der Wissenschaft, besonders aber der Jurisprudenz, widmete. Bei der Thronbesteigung Heinrich's VIII. galt er bereits zu London als einer der ausgezeichnetsten Sachwalter und bekleidete auch das Amt eines Untersheriffs. Der Cardinal Wolsey führte ihn bei dem jungen Könige ein, der ihn liebte, ihn zum Mitglied des Geh. Rath's ernannte und ihm mehre diplomatische Geschäfte in Frankreich und den Niederlanden anvertraute. Ungeachtet der königlichen Gunst beobachtete M. Zurückhaltung und täuschte sich nicht über die Willkür und Veränderlichkeit seines Herrn. Nachdem er 1529 die Friedensverhandlungen zu Cambrai mit großem Geschick geleitet, erhob ihn der König an Wolsey's Stelle zum Großkanzler und übergab ihm die Staatsiegel. M. verwaltete sein hohes Amt mit seltenem Geschäftseifer, Gerechtigkeitsinn und übergroßer Uneigennützigkeit. Er wollte zwar die Reformation unterdrücken; allein er verfolgte deren Anhänger nicht des Dogmas wegen, sondern aus politischen Grundsätzen. Als Heinrich VIII. seine Ehescheidung durchzusetzen, mit dem röm. Stuhle völlig brach, suchte er vergebens durch Bitten, Befehle und Drohungen die Mitwirkung seines populären Kanzlers zu gewinnen. M. hielt die Sache wie das Verfahren gegen Recht und Gewissen, legte 1532 seine Ämter nieder und zog sich in Armuth mit seiner Familie nach Chelsea zurück. Als er 1534 das neue Successionsstatut, welches zugleich die erste Ehe des Königs für nichtig erklärte, beschwören sollte, war er bereit, die Erbfolge zu beschwören; doch die übrigen Punkte wies er zurück, weil sie sein Gewissen beschwerten. Der König ließ ihn deshalb mit dem Bischof Fisher in den Tower bringen und sehr hart behandeln. M. widerstand 13 Monate allen den vielfachen Versuchen, seine Festigkeit zu brechen; da ließ ihm der König, seines Widerstandes müde und um ihn vollends zu verderben, den Supremateid vorlegen. M. erklärte sich dahin, daß er als Christ keinen weltlichen Oberherrn der Kirche anzuerkennen vermöge, und selbst die Bitten seiner in Elend schmachtenden Familie waren nicht im Stande, ihn zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Nach einer formlosen, schmähtlichen Proceßur wurde er am 6. Mai 1535 zum Galgen verurtheilt, welche Strafe der König in Enthauptung verwandelte. Mit großer Fassung und christlicher Ergebung erlitt er am 6. Juli auf der Plattform des Tower den Todesstreich. M. war einer der hervorragendsten und gebildetsten Geister seiner Zeit. Er besaß eine gründliche Kenntniß in den alten Sprachen und zeigte sich ebenso bedeutend als Politiker, wie als Jurist. Auch trug er außerordentlich zur Cultur der engl. Sprache bei. Seine sämmtlichen Werke wurden zuerst in zwei Bänden herausgegeben, von denen der erste (Lond. 1559) die engl. abgefaßten Schriften, der andere (Löwen 1566) die lat. Werke enthält. Am bekanntesten ist seine in alle Sprachen übersezte Schrift „De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia“ (Löwen 1516 und öft.), in welcher er seine jugendlichen Schwärmereien über einen vernunftgemäßen Staat ausmalt. Eine treue Charakteristik von ihm gibt sein vertrauter Freund Erasmus in den Briefen an Hutten, und sein Bildniß hat Hans Holbein der Jüngere, den er in Dienst nahm, mehrmals gemalt. Sein letzter männlicher Nachkomme war der 1795 gestorbene Thom. More; seine Familie erlosch gänzlich 1815 in der Lady Ellenborough. Ein Urenkel gleiches Namens gab seine Lebensbeschreibung (Lond. 1726) heraus. Vgl. Rudhart, „Thom. M.“ (Nürnberg. 1829); Macintosh, „Life of Sir Thom. M.“ (Lond. 1830); der Prinzessin von Craon, „Thom. M.“ (2 Bde., Par. 1833) und „Thom. M. und sein berühmtes Werk Utopia“ (deutsch, mit Einleitung von Ottinger, Lpz. 1846).

Morusi ist der Name einer berühmten Fanariotenfamilie. — Konstantin M., Hospodar der Moldau, wurde des Einverständnisses mit den Russen verdächtig, 1806 von der Pforte abgesetzt, durch Rußlands Einfluß im J. 1812 wieder eingesetzt, in demselben Jahre aber ermordet. — Demetrios M. war ein Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung und voll glühender Liebe für sein Vaterland. Er entwarf einen sehr großartigen

Man für das Unterrichtswesen seiner unterdrückten Landsleute und wußte auch den Divan für denselben zu gewinnen. Im J. 1812 war er als Dragoman beim Congreß zu Bukarescht. Der hier bewiesenen Hinneigung zu Rußland verdächtig, wurde er nach seiner Rückkehr in Schumna, im Lager des Großveziers, von seiner eigenen Ehrenwache getödtet und sein Kopf nach Konstantinopel gesendet, wo man gleichzeitig auch seinen Bruder Banajotti enthauptete. — Zwei seiner Neffen waren, als der Aufstand der Griechen ausbrach, im Dienste der Pforte; der eine, Konstantin M., als Dragoman, der andere beim Arsenal. Beide wurden bei der allgemeinen Massacre im J. 1825 umgebracht. Dagegen entkam Konstantin's Gemahlin mit ihren neun Kindern auf einem ragusanischen Schiffe nach Odessa. Sie erhielt später vom Kaiser Alexander eine Pension, und ihre Söhne studirten in Paris. Der eine derselben, Demetrios M., ist der Verfasser des „Gefanges der Sulioten“.

Morveau (Louis Bernard Guyton, Baron), ein bekannter Chemiker, geb. zu Dijon am 4. Jan. 1737, war Jurist und vor der Revolution Generaladvocat beim Parlamente zu Dijon. Als ausgezeichnetener Geschäftsmann, als gewandter Redner und durchaus rechtschaffen stand er in allgemeiner Achtung und in Ansehen. Doch nach und nach nahm sein Lieblingsstudium, die Chemie, seine Zeit dermaßen in Anspruch, daß er seine amtliche Stellung aufgeben mußte. Die von ihm in Dijon gegründete Professur der Chemie verfaß er selbst 13 Jahre lang. Er war seit 1791 Mitglied der Nationalversammlung, und später des Convents, wo er für den Tod Ludwig's XVI. stimmte. In der Schlacht bei Fleurus stieg er zur Befichtigung der feindlichen Stellung in einem Ballon in die Luft. Im J. 1797 trat er in den Privatstand zurück; nachher wurde er Director der Polytechnischen Schule, deren Mitgründer er gewesen, Mitglied des Instituts und Baron. Nach der Restauration verlor er alle seine Stellen und Würden und starb am 2. Jan. 1816. Besonders bekannt ist er als Erfinder der nach ihm benannten Räucherungen mit Chlor (s. *Räucher*) und als Begründer der neuern chemischen Nomenclatur. Von seinen Schriften erwähnen wir nächst der „Description de ses procédés de désinfection“ (Par. 1801; deutsch von Pfaff, Kopenh. 1802) die „Mémoires sur l'éducation publique“ (Par. 1764) und das „Dictionnaire de chimie“ (Par. 1786).

Mosaik oder musivische Arbeit nennt man die Art Malerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glasflüssen und Marmorstücken, verschiedenfarbigen oder gebeizten Hölzern durch einen Kitt so fein und künstlich zusammengesetzt wird, daß man in einiger Entfernung sie mit dem Pinsel verfertigt glaubt. Wahrscheinlich entstand dieselbe im Morgenlande; ihre Ausbildung aber erhielt sie durch die Griechen, die sie Lithostrotie nannten; zu Sulla's Zeit kam sie aus Griechenland zu den Römern. Unter zahlreichen in Italien und den von den Römern besetzten Ländern ausgegrabenen Mosaiken sieht das am 24. Oct. 1831 in der casa del Fauno, oder in dem Goethe's-Hause aufgegrabene Schlachtgemälde oben an, welches aus vielen hunderttausend Steinflüssen zusammengesetzt, wahrscheinlich die Schlacht des Marcellus mit den Galliern, nach früherer Annahme aber eine Schlacht Alexander's mit den Persern, darstellt. Auch nach der Völkerwanderung erhielt sich diese Kunst unter den byzantin. Griechen sowol als in Italien und wurde fortwährend zum äußern und innern Schmuck der Kirchen angewendet. Durch die aufblühende Frescomalerei von den größern Wandflächen verdrängt, beschränkte sich das Mosaik seit dem 15. Jahrh. auf kleinere Prunkwerke und wurde nur noch ausnahmsweise im Großen angewendet; z. B. in der innern Kuppel der Peterskirche, die Clemens VIII. zu Anfange des 17. Jahrh. mit solcher Arbeit schmücken ließ. Giambattista Calandra verbesserte die Mosaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehre nachfolgende Künstler wendeten sie an, Originalgemälde berühmter Meister, z. B. Guercino's Martir der heil. Petronilla und Domenichino's Abendmahl des sterbenden heil. Hieronymus, zu copiren und dadurch in ihrer ursprünglichen Frische und Schönheit zu verewigen, da eine fast unverwüßliche Dauer dieser Art Gemälde einer ihrer größten Vorzüge ist. Eine eigene Kunstschule in Mosaik wurde zu Rom im Anfange des 18. Jahrh. von Pietro Paolo Christophori angelegt und es hat dieselbe für Hebung dieser Kunst nicht wenig beigetragen. Eine der kolossalsten Mosaiken der neuern Zeit ist das in der Größe des Originals ausgeführte Abendmahl des Leonardo da Vinci, das sich gegenwärtig in Wien befindet. Besonders berühmt sind gegenwärtig

zwei Arten von Mosaik, das römische und das florentinische. Ersteres wird aus Steinen und Glasflüssen zusammengesetzt, sodas man jede beliebige Schattirung und Nuance hervorbringen und das Colorit von Gemälden vollkommen erreichen kann; das florentinische dagegen wird aus lauter harten Steinen (zum Theil Halbedelsteinen, auch Perlen) verfertigt, ist deshalb ungleich mühsamer und wird nur selten zu Gemälden, sondern mehr zu Tischplatten u. dgl. benutzt. Das Mosaik in Holz nennen die Italiener *Tansia* oder *Tersia*, die Franzosen *Marqueterie*. Auch das Holzmosaik war schon den Alten bekannt und wurde durch Filippo Brunelleschi und Giuliano da Majano im Anfange des 15. Jahrh. wiederhergestellt. Namentlich fertigte Letzterer in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn seine Schüler Guido del Serbellino und Domenico di Mariotto unterstützten. Die vollendetsten Arbeiten aber in der Holzmosaik lieferte Benedetto da Majano im 15. Jahrh., und der etwa spätere Giovanni da Verona, 1469—1537, ein Schüler Brunelleschi's. Auch im 17. Jahrh. wurden sehr schöne Holzmosaiken ausgeführt, z. B. Holztapeten für den Prinzen Karl von Lothringen zu Neuwied, welche den Sabinerinnenraub vorstellten. Das mechanische Verfahren bei dem röm. und florentin. Mosaik ist folgendes. Auf einen Grund von starken zusammengeklammerten Plattsteinen, der von einem starken Rahmen eingeschlossen ist, wird ein Kitt dicke aufgetragen. In diesen weichen Kitt werden die Steine, Marmorstücke oder Glasflüsse, der auf demselben vorgezeichneten Figur gemäß, genau nach dem zu copirenden Gemälde eingesetzt, und ist der Kitt allmählig verhärtet, so wird die Arbeit polirt. Durch Rauch, Schmutz oder sonst unscheinbare oder verdorbene Mosaiken kann man abschleifen, um sie wieder in ihrer ursprünglichen Schönheit zu erhalten. Auch kann man die Mosaiken mehrmals quer durchsägen, um sie zu vervielfältigen. Eine deutsche Art Mosaikmalerei erfand 1819 Franz Xaver Fernbach, geb. zu Waldkirch im Breisgau. Auch gehören hierher die Mosaiken aus Moos und die Arbeiten der Gebrüder Catel in Stuck.

Mosaïsches Recht oder **Mosaïsche Gesetzgebung** heißt der Inbegriff der Gesetze und Rechte, welche in den dem Moses (s. d.) beigelegten Schriften enthalten sind. Die Verbindlichkeit des Mosaïschen Rechts ist nach Erlöschung des jüd. Staats keine vollkommene mehr. Selbst die Juden sind an dasselbe nicht durchaus, sondern nur in religiöser und ceremonieller Hinsicht gebunden. Die christlichen Staaten haben nur einzelne Vorschriften des Mosaïschen Rechts, namentlich in Betreff der Ehe und der verbotenen Grade, beibehalten. Vgl. Michaelis, „Mosaïsches Recht“ (6 Bde., Frankfurt. 1775—1803).

Mosaïsk, s. **Moshaïsk**.

Mosaïsmus, s. **Judenthum**.

Moscati (Pietro Graf), ein berühmter Arzt und Staatsmann zu Mailand, geb. 1736, machte in seiner frühern Lebensperiode hauptsächlich dadurch Aufsehen, daß er die Ideen Rousseau's, selbst dessen Ansicht vom Naturzustande, mit Eifer erfassend, in einer eigenen Schrift mit allen Gründen der Anatomie und Physik zu beweisen suchte, wie der Mensch von der Natur bestimmt sei, nicht auf zwei, sondern auf vier Füßen zu gehen. Ein eifriger Patriot, hatte er beim Ausbruch der Revolution, für die er sich sehr lebhaft interessirte, manche Verfolgungen zu erdulden, doch 1798 wurde er einer der Directoren und bald darauf Präsident der Cisalpinischen Republik. Nach dem Einrücken der Russen und Östreicher im J. 1799 verhaftet, brachte ihn der Umstand, daß er bei einer Krankheit des Erzherzogs Karl zu Rathe gezogen wurde, wieder in Freiheit. Nach der Schlacht bei Marengo trat er von neuem in den Staatsdienst ein und wurde zu der Consulta in Lyon bechieden, durch welche Napoleon im Jan. 1802 die Cisalpinische Republik in die Italienische verwandelte. Auch gehörte er zu den Mitgliedern der Staatsconsulta, die im März 1805 zu Paris dem Kaiser Napoleon die ital. Krone antrug. Hierauf wurde er Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italien, Mitglied des ital. Instituts, Präsident der ital. Akademie und Graf. Er stand bei Napoleon, wie bei dem Vicekönig Eugen in hohem Ansehen. Als Senator versuchte er im J. 1814 seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um die Erhebung des Letztern auf den Thron von Italien durchzusetzen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er außer aller öffentlichen Thätigkeit zu. Er starb zu Mailand am 19. Jan. 1824. M. war ein sehr edler Charakter; seine hohe

Stellung und seinen Reichthum benutzte er, Wissenschaften und Künfte zu unterstützen. Sein Haus mit reichen Sammlungen von Instrumenten, anatomischen Präparaten und Bildungsmitteln aller Art stand jedem Freunde der Wissenschaft offen, und seinen Freunden und Bekannten diente er selbst in der Periode seiner glänzendsten Stellung als Arzt.

Moschee, entstanden aus dem arab. Medschid, d. h. Anbetungsort, ist der Name für die mohammedan. Bethäuser. Etwas Charakteristisches der Moscheen in ihrer Bauart sind die Kuppeln und noch mehr die etagenweise aufsteigenden, mit Halbmonden an der Spitze gezierten Thürme, Minarets genannt, von denen herab ein meist blinder Ausrufer die Gebetszeit verkündet. Übrigens sind sie meist viereckige Gebäude mit Vorhöfen, wo Brunnen zu Waschungen sich befinden. Im Innern bilden Arabesken und an die Wand geschriebene Sprüche des Koran die einzige Ausschmückung; Bilder fehlen ganz. Der Boden ist meist mit Teppichen oder Matten belegt; Sitze gibt es nicht. Im Südosten befindet sich eine Art Kanzel für den Imâm und in der Richtung, wo Mekka liegt, eine Art Wandschrank mit dem Koran, wohin die Betenden ihren Blick zu richten haben. Die größern Moscheen, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienst abgehalten wird und in der Türkei die öffentliche Fürbitte für den Großherrn stattfindet, heißen *Dschamis*. In der Regel dürfen nur Befenner des Islam die Moscheen betreten; doch ist man in der Türkei und den von ihr abhängigen Ländern, sowie in Ostindien schon längst in dieser Beziehung weniger streng. Mit größern Moscheen sind Medressen, d. h. Schulen, Imarets, d. h. Hospitäler, auch wol öffentliche Küchen, in denen für die Armen gekocht wird, verbunden, und ihre Einkünfte beziehen die Moscheen von Grundstücken, die dafür große Vorrechte genießen.

Moscheles (Ignaz), einer der berühmtesten Pianofortspieler und beliebter Componist für das Pianoforte, der Sohn eines israelit. Kaufmanns, wurde zu Prag am 30. Mai 1794 geboren. Da er schon in früher Jugend große Neigung für die Musik zeigte, so übergab ihn sein Vater 1804 dem Unterrichte Friedr. Dionys Weber's, unter dessen Leitung sich sein Talent auf das Glückliche entwickelte. Im J. 1808 ging er nach Wien, wo er in Albrechtsberger einen vortrefflichen Lehrer und in Salieri einen väterlichen Rathgeber fand. Zu seiner weitern Ausbildung trug der Betteifer mit andern großen Clavierspielern hier nicht wenig bei. Nach mehren Kunstreisen, z. B. in das nördliche Deutschland in den J. 1816 und 1817, ging er 1820 über Holland und Frankreich nach England, wo er durch seine überraschende Kraft und Bravour, seinen feurigen, glänzenden Vortrag, seine interessanten effectreichen Compositionen und vor Allem durch sein glänzendes Talent, frei zu phantasiren, überall große Bewunderung erregte. Zwar kehrte er 1823 nach Deutschland zurück, wo er in München und Wien auftrat; doch schon 1825 ging er wieder nach London, wo er seitdem seinen bleibenden Aufenthalt nahm und Professor der Musik an der Akademie wurde. Dabei machte er jedoch von Zeit zu Zeit größere Kunstreisen, namentlich nach Frankreich, sowie noch in neuester Zeit durch Deutschland. Die mechanische Vollendung im Pianofortspiel, welche M. als Mittel seiner Kunstübung so unverküdt im Auge hat, zeigt sich bei ihm nach zwei Seiten hin gleich groß; nämlich ebenso sehr im Glänzenden und Gewaltigen als im Hervorbringen des Zierlichsten und Lieblichsten, und die Kraft und Präcision seines Spiels machen dasselbe für beide Arten gleich geeignet. Weniger gelingt ihm das gehaltene, singende Adagio, und das Sentimentale scheint ihm fremd zu sein. Er ist originell in Passagen, und die Bildung derselben ist häufig der Mittelpunkt seiner freien Phantasien, die darum auch zum großen Theil die Gestalt von Variationen annehmen. Mit Hummel und Kalkbrenner theilte er die größte Meisterschaft im Pianofortspiel, bis Liszt, Henselt, Thalberg und andere neuere Virtuosen auftraten. Seine Compositionen, gleich trefflich durch Erfindung wie durch solide und kunstreiche Ausführung, gehören mit denen von Hummel zu den gebiegensten Virtuosenwerken, welche die wiener Schule hervorgebracht hat. Von den frühern sind neben den beliebten Alexandersvariationen anzuführen: die Sonate, welche er Beethoven gewidmet hat, die Sonate *melancolique*, ein Sertett mit Pianoforte, die *Allegri di bravura*, ein vierhändiges Rondo und eine vierhändige Sonate, die brillanten Variationen über das Thema „*Au clair de la lune*“ und „*Jadis et aujourd'hui*“, und seine „*Etudes*“, durch die er sehr wesentlich auf die Entwicklung des Pianofortspiels eingewirkt hat; unter den

neuern eine zweite Sammlung von „Etnudes“ und eine große vierhändige Sonate, die aber noch nicht im Druck erschienen ist. Concerte für Pianoforte hat er eine ganze Reihe geschrieben; die vorzüglichsten sind das in G-moll und nächst diesem das in Es-dur. M. ist ganz gegen die Sitte der meisten ältern Künstler stets den Fortschritten der Zeit nicht allein mit Interesse gefolgt, sondern hat auch denselben einen lebendigen Einfluß auf seine Werke gestattet, wodurch diese hin und wieder einen mehr effektischen Charakter erhalten haben.

Moscherosch (Hans Mich.), eigentlich Moserosch, einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller des 17. Jahrh., stammte von einer aragones., unter Karl V. nach Deutschland gekommenen Adelsfamilie. Unrichtig ist die Angabe, daß sein Name eine Übersetzung von „Kalbskopf“ sei. Er wurde am 5. März 1600 zu Wildstadt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (im Badischen) geboren, wo sein Vater Prediger war, und studirte zu Strasburg die Rechte. Nachdem er einige Jahre Hauslehrer bei dem jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg gewesen, erhielt er 1628 eine Anstellung als Amtmann bei dem Grafen von Kröchingen und wurde 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislaus von Croy zu Vinsingen. Hier verlor er in Folge der Kriegerunruhen sein ganzes Eigenthum und mußte nach Strasburg flüchten. Hierauf war er eine Zeit lang schwed. Kriegsgrath. Seit 1656 als Rath in Diensten des Grafen Friedrich Kasimir von Hanau angestellt, erhielt er in der Folge das Präsidium bei der Kanzlei, der Kammer und dem Consistorium zu Hanau. Er starb zu Worms am 4. Apr. 1669. M. war seit 1645 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte; als Schriftsteller nannte er sich Philander von Sittewald. Sein Hauptwerk ist „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philander's von Sittewald, d. i. Straffschriften Hans Michael Moscherosch's von Wildstadt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Handel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel gestellt und gesehen werden u. s. w.“ (2 Bde., Strasb. 1650). Dasselbe besteht aus 14 allegorisch-satirischen, zuerst einzeln gedruckten Traumbildern, die die verschiedensten Gebrechen der Zeit mit seltener Lebendigkeit und Anschaulichkeit geißeln; für die gegenwärtige Zeit wird ihr Werth gemindert durch die mit viel todter Gelehrsamkeit und fremden Wörtern ausgestaffte Sprache. Die spätere Ausgabe (7 Bde., 1646—47, 12.) enthält sehr viele unechte Zusätze. M. hat zwar die Idee zu seinen „Gesichten“ dem Spanier Quevedo zu danken, dieselbe aber in durchaus eigenthümlicher Weise benützt. Übrigens ist er nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Durinus M., der unter dem Namen Philander Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war und 1673 ein „Poetisches Blumenparadies“ herausgab.

Moschus, ein griech. Idyllendichter aus Syrakus im 3. Jahrh. v. Chr., war, wie sein Zeitgenosse Bion (s. d.), ein Nachahmer des Theokrit (s. d.), den er jedoch durch Schmuck zu überbieten suchte. Die von ihm noch vorhandenen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen und hymnische Darstellungen als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Ländeleien. Meist finden sie sich an den Ausgaben des Bion und Theokrit.

Moschus und Moschusthier, s. Bisamthier.

Moscovade, s. Zucker.

Mosel (franz. Moselle), ein Nebenfluß des Rhein, entspringt in Frankreich am Berge Drumont in dem Vogesengebirge, nahe bei der Quelle der südlich fließenden Saone, wird bei Pont-à-Mousson schiffbar und ergießt sich bei Koblenz in den Rhein. Sie durchfließt die franz. Departements der Vogesen, der Meurthe und der Mosel, einen Theil des Herzogthums Luxemburg und die preuß. Rheinprovinz, berührt die Städte Epinal, Toul, Metz, Thionville und Trier, und nimmt auf ihrer linken Seite unterhalb Nancy die Meurthe, bei Metz die Seille und unweit Trier die Saar, auf der rechten Seite oberhalb Thionville die Orne und oberhalb Trier die Sure oder Sauer auf. Die Länge ihres Laufs, den sie erst in nordwestlicher, dann in nördlicher, und von Thionville in nordöstlicher Richtung nimmt, beträgt gegen 80 Meilen. Die Schifffahrt auf ihr ist zwar wegen der Krümmungen, die sie besonders zwischen Trier und Koblenz macht, sehr langwierig und wegen der gefährlichen Stellen am Müdenloch, am Sommerloch und an den Felsen bei Briedern und Alf sogar

gefährlich, aber dennoch für den Rheinhandel von großer Wichtigkeit. Die Moselschiffe, Traubertenkähne und Bohrnachen genannt, sind äußerst stark gebaut mit platten engen Böden, vorn spitz und hinten rund; sie haben gewöhnlich 80 F. Länge und 20 F. Breite und tragen in der Regel eine Last von 600—1000 Ctr. Die Haupthandelsgegenstände, welche die Mosel herab in den Rhein geführt werden, sind Dachschiefer, Holz, Holzkohlen, Kalk, Apothekerwaaren, Liqueurs, Steinkohlen, Gyps, Pottasche, Salz, Lohrinde, Glaswaaren, Schleiffeine, franz. und vor Allem Moselweine; aus dem Rhein gehen in die Mosel namentlich Stahl, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Colonialwaaren. Die Ufer der Mosel sind von Trier bis Koblenz äußerst malerisch, und insbesondere gewährt die Gegend von Trarbach die schönsten, mannichfaltigsten Ansichten. Unter den Alten besang die Mosel der Dichter *Ausonius* (s. d.). Vgl. Klein, „Beschreibung des Moselthals“ (Kobl. 1831) und „Moselreise von Trier bis Koblenz“ (3. Aufl., Kobl. 1846).

Mosellanus (Petrus), eigentlich Schade, einer der Beförderer der classischen Studien im Zeitalter der Reformation, war zu Protog an der Mosel im Trierischen im J. 1493 geboren und unter 14 Kindern das jüngste. Sein Vater, ein Winzer und Kleinhändler, wollte ihn studiren lassen, starb aber, und M. sah sich nun selbst überlassen. Auf der Schule zu Köln erwarb er sich tüchtige Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen; dann ging er nach Leipzig, wo er namentlich an dem Professor Kasp. Börner einen bedeutenden Gönner fand. Auf Anrathen desselben wurde er zunächst 1514 Lehrer an der neugegründeten Schule zu Freiberg, jedoch noch in demselben Jahre von Herzog Georg von Sachsen als Professor der griech. und lat. Sprache an der Universität zu Leipzig angestellt. Hier starb er bereits am 19. Apr. 1524. Er stand mit Erasmus, Melancthon, Cobanus Hefius, Camerarius und Micellus in enger Freundschaft. Sein Hauptbemühen war dahin gerichtet, die gelehrten Schulen zu verbessern und die Wissenschaften in größere Aufnahme zu bringen. Vgl. Köhler, „Petri Mosellani memoria“ (Lpz. 1805).

Moson (Jul.), eigentlich *Moses*, aber christlicher Herkunft, ein bekannter deutscher Dichter, ist in Marienei, einem Dorfe des sächs. Voigtlandes, am 8. Juli 1803 geboren. Von seinem Vater, dem Schullehrer des Orts, einem humoristischen, geistig belebten Manne, vorgebildet, besuchte er das Gymnasium zu Plauen und seit 1822 die Universität zu Jena, wo er die Rechte studirte. Im J. 1824, im Begriff nach Leipzig zu gehen, verlor er seinen Vater, welcher Verlust drückende Sorgen für ihn und seine Familie zur Folge hatte. Dennoch ermöglichte er es, mit einem Freunde eine Reise durch Tirol nach Italien zu machen, von der er 1826 zurückkehrte. Hierauf vollendete er in Leipzig sein Fachstudium und bestand 1828 die juristische Prüfung. Nachdem er sich einige Jahre in seiner Heimat bei einem Sachwalter in praktischen Arbeiten geübt hatte, ging er nach Leipzig und 1831, nach erlangter Advocatur, als Actuar an das Patrimonialgericht Kühren. Als das Patrimonialgericht 1834 an den Staat überging, wendete er sich nach Dresden, wo er als Advocat thätig und als Armenadvocat angestellt, in freundlichen Verhältnissen einen immer höhern Aufschwung nahm, bis er 1844 mit dem Titel als Hofrath einem Rufe als Dramaturg an das Hoftheater in Oldenburg folgte. M. trat als Dichter zuerst auf mit dem auf eine ital. Sage gegründeten „Lied vom Ritter Bahn“ (Lpz. 1831); geistig hiermit verwandt war sein „Ahasver“ (Dresd. und Lpz. 1838). Beide Gedichte waren aber zu sehr aus des Dichters subjectivem Geisteszustande hervorgegangen und nur auf dem Wege der Allegorie zur dichterischen Anschaulichkeit gestaltet, als daß sie einen wahrhaft epischen Charakter an sich tragen und eine bedeutende Wirkung hätten hervorbringen können. Ungleich mehr ging er aus sich heraus in seinen „Gedichten“ (Lpz. 1836; 2. Aufl., 1843), von denen „Andreas Hofer“ und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ ganz ins Volk übergegangen sind. Als Novellist trat er auf mit „Georg Ventot“ (Lpz. 1831), welche Novelle durch die Julirevolution angeregt, ihn zuerst der Außenwelt und dem Völkertleben zuführte, dem er in seinem „Congreß von Verona“ (2 Bde., Lpz. 1842) ein Meisterwerk widmete. Seine „Novellen“ (Lpz. 1837), denen sich seine „Blaue Blume“ in der Urania (1840) anschließt, sind größtentheils idyllische Naturgemälde, theilweise in das Phantastisch-Märchenhafte überspielend, ohne letzteres hinreichend mit dem realen Boden, auf den es gestellt ist, zu verschmelzen. Seine neueste Entwicklungsstufe seit 1836 ist bezeichnet durch seine Dramen „Heinrich

der Finkler“, „Cola Rienzi“, „Die Bräute von Florenz“, „Kaiser Otto III.“ und das Lustspiel „Die Wette“. Den größten Fortschritt unter denselben beweist das Drama „Otto III.“, welches zwar manchen Angriff, doch überwiegenden Beifall bei den Darstellungen in Dresden und Leipzig fand. Geschickte Anlage, lebendiger Fortschritt der Handlung, wahrhaft poetische Behandlung der Sprache sind diesen Arbeiten allen eigen; doch hat es dem Dichter an praktischer Bühnenkenntniß gefehlt. Übrigens zeichnen sich alle seine Dichtungen, abgesehen von den formellen Vorzügen, durch geistigen Gehalt und Gesinnung aus.

Mofengeil (Friedr.), ein beliebter deutscher Erzähler, geb. am 26. März 1773 in Schönau unweit Eisenach, wo sein Vater Pfarrer war, studirte in Jena Theologie und war dann Lehrer an der von Cotta in Jillbach begründeten Forstschule, bis er nach dem Wunsche seines Vaters, der inzwischen Pfarrer in Frauenbreitungen geworden war, dessen Ansehensgehilfe wurde. Sieben Jahre später, im J. 1805, übertrug ihm die verwitwete Herzogin von Sachsen-Meiningen die Erziehung ihres einzigen Sohnes, des Herzogs Bernhard Erich Freund, den er später auch auf die Universitäten nach Jena und Heidelberg und auf seinen Reisen nach der Schweiz, Oberitalien, Belgien, Holland und Frankreich begleitete. Nach dem Regierungsantritte des Herzogs im J. 1821 erhielt er die ihm bestimmte Stelle im Consistorium zu Meiningen, der er bis zu seinem Tode am 2. Juni 1839 vorstand. Seine Erzählungen, die verdienten Beifall fanden, vereinigte er später in den Sammlungen „Liebesein und die neuen Arkadier“ (2. Aufl., Frankf. 1826); „Reisegefährten“ (3 Bde., Frankf. 1825—28); „Drei Freunde auf Reisen“ (3 Bde., Lpz. 1828), und „Sommerabendstunden“ (2 Bde., Hildburgh. 1831). Nirgend ist seine Absicht blos auf flüchtige Unterhaltung, sondern immer auch auf sittliche Anregung zum Guten, Wahren und Schönen gerichtet. Das Andenken seines Jugendgespielen Ernst Wagner ehrte er durch eine Sammlung der Werke desselben (12 Bde., Lpz. 1824—28) und die „Briefe über den Dichter Ernst Wagner“ (2 Bde., Schmalk. 1826). M. war eine durchaus reine und milde Natur; in seltenem Maße befaß er die Gabe der freien Rede. Noch ist zu bemerken, daß er sich zuerst unter den Deutschen mit Stenographie beschäftigte und auch während seines Aufenthalts in Jillbach ein Büchelchen darüber schrieb (3. Aufl., Jena 1819).

Mosser (Joh. Jak.), einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, geb. zu Stuttgart am 18. Jan. 1701, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1717 die Universität zu Tübingen, wo er 1720 außerordentlicher Professor der Rechte wurde. Da er hier nicht viel Beifall fand, so ging er 1721 mit dem Charakter eines herzoglich würtemberg. Regierungsraths nach Wien, wo er an dem Reichsvicekanzler, Grafen von Schönborn, einen vorzüglichen Gönner fand. Da jedoch derselbe ihm zu keiner Anstellung verhelfen konnte, weil er nicht katholisch werden wollte, so kehrte er nach dem Vaterlande zurück, verließ dasselbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserlichen Hofes ansah, und ging aufs neue nach Wien. Nachdem eine nochmalige Reise nach Württemberg ihn überzeugt, daß daselbst für ihn nichts zu hoffen sei, wendete er sich 1725 ganz nach Wien. Weil aber das württemberg. Ministerium von seinem Aufenthalte zu Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so wurde er 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen und 1727 ordentlicher Professor der Rechte bei dem fürstlichen Collegium in Tübingen. Aus Ärger über mancherlei Anfechtungen von Seiten seiner Collegen legte er nach wenigen Jahren seine Stelle nieder; allein schon 1733 wurde er von dem neuen Herzoge, Karl Alexander, in seine frühere Regierungsrathsstelle wieder eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preuß. Geh. Raths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder vertauschte. Verschiedene Verdrießlichkeiten, besonders über eine vom König angeordnete burleske Disputation, bewogen ihn, 1739 auch diese Ämter niederzulegen. Hierauf lebte er zu Ebersdorf im reußischen Voigtlande, bis die Ausbreitung der herrnhutischen Sekte, welche ihn und seine Familie vom Abendmahl ausschloß, ihn von hier vertrieb, worauf er 1747 die vom Landgrafen zu Hessen-Homburg ihm angebotene Stelle als Geh. Rath und Chef der Kanzlei annahm. Doch wegen des Widerstandes, den er hier in der Ausführung seiner Kameral- und andern Grundsätze erfuhr, nahm er auch hier nach kurzer Zeit seine Entlassung und lebte seit 1749 zu Hanau, wo er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie anlegte. Nur der

Ruf, den er 1751 als Landschaftsconsulent in sein Vaterland erhielt, konnte ihn vermögen, dieselbe aufzugeben. Als hier zwischen dem Herzog und den Landständen allerhand Irrungen und Streitigkeiten entstanden, ließ ihn dieser, als den angeblichen Verfasser der wider den Herzog gerichteten Schriften 1759 in sehr harten Festungsarrest nach Hohentwiel bringen, und ohne ein einziges Mal verhört worden zu sein, wurde er erst 1764 auf Befehl des Reichshofraths freigegeben. Hierauf begab er sich wieder nach Stuttgart, wo ihn der Herzog nicht nur für schuldlos erklärte, sondern auch als Landschaftsconsulenten wieder einsetzte; doch nahm M. seitdem wenig und seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften, sondern verlebte den Rest seiner Tage größtentheils unter schriftstellerischen Arbeiten. Er starb am 30. Sept. 1785. M.'s vielfache Erfahrungen, ausgebreitete Geschäfte und weitläufige Verbindungen gaben ihm einen sichern praktischen Blick, der gegen die schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abfiel. Durch diesen, sowie durch seinen Sammlerfleiß, seine Freimüthigkeit, Gradheit und Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geschichte des deutschen Staatsrechts würdig macht, wenngleich ihm Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfsinn und eigentliche juristische und historische Gelehrsamkeit abgingen. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verschiedenartigsten Geschäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen seines Lebens so unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war in der That staunenerregend; die Zahl aller seiner, jetzt freilich veralteten und zum Theil unbrauchbar gewordenen Schriften beträgt über 400; wir erwähnen davon das „Deutsche Staatsrecht“ (50 Bde., nebst 2 Bdn. Supplementen und 1 Bd. Register, Nürnberg. 1737—54, 4.), „Neues deutsches Staatsrecht“ (21 Bde., Stuttg. und Frankf. 1761—75, 4.), „Deutsches Staatsarchiv“ (13 Bde., Hanau und Frankf. 1751—57, 4.), „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland“ (neue Ausg., Lüb. 1754) und seine Schriften über das positive europ. Völkerrecht, welches er zuerst in ein System brachte. Auch lieferte er seine eigene Lebensbeschreibung (4 Bde.; 3. Aufl., Frankf. und Lpz. 1777—83), in welcher besonders die Erzählung, wie er sich während seiner Haft die Zeit zu vertreiben suchte, sehr anziehend ist. — Sein Sohn, Friedr. Karl von M., geb. zu Stuttgart am 18. Dec. 1723, der sich ebenfalls als Schriftsteller über das Staatsrecht durch seine mit großer Kenntniß der Staatsverhältnisse verbundene Freimüthigkeit auszeichnete, war mehre Jahre Reichshofrath in Wien, dann Geh. Rath und Minister in Hessen-Darmstadt, wo er indeß 1780 plötzlich entlassen wurde. Seitdem privatisirte er an mehren Orten und starb zu Ludwigsburg 1798. Unter seinen ebenfalls zahlreichen Schriften nennen wir die „Kleinen Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts“ (12 Bde., Frankf. 1751—65), „Sammlung von Reichshofrathsgutachten“ (6 Bde., Frankf. 1752—54), „Sammlung der wichtigsten Deductionen in deutschen Staats- und Rechtsfachen“ (9 Bde., Ebersdorf 1752—64), „Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei“ (1755), „Der Herr und der Diener“ (1759), „Reliquien“ (1767), „Patriotisches Archiv“ (12 Bde., Frankf. und Lpz. 1784—90), „Neues patriotisches Archiv“ (2 Bde., Manh. 1792—94), „Geschichte der Waldenser“ (Zür. 1798) und „Luther's Fürstenspiegel“ (neue Ausg. von Meyer, Frankf. 1834).

Möser (Justus), ein geistreicher Staatsmann, mit Recht Deutschlands Franklin genannt, wurde am 14. Dec. 1720 zu Dösnabrück geboren, wo sein Vater Kanzleidirector und Consistorialpräsident war, und studirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft. Doch das wichtigste Studium für seinen Beobachtungsgeist war das menschliche Leben selbst. Zugleich bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der engl., franz. und ital. Classiker. Als Sachwalter nahm er sich mit Wärme der unterdrückten Anschuld an; er allein widerstand der Willkür des damaligen Statthalters von Dösnabrück. Das Vertrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände zum Secretair und zum Syndicus der Ritterschaft. Sein edler Charakter bewährte sich vorzüglich in den Drangsalen des Siebenjährigen Kriegs, wo er durch weise und redliche Thätigkeit seinem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslasten bedeutende Summen ersparte. Überall im bürgerlichen Geschäftsleben sah er klar den innern Zusammenhang des Zwecks und der Mittel;

allein er dachte nicht blos, sondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und sein edles Herz erhielt ihn stets auf der Höhe des Weltbürgers und Menschenfreundes. Er war seit der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs wol der erste deutsche Staatsmann, der es ungeschweht aussprach, daß Wahrheit und Redlichkeit auch im Staatsleben erste Pflicht seien. Er war 20 Jahre hindurch, während der Minderjährigkeit des Herzogs Friedrich von York, der als protestantischer Bischof 1763 Dsnabrück erhielt, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erste Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherren und den Ständen, deren beider Vortheil nicht immer ein und derselbe war. Allein sein ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskennntnis und sein Fleiß, verbunden mit unerschütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Collisionen hindurch. Von 1762 an Justitiar beim Criminalgerichte in Dsnabrück und, nachdem er diese Stelle 1768 niedergelegt, bis zu seinem Tode als Geh. Referendar bei der Regierung angestellt, nahm er nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung 1783 den Titel eines Geh. Justizraths an. Er starb am 8. Jan. 1794. So groß sein Ruf in seinem Wirkungskreise war, so liebenswerth erschien er in dem engern Kreise des Hauses und der Gesellschaft. Er war ein großer, stark und ebenmäßig gebauter Mann. Schon durch sein Äußeres flößte er Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher; sein Wesen ernst und freundlich; sein Gesicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe besiegen, indem er der Meinung war, daß die Natur selbst das Übel niederkämpfe und deshalb nicht gestört werden dürfe. Erst in seiner letzten Krankheit erkannte er seinen Irrthum; als er die Nähe seines Todes fühlte, sagte er mit Gleichmuth: „Ich habe den Proceß verloren!“ Ddne Schriftstellerruhm zu suchen, fand er ihn durch seine gründlichen, geistreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Brust und mit unerreichbarer Laune schrieb er über Fehler und Verbesserung der Sitten, über öffentliche Anstalten, über Geschichte, Staats- und bürgerliches Recht, und sowol der innere Gehalt seiner Schriften als seine eigenthümliche Schreibart sichern ihm unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. Seine „Dsnabrückische Geschichte“ (2 Bde., Dsnabr. 1768; 2. umgearb. Aufl., Berl. 1780; 3. Aufl., 1820), die bis zum J. 1192 reicht, ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutsche Geschichte manchen Aufschluß geben, und in ihr ist ein Muster für fruchtbare Behandlung vaterländischer Specialgeschichten gegeben. Den dritten Theil dieses Meisterwerks, mit Urkunden, gab aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse Herbart von Bar (Berl. 1824) heraus. Ein wahres Nationalwerk sind seine „Patriotischen Phantasien“ (1775 — 86; 3. Aufl. von seiner Tochter F. W. J. von Voigt herausgegeben, 4 Bde., Berl. 1804). Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche M. von 1766 — 82 für Dsnabrück schrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weise bekannt zu machen. Auch M.'s „Vermischte Schriften“, die Fr. Nicolai nebst dessen Lebensbeschreibung herausgab (2 Bde., Berl. 1797 — 98), enthalten zahlreiche Beweise seiner Menschenkennntnis und seiner gesunden Laune, z. B. „Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-komischen“ (gegen Gottsched) und „Über die deutsche Sprache und Literatur“ (gegen Friedrich II.). Ein Trauerspiel „Arminius“, 1748 geschrieben, folgt noch ganz der Gottsched'schen Schule und wurde deshalb bald vergessen. Eine vollständige Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke“ (10 Bde., Berl. 1842 — 43) hat B. R. Abeken besorgt. Ein ehernes Standbild wurde ihm am 12. Sept. 1836 in seiner Vaterstadt errichtet.

Moses, der Heerführer und Gesetzgeber der Israeliten, wurde um 1600 v. Chr. in Aegypten geboren, zu einer Zeit, wo sein Volk in harter Bedrückung lebte. Sein Vater war Amram, seine Mutter Jochebeth, Beide vom Stamme Levi. Drei Monate nach der Geburt mußte der Säugling zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, ausgelegt werden. Doch die Tochter des Königs von Aegypten, welcher die Sage den Namen Thermutis beilegt, fand am Ufer des Nils das dem Tode geweihte Kind und gab es, da dessen nahestehende Schwester Mirjam die Mutter herbeirief, dieser zur Pflege. Erst als lehrfähiger Knabe kam M. in die Pflege der Königstochter, die ihn den aus dem Wasser Geretteten (Mo-ubsche im Aegyptischen, daher das hebr. Moscheh)

nannte und an Kindesstatt annahm. Dadurch kam er in den Priesterstand, zu dem die königliche Familie gehörte, und konnte nun als Priesterlehrling alle Künste und Wissenschaften sich zu eigen machen, die dieser erste Stand des Reichs in Mythen bewahrte. Von dem Feldzuge in Aethiopien, an dem er in seinem 40. Lebensjahre als Anführer der Aegyptier Theil genommen haben soll, spricht nur die jüd. Sage bei Josephus. Als er in Folge einer Gewaltthat gegen einen ägypt. Vogt flüchtig geworden war, lebte er mehre Jahre unter den Midianitern in der Arabischen Wüste und bildete da den Plan zur Befreiung seines Volks aus. Nach den heiligen Urkunden wurde er durch unmittelbare Eingebung Gottes darauf geführt. Umsichtig ging er, ein Greis von 80 Jahren, an das Werk, allein erst nachdem zehn Landplagen Aegypten verheert hatten, ließ Pharaon die Hebräer ziehen. M. führte sie mit aller ihrer Habe aus Aegypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den Arabischen Meerbusen, in welchem der treulos nachsetzende Pharaon mit Mann und Rosse ertrank. Doch diese Rettung von dem furchtbarsten Feinde war nur der Anfang seines Unternehmens: während wogte um ihn die rohe Masse eines Volks, das keine Regel in der Freiheit kannte. Der Mangel in der Wüste, das Zusammenstoßen mit feindlichen Beduinenvölkern, die Eifersucht neidischer Aeltesten waren Hindernisse, die nur die Weisheit und Energie eines M. zu überwinden vermochte. Bei allen seinen Anordnungen betraf er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Güte und Ernst väterlich an sich ziehen und bilden wollte. Die Religion war der Geist des Gesetzes, welches M. im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten zu verkündigen anfang. Angelangt am Berge Sinai in Arabien, ließ er das Volk sich lagern, während er selbst den Gipfel des Bergs erklimmte, wo ihm unter den Schauern der Nähe Gottes kund wurde, nach welchen Gesetzen Israel leben sollte.

Auf den Glauben der Erväter gebaut, waren diese Gesetze, welche M. dem israelit. Volke gab, mehr eine Herstellung der einfachen Wahrheiten, durch die sich die Urwelt zum Höchsten erhob, als eine neue Religion. M. hat das Verdienst, sie von Zerthümen und Thorheiten des Aberglaubens, worin sie unter den Händen abgöttischer Völker fast untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfnissen der zum großen Volke angewachsenen Hebräer ausgebildet zu haben. Der Hauptpunkt seiner Gesetzgebung war die Lehre, daß Jehova, der einige Gott, der weder einen andern Gott neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens dulde, selbst König seines Volks sein und es durch Priester regieren wolle, und daher hatten die Gesetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfassung und Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei der Hebräer bestimmte, ihr göttliches Ansehen. Überall von den Grundforderungen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen ausgehend, waren sie auf die Eigenthümlichkeit des Volks, auf das Klima und die politische Lage des ihm zum Wohnorte bestimmten Landes berechnet. Sie verboten dem Volke jede Vermischung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; sie nöthigten es durch festbestimmte, bis in die geringsten Einzelheiten der täglichen Lebensordnung und der geselligen und häuslichen Verhältnisse eingehende Vorschriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speisen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergessen war, zur Gewöhnung an die seinem Charakter angemessene Bildung; sie legten ihm durch ein streng geregeltes Ritual, das aus tausend Gebräuchen zusammengesetzt, im Ganzen die erhabene Allegorie eines unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darstellte, die Pflicht einer steten Geschäftigkeit im Dienste seines himmlischen Königs auf. Dem Stamme Levi übertrug M. die Verwaltung dieses Dienstes und die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze, und nicht seinen Söhnen, die er unter die gemeinen Leviten zurücktreten ließ; dem Geschlechte seines Bruders Aaron gab er das mit der obersten Staatsgewalt bekleidete Hohepriestertum. Dem von allem Grundeigenthum ausgeschlossenen Stamme Levi machte er die übrigen zwölf Stämme zehntpflichtig, untergab sie eigenen Stammältesten und Richtern und sicherte die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsame Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der das einzige Heiligthum und vermöge der ihm zufließenden Steuern der Mittelpunkt alles Reichthums der Nation wurde.

Dieses waren die Hauptpunkte der Gesetzgebung des M., die, wenn auch Züge ägypt.

Bildung daraus hervorblicken, doch das Bestreben deutlich bekundet, die Hebräer von den ägypt. Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen. Allein die Vortrefflichkeit dieser Gesetzgebung wurde nicht sogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Wegs nach Kanaan sah M. sich durch neue Gährungen genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen, und 40 Jahre eines mühseligen Umherziehens in derselben mußten vergehen, harte Strafen mußten vollzogen werden, Alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten absterben, ehe das Gesetz bei dem neuen, während des Zugs herangewachsenen Geschlechte durchdrang. M., der mit Sorgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, sollte die vollkommene Ausführung seiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Feldherrn Josua (s. d.) zu seinem Nachfolger bestimmt und von dem Volke feierlich Abschied genommen hatte, bestieg er den Berg Nebo in Peräa jenseit des Jordans, von dem er das gelobte Land überschaute, und beschloß hier sein mühevolltes Leben im 120. Jahre. Der abergläubischen Verehrung seiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt. Weil in den nach M. benannten Büchern des Alten Testaments sein eigener Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer spätern Zeit angehört, weil ferner das Material, auf das er schrieb, Stein war, auf welchem Schriften von so großem Umfange, wie die Mosaischen sind, schwerlich aufbewahrt werden konnten, so muß die Kritik allerdings ihre Abfassung und Anordnung in die fünf Bücher (Pentateuchos) einem spätern Zeitalter zuschreiben. Dennoch bleibt es möglich, daß M. die Nachrichten von der Geschichte der Urwelt, die das erste Buch (Genesis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die zehn Gebote und die Beschreibung des Zugs der Israeliten durch die Arabische Wüste im zweiten, (Exodus) und vierten Buche (Numeri), und solche Gesetze, die er der unsichern Sage nicht überlassen konnte, in diesen beiden, dem dritten (Leviticus) und fünften Buche (Deuteronomium) selbst aufgeschrieben hat; doch läßt sich hierüber nichts Genaueres ermitteln. (S. Bibel und Biblische Einleitung.) Vgl. Hess, „Geschichte Moses“ (2 Bde., Zür. 1777); Ilgen, „Urkunde des jerusalemischen Tempelarchivs“ (Halle 1797); Vater, „Commentar über den Pentateuch“ (Halle 1802—5); Erwald, „Composition der Genesis“ (Braunschw. 1823); Ranke, „Untersuchungen über den Pentateuch“ (Erl. 1834) und Stähelin, „Untersuchungen über den Pentateuch u. s. w.“ (Berl. 1843). Als neuere Vertheidiger der Authentie des Pentateuchs sind besonders Hengstenberg und Hävernick zu nennen.

Moses Mendelssohn, s. Mendelssohn (Moses).

Moskaißk, eine Stadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Mündung der Moskaißka in die Moskwa, 14 Meilen von Moskau, mit 2500 E., ist durch die Schlacht am 7. Sept. 1812 merkwürdig, die richtiger die Schlacht an der Moskwa (s. d.) und von den Russen nach dem Dorfe Borodino genannt wird.

Mosheim (Joh. Lorenz von), einer der berühmtesten deutschen Theologen, aus einem steiermärkischen Geschlechte, geb. am 9. Oct. 1694 zu Lübeck, studirte zu Kiel, wo er 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät wurde. Nachdem er mehre Muse abgelehnt hatte, ging er 1723 als ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstedt, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde und später das Generalinspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel erhielt. Im J. 1747 als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen berufen, starb er hier als Kanzler der Universität am 9. Sept. 1755. Große Verdienste um alle Theile der theologischen Wissenschaften sichern seinem Namen eine bleibende Stelle in der Literatur. Namentlich hat ihm die Kirchengeschichte viel zu danken, theils in Hinsicht auf gründliche Forschung, theils deshalb, weil er ihr zuerst eine pragmatische Gestalt gab. In der Kegergeschichte wußte er die künstlichen Systeme aus den Lehren der Keger zusammenzusetzen und irrte dabei nur selten. Sein kirchengeschichtliches Hauptwerk sind die „Institutiones historiae ecclesiasticae“ (Helmst. 1755; neue Aufl. 1764, 4.; deutsch durch von Einem, 9 Bde., Lpz. 1769—78; und von J. Hud. Schlegel, 7 Bde., Heilbr. 1786—96). Nächstdem gehören hierher seine „Institutiones historiae christianae majores“ (1. Abth., 2. Aufl., Helmst. 1763, 4.), „De rebus christianorum ante Constantinum commentarii“ (Helmst. 1753, 4.), „Dissertationes ad historiam ecclesiasticam pertinentes“ (2 Bde., neue Aufl., Altona 1767)

und „Versuch einer unparteiſchen Keſergesichte“ (2 Bde., Helmſt. 1746—48, 4.). Seine „Sittenlehre der heiligen Schrift“ (fortgeſetzt von J. Peter Miller, neue Aufl., 9 Bde., Helmſt. 1770—78, 4.) war wegen ihrer Vollſtändigkeit und wegen ihrer durchaus praktiſchen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung ein vorzügliches Werk, aber in der Ausfüh- rung zu wortreich. Auch in der Kanzelberedtſamkeit machte M. theils durch ſeine „Anweiſung, erbaulich zu predigen“ (herausgegeben von Windheim, 2. Aufl., Erl. 1771), vornehmlich aber durch ſeine für die Zeit ihrer Erſcheinung muſterhaften „Heiligen Reden“ (3 Bde., Hamb. 1732 fg.; neue Aufl., 1765) Epoche, ſodaß man ihn den Vater der neuern deutſchen Kanzelberedtſamkeit nannte, ſowie er denn überhaupt um die didaktiſche Proſa der Deutſchen große Verdienſte hatte. Auch der Auslegungskunſt der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leiſtete er wichtige Dienſte. Er ſchrieb und ſprach ein ſehr elegantes Latein; ſein akademiſcher Vortrag war ein freier und fließender, bloß unterſtützt durch wenige Aufzeichnungen.

Möſten hieß als röm. Provinz das Land im Süden der untern Donau, das gegen Oſten an das Schwarze Meer ſtieß, gegen Süden durch die Bergketten des Hämus und Orbelus von Thrazien und Macedonien, gegen Weſten durch die des Scardus (jezt Skardagh) und durch den Fluß Drinus (Drina), der ſich in die Sau ergießt, von Illyricum getrennt wurde. Der Fluß Ciabrus (Cibriz) theilte es in zwei Hälften, deren öſtliche, Niedermöſien (Moesia inferior) dem heutigen Bulgarien, die weſtliche, Obermöſien (Moesia superior), vom Margius (Morawa) durchfloſſen, dem heutigen Serbien entſpricht. Unter den Städten, die in dem Lande hauptſächlich unter röm. Herrſchaft entſtanden, ſind in Niedermöſien außer der Stadt Tomi am Schwarzen Meere, in deren Nähe Dvid in der Verbannung lebte, beſonders Marcianopolis, Sardica (bei dem jezigen Sophia), und an der Donau Ariopolis (Maſzovat), Dorostorum (Siliſtria) und Nikopolis, und in Obermöſien Biminacium (Biddin), Singidunum (unweit Belgrad), Raiſſus (Riſſa) und Scopi (Uſtup) zu bemerken. Die Einwohner gehörten urſprünglich dem thraziſchen Volksſtamm an (ſ. Thrazien); ſo die Völkereſchaften der Möſier, von den Griechen Myſier genannt, wie ſie auch das Land, gleich dem kleinasiatiſchen, Myſien (ſ. d.) benannten, der Dacier und Geten, die noch vor Alexander's Zeit über die Donau auswanderten (ſ. Dacien und Geten), der Dardanier und der Triballer; die letztern wurden zu Ende des 4. Jahrh. v. Chr. durch die keltiſchen Skordiker (ſ. Keltien), die ſich ſelbſt im weſtlichen M. niederließen, in das öſtliche verdrängt. Über das letztere übten die Perſer ſeit Darius I. (ſ. d.) etwa dreißig Jahre lang die Herrſchaft; ſpäter, zur Zeit des peloponneſiſchen Kriegs, gehörte es zu dem thraziſchen Reich der Ddryſen unter Sitalkes und deſſen Sohn Seuthes. Nach der Eroberung von Macedonien kamen die Römer in Berührung mit den möſiſchen Völkern; ſchon M. Livius Druſus (ſ. d.) ſiegte im J. 111 v. Chr. über die Skordiker; völlig unterworfen wurde das ganze Land im J. 29 v. Chr. durch M. Licinius Craſſus. Seitdem entſtand an der Donau eine Reihe röm. Feſtungswerke, deren Spuren noch jezt übrig ſind. Unter Tiberius erhielt das Land, in welchem zwei Legionen lagen, röm. Provinzial-einrichtung; ſeine Blüte fällt in die Zeit Trajan's, der von hier aus Dacien unterwarf. Im 3. Jahrh. begannen die Einfälle der Gothen (ſ. d.), gegen die Decius (ſ. d.) im J. 251 in M. fiel, bis ihnen Claudius II. durch den Sieg bei Raiſſus im J. 269 und Aurelian im J. 271, der die röm. Colonien aus Dacien nach M. verpflanzte, für einige Zeit ein Ziel ſetzten. Bei dem Andrang der Hunnen überfrönten die Weſtgothen das Land, das ihnen, nachdem Valens gegen ſie bei Adrianopol im J. 378 Schlacht und Leben verloren hatte, Theodoſius I., deſſen Oberherrſchaft ſie anerkannten, einräumte. Viele von ihnen blieben bei dem Wegzug des Volks im Anfange des 5. Jahrh. zurück und erhielten ſich unter dem Namen Moſogothen (ſ. d.) bis ins 6. Jahrh. in dem Lande, das ſeit 395 oſtröm. Provinz war. (S. Byzantiniſches Reich.) In Niedermöſien wanderten im 6. Jahrh. die ſlaw. Anten ein, die gegen Ende des 7. Jahrh. unter die Herrſchaft der Bulgaren (ſ. d.) ſich beugten; in Obermöſien wurden durch Heraclius gegen die Awaren zu Anfange des 7. Jahrh. die Serbier (ſ. d.) aufgenommen.